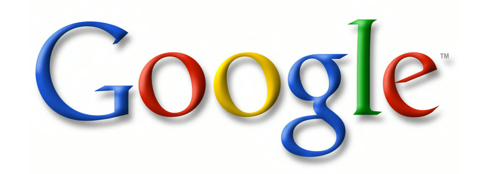
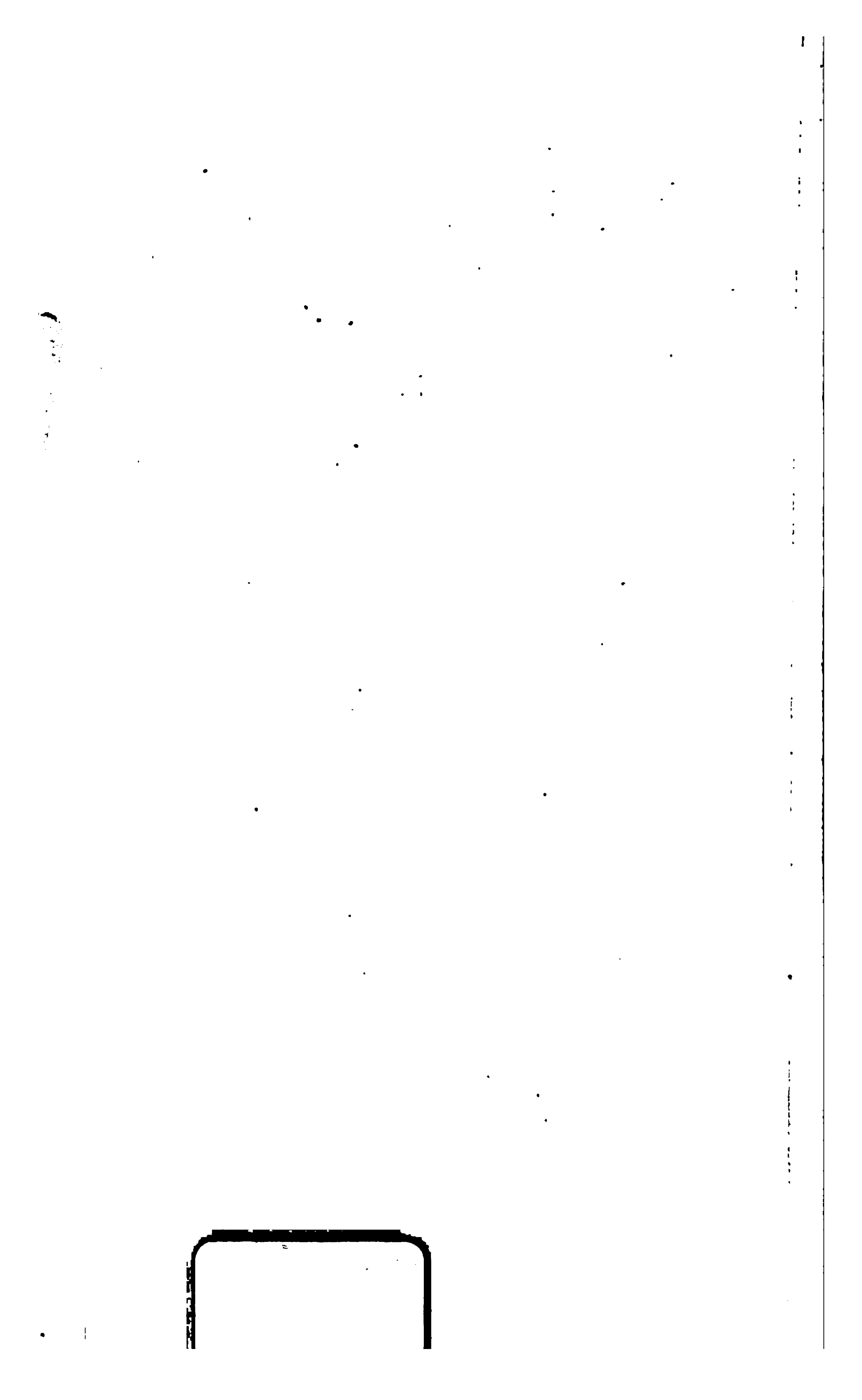







Zeitschrift

Zeitschrift

für den

deutschen Unterricht.

Begründet unter Mitwirkung

von

Rudolf Hildebrand.

Herausgegeben

von

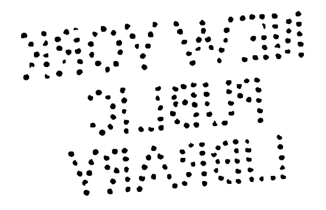
Professor Dr. Otto Lyon.

16. Jahrgang.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1902.



Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Inhalt des sechzehnten Jahrgangs.

A. Allgemeines.

B. Lektüre.

C. Grammatik und Stilistik.

D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

E. Deutscher Aufsatz.

F. Bücheranzeigen.

G.

H.

J.

K.

Über die Notwendigkeit der Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden in den mittleren und oberen Gymnasialklassen.

Vortrag, gehalten auf der Straßburger Philologenversammlung am 3. Oktober 1901.

Von Prof. Dr. Kannengießer in Straßburg.

Wenn ich Sie heute in einer so viel umstrittenen Frage um Gehör bitte, so geschieht es, weil diese Frage mir selber sehr am Herzen liegt, weil es mir Bedürfnis und Pflicht ist, bei gegebener Gelegenheit meine Überzeugung auch öffentlich zu vertreten.

Mich drückt das Bewußtsein, unter den jetzigen Verhältnissen meiner Aufgabe nur unzureichend genügen zu können und weit hinter den Anforderungen zurückbleiben zu müssen, die Staat und Leben an den Gymnasialunterricht zu stellen haben. Ich empfinde das in der zwiefachen Eigenschaft als Geschichtslehrer und als Lehrer des Deutschen, und hauptsächlich aus ökonomischen Gründen beschränke ich mich hier auf das letztere Fach.

Non scholae, sed vitae discimus! Für das Leben haben wir unsere Jugend zu erziehen nicht bloß in dem Sinne, daß ein jeder einst gerüstet sei, im Kampfe persönlicher Interessen seinen Platz sich zu erobern und zu wahren, sondern mehr noch in dem höheren, daß er lerne im Ganzen leben. Es gilt, in unseren Zöglingen das Vermögen auszubilden zu verständnisvoller, hingebender Teilnahme am Leben der Gesamtheit, die Eigenschaften zu entwickeln, deren sie einst bedürfen, um, jeder auf dem Boden seines Berufes, als Gelehrter oder Beamter, als Arzt oder Offizier, die Kulturarbeit der Nation zu fördern. Die Grundbedingungen dieser allgemeinen Bildung, die auf kein einzelnes Studium, kein besonderes Fach praktischer Thätigkeit abzielt und doch alle höheren Berufsarten als eine gemeinsame, rege Kraft verbindet und über das handwerksmäßige Philisterium emporhebt, sind in erster Linie eine Summe und ein Maß sittlicher und intellektueller Fähigkeiten, und insofern das Gymnasium sich der zweckmäßigen Ausbildung derselben widmet, dient es der formalen Bildung im weitesten Sinne. Aber das ist bei all

ihrer Wichtigkeit doch nur die eine Seite der Sache. Wir haben den jungen Leuten, deren Kräfte wir entwickeln, auch eine Ausrüstung mit auf den Weg zu geben, die sie erst in stand setzt, jene Kräfte wirksam zu gebrauchen, Kenntnisse allgemeiner Art, von Natur und Menschenleben, ohne die sie bei aller Tüchtigkeit der Anlagen ihre Zeit nicht verstehen könnten, Kenntnisse also, die das Leben nach dem Abgange von der Schule nicht erst bieten soll, sondern die es voraussetzt und die nur in wenigen Einzelfällen eine glückliche Natur sich nachträglich wird aneignen können. Dazu gehört unter anderm ein klarer und geordneter Blick in die Entwickelungsgeschichte des eigenen Volkes; dieser Blick aber schließt nicht bloß historisches Urteil, sondern auch historisches Wissen ein, und während die Übung jener formalen Eigenschaft nicht notwendig an ein bestimmtes Gebiet gebunden erscheint und jedenfalls an der alten Geschichte ein vorzügliches Lehrobjekt besitzt, hat das Wissen sich bis auf die Gegenwart zu erstrecken, wenn anders die Aufgabe gelöst werden soll, diese aus der Vergangenheit zu erklären. Dieses Wissen darf nicht in der Vergangenheit stecken bleiben, und die Schule, die ihre Zöglinge auf der Bahn historischer Erkenntnis vorwärts zu leiten hat, handelt gegen ihre Verantwortung, wenn sie dieselben plötzlich weit vom Ziele stehen läßt und ihnen anheimstellt, durch den letzten und schwierigsten Abschnitt des Weges sich selbst hindurchzutasten.

Dem Abiturienten, den wir in eingehender Geschichtsbetrachtung aus dem Altertum bis an das Ende der Befreiungskriege geführt haben, um dann den Raum von 1815 bis an die Schwelle unserer Zeit in wenigen Stunden mit ihm zu durcheilen, fehlt der Zusammenhang zwischen dem, was einst gewesen, und dem, was heute ist, und er ist nach seinem Abgang von der Schule übel dran, wenn er sich gegebenen Falls wohl auf die Bedeutung des Wormser Konkordats von 1122 zu besinnen vermag, aber im unklaren über das Verhältnis ist, das heute zwischen seinem Staate und der Kurie besteht. Und ebenso bleibt er stecken in der Vergangenheit, wenn seine ästhetische Bildung und namentlich seine litterarische Kenntnis Halt macht auf dem Höhepunkt unserer klassischen Zeit, auf dem er sich freilich weit mehr als anderswo zu Hause fühlen soll, — ohne wenigstens einen Überblick über die weitere Entwickelung unseres geistigen Lebens zu gewinnen.

Wenn unser heutiges Gymnasium es hier noch in so manchen Punkten fehlen läßt, so liegt das daran, daß es die formale Seite seiner Bildungsaufgabe, die ja ohne Zweifel ihre eminente Wichtigkeit besitzt, doch immer noch zu einseitig betont und damit zugleich einer allzu hohen Wertschätzung des klassischen Altertums Folge giebt, dessen Studium einst jahrhundertelang den Bildungsbedarf fast allein zu

decken vermochte, heute aber durch eine Anzahl anderer Lehrfächer nicht etwa zu ersetzen, aber vielseitig zu ergänzen ist, die nicht minder sittliche Kraft und gediegenes Urteil zu entwickeln streben, zugleich aber den Bedürfnissen eines selbständigen und eigenartig ausgeprägten Kulturlebens entschiedener entgegenkommen. Dazu gehört neben der Geschichte unserer eigenen Vergangenheit vor allem auch der deutsche Unterricht. Auch er ist einer der jüngeren Unterrichtszweige, deren Triebkraft, erst durch die neuere Zeit geweckt, nach selbständigem Leben und freier Entfaltung strebt. Auch er ist eine moderne Disciplin, indem er, aufgerufen durch ein gesteigertes Nationalgefühl und ein wachsendes Interesse für deutsche Eigenart, auch der Jugend ein Verständnis für das unerschöpfliche Leben unserer Sprache, für den Reichtum unseres Sagenschatzes, die tiefe Kraft und die Farbenpracht unserer mittelalterlichen Dichtung zu wecken sucht, indem er dem Edelsten und Schönsten, was Griechengeist ersonnen und gestaltet hat, die Meisterwerke unserer klassischen Litteratur ergänzend und weiterdeutend an die Seite stellt. Und er verdient sein Bürgerrecht im Erziehungsplane unserer Gymnasien, indem er, weit entfernt, zu müßigem Genusse einzuladen, bei richtigem Betrieb an die Energie und Selbstzucht der Schüler bedeutende, im deutschen Aufsatz sogar die bedeutendsten Anforderungen stellt und hier um so mehr sich dazu aufgefordert sieht, als der lateinische Aufsatz, dem man den erzieherischen Einfluß nach dieser Richtung schwerlich wird absprechen können, aus andern Gründen seine Rolle ausgespielt hat.

Aber auch der deutsche Unterricht sieht sich in seiner Bewegungsfreiheit noch gehemmt und eingeengt durch die Breite des Raumes, den jener einseitige Formalismus den klassischen Sprachen auch auf seine Kosten zu wahren weiß. Cauer, einer der entschiedensten Vertreter dieses Standpunkts und dabei, als Herausgeber des Deutschen Lesebuches für Prima, selbst nicht ohne Verdienste um den deutschen Unterricht, verwahrt sich eifrigst gegen jede Vermehrung seiner Stundenzahl. Die eigentliche Aufgabe des Gymnasiums bleibt ihm doch: „immer eindringlicher die antike Welt zu durchforschen, um in ihrem Innern die Keime des vielgestaltigen modernen Lebens zu erkennen und zu begreifen“, und daher, „wer das Studium des klassischen Altertums wirklich hoch hält, der muß sich auch entschließen, ihm zuliebe etwas anderes, was an sich wertvoll ist, aufzugeben“. Eine ähnliche Auffassung vertritt mit der vollen Autorität einer reichen Erfahrung und einer anerkannten Meisterschaft Oskar Jäger, und selbst der weite, klare Blick Wendts, der in Baumeisters bekanntem Handbuch die volle Bedeutung des deutschen Unterrichts zu erfassen weiß, findet seine Schranke, wo es gilt, nun auch die praktischen Konsequenzen zu ziehen. Hält doch auch er an der

Überzeugung fest, „daß auf dem Gymnasium nach wie vor das klassische Altertum den Mittelpunkt des Unterrichts bilden muß".

Meine Herren! Ich möchte nicht mißverstanden werden. Auch meiner Überzeugung nach muß das klassische Altertum die feste Grundlage unseres Gymnasialunterrichtes bleiben. Macht mir doch der eigne Unterricht immer aufs neue wieder die Wahrheit lebendig, daß die antike Welt der Orientierungspunkt, wie Herbart gesagt hat, unserer Kultur ist und bleiben muß. Aber diese Welt ist nicht mehr der Mittelpunkt unseres geistigen Lebens, und so kann sie auch nicht mehr den Mittelpunkt unseres Erziehungswesens darstellen, ohne daß anderen, durch unsere Verhältnisse geforderten Bildungselementen Zwang und Verkümmerung widerfahre. Ebensowenig freilich kann ich die jetzt so oft vernommene Forderung gelten lassen, daß der deutsche Unterricht als junger Erbe in die verlassene zentrale Stellung einrücke. Ich sehe in diesem Ausdruck ein zwar rhetorisch wirksames, sachlich aber wertlos gewordenes Bild. — Bei der Eigenart und Selbständigkeit unserer heutigen Lehrfächer ist es ganz unmöglich, daß eins den beständigen Beziehungspunkt für die andern abgiebt. Mag immerhin der Lehrer der philosophischen Propädeutik zur Erklärung des Wahrnehmungsprozesses an gewisse Ergebnisse der Optik und Akustik anknüpfen und die Beispiele für seine logischen Entwickelungen gern der Mathematik entlehnen — damit ist doch nur ein ganz gelegentliches und äußerliches Verhältnis hergestellt, nicht vergleichbar dem Bande, das einst die Mathematik mit den klassischen Sprachen verknüpfte, da man der Geometrie das Lehrbuch des Euklides zu Grunde legte. Mit Recht hat man im eignen Interesse des deutschen Unterrichtes vor dem Bestreben gewarnt, ihn zu einer Encyklopädie alles irgend Wissenswerten zu mißbrauchen. Der Mittelpunkt, meine Herren, durch dessen unverwandte und methodische Beobachtung seitens aller Lehrfächer allein der oft geschilderten Zersplitterungsgefahr kann vorgebeugt werden, der liegt im Schüler selber: er muß unermüdlich dazu angehalten werden, daß er alles, was der vielgestaltige Unterricht ihm bietet — und nur in der zweckmäßigsten Form darf es geboten werden — auf sich selbst bezieht, daß er es durch selbstthätiges Erfassen sich zu eigen macht und das mannigfaltige Material, das ihm zufließt, zu einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung gestalten lernt. Reif ist derjenige, der am Ende seiner Schülerlaufbahn hinreichend befähigt erscheint, diesen Gestaltungsprozeß, der ja auf der Schule längst nicht sein Ende findet, nunmehr im Leben selbständig fortzusetzen.

Wenn man dem deutschen Unterrichte gegenwärtig die Erbschaft des lateinischen zusprechen will, so darf das doch nur in dem Sinne verstanden werden, daß er jetzt, wie dieser ehemals, der Bildungsaufgabe

der Zeit am vielseitigsten und nachdrücklichsten zu dienen vermag, daß er heute den sichersten Maßstab für die Beurteilung des Schülers bietet, daß er inniger und augenscheinlicher zugleich mit den Interessen unserer Zeit verbunden, auch größere Gunst genießt. Die Rangfrage freilich würde eitel sein, bedeutete sie nicht zugleich und mehr noch einen Kampf um Besitz und Herrschaft. Dieser Kampf aber wird und darf nicht eher aufhören und die für die gedeihliche Entwickelung unserer Schulverhältnisse so dringend nötige Ruhe wird nicht eher eintreten, als bis er nach Recht und Billigkeit entschieden ist. — Ich denke, daß die Forderungen, die ich nun im einzelnen entwickeln werde, über diese Grenze nicht hinausführen; es soll dem deutschen Unterricht nicht mehr zugestanden werden, als er bei gewissenhafter Selbstbesinnung und Selbstbeschränkung notwendig braucht — aber auch nicht weniger.

Wie liegen die Dinge gegenwärtig? In den meisten deutschen Staaten verfügt der Lehrer des Deutschen in Sexta über 4—5 Stunden, die früher selbständige Geschichtsstunde mit einbegriffen, in Quinta über 3—4, in Quarta über 3 Stunden; nur in Württemberg und Baden sinkt die Gesamtziffer für die Unterklassen auf 8, nämlich je 3 für Sexta und Quinta und nur 2 für Quarta, und damit erklärt sich zur Genüge der auch von Wendt in Baumeisters Handbuch ausgesprochene Wunsch, die Stundenzahl in diesen Klassen vermehrt zu sehen. Wir teilen diesen Wunsch gewiß aufrichtig, können uns aber mit den für die andern Staaten geltenden Ziffern im ganzen wohl zufrieden geben. Anders aber steht es in den mittleren und oberen Klassen: während in Österreich jede Klasse mit 3 Stunden Deutsch bedacht ist, weisen die deutschen Lehrpläne, soweit ich sehen kann, durchweg für beide Tertien nur zwei auf; die beiden Sekunden erfreuen sich in Preußen seit 1892 je dreier Stunden und ebenso in Hessen, Braunschweig und einigen anderen Staaten; in manchen aber, wie in Bayern, Württemberg und Baden, beschränkt man sich auch hier auf 2 Stunden; in Elsaß-Lothringen, wo dem Deutschen doch noch eine ganz besonders wichtige Rolle zufällt, ist 1883 für Tertia und 1894 auch noch für Sekunda das ehemalige Maß von 3 Stunden auf 2 herabgesetzt worden, und dieser Tiefstand besteht mit Ausnahme weniger Anstalten noch heute. Unter- und Oberprima haben überall 3 Stunden; in einigen Ländern, so in Baden, Bayern, Württemberg, treten dazu noch für Prima eine oder zwei Stunden philosophischer Propädeutik, die wir, wenn auch nicht so unbedingt, dem Deutschen wohl auf Rechnung setzen können, so daß die Durchschnittszahl sich hier auf 4 erhöht.

Meine Forderung besteht nun darin, daß ich überall und unbedingt für Tertia und Sekunda 3, für Prima, einschließlich dessen, was von

philosophischer Propädeutik zu behandeln ist, 4 Stunden verlange; was sonst noch neben diesem absolut Notwendigen hie und da als wünschenswert erscheinen möchte, werde ich an geeigneter Stelle bemerken.

In seinem Buche über den deutschen Unterricht weist Lehmann diejenigen, die auch für Tertia eine erhöhte Stundenzahl beanspruchen, auf die merkwürdige Erscheinung hin, daß gerade hier die Lehrer häufig über den Mangel an geeignetem Unterrichtsstoffe klagen und ihre zwei Wochenstunden nicht recht auszufüllen wissen. Die Erscheinung will ich nicht bestreiten; wenn aber Lehmann sie hauptsächlich aus der Beschaffenheit des Schülermaterials erklärt, nämlich aus einer durch das eigentümliche Entwickelungsstadium der Tertianer bedingten Schwerflüssigkeit, die nur durch starke und für diese Klasse nicht eben zahlreich zu Gebote stehende Anregungsmittel in Bewegung zu setzen sei, so kann ich mir die peinliche Antithese nicht ersparen, daß der Grund vielmehr beim Lehrer selbst zu suchen ist. Der deutsche Unterricht wird schon der lästigen Aufsatzkorrekturen wegen von manchem nur unwillig übernommen, zumal wenn er ihm in der ja noch immer gangbaren und allerdings auch recht bequemen Voraussetzung übertragen wurde, daß seinen Aufgaben in Tertia und wohl selbst in Sekunda eine sonst bewährte Lehrkraft auch ohne besondere wissenschaftliche Vorbereitung gewachsen sei. In solchem Falle aber fehlt meistens der rechte freudige Lehrtrieb, der vertrauteren Fächern von derselben Seite her gedeihlich zugewandt werden mag, und es ist wohl begreiflich, wenn der Lehrer dann mit seinen Schülern nicht viel anzufangen weiß. Eine ähnliche Stundengenügsamkeit ergiebt sich wohl auch für die Oberklassen, wenn der Fachlehrer zu einseitig, sei es nach der germanistischen, sei es nach der philosophischen Richtung hin, vorgebildet ist: der Philosoph wird nur zögernd und unsicher den durch die Praxis geforderten Schritt in das Gebiet historischer Spracherklärung thun, und der Germanist meidet die ihm unbequeme Straße, die zu Schillers philosophischen Schriften führt, und läßt die Propädeutik am liebsten ganz bei seite liegen; beide werden sich gern bereden lassen, daß auf der Gegenseite doch zu viel verlangt werde, und sind mit ihrem Lose, d. h. mit ihrer Stundenzahl zufrieden. Wer aber beide Seiten seines Berufes mit freudigem Eifer erfaßt hat, der möchte wohl auf keiner Klassenstufe darüber ratlos sein, wie er seine deutschen Stunden fruchtbar zu verwerten habe, und wären es auch vier in Tertia und Sekunda, sechs in Prima.

Übrigens ist Lehmann später selbst entschieden für die dritte Stunde in Tertia eingetreten, und in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht beklagt er es überhaupt, daß in dem preußischen Lehrplan von 1892 das alte Mißverhältnis zwischen der dem Deutschen beigemessenen Be-

deutung und der ihm zugestandenen Stundenzahl nur in verstärktem Maße hervortrete.

Zwei Wochenstunden bedeuten für das Schuljahr bekanntlich 80 Stunden. Während dieser Zeit sollen nun die Tertianer zunächst nach elementarster Vorbereitung auf der Unterstufe deutsche Aufsätze anfertigen lernen, von einfachen Erzählungen aufwärts steigend zu leichteren Beschreibungen und Schilderungen, so schon in Untertertia, und mit entsprechender Vertiefung und Erweiterung in Obertertia. Da ist denn nicht bloß eine sorgfältige Vorbereitung auf den einzelnen Aufsatz, da ist stetige Übung im mündlichen Nacherzählen, in freierer Umgestaltung des Gelesenen notwendig; da müssen außer den sehr knapp bemessenen 10 Aufsätzen des Jahres in Untertertia auch sonst noch hin und wieder Ausarbeitungen im Konzept unter persönlicher Leitung des Lehrers, in Obertertia einfachere Dispositionsübungen angestellt werden, und befolgt man dabei den einzig richtigen Grundsatz, den Schülern das Richtige nicht gleich zu geben, sondern sie es selbst, oft erst nach mehrfachem Anlaufe finden zu lassen, so geht das nicht so hurtig von statten, daß man einfach das Exempel ansetzen könnte: für 10 Aufsätze im Schuljahre braucht man durchschnittlich 20 Stunden, 10 für die Vorbereitung, 10 für die Rückgabe; man braucht in Wirklichkeit, hauptsächlich für die erstere, viel mehr Zeit, die sich durch eine bestimmte Ziffer gar nicht ausdrücken läßt. Wenn Oskar Jäger in den Vorträgen über Lehrkunst und Lehrhandwerk seinen Zuhörern versichert, daß nach Abzug der dem Aufsatz zugewandten Zeit von den zwei Wochenstunden anderthalb für die Lektüre übrig bleiben, so stammt diese Rechnung schwerlich aus der Praxis.

Und wie steht's mit diesen anderthalb Stunden, wenn wir uns weiter auf die Verpflichtung besinnen, die ja auch die preußischen Lehrpläne deutlich hervorheben, in Untertertia die grammatischen Aufgaben der Unterstufe zusammenfassend und vertiefend zu wiederholen, in Obertertia das Wichtigste aus der Wortbildungslehre, besonders über Ablaut, Umlaut, Brechung, Bedeutung der Ableitungssilben u.s.w., mitzuteilen? „Unglücklicherweise", bekennt Jäger, „ist hier gerade die Zeit recht knapp, und der Lektüre ist schlechterdings nichts abzudingen". Was er in dieser Lage anrät, ist denn auch nur ein ganz unzureichender Notbehelf. Nein, meine Herren, wer wirklich von der Notwendigkeit überzeugt ist, daß die Eigenart seiner Muttersprache dem Gymnasiasten zum Bewußtsein gebracht werde, der muß auch die dazu erforderlichen Mittel und die nötige Zeit bewilligen, und wenn dabei auch der streng geschlossene Aufbau der Grammatik nach Analogie der alten Sprachen selbstverständlich ausgeschlossen bleibt, wenn auf Vollständigkeit verzichtet

wird und das Wichtigste aus dem eigenen Sprachgefühl des Schülers durch geschickte Mäeutik ins Licht emporgehoben werden kann, so muß doch auch dieser mehr eklektischen und gelegentlichen Behandlung ein durchdachter Plan zu Grunde liegen, der in den einzelnen Klassen und so auch in Tertia zuweilen eine eingehendere Besprechung und zusammenfassende Wiederholungen notwendig macht. Auch einzelne Diktate möchte ich auf dieser Klassenstufe nicht missen, durch die die Schüler zu schnellem Überblick über ein größeres Satzgebilde angehalten und damit zugleich im Gebrauch der Interpunktion gefestigt werden, die sie in den oberen Klassen jetzt doch häufig gar zu flüchtig und fehlerhaft anwenden. Und hier, wo von der sprachlichen Seite des Unterrichts die Rede ist, lassen Sie uns besonders noch der Verpflichtung gedenken, die Rud. Hildebrand in seiner warmherzigen und feinsinnigen Art so unermüdlich den Lehrern ans Herz gelegt hat, ihre Zöglinge auch einzuführen in den reichen Bilderschatz ihrer Muttersprache, in die Fülle von schönen und tiefen Lebensbildern, in der sie ihre unerschöpfliche Gestaltungskraft bekundet und bei deren Betrachtung, wie er sagt, der Sprachgeist selber unter die Schüler tritt und sie spielend übt in der Kunst des Selbstbeobachtens und der Beobachtung ihrer selbst. Diese Pflicht darf nun und nimmer vernachlässigt werden; wenn es sich dabei auch nur um gelegentliche Belehrungen handelt, so ist doch immer ein gewisses Verweilen, ein ruhiges, sachliches Eingehen nötig, und damit und mit alledem, was vorher schon als notwendig entwickelt worden ist, sind wir, falls wir unsere Sache ernst nehmen, schon weit über das Durchschnittsmaß von 40 Jahresstunden hinausgekommen. Und doch darf der Lektüre von den ihr auch durch Jäger zugedachten $1\frac{1}{2}$ Wochenstunden „schlechterdings nichts abgedungen werden“. Hier müssen wir den Meister beim Worte halten. Gilt es doch, wie er selber sagt, die Tertianer in der Kunst zu üben, gute deutsche Bücher mit Verstand zu lesen! Diese Übung erfordert ausgiebiges, vom Lehrer sorgsam geleitetes Klassenlesen, ohne das auch die gehäufteste Privatlektüre wenig Erfolg haben würde. Da gilt es, mit den Schülern erstlich tüchtige und zahlreiche Prosastücke zu lesen und methodisch zu erklären; freilich müssen sie auch dem Verständnis der Klassenstufe und dem eigentlichen Zwecke dieses Lesens angemessen sein: wenn die verschiedenen Ausgaben des Lesebuchs von Hopf und Paulsiek für die Tertia unermüdlich wieder Mommsens glänzende Cäsarcharakteristik bringen, dieses Meisterwerk psychologischer Darstellung, das nur dem Primaner verständlich gemacht werden kann, so ist damit freilich wenig anzufangen, und wenn die preußischen Lehrpläne in den Kreis der Klassenlektüre neben sagenhaften und geschichtlichen Stoffen auch Erdkundliches und Naturgeschichtliches hineinziehen, so giebt diese ausdrückliche

Betonung wenigstens zu der Warnung Anlaß, den deutschen Unterricht nicht in den Dienst anderer Lehrfächer zu stellen und das bedenkliche Bild vom Mittelpunkte maßgebend werden zu lassen. Kommt es doch in erster Linie immer darauf an, den Schülern an den besten Mustern zu zeigen, wie die einzelnen Gedanken klar und gefällig zum Ausdruck gelangen, in sicherm Gange sich aneinanderreihen und zu übersichtlichen Gruppen zusammenschließen, und dabei leisten ja neben mehr erzählenden Stücken gewiß auch Schilderungen und Beschreibungen gute Dienste, falls die rechte Leitung da ist. Und auch deswegen muß hier manches in die eigentliche Klassenthätigkeit hineingezogen werden, weil das Stilgefühl der Schüler, auf das die Theorie kaum einen Einfluß hat, entwickelt werden muß, indem sie angehalten werden, besonnen und laut, nicht bloß mit dem Auge, sondern mit dem Ohre zu lesen. Und nun die Poesie — viel Poesie! ruft O. Jäger ganz mit Recht aus und weist auf die reiche und im ganzen auch geschmackvolle Auswahl hin, die hier das Lesebuch von Hopf und Paulsiek bietet. Neben größere Abschnitte aus unseren mittelalterlichen Volksepen Waltharilied, Nibelungen und Gudrun, tritt die bunte Fülle kleiner erzählender Dichtungen, Balladen und Romanzen, namentlich von Uhland, aber auch von Rückert, Herder, Chamisso, in Obertertia auch Lenau mit seiner Werbung und dem Postillon nicht zu vergessen, Schillers Bürgschaft, Ring des Polykrates, Handschuh, Graf von Habsburg, Kampf mit dem Drachen. Schließlich ist in Obertertia gegen Ende des Schuljahres auch eine größere zusammenhängende Dichtung, am besten eine dramatische, durchzunehmen, Uhlands Ernst von Schwaben oder lieber wohl noch Körners Zriny, der mit seiner kriegerisch bewegten Handlung, seinem todverachtenden Heldentum, mit dem Schwung seiner dichterischen Sprache auf dieser Klassenstufe besondere Empfänglichkeit findet.

Und auch von diesem poetischen Pensum muß ein beträchtlicher Teil in der Klasse selbst gelesen und dem Schüler zum Verständnis gebracht werden. Gedichte sollen ganz oder teilweise gelernt und deklamiert werden; hie und da ist auch ein Blick auf die Person des Dichters zu werfen, einzelnes aus Metrik und Poetik gelegentlich heranzuziehen.

Welch eine Fülle von Aufgaben! Und wie spärlich die Zeit, sie auch nur annähernd zu bewältigen, auch wenn man sich bei Auswahl und Behandlung auf das Allernotwendigste beschränkt!

Freilich, über das Maß dieses Allernotwendigsten ist man verschiedenster Meinung: bei Lehmann, der auch die empfohlenen Dramen ganz aus dem Lehrplan der Gymnasien hinauswirft, schrumpft für Tertia die Zahl der durchzunehmenden poetischen Stücke neben Nibelungen und Gudrun auf ein winziges Häuflein zusammen, darunter die Kraniche

des Ibykus, der Taucher, die Glocke, Goethes Zauberlehrling und Chamissos Salas y Gomez, die wir für diese Klassenstufe sogar noch dankend ablehnen müssen, und dabei wird auch hiervon eine gute Hälfte wieder aus der Klasse hinaus in die Privatlektüre verwiesen. Mir aber steht die Überzeugung fest, daß wir von dieser herzerquickenden und geiststärkenden Nahrung unseren Schülern gar nicht genug bieten können, daß wir hier die reichsten und wirksamsten Mittel in der Hand haben, auch die schwerflüssigen Gemüter der Tertianer in Bewegung zu setzen, durch willige Arbeit zum Genuß zu führen.

Es ist auch nicht wahr, daß Dichtungen wie Goethes Erlkönig und Uhlands Schloß am Meer unter den Händen des Erklärers Duft und Farbenschmelz verlieren — es kommt nur darauf an, ob er sie mit Fäusten packt oder mit leichtem Finger berührt, und angemessene Behandlung wird für Lenaus Postillon dem Tertianer ein ganz anderes Verständnis wecken, als eigene Privatlektüre.

Ich kann mich wahrlich nicht bereden lassen, daß der Verzicht auf weitere Stunden im eigensten Interesse des deutschen Unterrichts geboten sei, sondern behaupte vielmehr, daß hier in Tertia vier Stunden noch wünschenswerter sind als drei, und fordere die bescheidenere Zahl nur deswegen, weil sich auch hier die Sachen eng im Raume stoßen und mit drei Stunden wenigstens das Nötigste erledigt werden kann. Mit dieser Forderung aber weiß ich den größten Teil der mit dem Gegenstand vertrauten Schulmänner hinter mir, so neben Lehmann auch Lyon, und unter den drei Referenten, die zu der Berliner Schulkonferenz des Jahres 1900 ihre einschlägigen Gutachten eingesandt, wenigstens zwei, Muff und Bockeradt. Hier im Reichslande aber hat die mit der Revision des deutschen Lehrplanes beschäftigte Direktorenkonferenz vom Mai 1898 auf Grund der von sämtlichen höheren Landesanstalten eingesandten Gutachten und unter dem entschiedenen Vorgang der beiden Referenten sich nahezu einstimmig für die Einführung der dritten Stunde in Tertia — wie in Sekunda — ausgesprochen.

Hinsichtlich der andern Klassen kann ich mich wohl kürzer fassen, zumal da ich für Sekunda meine Wünsche schon in einem beträchtlichen Teile unseres Reiches verwirklicht sehe und für Prima wenigstens in Süddeutschland die Hinzufügung einer oder zweier Stunden philosophischer Propädeutik dieser Verwirklichung entgegenkommt. Nur muß ich gleich bemerken, daß ich auch unter diesen günstigeren Verhältnissen und im Rahmen meiner eignen Vorschläge nicht einzutreten vermag für die mittelhochdeutsche Klassenlektüre, sei es in Unterprima, sei es — und das halte auch ich für die passendere Stelle — in Obersekunda. So lebhaft ich die Gründe billige, die seit Hiecke und Laas immer wieder dafür ins

Feld geführt worden sind, so dringend wünschenswert mir dieser Unterrichtsgegenstand auch erscheint und so gern ich ihn vor Jahren selbst behandelt habe, so unbedingt notwendig erscheint er mir doch nicht, daß ich anderes, das mir noch mehr am Herzen liegt, dahinter zurückschieben möchte. Wir bedürfen der dritten Stunde in Sekunda, der vierten in Prima auch so schon in vollstem Maße. In diesem Sinne bezeichnet auch Lehmann in seiner Besprechung der preußischen Lehrpläne von 1892 die Einführung einer dritten Stunde in Obersekunda als eine halbe Maßregel und erachtet eine vierte zu gunsten des Mittelhochdeutschen für dringend wünschenswert.

Indem ich solchen Wunsch aufrichtig teile, beschränke ich mich hier auf das Notwendige.

Notwendig ist zunächst für Untersekunda die Vorbereitung und Zurückgabe von monatlich einem Aufsatze. Hier ist die Aufgabe schon entsprechend schwieriger, als in Tertia; die Themen werden nicht nur umfassender, sondern erheben sich auch in leichteren Abhandlungen wie Vergleichen, kurzen Charakterschilderungen, über die zu Grunde liegende Lektüre hinaus; die Auffindung der leitenden Gesichtspunkte, die Gliederung des nun auch reicheren Stoffes erfordern eingehende praktische Anleitung und tüchtige Übung, so daß man auch hier doch nur mit Weile eilen darf. Daneben treten zur Übung selbständiger Stoffverarbeitung und sprachlicher Gewandtheit mündliche Referate, in denen die Schüler Inhalt und Gedankengang irgend eines als Privatlektüre aufgegebenen Gedichtes oder Prosastückes in wenigen Minuten zu entwickeln haben, so z. B. im Anschluß an Schillers Pegasus im Joch ein Bericht über die Teilung der Erde; nicht minder aber knappe, zusammenhängende Wiedergabe des in der Klasse Dagewesenen, Übungen, über deren Wichtigkeit ja keine Zweifel bestehen. Die Grammatik wird auf dieser Stufe wohl im Hintergrunde bleiben, aber doch gelegentlich dies oder jenes zur Festigung und Erweiterung früher erworbener Kenntnisse und Einsichten herangezogen werden müssen, und jedenfalls sind auch hier, wie in den folgenden Klassen die Hildebrandschen Streifzüge in das innere Leben und Weben unserer Muttersprache fortzusetzen. Den breitesten Raum beansprucht selbstverständlich die Lektüre, zunächst wieder Prosa — und viel Prosa, möchte ich hinzusetzen, viel gute Prosa, nicht bloß privatim für das Auge, sondern in der Klasse fürs Ohr! Und — zu der vielen Prosa dann noch mehr Poesie! Hier ist die rechte Stelle, die Schüler einzuführen in die schönsten Balladen Schillers, wie den Taucher, die Kraniche des Ibykus, in leichtere Gedankendichtungen wie die Glocke und das Eleusische Fest; daneben tritt dann Goethe mit dem Zauberlehrling, dem Fischer, und auch Uhland begegnen wir wieder z. B. mit Bertran de Born; sodann die

patriotische Lyrik der Befreiungskriege; als größere Dichtung kommt der Cid in Betracht, und vielleicht kann man auch auf dieser Klassenstufe schon den jungen Leuten die erschütternde Tragik des Einsamen auf Salas y Gomez nahe bringen und daneben als Privatlektüre Defoes Robinson Crusoe stellen; feste Grenzen lassen sich ja da nicht immer ziehen! Und auch hier ist verständnisvolles und Verständnis weckendes Eingehen in der Klasse selber notwendig; auch hier wird ausdrucksvolle Deklamation geübt, Metrisches und Biographisches berührt werden müssen, und auch hier, wie überall muß der Grundsatz gelten, die Schüler möglichst selber finden zu lassen. Am entschiedensten aber tritt in Untersekunda die dramatische Lektüre in den Vordergrund, vornehmlich und notwendig vertreten durch Tell und Jungfrau von Orleans, und nötigt zu längerem Verweilen. Als Privatlektüre mag man dann das von Wendt schon für Obertertia empfohlene Heysesche Drama Kolberg heranziehen, am Schluß des Schuljahres vielleicht noch Götz von Berlichingen. Minna von Barnhelm möchte ich dieser Klasse doch noch vorenthalten und glaube auch, daß ohne sie schon der umgrenzte Stoff reichlich drei Wochenstunden ausfüllt, auch wenn wir Hermann und Dorothea, das ja sein Bürgerrecht in dieser Klasse doch nur der Rücksicht auf die hier den Abschluß heransitzenden Einjährig-Freiwilligen in spe verdankt, auf diejenige Stufe verweisen, auf die es gehört, nach Prima!

Damit aber treten wir in das Obergymnasium ein; wie sieht es hier aus? Der deutsche Aufsatz tritt noch entschiedener als auf der Mittelstufe in den Vordergrund: der Jüngling soll lernen, wie er einen gegebenen Stoff nach festen Gesichtspunkten zu bemeistern hat; er soll zeigen, was er mit dem vollen Aufwand seines geistigen Vermögens zu leisten vermag. Da bedarf er sorgfältiger, methodischer Anleitung; die Technik des deutschen Aufsatzes nimmt in Obersekunda ein beträchtliches Maß von Kraft und Zeit in Anspruch. Allmählich aber, je mehr die Schüler an Übung gewonnen haben, tritt Belehrung und praktische Vorbereitung zurück; in Oberprima genügt für den einzelnen Fall oft eine kurze Vorbesprechung, zuweilen schon ein paar flüchtige Winke. Um so reicher aber wächst der Lesestoff an, und um so intensiver wird die Art seiner Behandlung.

Schon in Obersekunda tritt zu der Lektüre die Litteraturgeschichte, nicht als gesonderte Lehrstunde, aber doch mit der planmäßig und nicht bloß gelegentlich zu lösenden Aufgabe, die einzelnen Lesestücke in einen klaren, genetischen Zusammenhang untereinander, mit der Zeit, der sie entstammen, mit der Persönlichkeit ihrer Urheber zu bringen und damit zugleich ein einheitliches Bild der Entwickelung unserer Nationallitteratur zu bieten, immer in sicherer Fühlung mit der Lektüre selbst, aber des-

wegen auch diese in ihren eigenen, natürlich geordneten Gang hineinziehend. Und dieser Gang hält ja, im ganzen wenigstens, auch Schritt mit der wachsenden Aufnahmefähigkeit der Schüler, so daß sich ungezwungen für die einzelnen Klassenstufen das in der Regel ja auch gültige Schema ergiebt: für Obersekunda das Mittelalter mit Anfang und Ausgang, für Unterprima die neuere Zeit bis auf Lessing, für Oberprima das Zeitalter Goethes und Schillers.

Und doch darf dieses Schema uns nicht selbst zum Zwange werden: nicht immer entspricht die chronologische Reihenfolge unserer klassischen Werke dem Reifestadium der Klassenstufen, und dem Verständnis der jungen Leute erschließt sich Schillers Wallenstein und Maria Stuart entschieden früher als Lessings Nathan, den man auch nur mit Oberprimanern lesen sollte. Sodann aber kommt ein ökonomischer Gesichtspunkt in Betracht, der die Verlegung einer Anzahl Meisterwerke des zweiten Blütezeitalters in die Obersekunda gebietet, wo sie also neben denen der ersten Periode ihren Platz zu suchen haben. Dahin rechne ich Lessings Minna von Barnhelm, falls sie nicht in Untersekunda schon gelesen worden, dahin die ersten fünf Bücher von Goethes Dichtung und Wahrheit, die, privatim gelesen, durch angemessene Besprechung für diese Klasse höchst fruchtbar gemacht werden können, und dahin rechne ich als statarische Lektüre Schillers Wallenstein oder dafür Maria Stuart, dann aber daneben noch Shakespeares Macbeth oder Julius Cäsar. Freilich — das Mittelalter darf nicht zu kurz kommen: schließt sich doch an die das Tertianerpensum ergänzende und vertiefende Behandlung des Nibelungenliedes, an die Lektüre Waltherscher Gedichte, an die, Einleitung und Verbindung herstellende litterargeschichtliche Darstellung auch ein Überblick über die Entwickelung unserer Sprache an. Meiner Ansicht nach muß diese sprachliche Entwickelung nebst der litterargeschichtlichen und einschlägiger Lektüre ganz notwendig hier schon bis zum Ausgang des Reformationszeitalters fortgeführt werden; aber bei drei Wochenstunden, die freilich gar nicht zu entbehren sind, und bei Beschränkung der mittelalterlichen Lektüre auf gute hochdeutsche Übertragungen kann man den Stoff so weit bewältigen, daß für jene genannten klassischen Werke die erforderliche Zeit herauskommt. Und sie muß herauskommen; denn es gilt die ganz notwendige Entlastung der Prima von einem überreichen Pensum.

Und hier betone ich jener formalistischen Auffassung gegenüber, daß es genüge, den Zöglingen an einem oder wenigen Meisterwerken zu zeigen, wie sie die andern für sich zu lesen haben, ganz entschieden die Notwendigkeit, deren möglichst viele mit ihnen selbst zu lesen und zu besprechen.

Meine Herren! Man hat von seiten unserer modernen Stürmer und Dränger unsern klassischen Dichtern wohl eine baldige Götterdämmerung geweissagt: wir glauben nicht an diese Prophezeiung, aber wir sollten doch nachdenklich darüber werden, in welche geistige Atmosphäre unsere jungen Leute nach ihrem Austritt aus der Schule geraten können, und welche Pflicht uns daraus erwächst, solange sie noch unserer Obhut anvertraut sind! Mehr als je ist es heute unsere Aufgabe, ihnen zum Bewußtsein zu bringen, was wir und sie, was unsere Nation an dieser Dichtung besitzt, zu der sie sich emporgerungen aus Irre und Öde, rastlos aufwärts strebend, mit einem Aufgebot geistiger Energie, wie sie seitdem nimmer wieder in so konzentrierter Fülle sich gezeigt hat, am wenigsten bei unsern Dekadenten! Es muß ihnen erst einmal zu vollem Bewußtsein gebracht werden, was das für Götter sind, zu denen das Riesenvölklein von heute drohend emporschaut!

Es gilt einen Hort zu wahren, den uns kein Sophokles und kein Horaz ersetzen kann! Es gilt, der Jugend, der Zukunft unseres Volkes, den einstigen Führern unseres Kulturlebens, diesen Schatz zum vollen, sichern Eigentum zu machen! Jawohl, sie sollen bei uns lesen lernen, aber sie sollen auch mit uns lesen des Besten eine ganze Fülle! Da verweisen ehrwürdige Pädagogen, in glücklicher Erinnerung an eigene Jugendjahre, auf die Privatlektüre. Für einzelne Fälle mögen ihre Erwartungen ja wohl auch heute noch erfüllt werden; aber das sind Ausnahmen. Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Mehrzahl unserer Primaner und Studenten sich in weihevollen Mußestunden in ihre Klassiker versenkte, um das, was die Schule mehr anregend als erschöpfend darbot, mit freudigem Eifer selber zu ergänzen. Die ausgedehnten sportlichen Liebhabereien unserer Jugend sollen mich gar nicht veranlassen, die Intensität ihres Fleißes zu bezweifeln — was in Betracht kommt, das ist die veränderte, mehr den Realien und modernem Schrifttum zugewandte Richtung dieses Privatfleißes, und daher dürfen wir von dem, was not ist, nicht zu viel diesem Fleiß anheimstellen. Not ist, daß unsere Jugend, ehe sie ins Leben hineintritt, in unserer klassischen Litteratur wirklich heimisch werde; das kann nur durch die Schule und in der Schule erreicht werden. Mehr Goethe! ruft man — und für die Schule fügen wir hinzu: mehr Lessing und Schiller! Diese gilt es gründlich kennen zu lernen, nicht bloß die dem Schülerverständnis zugänglichen bedeutenderen Werke, sondern auch die Männer selbst mit ihrem unverzagten Mute, ihrer sieghaften Begeisterung und dem tiefen, sittlichen Ernste, der ihr ganzes Schaffen durchdrang. Und ist auch Goethes olympische Persönlichkeit in ihrer Gesamtheit unsern Zöglingen noch schwerlich erreichbar, mögen Faust und Tasso über den Gesichtskreis

einer Durchschnittsprima hinausliegen, so kann man ihnen doch für eine Anzahl seiner lyrischen Gedichte und Balladen, für Egmont, Iphigenie, Hermann und Dorothea, für passende Abschnitte aus Dichtung und Wahrheit und anderes ein ausreichendes Verständnis vermitteln und damit zugleich einen Begriff von seiner dichterischen Tiefe und Kraft, von der Universalität seines Strebens und Könnens, vom Adel seiner Seele und ihrer heiteren Klarheit.

Aber es handelt sich nicht allein um die Menge des Stoffes, der sich hier von selber aufdrängt, sondern auch um die rechte Art seiner Bewältigung. Denn es soll doch nicht ein flüchtiges Naschen sein, sondern ein voller Genuß, der die Seele nährt und kräftigt und gesund erhält, den Blick weit und frei macht. Und dazu ist eindringende Arbeit, volle Anspannung der Geisteskräfte bei Lehrer und Schüler notwendig; gilt es doch, ein ungewöhnliches Maß fremder Gedankenarbeit sich zu eigen zu machen. So wird denn besonders die Lektüre von Lessings kritischen Schriften, von Schillers Gedankenlyrik und seinen ästhetisch-philosophischen Abhandlungen, ohne deren Berücksichtigung wir doch nur halbe Arbeit leisten, zugleich zu einer rechten Geisteszucht. Dazu ist aber auch Gründlichkeit erforderlich, jene echte und hier allein angemessene Art, die frei von Mikrologie auf den Grund der Sache führt und immer zum Ganzen strebt. Alles aber muß anschaulich und lebendig werden. Wenn wir in angemessener Auswahl Lessings Laokoon mit unsern Primanern lesen, so finden wir seine auf die Dichtkunst bezüglichen Entwickelungen ja bei ihm selber schon durch eine Fülle von Beispielen, hauptsächlich aus Homer erläutert; aber wir sollten ihnen auch den Philoktet des Sophokles vor Augen führen, namentlich wenn wir sie, was doch wohl richtig ist, mit der Auffassung bekannt machen, die Herder im ersten kritischen Wäldchen über dieses Drama der Lessingschen entgegenstellt — ich habe das mit einer zusammengedrängten Vorlesung aus Donners Übersetzung in einer Stunde gemacht. Und man sollte es nicht versäumen, den Schülern auch für die der Malerei geltenden Deduktionen der Schrift ein Anschauungsmaterial zu bieten, und seien es neben einer bescheidenen Anzahl Photographien antiker und neuerer Kunstwerke auch nur die Seemannschen Bilderbogen, die jedes Gymnasium für solche Zwecke bereit haben sollte; man kann auch um so eher damit auskommen, als ja zum Verständnis von Lessings Theorie des Transitorischen und des fruchtbarsten Momentes die Rücksicht auf technische Vollendung der Wiedergabe, auf Farbengebung u.s.w. zurücktritt. Indem der Lehrer aber so mit anschaulichen Erläuterungen auch hier der Sache auf den Grund zu gehen bemüht ist, wird er sich auch in die Lage versetzt sehen, Gründe nicht bloß klar zu machen, sondern

auch auf ihre Berechtigung ansehen zu lehren, und ohne sich die unbarmherzige Kritik Konrad Langes zu eigen zu machen, wird er seinen Schülern wenigstens Winke darüber zu geben haben, daß neben der idealistischen Kunstauffassung Winckelmanns und Lessings auch eine andere, realistische sich geltend macht, die bis in die Zeit der schönheitsfreudigen Hellenen zurückreicht; er wird ihnen anschaulich machen, daß die Theorie unseres scharfsinnigen Philosophen vom Transitorischen und vom fruchtbarsten Momente durch die Kunst selber ihre Einschränkungen erfährt; er wird ihnen zu zeigen haben, daß ein Kulturhöhepunkt nicht auch den Abschluß der Kultur bedeutet und daß jede Geistesgröße in den Schranken ihrer Zeit auch ihre eigene Begrenzung findet. Das wird er ihnen ja auch an der Abhandlung über die Fabel begreiflich machen, wenn er dieser die in Hopf und Paulsieks Lesebuch abgedruckte poesieduftende Darstellung J. Grimms über die Tierfabel zur Seite stellt und dann die daheim zu lesende Goethesche Bearbeitung des Reineke Fuchs in der Klasse ausgiebig verwertet.

Das aber, meine Herren, ist doch allein die echte Gründlichkeit, die zugleich den Gesichtskreis erweitert und vor einseitiger Befangenheit bewahrt, die ohne zu vorlauter und ehrfurchtsloser Kritik aufzumuntern, an rechter Stelle darauf hinweist, wie Leben immer wieder Leben erzeugt, und die so über ihren Gegenstand hinaus auf neue Zeiten und Probleme deutet.

Aber mit solchen Andeutungen und Anregungen ist noch nicht genug gethan. Wir führen in Prima unsere Lektüre und die sie begleitende litterarhistorische Darstellung in der Regel nur bis zum Tode Schillers und widmen auch dem zurückbleibenden Goethe nur noch einige Blicke. Letzteres nun freilich wohl mit Recht, weil er mehr und mehr sich dem Schülerverständnis entzieht; anders verhält es sich nun aber doch mit seinen jüngeren Zeitgenossen, den Romantikern, der Schwäbischen Dichtergruppe, mit dem jungen Deutschland und der politischen Lyrik der 40er und 50er Jahre, mit Hebbel, Otto Ludwig u. s. w. Am Eingang dieses Weges sollte der Lehrer seinen Zöglingen die Führerhand denn doch nicht so ganz entziehen. Freilich, von einer Litteraturgeschichte, auch in dem bescheidenen Sinne, in dem sie für die beiden Blütezeitalter verlangt wird, kann hier nicht die Rede sein: unser Geistesleben, damit auch unsere Nationallitteratur wird nach Abschluß der eigentlich klassischen Zeit infolge so mancher neu oder wenigstens erst jetzt mit entschiedener Macht hinzutretender Elemente, besonders politischer und sozialer Natur, unter dem Einfluß einer Reihe rasch wechselnder philosophischer Systeme und naturwissenschaftlicher Anschauungen derartig kompliziert, daß eine ihrem Charakter auch nur

annähernd gerecht werdende litterargeschichtliche Behandlung auf der Schule von vornherein ausgeschlossen erscheint. Und doch sollte der Lehrer durch dieses Labyrinth für seine Schüler wenigstens einen Faden ziehen, an dem sie sich selbständig weiter finden können, in einer nur in ganz großen Zügen gehaltenen zusammenhängenden Darstellung ihnen die Bedeutung der wichtigsten Gruppen, der hervorragendsten Persönlichkeiten nahe bringen und auf die entsprechenden charakteristischen Werke hinweisen; übrigens kann und sollte hier auch der Geschichtsunterricht ergänzend eingreifen, zumal wenn er mit dem deutschen in derselben Hand liegt. Etwas hat hierfür ja immerhin auch schon der Unterricht der früheren Stufen vorgearbeitet: Uhland, Kerner, Schwab, die Sänger der Befreiungskriege, Chamisso, Rückert, Lenau, Platen, Freiligrath, Geibel u. a. sind den Primanern alte Bekannte, nur daß sie diese jetzt doch noch mit etwas andern Augen anzusehen haben. Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Scheffels Ekkehard und anderes haben sie wohl auch schon früher auf Empfehlung des Lehrers in freier Privatlektüre kennen gelernt, und nach manchem schaut der Primaner ja auch von selbst schon aus, in der Regel um so eifriger, je näher es der Gegenwart liegt. Eben auf diese freie, dafür aber in der Regel auch unsicher und launenhaft zugreifende Privatlektüre sollte die Schule sich einen Einfluß sichern, indem sie aus der verwirrenden Menge des Guten und Minderwertigen die rechte Auswahl finden hilft. Stellenweise sollte sie aber auch mit Klassenlektüre oder wenigstens eingehender Besprechung aufgegebener Privatlektüre nachhelfen, so z. B. für die Lyrik Mörikes, und so auch für die dramatische Poesie: Kleists Prinz von Homburg, Grillparzers goldenes Vlies, Hebbels Nibelungen sollten auf diese oder jene Art in Prima durchgenommen werden. Macht es doch das durch eine Anzahl eigenartiger, bühnenwirksamer Stücke neueren Datums unverkennbar gesteigerte dramatische Interesse unserer Zeit noch besonders wünschenswert, daß junge Leute auch erfahren, was auf diesem Felde zwischen Tell und Fuhrmann Henschel Bedeutendes gewachsen ist.

Dieser Einsicht, die übrigens bereits von Hiecke mit Entschiedenheit vertreten wurde, neigt sich gegenwärtig auch schon eine stattliche Reihe unserer Pädagogen zu, und auch der neueste preußische Lehrplan verleiht ihr eine, wenn auch noch etwas unsicher ausgesprochene, praktische Geltung. Und ebenso scheint man sich doch heute über die Notwendigkeit zu einigen, auch der philosophischen Propädeutik wieder einen Platz im Lehrplan einzuräumen, den sie ja in den meisten süddeutschen Gymnasien immer siegreich behauptet hat. Wer da meint, die Primaner seien auch für den einfachsten philosophischen Elementarunterricht noch

nicht genug entwickelt, der unterschätzt doch, wie Paulsen richtig bemerkt, die Fassungskraft junger Leute von 18—20 Jahren aufs äußerste. Vielmehr, die jungen Leute tragen Verlangen danach; eine richtige Behandlung griechischer Lektüre, Lessings und Schillers muß ja dies Bedürfnis ganz naturgemäß erregen, und wer seine deutschen Aufsätze mit Aufmerksamkeit korrigiert, wird nicht selten merken, daß die Verfasser ihren Durst vorzeitig aus Nietzsche oder Schopenhauer zu stillen suchen. Wir müssen diesem durch die Schule selber angeregten Bedürfnis auch insoweit wenigstens in der Schule entgegenkommen, daß wir die Schüler in stand setzen, den Weg zu den rechten Quellen zu finden, und daß wir sie — trinken lehren. Daß hier Maßhalten mehr als irgend sonst wo geboten erscheint, ist ja ganz selbstverständlich; aber wenigstens die wichtigsten Grundbegriffe und Hauptregeln der Logik, der Unterschied der wissenschaftlichen Methoden, die Hauptthatsachen der empirischen Psychologie sind in Prima zu entwickeln, das Abstraktionsvermögen und die Fähigkeit, abstrakte Begriffe in klare und präzise Form zu fassen, durch praktische Übung auszubilden, und auch dem eigentlichen Wissensdurst soll man entgegenkommen, indem man, ohne auf Systeme genauer einzugehen, doch einen deutlichen Begriff zu geben sucht von Materialismus und Idealismus, von Monismus und Dualismus, von Pantheismus, Deismus, Rationalismus u. s. w. Daraus ergiebt sich ganz von selbst ein Hinweis auf eine Reihe von Problemen und hie und da ein Blick auf diesen oder jenen klassischen Vertreter. So wird die philosophische Propädeutik bei zweckmäßigem Betriebe zu einer reichen Quelle von Belehrung, Übung und Anregung; den manchen noch zu anspruchsvoll klingenden Namen aber wollen wir gern preisgeben, und wir haben dazu noch mehr Veranlassung, wenn wir diesen Teil des Unterrichts in den deutschen mit hineinziehen, der ja doch immer wieder Fühlung mit ihm zu suchen hat. Zwischen beiden besteht doch ein innigeres Verhältnis als das einer bloßen Personalunion. In solcher Verbindung, die für beide Teile fruchtbar wird, nimmt er auch weniger Zeit in Anspruch, zumal wenn der griechische Unterricht dem deutschen in die Hände arbeitet und besonders den mindestens sehr wünschenswerten Überblick über die Geschichte der alten Philosophie sich angelegen sein läßt.

Indem man eine Anzahl klassischer Prosaschriften, so namentlich Lessings Abhandlung über die Fabel, Abschnitte aus Laokoon, einzelne philosophisch-ästhetische Aufsätze Schillers zweckmäßig verwertet, erspart man sich auch wohl die Benutzung eines eigenen und sonst auch notwendigen Prosa-Lesebuchs für Prima, auf die man immerhin den Privatfleiß des Primaners hinweisen mag.

Der scheinbar wichtigste Grund, den man so häufig gegen die Wiedereinführung der Propädeutik geltend macht, ist der Mangel an geeigneten Lehrkräften — aber, meine Herren, das ist nur ein Scheingrund, wie schon die Thatsache beweist, daß man in Süddeutschland diese Lehrkräfte zur Verfügung hat. Und man muß und wird sie auch sonst finden. Der Lehrerstand hat sich noch nie einer Aufgabe entzogen, von deren Notwendigkeit er durchdrungen war, und die Erkenntnis dieser Notwendigkeit wird auch den Staat allmählich in die Lage setzen, das Gesetz von Angebot und Nachfrage hier zur Geltung zu bringen. Nein, meine Herren, weder Lehrermangel noch Zeitmangel dürfen wir gelten lassen, und so sicher, wie die Lehrer sich einstellen werden, so zuverlässig dürfen wir erwarten, daß dem deutschen Unterricht in Prima die für den geschilderten Betrieb notwendige vierte Stunde zugestanden werde.

Das Stück vorbereitender Kulturarbeit, das wir heute in unseren Gymnasien zu leisten haben, kann diese vierte Stunde hier so wenig entbehren wie in Tertia und Sekunda die dritte. Wirklich sind ja auch bereits in den verschiedenen deutschen Staaten dieser Forderung teils nach dem einen, teils nach dem andern Punkte hin praktische Zugeständnisse gemacht worden; aber noch überall vermißt man ihre volle, gleichmäßige Durchführung, und daher dürfen wir auch den allerneuesten preußischen Lehrplan nicht als das letzte Wort gelten lassen, das hier für längere Zeit in unserer Sache gesprochen ist. In Elsaß-Lothringen könnte z. B. die vierte Stunde für Prima, die dritte für Sekunda ganz einfach erübrigt werden, wenn man endlich auch hier den lateinischen Unterricht auf 7 Stunden herabsetzte; in Preußen aber verzichte man zu Gunsten des Deutschen in Prima auf die dritte Stunde Französisch: begnügen wir uns hier im Grenzlande doch auch mit zweien!

Wir wollen nicht den deutschen Unterricht, wie man wohl gefürchtet hat, zum stundengierigen Riesen machen; aber wir wollen, daß er kräftig gedeihe! Wir wollen uns nicht behaglich in die Breite dehnen und andern den Raum beschränken, dessen sie notwendig bedürfen; aber auch wir nehmen Luft und Licht in Anspruch, auf daß auch unsere Pflanzung unverkümmert wachse.

Die Pflanzenfabel in der neueren deutschen Litteratur.

Von Prof. Dr. theol. et phil. **Aug. Wünsche** in Dresden.

I. Die Pflanzenfabel im Unterschiede von der Tierfabel.

Die Fabel stellt wie das Rätsel an den Menschen eine Aufgabe, und darin liegt zugleich das Reizvolle und Anziehende ihres Charakters. Im Semitischen, namentlich im Hebräischen, sind Fabel, Parabel, Apolog und Allegorie als besondere Formen der Dicht- und Redekunst noch nicht in der Weise geschieden, daß für jedes ein besonderer Name vorhanden wäre, sie bilden sozusagen noch eine Keimeinheit und werden mit dem Ausdruck Maschal zusammengefaßt. Aber schon die Rhetorik der Griechen hat eine ziemlich scharfe Differenzierung geschaffen. Der älteste Name für Fabel im Griechischen ist *αἶνος* (von *αἰνέω*), was eigentlich Erzählung bedeutet, vergl. Odyssee 14, 508, dann eine sinnreiche, inhaltvolle, in bildliche Form eingekleidete Rede, besonders eine solche, in der Tiere sprechend auftreten, mithin Tierfabel. Vergl. Hesiod, Op. 202; Archilochos, Fragm. 86. Daneben kommen aber auch noch die Namen *μῦθος* vor, das die Römer mit fabula übersetzten, vergl. Äschylos, Fragm. 135, Plato, Phädr. 61, Republ. 350e; ferner *λόγος* und *ἀπόλογος*, welches letztere Wort bei Quintil. VI, 3, 144 und Gellius, Attische Nächte II, 29, 1 auch eine Erzählung aus der Tierwelt bedeutet. Das lateinische fabula leitet sich von fari, sagen, ab.

Die Moral oder Nutzanwendung (das Fabula docet), mag sie nun als Promythion, oder, wie es meistens der Fall ist, als Epimythion (auch *ἐπιμυθία* oder *ἐπίλογος* genannt) auftreten, gehört strenggenommen nicht mit zur Fabel, sollte daher auch eigentlich nicht mit ihr verbunden sein. In den berühmten altindischen Fabeln des Pantschatantra ist sie auch nicht vorhanden; aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie auch zu den sogenannten Äsopischen Fabeln erst in den griechischen Schulen der Grammatiker und Pädagogen, die sich derselben als Unterrichtsbeispiele bedienten, hinzugetreten. Manche Morallehren in den Äsopischen Fabeln sind auch so gesucht und stehen mit dem Sinne der Fabel in so losem Zusammenhange, daß sie schon aus diesem Grunde nicht ursprünglich mit der Fabel verknüpft gewesen sein können.

Es ist nicht unsre Aufgabe, Erörterungen über das Alter und die Heimat der Fabel anzustellen. Manche halten Ägypten für das Land, wo die Fabel entstanden ist; andere verlegen sie nach Indien, noch andere verweisen sie nach Babylon. Landsberger vermutete in seinem Buche: „Die Fabeln des Sophos“ (Posen 1859) hebräischen Ursprung,

jedoch mit Unrecht, denn die von ihm herausgegebenen Fabeln im syrisch-aramäischen Dialekt sind griechischen Ursprungs, sie gehen auf die Fabeln des Äsop zurück und sind erst ins Syrische übersetzt worden. Die Äsopischen Fabeln selbst sollen bald in Lydien, bald in Phrygien, bald in Karien entstanden sein. Babrios nimmt für sie in einer Stelle im zweiten Proömium die Landschaft Lydien in Anspruch. Auch die Griechen hielten die Äsopischen Fabeln für ein ausländisches Produkt, das erst aus Kleinasien zu ihnen gebracht worden sei. Über das Leben Äsops besitzen wir keine sicheren Nachrichten, wir kennen weder sein Vaterland, noch seine näheren Lebensumstände. Den Griechen galt er als Sklave, mithin als Barbar.

Die meisten Fabeln in der Weltlitteratur sind Tierfabeln. Bildeten doch für die alten Völker. sowohl für die, welche nomadisierend von Ort zu Ort zogen, wie für die, welche seßhaft waren und Ackerbau trieben, die Tiere die wichtigsten Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit. Mit den zahmen Tieren lebte der Mensch in enger Gemeinschaft: er stellte sie in seinen Dienst, sie begleiteten ihn auf seinen Wanderungen, halfen ihm bei seiner Arbeit oder waren seine Spielgefährten; manche gewährten ihm Nutzen durch ihre Milch, durch ihr Fleisch, durch ihre Knochen und ihr Fell. Bei dem täglichen Umgang mit ihnen lernte er ihren Charakter, ihre Eigenschaften und Fähigkeiten, ihre Gewohnheiten, Handlungen und sonstigen Eigentümlichkeiten kennen. Er redete mit ihnen und unterhielt sich mit ihnen, als ob sie seinesgleichen wären, und sie verstanden seine Sprache und gehorchten seinen Befehlen, ebenso wie er ihre seelischen Erregungen in ihren Augen, in ihrer Stimme und in ihren Bewegungen verstehen lernte. Noch heute giebt es Menschen, welche Gespräche mit Pferden, Kühen, Hunden, Katzen und Vögeln führen, und es hat den Anschein, als wenn diese durch Gebärden, Bewegungen und Laute ihnen Antwort gäben und verständen und wüßten, was sie zu ihnen sprechen. Die wilden und reißenden Tiere faßte der Mensch schon deshalb scharf ins Auge, weil er in ihnen Feinde erkannte, die ihm Schaden verursachten. Er fürchtete sich vor ihnen und wendete alle Vorsicht an, um die durch sie ihm drohenden Gefahren abzuwenden. Was Wunder, wenn der Mensch die Tiere wegen ihrer hervortretenden Eigenschaften, vor allem wegen ihres an den menschlichen Verstand streifenden Benehmens und Handelns in Vergleich mit sich stellte und in ihnen sein eigenes Thun gewissermaßen wie in einem Spiegel sah! Sicher haben die Menschen von den Tieren gelernt, ihre Geschicklichkeit sowohl wie ihre List und Schlauheit nachgeahmt. Gewisse Tiere werden durch ihre Charaktereigentümlichkeiten, durch ihr ganzes Betragen sogar zu Typen geistiger und sittlicher Eigenschaften. So wurde der Löwe Typus der Hoheit und

Majestät, der Fuchs Typus der Klugheit, List und Ränkesucht, das Schaf Typus der Unschuld und Geduld, das Pferd Typus des Mutes, der Ochse Typus der Stärke, aber auch zugleich Typus der Dummheit, der Hund Typus der Anhänglichkeit, Treue und Wachsamkeit, die Schlange Typus der Klugheit, die Ameise Typus des Fleißes. Die Tierfabel stellt sich daher als das poetische Produkt der menschlichen Beobachtung des Tierlebens dar. Die Phantasie trug in sie nicht nur das äußere Sein und Wesen des Menschen, seine politischen, ökonomischen und socialen Verhältnisse hinein, sondern auch sein geistiges und sittliches Verhalten.

Neben der Tierwelt erregte sodann auch die Pflanzenwelt die Aufmerksamkeit des Menschen. Wenn auch das Tier hinsichtlich seines Naturells dem Menschen näher steht, insofern es ebenso wie er die Fähigkeit besitzt, sich frei zu bewegen, Handlungen auszuführen, die auf intellektuelle Thätigkeit hinweisen und ein gewisses Nachdenken, Überlegen, Urteilen und Schließen voraussetzen, ferner, wenn es wie er Laute von sich giebt, durch die es sein Empfindungs- und Seelenleben ausdrückt, endlich, wenn es sich wie er selbständig seine Nahrung sucht, sich mit andern vergnügt und belustigt, befehdet und bekämpft, wenn es Schutz- und Trutzbündnisse schließt, so hat auch die Pflanze in ihrem Wesen mancherlei Charakteristisches, wodurch sie mit Hilfe der menschlichen Phantasiethätigkeit zum Spiegelbilde werden konnte. Obgleich sie festgewurzelt in der Erde an ihrer Stelle verharren muß, bewegungs- und regungslos steht, wenn nicht äußere Kräfte sie in Bewegung versetzen, auch stumm bleibt, wenn Beil und Messer in sie eindringen und ihre Zweige und Äste abschneiden, wenn sie zersägt, zerspalten und umgehauen wird, so sah man doch in ihrem Keimen und Sprossen, Wachsen, Blühen und Duften etwas Wunderbares. Sie diente dem Menschen ebenso wie das Tier zur Nahrung, lieferte ihm schmackhafte Früchte, spendete ihm Schatten und Kühlung an heißen Tagen, Schutz und Obdach bei Regen und Sturm und erfreute sein Auge durch die Pracht ihrer Blüten. Vollends als der Mensch ihre officinellen und magischen Kräfte kennen lernte, die ihm Schmerzstillung und Heilung von Krankheiten verschafften, oder auch Krankheiten erzeugten und sogar den Tod herbeiführten, da wurde die Pflanze für ihn etwas Geheimnisvolles und Göttliches, und er schrieb ihre Kräfte in ihr oder hinter ihr waltenden und wirkenden göttlichen Wesen zu. Dazu kam noch, daß die Verschiedenheit des Nebeneinander, das Hohe, zum Himmel Emporstrebende neben dem Niedrigen und auf dem Boden sich Hinwindenden, das Gewaltige neben dem Schwachen, das Kraftvolle und Starre neben dem Ohnmächtigen und Biegsamen, das Glänzende und Blendende neben dem Schmucklosen und Unscheinbaren, das Gerade und Schlanke neben

dem Krummen, das Wohlriechende neben dem Geruchlosen und Übelriechenden, das Nützliche neben dem Schädlichen zum Vergleiche reizte. Alles das führte von selbst zur Pflanzenfabel. Die Einbildungskraft schuf Situationen und Begebenheiten, in denen die Pflanzen wie vernünftige und sprachbegabte Wesen zu einander in Beziehung treten, ihre Vorzüge rühmend hervorkehren und sich über ihre Mängel und Nachteile lustig machen. Das Große und Starke blickt mit Überhebung auf das Kleine und Schwache herab, prahlt mit seinen hervorragenden Eigenschaften, während dieses sich auch nicht werfen läßt und Vorzüge und Eigentümlichkeiten an sich hervorhebt, die wieder dem Gegner fehlen.

So handelt es sich bei der Pflanzenfabel wie vielfach auch bei der Tierfabel vor allem um den Kontrast oder grellen Abstand, in den zwei Pflanzengebilde durch ihre Beschaffenheit zu einander gestellt werden. Hauptsache ist nur, daß die Eigenart der Pflanze festgehalten wird und ihr nicht Merkmale angedichtet werden, die mit ihrem Wesen in Widerspruch stehen. Wie das Schaf nicht verwegen, der Esel nicht feurig, der Wolf nicht sanftmütig dargestellt werden darf, so darf auch die Eiche nicht schwach und weichmütig, die Pappel nicht bescheiden und demütig, die Rose nicht unschön und übelriechend, das Veilchen nicht verwegen und stolz erscheinen.

Im allgemeinen ist der Kreis der moralischen Ideen, deren Träger die Pflanzen sind, gerade kein allzu großer. Da die meisten Pflanzenfabeln auf einen Rangstreit hinauslaufen, bei dem es sich um Stärke, Größe, Lebensdauer, Schönheit, Wohlgeruch und Verwendbarkeit dreht, so ergeben sich von selbst als moralische Ideen: Hochmut, Stolz, Dünkel, Neid, Scheelsucht, Mißgunst u. s. w. Nur selten spielen edlere Ideen, wie Aufopferung, Dankbarkeit, Liebenswürdigkeit, Uneigennützigkeit, Bescheidenheit, Zufriedenheit, eine Rolle.

Wie in der Tierfabel nur die bekanntesten Tiere auftreten, so erscheinen in der Pflanzenfabel auch nur die hervorragendsten Pflanzen, die sich in Garten, Feld und Wald befinden und des Menschen Aufmerksamkeit erregen. Unter den Bäumen sind es namentlich die Ceder, der Ölbaum, der Lorbeer, die Palme, der Feigenbaum, die Eiche, die Pappel, die Birke, die Linde, die Tanne und Fichte, der Apfelbaum und Pfirsichbaum, unter den rankenartigen Gewächsen der Weinstock, der Kürbis und Epheu, unter den strauchartigen Gewächsen der Dornstrauch und die Distel, unter den Sumpfpflanzen das Schilfrohr, unter den Blumen die Tulpe, die Rose, die Nelke, die Lilie und das Veilchen, die wiederholt in der Pflanzenfabel zur Verwendung kommen.

Verfolgt man die Entwickelung der Pflanzenfabel in der Weltlitteratur, so kommt man zu der Erkenntnis, daß die Zahl der von den Dichtern in Betracht

gezogenen Pflanzen immer größer wird. In der orientalischen, griechischen und römischen Litteratur sind es nur sehr wenige Pflanzen, die zu Objekten der Fabeldichtung benutzt werden; ebenso verhält es sich in der mittelalterlichen deutschen Litteratur; erst in der Neuzeit hat die Pflanzenfabel eine wesentliche Bereicherung ihrer Objekte erfahren. Im ganzen ist sie aber immer hinter der Tierfabel zurückgeblieben. Selbst in umfänglichen Fabelsammlungen sind verhältnismäßig nur wenige Pflanzenfabeln anzutreffen. Hinsichtlich des Alters reicht die Pflanzenfabel ebenso hoch hinauf wie die Tierfabel. Von den zwei im Alten Testament vorkommenden Fabeln: Der Jothamfabel (Richt. 9, 8—15) und der Jehoasfabel (2. Kön. 14, 9) gehört die erstere den Heldengeschichten aus der früheren Königszeit an, deren Entstehung in das neunte vorchristliche Jahrhundert fällt, die letztere dem sogenannten großen Königsbuche, das aus dem sechsten Jahrhundert stammt. Auch der griechischen Pflanzenfabel kommt ein hohes Alter zu. Unter den Äsopischen findet sich eine ganze Reihe Pflanzenfabeln. Ein hübsches Pflanzenfabelfragment besitzen wir ferner von Kallimachos, dem bedeutendsten unter den griechischen Elegikern (um 310—235), das folgenden Wortlaut hat: „So höre denn die Fabel: Auf dem Berge Tmolos, wie die alten Lyder sagen, hat dem Ölbaume der Lorbeer Zwist bereitet."

Der Form nach tritt die Pflanzenfabel in zwei Arten auf, entweder rein oder gemischt. Zu den reinen Pflanzenfabeln gehören diejenigen, in denen nur Pflanzen als Träger moralischer Ideen erscheinen. Die gemischten gliedern sich wieder in zwei Unterarten. In der ersten stehen Pflanzen und Menschen, in der zweiten Pflanzen und Tiere einander gegenüber.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergiebt sich, daß die Pflanzenfabel ebenso wie die Tierfabel aus der scharfen Beobachtung des Pflanzenlebens geboren worden ist. Mitten in die Vegetation hineingestellt, lernte der Mensch das Wesen und die Eigentümlichkeiten der Bäume, Sträucher und Blumen kennen und entdeckte manche Seite an ihnen, die für sein eigenes Leben für sich allein oder mit anderen Menschen zusammen sinnbildlich war, insbesondere die sein Denken, Fühlen, Wollen und Handeln abbildete. Er verlieh ihnen Sprache, Einsicht und Urteil. Schließlich erzählten sie ihm ganze Geschichten, in denen sich seine guten und schlechten Gewohnheiten, seine Tugenden und Laster, seine Befehdungen und Parteistreite, kurz sein ganzes Sein und Wesen in lebendiger Weise abspiegelten.

Wir haben uns in folgender Skizze die Aufgabe gestellt, die Pflanzenfabel in ihrer Ausgestaltung und Fortentwickelung in der neueren deutschen Litteratur zu verfolgen und die ihr zu Grunde liegenden Ideen zu beleuchten.

II. Die Pflanzenfabel in der vorklassischen Zeit.

Wie im Mittelalter so haben auch in der Neuzeit verschiedene Dichter der Fabel ihre Aufmerksamkeit und Pflege zugewendet. Im Zeitalter Opitzens zwar blieb sie völlig unangebaut, desto mehr aber blühte sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Vorbereitungsperiode der klassischen Litteratur, unzweifelhaft infolge der Vermittelung Frankreichs. In Bezug auf das Wesen und die Eigenart der Fabel gingen die Dichter in ihren Ansichten freilich weit auseinander. Die Schweizer erweiterten ihren Begriff dadurch, daß sie in ihr eine Vereinigung des „Wunderbaren mit dem Wahren" erblickten. Indem sie dabei vorzugsweise nur an die Tierfabel dachten, brachten sie dieselbe mit dem Tierepos in eine so nahe Verwandtschaft, daß letzteres nur als eine Erweiterung von ihr erschien, eine Ansicht, die später besonders durch die Brüder Grimm ihren wissenschaftlichen Ausdruck erhielt. Andere hielten die Fabel wieder für eine Erzählung aus der Natur, der eine Lehre beigegeben sei. Auch hinsichtlich der sprachlichen Einkleidung herrscht unter den neueren Fabeldichtern keine Übereinstimmung. Während die einen nach dem Vorgange Äsops sie kurz mit epigrammatischer, lehrhafter Zuspitzung vortragen, erscheint sie bei anderen mehr in der französischen Manier des La Motte und Lafontaine breit, gemütlich plaudernd, wortreich. Stellen wir einen Vergleich der neueren deutschen Fabel mit ihren antiken Vorbildern an, so machen wir die Wahrnehmung, daß sich der Umfang ihres Gebiets bedeutend erweitert hat, indem immer neue Naturgegenstände als Sinnbilder und Träger von moralischen Ideen herangezogen werden. Auch die Pflanzenfabel findet immer größere Berücksichtigung, selbst Dinge aus der unorganischen Natur kommen zur Verwendung.

Wir fassen zuvörderst den Zeitraum von Hagedorn bis Lessing, also die Vorbereitungszeit zur klassischen Periode, ins Auge.

Im allgemeinen darf wohl gesagt werden, daß die Pflanzenfabel einen höher entwickelten poetischen Natursinn im Dichter voraussetzt als die Tierfabel, da die Pflanzen in ihren Lebensäußerungen ihm nicht so nahe stehen wie das Tier. Der Flug der Phantasie muß höher gehen, wenn die Pflanzen zu Sinnbildern und Emblemen des menschlichen Lebens werden, kurz, wenn sie eine zeichen- und ideenreiche Sprache reden sollen. Die Pflanzenfabel fordert, um es kurz zu sagen, jenen poetischen Natursinn, von dem Lenau sagt:

> An Blumen freut sich mein Gemüte,
> Und ihren Rätseln lausch' ich gern,
> Wie sie uns nah' durch Duft und Blüte
> Und durch ihr Schweigen doch so fern.

Die Pflanzenfabel erscheint in der neueren deutschen Litteratur nicht immer rein, sondern ebenso wie in der antiken und mittelhochdeutschen Litteratur oft gemischt. Bald werden die Pflanzen in Beziehung zum Menschen, bald zum Tier und zu anderen Naturgegenständen gestellt. Am meisten wird die Pflanzenfabel im Wettstreit vorgeführt, der bisweilen sogar ein dramatisches Gepräge hat. Die Pflanzen streiten sich um ihre Vorzüge. Die größere und mächtigere blickt mit Stolz und Verachtung auf ihre kleine und schwache Nachbarin herab, die farbenprächtige und duftreiche rühmt sich vor ihrer schlichten und einfachen Schwester. In der Regel aber wird die hochmütige Prahlerin bestraft, sei es, daß der Mensch der Verachteten und Geschmähten den Vorzug giebt, sei es, daß ein Naturereignis sie zum Falle bringt und ihre Herrlichkeit vernichtet. So steht die Ruhmredige beschämt da und kommt zu der Einsicht, daß gerade ihre Vorzüge ihr Unglück herbeiführen und zu ihrem Nachteil ausschlagen. Bisweilen wird auch der Gedanke durchgeführt, daß die eine Pflanze die andere um ihre Eigenschaften beneidet und in Unzufriedenheit mit sich selbst gerät. Doch da tritt ein Umstand ein, durch welchen sie belehrt wird, wie thöricht ihr Begehren war. Hin und wieder begegnet uns der Gedanke des gegenseitigen Lobpreises. Eine Pflanze bewundert die andere und möchte ihre Vorzüge gern mit ihr tauschen. Schließlich gewinnen jedoch beide die Überzeugung, daß der Schöpfer alles wohlgemacht und alles recht bedacht habe, da jeder gerade das verliehen worden, was zu ihrem Wesensbestande und zu ihrer Vollkommenheit notwendig ist. Am seltensten erscheint der Gedanke der Liebe, Aufopferung und Hingabe, daß eine Pflanze die andere trägt und unterstützt, oder ihr Leben für die andere zu ihrer Erhaltung und Fortexistenz einsetzt.

Der erste neuere Dichter, der die Fabel in Angriff nahm und sie nach dem Vorbilde Lafontaines in Deutschland heimisch machte, war Friedrich von Hagedorn, Hallers berühmter Zeit- und Strebensgenosse. Durch seine zwei Bücher Fabeln und Erzählungen geht ein liebenswürdiger, heiterer Zug, der nur bisweilen den Beigeschmack des Satirischen hat. Obgleich viele Fabeln nicht den Anspruch auf Originalität in der Erfindung erheben dürfen, auch sonst keinen hohen poetischen Wert besitzen, so fanden sie doch durch die Leichtigkeit und Anmut der Form bei den Zeitgenossen großen Anklang und werden noch heute gern von der Jugend gelesen. Merkwürdigerweise begegnen wir bei H. nur einer Pflanzenfabel: „Das Schäfchen und der Dornstrauch". Ein Schäfchen verkroch sich, um dem rauhen Regen zu entgehen, in eine Hecke, wobei es viel von seiner Wolle einbüßte. Der Dichter wendet sich mit der Fabel gegen seine Zeitgenossen, die bei dem damaligen schleppenden

Gerichtsgange mit ihren Prozessen oft Hab und Gut verloren. Die Fabel schließt mit dem Mahnruf:

„Beglückt ist, den dies Schaf belehret.
Bethörte Hadrer, laßt euch raten,
Vertraut die Wolle nicht den scharfen Advokaten,
Oft ist, was ihr gewinnt, nicht halb der Kosten wert."

In Gellerts Erzählung „Der Prozeß" findet unsre Fabel die ergötzlichste Illustration. Anders gewendet erscheint der Gedanke der Fabel bei Lessing: „Der Dornstrauch", bei Julius Sturm: „Das Lamm und der Dornbusch" und bei Friedrich Rückert: „Die Rose".

Vier Fabeln besitzen wir von Albrecht von Haller, dem Dichter der „Alpen". Es sind: Der Fuchs und die Trauben, Der beste König, Der Fuchs und die anderen Tiere, Der Hahn, die Tauben und der Geier. Eine Pflanzenfabel hat er nicht gedichtet.

Nach Hagedorn hat Johann Wilhelm Ludwig Gleim mit sichtlicher Liebe die Fabel gepflegt. Wir haben von ihm vier Bücher Fabeln, welche Lessing bei ihrem Erscheinen aufs freundlichste begrüßte. Und es läßt sich nicht leugnen, daß Gleim neben den „Kriegsliedern eines Grenadiers" gerade dieser Dichtungsgattung mit sein Andenken verdankt. Angeregt wurde der Dichter zu seinen Schöpfungen, wie er selbst im Vorberichte bemerkt, durch eine Frage des Prinzen von Preußen im Jahre 1754: ob er Fabeln machen könne. „Nein", war die Antwort, „es ist nichts Schwereres, als eine Fabel zu machen." „Der Gedanke", fährt er dann fort, „an diese Frag' und Antwort ward die Ursach' aller dieser Fabeln. — Das Schwere wurde leicht: alle die vorherigen Versuche mißlangen dem Verfasser. Nun ging's besser. Fünfundzwanzig Fabeln wurden fertig, gedruckt und dem Prinzen zugeschrieben, schon im Jahre 1755. Die Versicherungen eines Sulzer und eines Beguelin, damaligen Lehrers des Prinzen, daß die ersten fünfundzwanzig Fabeln Nutzen stifteten, vermochten den Verfasser, mehr zu machen."

Nach Gervinus' trefflichem Vergleich (vergl. Geschichte der deutschen Dichtung 4. Aufl. Band IV, S. 98) schreiten Gleims Fabeln leichtfüßig einher, wo die Gellertschen ehrenhaft wandeln; sie sind so kurz wie jene lang, so prickelnd wie jene breit humoristisch, mit knapper, oft mit gar keiner Moral. „Wo er recht in seinem Wesen ist, macht die Lehre gewiß ein Epigramm für seinen König oder gegen einen Uhu-Recensenten oder Pfaffen aus." Im Vergleich zu den knappen und scharf pointierten Lessingschen Fabeln sind die Gleimschen breit und plaudernd, der Schärfe und Beweiskraft der moralischen Lehre nach bleiben sie weit hinter ihnen zurück. Löste Lessing seine poetischen Jugendversuche später in Prosa auf, so wählte Gleim die poetische

Form in der Überzeugung, es in der Prosagestaltung mit Lessing nicht aufnehmen zu können.

Nicht alle Fabeln Gleims sind Originalschöpfungen, manche sind dem Äsop und Phädrus, manche dem Lafontaine nachgebildet, eine: „Die Beratschlagung der Pferde" hat als Vorbild dem englischen Fabeldichter Gay gedient.

Unter Gleims Fabeln (s. Ausgewählte Werke, herausgegeben von Leonhard Lier, Reclams Universal-Bibliothek 2138 und 2139) finden sich fünf Pflanzenfabeln. In der ersten Fabel: „Das Veilchen und der Grashalm" (das. Buch III, Nr. 3, S. 105), in der sich ein Grashalm brüstet, daß er das Veilchen vor dem Ermatten schützt, wird der Gedanke verkörpert, daß der Mensch auf das kleine Gute, das viele thun, nicht zu großen Wert legen, nicht damit prahlen und besonderen Dank begehren soll.

> Du! sprach das Veilchen, du! Auf ein Verdienst so klein
> Muß man so stolz nicht sein!
> Du thust's ja nicht allein!

In der zweiten Fabel: „Die Rosenknospe und die Lindenblüten" (das. Buch III, Nr. 13, S. 110) rühmt die Rosenknospe gegenüber den Lindenblüten ihre Schönheit, wogegen diese ihren Balsamduft hervorheben, den sie gegen Abend in die Luft hauchen. Die Rosenknospe ist Sinnbild der Schönheit, die Lindenblüten mit ihrem Geruche dagegen versinnbildlichen die Tugend. Die der Fabel beigefügte Lehre:

> Seine Schönheit darf man rühmen,
> Seine Tugend nicht

hat ihre volle Berechtigung.

Die Fabel: „Von der Eichel und dem Kürbis" (das. Buch IV, Nr. 8, S. 128) hat ihr Vorbild in der gleichnamigen bei Lafontaine. Es sind nur kleine Unterschiede, die beide voneinander unterscheiden. Bei Lafontaine stehen Kürbisstaude und Eiche in unmittelbarer Nähe bei einander, bei Gleim dagegen hat man sich beide in ziemlicher Entfernung voneinander zu denken. Der Bauer sieht zuerst den großen Kürbis an der schwachen, am Erdboden sich hinziehenden Ranke und bemerkt das Mißverhältnis, das zwischen Frucht und Träger stattfindet; infolgedessen denkt er sich im Geiste eine Eiche, an der sich die Kürbisfrüchte herrlich ausnehmen müßten. Nach einer Strecke Wegs kommt er an eine solche und lagert sich in ihrem Schatten. Sodann schläft bei Lafontaine der Bauer mit seinen weltverbessernden Gedanken ein, Kürbisstaude und Eiche vor sich habend, bei Gleim faßt er diese bereits unterwegs, als er die Kürbisstaude gesehen und bevor er noch an die Eiche gelangt ist. Als anderweite kleine Unterschiede sind noch folgende hervorzuheben:

Nach Lafontaine fällt von dem Eichbaum nur eine einzige Eichel herab, die den Bauer auf die Nase trifft, nach Gleim hingegen werden viele vom Winde herabgeworfen; sie stürzen zur Erde nieder „prasselnd wie ein geschwinder Regen", doch nur eine trifft des Bauern Nase so derb, daß sie blutet. Bei Lafontaine wieder erkennt der Bauer sofort seine Thorheit, die weise Einrichtung Gottes in der Schöpfung getadelt zu haben, bei Gleim kommt er zu dieser Erkenntnis erst auf der Flucht. Auch auf den Umstand dürfte noch hinzuweisen sein, daß in der Darstellung Gleims die Jahreszeit schärfer hervortritt als bei Lafontaine. Wir haben hier an die Herbststürme zu denken, denn es stürzen reife Eicheln herab. Bei Lafontaine kann sich der Vorgang auch im Sommer abgespielt haben; ja es wird nicht einmal angedeutet, daß der Wind die Eichel herabgeworfen habe. Auch hinsichtlich der Nutzanwendung besteht ein kleiner formeller Unterschied zwischen beiden Darstellungen. Lafontaine stellt den Gedanken, daß der Schöpfer in seiner Weisheit in der Natur alles vortrefflich eingerichtet habe, an die Spitze der Fabel, während ihn Gleim sowohl an der Spitze wie zum Schlusse bringt. Außerdem erscheint die Nutzanwendung bei Gleim in mehr biblischer Fassung als bei Lafontaine. Schließlich sei noch bemerkt, daß das französische Vorbild dadurch, daß sein Verfasser dem Bauer einen bestimmten Namen gegeben, den Charakter einer wirklichen Begebenheit, eines bestimmten Ereignisses gewonnen hat, während die deutsche Nachdichtung, in welcher der Bauer namenlos ist, in dem Rahmen einer allgemeinen Erzählung sich hält.

Mehr den Stempel eines Apologs als einer Fabel trägt die Fabel: „Die Götter und die Bäume" (das. Buch IV, Nr. 11, S. 131). Einige kleine Abweichungen ausgenommen, schließt sich dieselbe dem Sinne und Gedankengange nach an die Fabel des Phädrus an (vergl. lib. III, Nr. 17). Zeus wünscht, daß jede Gottheit des Olymps sich einen Baum erwählen und ihm ihren Schutz gewähren soll. Zeus wählt sich den starken Eichbaum, Apoll den Lorbeerbaum, Herkules die schön belaubte, hohe Pappel, Cybele die Fichte, die zwar keine Blätter hat, dafür aber dem Winter trotzt und immer grün bleibt, Venus die Myrte, Minerva endlich den früchtereichen, aber von allen Göttern und Göttinnen verschmähten Ölbaum. Wegen dieser letzten Wahl erhebt sich ein Streit unter den Göttern, welchen Zeus dadurch schlichtet, daß er seine Tochter Minerva umarmt und den Ausspruch thut, sie habe die beste Wahl getroffen. Die verschiedenen Bäume in der Fabel sind Sinnbilder der Götter und ihrer Eigenschaften. Sie treten aber weder redend noch handelnd auf, und dadurch verliert die Dichtung den eigentlichen Charakter einer Fabel.

Ebenso wie die Fabel von dem Kürbis und der Eichel predigt die von der Rose, dem Raben, dem Distelkopf und Jupiters Adler (das. Buch IV, Nr. 27, S. 147) die Weisheit des Schöpfers, die alles in der Natur aufs beste eingerichtet hat. Da alle Naturwesen aus Gottes Hand stammen, so darf sich der Mensch nicht in Tadel über sie ergehen, denn ein jedes besitzt seine Vorzüge und dient einem Zwecke. Dem einen ward Schönheit, dem andern Befriedigung des Genusses, dem dritten Nützlichkeit zu teil. Das eine erfreut des Menschen Auge, das andere labt seine Zunge, das dritte dient dem Vieh zur Nahrung. Auf absolute Vollkommenheit darf kein Geschöpf Anspruch erheben, sie kommt nur Gott allein zu.

Den besten und kräftigsten Ausdruck hat die Fabel im Zeitalter des Aufblühens der neueren deutschen Dichtung unbestritten in Christian Fürchtegott Gellert gefunden. Er machte diese leichte Dichtart neben der Erzählung zu einem treuen Spiegelbilde der Zeit. Nicht bloß der einzelne Mensch, sondern auch ganze Stände und Berufsklassen in ihren Schwächen und Gebrechen erscheinen vor uns in sinnbildlicher Hülle. Die Kulturzustände werden in Typen aus der Natur abkonterfeit, den Mächtigen und Einflußreichen wird mancher Hieb wegen ihrer Lebensführung und ihres Benehmens versetzt. Bei aller Schärfe aber bewahren die Gellertschen Fabeln den Charakter der Liebenswürdigkeit. Es ruht auf ihnen eine gewisse Heiterkeit und Harmlosigkeit, eine gewisse Anmut und Grazie. Man fühlt sich durch den Scherz und die Satire zwar getroffen, wird aber nie verletzt, im Gegenteil, man freut sich über die geführten Geißelschläge und empfängt sie mit freundlichem Humor. Die breite, naive Sprache, der leichte, fließende Versbau und die natürlichen, ungezwungenen Reime machen die Gebilde leicht verständlich. Die Gedanken erfordern nicht große Anstrengung der Denkkraft, man braucht beim Lesen nicht innezuhalten und sich den Kopf zu zerbrechen. Alle diese Eigenschaften bewirkten, daß Gellerts Fabeln von seinen Zeitgenossen mit großem Beifall aufgenommen und von jung und alt begierig gelesen und auswendig gelernt wurden. Selbst Friedrich der Große hatte Respekt vor den gefälligen Dichtungen, sie imponierten ihm nach Inhalt und Form. Darum beschied er den Dichter bei seiner Anwesenheit in Leipzig zu sich und richtete an ihn die Frage: „Wo hat Er so schreiben lernen?“ „In der Schule der Natur“, war Gellerts Antwort. Als aber Friedrich der Große im weiteren Verlaufe des Gesprächs ihm vorhielt: „Er hat den Lafontaine nachgeahmt!“, behauptete er seine Originalität und betonte, von niemand abhängig gewesen zu sein. Wenn Gellert in seinen Fabeln sich zunächst auch an Hagedorn anschloß, so kann er in gewissem Sinne doch der deutsche Lafontaine genannt werden, weil er ebenso wie dieser

der Denk- und Handlungsweise seiner Zeit durch Naturbilder typischen Ausdruck verlieh.

Obwohl in den drei Büchern Gellertscher Fabeln und Erzählungen im ersten die Fabel mit 13, im zweiten mit 8 und im dritten mit 7 Stücken vertreten ist, so findet sich nicht eine einzige Pflanzenfabel darunter. Es sind alles Tierfabeln. Es gewinnt fast den Anschein, als wenn dem Dichter für die Welt der Pflanzen der poetische Sinn abgegangen wäre und er in ihnen nicht geeignete Bilder für das Thun und Treiben der Menschen habe finden können.

Wie Gellert vorzugsweise seinen Ruf als Dichter der Fabel zu verdanken hat, so nicht minder der preußische Regierungsrat Magnus Gottfried Lichtwer. Seine vier Bücher Äsopischer Fabeln, die zuerst in Leipzig 1748, also zwei Jahre später als die Gellertschen, und in verbesserter zweiter Auflage in Berlin 1758 erschienen, ahmen die Franzosen nach, wenn auch ihre deutschen Vorbilder nicht unberücksichtigt geblieben sind. Dem wirklichen Leben entnommen, zeichnen sie sich durch Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit in der Darstellung und durch witzige und sinnreiche Einfälle aus, weshalb sie auch unterhaltend wirken. Vor allem unterscheiden sich Lichtwers Fabeln von den Gellertschen. Sie tragen weniger als diese Behaglichkeit und Breite, Beweglichkeit und Gefälligkeit zur Schau, dafür tritt aber ein größerer und schwererer Ernst, ein tieferer und zuweilen geistreicherer Gedankengehalt in ihnen zu Tage. Auch die Versbildung ist glatt und sorgsam, bisweilen sogar elegant. Trotz dieser Vorzüge wollten sich aber Lichtwers Fabeln im Anfange beim Volke nicht einbürgern. Die Gründe lagen nahe. Einmal war der Verleger kein ordentlicher Buchhändler, der den Vertrieb verstand, sodann hatte der Autor die Herausgabe nicht selbst besorgt, und es war unter das Gute und Vortreffliche zu viel Mittelmäßiges und Verfehltes geraten. Erst als 1762 eine dritte, vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe erschien, in welcher die Spreu mit großer Strenge ausgeschieden war, fanden die Fabeln ihren Weg ins Publikum, ja verschiedene Verdrießlichkeiten wegen der ersten Ausgaben hatten für den Autor das Gute, daß jetzt sein Name weit und breit bekannt wurde. Was die Pflanzenfabel anlangt, so begegnet uns bei Lichtwer nur die eine: Der Apfelbaum und der Nelkenstock (s. Buch III, Nr. 16). In ihr beklagt sich ein starker Apfelbaum über die Zurücksetzung vor dem kleinen, minderwertigen Nelkenstock. Während um ihn sich niemand bekümmere und er vor Sonnenhitze verschmachte, werde dieser von des Gärtners Hand fleißig getränkt. Der Nelkenstock weist die Klage des Apfelbaums als ungerechtfertigt zurück, indem er darlegt, daß dieser ja schon von der Erde und von der feuchten Witterung getränkt werde, noch mehr Feuchtigkeit

würde ihm keinen Nutzen bringen, sondern ihn nur verderben. Die Fabel erteilt am Schlusse die Lehre:

> So strebt der Neid nach fremder Ehre,
> Die öfters sein Verderben wäre.

Neben Lichtwer baute auch Gottlieb Konrad Pfeffel aus Kolmar im Elsaß mit großem Fleiße die Fabel an. Sind auch viele seiner Fabeln vom dichterisch-ästhetischen Standpunkte betrachtet recht mittelmäßig, zum Teil sogar äußerst schwach, und verdienen sie kaum, ans Licht gezogen zu werden, so stoßen wir doch auch auf solche, die durch originelle Erfindung und phantasievolle Ausgestaltung hervorragen. Sie haben in ihrer schlichten, einfachen Form etwas Gewinnendes und Einschmeichelndes, „ein liebenswürdiger, frommer, von wahrer Duldung erfüllter Zug" geht durch sie. Pfeffel machte keineswegs nur die alten, seit Äsops Zeiten verwendeten Tiere zu Trägern von moralischen Ideen, er zog auch neue Naturwesen heran. Wir begegnen verschiedenen Pflanzenfabeln, welche als recht wohlgelungen gelten dürfen. An erster Stelle sei die Nelke hervorgehoben (s. Poetische Versuche, Tübingen 1802, 2. T., S. 124). Die Fabel stammt aus dem Jahre 1781, und ihr Inhalt ist kurz dieser: Eine blühende Nelke bittet ihre jugendliche Pflegerin, die sie zu ihrem Schmucke pflücken will, sie möge sie noch stehen lassen, damit sie ihren Wohlduft am Abend ausstrahlen könne. Diese giebt der Bitte nach, doch am nächsten Morgen hängt sie verwelkt am lahmen Stil. Dem Dichter wird die Nelke zu einem Symbol der schönen Mädchen, die in ihrer Sprödigkeit ihre Bewerber ausschlagen, weil sie denken, daß sie noch hinlänglich Zeit zum Heiraten haben. In der Fabel: Der Epheu (s. das., Tübingen 1803, 2. T., S. 180), in welcher Epheu um einen Eichbaum rankt und mit ihm durch den Wettersturm zu Grunde geht, haben wir einen herrlichen Apolog auf die Freundschaft. Menschen, die durch innige und wahre Freundschaft verbunden sind, leben und sterben füreinander. Die Fabel, die ebenfalls aus dem Jahre 1781 stammt, hat in dem Horazischen Worte (s. Oden 1, 13):

> „Dreimal selig und viermal sie,
> Die unlösbares Band ewig vereint, und nicht,
> Durch unwillige Spaltungen,
> Vor dem letzten der Tag' innige Liebe trennt"

einen schönen verwandten Gedanken.

Eine hübsche Pflanzenfabel Pfeffels ist „Der Apfelbaum" (s. das. 4. Teil, S. 32) aus dem Jahre 1791. Ein durch Hang, Alter und Wind zu weit nach einer Seite geneigter Apfelbaum soll mit Stricken geradegerichtet werden, die Leute gehen dabei aber so gewaltsam vor, daß der Baum sich nach der entgegengesetzten Seite biegt. Als darauf

auf Befehl des Hausherrn ein zweiter Versuch unternommen wird, den Baum emporzurichten, reißen die Wurzeln los, und er fällt krachend zur Erde nieder. Die Fabel will sagen, daß zu starke Mittel ein Gebrechen nicht heilen, sondern im Gegenteil den völligen Ruin bewirken.

Der etwas schwülstigen Fabel: „Die Rose und das Immerschön“ (das. 4. Teil, S. 194) aus dem Jahre 1792 hat der Dichter die von alters her beliebte Form eines Rangstreites verliehen. Die stolze und eitle Rose brüstet sich, „die schönste Blume im stolzen Kranze der Natur“ zu sein; das Immerschön gesteht ihr in seiner Bescheidenheit gern diesen Ruhm zu, bemerkt aber, auch einen Vorzug zu besitzen. Es spricht:

> Schön bist du, doch bist du auch weise?
> Der Reiz, den du durch Eitelkeit
> Befleckst, ist mir nicht verliehen;
> Allein er glänzt nur kurze Zeit,
> Mich schmückt der Vorzug, stets zu blühen.

Die Fabel wendet sich an diejenigen, welche in sich selbst verliebt sind und mit ihrer Schönheit prahlen, aber nicht bedenken, daß diese ein sehr vergänglicher Vorzug ist.

> Schön sind die Rosen eurer Jugend

ruft der Dichter ihnen zu,

> Allein die Zeit zerstöret sie.
> Nur die Talente, nur die Tugend
> Veralten nicht und sterben nie.

Einen für alle Zeiten wahren Gedanken spricht die Fabel: Der Gärtner und der Birnbaum aus. Sie stammt aus dem Jahre 1793 und erinnert unwillkürlich an die Äsopische Fabel: „Der Landmann und der Baum“ (in der Halmschen Ausgabe 1. Buch Nr. 102), wie nicht minder an die von Florian: Le vieux Arbre et le Jardinier (Livre II, Nr. 2). Ein selbstsüchtiger Gärtner will einen Birnbaum, weil er alt geworden ist und ihm keine Früchte mehr trägt, umhauen. Umsonst verhallt bei ihm der Dryas bittende Stimme:

> Laß dir mein Alter heilig sein.
> So lang' hab' ich dich genähret,
> Und nun . . . o warte, bis die Zeit
> Mein bißchen Leben gar zerstöret,

umsonst ist das Flehen der Vögel, die im Schatten des Baumes täglich das Ohr seines Weibes durch ihre Lieder ergötzten, er erhebt die Axt und versetzt dem Baume bereits den zweiten Streich. Endlich ruft ein Bienenschwarm aus dem hohlen Stamme ihm zu:

Sei kein Thor!
Der Baum soll dir noch Geld verdienen.
Verschonst du ihn, so hausen wir
In seinem Schoß und werden dir
Manch schönes Töpfchen Honig geben.

Dieses Wort wirkt, der Baum bleibt stehen. Die tägliche Erfahrung bestätigt die Lehre, mit der die Fabel schließt:

Wenn Eigennutz den Dank gebeut,
So rechnet auf Erkenntlichkeit.

Nur zu oft hat die Dankbarkeit ihren Grund in der Selbstsucht. Solange ein Mensch durch seine Dienstleistungen dem andern nützt, wird er von ihm geschätzt; hören diese auf, so zieht er sich zurück und kommt erst dann wieder auf ihn zu, wenn er sich neue Vorteile von ihm verspricht.

Auf die Polygraphen zielt die Fabel: „Der Weinstock“ (das. 5. Teil, S. 44), die aus dem Jahre 1794 stammt. Dem Weinstock, der anfangs zwar nur wenige, doch süße Trauben brachte, später aber auf seine Bitte an Vertumnus, ihn doch fruchtbarer zu machen, ein Heer von Trauben trug, die aber nicht reif genug wurden und darum ungenossen an den Ranken verfaulten, gleicht so mancher Schriftsteller, der bei Beginn seiner Laufbahn nur weniges, aber Gediegenes schafft, später aber Massen produziert, die infolge ihrer Wertlosigkeit ungelesen bleiben.

Die Fabel: „Der Pfirsichbaum und der Apfelbaum“ (das. 6. Teil, S. 172) aus dem Jahre 1795 enthält eine goldene Lehre für Eltern und Erzieher. So Bewundernswertes auch Wunderkinder in früher Jugend leisten, so täuschen sie doch meist die Hoffnung im späteren Alter, geradeso wie der Pfirsichbaum, der sich schon im jungen Lenz bis auf den letzten Zweig in einen roten Blütenwald hüllt, aber doch keine Früchte bringt, da der rauhe Nordwind mit seinem Reife ihn geknickt hat.

Wir verweisen dabei auf die Fabel von A. Emanuel Fröhlich: „Treibhäusler“, welche denselben Gedanken ausspricht und wahrscheinlich in der Pfeffelschen ihr Vorbild hat. Nach einer anderen Seite gewendet malt der Pfirsichbaum mit seinen Blüten die Lehre, daß Eilen keinen Nutzen bringt.

In der Fabel: „Die Eiche und der Lorbeerbaum“ (das. 7. Teil, S. 141) aus dem Jahre 1796, mit der die Äsopische: „Die Eiche und das Schilfrohr“ (vergl. Avian Nr. 16), sowie die bei Lafontaine: „Le Chêne et le Roseau“ (Livr. I, Nr. 22) zu vergleichen ist, haben wir wieder einen Rangstreit. Die Eiche, stolz auf ihre Größe und Stärke, sieht mit Verachtung auf den kleinen, unscheinbaren Lorbeerbaum, das

Zwitterkind von einem Baum und Strauche,
Das, gleich dem Rohr, auch vor dem lindsten Hauche
Des Wests erbebt,

herab, obgleich ihre Früchte nur den Schweinen vorgeworfen werden, während mit dem Lorbeer Apoll seinen Lieblingschor krönt. Die Lehre der Fabel liegt auf der Hand: Geistige Vorzüge stehen höher als körperliche.

Zu den sinnigsten Fabeln der Pfeffelschen Muse gehört entschieden: „Die gelbe Rose" (das. 9. Teil, S. 110) aus dem Jahre 1803, welche die Entstehung der gelben Rose schildert. Die weiße Rose ist nicht zufrieden mit ihrer Farbe, die ihr Flora verliehen, obgleich sie das Symbol der Unschuld ist, sie fordert noch „der Schwester Inkarnat". Da Flora ihre Mutterhuld so verkannt sieht, wird sie zornig, haucht sie an und spricht:

So nimm, anstatt des Kleids
der Unschuld, das zu deinem Lohn,
Was dir gebührt — die Tracht des Neids;
Und so entstand die gelbe Rose.

Der Grundgedanke der Fabel findet eine vortreffliche Erläuterung in einer Sentenz Herders (s. Blumen aus der griechischen Anthologie):

„Neid, du großes Übel! Doch ist das Gute noch in dir,
Daß du mit eigenem Pfeil selber das Herz dir durchbohrst."

Vergleichsweise ziehen wir zur Illustration des Gedankens noch den Ausspruch Rückerts in der Weisheit des Brahmanen (5. Band S. 359) heran:

„Wer immer Anspruch macht auf das, was nicht beschieden
Ihm ward, ist mit der Welt beständig unzufrieden."

Eine sinnige Symbolik liegt in der Fabel: „Der Palmbaum und der Ölbaum" (das. 10. Teil, S. 15) aus dem Jahre 1806. Die Palme erhebt sich, weil bei einem Siegesfeste einer ihrer Zweige zum Prunke verwendet wird, voller Stolz über alle Bäume, ja sie dünkt sich als des Waldes Königin. Infolgedessen redete sie nicht mehr mit ihren Nachbarinnen, nur zur Olive ließ sie sich einst voll Gnade herab und sprach in hochmütigem Tone:

Du jammerst mich,
Indes in feierlichen Reigen
Sich Nice schmückt mit meinen Zweigen,
Bemerkt kein Auge dich.

Doch während sie noch so schwatzt, kommt Irene, begleitet von allem Volk und selbst vom Krieger, und windet dem Sieger einen Kranz vom Ölbaum. Nun spricht die Olive zur Palme:

Von deinen Kronen rinnen Thränen,
Von meinen Segen; sie versöhnen
Die Menschheit mit dem Sieg.

Die Palme galt schon bei den Römern als Sinnbild des Siegs, während der Ölzweig Sinnbild des Friedens war. Ohne Zweifel wollte

der Dichter den Wehr-, Lehr- und Nährstand symbolisieren. Der siegreiche Krieger soll sich nicht über die Jünger der Kunst und Wissenschaft, des Handels und Gewerbes erheben, da seine in heißer Schlacht gewonnenen Siege, so bedeutend sie auch immer sein mögen, mit Blut erkauft sind und unzählige Thränen an ihnen hängen, während die Werke des Lehr- und Nährstandes segenbringend und versöhnend unter den Menschen wirken.

Ein hübsches kleines dichterisches Gebilde haben wir in der Fabel: „Der Distelstrauch und der Rosenstock" (das. 10. Teil, S. 176) aus dem Jahre 1808. Ein Distelstrauch brüstet sich vor seinem Nachbar, einem Rosenstocke, daß er unberührt von den Menschen bleibe, während seine Knospen von jedermann gebrochen würden. Treffend fertigt ihn der Rosenstock ab mit den Worten:

> Trotz ihrer Dornen wird die Rose gern gepflückt,
> Weil sie durch ihren Reiz und Wohlgeruch entzückt.

Die Fabel predigt die Lehre: Wenn ein Ding inneren Wert besitzt, so schreckt man auch vor der Rauheit seiner Form nicht zurück.

Die alte Manier des Burchard Waldis, Fabeln zu dichten, veranlaßte Friedrich Wilhelm Zachariä, den Dichter des Renommisten, zu ähnlichen Versuchen, er schrieb ihrer in kurzer Zeit so viele, daß ein ganzer Band fertig wurde, der 1771 unter dem Titel: „Fabeln und Erzählungen in Burchard Waldis Manier" ohne seinen Namen erschien. Nach seinem Tode gab sie sein Freund Johann Joachim Eschenburg 1781 aufs neue heraus, sie bilden in Zachariäs Poetischen Schriften den 3. Band. Der größte Teil der Fabeln und Erzählungen besteht, wie gesagt, aus Nachahmungen des Burchard Waldis nach Form und Inhalt, andere sind dem Äsop, Lokman und Lafontaine nachgebildet, nur die wenigsten sind eigene Erfindungen. Über Burchard Waldis selbst und seine Bedeutung als Fabeldichter verbreitet sich Zachariä in einer längeren Einleitung. Er bedauert, daß selbst Gellert (s. Vorbericht zu seinen Fabeln und Erzählungen) nicht mit der Wärme von ihm rede, die er verdiene, obgleich er verschiedene Fabeln ihm nacherzählt habe. Erst der Freiherr von Gemmingen habe einen guten Anfang gemacht, den alten Dichter aus dem Staube hervorzuziehen (s. dessen poetische und prosaische Schriften, Braunschweiger Ausgabe); er selbst wolle es sich auch angelegen sein lassen, seine Bekanntschaft der Mitwelt zu vermitteln.

Zu den 61 Fabeln Zachariäs in der Ausgabe von 1781 kommen noch zwei in seinen hinterlassenen Schriften, es sind die Fabel vom Argus, Merkur und der weißen Kuh sowie die vom wiedergefundenen

Esel. Alle Fabeln gehören der Tierwelt an, der Pflanzenwelt hat Zachariä keine Aufmerksamkeit geschenkt.

Als Fabeldichter hat sich auch Johann Gottlieb Willamov aus Mohrungen einen Namen gemacht. Seine zwei Bücher dialogischer Fabeln, die 1765 und 1791 zu Berlin im Druck erschienen und von denen das erste 26 und das zweite 27 Nummern enthält, legen vielfach Zeugnis von guter Erfindung und von frischer Lebendigkeit und Anschaulichkeit in der Darstellung ab. Von seinen Vorgängern unterscheidet sich Willamov besonders dadurch, daß die Objekte unmittelbar redend eingeführt werden. Auf diese Weise tritt das Epische und Epigrammatische mehr in den Hintergrund, und die Form erhält ein dramatisches Kolorit. Tiere, Pflanzen und Menschen führen Zwiegespräche, wie die Personen in einem Theaterstücke. Freilich zeigt sich in den Fabeln auch vieles Unschmackhafte, Gespreizte und Sonderbare, über das wir heute lächeln, zu ihrer Zeit aber wurden die kleinen dramatischen Gebilde mit großem Beifall aufgenommen und viel gelesen. Unter Willamovs Fabeln kommen vier Pflanzenfabeln vor. In der ersten: „Der Weinstock und der Winzer" (s. sämtl. Schriften, Wien 1793 und 1794, 2. Teil, S. 154 flg.) fragt der Weinstock den Winzer, warum er ihn beschneide und ihn fast aller seiner Blätter beraube, worauf dieser antwortet, daß dies zu seinem Besten geschehe, da die geilen Reben und die vielen Blätter ihm die beste Kraft benähmen.

Ganz recht, Herr Winzer! versetzt der Weinstock,

> Doch du irrest dich:
> Zu meinem Besten nicht, zu deinem schneidst du mich;
> Denn mir ist's einerlei, das kannst du sicher glauben,
> Ich trage Blätter oder Trauben.

Die Moral der Fabel ist, daß der Mensch viele Thaten nur aus Egoismus vollbringt, nicht um ihrer selbst willen.

In der zweiten Fabel: „Die Eiche und die Fichte" (s. das. S. 171), deren Motiv uns in der späteren Fabeldichtung wiederholt begegnet, regt sich die Eiche darüber auf, daß die nichtswerte Fichte in dem erhabenen Eichenwald ihren Aufenthalt genommen habe, sie solle sich einen andern Ort beim Pöbel ihrer Art suchen. Sarkastisch fertigt diese die mißgünstige und hochmütige Eiche mit den Worten ab:

> Ein kleiner Ehrgeiz treibet mich;
> Beim Pöbel meiner Art sind gröߒre noch als ich,
> Hier überseh' ich euresgleichen.

Ohne Zweifel wollte der Dichter in der Fabel den Gegensatz zwischen dem Geburts- und dem Geistesadel veranschaulichen. Mancher Bürgerliche bringt es infolge seiner Talente zu einer hohen Stellung

und kommt in die Kreise der hohen Aristokratie, wird aber hier wegen seiner niederen Herkunft mit Scheelsucht betrachtet. Ein sprechendes historisches Beispiel zur Erläuterung der Fabel haben wir in dem Verhalten der höheren Stände zu dem Volke vor Beginn der französischen Revolution, insbesondere des Hofes zum Finanzminister Necker. Als Bürgerlicher und Protestant wurde dieser mit Geringschätzung behandelt, obgleich er der einzige Mann war, der Frankreich aus seiner damaligen finanziellen Krisis vielleicht noch hätte retten können.

In der dritten Fabel: Der junge Baum und der Wind (s. das. S. 176) beklagt sich ein junger Baum über den Wind, daß er ihm schweren Schaden zufüge und schließlich ihn noch zerbrechen werde. Der Wind tröstet ihn und spricht:

Nur fein Geduld! Je mehr ich dich zerzausen werde,
Je fester wurzelst du dich in die Erde.

Es ist ein schöner Gedanke, welcher durch die Fabel veranschaulicht wird: Je mehr das Schicksal den Menschen in die Schule nimmt, desto fester entwickelt sich sein Charakter.

In der vierten Fabel: Die junge Tanne und der Ahorn (s. das. S. 200 flg.) spricht eine junge Tanne ihre Verwunderung darüber aus, daß der König Xerxes den Ahorn verehre und ihn mit Gold und Purpur schmücke; sie weiß nicht, welchen Vorzug er vor andern Bäumen besitze. Der Ahorn begreift freilich auch nicht, warum er in solcher Gunst beim König stehe, und findet es lächerlich, „an einem Baum Wohlthaten auszuüben“, doch er fügt hinzu:

Doch wär's noch besser, mich,
Als einen Bösewicht, zu lieben.

Sicher haben wir in der Fabel eine Anspielung auf die bekannte Geschichte bei Älian, Vermischte Nachrichten, 2. Buch, 14. Kap., wonach Xerxes auf seinem Zuge durch Lydien einer Platane von ungewöhnlicher Größe fast abgöttische Verehrung bewies. Ohne alle Veranlassung verweilte er bei ihr einen ganzen Tag, so daß er in der Wüste übernachten mußte. Er behing sie mit kostbarem Schmuck, zierte ihre Zweige mit Halsbändern und Armspangen, und als er zum Wegzuge aufbrach, ließ er einen Wärter bei ihr zurück, welcher sie wie eine Geliebte beschützen und bewachen sollte.

Die Lehre der Fabel ist diese: Viele gönnen den andern nicht die Auszeichnungen, welche ihnen zu teil werden, und sähen es am liebsten, wenn sie ihnen zugewendet würden. Nach einer andern Seite gewendet, kommt der Gedanke zum Ausdruck, daß die Liebe oft blind ist und auf Gegenstände verfällt, die nichts Liebenswertes besitzen.

Haben wir bis jetzt diejenigen Dichter betrachtet, die als Fabeldichter sich einen Namen gemacht haben und deren Fabeln noch heute gelesen werden, so gilt es, auch derer zu gedenken, die beinahe in völlige Vergessenheit geraten sind, obgleich sie zu ihrer Zeit ein gewisses Aufsehen erregten.

Im Jahre 1744 gab Bodmer: Ein halbes Hundert neuer Fabeln von L. M. v. K. (d. i. Ludwig Meyer von Knonau) bei Konrad Orell u. Co. in Zürich heraus, die er mit einer kritischen Vorrede versah, in welcher er sich nicht nur über die Entstehung der Fabel überhaupt, sondern auch über die Eigentümlichkeiten und Vorzüge der ihm vorliegenden Sammlung verbreitete. Nach ihm kann eine Fabel auf zweierlei Weise entstehen, einmal so, daß man einen Lehrsatz oder auch ein Sprichwort hernimmt und nach einer symbolischen Vorstellung dafür sucht, das andere Mal so, daß man auf das Betragen und die Sitte der Tiere in Wald und Feld, auf der Jagd und im Hause achtet und, wenn man etwas Sonderbares und Merkwürdiges an ihnen wahrnimmt, sich die Frage vorlegt, ob sich nicht eine Ähnlichkeit mit den menschlichen Sitten finden lasse. Auf die erste Art schuf Äsop seine Fabeln, und er mußte so zu Werke gehen, weil er sie als Beispiele für das bürgerliche Leben gebrauchte. Daher griff er zu Tieren, deren Sitten und Gewohnheiten mit dem moralischen Zustande der Menschen, die er belehren wollte, zusammenstimmen. Nach der zweiten Art werden die Fabeln weniger erfunden, als vielmehr gefunden, und es gehört Glück und Arbeit dazu. An Knonaus Fabeln rühmt Bodmer vor allem ihre Natürlichkeit. Die Tiere werden nicht als maskierte Menschen und Träger menschlicher Handlungen vorgestellt, als ob sie eine gewisse Geschicklichkeit in der Verstellungskunst hätten, sondern sie treten in dem ihnen eigenen Naturell auf und verrichten dementsprechende eigenartige Handlungen, die eben mit den menschlichen so viel gemein haben, daß sie als symbolische Bilder dienen. „Man wird in seinen Fabeln", äußert sich Bodmer, „keinen Hahn finden, der von Edelsteinen ein Urteil fällte, keinen Frosch, der eine Maus auf die Schultern nähme, kein Pferd, das einen unermüdeten Hirschen überrennte, keinen Bär, der einen lebenden Menschen vor einen todten hielte, keinen Fuchs, der mit der Schär umzugehen wüßte, keinen Adler, der eine Alster auf einen wohlbelaubten Baum stieße. Der Schwan singt nicht in seinen Fabeln und der Pelican vergeust nicht sein Blut für seine Jungen." Hinsichtlich der Moral bemerkt der Schweizer Kritiker, daß sich diese nicht bloß auf die Politik, auf die Förderung der Wohlfahrt im öffentlichen Leben, auf Gemächlichkeit in den Haushaltungen und das Betragen im Handel und Wandel beziehe, sondern den Menschen in seinen allgemeinsten Verhältnissen betrachte, wie er zum Schöpfer,

zur Schöpfung, zu seiner Umgebung steht, und warum er so steht, welchen Rang er behauptet und welche Hoffnung auf die Zukunft und die Vorsehung ihn erfüllt, die über ihm waltet. Endlich betont Bodmer noch die Kürze der Fabeln. Alles verzierende Beiwerk, das nicht in genauer Verbindung mit den Personen und Sachen stehe und nicht notwendig etwas zu ihrer Erklärung beitrage, sei beiseite gelassen. Die Tiere halten keine langen Reden und führen solche auch in keiner höheren Sprache, als sie mit den Affekten und dem kleinen Grade der Vernunft, der ihnen eigen ist, übereinstimmt. Auch wenn der Verfasser in seiner eigenen Person spreche, bringe er nicht mehr vor, als die historische Einführung notwendig erfordere.

Wenn auch Meyer von Knonau wie alle andern Fabeldichter seiner Zeit vorzugsweise die Tierfabel gepflegt hat, so besaß er doch auch ein offenes Auge für die Pflanzenwelt. Unter den 50 Fabeln kommen fünf Pflanzenfabeln vor, in welcher die Kinder der Flora in recht ansprechender Weise verwendet und Träger sinnreicher Gedanken und Ideen werden, die auf den einzelnen Menschen wie auf die menschliche Gesellschaft Bezug haben. So lehrt die 36. Fabel: „Die jungen Bäume und die hohen Tannen“, die übrigens an die Äsopische: Das Schilfrohr und die Eiche (bei Halm Nr. 179) erinnert, daß der Nachgiebige und Schmiegsame besser durch die Welt kommt, als der Trotzige und Unbeugsame. Der brausende Sturm, welcher mit seiner Gewalt die hohen, starken, widerstrebenden Tannen zu Boden wirft, dagegen an den jungen, schmiegsamen Bäumen schadlos vorübergeht, symbolisiert in lebendiger Anschaulichkeit die das menschliche Leben oft gefährdende rohe Gewalt. In der 37. Fabel: „Der Feigenbaum und die anderen Bäume“, in welcher ein junger Feigenbaum sich schämt, neben Quitten-, Birn- und Äpfelbäumen stehen zu müssen, da sie nur saure Früchte tragen, während seine Frucht zuckersüß sei, wird die Mahnung ausgesprochen, daß ein Mensch sich nicht seiner einseitigen Vorzüge rühmen soll, zumal da diese erst durch den Gegensatz der Vorzüge anderer Menschen ihren wahren Wert erhalten. Die Bäume sprechen zum Feigenbaum:

> Wir alle geben, was wir können,
> Und gönnt der Gärtner uns den Raum,
> Warum willst du uns den mißgönnen?
> Weil er bisher uns stehen ließ,
> So scheint's, daß ihm für uns nicht schaure.
> Du schmeckst ihm etwas allzu süß,
> Und dann erwählt er sich das Saure.

In gemütlichem pädagogischen Tone ist die 42. Fabel: „Die Warnung des Gärtners an seine Blumen“ gehalten. Ein Gärtner ermahnt die

Blumen, sich nicht zu frühzeitig hervorzuwagen, ebenso die Bäumchen, beim ersten hellen Sonnenlicht des Lenzes nicht sofort mit ihren Blüten die Äste zu schmücken; viele geben seinen Worten Gehör und prangen später in Schönheit und Anmut, andere dagegen

Fuhren fort nach ihren Lüsten,
Sich vor den andern aufzubrüsten,

sie müssen es aber büßen, da ein rauher Nordwind ihrem Leben den Garaus bereitet. Die Fabel stimmt in der Lehre mit dem arabischen Gedanken überein:

Reue kommt bald nach dem Eilen,
Im Verzug ist Glück zuweilen.

Rein pädagogischer Natur ist auch die Tendenz der 43. Fabel: „Der Gärtner und der Wildfang".[1]) Ein Gärtner findet im Gehege einen Wildling und will ihn mit Schnitt und Hieb veredeln, dieser aber sträubt sich dagegen und bittet, ihn stehen zu lassen, zumal da er kein Verlangen nach einer Verbesserung verspüre. Allein der Gärtner thut, was er für gut befindet, er ergreift sein scharfes Messer, schneidet in die Rinde und senkt das Pfropfreis hinein. Als nach einigen Jahren das Bäumchen darauf herrliche Schosse treibt, an denen schmackhafte Früchte hängen, spricht es voll Dankbarkeit zum Gärtner:

Nun darf ich mich
Nebst deinen Liebsten sehen lassen;
Ich dank' es dir herzinniglich.
Was wär' ich, hättst du meinem Willen,
Der Frucht von meinen eitlen Grillen,
Mich jungen Wilden überlassen?

Die Lehre der Fabel liegt klar zu Tage: Der Weg zu einer guten Erziehung ist ohne Anwendung strenger Mittel nicht möglich. Erst später kommt der Zögling zu der Einsicht, daß scharfe Zucht ihn auf guten Weg gebracht habe.

Ein tröstlich religiöser Gedanke wird durch die 44. Fabel: „Der Gärtner und der junge Baum" veranschaulicht. In ihr fängt ein junges Bäumchen, weil es im Herbst bei ungestümem Wetter zum erstenmal den Schmuck seiner Blätter verloren hat, zu jammern und zu klagen an; es denkt, sein Ende sei bereits gekommen und es müsse im dürren Lande schier zu Grunde gehen. Da tritt aber der Gärtner zu ihm heran und ruft ihm tröstend zu:

Der deine Blätter fallen sah,
Der sorgt für dich und ist dir nah'.
Ich bin es, der dich früh und spat,
Bei Frost und Hitz' im Auge hat.

---

1) Gemeint ist der Wildling.

Deswegen sieh geduldig zu
Und schicke dich zur Wintersruh'.
Du wirst mit neuen Blättern prangen,
Und Früchte werden an dir hangen.

Dem verzagenden Bäumchen gleicht der Mensch. Er will oft, wenn Gott Kreuz und Leid ihm sendet, verzagen und ahnt nicht, daß ihm das gerade zu seinem Glück gereicht.

In Deutschland trat der Hofrat Daniel Wilhelm Triller mit einer umfänglichen Sammlung von Fabeln unter dem Titel: „Neue Fabeln und Erzählungen in Deutschland" hervor. Sie erschienen im Jahre 1752 bei Hermann Jäger in Leipzig und Bremen. Es sind 257 Stück von ganz verschiedenem Werte hinsichtlich der Erfindung und Durchführung. Durch wirkliche poesievolle Stimmung und zartinnige Beseelung der Naturobjekte zeichnen sich nur sehr wenige aus, weshalb sie bei den Schweizern, namentlich bei Breitinger, ein Gegenstand heftigen Angriffs wurden. Gleich in der zweiten Fabel rühmt sich Triller, der erste zu sein, welcher der Fabel einen Altar gebaut und dieser ihr wahres Bild aufgeprägt habe. Die Pflanzenfabel tritt uns in mehreren Beispielen entgegen. In der fünften Fabel: „Die Blume im Pfade" (S. 11) bittet eine am Wege stehende Blume den Gärtner, sie stehen und sich entfalten zu lassen, doch dieser schlägt ihr die Bitte ab und sagt: Du mußt fort, weil du dich nicht am rechten Orte befindest. Die Fabel wird auf die Dichter bezogen, die in ihren Liedern nur da „Blumen pflanzen und die Worte schwingen" sollen, wo es die Natur der Sache gebietet. Die 22. Fabel handelt von der Stechpalme (S. 43). Um dem Lorbeer ähnlich zu erscheinen, fleht die Stechpalme zu den Göttern, sie möchten ihr die Stacheln der Blätter nehmen. Diese lassen sich erbitten und schneiden die Spitzen ab. Die Menschen, durch den Schein getäuscht, flochten jetzt Kränze von der Stechpalme und verzierten die Blätter mit Gold; sie pflanzten sie auch in den Ziergärten an und gaben ihr eine Stelle neben dem Lorbeer. Als dieser den Wahn merkte, geriet er in Zorn.

Wie! rief er, traust du Schein und Lügen?
Mensch, laß dich nicht vom Baum betrügen,
Er ist dem Lorbeer nicht verwandt.

Obwohl später der Gärtner dahinter kam, daß die Stechpalme ihn betrogen habe, so ließ er sie doch neben dem Lorbeer stehen. Die Fabel schließt mit der Lehre: Multa videntur, et non sunt.

In der 37. Fabel: „Die Nelke und die Rose" (S. 96) mag es die Nelke nicht leiden, daß die Rose ihr zuweilen vorgezogen wird; sie allein will den Ruhm haben, die schönste Blume zu sein. Derselben Meinung ist aber auch die Rose; darum stimmt sie in den Vorschlag der

Nelke ein, durch das Los entscheiden zu lassen, wem von ihnen der Vorzug gebühre. Während sie noch miteinander streiten, kommt Chloris, bricht beide ab und steckt sie an ihren Busen, aber eine jede an einen bestimmten Platz. Die Fabel wird auf die Dichter angewendet. Sie sollen sich miteinander über Rang und Bedeutung nicht streiten, da der Lorbeer von selbst dem zugeteilt werde, der in Apollos Heiligtum Gefallen finde.

Wie alles auf das Verdienst ankommt, zeigt die 48. Fabel: „Der alte Kirschbaum" (S. 91). Eine stolze Birke ist ganz aufgebracht darüber, daß ein alter Kirschbaum von den Menschen sorgsam gestützt und vor dem Winde behütet wird; wäre sie so alt, würde man sich sicher nicht lange bedenken, sie umzuhauen. Der Apfelbaum muß der Birke recht geben, er sagt:

> Dich, Freund, beschützt bloß, weil du grünst,
> Den Kirschbaum aber sein Verdienst.

Das Verhältnis der guten und bösen Menschen zu einander sucht die 52. Fabel: „Der Gärtner und die Blumen" (S. 97) zu illustrieren. Ein Gärtner pflanzte einst mit Bedacht bei einer rauhen Dornenhecke verschiedene Blumenzwiebeln. Als diese zu einem herrlichen Blumenwalde erblühten, wurden sie von den Dornen bedrängt und hatten von ihnen viel zu leiden. In ihrer Not wandten sie sich an den Gärtner und baten ihn, sie von den Stacheln zu befreien und sie auf Rabatten zu verpflanzen. Der Gärtner erfüllte ihren Wunsch nicht ganz. Die Blumen mußten ihren Standort behalten, den Dornen aber wurden mit der Schere die Stacheln verschnitten, daß sie die Blumen nicht mehr bedrängen konnten. — Die Blumen bedeuten die guten und die Dornen die bösen Menschen. Es geht nicht an, daß die guten Menschen von Gott begehren, sie von den bösen gänzlich zu trennen, es ist schon genug, wenn er ihnen soweit Recht verschafft, daß er ihrer Bosheit Fesseln anlegt, damit sie ihnen nicht mehr schaden kann.

In der 76. Fabel: „Die Eiche und die Buche" (S. 143) macht eine junge, frische Buche ihrem Ärger darüber Luft, daß sie neben einer alten, kahlen Eiche stehen müsse, die ihr Saft und Nahrung raube. Dieselbe habe kein Recht mehr zu leben, das Beste wäre für sie, wenn ein Sturm käme und ihr den Tod gäbe. Es dauerte nicht lange, da erhob sich wirklich ein Sturm. Indem dieser durch die Felder und Wälder brauste, stürzte er die Buche nieder, die Eiche aber stand noch fest, daß sie kaum den Stoß empfand. Die Fabel schließt mit dem Gedanken Virgils: Nimium ne crede colori!

Die 195. Fabel (S. 351) handelt von einem jungen Baum, der von dem Dorfe in den vornehmen Garten eines großen Fürsten verpflanzt wird. Hier erfährt er den Neid und die Mißgunst der anderen

Bäume. Sie wollen es nicht leiden, mit ihm, dem unebenbürtigen, in einer Reihe zu stehen. Der junge Baum ließ sich aber nicht irre machen, er wuchs, wurde breit und groß und erfreute sich obendrein noch der Gunst des Gärtners. Seine Feinde hatten jetzt nur noch die Hoffnung, der Baum werde selbst durch seine Früchte seine unedle Herkunft zeigen. Doch auch darin hatten sie sich getäuscht. Die Früchte waren von der Art, daß der ganze Hof und selbst der Fürst sie begehrte. Die Fabel zeigt, daß nicht die Geburt, sondern die Tüchtigkeit den Menschen zu Ehren und Ansehen bringt. Daher schließt sie mit dem Gedanken Juvenals: Nobilitas sola est atque unica virtus.

Wie nicht äußere Größe und Stärke der Glieder, sondern der Verstand dem Menschen den wahren Wert giebt, zeigt die 197. Fabel: „Der Rosmarin und die Buche" (S. 356). Eine starke Buche macht sich über den schwachen Rosmarinstock lustig, er stehe wie ein Zwerg da und könne weder Wind noch Frost vertragen. Der Rosmarinstock giebt zu, ein schwaches Gewächs zu sein, das die Natur nicht hart gemacht habe, er hebt aber hervor, daß ein einziges seiner Blätter höher geschätzt werde als tausend von denen der Buche.

In der 225. Fabel: „Die Tulipane" (S. 405) preist ein Käfer das herrliche Los der Tulpe und kann nicht begreifen, warum sie so traurig sei und Haupt und Glieder matt und trostlos zur Erde neige. Sie stehe doch in dem allerbesten Garten und auf dem schönsten Blumenbeete unter tausend schönen Blumen, labe sich an des Morgens Tau, des Mittags Sonnenschein und des Abends sanften Lüften und werde von bunten Vögeln, Käfern, Bienen, Schmetterlingen und Menschen verehrt, selbst von Blumen als ihre Fürstin gepriesen. Die Tulpe antwortet dem Käfer, daß er sie nur von außen betrachte und ihr inneres Leid nicht kenne. Ein verborgenes Insekt in der Erde verursache ihr Qual und bringe sie um all ihr Glück. Die Moral der Fabel liegt auf der Hand. Mancher Mensch kann sich seines Glückes nicht freuen, da Neider fortwährend an seinem Ruin arbeiten.

Auf Modeschriften, die schnell entstehen, schnell aber auch wieder vergehen, zielt die 227. Fabel: „Die Sonnenblume und die Stockrose" (S. 409) ab. Das Samenkorn einer Sonnenblume ward mit dem Samenkorn einer Stockrose zu gleicher Zeit auf ein Blumenbeet gesät. Die Sonnenblume entwickelte sich geschwind, während die Rose nur langsam wuchs. Das machte die Sonnenblume stolz, sie fing an über die Rose sich zu erheben und sprach: Ich blühe schon, und du stehst noch halb verdorrt da, willst du denn gar nicht fort? Die Rose versetzte: Ich entwickele mich nur langsam, blühe aber desto länger; du wirst nur ein Jahr alt, ich stehe viele Jahre.

Was bald entsteht, vergeht auch bald
(Quod cito fit, cito perit)!

Die 238. Fabel „Der Wanderer und die Buche" (S. 427) zeigt, daß man nicht mehr begehren darf, als jemand leisten kann.

Ein Wanderer flüchtete sich bei einem Gewitter unter eine dichtbelaubte Buche und fand hier Schutz vor dem Regen. Als sich aber darauf ein gewaltiger Wind erhob, welcher die Äste und Zweige der Buche schüttelte, und der aufgefangene Regen zur Erde fiel, wurde der Wandrer bis auf die Haut durchnäßt. Darüber fing er an zu schelten und nannte die Buche einen falschen Baum, der ihn betrogen habe. Diese sprach aber:

„Mein Freund, du mußt nicht gar zu viel begehren,
Man thut nicht mehr, als wie man kann."

Die Fabel schließt mit dem Worte: Ultra posse nemo obligatur.

Die 248. Fabel „Doris und der Brombeerstrauch" (S. 443) ist die letzte Pflanzenfabel in der Trillerschen Sammlung. Doris pflückt die reifen Früchte eines Brombeerstrauches, welcher sie auch willig zum Opfer darbietet. Da sie sich aber dabei an der Schärfe der Dornen ritzt, wird sie unwillig und reißt die Zweige ab und wirft sie ins Feuer. Die Fabel will zeigen, wie schlecht die Güte eines Gebers oft belohnt wird. Man schämt sich nicht, Gaben anzunehmen, kommt aber dabei ein kleines Versehen vor, so geraten die Empfänger in Zorn.

Zwei Jahre nach dem Erscheinen von Trillers Fabeln kamen zu Coburg 1754: „Fabeln und Erzählungen" von P. (Paul Coburg) heraus. Viele sind teils Nachahmungen, teils Übersetzungen aus dem Französischen des Lafontaine, andere wieder haben Hagedorn und Gellert zu Mustern. Die Pflanzenfabel ist unter den 60 Nummern nur mit einem Beispiele vertreten: „Der Dornstrauch und die Ceder" (S. 16). Dieselbe ist weiter nichts als eine dürftige Versifizierung der biblischen Fabel 2. Kön. 14, 9 flg. Sie schließt mit dem Epimythion:

Auch du, o Mensch, versteig' dich nie
Zu sehr in Worten und Gedanken.
Der kleinste Zufall macht, daß sie
Bei ihrer Höhe leichter wanken.
Wer weiß, ob, da du dich erhebst,
Du auch des Anschlags End' erlebst.

Wieder zwei Jahre später ließ derselbe Autor unter dem Titel: „Neue Fabeln und Erzählungen" eine zweite Sammlung erscheinen, die 63 Nummern enthält und in der die Pflanzenfabel ebenfalls mit einem Beispiele: „Die Rose" S. 51 vertreten ist. Ein Blumenfreund tadelte die Rose und gab den Tulpen den Vorzug. Er sagte, die Rose sei zwar schön, aber sie habe immer einerlei Gewand, während die Tulpen sich

stets in andrer Kleidung zeigten. Ein andrer Gartenfreund hörte diesen übertriebenen Lobspruch und hielt ihm entgegen:

Dies eben ist der wahren Schönheit eigen,
Daß sie, den Rosen gleich, sich immer ähnlich bleibt.

Ziemlich wertlose Versuche sind die von einem unbekannten Autor zu Köln am Rhein 1759 herausgekommenen „Fabeln und Erzählungen von Tieren und sehr alten längst verrosteten Zeiten, bei deren Lesung man ganz sanft und süß wird einschlafen können". Die Pflanzenfabel ist nicht vertreten, wohl aber handeln einige Erzählungen von dem Ursprung der Blumen, so die 8. von dem Ursprung der Tulipanen, die 9. von dem Ursprung der Lilie, die 10. von dem Ursprung der Kaiserkrone, die 11. endlich schildert, wie Flora die Rose schafft und sie mit allen Vollkommenheiten versieht.

Fast ebenso wertlos sind die drei Bücher „Fabeln und Erzählungen" von Gottlob Wilhelm Burmann, welche 1768 in Dresden herauskamen. Das Eigentümliche dieser Fabeln besteht darin, daß die Moral nicht ans Ende der vorgeführten Naturobjekte gerückt, sondern in die Mitte der Schilderung eingeflochten wird und dem Leser die Aufgabe zufällt, sie selbst aufzusuchen. Nach einer Pflanzenfabel sucht man vergeblich in der Sammlung.

Zwei größere Fabelsammlungen besitzen wir von Friedrich Karl Freiherrn v. Moser. Die erste Sammlung, 50 Fabeln enthaltend, erschien 1762 unter dem Titel „Der Hof in Fabeln". Da sie bald vergriffen wurde, gab der Verfasser sie, um 72 Fabeln vermehrt, 1786 in Mannheim aufs neue heraus. Moser bediente sich nicht wie die andern Fabeldichter des Verses, sondern der prosaischen Rede, und er hat damit einen recht guten Griff gethan. Während so manche Fabel Burmanns und v. Knonaus durch die dichterische Form, insbesondere durch den Reim etwas Gesuchtes und Schwülstiges hat, zeichnen sich die seinigen durch Einfachheit und Natürlichkeit aus. In der Verwendung der Naturgegenstände tritt auch bei ihm die Pflanze in den Hintergrund, denn die erste Sammlung bietet nur zwei Pflanzenfabeln. In der einen, der 48., mit der Überschrift „Die Rose und die Dornen" erscheinen die Blumen vor dem Throne Apolls und beklagen sich über die Gewaltthätigkeiten, die sie von den Menschen zu erleiden haben. Nur die Rose weiß keine Beschwerde vorzubringen, im Gegenteil, sie fließt über von Lob. „Ich bin," versetzt sie, „der Inhalt ihrer zärtlichsten Lieder, mit Ehrfurcht und Sehnsucht nahen sie sich meinen Zweigen, mit mir vergleichen sie Unschuld, Reinheit und Tugend, ich bin der Schmuck ihres Busens, mein Geruch ist das Labsal der Traurigen, ich selbst bin die Zierde ihres Grabes und die Lobrede der Seligen." Nur eins schmerzt sie, daß sie

mit zu viel Dornen umgeben sei, an ihnen verwunden sich gerade die schönsten und süßesten Menschen und führen darum bittere Klage über sie. Aus diesem Grunde richtet sie die Bitte an Apoll, er möge sie von den Dornen befreien. „Unverständige," versetzt lächelnd der Gott, „mißkennst du selbst, was dir Schutz gegen die Frechheit und den Leichtsinn der Menschen ist, schau diese Niederlage zertretener und mißhandelter Blumen um dich her und dann besinne dich selbst, wie lange du noch, ohne Dornen, das Bild ihrer Unschuld und Tugend, der Wunsch ihrer Schönen und das Lob ihrer Lieder sein würdest." Der Fabel liegt derselbe Gedanke zu Grunde wie Goethes „Heideröslein". Wie die Dornen die Rose vor Vergewaltigung schützen, so schützt Strenge die Tugend vor Verführung. In der andern Fabel, der 52.: „Das Veilchen und die Tulpe", hat sich ein Veilchen am Rande eines mit kostbaren und seltenen Tulpen prangenden Blumenbeets hingepflanzt und hält sich unter ihrem Schatten demütig verborgen. Eine Fürstentochter gewahrt es, besucht es täglich, pflegt es mit eigner Hand und begießt es, schließlich pflückt sie es und steckt es an ihren Busen mit den Worten: „Mit mir, kleine Demütige, sollst du leben und sterben." Über diese Bevorzugung ist eine feuerrote Royale ganz aufgebracht; sie fordert ihre Genossinnen auf: „Laßt uns zusammenhalten, um von nun an kein Veilchen mehr unter uns zu dulden." Die Fürstentochter bestraft die übermütige Tulpe für ihre Vermessenheit, indem sie ihr zuruft: „Sei, was du sollst, Lust für die Augen, Zierde für den Garten, wisse aber, daß, die du verachtest, Labsal meinen Sinnen und ihr Geruch noch Erquickung nach ihrem Tode ist." Innerer Wert gilt mehr als äußere Schönheit, das ist die eindringliche Lehre der Fabel.

Im Jahre 1789 veröffentlichte der Freiherr von Moser eine zweite Sammlung von 54 Fabeln unter dem Titel: „Neue Fabeln", unter welchen sich aber nur eine Pflanzenfabel: „Die Mispel" befindet. Diese ist wenig glücklich in der Erfindung und ihr Vergleich hinkt. Auf dem Nachtische der königlichen Tafel am Geburtsfeste des Tarquinius befinden sich Früchte des Landes, gerade vor dem Sitze des Königs liegt auch die Mispel. Als der König sie in den Mund steckt, wirft er sie weg, weil sie faul ist, und zürnt über den Gärtner, daß er sie aufgetragen habe. Dieser rechtfertigt sich und weist darauf hin, daß die Mispel erst mit dem Faulwerden ihre rechte Schmackhaftigkeit erlange. Der König lächelt und sagt, daß es so auch mit manchem Fürsten gehe, der am besten sei, wenn er tot ist. Das Unlogische und Schiefe des Gedankens der Fabel besteht darin, daß der schlechte Fürst durch den Tod nicht besser wird, wenn auch sein Hingang für das unterdrückte Land eine Wohlthat ist, die Mispel dagegen muß, um genießbar zu werden, vom Reif getroffen werden und in Fäulnis übergehen.

(Schluß folgt.)

Der deutsche Aufsatz in höheren Schulen.

Von **Albert Heintze** in Stolp.

Wenn jemand, wie der Schreiber dieser Zeilen, vierzig Jahre lang in Gymnasial- und Realklassen, nebenher auch mehrfach in einer höheren Mädchenschule deutschen Unterricht erteilt hat, so hat er auf dem Gebiete des Aufsatzes mancherlei Erfahrungen sammeln können, deren Mitteilung anderen, noch in Thätigkeit befindlichen Amtsgenossen vielleicht erwünscht und förderlich ist. Dies hat mich zum Niederschreiben der folgenden Zeilen ermutigt. Es kann sich dabei freilich nicht um eine auch nur einigermaßen erschöpfende Darlegung des Themas „deutscher Aufsatz" handeln; das würde den Raum eines Buches erfordern. Es sollen vielmehr nur in der Kürze einige Erfahrungen und praktische Bemerkungen mitgeteilt werden.

Die Aufgaben für die Aufsätze schließen sich naturgemäß an das im Unterricht Behandelte, zunächst an die deutsche Lektüre an. Diese bietet ja einen so reichen Stoff, daß es an geeigneten Aufsatz-Themen nicht fehlen kann, und durch gedruckte Sammlungen ist die Fülle fast bis zum Übermaß gesteigert worden. Es kann daher hier nur eine gedrängte Übersicht des ganzen Gebietes versucht werden, unter Hervorhebung solcher Aufgaben, die bisher weniger beachtet zu sein scheinen.

Beginnen wir mit dem ersten klassischen Zeitraum unserer Litteratur, so ist das Nibelungenlied allein schon eine Fundgrube für den deutschen Aufsatz. Es bietet Aufgaben mannigfachster Art: mythologische („Der Nibelungenhort" — „Die Wassergeister in der deutschen Sage"), sittenschildernde („Empfang und Bewirtung von Gästen in der höfisch-ritterlichen Zeit"), ethische („Das Nibelungenlied ein hohes Lied der Treue"), charakterschildernde („Siegfried, der deutsche Nationalheld"; der grimme Hagen; der milde Rüdiger, die jüngste und freundlichste Gestalt des Nibelungenliedes; der altersschwache Etzel u. s. w.). Mehr begrenzte Themen dieser Art wären: „Siegfrieds Verklärung in seinem Tode" (wie die Sonne im Untergehen ihre schönsten Strahlen wirft), „Rüdigers Seelenkampf und Ende", „Hagen und Volker, die treue Waffenbrüderschaft", „Welche Eigenschaften bethätigt Hagen auf der Fahrt ins Heunenland?" (1. Geistige Eigenschaften: a) Furchtlosigkeit, b) Klugheit, gestützt auf Erfahrung, c) Geistesgegenwart, d) Treue gegen seinen Herrn, e) Rücksichtslosigkeit, f) Unwahrhaftigkeit; 2. körperliche Eigenschaften: a) Stärke, b) Gewandtheit, c) Ausdauer), „Die Wandlungen in Krimhildens Charakter", nach Platen:

— „Die mächtige Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht und verschämt, voll schüchterner Huld, dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis sie dann zuletzt, durchs Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Grauvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders."

Eine Aufgabe vergleichender Art wäre: „Der Saalbrand (Avent. 36) verglichen mit Karls XII. Kampf in Bender" — in folgender Gliederung: 1. Art des Kampfes, 2. Veranlassung, 3. Zahl und Beschaffenheit der Kämpfer, 4. Dauer des Kampfes, 5. Ausgang des Kampfes. Die geschichtliche Grundlage bietet am ausführlichsten Fryxells Geschichte Karls XII.; doch ist auch Beckers Weltgeschichte ausreichend.

Fast dasselbe wie vom Nibelungenliede gilt von der Gudrun, nur daß die mythischen Bestandteile mehr zurücktreten. Ethisch können auch aus diesem letzten Niederschlag des friesisch-normannischen Sagenkreises „die schönsten Seiten echt deutscher Sinnesart" nachgewiesen werden. Für die Schilderung der einzelnen Personen stehen im Vordergrunde auf weiblicher Seite, außer der hehren Königstochter selbst, die Teufelin Gerlint („Ein Teufel war die Meisterin, die ziehen wollt' ein frommes Kind"), und ihr Gegensatz: die liebliche, sanfte Ortrun, — auf männlicher Seite die drei Paladine König Hetels: der stürmische Wate, der kluge Frute und der liederreiche Horand. Ein anziehendes litterargeschichtliches Thema ist: „Hagen auf der Greifeninsel, die älteste Robinsonade der deutschen Litteratur".

In der Lyrik (dem Minnegesange) bietet Walther von der Vogelweide eine Reihe fesselnder Themen dar, wenn man sein Leben mit seinen Gedichten in Verbindung setzt, also (allgemein): „Walther von der Vogelweide, ein Held des Gesanges unter den Helden der Geschichte", — (begrenzter): „Welchen Wendepunkt im Leben und Dichten Walthers bezeichnet das Jahr 1198?" „Der fromme und freie Sinn Walthers."

Auf die Gedichte allein stützt sich das Thema: „Die Natur in den Liedern und Sprüchen Walthers". (Walther besingt I. Allgemeines: die Jahreszeiten und ihren Wechsel: 1. den Winter, 2. den Frühling und Sommer; II. Besonderes: a) aus dem Pflanzenreiche: Rose, Lilie, Klee, Linde; b) aus dem Tierreiche: Löwe, Adler, Taube, Nachtigall. Hinweis auf sein Vermächtnis.)

Noch viel reichlicher strömen uns passende Stoffe entgegen aus den Meisterwerken der zweiten klassischen Periode.

Klopstock an der Spitze bietet besonders in seinen vaterländischen Oden Themen ersten Ranges, so gegen die traurige Ausländerei die goldenen Worte unvergänglichen Wertes:

„Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du.
Sei nicht allzu gerecht!
(Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist.)"

Eine die Jugend besonders ansprechende Seite an Klopstock ist noch seine Liebe zum Eislauf (Schlittschuhlaufen), den er ja erst in Deutschland eingebürgert hat. Hat er ihn doch in drei Oden („Eislauf", „Der Kamin", „Winterfreuden") gefeiert. Daher wird der Schüler ja auch wohl ein Thema, wie „Der Eislauf, mit Berücksichtigung von Klopstocks Oden" (1. Nutzen, 2. Regeln), nicht ungern bearbeiten, zumal er dabei seine eigenen Erfahrungen verwerten kann.

Bei Lessing kommen hauptsächlich seine Meisterdramen in Betracht, die ja vor allem eine reiche Galerie der verschiedenartigsten Persönlichkeiten bieten.

An Laokoon können sich Aufgaben anschließen, welche sich auf die bildenden Künste (Malerei, Bildhauerei, Baukunst) beziehen: „Der Wert der bildenden Künste", „Die Gemälde" (Arten, unterschieden nach dem Gegenstande, nach der angewendeten Technik; Bestimmung und Wert — mit Erwähnung berühmter Gemälde). Eine Vergleichung: „Der Schild des Achilles, der Schild des Äneas, der Spiegel des Reineke Vos."

An dieser Stelle möchte ich noch auf beschreibende Aufsätze nach Gemälden hinweisen. Zunächst handelt es sich dabei um wirklich vorhandene Gemälde, z. B. um Beschreibung des weit verbreiteten Stahlstiches von Kaulbachs berühmtem Freskogemälde „Die Zerstörung Jerusalems", oder um Beschreibung einer Landschaft (nach Vorder-, Mittel-, Hintergrund). Da man aber nicht immer wirkliche Bilder zur Verfügung und vor Augen haben kann, so wird man bald zu der Beschreibung gedachter (fingierter) Gemälde schreiten müssen. Dabei kann man aus einem Gedichte einen, den wichtigsten Augenblick herausnehmen — so aus Uhlands Ballade: „Die sterbenden Helden" den, welcher durch den letzten Vers (die Worte: „Blick hinan!") bezeichnet ist — oder man kann auch zwei und mehr Augenblicke wählen, z. B. zwei aus Schillers „Alpenjäger" (V. 1 und 8), drei aus dem „Eleusischen Fest" (V. 9, 14, 25).

Diese Art beschreibender Aufsätze (besonders in den mittleren Klassen) wird einmal den Vorteil haben, daß der Schüler sich übt, den wichtigsten, geeignetsten Augenblick einer fortschreitenden Handlung herauszufinden, sodann daß er sich daran gewöhnt, sich alles recht klar vorzustellen und ebenso, es deutlich und geordnet zu beschreiben.

Herder ist ein reproduktiver Dichter; seine beiden dichterischen Hauptwerke: Der Cid und Die Stimmen der Völker in Liedern sind von

dieser Art. Aus beiden lassen sich mannigfache Aufgaben ziehen: aus dem Cid: „Der Cid, ein Spiegel echten Rittertums", „Die hervorragendsten Waffengenossen des Cid", „Der Frevel und die Strafe des Königs Sancho" u. s. w.; aus den Stimmen der Völker: „Die Totenlieder" (dieselben zeichnen ein Bild dieses Lebens, zum Teil auch des jenseitigen Lebens nach den Anschauungen der einzelnen Völker und sind somit bedeutungsvoll für deren Bildungsstufe), „Die wichtigsten Kriegslieder".

Bei Goethe kommen vor allem in Betracht: die Dramen Götz, Egmont, Iphigenie und das bürgerliche Epos Hermann und Dorothea. „Götzens Lebensgeschichte bis zum Beginn der Handlung des Dramas" (aus dem Schauspiel selbst zusammengestellt), „Die Waffengefährten des Götz", „Georg, ein jugendlicher Götz", „Die Reiterjungen Georg und Franz" — „Ist der Goethische Egmont in Wahrheit ein Held?", „Oranien als Staatsmann und als Freund" — „Krankheit und Genesung des Orestes", „Der Charakter des Pylades" — „Hermanns Leben bis zu seinem ersten Zusammentreffen mit Dorothea", „Hermanns Heim", „Landmann und Städter", „Die Gärten" (allgemein, im Anschluß an Ges. 3 und 4).

Die reichste Quelle für schriftliche Arbeiten ist Schiller, und zwar in seinen Balladen, kulturgeschichtlichen Gedichten und Dramen, z. B.: „Durch welche Beweggründe wird, abweichend von der überlieferten Sage, der Schillersche Taucher bestimmt?" (dort bloße Habgier — hier Ehrgeiz und Liebe), „Der zwiefache Sieg des Ritters Dieudonné de Gozon" (nach dem Kampf mit dem Drachen), „Die Kraniche des Ibykus und die Raben des heiligen Menrad" (nur bei der Menrad-Sage Mitwirken des Wunders), „Dionysius und Phintias" (Erzählung oder Dialog auf Grund der Worte: „Ihm konnte den mutigen Glauben der Hohn des Tyrannen nicht rauben") — „Die dem Ackerbau vorangehenden Kulturstufen": 1. die des Jägers („Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen schritt der Jäger durch das Land", vergl. auch „Nadowessiers Totenlied"), 2. die des Hirten („Der Nomade ließ die Triften wüste liegen, wo er strich", vergl. das Patriarchenleben nach dem ersten Buch Mosis), „Der Klang der Glocke im Menschenleben".

Auch die Rätsel können zu Aufgaben verwendet werden: „Schillers Rätsel" (Veranlassung durch die „Turandot", Kennzeichnung des Phantasie-Rätsels gegenüber dem gewöhnlichen, dem Verstandes-Rätsel, kurze Besprechung der 13 Rätsel nach Gruppen), „Der Blitz eine Schlange".

(Dramen.) „Die Zusammensetzung des Wallensteinschen Heeres" (nach Waffengattung, Nationalität, Herkunft und Stand, Glaubensbekenntnis, Kriegsgeist, Anhänglichkeit an Wallenstein), „Die hauptsäch-

lichsten Punkte, in welchen Schillers Wallenstein von der Geschichte abweicht" — „Der Charakter des Ritters Amias Paulet" — „Die Stufen in der Heldenlaufbahn der Jungfrau von Orleans" (Berufung, Bewährung, Fall, Läuterung, Verklärung), „Die verschiedenen Auffassungen der wunderbaren Erscheinung der Jungfrau von Orleans" (die gläubige, die abergläubige, die ungläubige) — „Tells Anteil an der Befreiung der Schweiz", „Die Alpennatur nach Schillers Tell" — „Der falsche Demetrius: Verbrecher nicht, doch des Verbrechens Beute".[1])

Unter den Nachfolgern der Klassiker ist Uhland wegen seiner Balladen hervorzuheben. Weiter ausgeführte Erzählungen: „Die Rache", „Das Singenthal", „Was die alte Linde den jüngeren Schwestern erzählt" („Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt, zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp versteckt", Eberhard der Rauschebart 4). Geschichtliche Darstellungen: „Eberhard der Rauschebart" (mit Hervorhebung des mittelalterlichen Kampfes zwischen der Fürsten-, der Adels- und der Städtemacht). Charakterschilderungen: „Die Paladine Karls des Großen" (nach „König Karls Meerfahrt").

Sodann ist Chamisso wegen besonderer an ihm hervortretender Seiten nicht zu übergehen. Diese sind: 1. seine deutsche Gesinnung und treue Anhänglichkeit an Deutschland, obgleich dieses nur sein zweites Vaterland war; daher: „Das Leben Chamissos, mit Berücksichtigung seiner einschlagenden Gedichte" („Schloß Boncourt", „Aus der Beringsstraße", „Bei der Rückkehr", „Berlin 1831"); 2. „Der weite geographische Gesichtskreis, den Chamissos Gedichte (auf Grund seiner dreijährigen Reise um die Welt) umspannen". Die hierher gehörigen Gedichte sind besonders: „Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange", „Der Stein der Mutter", „Das Mordthal", „Salas y Gomez", „Ein Gerichtstag auf Huchine".

Bei der neueren deutschen Kolonial- und Weltpolitik ist dies eine notwendige Ergänzung zu der klassischen Dichtung, welche den Blick nicht über die festländischen Grenzen hinaus und auf das Weltmeer schweifen läßt. Spätere Schriftsteller bis zur Gegenwart können in geeigneter Weise benutzt werden, soweit sie dem Schüler durch das Lesebuch oder sonst woher bekannt sind. Auch Werke fremder Litteraturen können gelegentlich eine Unterlage für Aufsätze abgeben, so Cäsars „Gallischer Krieg" für Themen folgender Art: „Der Äduer Dumnorix" (seine Bethätigung als Patriot und sein Ende), „Wahrheit und Irrtum in Cäsars Schilderung von Britannien" (Buch V), „Die Anzündung der gallischen Städte (Buch VII, 15) und der Brand von Moskau" (Übereinstimmungen —

1) Nach dem schönen Prolog von Franz von Maltitz.

zuletzt die Verschiedenheit des Ausganges und deren Ursachen). Ovids Metamorphosen: „Die Entstehung der Sage von der Niobe" (aus der auffallenden Gestaltung eines Felsens, welcher Ähnlichkeit mit einer sitzenden trauernden Frau hatte, vergl. Uhlands Ballade „Harald", letzter Vers, wo derselbe Entstehungsgrund einer Sage deutlich zu Tage liegt).

Mannigfache Themen aus Homer und der griechischen Tragödie u. s. w.

Nun aber wäre es sehr einseitig, wenn man die Aufgaben einzig und allein aus der Litteratur schöpfen wollte. Dieser Fehler wird offenbar jetzt häufig begangen, wie sich aus den Schulprogrammen ergiebt, welche die Themen für die oberen Klassen aufzählen. Ja, wenn diese vorzugsweise den in Prima gelesenen deutschen und griechischen Dramen entnommen werden (etwa im steten Hinblick auf Freytags Technik des Dramas), so gewinnt es mitunter fast den Anschein, als sollten die Schüler zu lauter Theaterkritikern ausgebildet werden.

Nein, der Kreis darf nicht so eng gezogen werden. Auch andere Fächer, namentlich Geschichte, Erdkunde, Naturwissenschaft, bieten entsprechende Themen in Fülle dar. Durch ihre Heranziehung wird das Deutsche auch mehr, was es doch sein soll, Mittelpunkt des gesamten Unterrichts, es ist dann gewissermaßen ein Sammelbecken, in welches von allen Seiten Bächlein hineingeleitet werden.[1])

Gehen wir nun auf die drei genannten Fächer im einzelnen etwas genauer ein!

Geschichtliche Aufgaben. Solche dürfen natürlich nicht so gewählt werden, daß der Schüler einfach aus Geschichtswerken abschreiben kann. Aber es ist ja nicht schwer, Aufgaben zu finden, bei welchen dies unmöglich ist. Hier einige Beispiele! „Inwiefern sind die Griechen (die Römer, die Germanen, die Araber) ein weltgeschichtliches Volk?", „Die Geschichte, ein Ehrenbuch, aber auch eine Schandentafel des Menschengeschlechts", „Wer verdient in der Geschichte den Beinamen des Großen?" „In welchen Punkten stimmen der peloponnesische und der dreißigjährige Krieg überein?" „Die Lebensalter Roms" (die Kindheit: die Königsherrschaft, das Jünglingsalter: bis zur Unterwerfung Italiens, das Mannesalter: bis zur Schlacht bei Actium, das Greisenalter: die Kaiserzeit). „Worin bestand die Größe Hannibals?", „Drei Tage aus dem Leben Hannibals: 1. Sonnenaufgang (der Schwur am Altar), 2. Mittagshöhe (unmittelbar nach der Schlacht bei Cannä), 3. Sonnenuntergang

1) Man weise hier nicht auf die sog. Ergänzungsarbeiten hin. Diese sollen ja nur über das Durchgenommene kurz berichten, sie gehören also rein dem genus historicum an; es kann aber in der zugemessenen Zeit von einer Stunde, wovon noch die Pause abgeht, der Stoff nicht weiter verarbeitet werden, wie es doch das genus rationale verlangt.

(H. bei Prusias)". „Was trat den Römern bei der Unterjochung Germaniens hindernd entgegen?" „Inwiefern ist das 16. Jahrhundert eine aufsteigende Zeit?" „Die Nordsee in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung" (Altertum: Phönizier, Römer; Mittelalter: Angelsachsen, Normannen, Dänen, Hansa; Neuzeit: Kämpfe zwischen Engländern, Holländern, Franzosen; friedliche Schiffahrt).

Aus der preußischen Geschichte: „Weshalb verdient Kurfürst Friedrich Wilhelm den Ehrennamen des Großen?" „Drei Stunden aus dem Leben Friedrichs des Großen: a) im Gefängnisse zu Küstrin, b) in der Schloßkapelle zu Charlottenburg (nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges), c) auf der Terrasse von Sanssouci." „Inwiefern hat sich das Wort „Durch Nacht zum Licht" in der Regierung Friedrich Wilhelms III. bewährt?"

Erdkundliche Aufgaben: „Schilderung einer Landschaft nach eigener Anschauung", „Die Vorzüge einer Küstenlandschaft vor einer Binnenlandschaft". „Die Veränderungen der Erdoberfläche durch die Elemente" (Schiller: „Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand") — durch Menschenhand. „Europa und Afrika." Eine Gegenüberstellung. „Warum steht der Rhein unter den deutschen Strömen obenan?"

Naturwissenschaftliche Aufgaben: „Der Nutzen des Studiums der Naturwissenschaften", „Himmel und Erde, zwei belehrende Bücher" (vergl. Berthold von Regensburg: „Von zwein buochen"). „Die Wolken" (Entstehung, äußere Erscheinung, Arten: Schicht-, Haufen-, Federwolke, Nutzen). „Der Regenbogen in der Natur, der Geschichte und Sage" (Entstehung, Beschreibung, Arten — 1. Mos. 3, 11 flg., 8, 22; griech. Mythe: Iris; germanische Mythe: Bifröst, indianische Mythe[1]), Volksglaube). „Die Luftspiegelung in der Natur und der Sage" (Entstehung, Fata Morgana, Brockengespenst, fliegender Holländer). „Wie weit reicht die Herrschaft des Menschen über Luft, Wasser und Feuer?" — „Die verschiedenen Arten der Fortbewegung bei den Tieren." „Die sinnbildliche Bedeutung einzelner Tiere (Pflanzen und Blumen)." „Die Vögel (Wälder) im Haushalt der Natur." — „Die Linde, der deutsche Lieblingsbaum" (mit Belegen aus mittelhochdeutschen und neueren Dichtern). „Die Königin der Blumen" (die Rose, vergl. Herder „Stimmen II": „Pallast des Frühlings"). — „Die Metalle im Dienste des Menschen", „Gold und Eisen, eine Vergleichung". „Der Bernstein" (die Mythe von seiner Entstehung, s. Phaethon und die Heliaden — wirklicher Ursprung: das versteinerte Harz der Bernsteinfichte, pinites succifer, aus

1) Alle Blumen, die auf Erden verblüht sind, blühen am Himmel im Regenbogen weiter (s. Longfellow, Lied von Hiawatha).

der Urwelt —, Fundorte, Eigenschaften Arten, Einschlüsse der urweltlichen Flora und Fauna, Verwendung). — „Sonne und Mond.“ Eine Vergleichung. „Der Mond in der Dichtung und der Sage.“

Auch „Aufgaben allgemeineren Inhalts“ können zur Bearbeitung gestellt werden, soweit sie innerhalb des Gesichtskreises des Schülers liegen, d. h. innerhalb der von ihm durch Schule und Leben erworbenen Kenntnisse und Anschauungen. Solche Aufgaben, zunächst über geeignete Sprichwörter und Sentenzen, haben durchaus kein Bedenken, wenn nur eine Anleitung zum Bearbeiten nach bestimmter Gliederung gegeben ist, etwa nach folgendem Schema:

A. Erklärung des Sinnes.
B. Beweis der Wahrheit.
  1. aus der Natur:
    a) dem Steinreich,
    b) dem Pflanzenreich,
    c) dem Tierreich;
  2. aus dem Menschenleben:
    a) dem täglichen Leben,
    b) der Geschichte.

Natürlich brauchen nicht immer alle diese Abteilungen vorhanden zu sein, man kann die Aufgabe auf das eine oder andere Gebiet beschränken, z. B.: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt, erwiesen aus der Natur“, oder: „Die Wahrheit des biblischen Ausspruches: Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler, erwiesen aus der Geschichte“. (Wo ein verfallendes Staatswesen ist, da kommen die mächtigen Nachbarn, um es zu zerteilen, s. das römische Weltreich zur Zeit der Völkerwanderung, das polnische Reich.)

Man kann auch mehrere Sprichwörter verbinden, z. B.: „Welche Bedeutung hat die Not für das menschliche Leben nach den Sprichwörtern: Not entwickelt Kraft, Not kennt kein Gebot, Not lehrt beten?“

Geeignete Sentenzen giebt es in Menge, z. B.:

„Arbeit ist des Blutes Balsam,
Arbeit ist der Tugend Quell.“
(Herder, Cid 48.)

„Alles ist Frucht, und alles ist Samen.“
(Schiller, Braut von Messina.)

„Wenn alle Wässerlein kommen zu Hauf,
So giebt's wohl einen Fluß;
Wenn jedes geht seinen eignen Lauf,
Eins ohne das andre vertrocknen muß.“
(Nach Rückert.)

Sehr zweckmäßig ist es, solche allgemeine Aufgaben mit der Lektüre in Verbindung zu setzen, in der Art, daß die Belege aus dieser ge-

nommen werden, z. B.: „Die Rede ein (zweischneidiges) Schwert. Erwiesen aus Schillers Maria Stuart (oder aus Herders Cid)."

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären."
Erwiesen an Shakespeares „Macbeth".

Zu den allgemeinen Aufgaben gehören solche, die sich auf das menschliche Leben beziehen: Vergleichungen des menschlichen Lebens, wie z. B.: „Das Leben eine Reise, eine Seefahrt, ein Kampf" u. s. w. (mit Belegen aus der Dichtung, wobei somit der Schüler seine Belesenheit zeigen, sie auch erweitern kann). „Die Zwillingsbrüder Schlaf und Tod", „Die Gestalten des Todes" (Scenen aus dem Leben), „Erinnerung und Hoffnung, zwei (freundliche) Begleiterinnen des Menschen auf der Lebensbahn". „Das Glück eine Klippe, das Unglück eine Schule." „Schwert und Feder. Ihr Wirken und ihre Macht." (Auch in Gesprächsform.) „Der Wert des Gehörsinnes."

Ich kann diese Übersicht nicht schließen, ohne noch auf einen wichtigen Punkt hingewiesen zu haben, der namentlich auf dem Gebiete des Aufsatzes beachtet werden muß; das ist der nationale Gesichtspunkt. Ihn hier im Auge zu behalten, ist um so nötiger, als das Deutsche in den Lehrplänen der höheren Schulen immer noch nicht zu seinem Rechte gekommen ist. Insbesondere sind zwei wöchentliche Stunden für deutsche Sprache und Litteratur gegenüber 20 und mehr Unterrichtsstunden in vier bis fünf fremden Sprachen (Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch, Hebräisch) viel zu wenig. Es sollten in den unteren und mittleren Klassen überall mindestens drei, in den oberen vier Stunden sein. Möchte die Erkenntnis, daß eine größere Pflege des Deutschen erforderlich ist, um eine echte, tiefbegründete Liebe zum Vaterlande, zur deutschen Sprache und Nationalität in der Jugend zu erwecken und ausreichend zu stärken, immer mehr bei allen Schulgattungen zur Herrschaft gelangen!

Um so sorgfältiger muß die jetzt leider noch karg zugemessene Zeit in nationalem Sinne ausgenutzt werden, bei den Aufsätzen durch Stellung entsprechender Themen. Dahin gehören, außer den schon gelegentlich (bei Klopstock u. a.) erwähnten: „Woran erkennt man die rechte Vaterlandsliebe?" (1. Daran, daß man das Heimische — Sprache, Sitte, Erzeugnisse — hochhält; 2. daran, daß man für das Vaterland willig sein Gut und sein Blut opfert.) „Hat der Deutsche Grund, auf seinen Namen stolz zu sein?" (Es handelt sich hier nicht um einen überspannten nationalen Dünkel, um „Chauvinismus" — den überlassen wir den Franzosen, den hochmütigen Engländern und Madjaren —, es handelt sich vielmehr um einen edeln Stolz, der sich nicht an das Fremde und die Fremden wegwirft, der das Deutschtum gebührend hoch- und festhält.)

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!" (Schiller.)

„Die Erfindungen und Entdeckungen der Deutschen." (Welche lange und glänzende Reihe, von der Buchdruckerkunst bis zu den Röntgenstrahlen!)

„Die Vorzüge der deutschen Sprache." „Wie beweisen wir die rechte Liebe zu unserer Muttersprache?"

Im einzelnen sind auf dem Gebiete der Sprache besonders förderlich Aufgaben über sinnverwandte Ausdrücke. „Weg, Bahn, Straße, Pfad, Steig (oder: Wiese, Anger, Weide, Aue, Flur). Mit Belegen aus der deutschen Dichtung." „Mutig, kühn, verwegen, tollkühn." „Der Mut und seine Sippe. In der Form eines Mythus." (Nach Herzog, Stoff zu stilistischen Übungen, s. auch des Verfassers „Deutschen Sprachhort" S. 422.)

Sprechzimmer.

1.

Die Lösung der Frage: Was heißt „den Stier bei den Hörnern packen"?

Spälter, der (Ztschr. f. d. d. U. XIV, Heft 10, S. 662) die Frage entschieden zu sehen wünscht, packt den Stier gleich selbst bei den Hörnern, aber nicht in der rechten Weise. Eine ganz befriedigende Lösung giebt M. Heyne im Grimmschen Wörterbuch (Band IV, Abt. 2, S. 1816): „Man faßt einen stier bei den hörnern, wirft ihm das seil über die hörner, um ihn zu fesseln und wehrlos zu machen. . . . Einen stier bei den hörnern packen heißt auch gerade und ohne umschweife auf ein ziel, ein vorhaben in der rede losgehen." Wenn man der Redensart eine andere Deutung geben will, als die jedermann geläufige, so erinnert mich das an einen Theologen, der die Worte aus dem Prediger Salomonis „alles ist eitel" in „alles ist dunkel" umsetzte und so in der That etwas Helles verdunkelte. Das vom Verfasser verglichene „Prendre le tison (nicht il tison!) par où il brûle" heißt nach Sachs-Villatte 4. Aufl., I, 1533: „eine Sache von der gefährlichsten Seite angreifen".

Spälter argumentiert: „In beiden Fällen ist doch der Sinn des bildlichen Ausdrucks: eine große Thorheit begehen. Denn wer es unternimmt, den Stier bei den Hörnern zu packen, wird durchbohrt oder in die Luft geschleudert. Auch die Toreros, die spanischen Stierkämpfer, machen nie diesen Versuch." So falsch wie die Behauptung ist auch der

Beweis; denn die spanischen Stierkämpfer machen allerdings diesen Versuch, womit nicht gesagt ist, daß die Redensart von der Arena entlehnt sei. Vor mir liegt die Schilderung eines Stiergefechts in Sevilla in der ersten Auflage von Edingers deutschem Lesebuch für schweizerische Progymnasien, Bezirks- und Sekundarschulen (Band II. Bern 1874), unterschrieben: H. Masius nach Bildern aus Andalusien und Wackernagel. Da heißt es S. 106 von dem berühmten Espada Montes: „Der ihm (dem Stier) entgegen; sie treffen aufeinander, der Stier hat einen wohlgezielten, fürchterlichen Stoß auf ihn geführt, aber Montes hat ihn an den Hörnern ergriffen und ist in einem tollkühnen Satze über das Tier hinweggesprungen!"

Leider konnte ich mir die Quellen dieses Lesestückes nicht verschaffen; doch ist der Satz offenbar nicht aus der Luft gegriffen, was man hingegen von der ganz willkürlichen Annahme wohl sagen kann.

Burgdorf i. d. Schweiz. Dr. H. Stickelberger.

2.

Mir ist es schon lange aufgefallen, daß die Mitarbeiter der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", die doch auf Schritt und Tritt für richtiges Deutsch einzutreten bestrebt sind, sich so oft zu dem Ausdrucke „Schülervorträge in Prima, giltig für Sexta" u. dergl. versteigen.

Mit welchem Rechte wird hier der Artikel weggelassen? Prima und Sexta sind doch keine Eigennamen, sondern Zahlwörter! Fühlen denn die Männer, die so sprechen und schreiben, nicht, daß es nicht deutsch klingt, zu sagen: mein Sohn ist in Sekunda? Wir haben ja in Österreich auch diese Bezeichnung der Gymnasialklassen, wenn auch in umgekehrter Ordnung, aber es wird bei uns niemandem einfallen, zu sagen und zu schreiben: mein Sohn ist in Prima, mein Sohn geht in Sexta; denn jeder wird das Gefühl haben, daß es richtig deutsch nur heißen kann: das Buch gehört für die Sekunda, mein Sohn ist in der Prima, mein Sohn geht in die Sexta.

Durch Beseitigung dieser das Sprachgefühl beleidigenden, undeutschen Wendung würden viele, um nicht zu sagen alle, deutsch-österreichischen Leser der Zeitschrift zu großem Danke sich verpflichtet fühlen.

Komotau. Jos. L. Haase.

Hierzu ist zu bemerken, daß die Ausdrucksweise: in Prima, in Sekunda u.s.w. durchaus korrekt ist, da ja in den lateinischen Wörtern primus, secundus u.s.w. bereits der Artikel enthalten ist. Allmählich wurden aber die Wörter Prima, Sekunda zu Substantiven, wodurch sich die Vorsetzung des Artikels in mehreren Gegenden des deutschen Sprachgebiets ganz natürlich erklärt. D. L. d. Bl.

3.

Nicht ohne Mißfallen?

Prof. Dr. Schliack bespricht (Ztschr. f. d. d. U. XIV, Heft 10, S. 644) die auch schon von andern beanstandete Stelle aus Lessings „Emilia Galotti", wo Claudia im 6. Auftritt des 2. Aufzugs sagt: „Gott! Gott! wenn dein Vater das wüßte! — Wie wild er schon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Mißfallen gesehen!", während sie meine „nicht ohne Wohlgefallen". Obschon der Verfasser in der That Lessingen einige derartige Fehler nachgewiesen hat, so darf man einen „lapsus calami" doch nur bei dringender Notwendigkeit annehmen. Sanders machte schon lange (Ztschr. f. deutsche Sprache I, 469—471) den Versuch, die Stelle zu retten, indem er „nur" auf das Folgende bezog: der Vater war schon wild, daß der Prinz dich nur nicht ohne Mißfallen betrachtete. — Bei der oft spitzfindigen Sprache Lessings ist diese Auslegung, die eine Feinheit des Dichters enthüllt, gewiß keine gezwungene.

Burgdorf i. d. Schweiz. Dr. H. Stickelberger.

4.

Zu Schillers politischen Ansichten.

Trotzdem schon 1849 auf Veranlassung von Eduard Boas, dem 1853 zu Landsberg a. d. Warthe verstorbenen Verfasser der Werke „Schillers Jugendjahre" und „Schiller und Goethe im Xenienkampf", 1851. 2 Teile ein Exemplar von Schillers 1781 gegründetem politischen Wochenblatt „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen" in der Königl. Bibliothek zu Stuttgart gesucht und gefunden wurde, hat die wissenschaftliche Forschung bis heute noch immer nicht den Beweis dafür erbracht, daß auch nur ein einziger in der Zeitung veröffentlichter Artikel wirklich aus Schillers Feder herrühre. Besonders auffallen muß, daß die im Jahre 1781 erschienenen „Räuber" in den Nachrichten weder angekündigt noch sonst erwähnt werden und daß Schillers Name darin überhaupt nirgends genannt wird. Die in dem Blatte ausgesprochenen politischen Ansichten, namentlich die Verehrung Friedrichs des Großen, die begeisterte Anerkennung Kaiser Josephs und der amerikanischen Freiheitsbestrebungen einerseits, wie der Spott über die zahlreichen, durchweg auf Unwahrheit beruhenden Siegesnachrichten der Engländer jenseits des Ozeans, also gerade des Volkes, dessen freiheitliche Staatsverfassung und Regierung den Schwaben immer als Muster vorschwebte, sind noch im Geiste der Sturm- und Drangperiode des Dichters gehalten, wenn sie auch keine undurchführbaren Ideale mehr enthalten. Wer sich für die Sache

interessiert, lese die treffenden Urteile der Schillerbiographen Brahm (Schiller I, S. 169) und besonders Minor (Schiller, sein Leben und seine Werke I, S. 483) darüber nach.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Kleine Mitteilungen.

Die von Grunow in Leipzig herausgegebenen „**Grenzboten**", die im neuen Jahre — eine einzige Erscheinung in dem rasch wechselnden Leben auch der Zeitschriften — mit ihrem 61. Jahrgang in das siebente Jahrzehnt ihrer Wirksamkeit treten, kündigen an, daß sie von diesem Zeitpunkt an bei erweitertem Umfang ihren Abonnementspreis auf 6 Mark für das Vierteljahr stellen. Das ist ein Preis, zu dem noch keine deutsche Revue ähnlicher Art eine solche Fülle von wertvollem Inhalt in so guter Ausstattung geboten hat, etwa 180 Bogen Lexikonoktavs im Jahre. Ein Probeabonnement zu dem Preise von 2 Mark für den Monat Dezember kann allen, denen eine allgemeine, die Gebiete der Politik, der Litteratur, der Wissenschaften und der Künste in frischer, objektiver und unabhängiger Weise besprechende Wochenschrift von Wert ist, und die die Grenzboten noch nicht kennen, einen Begriff von der Art und Weise der Zeitschrift geben, die von jeher zu den bedeutendsten Stimmen unserer Öffentlichkeit gehört hat und noch gehört. Wir haben wiederholt in unserer Zeitschrift auf diese vortreffliche Wochenschrift hingewiesen und benutzen diese Gelegenheit, das jederzeit fein und lebendig, geistvoll und anregend geschriebene Blatt unsern Lesern aufs neue wärmstens zu empfehlen.

Ein Reichsamt für das gesamte Bildungswesen. Auf der ersten, Pfingsten 1901 zu Magdeburg abgehaltenen Verbands-Versammlung des Central-Verbandes für gewerbliches und kaufmännisches Unterrichtswesen in Deutschland fand ein Antrag die allgemeine Zustimmung und Annahme, welcher dahin ging: „Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, dafür zu wirken, daß in Deutschland ein Reichsamt für das gesamte Bildungswesen geschaffen würde, ähnlich dem Bureau of Education in Washington". Zur Begründung seines Antrages führte Stadtrat Sombart-Magdeburg — wie aus den inzwischen veröffentlichten Verhandlungen jener Tagung ersichtlich ist — ungefähr folgendes aus: Wir hätten in Deutschland ganz ähnliche Verhältnisse wie die Amerikaner. Diese besäßen 46 Staaten, wir ja wohl einige weniger, aber doch noch eine ganze Anzahl. Wenn wir nun in ganz Deutschland auf den verschiedensten Unterrichtsgebieten reformierend wirken wollten wie die Amerikaner und wie es gegenwärtig ja auch hier den Anschein hat, dann müßte man zunächst für eine gemeinsame Grundlage sorgen, auf der man allerorten weiter bauen und arbeiten könnte. Als solche sei fraglos eine Centralstelle anzusehen, in der man sich zu jeder Zeit genau über den Standpunkt des gesamten deutschen und ausländischen Unterrichtswesens informieren könnte, und wo stets alles, was es jeweilig in der ganzen civilisierten Welt „Neues" auf dem Gebiete des Bildungswesens gebe, gesammelt, event. auch veröffentlicht werden könnte.

Über das als Vorbild erwähnte Bureau of Education in Washington habe der Geh. Rat Wätzold 1898 schon gesagt: „Daß das amerikanische Unterrichtswesen mit neuen Gedanken befruchtet, allen Fortschritten zugänglich ist, verdankt

es im wesentlichen dem Bureau of Education und seinem ausgezeichneten Leiter, dem Commissioner of Education Dr. W. Harris. Deutschland entbehrt einer solchen pädagogischen Beobachtungsstation; selbst die Unterrichtsstatistik der einzelnen Bundesstaaten ist so ungleichmäßig, daß sichere statistische Angaben für das gesamte Bundesgebiet sehr erschwert sind."

Seit dem Jahre 1893 ist diese Frage bei uns nun um dessentwillen eine noch brennendere geworden, weil man in Frankreich, England und besonders Amerika auf dem Gebiete des Volks- und gewerblichen Schulwesens mit Riesenschritten Reformen zustrebt, welche bei uns, vielfach aus Unkenntnis, nicht die Beachtung finden, die sie in so hohem Grade verdienen. Nichts würde nun geeigneter sein, das für uns Beste und Geeignetste auf dem Unterrichtsgebiete vorbereiten zu helfen, wie eine unbeeinflußte Reichsbehörde mit dem eingangs bereits erwähnten Auftrage. Ein Reichsamt für das gesamte Bildungswesen würde als Sammelstelle von Unterrichtsmitteln auch eine unvergleichliche Bildungsstätte für pädagogische Studien abgeben. — Frankreich besitzt auch bereits ähnliche Einrichtungen in Paris. — Der Reichskanzler würde dem Vaterlande zweifellos einen großen Dienst erweisen, wenn er auch uns zu einem Reichsbildungsamt verhelfe! Der Antrag dazu ist ihm vom Verbandsvorstand bereits seit Monaten behändigt.

Der rührige „**Deutsche Verein für das Fortbildungsschulwesen**" befindet sich am Schlusse seiner zehnjährigen Thätigkeit in glücklicher Entwickelung. Er hat bereits in verschiedenen Teilen Deutschlands Provinzialvereine. In den letzten Wochen sind solche für die Provinzen Brandenburg und Posen gegründet worden. Vorsitzende sind Lehrer Peetz in Posen und Lehrer Witte in Charlottenburg.

Zu den preußischen Großstädten, welche die **obligatorische Fortbildungsschule** besitzen, wird von Ostern 1902 an Frankfurt a. M. gehören. Dort haben nunmehr auch die Stadtverordneten in diesem Sinne beschlossen. Die Anstalt wird durchaus beruflichen Interessen dienen und soll ganz zeitgemäß organisiert werden. Es wird auch die Errichtung eines eigenen Gebäudes in Aussicht genommen.

Goethes Lebenskunst von Dr. Wilhelm Bode. Berlin 1901. E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. VI u. 229 S. 8°. Geheftet M. 2.50. In Originalband M. 3.50.

Eine recht tüchtige und dankenswerte Arbeit, die Goethes ganzes Leben von der Wiege bis zur Bahre umfaßt und die interessantesten Einzelheiten wie die schwierigsten Probleme der Menschheit derartig behandelt, daß das Bild des unsterblichen Meisters trotz mancher menschlichen, aber psychologisch immer begründeten Schwächen, welche richtig aus dem Satze: „Homo sum; humani nihil a me alienum puto" erklärt werden, als ein völlig harmonisches erscheint. Verfasser, ein hervorragender Gelehrter in Weimar, hat in der letzten Zeit in Aufsätzen und Vorträgen die gediegensten Skizzen von Goethes Person und Charakter, Sitten, Gewohnheiten und Lebensanschauungen gegeben und behandelt nunmehr auf Grund von Goethes eigenen Äußerungen in Gesprächen

und Briefen in 13 Kapiteln alle bemerkenswerten Punkte aus des Dichters äußerem und innerem Leben, nämlich seine Wohnung und seinen Besitz, seine äußere Erscheinung und sein Verhalten gegen Freunde, sein Verhältnis zu Höherstehenden und Untergebenen, seine Mahlzeiten, seine Gesundheitspflege und seine Krankheiten und führt uns den Meister in geselligem Verkehr, in seinen Freundschaften mit Männern und Frauen, in seinem ehelichen Leben, seinem ganzen Schaffen, seiner Lehrthätigkeit und seinen Kämpfen mit seltener Lebendigkeit und Anschaulichkeit vor. Schließlich geht er auf das schwierige Thema von Goethes Frömmigkeit ein und gelangt auch hier mit Recht zu einer günstigen Beurteilung derselben. Freilich sind Form und Darstellungsweise von dem sonst üblichen Verfahren der Biographen, besonders der Goethe-Biographen, völlig abweichend, da sich Verfasser überall an die Stelle eines intimen Beobachters versetzt und seinen Helden in allen Lebenslagen so schildert, wie es etwa Zelter oder der Kanzler v. Müller gethan hätten, wenn man sie dazu hätte veranlassen wollen.

Dem Recensenten haben besonders die Abschnitte, in denen über Goethes Wohnung und Besitz, Freundschaften mit Männern und Frauen und seine Kämpfe gehandelt wird, zugesagt. Interessieren wird, daß, wie z. B. aus S. 17 zu ersehen ist, die bei Gelehrten, Dichtern und Musikern sonst so seltene peinliche Ordnungsliebe, die den Meister vor jedem Zeitverluste bewahrte, sich sogar auf seine Ausgaben als Junggesell in Göttingen für Wurst und andere Lebensmittel erstreckte, sowie daß der Dichter nach Sulpiz Boisserée seinen Bedienten jeden Abend zu sich auf die Studierstube bestellte, um mit ihm Rechnung über alle Ausgaben des Tages, selbst die unbedeutendsten, abzuhalten und einen vorläufigen Entwurf für den nächsten Tag aufzusetzen. Man wird auch mit Verwunderung lesen, daß Cotta an Goethe in den Jahren 1795 bis 1832 im ganzen 401090 Mark und von 1832 bis 1865 an seine Erben 464474 Mark in heutigem Gelde, das Berliner Nationaltheater dagegen in zwanzig Jahren nur 319 Thaler an ihn gezahlt hat, wie denn die Tantièmen der Bühnen damals sehr kärglich waren. Goethe war, wie in der Abhandlung ferner klargestellt wird, allen nichtssagenden Phrasen und Komplimenten abhold, doch gewann er schnell Personen lieb, die geistig etwas mitzubringen hatten und sich durch seine anfängliche Kälte nicht verblüffen ließen. Im Verkehr mit Höherstehenden, namentlich dem Herzog Karl August, war er offen und ungezwungen, doch liebte er das Feine und Gute, sowie die Beständigkeit im aristokratischen Wesen im Gegensatz zur wetterwendischen Laune und Gunst des Volkes; gegen Niedrigstehende zeigte er sich freundlich, soweit es seine Stellung zuließ, vor allem bei der Beurteilung jeder Person in höchstem Grade gerecht. Er

war ein Freund einer recht guten Tafel, bei der es übrigens nur drei, höchstens vier Gerichte gab, und sah sehr gern Gäste in seinem Hause, namentlich fremde Maler und Künstler; er aß mit Vorliebe, wie S. 49 berichtet wird, ein auf italienische Art bereitetes Stuffato. Sein im allgemeinen recht gutes körperliches Wohlbefinden erhielt er sich durch fleißige Bewegung im Freien und Abhärtung des Körpers, besonders auf Reisen, auch durch gesunden Schlaf und Enthaltung von aufregenden Getränken und sinnverwirrenden Vorstellungen; in dieser Beziehung ähnelt er Napoleon I. S. 138 wird Goethes Ehescheu richtig dadurch erklärt, daß sein Verstand das leichtsinnige Eheschließen verurteilte und er, wie er selbst wohl fühlte, zu einer vorschriftsmäßigen Ehe nicht paßte; im weiteren Verfolge des Kapitels „Der Ehemann" wird alsdann entgegen der üblichen Auffassung dieses Liebesbundes nachgewiesen, daß des Dichters so vielfach angegriffene Ehe mit Christiane Vulpius eines ideellen Zuges keineswegs entbehrte.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Festrede zum 150. Geburtstage. Von Professor Dr. Alfred Biese, Königl. Gymnasialdirektor. Wissenschaftliche Beilage zum XXIII. Jahresberichte des Königl. Gymnasiums zu Neuwied verbunden mit Realprogymnasium. Neuwied 1900. Progr. Nr. 493. 18 S. 8°.

Enthält sehr erhebende und beherzigenswerte Worte, die namentlich auf ideal gerichtete Schüler oberer Klassen — und deren giebt es trotz des Materialismus und Naturalismus unserer Zeit noch immer sehr viele — einen tiefen, ja unvergeßlichen Eindruck machen werden. Verfasser zeigt vor allem, daß Goethes unvergängliche Bedeutung für alle Zeiten, insbesondere auch für das jetzt begonnene Jahrhundert nicht nur in der ästhetisch-ethischen Wirkung seiner Dichtungen oder in der intellektuellen seiner Forschungen, sondern hauptsächlich in seiner durch und durch harmonisch gestalteten Persönlichkeit liegt und das schönste seiner Werke sein eigenes Leben selbst ist. Wie ihn Wieland tiefsinnig „den größten unter den menschlichen Menschen" nennt und Herder treffend urteilt: „Goethe hat einen klaren, universalen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens", so weist Verfasser meist aus Goethes eigenen Worten nach, daß bei ihm die Kraft des Geistes und Herzens in wunderbarer Einmütigkeit entwickelt war und in ihm nebst Bismarck das deutsche Wesen seine beiden Höhepunkte erreicht hat. Daß der S. 11 vom Verfasser ausgesprochene Wunsch, in unserer Zeit möge Goethe als Erzieher und Befreier von neuem erstehen und wirken, vollberechtigt ist, wird man unbedingt zugestehen müssen.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

H. Wernefe, Sprachreform und Doppelwörter. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums und der Realschule zu Mülheim (Ruhr). Mülheim (Ruhr) 1900. 23 S. gr. 8°.

Der Verfasser verwirft durchaus nicht die Reformbewegung, die das edelste nationale Gut, die Sprache, läutern und auf die Höhe der Vollkommenheit bringen will. Allmählich aber droht diese Sprachverbesserung in einen einseitigen Krieg gegen die Fremdwörter auszulaufen. Werneke hat durchaus recht, wenn er behauptet, daß das Übermaß von Fremdwörtern ein Nachteil ist, aber nur einer von den vielen, an denen unsere Sprache leidet, und bei weitem nicht der schlimmste. Zweck seiner Abhandlung ist, zu zeigen, daß bei einer Verbesserung unserer Sprache nicht die einseitige Ausrottung der Fremdwörter in Betracht kommen darf, sondern daß eine ganze Reihe von Gesichtspunkten und Gesetzen zu berücksichtigen sind, welche unbewußt in jeder lebendigen Sprache wirken. Drei Punkte kommen nach des Verfassers Ansicht bei der Schaffung und Entwickelung der Wörter besonders in Frage: Kürze, Originalität (Einheit und Frappanz des Lautes) und Wohllaut. Die ganze Geschichte der Entwickelung einer Sprache, mit ihren Lautschwünden, Kontraktionen, Elisionen, Apokopen, Synkopen, Ellipsen u.s.f., ist nur die stark ausgeprägte Tendenz, die den Begriffen entsprechenden Lautkörper möglichst kurz zu gestalten. Die Völker suchen sich die Wörter mundgerecht zu machen. Die romanischen Sprachen, die wir aus dem Lateinischen verfolgen können, geben das deutlichste Bild dieser Entwickelung. Dem Streben nach Kürzung müssen wir daher in jeder Sprache stets gerecht werden. Ihre natürliche und notwendige Grenze findet diese Entwickelung, wie ja alles in der Natur Maß und Grenze hat, an der Abneigung gegen allzu winzige und schwache Wortbilder und am Streben nach Deutlichkeit, indem allzu kleine Wortkörper in zu viele Homonyme auslaufen; bekanntlich finden wir in der weiter vorgeschrittenen französischen und englischen Sprache mehr solcher Wörter als in der unsrigen, vergl. frz.: vers Vers und gegen, ver Wurm, vert grün, verre Glas. Ähnliche Bemerkungen lassen sich über die beiden andern Sprachtendenzen machen: Originalität und Wohllaut der Worte. Warum hält z. B. das plattdeutsch redende Volk so hartnäckig an dem Worte „Veloziped" (verstümmelt zu Luzepeb, Flizipe) fest, statt das viel kürzere Wort „Rad" zu gebrauchen? Einfach weil das Wort origineller ist. Der gesunde Sinn des Volkes trifft das Richtige in Übereinstimmung mit dem Geschmack der Franzosen und Engländer, die auch nicht das Wort „roue" (trotz bequemer Weiterbildungen wie rouiste, rouerie, rouer) oder „wheel" anwenden, sondern für die neue Sache ein neues, packendes Fremdwort vorziehen: vélo, cyçle, bicyclette, tan-

dem, bicycle (auch bloß by), tricycle (try). Um individuelles Leben hineinzubringen, greift dann der Deutsche zu den häßlichen Bildungen „Zweirad“, „Fahrrad“, die dem Geiste gesunder Volkssprache erst recht widerstreben. Dazu, daß ein Wort originell erscheint, gehört auch die Einheit des Wortbildes. Das Wort soll aus einem Gusse sein und lautlich und begrifflich möglichst wenig mit andern Wörtern verschiedener Ideenkreise zu thun haben. Für einen einfachen Begriff einen möglichst kurzen und einfachen, sich scharf von andern abhebenden Lautkomplex zu haben, das ist das Ideal einer gesunden Sprachentwickelung, ein Ideal, dem die hochdeutsche Sprache sehr untreu geworden ist. In diesem Sinne redet Werneke von einem „wahren Kompositenunfug“, der „unsere edle Sprache pedantisch, marklos, schwerfällig und oft lächerlich macht“ (S. 6). Der Verfasser erinnert daran, wie wir über die Geschmacklosigkeit der Fruchtbringenden und der Palmgesellschaft lachen, die gespreizte Ausdrücke wie „Prunktuch“ statt Teppich, „Reitpuffer“ statt Pistole, „Jungfernzwinger“ statt Kloster, „Gesichtserker“ statt Nase, „Schauburg“ statt Theater u. a. schuf, dagegen selbst Bildungen vornehmen wie „Kleidermacher“ statt Schneider, „Geburtshelferin“ statt Hebamme, „Süßigkeitserzeuger“ (in Österreich im Gebrauche!) statt Konditor u. a. Werneke schlägt z. B. für „Streichhölzchen“ oder „Zündhölzchen“ vor „Sticke“, so daß man dann einfach „Stickenschachtel“ sagen könnte. Wenn er aber S. 8 Anmerkung 1 das Verbum „herumirrlichtert“ gebraucht, so scheint mir diese Komposition doch nicht mustergültig zu sein. Ein anderer Punkt, den die Sprache bei allen ihren Schöpfungen beachtet, ist der Wohllaut. Nach Werneke würde das Volk Worte wie Grätschsprung, Haftpflicht, Geschäftsstelle, Jetztzeit, Ausschuß u. a. nicht zugelassen haben. Es ist natürlich, daß solche Zusammensetzungen für die dichterische Sprache nicht zu gebrauchen sind. Sie gebraucht wie Virgil temnere statt contemnere, vertere st. evertere u. a. Siedler st. Ansiedler, Tann st. Tannenwald, Staufer st. Hohenstaufer, Zoller st. Hohenzoller, einen st. vereinen, kürzen st. abkürzen, mindern st. vermindern u. a. S. 13 flg. kommt dann der Verfasser zu positiven Vorschlägen. Er will die Komposita und langen Wörter vereinfachen, so statt Buchdrucker — Drucker (frz. imprimeur), Buchbinder — Binder (frz. relieur), Bierbrauer — Brauer (frz. brasseur), Hai statt Haifisch, Braue st. Augenbraue, Wal st. Walfisch, Dam st. Damhirsch und viele andere. Im Zusammenhang mag „Halle“ genügen für Turnhalle, Schwimmhalle u. s. w., „Karte“ für Visitenkarte, Fahrkarte u. s. w. Oft kann man auch das eine Kompositionswort durch eine passende Flexion beim andern ersetzen, z. B. Segler st. Segelschiff (frz. voilier), Kahner st. Kahnfahrer, Lenkel st. Lenkstange u. a. Die Neigung zu möglichst

kurzen und flüssigen Lautkomplexen ist in hohem Grade in unserer Sprache vorhanden, das Plattdeutsche ist diesem Instinkt besonders stark gefolgt. Wir müssen vor allen Dingen unsere Stammwörter behalten, wie Schüler st. Schulknabe, Banner st. Heerfahne u. a., die vergangene Sprache, das Mittelhochdeutsche und das Althochdeutsche, sowie die verschiedenen Dialekte können unsere Gegenwart befruchten. Im Englischen stehen Volkssprache und Schriftsprache in engem Bunde, und auch im Französischen ist besonders in den letzten Jahrzehnten die Bereicherung und Kräftigung der Sprache aus dem Patois proklamiert worden; die namhaftesten Schriftsteller, wie Daudet und Zola, haben in diesem Sinne gewirkt. So will der Verfasser Zahnfleisch durch Gagel, Terrine durch Kump, Wäscherolle durch Mangel, Wagenspur durch Gleis, Butterbrot durch Bemme oder Stulle u. s. f. ersetzen. Für eine wirkliche Bereicherung der Sprache an originellen Wörtern hält Werneke auch die modernen Fremdwörter. Unsere höhere Sprache kann weder die mit griechisch-römischer oder romanischer Kultur, noch die mit internationaler Wissenschaft überlieferten Termini entbehren. Wenn man so Komponist durch Tonkünstler verdeutscht, was wird dann aus komponieren? Grammatik — Sprachlehre, grammatikalisch? Orthographie — Rechtschreibung, orthographisch? Dogma — Glaubenssatz, dogmatisch? u. s. f. Der Verfasser läßt daher Fremdwörter wie Tram, Otist, Bonne, Bill, Hippodrom, Linguist, Novellist, Passant, soupieren, Minuskel und viele andere gelten.

Die anregende Studie enthält viele Wahrheiten, die natürlich die strengen Puristen aufs heftigste bekämpfen werden.

Doberan i. M. O. Glöde.

Joh. Krey, Die dänische Sprache im Herzogtum Schleswig. Jahresbericht der Königl. Realschule zu Sonderburg. Ostern 1900. 18 S. gr. 8°.

Wo in den östlichen, südlichen und südwestlichen Grenzgegenden Deutschlands die deutsche Sprache mit slavischen und romanischen zusammentrifft, da findet wohl an manchen Stellen eine Grenzverschiebung zwischen den Gebieten der deutschen und der fremden Sprachen statt. Die gegenseitige Beeinflussung der Sprachen in ihrem Satzbau und Wortschatz ist hier aber naturgemäß geringer als in Schleswig, wo die Gebiete nahe verwandter Sprachen ineinander greifen. Die langjährige staatliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark einerseits, mit dem rein deutschen Holstein anderseits hat natürlich die gegenseitige Einwirkung der beiden hier herrschenden Volkssprachen, der plattdeutschen und der dänischen, erhöht. Das Hochdeutsche kommt hier vor dem Anfange des

19. Jahrhunderts nur wenig in Betracht, obgleich es sich in der Kirche und Schule verbreitet hatte. Das Friesische an der Westküste ist im südlichen Teile durch das Plattdeutsche, im nördlichen durch das Dänische weiter zurückgedrängt, hat aber an beiden Stellen Spuren seines Wortschatzes hinterlassen. S. 3 flg. giebt der Verfasser einige Nachrichten über die ehemaligen und jetzigen Grenzen des deutschen und dänischen Sprachgebiets. Im Jahre 1849 gab H. Biernatzki eine Nationalitäten- und Sprachenkarte des Herzogtums Schleswig heraus. Über die in der Zeit von 1864—1889 namentlich im gemischten Sprachgebiet eingetretenen Veränderungen und Grenzverschiebungen hat Amtsgerichtsrat Adler in Flensburg sehr genaue Nachforschungen[1]) in den einzelnen Ortschaften unternommen. S. 6 flg. behandelt Krey den Einfluß der deutschen Sprache auf die dänische und giebt dazu S. 7—9 inkl. eine Tabelle (Akr—væle). Bei einzelnen der hier genannten schleswig-dänischen Wörter mag wohl die Möglichkeit vorliegen, daß sie in der hier angegebenen Form nordischen und nicht deutschen Ursprungs sind. Diejenigen Wörter jedoch, welche in gleicher oder ähnlicher Form nicht in Dänemark, wohl aber in Schweden und in Niederdeutschland vorkommen, sind doch sicher alle aus dem Deutschen entlehnt. Man kann nicht annehmen, daß die Bevölkerung sie aus dem fernen Schweden und nicht aus dem angrenzenden plattdeutschen Sprachgebiete bezogen hat. Auch eine große Menge von Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten sind aus dem Niederdeutschen übersetzt und in die dänische Umgangssprache übergegangen. Umgekehrt hat auch die dänische Sprache Einfluß auf die deutsche gehabt (vergl. S. 10 flg.). Im allgemeinen hat sich die Bevölkerung bemüht, dänische und deutsche Redewendungen nicht zu verwechseln. Eigentümlichkeiten, die auf das Dänische zurückweisen, sind z. B. die Auslassung des Relativums, wo dies im Dänischen und Englischen üblich ist (Der kälteste Winter, wir haben gehabt, war in jenem Jahre), der adjektivische Gebrauch von Ortsnamen, mit Auslassung des Artikels, z. B. Augustenburg Schloß, Sonderburg Hafen, Flensburg Föhrde, die Wortstellung in Nebensätzen wie in Hauptsätzen, z. B.: Als wir hatten ihn gesehen. Weil es verhält sich so, ungewöhnliche Stellung des Objekts, z. B.: Er hat gekauft einen Hof. Wir hatten gemacht eine Reise, bei Antworten eine dem einfachen Ja oder Nein hinzugefügte unvollständige Wiederholung des Inhalts der Frage, wie im Dänischen und Englischen, z. B.: Seid ihr dort gewesen? Ja, wir sind oder: Hat er die Arbeit beendet? Nein, er hat nicht, der

1) Seine Ergebnisse finden sich im 21. Bande der Zeitschrift für schleswig-holsteinische Geschichte.

Gebrauch des Indikativs statt des Konjunktivs, z. B.: Wenn er das gewußt hatte, war er zufrieden. S. 11 flg. führt dann Krey eine Reihe von dänischen Wörtern an die teils unverändert, teils in etwas anderer Form oder in unrichtiger Übersetzung in die deutsche (meistens plattdeutsche) Umgangssprache übergegangen sind. Die Mehrzahl von diesen ist allerdings nur dort einheimisch, wo die Volkssprache überwiegend dänisch ist oder gewesen ist. Etwa zwei Fünftel sind aber auch in südlicheren Gegenden gebräuchlich. Ich greife ein paar Beispiele heraus, im übrigen verweise ich die Fachgenossen, die diese Frage interessiert, auf Kreys interessante Studie, der, selbst Lehrer des Dänischen an der Sonderburger Realschule, mit großem Scharfblick beobachtet hat.

baade — og, sowohl — als auch, daher in den nördlichen Kreisen oft: beides — und.

Baas = Stall, auch Abteilung eines Viehstalles, schlesw.-niederd.: Boos; Eiderstedt: Boos = Kuhstall; ditmarsch: Peerboos und Koboos.

Beest, Tier, davon beestlig, besonders, sehr; niederd.: beestig dür, beestig swar.

begge, beide; begger hans Sonner, seine beiden Söhne; nördlich von Flensburg oft: beide seine Söhne.

blive = werden und bleiben; nördlich von Flensburg: es blieb erzählt.

Bol oder Boel (ursprünglich Bolig), Wohnung eines Landmannes mit dem dazu gehörenden Lande, Hufe; daher schlesw. bis Angeln einschließlich: das Bohl oder die Bohle = Landstelle.

Bommer oder Bommert, Fehler, Irrtum, Versehen, so noch schlesw.-plattd.

Budstikke = Botschafts- oder Benachrichtigungs-Stock; ditmarsch: Burstock in gleicher Bedeutung wie Tingstok.

baere sik ad, sich betragen, sich benehmen. Schlesw.: he beert man so = er stellt sich nur so.

dingle, baumeln; schlesw.: dingeln.

Et, Zeitraum von 12 (auch 24) Stunden, niederd. in Angeln: binnen dre Et, innerhalb dreier Tage.

flytte, fortbewegen, umziehen; bis Rendsburg und Kiel im Niederd. und Hochd. gewöhnlich flütten; auch Flütttag, Flüttzeit = Umziehetag; ein Wagen mit den Sachen der Umziehenden heißt ein Wagen mit Flüttgut. So erklärt Krey folgenden Danismus in den Schulen. Um einen Dezimalbruch um das Zehnfache zu vergrößern oder zu verkleinern, braucht man

nur das Komma um eine Stelle nach rechts oder links zu flütten.

Aus der großen Auswahl mache ich besonders auf die folgenden Worte aufmerksam: fyge, Grums, Hyssing, klinke, Loobog, Mage, Sjoo, slattet, snyde, fysle, Udflugt, Baelling u. a.

Doberan i. M. O. Glöde.

Erwiderung.

Dr. Karl Reuschel zu Dresden behauptet Bd. XV, S. 673 unserer Zeitschrift, daß außer mir nicht leicht jemand an einen Einfluß der Sage vom Schlüssel des heiligen Benno auf Schillers „Ring des Polykrates" glaube, und verweist zur Begründung seiner Behauptung auf die Sammlung ähnlicher, angeblich willkürlicher Parallelen bei Reinhold Köhler, Kleinere Schriften II S. 209. Darauf erwidere ich, daß man sehr oft Vergleiche zwischen Sage und Dichtung, alter und neuer Poesie, hauptsächlich in Bezug auf wiederkehrende ethische Grundgedanken, wenn auch nicht immer mit Erfolg anzustellen versucht hat, und erinnere mit Bezug auf den vorliegenden Fall namentlich an die Zurückführung der Erzählung von Johann, dem munteren Seifensieder, auf Polykrates und Anakreon. Der erstere schenkte nämlich dem lustigen und daher stets geldbedürftigen Anakreon einmal ein paar Talente, die dieser ihm sehr bald wiederbrachte, weil er durch ihren Besitz seine Ruhe gefährdet glaubte. Der Stoff ist dann weiter von Burchard Waldis und besonders von Hagedorn behandelt. Wer sich darüber eingehender unterrichten will, möge die Erläuterungen zu den Lesestücken des Deutschen Lesebuches von Hopf und Paulsiek. Zweiter Teil, erste Abteilung, für Tertia und Untersekunda, vom Direktor Professor Dr. R. Foß. Berlin 1893, E. S. Mittler und Sohn, S. 18. nachlesen.

Daß der Ring als Schicksalsbote in zahlreichen Dichtungen erscheint, dürfte den Litterarhistorikern von Fach keineswegs unbekannt sein. Wem sollte bei dieser Gelegenheit nicht sofort die Erzählung aus den persischen Märchen „Tausend und eine Nacht" einfallen, wonach der Vezier Caverscha beim Baden plötzlich den Siegelring im Wasser verliert, ihn aber, weil er oben darauf schwimmt, bald wiederfindet und diesen glücklichen Zufall als Vorboten seines eigenen, thatsächlich auch schnell eintretenden Sturzes betrachtet? Auch wird man sogleich an Simrocks Stavoren: „Im Südersee Stavoren, wer hat die Stadt geschaut?" denken. Derartige Vergleiche zu ziehen wird immerhin nützlich sein.

Dazu kommt noch ein anderer Punkt. Schiller hat der Hauptquelle über Polykrates, Herodot III, 39—44, neben der noch die Mitteilungen bei Cicero, de fin. bon. et mal. V, 30; Plinius, hist. nat.

l. 37, 2; Boccaccio, de casibus illustrium virorum und Hans Sachs (März 1558) in Betracht kommen, manches hinzugefügt, aber auch in seiner Darstellung Verschiedenes abgeändert. So verhandeln bei Herodot die beiden Hauptpersonen schriftlich, da Amasis sich überhaupt nicht bei Polykrates befindet, auch wird von ihm das unglückliche Ende des Tyrannen wirklich erzählt, von Schiller dagegen nur angedeutet, was Goethe in seinem Briefe an Schiller vom 27. Juni 1797 mit Recht als eine besondere Schönheit des Gedichtes bezeichnet. Er schreibt nämlich: „Der 'Ring des Polykrates' — in dem Schiller laut seiner brieflichen Angabe vom Tage vorher eine Idee entwickeln und ein Gegenstück zu den 'Kranichen des Ibykus' liefern wollte — ist sehr gut dargestellt. Der königliche Freund, vor dessen wie vor des Zuhörers Augen alles geschieht, und der Schluß, der die Erfüllung in suspenso läßt, alles ist sehr gut!" Bei Herodot geschehen übrigens die erzählten Thatsachen ganz allmählich nacheinander.

Bei derartigen Abweichungen von der historischen Grundlage konnte also sehr wohl der Gedanke aufkommen, daß die allgemein bekannte und vielfach sinnlich veranschaulichte Benno-Legende nicht ganz ohne Einfluß auf Schillers Erzählung geblieben ist, zumal er auch sonst an übliche religiöse Vorstellungen alter Zeit anknüpft. So spricht Wallenstein (Wallensteins Tod, I, 4) zu sich selbst:

> Und was ist dein Beginnen? Hast du dir's
> Auch redlich selbst bekannt? Du willst die Macht,
> Die ruhig, sicher thronende erschüttern,
> Die in verjährt geheiligtem Besitz,
> In der Gewohnheit festgegründet ruht,
> Die an der Völker frommem Kinderglauben
> Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt,

und erwidert Gordon (Wallensteins Tod, V, 4):

> Die bösen Götter fordern ihren Zoll.
> Das wußten schon die alten Heidenvölker,
> Drum wählten sie sich selbst freiwill'ges Unheil,
> Die eifersücht'ge Gottheit zu versöhnen.

Wollstein. Dir. Dr. Karl Löschhorn.

Zeitschriften.

Leipziger Lehrerzeitung. 9. Jahrg. 1901. Nr. 3 und 4. F. L. Beit: Auf welchem Wege kommen wir zu einem praktischen Lehrplane für die deutsche Sprachlehre?

Modern Language Notes. Adolf Gerber, Helena and Homunculus: a critical examination of Veit Valentins hypothesis and its last defense.

Pädagogisches Archiv, Monatsschrift für Erziehung und Unterricht. 43. Jahrg. Heft 10: Kapff, Weltpolitik und höheres Schulwesen. — Die Oberrealschule. — Ein Verein für Kinderforschung.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 12. Jahrg. 9. u. 10. (Doppel-) Heft: Die Lehrpläne und Lehraufgaben für die lateinlosen höheren Schulen in Preußen, 1901. Von Dr. G. Holzmüller. — Der Unterricht in der Muttersprache in englischen höheren Schulen. Von Albert Heinig in London.

—, 12. Jahrg. 11. u. 12. (Doppel-) Heft: Psychologie in Bezug auf Pädagogik und Schul-Gesundheitspflege. Mit 6 Figuren. Von Dr. med. Gerhardi in Lüdenscheid.

—, 13. Jahrg. 1. Heft: Oberrealschule und humanistische Bildung. Von Oberrealschul-Direktor Dr. Wehrmann in Bochum.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1901. Heft 6. E. F. Thienemann-Gotha: Suter, Jacob Keller. — Thrändorf, Der Religionsunterricht im Lehrerseminar (Schluß).

—, Ergänzungsheft 2: Bericht über die erste Hauptversammlung des Landesvereins preußischer Lehrerbildner in Berlin am 9. und 10. April 1901.

—, Heft 7. Muthesius, Neuere Urteile über Volksschullehrerbildung und Volksschullehrerarbeit. — Römpler, Gedanken über die unterrichtliche Behandlung der zehn Gebote.

Die Gesellschaft. Herausgeber Dr. Arthur Seidl, München. 17. Jahrg. 1901. September-Doppelheft: Paul Gerber, Wilhelm Raabe. — Mathieu Schwann, Julius Harts „neuer Gott". — Karl Röttger, Poesie und Prosa. — Arthur Seidl, 25 Jahre Bayreuth — 24 Stunden München. — Eberhard Buchner, Die Darmstädter Spiele.

—, Erstes Oktober-Heft: Theodor Lessing, Detlev von Liliencron. — Alfred Georg Hartmann, Zur Geschichte von Segantinis Hauptwerk. — Josef Theodor, „La Gloria". — Aramis, Eine Waldgeschichte. — Münchner Dichtung. (Julius Havemann. Anatol Habicht. Theodor Lessing.)

—, Zweites Oktober-Heft: Reinhard Freiherr von Seydlitz, Nietzsche und die Musik. — E. K. Weiß, Der „Kunstmärtyrer". — Michael Georg Conrad, Der neue Idealismus. — Wilhelm Freber, Ein Volkstheater für Frankfurt a. M.

Alemannia. Herausgegeben von Fridrich Pfaff. Neue Folge. Band 2. Heft 2/3. 1901: Professor Dr. Heinrich Finke, Die Freiburger Dominikaner und der Münsterbau. — August Holder, Zweiter Nachtrag zur Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung. — Dr. Karl Haag, Über Mundartengeographie (mit 2 Tafeln). — Adolf Eberhardt und Professor Dr. Karl Bohnenberger, Die kurzen Vokale des Mittelhochdeutsch in der Mundart von Bodelshausen.

Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. München und Prag, Verlag von G. D. W. Callwey. Jahrg. 1. Heft 1: Zum Geleite. Von Dr. Richard Batka (Prag). — Gaukunde und Gaukunst. Von Professor A. Paudler (Leipa). De Muttersprouche. Von Julius Vatter (Reichenberg). — D' Volkssprauch. Von Josef Köferl (Tachau). — Goethe und der Egerer Magistratsrat Grüner. Von Professor Dr. Adolf Hauffen (Smichow). — Ein Brief Adalbert Stifters an Gustav Heckenast. Von Professor Dr. Adalbert Horcicka (aus Prag). — Stifter über Landes-Kunstgalerien.

Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausgegeben von Carl Saenger. 1. Jahrg. Nr. 13. 1901: Mein Besuch bei Tolstoi. Von Cesare Lombroso. — Die beiden Formen des Individualismus. Von Georg Simmel. — Neue Beiträge zur Fabel von den drei Ringen.

Neu erschienene Bücher.

O. Dähnhardt, Heimatklänge aus deutschen Gauen. 3. Aus Hochland und Schneegebirg. Mit Buchschmuck von Rob. Engels. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 186 S.

Dr. Hermann Oeser, Ein Hausbuch aus deutscher Dichtung und Prosa. Basel und Leipzig, Verlag von Reich, 1901. 547 S.

Eduard Mörike, Leben und Werke, dargestellt von Karl Fischer. Berlin W. 35, B. Behrs Verlag, 1901. 240 S.

Dr. Hermann Jantzen, Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung, 1901. 154 S.

Dr. F. Bobertag, Simplicius Simplicissimus von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. Leipzig, Göschensche Verlagsbuchhandlung, 1901. 157 S.

Ludwig Gurlitt, Lateinisches Lesebuch mit Bildern. Quinta. Berlin, Wiegandt u. Grieben, 1899. 257 S.

Ludwig Bräutigam, Das französische Bayreuth. Goslar, F. A. Lattmann. 35 S.

Prof. August Ehrhard, Franz Grillparzer, sein Leben und seine Werke. Deutsche Ausgabe von M. Necker. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1902. 526 S.

Dr. Karl Kraepelin, Naturstudien im Hause, Plaudereien in der Dämmerstunde. 2. Auflage, Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 181 S.

Dr. Theodor Klaiber und Professor Dr. Lyon, Die Meister des deutschen Briefes. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1901. 529 S.

Kutzner-Lyon, Praktische Anleitung zur Vermeidung der hauptsächlichsten Fehler in Anlage und Ausführung deutscher Aufsätze. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1901. 87 S.

Dr. Emil Schöne, Die geschichtliche Entwickelung des geographischen Unterrichts in der sächsischen Volksschule bis zur Gegenwart. Dresden, Alex. Köhler. 100 S.

Dr. Hans Gerh. Gräf, Goethe über seine Dichtungen. 1. Teil: Die epischen Dichtungen, 2. Band. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, Rütten u. Loening, 1902. 1189 S.

Paul Herrmann, Erläuterungen zu den ersten neun Büchern der dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus, 1. Teil, Übersetzung. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1901. 508 S.

Dr. Hermann Wunderlich, Der deutsche Satzbau. 2. Auflage. 2. Band. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1901. 441 S.

Ferd. Josef Schneider, Jean Pauls Altersdichtung Fibel und Komet. Berlin, B. Behrs Verlag, 1901. 259 S.

Arthur Seidl, Wagneriana. I. Band. Richard Wagner — Credo. Berlin und Leipzig, Schuster u. Löffler, 1901. 505 S.

Julius Zeitler, Die Kunstphilosophie von Hippolyte Adolphe Taine. Leipzig, Hermann Seemann Nachf., 1901. 204 S. Preis 6 M.

Albert Fries, Goethes Achilleis. Dissert. Berlin, 1901. 61 S.

Clemens Brentano, Valeria oder Vaterlist, herausgegeben von Reinhold Steig. Berlin W., B. Behrs Verlag, 1901. 86 S. Preis 1 M. 80 Pf.

Zeitlexikon. 1901. Januar — September, 9 Hefte à 1 M. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher 2c. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42 I.

Die Pflanzenfabel in der neueren deutschen Litteratur.

Von Prof. Dr. theol. et phil. **Aug. Wünsche** in Dresden.

(Schluß.)

III. Die Pflanzenfabel in der klassischen und nachklassischen Zeit.

Während die Dichter in der vorklassischen Periode der deutschen Litteratur die Fabel mehr in der französischen Manier des La Motte, Florian und Lafontaine vortrugen, war es unter den Klassikern vor allem Gotthold Ephraim Lessing, der sie wieder auf die knappe, epigrammatisch zugespitzte Form der antiken Vorbilder zurückführte. Aber so anregend seine Fabeln in Bezug auf Originalität der Erfindung, auf Mustergültigkeit des sprachlichen Gewandes und auf Deutlichkeit und Prägnanz der Lehre sind, so irrig und unfertig ist seine Definition der Fabel, welche er in seinen bekannten fünf Abhandlungen niedergelegt hat.

Da Lessing in der Fabel nach dem Vorgang von Aristoteles, Theon und Aphthonius nichts anderes erblickte als ein rhetorisches Beispiel zur Verdeutlichung und Veranschaulichung einer allgemeinen sittlichen Wahrheit, so bestimmte er demgemäß die ganze Poesiegattung dahin: „Wenn man einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurückführt, diesem besonderen Falle die Wirklichkeit erteilt und eine Geschichte daraus dichtet, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Dichtung eine Fabel." Nach Lessing ist daher die Fabel weiter nichts als die Reduktion einer praktischen Sittenlehre auf einen bestimmten Fall, der in der Form einer Geschichte auftritt. Je schärfer und knapper daher die Fabel die moralische Lehre illustriert, desto besser erfüllt sie ihren didaktischen Zweck. Infolgedessen löste Lessing später alle seine poetischen Jugendarbeiten auf dem Gebiete der Fabel wieder in Prosa auf und erging sich in absprechenden Urteilen über die Manier Lafontaines und seiner Anhänger, die poetische Ausmalung, rhetorische Färbung und metrische Behandlung der Fabel forderten. Es liegt auf der Hand, daß die Lessingsche Definition vom Wesen der Fabel die Fabeldichtung in ihrer originellen Entwickelung und freien, volkstümlich dichterischen Entfaltung aufhalten mußte, und es verging auch geraume Zeit, ehe sich eine neue Bewegung nach einer andern Richtung geltend machte.

Die Pflanzenwelt kommt in den drei Büchern Fabeln nur wenig in Betracht, Lessing hat ebenso wie die Meister des klassischen Altertums und die meisten Dichter seiner Zeit die Tierfabel angebaut. Wir begegnen im ganzen nur sechs Pflanzenfabeln. Da diese allgemein bekannt sind, so haben wir nicht nötig, sie dem Inhalte nach kurz vorzuführen, wir begnügen uns deshalb mit einigen kurzen Bemerkungen zu einer jeden.

Die erste Fabel: „Die Eiche und das Schwein" (1. Buch Nr. 15), die auf kein älteres Vorbild zurückgeht, sondern des Dichters eigene Erfindung ist, bezieht sich auf diejenigen, welche bei dem gewohnheitsmäßigen Genuß des Guten glauben, ihre Dankbarkeit nicht zu äußern brauchen, weil sie der Wohlthäter bei der Gewährung seiner Wohlthaten nicht besonders ins Auge gefaßt hat. Das gierige Schwein sowohl, das eine Eichel zerbeißt und bereits zwei andere mit den Augen verschluckt, wie der Eichbaum, der die Eicheln hat fallen lassen, treten durch scharfe Charakteristik hervor.

Die zweite Fabel: „Die Traube" (2. Buch Nr. 21) unterscheidet sich insofern von der griechischen bei Äsop (vergl. Halm Nr. 33 und 33b) und der lateinischen bei Phädrus (lib. IV, 3), als der Sperling mit hereingezogen worden ist. Während nämlich der Fuchs, nachdem es ihm trotz aller Anstrengung nicht möglich gewesen, die süße Weintraube zu erreichen, mit den Worten davongeht: „Sie ist ja doch sauer!", macht sich der Sperling samt seinen Genossen mit Behagen über sie her und richtet sie in kurzer Zeit so zu, daß nie wieder ein Fuchs darnach sprang. Unleugbar hat dadurch die Fabel ein noch größeres dramatisches Kolorit erhalten. Auch hinsichtlich der Nutzanwendung weicht die Fabel von der des Äsop und Phädrus ab. Sie zielt offenbar auf Klopstock und seine blinden und urteilslosen Lobhudler und Nachahmer ab, durch welche den wahren Freunden der Poesie der Genuß an Klopstocks Werken verleibet wurde.

Die dritte Fabel: „Der Fuchs" (das. Nr. 22) schließt sich ganz an ihr Äsopisches Vorbild (bei Halm Nr. 32) an und läßt an Prägnanz und Kürze nichts zu wünschen übrig. Faßt man die Lessingsche Definition ins Auge, so kann die Fabel geradezu als ein Musterbild gelten.

Der vierten Fabel: „Der wilde Apfelbaum" (das. Nr. 25) hat die Äsopische (bei Halm Nr. 288) nur als Anknüpfung gedient, denn sie hat sich unter des Dichters Hand zu einem neuen Gebilde gewandelt. Der mit dem Honig sich brüstende wilde Apfelbaum ist ein treffliches Bild derer, die sich auf fremdes Verdienst etwas zu gute thun und die andern Menschen verachten.

In der fünften Fabel: „Der Dornstrauch“ (das. Nr. 27) hat Lessing von der Äsopischen: „Der Tauchervogel, die Fledermaus und der Dornstrauch“ (bei Halm Nr. 306) nur den Zug benutzt, daß der Dornstrauch die Kleider der vorübergehenden Leute festhält, der Grund dagegen, um den es sich dabei handelt, hat keine Verwendung gefunden. Dadurch ist aus der alten Fabel eine völlig neue geworden. Der Dornstrauch erscheint in anderer Beleuchtung. Während er im Original nur die beim Schiffbruch ins Wasser gefallenen Gewänder wiedererlangen will, kehrt er hier seine von Haus aus bösartige Natur hervor. Nur Schadenfreude treibt ihn, die Kleider der Leute zu zerreißen, nicht Hab- und Gewinnsucht. Die Fabel faßt daher alle die ins Auge, welche darauf ausgehen, fremden Besitz aus Neid und Schadenfreude zu zerstören.

Ebenso frei wie in der vorigen Fabel hat Lessing sich auch in der sechsten: „Die Eiche“ (3. Buch Nr. 15) zu dem Äsopischen Vorbilde: „Das Schilfrohr und die Eiche“ (bei Halm Nr. 179) gestellt. Dadurch, daß das Schilfrohr ganz außer Spiel gelassen worden ist, hat die Fabel eine andere Tendenz bekommen. Während bei Äsop die vom Sturme entwurzelte starke Eiche ihre Verwunderung über das ungeknickte, schwache Schilfrohr ausspricht, staunt hier der Fuchs über die Größe, Macht und Stärke der niedergestreckten Eiche. Auch die Lehre der Fabel hat sich durch die vorgenommene Änderung gewandelt. Die Äsopische Fabel versinnbildlicht die praktische Lebensweisheit: Trotz bringt den Menschen zum Falle, Nachgiebigkeit bewahrt ihn vor Schaden; Lessing dagegen zeigt, daß Größe und Bedeutung eines Menschen oft erst nach seinem Tode zur Geltung kommen und die Bewunderung der Welt erregen. Die Wahrheit der Lessingschen Lehre bestätigt die Geschichte in zahlreichen Beispielen. Oft erfahren erst nach Jahrhunderten um die leibliche und geistige Wohlfahrt der Menschheit verdiente Männer die gebührende Anerkennung, man ehrt sie und errichtet ihnen Denkmäler, während bei ihren Lebzeiten die Mitwelt an ihrem segensreichen Wirken still vorüberging.

Nächst Lessing war es der auf allen Kunstgebieten durch seine intuitiven Blicke anregend und umgestaltend wirkende Johann Gottfried Herder, welcher über die Entstehung und das Wesen der Fabel seine Ansichten aussprach. Sich in Widerspruch zu der Form stellend, die ihr Gleim, Gellert, Pfeffel und Willamov gegeben hatten, wollte er sie aus den breiten und weitschichtigen Bahnen der Behandlung wieder auf ihre ursprüngliche Einfachheit, Schlichtheit und Natürlichkeit als Naturlehrerin zurückgeführt wissen. Aber schon hinsichtlich der Definition der Fabel stimmt er nicht mit Lessing überein, wenn er sagt: „Ein personifizierter Gegenstand, sobald er in Handlung tritt, die einen allgemeinen Satz

anschaulich macht, wird Fabel. Von jener Figur zu dieser Dichtung ist also nur ein Schritt" (vergl. „Vom Geist der ebräischen Poesie" 3. Aufl. herausgegeben von W. Justi 1825. 2. T., S. 11). Während für Lessing der allgemeine Satz das Erste und die poetische Illustrierung desselben an bestimmten Naturwesen das Zweite ist, kehrt Herder die Sache gerade um. Nach ihm folgt der allgemeine Satz erst aus den Handlungen der Naturgegenstände, er geht sozusagen als eine Abstraktion ihrer Äußerungen hervor. Daß das Herders wahre Ansicht ist, erhellt mit Bestimmtheit aus den Worten: „Bei einem lebendigen Vorfall ward die Fabel gemacht; aus ihr die Lehre gezogen, und des Gedächtnisses, des kurzen Scharfsinns wegen in eine Metapher, ein Sprichwort oder gar in ein Rätsel zusammengedrängt" (das. 2. T., S. 13). Im übrigen decken sich Herders Anschauungen über die Entstehung und das Wesen der Fabel vielfach mit denen der Schweizer, wenn sie auch in manchen Beziehungen über sie hinausgehen und die Sache weit kongenialer beleuchten. So führt er aus, daß die Fabel aus der Beobachtung der Tiere entstanden ist; sie haben den Menschen zu dieser Dichtart angeregt. „Die erste Intuition von besonderen Gemütsarten und Charaktern," so heißt es das. 1. T., S. 142, „hatte der Mensch in Tieren; denn auf ihrem Gesicht, in ihrem Gange und ganzen Lebensweise ist ihr Individuelles eigentümlich, persönlich, bestehend und unveränderlich gebildet. Die Gottheit spielte also vor dem Menschen eine fortwährende Äsopische Fabel." Eine noch eingehendere Erörterung über das Wesen der Fabel lesen wir das. 2. T., S. 12 u. 13: „Als Gott die Tiere zu Adam führte, daß er sähe, wie er sie nennte, setzte er die Menschen in eine Schule der Fabel. Ein Tier mit einem Namen bezeichnen zu können, mußte er dessen Charakter und Instinkt erkennen: beides lernte er aus Handlungen des Tiers und seiner Lebensweise. Die mindeste Reflexion, die er mit dieser Tierhandlung verband, da er dieselbe im Zusammenhang brachte und auf sich bezog, erfand einen allgemeinen Satz aus der Handlung, und so war, auch unausgesprochen, in der Seele des Menschen die Fabel gedichtet. Das erste Gespräch mit der Schlange, der Umstand, daß Adam unter allen Geschöpfen nicht seinesgleichen fand, setzte diese Übung voraus; sie ist das punctum saliens der Fabel. Man darf sagen, daß aus ihr dem noch kindlichen Menschengeschlechte die erste Moral und Klugheit hervorgegangen sei, und daß die Dichtung, als ob Tiere nach Menschenweise handeln, die wahre Bildnerin seiner Vernunft gewesen. Nicht nur daß, um zu ihr zu gelangen, der Mensch die lebendige, charakteristische Schöpfung bemerken mußte; er ward auch genötigt, ihre Handlungen auf sich zu beziehen, mithin was nachahmens- oder nicht nachahmenswert sei, zu lernen. Was wir „Geschichte des Falls" nennen, war die erste Ver-

irrung seiner Vernunft, die übel abstrahierte Wahrheit eines Tieres, das ihm der lehrende Vater nachher in seiner wahren Gestalt zeigte, und damit seine verirrte Vernunft zurücklenkte. Wie wir jetzt durch Erfahrung gewitzigt werden, bildete sich der Verstand des natürlichen Menschen an den Geschicklichkeiten der Tiere. Ihre Kunsttriebe sind ausgebildet: ihr Charakter rein bestimmt, stark ausgedrückt, standhaft. Hier war also der Mensch in einer reichen Schule, und so wie die Tradition sagt, daß er die meisten Künste den Tieren abgelernt, so ist's auch gewiß, daß seine ersten Bemerkungen über Sinnesart und verschiedene Handlungsweise von Tieren genommen seien." So eingehend sich Herder aber über die Genesis der Fabel und ihr Wesen verbreitet hat, die Dichtungsart selbst hat er nur in sehr untergeordnetem Maße gepflegt. In seinen Werken findet sich nur in den gesammelten Legenden und morgenländischen Sagen die kleine, sinnige Dichtung „Der Weinstock", die in gewissem Sinne als Pflanzenfabel betrachtet werden darf. Die Dichtung gehört in die Kategorie der Rangstreite. Der Palmbaum, der Apfelbaum, der Ölbaum, der Feigenbaum, die Fichte und Tanne, nicht minder die Myrte rühmen und brüsten sich, bei der Schöpfung von Gott mit hervorragenden Eigenschaften bedacht worden zu sein, nur der schwache, auf dem Erdboden sich hinziehende Weinstock hat nichts, was er als Gegengewicht den hochfahrenden Prahlerinnen gegenüber in die Wagschale werfen kann. Da erbarmt sich des Hilflosen der Mensch, er richtet ihn auf und giebt ihm an seiner Laube Halt. Zum Danke dafür spendet er in seinen Trauben den Trank, der Götter und Menschen erfreut. Im Herbste beneiden die stolzen Bäume, von denen viele schon blätterlos und entfruchtet dastehen, den Weinstock um seinen Vorzug und mißgönnen ihm die Freundschaft des Menschen. Die Fabel schließt mit dem Epimythion: „Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus. Im unansehnlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebiert Begeisterung und Erquickung."

Die andern großen Dichter des Weimarer Kreises haben sich sämtlich nicht mit der Fabel befaßt, besonders berührt es schmerzlich, daß Goethe und Schiller sie nicht der Aufmerksamkeit gewürdigt haben.

Ein schweizerischer Dichter war es, Abraham Emanuel Fröhlich aus Brugg im Aargau (1796—1865), welcher die Dichtungsgattung wieder aufgriff und ihr eifrige Pflege angedeihen ließ, ihr aber zugleich in Ton und Temperament einen neuen originellen Geist aufprägte. Dadurch, daß er neben der Tier- und Pflanzenwelt auch die unorganischen Naturwesen, insbesondere auch die Himmelskörper und die Phänomene des Luftbereichs mit hereinzog und sie in einer bis dahin ungewohnten poetischen Einkleidung zu Symbolen und Trägern religiös sittlicher Ideen

machte, erweiterte er nicht allein das Gebiet der Fabel, sondern lenkte es auch in Bahnen, die bis dahin unbekannt waren.

Als verständnisvoller Betrachter und Beobachter der Schöpfung ging Fröhlich († 1865 zu Gabenstorf im Kanton Aargau) von der poetischen Naturauffassung aus. Alle Wesen, Vorgänge und Erscheinungen im Weltenraume wurden ihm eine große Gottesoffenbarung, eine Verstand und Herz ergreifende Symbolik. Überall tönte ihm deutliche Sprache und sinnige Rede entgegen, sie bildeten ihm das große Lebensspiel ab, das Weltgeschichte heißt. Er fand in Sonne, Mond und Sternen, den Wolken, den Tieren in ihrer bunten Mannigfaltigkeit, dem Walde, den Auen und Feldern, den Bäumen und Blumen, dem Strome und Bache, den Winden und Wellen die Gedanken und Anschauungen, das Thun und Treiben der Menschen deutlich abgebildet und erkannte die Motive, aus denen alle Handlungen hervorgehen. Wie Fröhlich den Kosmos betrachtete und was er ihm für sein dichterisches Schaffen bedeutete, das bringt er selbst am Eingange seines Fabelwerkes mit den Worten zum Ausdruck:

Ich durchwandelte die Gassen,
Ihre Weisheit zu erfassen;
Aber bald hab' ich's gelassen.
Was mir etwa noch, im Toben
Überschrieen und umstoben,
Alte Stein' und Bilder loben:
Davon tönt's im weiten Kreise
Laut und leise, klarer Weise,
Tausendfach zu einem Preise.
Sonnen, Monden, Wolken, Lüfte,
Frühlingshügel, Todesgrüfte,
Wald und Strom und Blum' und Düfte
Und der Tiere bunte Scharen:
Alles hör' ich offenbaren,
Und Uraltes neu erwahren.
Und was noch so golden gleißet,
In den Gassen „göttlich“ heißet,
Alles mächtig mit sich reißet:
Derlei vieles hör' ich richten
Und verspotten und zernichten
Ernst und leicht in Tiergeschichten.
Was ich also mir erschauet,
Meinem Freunde sei's vertrauet,
Der sich mit mir auferbauet:
Einsam durch die Au'n zu gehen:
Ihre Bilder zu verstehen,
Und sich selber drin zu schauen.

Wie der Dramatiker beflissen ist, jeder Person seines Stückes einen bestimmten Charakter aufzuprägen, durch den sie sich von den übrigen

Figuren abhebt, so läßt Fröhlich die Naturwesen in ihrer Eigenwesentlichkeit auftreten, und durch scharfe Gegenüberstellung gewinnt er eine Fülle neuer, wirksamer Kontraste.

Zutreffend charakterisiert Aug. Lüben die Fabeln Fröhlichs. „Während die früheren Fabeldichter," so schreibt er, „sich eine Moral wählten und dazu ein Kleid, eine Pflanzen- oder Tiermaske suchten, wandte er sich der Beobachtung der Natur zu, schuf Charakterbilder aus dem Tierleben und der Pflanzenwelt, die eine Lebensanschauung, eine Reflexion aus dem Gebiete der Moral, des sozialen Lebens u. s. w. aussprechen, und gab dadurch zugleich seinen Fabeln eine seltene Frische und Wahrheit." (S. Lüben und Nake, Einführung in die deutsche Litteratur u. s. w. Leipzig 1883. 3. Bd. S. 512 flg.)

Wie sich Fröhlich durch die volkspoetische Ausgestaltung der Fabel schon vorteilhaft von seinen Vorgängern unterscheidet, so nicht minder durch die Verkörperung der Lehren und Wahrheiten. Es sind seltenere und tiefere Gedanken, die er zur Veranschaulichung bringt. Da er der Überzeugung war, daß ein Zusammenhang zwischen Naturleben und Menschenleben bestehe, so sah er in den Objekten der Schöpfung nicht nur Hüllen allgemeiner moralischer Wahrheiten, sondern Spiegelbilder menschlicher Gesellschaftszustände, politischer und sozialer Verhältnisse. Insbesondere sah er vielfach die Kämpfe der radikalen Partei seines Vaterlandes zu seiner Zeit im Spiegel der äußeren Dinge.

Das sprachliche Gewand verleiht den Fröhlichschen Fabeln, abgesehen von einigen dialektischen Eigentümlichkeiten, einen ganz besonderen Reiz. Die Verse sind wohllautend und klangvoll, der Rhythmus zeichnet sich durch große Leichtigkeit und herrlichen Fluß aus.

In der Pflanzenfabel kommen bei Fröhlich nicht nur Pflanzen zur Verwendung, die durch Größe, Farbenpracht, Wohlduft und andere hervorstechende Eigentümlichkeiten in die Augen springen; sondern auch kleine, unscheinbare Gewächse, an denen der gewöhnliche Mensch gleichgültig vorübergeht, werden zu Symbolen des Lebens und bilden es in seiner unendlichen Vielgestaltigkeit ab. Man wird geradezu überrascht durch die feinsinnigen Gedanken und Beziehungen, die er den unbemerkten vegetativen Gebilden ablauscht.

Fröhlichs aus 100 Fabeln bestehende Fabelsammlung, mit der er 1828 hervortrat und die das Jahr darauf bereits in zweiter Auflage um 70 Fabeln vermehrt erschien, enthält bereits 27 Pflanzenfabeln. Gleich die erste: „Lebensworte" (S. 5) ist ein feinsinniges kleines dichterisches Gebilde. Der Leichenstein führt vorwurfsvolle Klage über den in seiner Nähe stehenden Rosenstock, weil er sich groß thue und seiner Trostsprüchlein goldenen Schein verhülle. Die Blüte des Rosen-

stocks erhebt Einspruch dagegen und betont, daß auch sie ein lebendiges Gotteswort sei und zum Troste blühe, ja noch mehr des Schöpfers Gedächtnis verkünde als die tote Schrift des marmornen Leichensteins.

Die zweite Fabel: „Wiederfinden" (S. 6), in der die Blumen die vorübereilende Welle des Baches bitten, doch nicht so rasch von dannen zu eilen, diese aber sie abfällig bescheidet, weil sie noch eine große Mission zu erfüllen habe, weist nicht nur auf den ununterbrochenen Kreislauf des Wassers hin, sondern versinnbildlicht noch den besonderen Gedanken, daß das Versagen eines Wunsches oft zu einer schöneren Freude führt. Das Motiv der Fabel kehrt mit verschiedenen Abweichungen sowohl bei Jul. Sturm, wie Rückert und v. Sallet wieder.

In der rhythmisch leicht dahinfließenden dritten Fabel: „Ostern" (S. 8) sind die auf den Gräbern duftenden Blumen die Verkünder des tröstlichen Gedankens, daß aus dem Tode wieder neues Leben sproßt. Sie rufen uns zu:

Trauet der Macht,
Welche die Toten
Ans Licht gebracht.

In der vierten Fabel: „Erste Gedanken" (S. 9) will der Dichter sagen: Gerade so wie das Veilchen im Frühjahr freudiger begrüßt wird, weil es mit am zeitigsten seine Blüten öffnet, als der Blumen Fülle im Sommer, so hat auch ein kleines Gut zur rechten Zeit für den Menschen einen höheren Wert und wird von ihm mehr geschätzt als ein großes zur Zeit, wo er in der Fülle des Glückes steht.

Bei der fünften Fabel: „Kernsprüche" (S. 10) hat dem Dichter wahrscheinlich die alte lateinische Fabel des Cyrill vom Kürbis und der Eiche als Vorbild vorgeschwebt. Die Lehre ist: Wirkliche Größe beruht nicht in der äußeren Erscheinung, sondern im inneren Kraftwerte. Niederen Hütten hat die Kulturentwickelung der Menschheit oft mehr zu danken als Prunksälen, da aus jenen meist die großen Wohlthäter hervorgegangen sind.

Die sechste Fabel: „Die Nützlichen" veranschaulicht die Lehre: Auch die Dinge in der Natur, die nicht zur Nahrung dienen und den Gaumen befriedigen, sind nicht zwecklos, sie bringen in die Schöpfung Abwechselung und verleihen ihr Reiz und Schönheit und befriedigen das Auge.

In der siebenten Fabel: „Kunst und Gunst" (S. 13) fleht die Rebe die Ulme an, ihr die Hand zu reichen und sie zu Luft und Licht emporzuheben, sie will ihr sich dafür dankbar beweisen und ihr Haus mit einem Kranze zieren. Die Ulme erfüllt der Rebe Bitte und zeichnet sich bald durch ihr grünes Laubgewinde am Stamme aus, und als Sturm und Zeit sie darniederbogen, wurde ihr die Rebe noch ein Stab, der

ihr einen Halt gab. Die Geschichte bestätigt die Wahrheit der Lehre der Fabel durch zahlreiche Beispiele. Oft dient das Kleine, das durch Großes emporgehoben wird, später diesem selber wieder als Stütze und schützt es vor Gefahren.

Zu einseitig erscheint uns die Anwendung der Fabel auf die Künstler bei C. Ludwig Leimbach. „Jeder Künstler bedarf eines Mäcenas, der die Kunst begünstigt und die Künstler emporhebt. Dann umstrahlt hinwiederum der Ruhm des Künstlers auch den Kunstfreund und Pfleger der Musen.

Die Rebe bedeutet den Künstler, dem es anfänglich schwer wird, aus dem Gedörn der Mittelmäßigkeit, der Neider, der Not, sich emporzuarbeiten, und die Ulme den nach irgend einer Seite hin einflußreichen Mann, der sich des unbekannten und darum noch nicht anerkannten Künstlers annimmt. Die Dienste, welche der Kunstfreund dem Künstler leistet, sind nur äußere, minder hoch anzuschlagende, und doch tragen dieselben ihm reiche Frucht. Von dem Ruhm, zu welchem er jenem geholfen, empfängt auch er einen Wiederschein als Lohn und oft mehr als das. Der Gestützte wird zur Stütze dem früheren Wohlthäter." (S. Ausgewählte deutsche Dichtungen, Kassel 1878, 1 T., S. 276 flg.)

Sinniges Empfinden liegt in der achten Fabel: „Erziehung" (S. 15). Blühende Kirschen und Dornen sehen höhnend auf nackte Reben hernieder Diese weinen, doch die Sonne ruft ihnen tröstend zu:

> Ihr Kleinen,
> Sollt mir nicht verzagen!
> Wer nach späten Tagen
> Segen will erteilen,
> Darf nichts übereilen.

Während in der siebenten Fabel die Reben an die Ulme die Bitte richten, von ihr in die Höhe gehoben zu werden, brüsten sich umgekehrt in der neunten: „Geprüft" (S. 22) in eitler Selbstgefälligkeit die von hohen Bäumen emporgerichteten Gewächse vor ihren an die Erde gebannten kleinen, bescheidenen Schwestern. Diese lächeln und sagen:

> Prangt nur dort oben von Kühlung umfächelt,
> Während wir in den langen Tagen
> An dem Gesteine die Gluten ertragen.
> Unsre Früchte sind darum die mildern,
> Schön zwar die euren, aber die wildern.

Die Wahrheit der Fabel liegt klar zu Tage und wird durch die Erfahrung fort und fort bestätigt. Nicht äußerer Glanz und blendende Größe, sondern innere Tüchtigkeit macht den wahren Wert aus.

Einen beherzigenswerten Gedanken spricht die zehnte Fabel: „Abrichtung und Natur“ (S. 26) aus. Auch der Naturmensch besitzt in der ungezwungenen Art, sich zu geben und die Dinge um sich herum aufzufassen, seine Vorzüge, während beim Formenmenschen leider oft alles nur Dressur ist. Der an der Gartenwand stehende und nach menschlicher Laune krumm und gerade gebogene Obstbaum, der sich rühmt, allein nur weiche und feine Früchte zu zeitigen, ist das Bild eines Formenmenschen, dessen gute Manieren nur auf äußerlicher Abrichtung beruhen, während der auf der Wiese stehende, durch ungehinderten Wuchs sich frei nach allen Seiten ausbreitende Obstbaum das Bild eines Naturmenschen ist.

Allen Erziehern erteilt die 11. Fabel: „Turnen“ (S. 28) eine goldene Lehre. Der Wald ruft dem Winde zu, die Bäume recht stark zu bewegen, damit sie in der Erde fest wurzeln und zu stolzer Höhe emporwachsen, mögen sie auch noch so sehr darob stöhnen. Nur im Kampfe stählt sich die Kraft, träge Ruhe macht vor der Zeit schlaff. Verwandt mit dem Gedanken der Fabel sind die Worte, die einer aus dem Chore in Schillers „Braut von Messina“ ausspricht:

> Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
> Müßige Ruh' ist das Grab des Muts.
> — — — — — — — — — —
> Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
> Alles erhebt er zum Ungemeinen,
> Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.

Eine Lebenswahrheit, die mehr oder minder jeder an sich selbst erfährt, haben wir in der 12. Fabel: „Brausköpfe“ (S. 29). Die stürmische Hitze in der Jugend legt sich im besonnenen Alter. Der jugendliche Feuergeist möchte oft die Gesellschaftsordnung durchbrechen und den Bau des Staates aus seinen Fugen reißen, mit den Jahren aber legt sich der weltverbessernde Thatendrang, und beim Herannahen demagogischer Umwälzungen tritt oft derselbe Mann, der früher gegen die bestehenden Verhältnisse ankämpfte, in die Reihen der Ordnungsparteien und verteidigt die alten Rechtsinstitutionen, ihre heilige Notwendigkeit begreifend.

In der 13. Fabel: „Die Unfruchtbaren“ (S. 33 flg.) erhebt sich eine in einer Bucht der Alpen vor Winterwind geschützte Palme in ihrem reichen und immergrünen Blätterschmucke über die anderen Bäume, obgleich sie keine Früchte bringt und diese in herrlicher Fruchtfülle prangen. Mit stolzem Tone spricht sie:

> Wenn mir gleich in dieser Zone
> Nur gedeiht die Laubeskrone,
> Einzig diese schön und meiner

Schlanken Glieder Götterpracht
Ist unendlich mehr und reiner,
Denn was ihr hervorgebracht.

Die Lehre ist: Obwohl mancher seine innere Hohlheit und Nichtigkeit fühlt, verläßt ihn doch nicht sein Stolz. Es verhält sich mit ihm wie mit Tulifäntchen und seiner Frau Donna Tulpe, die von ihrem früheren Reichtum nichts behalten haben als ihren Ahnenstolz und einen Kartoffelkeller. Wer einen solchen Afterruhm für begehrenswert erachtet, verliert sein gesundes Streben.

Die 14. Fabel: „Treibhäusler" (S. 35) richtet eine ernste Mahnung an alle Eltern und Erzieher. Die in Treibhausluft frühzeitig Früchte treibenden Reben sind ein Bild sogenannter Wunderkinder, die durch ungesundes Studium überreif gemacht werden, aber rasch dahinwelken und keine nachhaltigen Spuren hinterlassen. Das Wunder schwindet und das Kind bleibt. Die Reben aber, welche draußen in der Natur unter dem Einflusse der Sonne Frucht bringen, wenn auch später, bilden diejenigen Menschen ab, die langsam, aber auf naturgemäße Weise ihren Bildungsweg gehen.

Wie das wahrhaft Edle auch auf das Rohe veredelnd wirkt, illustriert die 15. Fabel: „Der Erzieher" (S. 38). Der wilde Stamm fordert von dem eingepfropften, schon mit Früchten behangenen Zweige, daß er sich ihm dankbar erweise, weil er durch seine Güte so weit gebracht worden sei; der Zweig dagegen macht geltend, daß er segenbringend auf den Baum eingewirkt und seine herben Säfte gemildert habe.

In der 16. Fabel: „Vettern" (S. 41) glaubt die duftreiche Reseda mit den Reben auf derselben Stufe zu stehen, diese aber sagen, daß noch ein Unterschied zwischen ihnen und ihr sei:

Bald sterben deine Düfte;
Wir blühn erst recht im Wein
Mit Gold und Purpurschein
Und hauchen Rosendüfte.

Die Fabel findet eine passende Anwendung auf die Jugend. Verbindet sich mit der Schönheit der Jugend zugleich der Tugend wahrer innerer Wert, so strahlt nach dem Verschwinden der Schönheit die Tugend in um so höherem Glanze. Jugend vergeht, Tugend besteht.

Eine scharfe Pointe hat auch die Fabel: „Ellengröße" (S. 42). Mit sichtlichem Stolze brüstet sich die Pappel mit ihrer großen Länge und sieht verächtlich auf das niedrige Bäumchen mit den kleinen Pflaumen herab. Doch dieses entgegnet treffend:

Ich bin erfreut,
Daß ich nicht bloß ein Holz,
Nicht eine leere Stange!

Der veranschaulichte Gedanke ist: Das äußerlich Große und Hervorragende ist bei näherer Betrachtung oft innerlich hohl und gehaltlos, während umgekehrt das Kleine und Unscheinbare sich wertvoll und gediegen erweist. Oberflächlichkeit brüstet sich, wirkliches Wissen und Können tritt bescheiden zurück.

Daß nicht das Gespreizte und Überladene, sondern das Einfache und Schlichte das wirkliche Schöne ist, lehrt die 17. Fabel: „Die Schönsten" (S. 63). Das einfache Wiesenveilchen fragt ihre durch die Kunst mit großen Blütenblättern versehenen Gartenschwestern:

Kann euch das erfreun,
So hundertfach verhüllt zu sein?

Es findet sie steif und entstellt. Die Gartenveilchen sind darüber sehr aufgebracht und das dickste unter ihnen sagt:

Landmädchen, sie versteht das nicht,
Wie fein wir und geschmackvoll sind;
Sie ist nur ein natürlich Kind.

Wie der 15. so liegt auch der 18. Fabel: „Buschwerk" (S. 110) sicher ein politischer Gedanke zu Grunde. Der Dichter wollte in dem kleinen Buschwerk, das sich vor den mächtigen Bäumen des Waldes, den Eichen und Tannen, groß thut und sich einbildet, selber der Wald zu sein, die Schreier im politischen Leben abbilden, die in ihrer Aufgeblasenheit sich brüsten, allein das Staatsruder führen zu können, wenn aber Umwälzungen drohen, die ersten sind, die sich verkriechen und das Hasenpanier ergreifen. Die herniederschnaubende und den Wald bedrohende Lawine ist ein schönes Bild des die Wohlfahrt des Staates vernichtenden Umsturzes.

Die Wahrheit: Wie morsche Einrichtungen immer ihre Freunde haben, weil sie dadurch ihre eigene Existenz sichern, wird durch die 19. Fabel: „Diener der Satzungen" (S. 120) veranschaulicht. Der Blütenbaum fragt den Epheu, wie er die alten verfaulten Stämme halten könne, worauf ihm dieser entgegnet, daß er das um seiner Selbsterhaltung willen thue.

Gegen die kleinen Tadler und Nörgler wendet sich die 22. Fabel: „Schusterzunftmaß" (S. 152). Wie das Räupchen den hohen, reichbelaubten und fruchtbehangenen Baum meistert und an ihm das Verschiedenste zu tadeln hat, so bemängeln auch viele von ihrem beschränkten und engherzigen Standpunkte aus das Große, ohne die Fähigkeit zu besitzen, etwas Besseres zu schaffen.

Die 23. Fabel: „Verkehrung" (S. 159) bringt in sinniger Weise den Gedanken zur Veranschaulichung, wie durch den Einfluß des Bösen selbst der Segen in Fluch sich wandelt. Bei einem Gewitter zerschlug

die Wolke die Ährengefilde, tötete auch die Vögel in der Luft und die Tiere im Walde. Da richtet eine Blume an sie die Frage, was die Unglücklichen wohl Übles gethan. Nichts, versetzte die Wolke thränenden Blicks, ich wollte euch mit frischem Tau erquicken und euch ein Segen werden, allein

Da hat mir des tückischen Frostes Gewalt
Im Sturme die Tropfen zu Schloßen geballt.

Die 24. Fabel: „Bessere Naturen" (S. 180) zielt auf die Ruhmgierigen. Eine auf licht- und luftumfangenen Berghöhen wachsende Rose wird wegen ihrer Schönheit in einen engen und schwülen Garten verpflanzt, sie gedeiht hier aber nicht, sondern verwelkt nach kurzer Zeit. Das Heimweh hat ihr Aug' und Herz gebrochen.

Der Gedanke der Fabel ist derselbe, den Attinghausen in Schillers „Tell" dem Rudenz gegenüber (2. Akt, 1. Sc.) ausspricht:

Verblendeter, vom eitlen Glanz verführt,
Verachte dein Geburtsland. Schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirst du dich dereinst
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen
Und dieses Herdenreihens Melodie,
Die du in stolzem Überdruß verschmähst,
Mit Schmerzenssehnsucht wird sie dich ergreifen,
Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.
O, mächtig ist der Trieb des Vaterlands!
Die fremde, falsche Welt ist nicht für dich;
Dort an dem stolzen Kaiserhof bleibst du
Dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt, sie fordert andre Tugenden,
Als du in diesen Thälern dir erworben.
— Geh' hin, verkaufe deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürstenknecht,
Da du ein Selbstherr sein kannst und ein Fürst
Auf deinem eignen Erb' und freien Boden.

In der 25. Fabel: „Niedres Los" (S. 155) fordert die hoch emporstrebende Pappel die am klaren Bach von Blumen umflossene Trauerweide auf, ihr nachzuwachsen zu der Höhe stolzer Freude, diese dagegen wünscht wieder, daß sich die Pappel zu ihr herniederneige und ihre Freuden koste.

Jeder Stand hat seine Freuden, jeder Stand hat seine Last, das ist der Gedanke der hübschen Fabel.

Daß nicht der Pessimismus, sondern der Optimismus die richtige Auffassung des Lebens ist, sucht der Dichter in der 26. Fabel: „Froh- und Schwermut" (S. 188) darzuthun. Die Trauerweide betrachtet sich,

weil sie immer noch ein grünes Kleid trägt, wenn der Baum entlaubt dasteht und die Rebe und Aster verwelkt sind, als ein Bild der Not des Erdenlebens, dem Bache hingegen bedeutet gerade das lang andauernde grüne Kleid das Sinnbild der Hoffnung.

Wie auch an gefahrvollem Orte der Gedanke, unter Gottes Schutze zu stehen, dem Menschen Ruhe und Freudigkeit verleiht und ihn nicht abhält, seiner Pflicht obzuliegen, wird in der 27. Fabel: „Lebenswärme“ (S. 192) an dem oben am Gletscher stehenden Blümlein veranschaulicht, das Tag und Nacht zum Himmel emporblickt und sich seines Daseins freut, obgleich es fortwährend vom Odem des Todes umweht wird.

Zu derselben Zeit wie Emanuel Fröhlich begründete auch Wilhelm Hey († 1854 als Superintendent in Ichtershausen) seinen Ruf als Fabeldichter. Im Jahre 1833 erschien von ihm die erste Sammlung unter dem Titel: „Fünfzig Fabeln für Kinder“, worauf 1837 die zweite folgte: „Noch fünfzig Fabeln“. Die kleinen dichterischen Gebilde erregten das größte Aufsehen und erzielten eine tief gehende Wirkung, manches von ihnen ist sogar sprichwörtlich geworden und lebt als geflügeltes Wort im Munde des Volkes. Vor allem war es die Einfachheit und Kindlichkeit des Tones und Ausdrucks, die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der vorgeführten Situationen und Ereignisse des Naturlebens, die feine und scharfe, aus unmittelbarer Beobachtung hervorgegangene Charakteristik und die Frische der Farbengebung, wodurch Heys Fabeln eine so große Beliebtheit erlangten und sich in den Salons der Vornehmen ebenso wie in den Hütten der Armen einbürgerten. Zu der großen Verbreitung haben freilich auch die sinnigen und anmutigen Illustrationen durch Otto Spekter und der spottbillige Preis das Ihre mit beigetragen. In der präcisen Form, Schärfe und Kürze der Fabel steht Hey hinter Lessing nicht zurück, nur ist die Betrachtung und Erfassung der Naturobjekte eine völlig andere. Sie ist um vieles inniger, zarter und anheimelnder, vor allem fehlt ihr der satirische Beigeschmack, der so oft bei Lessing sich findet. Als ein feinsinniger Beobachter des kindlichen Seelenlebens hat Hey die Fabel ganz dem Verständnis der Kindesnatur angepaßt. Daher greift er nicht nach Objekten, die dem Kinde fern liegen, die es aus der Anschauung nicht kennt; sondern er nimmt solche, die es täglich sieht, mit denen es zusammenkommt und die seine Aufmerksamkeit erregen. Aus diesem Grunde sind es auch fast durchweg nur Tiere, die in lebendigen Scenen vorgeführt werden, Tiere im Hause, auf dem Felde und in der Menagerie. Sie allein stehen dem Kinde durch ihr Leben, durch ihre freie Bewegung und durch ihr possierliches Spiel nahe. Das Leben der Bäume, Sträucher, Blumen und der übrigen Gewächse wird von ihm noch nicht verstanden, es hat noch keine Bedeutung für dasselbe und

redet zu ihm noch keine symbolische Sprache. Die Pflanzenfabel ist daher bei Hey nicht vertreten. Hinsichtlich der Moral der Fabel wandelt Hey nicht in den Bahnen Fröhlichs, sondern er steht auf der Theorie Lessings, nur ist dieselbe viel leichter zu erkennen und aufzufinden. Die Heyschen Fabeln verfolgen mithin einen rein didaktischen Zweck, es sind Schulfabeln, wertvoll für den ersten Jugendunterricht; die Naturscenerien sind gesucht und erfunden, um an ihnen eine Lehre, eine Wahrheit, oder sonst einen beherzigenswerten Gedanken darzuthun.

Nach Hey kommt Julius Sturm († 1896 zu Köstritz) als Fabeldichter in Betracht. Wenn auch seine Fabeln ihn als einen feinsinnigen Beobachter der Natur zeigen und die Gegenstände, Vorgänge und Situationen eine lebendige Sprache reden, ja vielfach auch Gedanken und Wahrheiten der Zeitverhältnisse verkörpern, so folgt er hinsichtlich des Zweckes und der Form der Fabel doch ganz den Anschauungen Lessings. Die Fabeln sind kurz in der Darstellung, scharf in der Charakteristik, gefällig und wohllautend im metrischen Ausdruck. Manche stellen sich nur als geschickte Um- und Weiterbildungen älterer Muster dar, die meisten aber sind Neuschöpfungen. Was die Naturgegenstände anlangt, so zieht Sturm die ganze Schöpfung in das Bereich der Fabel, daher spielt auch die Pflanzenfabel bei ihm eine nicht unwichtige Rolle. Schon in seinem ersten Fabelwerkchen, das unter dem Titel: „Spiegel der Zeit in Fabeln" zu Leipzig 1872 erschien, 101 Fabel enthält und sehr freundliche Aufnahme fand, kommen 11 Pflanzenfabeln vor. In der ersten Fabel: „Schön, aber vergänglich" (S. 5) handelt es sich um den Schmetterling und die Rose. Der Schmetterling preist zwar das ihm von der Natur zugefallene Los, aber er fühlt sich doch der Rose gegenüber beeinträchtigt. Wenn er sich auch auf sonniger, stiller Flur tummele, so werde sie doch vom Schlage der Nachtigall geweckt und von ihrem Gesange bis zum Grabe begleitet. Die Rose giebt die Köstlichkeit ihres Loses zwar zu, bemerkt aber:

Schön sind, doch flüchtig meine Lose.

Die Fabel will sagen, daß gerade das Schöne, woran Auge und Ohr sich freuen, oft nur von kurzer Dauer ist.

In der zweiten Fabel: „Dornbusch und Veilchen" (S. 14) fordert der Dornbusch das Veilchen auf, auf ihn mit dem Aufblühen zu warten, worauf dieses versetzt:

Es steht nicht bei uns beiden,
Heut' oder morgen aufzublüh'n.

Die Fabel weist auf den Naturlauf hin, der sich in einer ganz bestimmten, nach festen Gesetzen geregelten Ordnung vollzieht, die kein

Geschöpf eigenmächtig durchbrechen kann. Durch das zeitliche Nacheinander kommt jedes Ding, auch das kleinste und bescheidenste, zu seiner Geltung. Gleichzeitigkeit in der Entfaltung würde die Aufmerksamkeit nur auf das Hervorragende und Strahlende richten und an dem Kleinen und Unscheinbaren, trotzdem nicht minder Schönen und Wertvollen, vorübergehen.

In der dritten Fabel: „Eiche und Erle" (S. 30) brüstet sich die stolze Eiche vom Berge vor der im Thale stehenden Erle, daß sie edleren Zwecken diene und ihr Holz nicht vom Wurm zerfressen werde, die Erle wiederum macht geltend, daß auch sie nicht ohne Vorzüge sei. Sie sagt:

> Wohl sind wir, stolze Eiche, dir nicht gleich,
> Doch schmücken wir den Saum von Bach und Teich,
> Auch hält gar manches Vöglein bei uns Rast
> Und ladet hungernd sich bei uns zu Gast;
> Und was den Wurm betrifft, der uns zernagt,
> Wer hat die Ewigkeit dir zugesagt?

Die Fabel will sagen, daß das Kleine und Geringe ebensogut seinen Zweck und darum auch seine Existenzberechtigung habe wie das Große und Vornehme, der Tod trifft schließlich das eine wie das andere und macht sie einander gleich.

Ein sehr sinniges kleines poetisches Gebilde ist die vierte Fabel: „Die Mauer und der Epheu" (S. 33). Die Mauer dankt der Epheuranke für ihren grünen Laubschmuck und diese wiederum erkennt dankbar die Stütze an, welche ihr durch sie zu teil wird.

Der Gedanke ist: Da jeder in der Welt seinen Platz angewiesen erhalten hat und durch seine Arbeit zur Beförderung des Glücks und der Wohlfahrt des andern beiträgt, ist es billig, daß einer den andern schätzt und achtet und sein Verdienst dankbar anerkennt. L. Leimbach findet in der Fabel ein treffliches Bild einer glücklichen Ehe, in welcher des Mannes Leben von der Frau verschönt wird, während die Frau in Verbindung mit ihrem Manne Schutz und Halt, Ehre und Glück findet und dankbar anerkennt (S. Ausgewählte deutsche Dichtungen 4. T., 2. Aufl. 1880. S. 332).

Als eine feinsinnige Umarbeitung der Lessingschen Fabel: „Der Dornstrauch" erweist sich die fünfte: „Das Lamm und der Dornbusch" (S. 36). Das Lamm ist aufgebracht darüber, daß der Dorn ihm die Wolle auszupfe und sich doch kein Kleid daraus mache, worauf dieser versetzt, daß es für Schwälblein geschehe, das es schön grüßen lasse. Zufrieden mit dieser Antwort beruhigt sich das Lamm. Die Moral der Fabel ist: Sieht der Mensch, daß Laune und Übermut Opfer von ihm fordern, so ist es Thorheit und Schwäche, sie zu gewähren, handelt es sich aber wirklich um einen guten Zweck, so soll er sie bereitwillig und

gern bringen. Zu vergl. ist die Äsopische Fabel: „Die Fledermaus, der Dornstrauch und der Tauchervogel" (bei Halm Nr. 306) und das zartempfundene Gedicht Rückerts: „Der Ursprung der Rose".

Auf böse Hetzer und Eingeber, die Schwache und Ohnmächtige zum Widerstande gegen Mächtige und Gewaltige aufreizen und dadurch sie ins Verderben stürzen, bezieht sich die sechste Fabel: „Jedes nach seiner Kraft" (S. 43). Die Eiche macht der Birke Vorwürfe, daß sie dem launenhaften Winde nachgebe, worauf diese entgegnet:

Ich trotzt' ihm auch, wär' ich so stark wie du.

Wie oft gerade das Niedrige und Verachtete ausgezeichnet und erhoben wird, zeigt die siebente Fabel: „Ceder und Dornbusch" (S. 55). Die Ceder blickt mit Stolz auf den dürftigen Dornbusch auf dem Horeb herab, doch dieser ist in seiner Neidlosigkeit zufrieden mit seinem dürftigen Gewande, dafür wird er eines Tages zu einer herrlichen Gottesoffenbarung. Die Fabel spielt auf das 2. Mos. 3, 1 flg. erzählte Ereignis an. Zum Gedanken vergl. Jak. 4, 6 und 1. Petri 5, 5.

Die achte Fabel: „Die alte Dorflinde" (S. 70) spricht die zu allen Zeiten sich wiederholende Erfahrung aus, daß der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt. Die Mitwelt kennt oft die Besten und Edelsten in ihrer Mitte nicht und läßt sie darben und verhungern; sterben sie aber, so ertönt Klage über den unersetzlichen Verlust und laut wird ihr Ruhm verkündet. Sie werden als Wohlthäter der Menschheit gepriesen, und man errichtet ihnen Denkmäler.

Wie jeder die Dinge nach seinem Verstande beurteilt, wobei oft der größte Unverstand zu Tage tritt, illustriert ergötzlich die neunte Fabel: „Auch eine Ansicht" (S. 71) an dem Esel, der vor einem blühenden Rosengarten steht und ärgerlich hineinruft:

O, wie verwüstet ihr das schöne Land!
Das müßt' ein Boden für die Disteln sein.

Die Fabel findet ihre Anwendung besonders auf dem Gebiete der Kunst. Der Ungebildete begreift hier oft die schönsten und herrlichsten Werke in ihrem wahren Werte nicht und fällt über sie die albernsten und abgeschmacktesten Urteile.

Gegen die Undankbaren, die zuerst unter Thränen ihre Not klagen, aber in Schimpfreden sich ergehen, wenn sie merken, daß diese nicht nach ihrem Sinne gestillt ist, wendet sich die zehnte Fabel: „Der Fink" (S. 77). Ohne Zweifel haben dem Dichter die Landleute vorgeschwebt. Sie seufzen bei großer Hitze und Trockenheit und hören mit großer Freude den Regen verkündenden Schlag des Finken; tritt Regen darauf

ein, hält aber zu lange an, so wird ihnen der Ruf des Vogels zum Ärger und Verdruß.

An Fröhlichs Fabel: „Verkehrung“ erinnert die elfte Fabel: „Auch eine Theodicée“ (S. 78). Ein furchtbares mit Hagel begleitetes Gewitter vernichtet ein reifes Weizenfeld in der Weise, daß seine goldenen Körner am Boden liegen. Während der Herr des Feldes jammernd seine Hände gen Himmel erhebt und bitter sich beklagt, daß Gott ihn des verdienten Lohnes beraubt habe, erklingt ein Jubellied in den Lüften und ein Schwarm von Vögeln läßt sich nieder und wird nicht müde, des Schöpfers Huld für den ihnen für lange Zeit gedeckten Tisch zu preisen.

Der schöne Gedanke der Fabel ist: Was dem einen Schaden verursacht, das gewährt dem andern Nutzen. Eine gute Anwendung findet die Fabel auf das Wetter, insbesondere auf Landeskalamitäten, die durch Entfesselung der Naturkräfte verursacht werden. Nur wenige betrachten dergleichen Ereignisse von einer höheren Warte aus, wo Nachteil und Vorteil sich ausgleichen und in eine versöhnende Harmonie auflösen.

Im Jahre 1881 veröffentlichte Julius Sturm ein neues Fabelbuch mit 50 Fabeln, illustriert nach Originalzeichnungen von Feodor Flinzer. In demselben kommen drei Pflanzenfabeln vor. In der einen: „Das Bäumchen und der Eichbaum“ (S. 28) beklagt ein am Fuße einer mächtigen Eiche stehendes Bäumchen bitterlich sein Schicksal, die Eiche ist darüber ungehalten und hält ihm ihre Wohlthaten vor, wie sie es vor der Sonne Glut, vor Sturmwind und Regen schütze. Das Bäumchen erkennt diese wohl an, aber es versetzt:

> Aber Luft und Licht
> Zu fröhlichem Gedeih'n gönnst du mir nicht.

Die Fabel giebt die Lehre, daß Wohlthaten eines Mächtigen dem Schwachen oft mehr schaden als nützen, da ihm unter seinem Schutze jede Möglichkeit zu freier, selbständiger Entfaltung abgeschnitten ist.

Wie der Alltagsmensch nicht begreift, daß mancher, von innerem Drange beseelt, höhere Ziele verfolgen und dabei auf alle Freuden des Lebens verzichten kann, zeigt in schöner Schilderung die Fabel: „Weide und Quelle“ (S. 35). Die Weide fordert die Quelle auf, doch nicht so schnell von dannen zu eilen, sondern inne zu halten und die Freuden der blumenreichen Wiesen zu genießen. Die Quelle entgegnet:

> Und ständen an den Wegen
> Die Blumen noch viel bunter,
> Mich treibt ein heiß' Verlangen
> Und eine heil'ge Pflicht
> Dem Ozean entgegen.

Verlegen spricht die Weide:

Die Sehnsucht kenn' ich nicht.

Dem Gedanken nach verwandt ist Fröhlichs Fabel: „Wiederfinden", wahrscheinlich aber hat Sturm diese gar nicht gekannt.

In der Fabel: „Der Aprikosenbaum und der Dornstrauch" (S. 39) läßt sich jener verächtlich über diesen aus. Er spricht:

Du blühest zwar und Früchte trägst du auch,
Doch sind dir Hagebutten nur beschert.

Dieser giebt zur Antwort:

Es hat auch Frucht begehrt
Von mir noch keiner: Wert nur zu verleih'n,
Genügen meine Blüten schon allein.
Muß denn was schön ist, auch noch nützlich sein?

Viele beurteilen die Dinge nur nach ihrem Nutzen, für die Schönheit derselben haben sie kein Verständnis. Das Nützliche hat seinen Zweck außer sich, das Schöne dagegen ist etwas Selbstwürdiges.

Eine recht hübsche Pflanzenfabel findet sich ferner in Sturms bunten Blättern S. 176 mit der Überschrift: „Die Apfelbäume". Ein edler Apfelbaum schmäht den Wildling und wundert sich, daß der Gärtner ihn auf wohlgepflegtem Boden dulde, da er doch keine würzige Frucht trage. Der Wildling weist die Anmaßung des Hochmütigen zurück mit der Bemerkung, daß sicher der, welcher ihn veredelt habe, sich auch seiner annehmen werde, die Güte der Frucht werde dann entscheiden, wem der Vorzug gebühre.

Der Gedanke der Fabel ist: Keiner darf sich vor dem andern überheben, denn jeder verdankt seine Bildung wie seinen Rang und Stand mehr oder minder äußeren Einflüssen, die auf ihn eingewirkt haben. Nach einer anderen Seite gewendet, sind es die Thaten, die den Menschen vor andern auszeichnen und ihm allein Anerkennung und Wertschätzung verschaffen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" (Matth. 4, 16). Religiös gefaßt vertritt die Fabel den göttlichen Monergismus, wie er bei Paulus (vergl. Phil. 2, 13), Augustin und Luther zum Ausdrucke kommt.

Der Fabel sehr nahe steht schließlich das Gedicht von Jul. Sturm „Der Bauer und sein Kind" (s. Gedichte, 4. Aufl. 1873 S. 44). Ein Bauer steht mißmutig vor seinem Felde und gewahrt viel blühendes Unkraut. Da er nur reinen Samen ausgestreut hat, so steigt in ihm die Vermutung auf, daß ihm sein böser Feind den Ärger bereitet habe. Inzwischen kommt sein Knabe jauchzend herbeigesprungen, mit einem Strauße von Kornblumen, Mohn und Raden in der Hand, und fordert

ihn auf, die Herrlichkeit zu betrachten und als Gottes Werk zu bewundern. Das kleine Gedicht, welches in gewisser Hinsicht an die neutestamentliche Parabel: Das Unkraut unter dem Weizen erinnert, versinnbildlicht den von vielen Fabeldichtern verwendeten Gedanken, daß es ein verkehrter Standpunkt ist, den Wert der Dinge nur nach ihrem Nutzen bemessen zu wollen. Das Schöne in der Natur, welches Auge und Herz erfreut, hat ebensogut seine Daseinsberechtigung, wie das Nützliche. Wer auf höherer Warte steht, wird finden, daß in dem Vater und dem Sohne die beiden Weltanschauungen: Der Materialismus und der Idealismus sich spiegeln. Übrigens sind Fröhlichs Fabeln „Die Nützlichen" und „Einträglichstes" treffliche Parallelen zu Sturms Gedicht.

Als letzter Fabeldichter des 19. Jahrhunderts, dem wir eine ganze Sammlung von Fabeln zu danken haben, ist der bekannte treffliche Lyriker und tiefe Kenner des Volksliedes Otto Weddigen zu nennen. Seine Fabeln und Parabeln, die 1891 bereits in 4. Auflage erschienen, sind originelle und gehaltvolle Schöpfungen, hervorgegangen aus reiner Begeisterung für die Natur und verständnisvoller Versenkung in ihre Gegenstände. Stellen sich die meisten auch als formverwandt mit den Lessing'schen dar, und dienen sie wie diese der Didaxis, so sichert ihnen doch die sinnreiche Vorführung der Naturgegenstände, die phantasievolle Gewandung und die Wärme des Tones den Anspruch auf allseitigste Beachtung. Wir haben in ihnen nicht nur Schulfabeln für den Jugendunterricht, sondern zugleich Dichtungen, die das Alter ansprechen. Weddigen sprengt ebenso wie Fröhlich die enge Fessel der Tierfabel. Die ganze Schöpfung wird von ihm herangezogen und liefert Vertreter der zu veranschaulichenden Wahrheiten. Selbst Naturerscheinungen und physikalische Prozesse, wie der Nordwind und Westwind, deuten Sinnreiches an. In verschiedenen Fabeln erscheint der Mensch allein, insofern er sich durch Bildung, Charakter, Stand, Beruf, Lebensauffassung und Weltbetrachtung vom andern unterscheidet und dadurch zu ihm in Gegensatz tritt, als lehrreiches Objekt der Fabel. Zu dieser Gruppe gehören: „Der Künstler und der Lebemann", „Der Landmann und sein Fürst", „Der Knabe und der Gärtner", „Der Geizhals", „Der Scheinheilige", „Die verständige Frau", „Der König", „Der Dichter und der Höfling", „Meister Timm" u. a. Als ganz neue dichterische Gebilde in der Litteratur dürfen diejenigen Fabeln gelten, in denen Abstraktionen wie Leidenschaft und Besonnenheit, Fortschritt und Rückschritt, Bescheidenheit und Dünkel zu Vertretern werden.

Wie Fröhlich hat Weddigen seine Fabelsammlung mit einer originellen Dichtung über die Fabel eingeleitet, die selbst wieder als Fabel sich darstellt. In ihr klagt die Fabel einem Dichter, daß sie sehr zurückgesetzt

sich sehe, weil ihr so wenig Aufmerksamkeit geschenkt werde. Einst gepriesen von einem Gellert, Fröhlich, Hey werde sie gleich altem Messing nur noch unter den alten Plunder geworfen. Der Dichter, von ihrer Klage betroffen, sann eine Weile nach, dann sprach er:

Ich bekenne offen,
Es ist ein Zeichen unsrer Schmach,
Vor lüsternen Romangeschichten
Der Fabel Stimme schüchtern schweigt —
Ich wag's! und werde Fabeln dichten,
Sei du mir, Muse, nur geneigt!

Da in Weddigens Fabeln alle drei Reiche der Natur in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, so fehlt natürlich auch die Pflanzenfabel nicht. Wir haben deren sechs aufzuführen.

In der Fabel „Die Eiche und die Buche“ (S. 5) dünken sich Eiche und Buche als die Herren des Waldes und betrachten Gestrüpp, Strauchwerk und Blumen als zweckloses Gesindel, dagegen erhebt ein Blümchen Einsprache und erteilt den Stolzen diese Lehre:

Wohl liegt die Macht in eurer Hand,
Doch habt ihr Starken hier auf Erden
Der Schwachen Nutz und Wert erkannt.
Was wären Kön'ge ohne Völker?
Der Schwache oft den Mächt'gen hält.
Ach, lebten rings nur stolze Herrscher,
Wär' um die Welt es schlecht bestellt.
Regiert im Reiche, hebt die Kronen
Voll Stolz empor in freier Luft;
Wir wollen still den Boden schmücken
Und spenden würz'gen Blütenduft.

Ein schon von früheren Fabeldichtern benutztes Motiv kommt in der Fabel „Die edle und wilde Kirsche“ (S. 8) zur Verwendung. Ein wildes Kirschbäumchen beklagt ein edles, daß es vom Gärtner bei der Pfropfung übel zugerichtet worden sei; es habe seine schönsten Zweige verloren und sein Lebenssaft sei zur Erde geflossen. Nimmer würde es sich als Züchtling hergeben und solche Qualen erdulden, sondern es wolle frei wachsen und gedeihn. Nach einigen Jahren prangte das veredelte Bäumchen in voller Pracht und trug süße Früchte. Das wilde Bäumchen sah jetzt mit neidischem Blicke auf seine Nachbarin und schämte sich; bittere Reue ergriff es, aber es wär zu spät. Die pädagogische Lehre erteilt der Gärtner der beiden Bäumchen:

Aus Pflege und oft herber Zucht —
Erwächst allein die süße Frucht.

Ein wiederholt verwendetes Motiv begegnet uns auch in der in Prosa abgefaßten Fabel „Der wilde Mohn und der Roggen“ (S. 26). Der wilde Mohn schilt, zum Roggen gewendet, die Undankbarkeit und Parteilichkeit der Menschen, daß ihm nicht einmal ein Plätzchen bei ihm vergönnt werde, obwohl seine Blüten viel schöner seien als dessen borstige Ähren. Bescheiden antwortet der Roggen: „Trüget ihr süße Frucht wie wir, so würde euch wohl ein anderes Los zu teil werden“.

Nicht äußere Schönheit, sondern innere Tüchtigkeit macht eine Sache wertvoll, das ist in kurzen Worten die Lehre der Fabel.

In der Fabel „Die rote und die weiße Rose“ (S. 27) haben wir wieder einen Wettstreit. Die rote Rose rühmt sich ihrer purpurnen Farbe, um deretwillen sie als das Sinnbild der Liebe gelte, die weiße hebt ihre weiße Farbe hervor, die sie zum Symbol der Reinheit und Unschuld des Herzens mache. Da sie untereinander nicht einig werden, so rufen sie einen vorübergehenden Greis als Schiedsrichter an, und dieser fällt den Wahrspruch: Es ist nicht die Farbe und das Äußere, was euch den Menschen angenehm und liebenswert macht — auch die Tulpen strahlen in den herrlichsten Farben — es ist euer süßer Duft allein. Diesen gab euch die Natur gemeinsam, und darum lieben euch die Menschen ohne Unterschied.

Ein drastisches Motiv liegt der Fabel „Der Sperling und die Tanne“ (S. 55) zu Grunde. Ein Sperling lobt die Tanne, daß sie ihm durch ihr trautes Grün sein herbes Leid während des Winters mildere, eine Drossel hört die Worte und antwortet frostbeklommen:

Du sagst gar unvernünft'ge Worte
An diesem kalten Waldesorte.
Was nützt der Tanne Sommerschein,
Wenn wir nach Brot und Obdach schrein?

Die Fabel will zeigen, daß sich der Mensch weder an der Schönheit der Natur, noch an den Gebilden der Kunst wahrhaft erfreuen kann, wenn ihm die notwendigsten Subsistenzbedingungen fehlen.

In der letzten Fabel: „Die Blume und die Lerche“ (S. 56), ist die Blume unzufrieden mit ihrem Lose. Sie klagt der Lerche, daß sie am Boden haften und verkümmern müsse und schließlich durch den kalten Nord zu Grunde gehe, während diese sich hinauf zum blauen Himmel schwingen und in ihrem Liede den Schöpfer preisen könne. Die Lerche mag in des Blümleins Klage nicht mit einstimmen, sondern macht geltend, daß auch ihm ein schönes Los beschieden sei:

Du schmückst den Boden; dein Duft, dein Blick
Erfüllen das Menschenherz mit Glück.
Ach, wollten gleich alle zum Himmel schweben,
Wie öde wäre dann erst das Erdenleben!

Die Fabel rühmt die weise Einrichtung, daß jedes Ding seine Licht- und seine Schattenseiten hat und es etwas absolut Vollkommenes auf Erden nicht giebt. Hätten alle Wesen gleiche Vorzüge, so würde die Welt zum monotonen Einerlei herabsinken und das Leben würde höchst langweilig sein. Variatio delectat! Anders gewendet zeigt die Fabel, daß die Menschen nicht alle zu derselben Höhe emporstreben können.

Nachdem wir bis jetzt diejenigen Dichter während des 19. Jahrhunderts ins Auge gefaßt, die durch ganze Sammlungen die Fabel angebaut und ihr Gebiet durch Hereinbeziehung des gesamten Schöpfungsbereiches unendlich erweitert haben, fällt uns noch die Aufgabe zu, auch derer zu gedenken, denen wir nur wenige, bisweilen sogar nur eine verdanken. Selbstverständlich machen wir hier auf Vollständigkeit keinen Anspruch, da wir nicht in der Lage waren, alle Gedichtsammlungen daraufhin zu durchmustern. Immerhin sind wir im stande, eine ganze Reihe Dichter zu nennen, die sinnige Pflanzenfabeln geschaffen haben. Unter den Dichtern des jungen Deutschland heben wir an erster Stelle Friedrich Rückert hervor. Wie dieser Genius auf allen Gebieten der Dichtkunst sich bewegt und fast keine Form unberücksichtigt gelassen hat, so fehlt bei ihm auch die Fabel nicht. Sinniges Verständnis und Freude an der Natur befähigten ihn ganz besonders für diese Dichtungsgattung. Wie bei Fröhlich, so besteht auch bei ihm ein Zusammenhang zwischen der niederen und höheren Schöpfung; Vorkommnisse und Erscheinungen in jener werden zu Symbolen für diese. Daher merkt man es den Fabeln an, daß sie Selbstzweck sind, d. h. daß der Naturvorgang die Hauptsache ist und der Mensch sich in ihm wie in einem Spiegel sehen soll. Unter den „fünf Märlein zum Einschläfern fürs Schwesterlein," die Rückert im Jahre 1813 in einem Alter von 24 Jahren dichtete und die durch ihr heiteres, phantasievolles Gewand, wie nicht minder durch den kindlich naiven Erzählerton längst zum Gemeingute des Volkes, insbesondere zu Lieblingen der Kinderwelt und Kinderfreunde geworden sind, befinden sich zwei, die in gewissem Sinne sich als Pflanzenfabeln betrachten lassen. Das erste Märlein: „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt" (s. Gedichte, Frankfurt 1872, S. 58), handelt von einem unzufriedenen, begehrlichen und ehrgeizigen Nadelbäumchen, das sich zuerst goldene Blätter, dann Blätter von hellem Glas, zuletzt grüne Blätter wünschte, jedesmal aber, wenn ihm über Nacht der Wunsch erfüllt worden, zu seinem Schrecken am Tage gewahrt, daß es sich etwas sehr Thörichtes gewünscht habe, denn die goldenen Blätter werden ihm von einem Juden abgenommen, die gläsernen zerbricht ihm ein Wirbelwind, und die grünen weidet ihm eine Geiß ab. Nun ist das

Bäumchen bekehrt und es will seine alten lieben Nadeln wieder haben, die es auch erhält. Obwohl die andern Bäume es verlachen, so macht es sich doch nichts daraus, sondern ist froh, in seinen früheren Zustand wieder versetzt worden zu sein.

Das mit seinem Lose unzufriedene Bäumchen bildet so recht einen Menschen ab, der sich in seiner Lebensstellung nicht wohl fühlt und nach Verhältnissen trachtet, die wohl eine glänzende Außenseite haben, aber von Gefahren umdroht sind. — In dichterischer Beziehung ist besonders zu beachten, wie das Bäumlein in seinen Ansprüchen von Mal zu Mal zurückgeht. Zuerst will es sehr kostbare, dann sehr glänzende, zuletzt nur grüne Blätter.

Das diesem Märlein zu Grunde liegende Motiv kommt auch in dem andern: „Vom Bäumlein, das spazieren ging" (s. das. S. 60), zur Verwendung. Ein Bäumlein, dem es unter seinen Kameraden im Walde zu enge wird, begiebt sich auf die Wanderschaft und pflanzt sich auf ein sonniges Wiesenland an einem Brunnen hin. Hier fühlt es sich behaglich; denn drückt es die Hitze, so spendet ihm das frische Wasser des Brunnens Kühlung, durchzittert es der Frost, so läßt es sich von den Strahlen der Sonne erwärmen, und will es lustig tanzen, so verhilft ihm dazu ein günstiger Wind. So verbringt es den ganzen Sommer, doch da kam der Herbst und beraubte es aller seiner Blätter. Die einen lagen im Brunnen und wurden vom Wasser fortgetrieben, die andern ruhten im Staube, wo sie die Strahlen der Sonne versengten, die dritten flatterten im Winde umher. Vor Frost zitternd wandte das Bäumlein sich nun an alle seine Freunde, die ihm während des Sommers Vergnügen bereitet hatten, an den Brunnen, an die Sonne und an den Wind, sie möchten ihm seine Blätter zurückgeben, seine Bitte findet jedoch kein Gehör. Infolgedessen begiebt es sich wieder in den Wald zu seinen Kameraden und geht sie um Wiederaufnahme an. Diese aber mögen von dem Fortläufer nichts mehr wissen und weisen es ab. Hierauf begegnet es einem armen Holzhauer, der ebenso fror, wie es selber. Zu ihm sprach es:

> Vielleicht kannst du mir
> Helfen und ich dir.
> Komm, hau mich um
> Und trag mich in deine Stube.
> Schür' ein Feuer an
> Und leg' mich dran;
> So wärmst du mich
> Und ich dich.

Dem Holzhauer gefiel der Rat wohl; er ergriff sein Beil, schlug dem Bäumlein in die Wurzel, daß es umfiel, darauf zerhackte er es

und trug es nach Hause, wo er ein Scheit nach dem andern in den Ofen legte, das größte aber mußte ihm für sich und die Seinen die Suppe kochen.

Das Märchen unterscheidet sich von dem ersten nur in dem einen Punkte, daß das Bäumlein, welches spazieren ging, sich selbst die vermeintlichen besseren Verhältnisse schafft, während dem Bäumlein, das andere Blätter gewollt, seine Wünsche ohne eignes Zuthun erfüllt werden.

Die aus dem Märchen hervorgehende Lehre läßt sich in den Satz zusammenfassen: Menschen, die zu hoch hinaus wollen und nach glücklicheren Verhältnissen streben, erfaßt oft bittere Reue und sie sehnen sich nach ihrem alten Zustande zurück.

Zu den lieblichsten und zartesten Gebilden in der Fabellitteratur überhaupt gehört Rückerts „Der Ursprung der Rose" (s. „Weisheit des Brahmanen", 9. Aufl. Leipz. 1875. S. 129). Ein Lämmchen benagt einen Rosenzweig, nicht um ihm wehe zu thun, sondern aus reiner Lust, dafür zwackt ihm aber der Dorn ein Flöckchen Wolle ab und hält es mit seinen scharfen Fingern fest, doch es leidet dadurch keinen Schaden. Als die Nachtigall ihr Nest bauen wollte, wandte sie sich an den Rosenstrauch und bat ihn um das Flöckchen und versprach ihm, zum Danke dafür später Lieder zu singen. Der Rosenstrauch gab das Flöckchen bereitwillig her, und es entsprang aus ihm, als er den Gesang der Nachtigall vernahm, vor Freude die Rose.

Der Fabel liegt die Tendenz zu Grunde, daß selbstlos gespendete Wohlthaten dem Wohlthäter oft selbst den größten Nutzen bringen. Der Rosenstrauch ist Bild der selbstlosen Liebe.

Zum Verständnis der Fabel mag der Hinweis dienen, daß die Nachtigall der Sage nach am liebsten im Rosenstrauch ihre Lieder ertönen lassen soll. So besaß der König Laurin in Tirol in der Nähe von Meran einen von der Außenwelt nur durch eine seidene Schnur abgegrenzten Rosenstrauch, in welchem die Nachtigallen so herrlich sangen, wie nirgends in der Welt (vergl. Alpenburg, Alpensagen S. 337).

Während nach morgenländischer Sage die Rose ihre Entstehung dem Gesange der Nachtigall verdankt, führt die deutsche Sage ihren Ursprung auf die Jungfrau Maria zurück. Diese wusch an jedem Freitage die Windeln ihres Christuskindes und breitete sie über einen Dornenstrauch zum Trocknen aus, doch als sie dieselben wieder herunternahm, prangte der ganze Strauch voll weißer Rosen. Das ist die Rose des Hagebuttenstrauches oder die weiße Heckenrose (Rosa canina). Die Sage zeigt übrigens, wie die Gottesmutter an die Stelle der nordisch-germanischen

Wolkengöttin Frigga getreten ist. In manchen Gegenden, wie beispielsweise am Niederrhein heißt die Rose noch heute Friggadorn und darf nur an einem Freitage, dem der Göttin geweihten Tage, gepflückt werden. Mit Maria bringt auch eine Klostersage die Rose in Verbindung. Im Kloster Doel sang Mönch Josbert alle Tage fünf Psalmen zu Ehren der heiligen Jungfrau. Als er im Jahre 1186 bei der Nachtwigilie des Andreasfestes nicht zugegen war, suchte ihn der Prior und fand ihn tot in der Zelle, aus Mund, Augen und Ohren aber blühten fünf Rosen hervor (vergl. Perger, Deutsche Pflanzensagen, Stuttg. 1864. S. 230 flg.).

Aus einer schleswigschen Sage bei Müllenhoff S. 358 erfahren wir, wie der Dornstrauch zu den Dornen kam. Nach seinem Sturze vom Himmel schuf Lucifer einen Strauch mit hohen geraden Gerten voll Dornen, durch die er wieder zum Himmel emporsteigen wollte, indem ihm die Gerten als Leiter und die Dornen als Sprossen dienen sollten. Doch Gott vereitelte seine Absicht dadurch, daß er die Gerten niederbog. Da wurde Lucifer zornig und bog auch die Dornen abwärts, so daß sie jetzt nach unten zu gekrümmt sind und alles festzuhalten suchen, was in ihre Nähe kommt. Nach einer andern Sage soll sich Judas nach dem Verrate des Heilandes an einem Hagedorn erhängt haben und dadurch sollen die Dornen nach abwärts gebogen worden sein (vergl. Perger, a. a. O. S. 236).

Den gesammelten poetischen Werken Rückerts entnehmen wir die Fabel „Der Rosenstrauch am Bache" (s. Frankf. Ausg. von 1868, 3. Bd. S. 434). Einem am Bache sorglos stehenden Rosenstrauch flüstern am Abend die Lüfte zu, wie er nach und nach durch den wühlenden Bach sein Grab finden und in der Flut ertrinken werde, er aber versetzt lächelnd:

> Wohl blüht des Lebens Baum nur auf des Todes Gruft,
> Drum lasset wohlgemut der kühlen Flut mich trinken,
> Bis ich werd' in der Flut ertrinken und versinken.
> Laßt mich nur blühn, damit, wenn ich hinunter soll,
> Hinunter ich im Strom noch schwimme rosenvoll.

Wir fassen den Bach hier als Symbol der Liebe und den Rosenstrauch als Symbol der Liebenden. Aus der Liebe zieht der Mensch seine Lebenskraft, und obwohl er weiß, daß die Befriedigung seiner höchsten Sehnsucht sein Lebensmark verzehrt, will er doch lieber des Genusses sich erfreun und sterben, als ihm entsagen. — Die Fabel findet aber auch auf jeden Beruf, besonders auf den des Künstlers und Wissenschaftforschers, Anwendung. Im heiligen Drange widmet der Mensch diesem alle seine Kräfte und läßt sich nicht zurückhalten, wenngleich ihm dadurch sicherer Tod vor der Zeit beschieden ist.

Als Pflanzenfabel darf in den „Morgenländischen Sagen und Geschichten" „Die Cypresse von Keschem" (s. Frankf. Ausg. 4. Bd. S. 197) gelten. Bei Keschem stand eine uralte Cypresse, mächtig und stark, ihr Ruhm drang bis nach Bagdad, so daß der Chalif Mutawakkil sie zu sehen begehrte. Weil er aber seine Residenz nicht verlassen wollte, so befahl er, daß die Cypresse umgehauen und zu ihm gebracht würde. Die Cypresse tröstete sich im Sterben, daß ihr so große Ehre zu teil werden sollte. Bevor sie aber in Bagdad anlangte, starb der Chalif, und sie konnte nur noch seine Leiche begleiten.

Wie der Cypresse geht es manchem Menschen. Oft sieht er sich durch einen Gönner am Ziele seines Ehrgeizes, doch da stirbt dieser, und alle seine Pläne und Hoffnungen sind vernichtet.

Das Bild eines ruhelosen Menschen, der an den Genüssen und Freuden des Lebens bis zu seinem Tode teilnahmlos vorübereilt, zeichnet in den lyrischen Gedichten die Fabel „Der Bach und die Blume" (s. Werke 2. Bd., 1. Abt. S. 497). Eine schöne Blume am Bache verwundert sich, daß der Bach an ihr vorübereilt und nicht ein wenig inne hält, um sie zu betrachten, sie denkt, er gehe wohl schöneren Blumen nach, welche an anderen Orten blühen. Bald aber merkt sie, daß er auch bei diesen nicht rastet, und so ruft sie mit Bedauern:

Der arme Bach hat keine Ruh';
Nur zu, nur zu, nur immer zu,
Bis zu des Meeres Pforten.

Wie der Bach Bild des ruhelosen Menschen ist, so sind die Blumen am Rande des Baches Bild der Genüsse und Freuden dieses Erdenlebens; die Pforten des Meeres versinnbildlichen das Grab.

Durch Sinnigkeit des Gedankens, wie durch Zartheit und Duft der Sprache zeichnet sich die Fabel „Der Jasminstrauch" im „Liebesfrühling" aus (s. 1. Strauß Nr. 33).

Grün ist der Jasminstrauch
Abends eingeschlafen.
Als ihn mit des Morgens Hauch
Sonnenlichter trafen,
Ist er schneeweiß aufgewacht,
„Wie geschah mir in der Nacht?"

Die liebliche Fabel schließt mit den Worten:

Seht, so geht es Bäumen,
Die im Frühling träumen!

Nach dem Zusammenhange scheint die Fabel auf die sich oft im Leben wiederholende Erfahrung hinzuweisen, daß die Liebe im Menschen

nach langem Träumen der Jugendzeit plötzlich erwacht und ihn mit ihrem ganzen Zauber erfüllt. Es ist derselbe Gedanke, dem Goethe in dem schönen Liede „Neue Liebe, neues Leben" mit zartestem Wohllaut und liebreizendster Anmut herrlichen Ausdruck verliehen hat.

Eine Parallele zu unserer Fabel lesen wir übrigens in Rückerts Lenzgedichten 4. Reihe Nr. 133 (s. Werke 2. Bd. S. 381):

> Eingeschlafen im Abendhauch
> War der knospende Rosenstrauch,
> Und staunend, als er früh erwacht,
> Stand er in voller Blütenpracht,
> Was thut nicht eine Frühlingsnacht,
> An Menschenblumenknospen auch!

Zu den Pflanzenfabeln Rückerts dürfen wir schließlich noch das liebliche Gedicht „Die Spätrose" in den Sommergedichten (5. Reihe S. 436) rechnen, insofern es Träger einer Wahrheit des Lebens ist. Ein früh erblühtes Rosenstöckchen wurde über Nacht durch den Frost geknickt. Während die später aufgeblühten Rosenstöcke den ganzen Sommer hindurch mit schönen Kronen sich schmückten, stand es betrübt beim Gesange der Nachtigall in gebückter Stellung da. Zur Herbstzeit aber, als die andern Rosenstöcke „ihren Schatz der Lebenslust" bereits geleert hatten, trieb es noch ein Röslein, an dem es aber keine rechte Freude mehr hatte.

Der Dichter wollte wahrscheinlich zeigen, wie zu früh erwachte Liebe bisweilen getäuscht wird und dadurch das Herz bricht. Erschließt sich ein Mensch mit solchen Erfahrungen in späteren Jahren noch einmal der Liebe, so ist er nicht mehr im stande, so warm und heiß wie in der Jugend zu empfinden.

Eine Fabel, die hinsichtlich der eingeführten Pflanzen einzig in ihrer Art dasteht, haben wir dem frischen und kernigen Sänger der Befreiungskriege, Ernst Moritz Arndt, zu verdanken. Sie hat die Überschrift „Zaunrübe und Klee". Die Zaunrübe, stolz auf ihre stattliche Höhe, fordert den Klee auf, doch ihr nachzustreben, allein dieser giebt ihr zur Antwort:

> Darfst auf die stattliche Höh'
> Eben so trotzig nicht pochen;
> Ich stehe, du bist gebrochen.

Die Fabel, mit der übrigens die Fröhlichs: „Niedres Los" der Tendenz nach zusammenstimmt, paßt vortrefflich auf die Menschen, die sich durch Kriecherei und Schmeichelei zu einer gewissen Höhe emporschwingen und dann mit Stolz und Verachtung auf diejenigen herabblicken, die wegen ihres geraden Sinnes hinter ihnen zurückgeblieben sind.

Nach Form und Inhalt gleich geschmackvoll ist die Pflanzenfabel „Die Fichte und die Palme" von Heinrich Heine in seinem „Buche der

Lieder" (Werke 9. Bd. 1876. „Lyrisches Intermezzo" S. 65). Sie schildert die Sehnsucht des Fichtenbaumes nach einer Palme im heißen Morgenlande. Ob die Palme in gleicher Weise nach der Fichte sich sehnt, geht nicht deutlich hervor, es wird nur hervorgehoben, daß sie sich wie jene vereinsamt fühlt.

Wahrscheinlich hat der Dichter mit der Fabel einem betrübenden Zustand seiner Seele Ausdruck verliehen. Sein Herz war bekanntlich einer reizenden Cousine, Namens Marie, in Hamburg zugethan, die aber gerade in der Zeit, wo er in Göttingen das Konsil erhielt, sich mit einem andern jungen Manne vermählte. Heine hat dieses verlorene Liebesglück durch sein ganzes Leben nicht überwinden können, es tönt in verschiedenen ernsten Klängen in seinem „Buche der Lieder" wieder, wir erinnern nur an Stellen wie: „Ich grolle nicht und wenn das Herze bricht" (Lyrisches Intermezzo das. S. 60), oder: „Hör' ich das Liedchen klingen, das einst die Liebe sang" (das. 67). Ob das Mädchen in ihrer Ehe glücklich geworden ist, wissen wir nicht, dem Dichter erscheint sie elend und beklagenswert. Völlig unrichtig erscheint uns die von Th. Kriebitzsch über die Fabel aufgestellte Ansicht. Nach ihm sollen die polarischen Gegensätze in der Natur und im Geistesleben versinnbildlicht werden, die sich suchen oder abstoßen, die sich versöhnen oder vernichten, die für oder wider einander wirken.

Unter den Romantikern des schwäbischen Dichterkreises besitzen wir von Justinus Andreas Kerner die Pflanzenfabel „Der Preis der Tanne" (s. Gedichte, Stuttg. 1847). In dieser streiten sich Rebe und Tanne um den Wert der Gabe, die sie dem Menschen spenden, es bleibt aber unentschieden, ob dieser oder jener der Vorrang gebührt. Die Rebe spendet dem Menschen den edlen Saft und führt ihn in die schöne Welt der Freude, während die Tanne ihm, wenn er lebenssatt nach der ewigen Ruhe sich sehnt, die Bretter für sein enges Haus im Grabe liefert. Wie alle poetischen Erzeugnisse des Dichters offenbart auch diese Fabel deutlich seine auf das Ewige und Unendliche gerichtete Gemütsstimmung; das Diesseits war ihm ja ohnehin durch Blindheit der Augen verschlossen.

Einen ähnlichen Gedanken verfolgt die Fabel „Der Bäume Wettstreit" von dem Romantiker Lebrecht Blücher Dreves (s. Gedichte, Berlin 1849. S. 263). Weide, Tanne und Eiche glauben, daß ein jedes dem Menschen den größten Dienst leiste, deshalb liegen sie in einem Wettstreit miteinander. Die Weide rühmt sich, ihm mit ihren schlanken, leichtgebogenen und glatten Zweigen die Wiege für seinen Lebensmorgen zu liefern, die Tanne hebt hervor, daß aus ihrem Stamme die Bretter zum Sarge für seinen Lebensabend geschnitten werden, die

Eiche endlich macht geltend, daß sie ihn am Mittag seines Lebens erfreue, indem sie das Holz für die Fässer spende, in denen er den Wein aufbewahre.

Die Fabel spricht übrigens den in vielen Naturgedichten wiederkehrenden Gedanken aus, daß alles in der Schöpfung dazu diene, den Menschen zu erfreuen und seinen Lebensgenuß zu steigern.

Zwei anmutige Pflanzenfabeln mit sinnigen Motiven besitzen wir von Friedrich von Sallet, einem der Sturmvögel der Revolution. Die eine: „Nachtigall und Rose" behandelt das Lieblingsthema der persischen Dichter. Nachtigall und Rose stehen aber nicht in neidischem Wettstreite einander gegenüber, sondern sie entbrennen für einander in Liebe und beklagen nur, daß eins nicht zugleich den Vorzug des andern besitze. Die Nachtigall möchte ihre Lieder für die Düfte der Rose und die Rose ihre Düfte für die Lieder der Nachtigall hingeben.

In der andern: „Baum und Bach" ist der Bach das Bild eines ruhelosen Wanderers, der in seinem Sehnsuchtsdrange, alles zu sehen, die Welt durcheilt, der Baum dagegen ist das Bild eines seßhaften Menschen, dem sein Wohnsitz die Welt bedeutet. Von einer andern Seite betrachtet kann man in der Fabel auch den Künstler und Wissenschaftsforscher abgebildet finden, die beide dem Unendlichen zustreben, jener auf den Schwingen der Bilder schaffenden Phantasie, dieser in ruhiger Versenkung in die Tiefen der Gedankenwelt. Zum Gedanken sind zu vergl. die oben angeführte Fabel von E. Fröhlich: „Wiederfinden", sowie die von Jul. Sturm: „Weide und Quelle".

Große Ähnlichkeit mit Rückerts Märchen: „Vom Bäumlein, das spazieren ging" hat Fr. Försters: „Blau Veilchen" (s. Romanzen, Erzählungen u. s. w., Berlin 1838. S. 86). Wie dort das Bäumchen erscheint auch hier das Veilchen auf der Wanderschaft. In seinem anspruchsvollen Wesen begeht es eine Thorheit nach der andern, durch die es dem Verderben immer näher gebracht wird. Vom Thal am Bach sehnt es sich nach dem Hügel, von diesem nach dem Berge, endlich will es sogar auf die hohe Alp, um in den Himmel gucken zu können, die Engle[illegible]musizieren zu hören und den Herrgott die Welt regieren zu sehen. Hier aber bereiten ihm der rauhe Wind und der erstarrende Frost ein rasches Ende. Das dramatisch belebte Gedicht schließt mit der Lehre:

> Hast du im Thal ein sichres Haus,
> Dann wolle nie zu hoch hinaus.

Von dem gemütvollen und wegen seiner Kinderlieder besonders hoch geschätzten Hermann Kletke haben wir die Pflanzenfabel: „Der Blumen Ball" (s. Deutscher Kinderschatz, Berlin 1859. S. 41). In einer schönen Sommernacht veranstalten die Blumen auf einer grünen Wiese beim Mondschein einen Ball. Sie tanzen solange, bis sie zur Erde nieder-

sinken, für welches Übermaß sie am nächsten Morgen büßen müssen. Sie sind so ermüdet, daß die einen nicht aufstehen, die andern ihre Glieder nicht rühren können. Sie geben sich selber die Lehre:

Wir hätten es sollen lassen;
Ein jedes Ding mit Maßen!

In die Kategorie der Wettstreite gehört die Fabel: „Die Birke und die Tanne" von Agnes Franz (s. Parabeln, Essen 1841). Die Birke rühmt ihre Vorzüge vor der Tanne, besonders hebt sie hervor, daß sie sich zur Frühlingszeit mit herrlichem Grün schmücke und am Pfingstfeste als Zierde vor jedem Hause stehe. Die Tanne verweist ihr diese prahlerische Rede und bemerkt, daß auch sie Vorzüge besitze.

Wenn ich im Herbste noch grün am Hügel,
Steckst du als Rute schon hinter dem Spiegel.
O, wie dich die Kinder fliehen erschrocken!
Ich aber in meinen krausen Locken
Darf als Christbaum zu ihrem Behagen
Die schönsten Weihnachtslichter tragen.

Wie so viele Fabeln veranschaulicht auch diese den Gedanken, daß ein jedes Ding seinen Wert besitzt und dieser nicht in dem äußeren Gewande ruht.

Wie in der Fabel des Phädrus: „Die Bäume unter dem Schutze der Götter" (3. Buch Nr. 17) die Bäume Symbole der Götter sind, so erscheinen sie in der Fabel: „Der Bäume Gedanken" von Ludwig Adolf Stöber (s. Gedichte, Hannov. 1845) als Symbole der Menschen und werden nach Maßgabe ihrer bösen und guten Thaten entweder bestraft oder belohnt. Die Eiche, das Bild des Stolzes und des Hochmuts, wird mit ihren himmelstürmenden Gedanken vom Blitzstrahl zerschellt; die Buche mit ihrem Verlangen, „die Müden zu schirmen, die Armen zu schützen", das Bild der Bescheidenheit und des Wohlthuns, wird einem Armen zu teil; die Birke, das Bild der Leichtfertigkeit, die ihren Lebenszweck in ausgelassener Sinnenlust erblickt, muß die Rute zur Bestrafung des Leichtsinns liefern; die ununterbrochen thätige Tanne, die sich nach Ruhe sehnt, das Bild des Friedens, dient dem Schaffensmüden als Ruhekammer; die Salweide, die „mit durstigen Zügen den erquickenden Tau" schlürft, das Bild unschuldigen Lebensgenusses, wird zur Aufbewahrung des Rebensaftes benutzt; der Ahornbaum endlich, der seine Freude am Gesange der Vögel und an dem Schalle des Jagdhorns hat, das Bild froher Sangeslust, wird selbst zum musikalischen Instrument und darf im Reiche der Töne mitwirken. „Immer entspricht das Los dem Leben, der Lohn dem Sterben." Von A. Stöber besitzen wir noch eine zweite Pflanzenfabel in Prosa: „Die Schmarotzerpflanzen". Fünf ausgejätete

Quecken kommen an einen Acker und bitten seinen Herrn, da sie unschuldig vertriebene Leute seien, sie aufzunehmen und wohnen zu lassen an dem äußersten Saume seines Grundstückes, wo kein Weizenhalm mehr wachse. Der Mann erbarmte sich ihrer und gab ihnen ein Plätzlein am Grenzsteine neben dem Raine. Aber es dauerte nicht lange, so nahmen die Quecken, unter dem Boden fortlaufend, den ganzen Acker ein und sogen ihn aus, so daß seine Ähren verkümmerten. Der Herr des Ackers bereute es bitter, an den Quecken Barmherzigkeit gethan zu haben. Der Verfasser fügt selbst die Lehre mit den klaren Worten bei: „Es giebt auch geistige Schmarotzerpflanzen, die Leib und Seele töten und verderben, gestatte ihnen nicht den Eintritt! Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

In den zartduftenden Waldliedern von Gustav Pfarrius († 1884) lesen wir die Fabel „Die Birke und der Bauer" (s. das. 3. Aufl., Köln 1869, S. 47). In dieser stellt der Bauer das Bild eines selbstsüchtigen, im Fordern ebenso wie im Nehmen unersättlichen Menschen dar, während die Birke das Bild einer selbstlosen, unermüdlichen Geberin ist. Wie das Mägdlein im Märchen „Die Sternthaler" ein Stück nach dem andern hingiebt, schließlich das Hemdchen vom Leibe, so hier die Birke. Zuletzt spendet sie ihr „Blut", d. h. ihren Saft, so daß ihr nichts mehr als das nackte Leben bleibt. Doch auch dieses läßt ihr der Bauer in seiner Unersättlichkeit nicht einmal, sondern schlägt sie um und verwendet sie als Brennholz.

Unter den Jugendschriftstellern hat besonders Friedrich Güll mit vielem Glück die Fabel gepflegt. Ihm, dem frohsinnigen Beobachter des Naturlebens, bot jede Erscheinung und jeder Vorgang in der herrlichen Gottesschöpfung reichen Gewinn. Durch sein glänzendes Darstellungstalent erhielten die gewonnenen Eindrücke ein frisches, anmutiges Gewand, das auf das Kindesherz anziehend wirkte. War doch sein Wahlspruch für all sein dichterisches Schaffen:

Rein und innig,
Fein und sinnig
Stimme lieblich deine Worte
Zum harmonischen Accorde!

Unter den Güllschen Fabeln begegnen uns fünf Pflanzenfabeln.

Die erste Fabel: „Wandersmann, Baum und Quelle" (s. Kinderheimat in Liedern, 6. Aufl., 1. Gabe S. 17) zeigt uns, wie Baum und Quelle bereit sind, dem müden und durstgequälten Wanderer zu seiner Erquickung das Beste, was sie haben, zu geben. Der Baum säuselt:

Die Luft ist schwül,
In meinem Schatten ist es kühl.
Komm, lagre dich zu süßem Traum
Hier auf des Mooses weichem Flaum.

Ebenso murmelt die Quelle:

Es ist so heiß,
Auf deiner Stirne perlt der Schweiß,
Komm, bücke dich nur wohlgemut,
Schöpf' Labung dir aus meiner Flut.

Der Wandrer nimmt die Gaben entgegen, kühlt sich im Schatten des Baumes und erfrischt sich aus der Quelle, und zum Danke dafür widmet er ihnen wieder das Beste, was er besitzt, sein Lied, das er zu ihrem Ruhme und Preise anstimmt.

Es klingt sein Lied gar frisch und hell,
Das preist den Baum und rühmt den Quell.

Die zweite Fabel: „Strohhalm, Kohle und Bohne" (s. das. S. 136 flg.) ist eine geschmackvolle Umarbeitung des bekannten Märchens von den Br. Grimm (vergl. Kinder= und Hausmärchen Nr. 18). Die Veranlassung, wie die drei Dinge sich zusammenfinden und warum sie sich auf die Reise begeben, hat Güll fortgelassen, dafür aber tritt jedes einzelne in seinem Handeln schärfer hervor. So kommt die Bohne zuerst auf den Gedanken, daß sie alle nur mit Hilfe einer Brücke über den Fluß gelangen können, sie vermag ihn aber nicht auszuführen, weil ihr dazu ein Schilfrohr fehlt. Da bietet sich der Strohhalm an, selbst die Brücke zu machen und Kohle und Bohne über den Fluß zu tragen. Höchst malerisch wird das Grauen geschildert, das die Kohle vor den Fröschen, Fischen und Krebsen des Flusses empfindet. Das Grimmsche Märchen geht ohne Zweifel auf die Fabel des Burchard Waldis (s. 3. Buch Nr. 97): „Von einer Bohnen" zurück. In aller Kürze wird derselbe Stoff in den Nugae venales behandelt. Daß mehrere Naturdinge gemeinschaftlich eine Reise machen, zeigt schon die Äsopische Fabel: „Die Fledermaus, der Dornstrauch und der Tauchervogel" (bei Halm Nr. 306 und 306b). Nach einem mittelalterlichen lateinischen Gedichte machen Maus und Kohle eine Reise. Sie wallfahrten nach einer Kirche, um daselbst ihre Sünden zu beichten. Beim Übergang über einen Bach aber fällt die Kohle zischend ins Wasser und erlischt. Nach einer Sage bei Stöber (Elsäss. Volksb. S. 95) reisen Katze, Maus und Strohhalm miteinander. Der Strohhalm bricht und fällt ins Wasser, worüber die Maus dermaßen in ein Gelächter ausbricht, daß ihr Bauch zerplatzt. In einem wendischen Märchen (bei Haupt und Schmaler S. 160, vergl. Neue preußische Provinzialblätter I, 226) reisen Kohle, Blase und Strohhalm, und in einer Erzählung der siebenbürgischen Sachsen (bei Haltrich Nr. 46) endlich Ente, Frosch, Mühlstein und Glutkohle zusammen, von denen die beiden letzteren ertrinken. Vergl. die Anmerkungen der Br. Grimm zu den Kinder= und Hausmärchen III, 27.

In der dritten Fabel: „Erdbeerlein" (s. das. S. 142) bittet ein reifes Erdbeerlein ein Büblein, es zu pflücken, dieses aber säumt; unterdessen kommt die Schnecke und verzehrt es. Als später das Büblein erscheint, findet es nur das grüne Kleid des Erdbeerleins

Und hat ein rechtes Herzeleid.

Wer lange zaudert, der bringt sich um den Erfolg, das ist der Sinn der Fabel.

Die Wahrheit des Gedankens: Wer andern Böses zufügen will, erfährt selbst den Lohn seiner bösen That, zeigt die vierte Fabel: „Rettich und Rübe" (s. das. S. 143). Ein Rettich und eine Rübe werden beim Spaziergange von bösen Buben verfolgt; um sich nicht fangen zu lassen, laufen sie die Kreuz und Quer, wobei jener in einen Brunnen und diese in eine Tonne stürzt. Ihre Verfolger verfallen demselben Schicksal.

Sind die wilden Gassenbuben
Übern Stein gestolpert
Und hinunter in die Gruben
Allesamt geholpert.

Rettich und Rübe springen darauf aus dem Brunnen und der Tonne und lachen die Verfolger aus.

Daß Eigensinn und Zuchtlosigkeit den Menschen ins Unglück und Verderben bringen, wird in der fünften Fabel: „Jung Bäumchen" (s. das. S. 144) veranschaulicht. Ein junges Bäumchen klagt darüber, daß es von dem Gärtner an einen Pfahl gebunden worden ist. Es fühlt das Kneifen der Weidenruten und möchte sie ganz los sein. Der Gärtner erfüllt dem Bäumchen den Wunsch, da erhebt sich aber ein Sturm, reißt dem Bäumchen die Blätter ab und knickt es um.

Verwandte biblische Gedanken zu der Lehre der Fabel sind Prov. 13, 24 und Sir. 30, 1. 12.

Wie in mehreren Fabeln die Bäume, so führen in andern die Blumen einen Wettstreit auf. Eine solche verdanken wir Gustav Theodor Fechner, als Poet bekannt unter dem Pseudonym Dr. Mises (s. Gedichte 1841, S. 62). Vor allem sind es vier Blumen, die sich rühmen, die schönsten und vortrefflichsten zu sein: die Rose, die Nelke, die Lilie und die Georgine. Die Rose rühmt:

Bin Schönheit ohne Hülle,
Bin Farbe, Duft und Fülle,

die Nelke:

Und wer trägt solche Garben,
Wie ich, von Duft und Farben,

die Lilie:

Im Kleid, dem einfach weißen,
Wird man mich schöner heißen.

Die Georgine endlich sagt von sich, daß sie die reinste sei und sehr teuer bezahlt werde. Da kommt der Gärtner und macht dem Streite dadurch ein Ende, daß er sie alle dazu bestimmt, ein Schöneres zu schmücken, die Hausherrin. Daher will er sie zum Kranze vereinigen und dieser bringen.

Wie die Blumen hier sind viele Menschen. Sie halten sich für vollkommen und rühmen ihre Werke, ohne abzuwarten, ob diese von der Welt anerkannt werden. Vor allem findet die Fabel ihre Anwendung auf das Schaffen der Künstler.

Durch Umarbeitung hat die alte Fabel des Cyrill: „Der Eichbaum und der Kürbis" durch Ludwig Kellner (s. Lehrgang für den deutschen Sprachunterricht, 14. Aufl. I, 108) eine neue Gestalt gewonnen. Die an dem bejahrten Stamme einer Eiche emporgerankte Kürbisstaude, welche mit Stolz auf ihre starke Stütze herabblickt und sich brüstet, in wenigen Wochen sie überwachsen zu haben, ist ein sprechendes Symbol eines vom Glücke getragenen Emporkömmlings, der sich, weil er in kurzer Zeit viel erreicht hat, über die anderen erhebt, die nur langsam zur Höhe gestiegen sind.

Ein anmutiges Gewand hat Emma N . . . (Niendorf, pseudonym für Emma Baronin von Suckow) der Fabel: „Zittergras" gegeben. Ein Gräschen, das sich vor Kind und Wind geschützt hat, bittet den warmen Sonnenstrahl, es in seinen Schutz nehmen und allen Schaden von ihm abwenden zu wollen.

Die Fabel will sagen: Manche Gefahren hält der Mensch durch sein eigenes Thun von sich fern, sein höchster Beschützer aber ist Gott.

Als Fabeldichter hat ferner der Jugendschriftsteller Wilhelm Curtman sich einen Namen gemacht, obwohl seine Fabeln etwas Neues weder in der Form noch in den Gedanken bieten. Auch die Motive in den zwei Pflanzenfabeln sind von seinen Vorgängern schon vielfach verwendet worden. Die erste Fabel: „Der Pappelbaum und der Blitz" erinnert an die Äsopische Fabel: „Die Schilfrohrstengel und die Eiche" (bei Halm Nr. 179) und veranschaulicht ebenso wie diese die Lehre, daß Hochmut vor dem Fall kommt. Ein hoher Pappelbaum mit tausend Wurzeln und dickem Stamme brüstet sich vor den andern Bäumen im Garten und im Walde und vermeint besser als diese zu sein. Er hält sich für den König unter den Bäumen. Da zieht aber ein Gewitter herauf, und ein mächtiger Sturmwind erhebt sich. Ein Blitzstrahl fährt zuckend hernieder und spaltet den starken Stamm von oben bis unten. Dann erfaßt der Sturm die Splitter und Äste und schleudert sie auf dem ganzen Felde umher. Als die Leute herbeikamen und sahen, wie

der Pappelbaum zerstört war, sprachen sie: „Der liebe Gott ist doch stärker als die Menschen. Der hat seinen Blitz geschickt und seinen Sturm, um den hochmütigen Baum zu strafen."

In der bekannten Manier eines Wettstreites tritt die andere Fabel Curtmans: „Das Christbäumchen" auf. Eiche, Pfirsichbaum, Apfelbaum, Tanne und Fichte streiten sich, wer von ihnen der vornehmste sei. Die Eiche rühmt ihre Höhe, ihre Stärke und ihre Früchte, der Pfirsichbaum sagt, daß er Früchte auf die Tafel des Königs liefere, während die Früchte der Eiche nur den Schweinen vorgeworfen würden; der Apfelbaum wieder weist auf die Dauerhaftigkeit seiner Früchte hin; die Tanne hebt die vielfache Verwendbarkeit ihres Holzes hervor, die Fichte endlich sieht ihren Vorzug darin, daß sie als Christbaum das Weihnachtsfest schmücke.

Auf demselben Niveau wie die Fabeln Curtmans stehen die von Heinemann und Loßnitzer, denen wir in der Lesebuchlitteratur für untere Stufen der Schuljugend begegnen. Es sind Rangstreite in der bekannten Manier. In der Fabel Heinemanns: „Die Tulpe und das Veilchen" erhebt sich jene über dieses. Sie nennt sich die schönste Blume des Gartens, sie glänze wie eine Königin und werde von allen Menschen bewundert. Das kleine und unansehnliche Veilchen mit seinen blauen Blüten ist ruhig und wagt der stolzen Tulpe nicht zu widersprechen. Da kommt ein Mädchen, welches beide Blumen erblickt; obwohl ihm die schöne Farbe der Tulpe in die Augen sticht, giebt es doch dem duftenden Veilchen den Vorzug. Sie pflückt es ab und bringt es der Mutter.

Loßnitzers Fabel: „Die Ähren und die Feldblumen" erinnert an das neutestamentliche Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen. Die von den Kindern wegen ihrer Schönheit fleißig gepflückten Feldblumen streiten sich mit den unscheinbaren, vollen und schweren Ähren um ihren Vorzug; der Landmann macht den Schiedsrichter, indem er die letzteren einsammelt, die ersteren dagegen vernichtet. Der Fabel liegt der oft verwendete Gedanke zu Grunde: Nur Gediegenheit und Tüchtigkeit findet Anerkennung, während der Flitterglanz des Wertlosen nur kurze Bewunderung erregt.

Zum Schlusse verweisen wir noch auf die Fabel: „Der Mohn", von Ferdinand Naumann, die sich durch geschmackvolle Form ebenso auszeichnet wie durch den treffenden Sinn. Einen ganz besonderen Reiz bekommt die Fabel durch den dreimal wiederkehrenden Refrain. Eine rote Mohnblume wiegt sich in eitler Selbstgefälligkeit hin und her. Sie hält sich für des Traumes liebsten Sohn und meint, daß schwere Gedanken ihr Haupt erfüllen.

Der Gärtner hört's und lachte:
„Du armer Prahlhans, du!"
Der Wind ging sachte, sachte
Und ließ den Mohn in Ruh'.

Nach kurzer Zeit verlor der Mohn aber sein rotes Narrenkleid, die Sonne brannte ihm auf den Kopf, und er fing an zu klappern.

Der Gärtner hört's und lachte:
„Ei, wie gedankenschwer!"
Zerschnitt drauf sachte, sachte
Den Kopf ihm kreuz und quer.

Da entpuppten sich die Gedanken als ganz kleine, winzige Körnlein; sie waren so klein, daß

Im Zwergland, Liliput genannt,
Swift größere Gedanken fand.

Die Fabel schließt mit den Worten:

Der Gärtner sprach's und lachte
Und streut sie in den Wind.
Ich stand dabei und dachte
An manches Menschenkind.

Wie der Mohn prahlt mancher mit seiner äußeren Erscheinung und hält sich für klug und gescheit, während er doch der größte Hohlkopf ist.

Damit haben wir die Pflanzenfabel in der klassischen und nachklassischen Zeit der neueren deutschen Litteratur in kurzen Strichen betrachtet. Eine Fülle neuer, sinniger und bisweilen ganz eigenartig schön gestalteter Pflanzenfabeln enthält die Sammlung von Ludwig Pfau: Hundert Fabeln. Zweite Ausgabe. Dresden, 1863, aber wir haben an ihnen vorübergehen müssen, weil sie nicht deutschen Ursprungs, sondern Nachbildungen des französischen Dichters P. Lachambeaudie sind. Nur die Überschriften der betreffenden Fabeln sollen Platz finden. Es sind, „der unfruchtbare Feigenbaum", „die Rebe und die Ulme", „die Blume und die Wolke", „die beiden Ulmen", „der Eichbaum und der Busch" „die Ceder vom Libanon", „die Eichel und der Schwamm", „die Schafe und das Goldkraut", „das Pferd und der Obstbaum", „die zwei Rebstöcke", „der Apfel und der Wurm", „das Lamm und der Busch", „der Schmetterling und der Kohl", „der Landmann und das Gestrüppe", „das Holz und die Kohle", „die Eicheln und die Töpfe", „das Seeschilf und das Stromschilf". Merkwürdigerweise sind L. Pfaus Fabeln ganz in Vergessenheit geraten, sie finden sich in keiner Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts verzeichnet, ebenso wenig werden sie unter den Werken des Dichters mit aufgeführt.

Wenngleich die Pflanzenfabel in ihrer Entwickelung mit der Tierfabel nicht gleichen Schritt hält, der Natur der Sache nach auch nicht halten

kann, so hat sie doch an Gebiet unendlich gewonnen. Die Zahl der zur Verwendung kommenden Pflanzen wird immer größer. Hinsichtlich der Motive laufen freilich viele auf Rang- und Wettstreite hinaus, die eine Pflanze bildet sich ein, vornehmer und besser zu sein als die andere, weil sie größer, stärker und mächtiger ist, oder weil sie herrlichere Farbenpracht und köstlicheren Duft besitzt, es sind aber auch gar manche andere Ideen, die versinnbildlicht werden. Vor allem aber zeigt uns die fortschreitende Entwickelung der Pflanzenfabel, wie der poetische Natursinn im Menschen immer mehr erwacht, so daß auch diejenigen Gebilde, denen Intellekt, Stimme und freie Bewegung abgeht, in den Kreis der Betrachtung gezogen und zu Symbolen und Trägern lehrreicher und sinniger Gedanken gemacht werden.

Herder-Satyros.

Von Dr. **Theodor Matthias** in Zittau.

Scherers Vermutung, der Satyros im gleichnamigen Drama Goethes sei der junge Herder (Aus Goethes Frühzeit [1879], S. 43 flg., erneut im Goethe-Jahrbuch, Bd. 1 [1880], S. 81 flg.), hat bei warmer Zustimmung namentlich von Pröhle, Schröer und Bielschowsky auch den heftigsten Widerspruch gefunden. Es wäre thöricht, mit denen um ihre Anerkennung rechten zu wollen, die sie, wie H. Düntzer, schon deshalb verwerfen, weil die Katastrophe des 5. Aktes nicht auf Herder passe. Nur eins sei gegen Düntzer bemerkt. Bekanntlich spricht Goethe vom „Satyros" in „Dichtung und Wahrheit" in Zusammenhang mit dem „Pater Brey". Teil 3, S. 109 (Löper): ... „Wir nährten von jener Zeit an eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigne Hand hin und wiederzogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen habe ich im „Pater Brey", einen anderen tüchtigern und derbern in einem künftig mitzuteilenden Fastnachtsspiele, das den Titel führt: „Satyros oder der vergötterte Waldteufel", wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt." Merkwürdig, wie Düntzer seine philologische Akribie, seine scharfe Worterklärung da verliert, wo es gilt, dies Zeugnis gegen seine Ableugnung jeder persönlichen Beziehung des Stückes unschädlich zu machen. Er schließt („Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken," Bd. 2, S. 216—219), etwa so: Da beim „Pater Brey" keine Andeutung gegeben sei, daß persönliche Beziehungen zu Grunde liegen, obwohl dessen Beziehung auf

Leuchsenring sicher sei, könne auch in den Worten über den „Satyros“ keine solche Andeutung liegen; er muß dazu freilich dem Attribut „tüchtigern“ die einzige ungezwungene Beziehung auf sittliche Vortrefflichkeit, größere Leistungsfähigkeit absprechen; auch die Worte, „wo nicht mit Billigkeit,“ in denen er die Andeutung, daß wirkliche Personen gezeichnet seien, nicht verkennt, müssen sich die gezwungene Deutung gefallen lassen, daß mit der Darstellung zweier Typen gegen alle etwa in Frage kommenden Leute eine Unbilligkeit begangen worden sein könnte. Eine vorurteilslose Auffassung wird schon in den Fürwörtern einen und einen anderen einen Hinweis auf zwei bestimmte Einzelpersönlichkeiten finden, zumal sie auf solche zurückweisen, und sich die Unterlassung bestimmterer Aufschlüsse, die Beziehung des Satyros auf Herder einmal angenommen, vielmehr so erklären: das Modell zum Satyros konnte und wollte er nicht verraten, also forderte die Gleichmäßigkeit, daß er auch über das des „Pater Brey“ schwieg. Kurz, die Stelle spricht viel mehr für, als gegen eine Beziehung der beiden Scherzspiele auf Einzelpersönlichkeiten.

Von denen, die eine solche zugeben, nur die des Satyros auf Herder anfechten, hat Scherer nach dem Goethe-Jahrbuch Bd. 1, Seite 115, am schwersten die stillschweigende Ablehnung durch R. Haym in seinem „Herder nach seinem Leben und seinen Werken“, Bd. 1, S. 375, Anmerkung 3, empfunden, und auch die ebenda S. 341 flg. gegebenen Nachweise nicht übersehen, daß die bedingungslose Hingabe Herders an Rousseau, die das Urmenschentum des „Satyros“ noch vorauszusetzen scheint zur Zeit der Entstehung der Dichtung, 1773, längst vorüber war. Indes es bleibt die Frage, ob Goethe trotz der ihm bekannten Polemik Herders gegen Rousseau in der „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ diese Entwickelung so ganz durchschaute oder schon für innerste Ueberzeugung nahm. Ebendort, dann wieder im „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“ hatte er gelesen und noch häufiger seit Straßburg gehört, wie Herder die sprachschöpferische und poetische Ueberlegenheit des sinnlichen Menschen, der noch ganz Natur gebliebenen „wilden ungesitteten Völker“ pries. Dazu hörte er und Merck von Herders Braut, daß dieser sich eben damals noch mit der Sammlung der Lieder solcher Völker beschäftigte, daß er in der Bückeburger Einsamkeit mitten unter lauter „Sklaven“ seinen einzigen Trost in der Natur, auf den Rasenbänken seines Gartens, den wirklichen Wäldern der Umgebung und der Phantasie aus dem Ardennerwalde in Shakespeares „Wie es euch gefällt“ suchte. Auch blieb Mercken und durch ihn Goethen nicht verborgen, daß die Braut auf seine Anregung Rousseaus „Neue Heloise“ wie „Emil“ las. Auch Herders „Plastik“, natürlich die ältere

Fassung von 1770, die Merck nach dem Zeugnisse Carolinens (Aus Herders Nachlaß. Bd. 3, S. 90) gleich ihr selbst (ebenda S. 70) sehr wohl kannte, mit ihrer Gründung auf das Gefühl, mit ihrem Preise des schönen nackten natürlichen Menschen und ihrem Hohn auf die Zwangsjacken der Kleider und Sitten konnte den Freunden noch durchaus auf demselben Rousseauschen Grunde zu ruhen scheinen.

Überhaupt enthalten Herders Schriften bis 1772, auch die nicht veröffentlichten, aber Goethen zum Teil im Wortlaut, noch viel mehr in ihrer Quintessenz bekannten Entwürfe vieles, was Scherers Vermutung überraschend bestätigt, vor allem auch die Weltschöpfungsideen des 4. Aktes, um derentwillen die Anhänger der Basedow-Hypothese, besonders Freiherr von Biedermann und zuletzt auch Herr von Loeper, Einspruch erhoben und für welche auch Scherer aus Herder noch wenig beizubringen vermochte.

Vernehmt, wie im Unding
Alles durcheinander ging,

hebt Satyros V. 290 über den „tiefen Gang aller Erkenntnis" an. „Wie ... ist ... nicht deutlicher das große Chaos, die ungeheure Sammlung von Samen aller Wesen, Fixsterne und Planeten", läßt Herder im „Gemälde des werdenden Tages der Schöpfung" (SWS. d. h. Herders Sämtliche Werke; herausgegeben von Suphan, Bd. 6, S. 132 und wieder S. 134) Eusebius sagen, freilich um ihn zu widerlegen, und Milton ist ihm ebenda S. 137 „der Chaosmaler". Die Verdeutschung Unding für Chaos kommt allerdings erst in der „ältesten Urkunde" vor: „'Im Anfang schuf Gott!' aber auch alle mystische Deuteleien in die Worte hineingelegt, wie man will — hast Du nun mehr Metaphysik über die Begriffe 'Anfang! schuf! Zeit! Ewigkeit! Unding! Werde!' als wenn du sie nicht gehört hättest? . . . für metaphysisches Ding und Unding selbst kein Wort! Kein Begriff! ich zweifle, ob ihn jemand habe?" (SWS. Bd. 6, S. 206; ähnlich S. 211). Auch wird hier wieder ein Arbeiten mit diesen Begriffen abgelehnt; aber anderseits heißt in einer Vorarbeit „Über die Mosaische Philosophie in den ersten Kapiteln Mosis" (SWS., Bd. 6, S. 129) das Chaos „eine Ableitung aus einem Buchstaben Mosis". Vor allem aber konnten Goethe und Merck ihren oft schwärmerisch orakelnden Freund besser ironisieren, als wenn sie ihm Phantastereien, die er bekämpfte, selbst in den Mund legten und damit auch von ihm Vernommenes als solche bezeichneten? Überdies hat Herder das Wort 'Unding' schon im „Gemälde des werdenden Tages" (Bd. 6, S. 153): „ohne die Kunst wäre der Mensch ein unbestimmtes Nichts, ein Unding"; und in der älteren Plastik steht „das Unding von Gewand ist das Wesentliche der Kunst geworden" (SWS. Bd. 8, S. 132). Ebenda

S. 129 heißt es: „in diesem Körperlichen wohnt jenes Urbild von Seele, jene unsichtbare Vollkommenheit, die sich in der Malerei offenbart — alles ist in den toten Stein gelegt und spricht aus dem Steine, wie aus einer lebendigen Substanz". Also mit „Unding", „Urbild" und „Substanz" = „Ding, Wesen" hörte ihn der Freund auch hantieren. —

Die Verse 297 flg.:

„Wie im Unding das Urding erquoll,
Lichtsmacht durch die Nacht scholl",

dürften aber vor allem in ihrem Eigenartigsten, dem Spotte auf das 'schallende Licht', eine besondere Spitze gegen eine Herdersche Wendung kehren. Schon in dem bereits erwähnten „Gemälde des werdenden Tages" konnten die Freunde hören: „Kein Bild ist so natürlich und in die Seele scheinend als Licht, Glanz, Strahl, Wonne . . . wie fern wird unsere Seele wandern müssen, ehe sie in die Gegenden des Lichts gelangt, wo, was sie mit Gott spricht und denkt und will, Klang eines Lichtstrahls sei". (SWS. Bd. 6, S. 139 flg.) In der „Abhandlung über den Ursprung der Sprache", S. 105, nennt Herder entsprechend „das Gesicht durch den Mittelsinn des Gehörs aus dem Gefühl erwecket" (SWS. Bd. 5, S. 68), und ebenda S. 65 sagt er: „Wir werden gleichsam Gehör durch alle Sinne!" — V. 297 erinnert in seinem Zeitwort außerdem an die Abweisung der Überhebung, „alle Dinge in ihrem Innersten, in ihrem Urquell" erkennen zu wollen, der in der „Ältesten Urkunde" (SWS., Bd. 6, S. 208) steht.

Vers 290—295:

Vernehmt, wie im Unding
Alles durcheinander ging;
Im verschloss'nen Haß die Elemente tosend,
Und Kraft an Kräften widrig sich stoßend,
Ohne Feinds-Band, ohne Freunds-Band,
Ohne Zerstören, ohne Vermehren.

Scherer, Aus Goethes Frühzeit, S. 57, bemerkt zu diesen und den folgenden sinnverwandten Versen: „daß sonst Empedokleische und Pythagoreische Anschauungen verwoben sind, hat man längst bemerkt; es ist aber auch Orpheus, wie ihn Herder, Älteste Urkunde (SWS. Bd. 6), S. 105, schildert, hinzuzunehmen." Wir brauchen, um Herdersches Spiel mit solchen Phantasmagorien nachzuweisen, nicht auf diese voraus-, aber auch nicht ins graue Altertum zurückzugreifen. Unsre Verse zunächst enthalten eine Schilderung des Chaos, in dessen Wirbeln noch alles durcheinander geht und das zu einander Gehörige sich noch nicht zu schöpferischer Gestaltung zusammengefunden hat. Die Descartessche Erklärung der Bewegungen der Gestirne durch Wirbel, die durch Störungen im Äther hervorgerufen worden waren, war Herder aus der Zeit,

wo er Kant gehört hatte, vertraut; vergl. seine „Fragmente“, 1. Sammlung, Nr. 16 (SWS. Bd. 1, S. 212). Ebendort, S. 214, zeichnet er tadelnswerte Dunkelheit der Schriftsteller mit dem Bilde: „man sieht den Geist des Verfassers, in dem wie im Chaos des Ovids noch die Elemente der Ideen in einer harmonischen Uneinigkeit schlummern und in einer uneinigen Harmonie sich zur Bildung drängen.“ Auch der von ihm auf „Besonnenheit“ gegründeten Sprachschöpfung läßt Herder ein solches Chaos und solches Universum noch wirrer Töne vorangehen. Er denkt sich den Urmenschen dem vor der Sprachschöpfung für ihn geistig noch nicht geordneten Weltall gegenüber: „Im ganzen Universum gleichsam allein, an nichts geheftet und für alles da ... Und wenn sich nun aus diesem andringenden Kreise von Bedürfnissen alle Seelenkräfte sammeln; wenn die ganze Menschheit, Mensch zu sein, kämpfet — wieviel kann erfunden, gethan, geordnet werden!?“ (SWS. Bd. 5, S. 103.) „Ich sehe überall das schwache und doch mächtige Geschöpf, das das ganze Weltall nötig hat und alles mit sich in Krieg und Frieden verwickelt“ (S. 55). Noch näher kommen an den kosmischen Gedanken, daß erst Entscheidung für und wider, Aufhebung der Gleichgültigkeit, Abstoßung der widerstrebenden, Zusammenschluß der verwandten Elemente zu Einzelgestalten auch deren Vergehen, eine Verwandlung der öden Einerleiheit in Vielheit die Schöpfung aus dem Chaos bewirkte, folgende Ausführungen derselben Schrift heran, die zum Teil wörtlich die Grundlage der Goethischen Verse bilden können: „Indem der Mensch (d. h. der noch vor der Schöpfung der Sprache stehende Urmensch) alles auf sich bezog, indem alles mit ihm zu sprechen schien und wirklich für und gegen ihn handelte, indem er also mit oder dagegen teilnahm, liebte oder haßte ... drückten alle diese Spuren der Menschlichkeit sich auch in die ersten Namen. Auch sie sprachen Liebe oder Haß, Fluch oder Segen.“ (S. 53 flg.) „Die Gefühle sind in ihm (dem urmenschlichen Sprachschöpfer) zusammengewebt: was sich beweget, lebt; was da tönet, spricht — und da es für oder wider dich tönet, so ist's Freund oder Feind, Gott oder Göttin, es handelt aus Leidenschaften wie du!“ (S. 54). — Die Verse 299—303

> (Wie Lichtsmacht durch die Nacht scholl),
> Durchdrang die Tiefen der Wesen all,
> Daß aufkeimte Begehrungsschwall
> Und die Elemente sich erschlossen,
> Mit Hunger ineinander gossen,
> Alldurchdringend, alldurchdrungen

sind lediglich die freie Ausführung des Grundgedankens von der Entstehung der Einzelwesen durch Lieben und Hassen. Über solche Wirkung

der schöpferischen Lichtkraft höre man nur noch Herders Ausführung im „Gemälde des werdenden Tages der Schöpfung": „Welch ein Wunder um uns, Ein Lichtstrahl! Ohne ihn wäre uns die Schöpfung Nacht, Tod; von Erde zu Himmel Ein Grab, Ein Abgrund. Und sehen Sie, Ein Strahl! und eine neue Welt von Farben und Gestalten. Alles reget und belebt, erhitzt und erwärmt sich, bekommt Kleid und Umriß. Ausfluß des reinsten Wesens der Welt!" (SWS. Bd. 6, S. 138.) Zusammensetzungen mit All sind dabei damals Lieblingsworte im Munde Herders. Ebenda (S. 138) redet er vom „allbelebenden Strom der Schöpfung", S. 158 von der „Allgewohnbarkeit und Allgewohnung der menschlichen Natur", S. 159 von der „Allbelebung im Wasser, Luft und Erde". Die Natur wird zur „allversorgenden" (S. 147), zur „allbelebenden Mutter" (S. 142), wie der göttliche Odem zum „allbelebenden Hauch" (S. 135), zur „allbelebenden Glutkraft aller Wesen" (S. 140) und der gute Gott zum „großen Allvater" (S. 146). „Alle Pflanzenwelt um uns lebt" (S. 147), „alles duftet und hebt sich mit wachsender Wohllust" (S. 142.) Der Lichtstrahl ist ein Geist des Himmels, der alles durchmißt und durchschauert, „alles in Bewegung setzt" (S. 137), ein durchwehender Morgenschauer, der auch die Fluten „durchwebt, durchwandelt" und in Mitternächten nicht „durchdringender" gefühlt worden ist.

Die fertige Schöpfung schildert Satyros V. 305—313:

> Wie sich Haß und Lieb' gebar
> Und das All nun ein Ganzes war,
> Und das Ganze klang
> In lebend wirkendem Ebengesang,
> Sich thäte Kraft in Kraft verzehren,
> Sich thäte Kraft in Kraft vermehren,
> Und auf und ab sich rollend ging
> Das all und ein und ewig Ding,
> Immer verändert, immer beständig.

Von Herders Vertrautheit mit dem Bilde des einen harmonischen Alls ist schon oben ein Beleg erwähnt. Die Sprache als geistiger Spiegel des Alls ist ihm „ein Concert — d. i. ein Ein=, Zusammenklang — aller dieser Stimmen [im All] ... innerhalb der natürlichen Tonleiter der menschlichen Stimme" (SWS. Bd. 5., S. 58); oder wie er den Sprachkosmos ebenda S. 69 beschreibt: „alles wiegt gegeneinander! ist ausgespart und ersetzt! mit Absicht angelegt und verteilt! Einheit und Zusammenhang! Proportion und Ordnung! Ein Ganzes! Ein System!"

Vor allem beherrscht der Gedanke des in Mannigfaltigkeit einheitlichen Ganzen auch Herders frühere ästhetische Schriften. In der „Plastik" von 1770 ist ihm „der Künstler ... ein schaffender Gott, dessen Werk ein Wesen eigner und ganzer Natur, ein fühlbares Geschöpf ist, das mit

seinem innigen Ganzen, in der Fülle seiner Gestalt die Absichten seines Schöpfers erreicht" (SWS. Bd. 8, S. 130). Die Aufgabe der Betrachtung der vom Künstler geschaffenen Bildsäule sieht er ebendort S. 152 darin, „die Übereinstimmung aller ... organischen [Körper-]Teile im Ganzen mit der Natur des ganzen denkenden Wesens zu erkennen". „Die ganze Gestalt", heißt es weiterhin, „der menschlichen Seele überhaupt in einem dauernden Zustande ... aus der ganzen Gestalt des Körpers durch Erfahrungen erläutern, das ist mein Werk." Endlich gegen den Schluß S. 162: „Überall wird eine Harmonie zwischen dem äußern und innern Dasein, zwischen den Naturkräften und den Beschaffenheiten der Materie sichtbar, in der diese Kraft wohnt: überall also in dem äußerlich Mannigfaltigen innere Einheit, und ist das nicht Schönheit?" Jedem sind die Gedanken des „Shakespear" vertraut: „Ich müßte alle Scenen [des Macbeth] ausschreiben, um das idealisierte Lokal des unnennbaren Ganzen, der Schicksals-, Königsmords- und Zauberwelt zu nennen, die als Seele das Stück bis auf den kleinsten Umstand von Zeit, Ort, selbst scheinbarer Zwischenverwirrung belebt, alles in der Seele zu einem ... unzertrennlichen Ganzen zu machen" (SWS. Bd. 5, S. 224); oder: „die ganze Welt ist zu diesem großen Geiste allein Körper: alle Auftritte in der Natur an diesem Körper Glieder, wie alle Charaktere und Denkarten zu diesem Geiste Züge — und das Ganze mag jener Riesengott des Spinosa, 'Pan! Universum' heißen". Wörtlicher erinnert an den „lebend wirkenden Ebengesang" in V. 308 eine Stelle in den Entwürfen (ebenda S. 232—252). Wie im Morgengesang „Die Schöpfung" von 1773 das „Licht, was Sam' und Leben heißt, Aller Schöpfung Lebensgeist", als „Wirkgeist" bezeichnet wird, so heißen da Shakespeares Menschen „wirksame noch ganze Menschen" (S. 233); S. 246 heißt es von dessen Drama: „hier können hundert Leidenschaften ineinander wirken", und der Gang in der Natur wird mit dem in Shakespeares Stücke S. 239 also verglichen: „Wie die Auftritte in der Natur wechselnd vor- und abrücken und ineinander wirken, so entfernt und unähnlich sie sich scheinen, so ... in Shakespeare — lauter einzelne Fragmente ... nichts als scheinende Unordnung — aber in der Absicht des Schöpfers, im Haupte des Dichters ... Ein Ganzes! ... Lear hat all den Samen aller seiner Begebenheiten schon in sich." — Der andere Ausdruck, das „lebendig Wirkende der Charaktere, das ineinander Greifende der Triebfedern" (237) und noch mehr die Charakteristik des „Othello": „was für ein Zusammenlauf der Räder zu einer Maschine" (S. 240), nähert sich schon dem Bilde vom unablässigen „Auf- und Abrollen" in V. 311, das im „Shakespear" selbst öfters wiederkehrt. Vergl.: „Wenn er die Begebenheit seines Drama ... im Kopf wälzte, wie wälzen

sich jedesmal Örter und Zeiten so mit umher!" (S. 222); „wenn er seine Weltbegebenheit ... durch alle Örter und Zeiten wälzte" (S. 226); „Ende seiner Welt, da alles aufeinander rollet und hinstürzt" (S. 128). — Endlich: Wie Herder in der „Ältesten Urkunde" von dem „Eins in All! und All in Eins!", vom „Einklang" der Schöpfung schwärmt (SWS. Bd. 6, S. 321), so singt er in dem bereits genannten Morgengesang „Die Schöpfung" von der „Harmonie aller Wesen" und von der Harmonie des Menschen mit der Schöpfung, und dem Menschen legt er die Worte in den Mund:

Bin der Eine Gottesklang,
Der aus allem Lustgesang
Aller Schöpfung tönt empor
Und trat ein in Gottes Ohr
Und ward Bild, Gedank' und That
Und ward Mensch. —

Am unmittelbarsten berühren sich jedoch mit unsern Versen 306 bis 313 Worte Herderscher Besprechungen in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" von 1772, d. h. aus der Zeit, als — Goethe deren Mitleiter neben Merck war! An einer Schrift „über den Unterschied der Stände" tadelt er, der Verfasser achte „nur meistens aufs Gros äußerer Dazukommenheiten, Hindernisse, Beförderungen, kurz auf die grobe Masse des Mediums, in dem die Kräfte wirken. Übrigens aber auf eine Analyse der wirkenden Kräfte selbst, wo eine Kraft zwei verschiedene Anscheine und Äußerungen hervorbringen kann, innerlich aber immer dieselbe Kraft ist?, wo zwei Außenzustände sich einander aufheben und einen dritten hervorbringen, noch aber immer nur die eine Kraft unsichtbar wirket u.s.w. Darauf läßt er sich nicht ein" (SWS. Bd. 5, S. 454). In einer anderen, des jüngeren Hemsterhuys Lettre sur l'homme et ses Rapports gewidmeten Betrachtung giebt er daraus folgenden Gedanken wieder: „Dasjenige, was macht, daß eine Sache das ist, was sie ist, nennt H. die Vis inertiae; und das, was verursacht, daß sie an diesem Ort oder in diesem Verhältnis mit anderen Dingen ist, nennt er die anziehende Kraft. Nun zeigt er, daß im Grunde diese beiden Kräfte auf einerlei Art wirken, daß sie einander nicht entgegenstehen und daß, wenn nichts in der Welt wäre, das ihnen entgegenstünde, bald alles auf die Einheit zurückgebracht sein würde. Auch die homogenen und heterogenen Teile, woraus alle Materie zusammengesetzt ist, und deren Spiel gegeneinander würde diese endliche Einheit nicht verhindern, wenn wir nicht wie bei den Planeten überall eine Vis centrifuga annehmen, die der vis attractionis entgegengesetzt ist" (S. 468). Ich möchte glauben, daß selbst der „Ebengesang" statt „Harmonie" durch die Herderschen Verdeutschungen „Anscheine" statt

„Species" und „Dazukommenheiten" statt „Accidentien", die dem Freunde zu weit gehen mochten, herausgefordert worden ist. Endlich steht in der ersten dieser beiden Besprechungen klipp und klar auch schon der Grundgedanke des Geschichtspamphlets von 1774 „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit", die nichts anderes bedeutet, als die Anwendung der in unsere Verse gefaßten Auffassung vom ewigen Gleichgewicht im mechanischen Kräftespiel auf das Spiel der geistig-sittlichen Kräfte in der handelnden Welt, zu einer Theodicee der Geschichte. Man lese: „Für den höchsten Ordner aller Dinge ist alles gut und der Mensch in jedem Zustande seines Wesens, er sei Frosch oder Behemoth, für die ganze Zusammenordnung (hoffe und glaube ich wenigstens von ganzem Herzen) auch gut. Auch ist's vortrefflich und recht göttlich für einen Philosophen, uns in Zuständen ein Gutes, ein Vortreffliches, ein Weises zu entwickeln, wo es der gemeine menschliche Blick, das Gefühl der Bedürfnis und Schwachheit nicht, oder nicht immer findet. Dies Geschäft ist die wahre Würde der Philosophie. Aufflug des menschlichen Geistes in den Rat der himmlischen Wächter, die immer Gutes beschließen, nur daß ihr Schluß für uns arme Sterbliche zu groß, zu hoch, zu weit und breit ist. Von dannen ein leises Wort des Aufschlusses im Munde des Philosophen ist wirkliche Gesandtschaft Gottes" (S. 455). Mußten diese hohepriesterlich vorgetragenen Gedanken, wie sie Goethe seit Straßburg oft ähnlich gehört haben mochte — denn sie stecken im Keim schon in den Vorarbeiten zur „Ältesten Urkunde" und im „Journal meiner Reise" — und wie sie, gewiß nicht ohne sein Mitwissen, eben jetzt in der genannten Schrift besondere Behandlung finden sollten, nicht die Satire des Dichters herausfordern, die, Merck an der Seite, in allem Überschwang sich selbst zügelte und andere scharf beobachtete? Und konnte dieser sich zum „göttlichen Philosophen", in den „Rat der himmlischen Wächter" aufschwingende Prophet als auch nur ein Erdenkind, ein Sinnenmensch treffender charakterisiert werden, als es im 4. Akt des „Satyros" geschieht, wenn anders bei aller Phantastik Einheitlichkeit der Satyrmaske gewahrt bleiben sollte, die in die urgriechische, auch sonst mit Ägypten in Verbindung gebrachte Vorzeit zurückwies? Das ist es, was Scherer S. 57 so treffend als kurz mit den Worten bezeichnete: „Der Sohn Jupiters kann nicht wohl die mosaische Schöpfungsgeschichte, sei es auch in Herderscher Verflüchtigung, vortragen."

Ich glaube, mit dem Vorstehenden den Haupteinwand gegen die Beziehung des „Satyros" auf Herder beseitigt zu haben, indem ich im wesentlichen aus den vor dem „Satyros" liegenden Niederschriften Herders gleiche Gedankengänge auch für den 4. Akt nachwies, zu denen Herdersche

Parallelen bisher vermißt wurden. Es mögen noch einige Einzelheiten folgen, für die ich ebenfalls noch engere Beziehungen zu Gedanken und Verhältnissen Herders glaube aufzeigen zu können.

V. 122—125 erinnern an den Bückeburger Königsthron aus Rasen, wie die buhlenden Lüfte an die Stelle in den Entwürfen zur Plastik: „Schönes Gefühl ist der Absicht des Schöpfers gemäß, da er uns in eine Welt setzte, wo alles auf unsre Sinne sanft zuströmt: das wehende Lüftchen und das sanfte Gras und noch mehr die schöne empfindsame Eva."

V. 134—136:

> Dein Leben, Herz, für wen erglüht's?
> Dein Adlerauge, was ersieht's?
> Dir huldigt ringsum die Natur,
> 's ist alles dein.

Solche Bilder der Huldigung der Allnatur vor dem Urmenschen, dem „Erdegott" (Bd. 6, S. 152), stehen auch in frühen Schriften Herders. „Die ganze, vieltönige göttliche Natur", heißt es im „Ursprung der Sprache", Bd. 5, S. 50, „... führet alle Geschöpfe bei ihm vorbei, jedes ... nennet sich diesem verhülleten sichtbaren Gotte! als Vasall und Diener." Im „Gemälde des werdenden Tages" wird gleich im Eingang Himmel und Erde gezeichnet als „der große Bezirk vom Reiche des Menschen, wenn sein Auge vom Erdenpunkt sich hebt, ringsum breitet, alles gleichsam umfasset und sich wie in einem Unendlichen verlieret" (Bd. 6, S. 132). Für das „Adlerauge" aber ist bezeichnender als die von Scherer beigebrachten, Goethe kaum bekannten Stellen das Bild vom Adler, das Herder selbst wieder in einer der Besprechungen der „Frankfurter Anzeigen" von 1772 gebraucht: „Es ist wohl kaum einer unsrer Leser, der nicht auf Brett oder in Form den Evangelist Johannes gesehen hätte, den muntern Jüngling, mit Sonnenglanz umgeben im Strahl des Himmels ... und neben ihm den flügelschwingenden Adler. Auch wird kaum ein Leser von noch so stumpfen Sinnen sein, der in seinem Evangelium nicht wenigstens einen dieses Sonnenglanzes wiedergefunden, den Adlerschwung wo nicht gesehen, doch fern rauschen gehört" (Bd. 5, S. 440). Diesen Bildern, dem „Satyros" gemäß, den Seufzer anzufügen: „Und bist [du] allein, [so] Bist elend nur!", lag gewiß nahe, wo Goethe schon in Straßburg Gedanken Herders zur Plastik gehört haben mochte wie: „Ein bloß fühlender Adam, der nach allen Tieren jetzt seine Gattin fühlet, findet, tastet: welch ein Entzücken! welche Wollust! Millionenmal mehr, als wir zerstreute Sehende empfinden, und empfinden können!" (Bd. 8, S. 98), oder: „Der Magnet für Menschen ist das Geschlecht" (S. 99). Hat der Dichter vielleicht gar

solch Jauchzen Carolinens vernommen, wie im Briefe von Mitte April 1773: „Die ganze Welt ist dein — und du mir meine ganze Welt"? Oder einen Seufzer wie Herders vom 25. Dezember 1772: „Ich bin ohne Sie so schwer jetzt wie ein Blei und gemütsschwach und furchtsam: ein Mann muß sich, glaube ich, im Weibe sehen, sowie das Weib im Manne; dann sind sie beide gesund und ganz. Adam fehlte mit aller seiner Tier- und Engelweisheit etwas, bis Eva als ein lieber Traum seines Herzens, nicht seines Kopfes, sich aus seiner Seite emporhub."

Das Bild von V. 142—145

> Hast Melodie vom Himmel geführt
> Und Feld und Wald und Fluß gerührt;
> Und wonnlicher war dein Lied der Flur
> Als Sonnenschein;

könnte zwar lediglich durch die antiken Vorstellungen von den Faunen und Satyrn angeregt sein, zumal Herder seit den frühesten Ausführungen über Plastik sich „den Satyr seine Pfeife betrachtend" denkt (Bd. 8, S. 102); aber näher liegt es doch, an Herders Ausführungen über die werdende Sprache des sinnenvolleren, sprachschaffenden Urmenschen zu denken. „Da sang und tönte die ganze Natur vor", hatte Goethe in der Bogen für Bogen in Straßburg durchgenommenen „Abhandlung über den Ursprung der Sprache" gelesen, „und der Gesang des Menschen war ein Concert aller dieser Stimmen ... Es ward Gesang: Ausdruck der Sprache aller Geschöpfe innerhalb der natürlichen Tonleiter der menschlichen Stimme! Selbst da die Sprache später mehr regelmäßig ... gereifet wurde, blieb sie noch immer eine Gattung Gesang." (Bd. 5, S. 58); und weiterhin heißen die besten Stücke der alten Poesie „Rester dieser sprachsingenden Zeit". Auch an Herders Liebe und Ausübung der Musik wird man denken dürfen. Ja, im „Gemälde des werdenden Tages der Schöpfung" rechnet er die Ordnung Gottes über Fortpflanzung nicht nur zur „menschlichen Philosophie", sondern sieht diese „Frühlingsmorgenseelen" auch förmlich in „Geßnerscher Natur", d. h. als flötenblasende Hirten!

Daß nach den V. 149, 151, 218, 225 Arsinoe dem Satyros kritischer gegenübersteht als Psyche-Caroline und beim Austausch der ersten Liebesbezeugungen zwischen Satyros und Psyche nach der Führung der Handlung nicht zugegen ist, stimmt denn doch auch ganz gut zu den Thatsachen. Caroline hielt vor ihrer Schwester, der Geheimrätin v. Hesse, ihre stille Verlobung lange geheim, und daß diese immerhin kritischer war als Caroline, verraten selbst Stellen in deren Briefen. Als Herder schottische und englische Lieder geschickt hat, läßt die Rätin ihm für zwei, die ihr besonders gefallen haben, danken. Caroline findet sie „alle vortrefflich" (AHN., Bd. 3, S. 103); jene hat auch die Unzuverlässig-

keit Mercks durchschaut (ebenda S. 216), und daß sie Herders Unzufriedenheit mit allen äußeren Lebensverhältnissen, zumal mit Personen seiner Umgebung, nicht gebilligt hat, verrät der Brief Nr. 56 von Ende April 1772. Herders Berufung an die Gießener Hochschule stand zwischen den Schwestern zur Erörterung; Psyche war des Bräutigams Sprachrohr, er könne sie nicht annehmen wegen der „ausgesucht schlechten Gesellschaft von Kollegen, die er da anträfe". „Meine Schwester", muß sie da melden, „wunderte sich darüber und glaubte, es würden doch zwei gute Menschen außer Ihren Kollegen in Gießen zu finden sein, mit denen Sie leben könnten u. s. w." (AHN., Bd. 3, S. 237).

Zu V. 165 „Hab weit und breit meinen Weg genommen" sei gegen Düntzer, der die oben erwähnte Stelle von „Dichtung und Wahrheit" auf Herder nicht passend findet (a. a. O. S. 217 flg.), auf Carolinens Namen für Herder im Briefe von Anfang Februar 1773 „lieber wallender Pilgrim" verwiesen.

Bei Satyros' Antwort auf die Frage, wovon er lebe: „Vom Leben, wie ein andrer Mann" (V. 168), schwebt wieder der Gedanke Herders von dem noch nicht zum „schüchternen, abstrakten Stubenphilosophen" gewordenen Urmenschen vor, der mit lauter vollen Sinnen mitten im Leben steht: „Sehet einen Philosophen ... er soll sich selbst in einem unbekannten Lande Unterhalt suchen und gegen die Tiere kämpfen und in allem eigner Schutzgott sein — wie verlegen!" schreibt Herder „Ursprung der Sprache" (Bd. 5, S. 104), und behauptet dagegen, daß „der rohe Naturmensch, der noch seine Seele so ganz, wie seinen Körper aus einem Stück fühlet", [für die sprachschöpferische Bewältigung der Welt] „mehr als alle sprachschaffenden Akademien ist" (S. 105). Vor allem war Herder von Riga thatsächlich in die Welt hinausgegangen, um statt Begriffe und Gedanken das Leben selbst kennen und gestalten zu lernen. „Nichts als menschliches Leben und Glückseligkeit ist Tugend, jedes Datum ist Handlung, alles übrige ist Schatten, ist Raisonnement" steht im „Journal meiner Reise" (SWS., Bd. 4, S. 359); sich „zum Nutzen und zur Bildung der lebenden Welt einweihen", will er auf die Reise (S. 363). Um der Lehrer Livlands und dann der Menschheit zur Tugend werden zu können, findet er, daß er „für sich und seine Welt und sein Leben zu sorgen und also aus seinem Leben zu schöpfen habe" (S. 365). Natürlich haben von dieser Reise und ihren Früchten die Freunde gehört; für die Braut liegt ein Zeugnis ihrer Einsicht in den Wert, den Herder auf das (Er-)Leben legte, in dem Briefe vor, den sie Juli 1772 nach Herders bestimmter Werbung geschrieben hat. Da weiß sie für das ihr bereitete Glück keinen besseren Ausdruck als „ich lebe". „O fühlen Sie's doch mit mir, edelster Jüngling", schreibt sie, „welche

schöne Zauberzeit das ist! Ich werde es und kann es niemals sagen, aber ich lebe" (AHN., Bd. 3, S. 306); die gesperrten Worte hat sie selbst unterstrichen!

Die folgenden Verse 169—172 sind lediglich die Versifizierung des auch von Herder in allen Tönen umschriebenen Bibelwortes: „Herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf der Erde kriechet."

Vers 173—174:

„Auch ist auf'm ganzen Erdenstrich
Kein Mensch so weis' und klug als ich",

sind ein Stich auf Herders Kritisieren von oben herab, zu dem Goethe seit Straßburg her natürlich oft genug Anlaß erhalten hatte. Daß sich Herder auch dem Darmstädter Kreise gegenüber fast wörtlich so mochte haben vernehmen lassen, verraten Carolinens Briefe, die es ihm nachsagt. „Sonst macht mein Ruf der Gelehrsamkeit", schreibt der Bräutigam 17. Mai 1771, „daß ich den Leuten wer weiß was weismachen könnte, das ist auch gut"; und die Braut schreibt Mitte Juli ganz entsprechend: „Ist's wahr, daß Sie Ihr Streitgewehr verscharrt haben? Darf ich aufrichtig sagen, daß ich Ihnen Glück dazu wünsche? Was ist alle Kritik? Laßt die Hunde bellen: der Weise wandelt, wie der hohe Mond, ruhig fort. Nichts übel gedeutet, liebster einziger Freund; ich denke nur, Ihre Seele ist über alles dies zu weit erhaben, als sich in Gefechte mit Zwergen einzulassen" (AHN., S. 84). —

„Vor dir glänzt Tugend, Wahrheitslicht,
Wie aus eines Engels Angesicht",

schwärmt V. 192 flg. Satyros von Psyche. Herder bat Caroline einmal: „liebstes einziges Mädchen, versprichst Du mir bei Deinem Bilde, von nun an meine völlige Richterin zu sein? Richterin über alles, Denkart, Geschmack, Herz, Gefühl — o wenn Sie das wären! Wenn Sie mir sagen, auch nur winken würden, o

Dein Oberrichteramt,
Wie liebenswürdig wär' es!"

(AHN., Bd. 3, S. 141).

Das „arme Mägdelein", wie sich Psyche V. 194 nennt, ist sicher dem Leben abzulauschen gewesen, da sich Caroline auch in Briefen oft so nennt: „ein kleines armes Mädchen" z. B. S. 131; 220, „ein armes kleines Menschenkind" S. 273. Klingt nicht auch die ganze Stimmung von V. 195 wieder in Briefworten wie: „Bin ich doch ein Mädchen und arm und furchtsam, wie sollt' ich reden?" (S. 296). —

V. 198 flg.:

Dies Herz mir schon viel Weh bereit't;
Nun aber stirbt's in Seligkeit

passen wörtlich auf Caroline überhaupt, die um den Bruder, vom Schwager und auch wegen der langen Nichterklärung des Geliebten viel gelitten hatte, und zusammen mit den folgenden Versen zu solchen Geständnissen insbesondere wie, daß sie „ein Himmelreich" in des Geliebten „Herzen gefunden" habe (AHN., Bd. 3, S. 284), oder: „Was wird aus mir werden, wenn ich einmal bei Dir sein werde, auf Deinem Schoß, an Deiner Engelsbrust — Du, Du mein Herder, wirst mir Leben und Seligkeit und Himmel und neue, große Seele geben ... Deine Briefe sind alles, alles, was Himmel und Elysium heißt. Hier sind meine leeren, schwachen, verlangenden Arme, die ich tausendmal des Tages nach Dir ausstrecke und um Deinen Hals werfe und die jeden Baum, der mir Schatten und Freude giebt, für Dich, mein Einziger auf der Welt, umfassen" (S. 346).

V. 221—223 mit Satyros' Hinweis auf sein „ungekämmtes Haar", seine „nackten Schultern, Brust und Lenden, seine langen Nägel an den Händen" wollen im wesentlichen nur an die unvermeidlichen Kennzeichen der noch unverzierten Urmenschen erinnern. Doch sträubte sich Herders Haar damals wirklich noch gegen steife Frisur; die Braut denkt sich's wenigstens „komisch", ihn als Generalsuperintendent mit hohem Toupé sehen zu sollen, und verbietet sich anderseits eine Perücke bei ihm (AHN., Bd. 3, S. 448).

V. 228—237 mit dem Ausfall gegen die Lässigkeit und Unnatur der Kleider und dem Preise der reinen nackten Natur sind der deutliche, absichtlich verstärkte Widerhall von Herders Preis der nackten Griechenschönheit schon in den Entwürfen zur Plastik und in ihrer Ausführung von 1770: Bd. 8, S. 88, 89, 102, 132—138. Namentlich S. 132 wird ähnlich, wie V. 232—234, was als Not in der Natur da sei, für die Kunst als Gewöhnung an „unnütze Unentbehrlichkeiten", als Verwandlung des Undings von Gewand zum Wesentlichen der Kunst und damit als Zerstörung ihres Wesens bezeichnet. Über Sklaverei in Sitte und Kunst, wie V. 235 und 243, eiferte Herder, wenn er in der Plastik von 1770 gegenüber der Freiheit und Unabhängigkeit der Griechen in Leben und Kunst (S. 137), in Schönheit, „wie man aus den Händen der Natur kam" (S. 102) über „das Standesmäßige, feierlich drückende Gewand", über „das schwerere steifere Ceremoniell, ein drückendes Übliche" in Kunst und Leben der Römer redet und über die christliche Zeit und Kunst sagt: „Bei uns ist alles verhüllend: Wohlstand und Moral, Geschmack und Zeitgeist der Religion. Und daher auch alles verhüllter: Körper

und Geist, Herz und Sitten" (S. 136). Er sang ebenso in einem Gedichte aus Bückeburg (AHN., Bd. 3, S. 96 flg.): [hier] „Sind alle Sklaven fie!" und: „Ach, unser freies Vaterland, Was Sklaven nur gebiert"; und auch in dem „Gemälde des werdenden Tages der Schöpfung" stellt er der natürlichen Freiheit der ersten Menschen „die Sklavendenkart unsres Jahrhunderts" entgegen (SWS. Bd. 6, S. 156). Auch das Eifern gegen die Städte (V. 244) findet sich bei Herder: „Wie fliehen sie das eingekerkerte Städteleben" (SWS. Bd. 6, S. 152), oder: „unsre eingekerkerten Geschäfte" (S. 153).

Namentlich ist auch V. 239 „Nichts Ganzes habt ihr allzusamt" ein echt Herderscher Tadel. Im „Ursprung der Sprache" steht schon die Klage: „Gleichsam nie der ganze Mensch" (Bd. 5, S. 98); dagegen heißen in den Entwürfen zum „Shakespear", wie wir schon sahen, dessen Gestalten lauter „noch ganze Menschen" (S. 233), und im „Briefwechsel über Ossian" heißt es von den Naturmenschen, sie erfaßten „noch den ganzen Gedanken mit dem ganzen Worte" (S. 181). Auch Caroline hat solchen Tadel gehört. „Was mir, schreibt sie, Leichsenring trocken ... sagt: 'Sie sind ... alles nur halb', das kleiden Sie ... in einen andern Ton, der ... im Grund doch nichts anderes sagen will" (AHN., S. 151).

V. 249—255:

Da eure Väter neugeboren
Vom Boden aufsprangen,
In Wonnetaumel verloren
Willkommenlied sangen
An mitgeborner Gattin Brust
Der ringsaufkeimenden Natur,
Ohne Neid gen Himmel blickten,
Sich zu Göttern entzückten

enthalten eine Schilderung der goldnen Zeit, die an das Morgengemälde vom Weltenfrühling erinnert, von dem am Schlusse des „Werdenden Tages der Schöpfung" die Rede ist: „Minna mahlte mein ganzes Morgengemälde der Schöpfung in eine Geßnersche Farbe, ein Dichter, wie sie meinte, der mit Recht ein Sänger der Morgenröte genannt werden könnte, da seine schönsten Gemälde der Natur und Empfindungen der Unschuld ihr immer die Idee eines Frühlingsmorgens und einer neuerwachten Seele mitbrächten ..., und unser Morgengemälde belebte sich mit dem Schönsten, mit dem Gemälde häuslicher und kindlicher Liebe und Glückseligkeit" (SWS. Bd. 6, S. 157).

Im besondern „die Lust an sich selbst", V. 257, und die Wendung „Seinem Busen vertraut [sein]", V. 262, gehen vielleicht auf eine Schilderung des naiven, des unschuldig natürlichen Menschen zurück, wie sie Herder

schon vor Straßburg niedergeschrieben hatte, mit Beziehung auf den Satyr der griechischen Kunst: „Naiv in der Stellung ist: sich selbst gelassen, wie Myrons Satyr, da er die Pfeife bewegt, wie Kind, Jüngling u.s.w., also gleichsam: man ist, wie man ist, wie man aus den Händen der Natur kam, neu (naif) oder im Deutschen: sich selbst treu, ungezwungen, in seiner ordentlichen Consistenz“ (SWS. Bd. 8, S. 102).

Für die „Entzückungen“ des ersten Menschen zur Gottheit sind schon im Verlaufe der Darstellung mehrere Beispiele anzuführen gewesen. Nur eine Strophe des Morgensanges „Die Schöpfung“ sei noch hinzugefügt:

> Ich — wie Gott! da tritt in sich
> Meine Seel' und denket Mich!
> Schafft sich um und handelt frei,
> Fühlt, wie frei Jehovah sei!

Auch in den Prosaentwürfen zur „Ältesten Urkunde“ heißt es von den dem ersten Menschenpaare verglichenen Morgenländern schon: „Wie fliehen sie unsre eingekerkerten Geschäfte! Götter auf der freien Erde, Statthalter des Naturkönigs, der Elohim einer zu sein!“ Auch heißt der Mensch öfter das zum Genießen der Erde bestimmte Herz (vergl. V. 134): „Alle Reize der Natur, die ganze verstreuete Pracht der allgemeinen Mutter (vergl. V. 254), was wären sie ... ohne das Herz, das sie genießt!“ (S. 148), und was wäre das ganze Morgengemälde ohne einen Blick, der es genösse? Alle Reize ... ohne Herz, das sie fühlt!“ (S. 149). Ebenso gehört im einzelnen noch der „Siechling“ V. 258 zu den damals bei Herder beliebten Bildungen: „Neuere Witzlinge“ heißen S. 152 und „Kleinlinge des Jahrhunderts“ S. 445 die, welche die Rechte des Herzens, die Göttlichkeit des Menschen wegvernünfteln wollen.

Einen besonders spitzen doppelten Stich gegen Herder wird man nun aber vollends in den Worten finden müssen:

> Selig, wer fühlen kann,
> Was sei: Gott sein! Mann!
> — — — — — — — — —
> Nicht kränklich erwählen,
> Mit Bereiten sich quälen“ (V. 260 flg., 270 flg.).

Herder kam ja immer nicht zur entschiedenen Wahl, so daß die vergebens auf seine bestimmte Erklärung harrende Braut sogar einmal schrieb: „Sie selbst lernen mich noch immermehr kennen, Sie sind freier und freier noch im Wählen“ (AHN., Bd. 3, S. 131); und lange Vorbereitungen liebte er oft für seine Schriften so wenig, wie er sie für die Einrichtung seines Hausstandes möglich fand. Der schlimmste Stich war aber jedenfalls mit der Umwandlung von: „Gott sein! Mensch“ in „Gott sein!

Mann!" beabsichtigt, ein ganz persönlicher. Wie auch Herder sich Gott fühlen mochte, dafür zeugt am deutlichsten die Briefstelle: „Denken Sie, liebe Flachsland, insonderheit bei dem kleinen glücklichen Völkchen [in Wielands 'Goldnem Spiegel'] und ihrem Gesetzbuch und ihrem Emirsgast — und im letzten Teil bei der Erkennung des jungen Menschen, der Gott seines Volks wird — daß ich auch das gelesen und — — —" (AHN., Bd. 3, S. 305). Die Gedankenstriche verraten uns doch Herders Wunsch, auch ihr und seiner Zeit Gott zu werden. Entsprechend schreibt Caroline: „Alles, was Du redest und thust, ist mir so gut wie Evangelium; und wenn ich an Gott denke oder den Himmel hinauf sehe, so denke ich immer an Dich, so nah bist Du allem Heiligen bei mir" S. 398). Herder legte 1769 im „Journal meiner Reise" (SWS. Bd. 4, S. 349) das Selbstgeständnis ab: „ich hatte Stunden, wo ich keine Tugend, selbst nicht bis auf die Tugend einer Ehegattin, ... begreifen konnte! ... Nichts als menschliches Leben und Glückseligkeit ist Tugend ... Zu viel Keuschheit, die da schwächt, ist ebensowohl Last, wie zu viel Unkeuschheit ... Gespielin meiner Liebe, jede Empfindbarkeit, die du verdammest und ich blind genug bin, um [sie] nicht [an]zu erkennen, ist auch Tugend und mehr als die, wovon Du rühmest und wovor ich mich fürchte. Du bist tugendhaft gewesen: zeige mir Deine Tugend auf. Sie ist Null, sie ist Nichts. Sie ist ein Gewebe von Entsagungen." Den Freunden Herders entging es natürlich nicht, daß er in seinem Verhältnis zu Caroline noch denselben Kampf kämpfte, einem heißen Empfinden, mit dem er in den Briefen thatsächlich spielt, die That der Entsagung abzuringen. „Feuriger Jüngling", „Ungestümer", redet die Braut ihn an (AHN., Bd. 3, S. 151). Gleich in ihrem ersten Briefe schreibt sie: „Aber lassen Sie mich auf die bittre Abschiedsstunde zurückgehn; dort an Ihrem Bette, wo Sie vielleicht zuweilen auch an mich gedacht und geträumt haben, haben Sie mich verlassen. Dachten Sie nicht, daß ich mich dahin legen werde, wo sie gelegen? Ja, ich that's, und wie alle Thränen verweint waren, dann fühlte ich (o lassen Sie mir hier ein wenig Sinnlichkeit!), wie süß der Ort, wo Sie geschlafen. Ich wünsche mir es jetzt tausendmal in mein Kämmerchen oder mich in jenes Kämmerchen. Doch gut; ich durfte nicht länger als eine Stunde da liegen, Ihnen nachweinen, Sie umarmen und segnen" (AHN., Bd. 3, S. 25). Herder schreibt seinerseits, als er eben mit dem „Bereiten" des Hausstandes sich quält: „Erste Unehrlichkeit also [wäre es], sie [mein Weib] in ein Bett einzuführen, das noch nicht gebettet, das von allen Seiten noch dürres Stroh ist" (S. 293). Von Liebes-, Vater- und Mutterfreuden ist öfter zwischen dem Paare die Rede, und selbstverständlich blieb diese Stimmung der Liebenden den Freunden nicht ganz verborgen.

Sehr bezeichnend unterstreicht Caroline auch in der folgenden Briefstelle den Mann: „Vergieb mir den ermatteten Augenblick, da ich ... der Sehnsucht und Erwartung nach Dir, mein Geliebter, mein braver edler Mann, unterlag, aber dies bekannte und darüber seufzte. — O mit welchem Stolz und Wollust denke ich mich Dein Weib“ (S. 406). Auch die Verse

> „Entäußert bis auf die Haut
> Sich alles fremden Schmucks,
> Und nun ledig alles Drucks
> Gehäufter Kleinigkeiten, frei
> Wie Wolken, fühlt, was Leben sei“

klingen fast wie Persiflage eines Herderschen Briefergusses: „ich will mir unser briefliches Leben doch als ein Leben voll ungleich mehr Zwecks und Wesens und Genuß der Menschheit denken ... Die Zeit meiner Eitelkeit ist vorbei ... und ich sehne mich nach nichts so sehr, als jetzt in Natur, Wesen und Wahrheit zu leben ... und in Ihrem Schöß und an Ihrer Brust, freies, liebes ... lebensvolles Mädchen! gleichsam zu verjüngen. Rang und Lumpenpracht haben mich seit langem nicht gereizet ... Tag und Nacht sind jetzt alle meine Gedanken dahin gerichtet, alle Lappen wegzuwerfen und bloß ein Mensch zum Zweck auf der Welt zu werden“ (AHN., Bd. 3, S. 401).

Endlich eine merkwürdige Parallele auch zu V. 475 flg.:

> Ich that euch Eseln eine Ehre an,
> Wie mein Vater Jupiter vor mir gethan.

Sie steht in einer Besprechung der Frankfurter Anzeigen von 1772 und mußte also Goethen bekannt werden. Dort hat Herder (SWS. Bd. 5, S. 461) geschrieben: „Man giebt es gern zu, daß solche Sätze, solche Vorurteile bei Leuten schädlich sein können, bei denen schon alle Funken glühen und nur noch ein Windstoß kommen darf, sie zur Flamme zu vereinigen — ich gebe es zu, daß jener junge Asot Chäreas an Jupiters Gemälde ein Complementum libidinis finden und ausrufen kann: cur ego homuncio non!

Ich bin zu Ende und darf den Nachweis gelungen erachten, daß gegen 1773 der junge Herder Gedanken und Stimmungen gerade genug bietet, die — nicht in jeder Einzelheit, aber doch in ihrer wesentlichen Färbung — Goethe bekannt genug waren, um seiner Satyrmaske daraus Leben und Saft zuzuführen. Was sonst in der Rolle noch steckt, wieviel er zumal nach den Anklängen an den „Faust“ und nach Goethes eigener Zusammenstellung des „Satyros“ mit dem „Prometheus“ (An Zelter, 11. Mai 1820) auch vom Dichter selbst mitgemachtes und mitempfundenes Titanentum widerspiegelt, geht uns hier nicht an, da wir

nur die Richtigkeit der Schererschen Vermutung über den vorwiegend Herderschen Einschlag des Gewebes erhärten wollten. Immerhin mag es ausdrücklich gesagt sein, daß auch wir im „Satyros“ trotzdem nicht bloß Satire gegen Herder, sondern überhaupt ein geniales Zeitbild aus dem Sturm und Drang sehen, das durch die lebensvolle Zeichnung nach dessen Modell Leben, aber durch den schaffenden Genius typische Gültigkeit erlangt hat. Auch von ihm gilt, was Goethe von seinen Dichtungen überhaupt gesagt hat, „daß bei besonderen äußeren, oft gewöhnlichen Umständen ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebt“.

Sprechzimmer.

1.

Schweizerdeutsch.

Ein treffliches Buch: „Johann Jakob Bodmer, Denkschrift zum CC. Geburtstage. Veranlaßt vom Lesezirkel Hottingen und herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee“. Zürich, Kommissionsverlag von Alb. Müller, 1900. IV 418 S. Ich habe mir beim Lesen einige mir auffällige Wörter und Wendungen notiert, die hier abgedruckt werden mögen.

übel sein an = abgeneigt sein, übel zu sprechen sein auf: „in allem war er, wie der Nekrolog von Rudolf Schinz rühmt, 'dem Luxus herzlich übel an'“. S. 56. Die Fügung fehlt bei Heyne.

Bewerbung: aus dem Testamente Bodmers S. 72: „daß mein oberes Haus und das kleinere an der Mauer nebst Ausgeländ, Feldlin und Gärten ... zur Besitzung, Bewerbung und zum Gebrauche einer zweiten Töchterschule gewidmet werden.“ Vergl. über das Wort Dr. J. Ernst Wülfing in dieser Zeitschrift XIV S. 312. Hier bedeutet es offenbar „Bewirtschaftung“; so lassen sich auch die dort angeführten Stellen erklären.

ins Todbett kommen: „als ein junger Mensch ... ins Todbett kam“, Brief Bodmers an Sulzer 1767, S. 102.

Ausmaß: „Das griechische Theater war nach Bodmers Auffassung eine Erziehungs- und Lehranstalt, in der ein jeder Bürger ein gehöriges Ausmaß von Staatsweisheit und Rechtsgrundsätzen erhielt.“ G. Tobler, S. 117 flg. Das Wort fehlt bei Grimm, Heyne.

Dolch als schwaches Maskul.: „den Dolchen aus dem Leibe des Erschlagenen herausziehen“, aus Bodmers Friedrich von Toggenburg, S. 123. Grimm giebt Beispiele aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Tochter, schwacher Plural: „Wollet ihr die Übelthaten der Wut sehen, ... Mütter, die ihre Söhne, Töchtern, die ihre Schande beweinen?", aus Bodmer, Die Schweizer über dir, Zürich, S. 128; fehlt bei Heyne.

Urhaber = Urheber, Schöpfer: „er vergreift sich an der Natur und an dem Urhaber der Natur", Bodmer, S. 129. Heyne führt nur ein Beispiel aus dem 16. Jahrh. an.

ablaufen: „Zur Sihlbrücke! Lasset euch die Brücke nicht ablaufen!" Bodmer, S. 130. Grimm giebt Beispiele aus Fronsperg Kriegsb. 3,145b, 142 und aus Luther; sonst nur übertragen: jemandem den Rang ablaufen.

Brückeladen: „ich stritt mit den andern auf der Brücke, bis ich einen Stich durch den Brückeladen herauf empfing", Bodmer, S. 131. Das Wort fehlt bei Grimm; dieser giebt jedoch unter Laden ein Beispiel aus Boners Edelstein 76, 64: „ûf der brugge laden" (Brückenbohlen); „die Bedeutung lebt noch heute im bayerischen und alemannischen Sprachgebiete".

unanständig: „Es ist unsern Herren unanständig" (= steht ihnen nicht an, paßt ihnen nicht), Bodmer, S. 132. Die Bedeutung fehlt bei Heyne.

anklaumen: „daß ihre Mitbürger ... von einer Gebetglocke zur andern so auf dem Stuhle gar angeklaumt sitzen", Bodmer, S. 132. Das Wort fehlt bei Grimm, Heyne.

vergeben: „seine Begierden dem allgemeinen Wohl vergeben" (= aufopfern), Bodmer im Rudolf Schöno, S. 142 (Goed.[2] IV. S. 11, Nr. 111); Grimm belegt diese Bedeutung nicht, ebenso Heyne.

Zusammenschwörung: „Die gerechte Zusammenschwörung" Dramentitel Bodmers; vergl. conjuratio.

verleckern: „Die guten Zeiten haben euch verleckert" (= mutwillig machen und verderben), Bodmer, S. 146; zu lecken = mutwillig ausschlagen? Das Wort fehlt bei Heyne.

Ausspenderin: „ich will sie zu meiner Favoritin machen, sie soll die Ausspenderin meiner Gunstbezeugungen werden", Bodmer S. 147. Grimm giebt nur Ausspender: „darüber war ich ausspender und hatte es in meiner verwahrung", Schweinichen.

schonen mit Dativ der Person: „ich will dir schonen, wie dein gottloser Sohn mir schonen würde", Bodmer, S. 149. Paul giebt ein Beispiel aus Pestalozzi, Heyne eines aus dem Züricher Maaler (16. Jahrh.).

anschuldigen mit Accusativ der Sache und Dativ der Person: „der Beweis der That, die mir angeschuldigt wird", Bodmer, S. 150. Diese Fügung fehlt bei Grimm, Heyne.

gattlich: „Mit den litterarischen 'Gemählden' verhält es sich wie mit den wirklichen, ohne Rahmen sind sie nicht gattlich", Betz, S. 165. Grimm bezeichnet das Wort nur als landschaftlich gebraucht.

Maulverliebter: „Gleim ist ein phénomène von einem Maulverliebten“, Brief Bodmers an Schinz, S. 185. Das Wort fehlt bei Grimm, Heyne.

steckköpfig: „weder Mißerfolg noch abmahnender Freundesrat vermochten den steckköpfigen Eifer des schreiblustigen Dramaturgen zu brechen“, Betz, S. 205. Das Wort fehlt bei Heyne.

Lebhafte, Femininum: „Jedermann sagt, ... daß dieses unschickliche Sujet mit einer reizenden Lebhafte geschrieben sey“, Bodmers Tagebuch, S. 206. Das Wort fehlt bei Grimm, Heyne.

Splitterrichterei: „mit pedantischer Splitterrichterei“, Betz, S. 232, fehlt bei Heyne.

Wohlstand = Wohlanständigkeit: „gewisse Vorspiegelungen der Sitten, einen tugendbedeutenden Wolstand, eine Artigkeit, die von der Einfalt der Natur sehr entfernt ist“, Bodmer, S. 283. Heyne bringt ein Beispiel aus Gellert.

eingesperrt = beschränkt: „ein Gedicht muß dann die Vorwürfe leiden, welche gleich eingesperrte Geister (vorher steht: „eingeschränktes Auge“) sich nicht gescheut haben dem Bau des Himmels und der Erde zu machen“, Bodmer, S. 283. Grimm giebt für das Verbum Beispiele aus Goethe, Schiller, Jean Paul, keine fürs Adjektiv.

Ansprache: „Wer in dem Fegefeuer oder dem Paradiese (Dantes) solche Affekte und Entzückungen sucht, ... der sieht sich nach etwas um, worauf der Poet hier nicht Ansprache hat machen wollen“, Bodmer, S. 286. Grimm giebt Beispiele für „Ansprache zu, an“, nicht für „Ansprache auf“, ebenso Heyne.

Elberfeld. Oberlehrer **Karl Schmidt.**

2.

Zu XV, 726 flg. der Zeitschrift.

Zu dem „Verzeichnis der in der Kölner Mundart vorkommenden Fremdwörter“, das nicht nur als Beitrag zur Geschichte der Fremdwörter im Deutschen, sondern auch wegen der nicht geringen Zahl an Fremdwörtern, die geradezu sogenannte Volkswörter geworden sind, nützlich und dankenswert ist, sei es gestattet, einige Bedenken anzubringen. H. Boll vermerkt S. 726: „afreislich (frz. affreux), schrecklich“: doch vergl. mhd. vreislich „schrecklich“, vreise „Schrecken“; ist die bei Lexer, Mhd. Wörterbuch verzeichnete Etymologie zu got. fraisan „versuchen“ auch fraglich, so ist schon wegen des in jeder Gattung der mhd. Litteratur äußerst häufigen Gebrauches des Wortes die Ableitung aus dem Französischen unglaubhaft; Angleichung aber an das französische Wort mag wegen des vorgeschlagenen a in afreislich vorliegen. — „Amperig,

säuerlich" wird von frz. amer abgeleitet: aber es besteht Urverwandtschaft mit lat. amarus; vergl. mhd. ampfer, nhd. Sauerampfer. — „Butz, der Kuß" stellt B. S. 727 zu polnisch buzia „Mündchen" und vermutet Verwandtschaft mit frz. pousser: doch ist das Wort zweifellos = Buß, das schon Luther kennt, bairisch Busserl. Man stellt das Wort zu lat. basium, basiare. — „Diskerêre" entstand aus frz. discourir, nicht discuter. — Falls „et fiselt, es fällt Staubregen" (S. 728) wie „Fisil, Fisel, Kleinigkeit" von span. fisil „geringfügig" herkommen soll, so möchte ich zum Vergleich auf ostthüringisch „es nieselt", in gleicher Bedeutung, hinweisen: die gleichartige Bildung beider Verba könnte, zumal wenn der ostthür. Ausdruck von niesen abzuleiten wäre, doch auch für das kölnische Dialektwort einheimischen Ursprung vermuten lassen. — Warum „Klau, Pfote" aus engl. claw entlehnt sein soll, ist unerfindlich: das Wort ist doch gemeingermanisch (vergl. Kluges Wörterbuch 5. Aufl.). „Kniep, Taschenmesser" (S. 729) von engl. knife herzuleiten liegt auch kein Grund vor; die Zusammengehörigkeit mit kneipen liegt auf der Hand; vergl. übrigens Kneipzange, wo die ähnliche Vorstellung des Zusammenklemmens zu Grunde liegt, wie bei dem (zusammenklappenden) Taschenmesser. — Ebenso wird man „knuffeln, drücken" nicht als Lehnwort aus engl. knubble gelten lassen: vergl. das Grimmsche Wörterbuch unter knüffeln. Ist übrigens hierzu das Adjektiv knufflig „schwierig" zu stellen? — Desgleichen wird „matsche, beschmutzen" einheimisch sein; das Grimmsche Wörterbuch stellt matschen zu mantschen, manschen, einer Intensivbildung zu mengen; ostthür. sind beide Formen in fast gleicher Bedeutung üblich: die ohne Nasal etwa = mit Wasser oder einer andern Flüssigkeit unvorsichtig oder auch unsauber umgehen, die andere = ein schlechtes, flüssiges Gemengsel herstellen. — S. 730 soll „men, weniger" aus dem spanischen menos stammen; got. mins, ahd. mhd. min sind mit lat. minus urverwandt! — Inwieweit „Mottecopp 1. ein geheimnisvolles Buch" span. motes copia seine Entstehung zu verdanken habe, entzieht sich meiner Kenntnis; daß aber dasselbe Wort unter Nr. 2 „ein Schimpfname" Anlehnung an Kopf aufweist, steht sehr zu vermuten. Kann nun der erste Bestandteil nicht deutsch „Motte" sein? Im Deutschen Wörterbuch V, 1760 ist belegt: Grillen, Würmer, Mucken, Hummeln im Kopf haben. Auch volksetymologische Umbildung nach frz. marotte „Narrenkappe" ist nicht von der Hand zu weisen. (Vergl. die Redensart „das ist eine Marotte von dir" = Thorheit.) Mit welchem Grunde B. auf S. 732 „träcke, ziehen; verträcke, ausziehen" als Fremdwort bezeichnet, verstehe ich nicht. — „versumfeit, verdorben" wird zu engl. forfeit gestellt; ich kenne „verbumfiedelt" als studentische Bildung: sollte da nicht eine andere Herkunft zu ermitteln sein? — Zu „ver-

habbeln, sich verschwätzen", das V. aus span. hablar entstanden sein läßt, möchte ich, ohne allerdings eine lautliche Beziehung dazu zu behaupten, thür. sich verhebbern (mit Wort oder That) erwähnen. — Zum Schluß: stammt „em Thrôhn, betrunken" wirklich aus en train de boire? Der mitteld. Ausdruck im Thran sein, ganz thranig sein „ohne rechte Besinnung" ist freilich noch nicht genügend erklärt.

Sondershausen. F. Weidling.

3.

Die Präposition ob mit Genitiv.

Ich würde mich nicht wundern, wenn ich in einer Zeitung lesen würde, daß einer ob seiner Verdienste auf irgend einem Gebiet in den Adelsstand versetzt worden sei oder sonst eine Auszeichnung erhalten habe. Sehe ich doch aus Grimms Wörterbuch VII, 1050, daß der Genitiv bei „ob", wenn es den Grund und Anlaß bezeichnet, also wie „wegen" steht, schon bei Stollberg und Schiller gefunden wird.

> Ihr staunet mich an, ihr seid
> verwundert ob des seltsamen Gerätes
> in meiner Hand.
> (Jungfrau von Orleans, Prolog 3.)

Nicht ganz einverstanden bin ich, wenn dieser Genitiv bei Grimm „wohl durch ausgelassenes wegen" erklärt wird: „Da hat es (das Pferd) ob solches wegen über einen Berg herabgestürzt." (Esels Adel, 1617, 12) Ich glaube, daß einfach die Analogie von „wegen" diesen Genitiv herbeigeführt hat. Aber erstaunt bin ich, wenn ich in der Arbeit eines Universitäts-Professors in einer von einem anderen Universitäts-Professor herausgegebenen Zeitschrift[1]) lese, Luther habe gesagt:

> „Lasset uns hart halten ob der Sprachen, denn sie sind die Scheiden, in denen das Messer des Geistes steckt."

Grimm führt (Sp. 1049) die Redensart „ob einem halten" im Sinn von „zu einem halten, an etwas festhalten, zum Schutze oder aus Anhänglichkeit und Treue" an; belegt sie auch mit zwei Stellen aus Luthers Bibel (Ps. 38, 21, Tit. 1, 9,) und vier andern aus Aventin, Ringwald und Rayrer. Natürlich ist hier ob überall mit dem Dativ verbunden. Und so hätte es selbstverständlich auch Luther gehalten an der gemeinten Stelle, nur daß er an derselben, wenigstens in dem mir vorliegenden Druck, gar nicht „ob", sondern „über" schreibt. Die Stelle steht in dem Sendschreiben: „An die Bürgermeister und Ratsherrn aller

1) J. Meinhold in Bonn, Das Studium des Hebräischen und die evangelische Geistlichkeit in: Monatsschrift für die kirchliche Praxis, herausgegeben von Prof. O. Baumgarten in Kiel. Sept. 1901, S. 320.

Städte Deutsches Landes, daß sie Christliche Schulen aufrichten und halten sollen" und heißt dort (Altenburger Folio-Ausgabe T. II, 804 flg.):

> „So lieb als uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten."

Und erst in einem weiteren Abschnitt derselben Schrift heißt es dann:

> „Die Sprachen sind die Scheiden, darinnen diß Messer des Geistes (nämlich das Evangelium) stecket; sie sind der Schrein, darinnen man diß Kleinod birget; sie sind das Gefäß, darinnen man diesen Trank fasset; sie sind die Kemnat, darinnen diese Speise lieget."

Ich meine, eine so edle Scheide des Geistes, wie es die deutsche Sprache ist, sollte man etwas sorgfältiger handhaben, als es in diesem Beispiele geschehen ist und in unserer viel schreibenden Zeit leider nur zu oft geschieht, vollends wenn man einen Meister der Sprache wie Luther reden lassen will.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

Kleine Mitteilungen.

Kunsterziehungstag in Dresden. Die Verhandlungen und Vorträge des Kunsterziehungstages, der Ende September 1901 stattgefunden hat, haben in weiten Kreisen so viel Interesse erweckt, daß sie auf Anlaß der Veranstalter nunmehr als eingehender Bericht in Gestalt eines handlich lesbaren Buches erschienen sind. (R. Voigtländers Verlag in Leipzig.) Um den wichtigen Fragen an allen beteiligten Stellen, besonders unter den Lehrern und in den Familien, möglichst weithin Eingang zu schaffen, haben die Veranstalter den Preis des Werkes äußerst niedrig bemessen.

Von Ernst Beyer, dem ehemaligen Schriftleiter der Leipziger Lehrerzeitung, ist soeben im Verlage von Alfred Hahn in Leipzig erschienen: **„Sokrates"**, Trauerspiel in 5 Akten. (Preis M. 2.—, in Originalband M. 2.80.)

I. Boock, Johannes, Methodik des deutschen Unterrichts in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Berlin 1901. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. gr. 8°. VIII u. 266 S. M. 5, geb. M. 6.60.

II. Boock, Johannes, Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Grammatik. Für höhere Lehranstalten. Berlin 1901. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. gr. 8°. VIII u. 128 S. geb. M. 1.40.

Beide Arbeiten verdienen die beste Empfehlung und weiteste Verbreitung um so mehr, als sie eine von den Lehrern des Deutschen, ins-

besondere in den unteren Klassen längst schmerzlich empfundene Lücke trefflich ausfüllen. Während nämlich über die methodische Behandlung des deutschen Unterrichts in den oberen Klassen eine umfangreiche Litteratur vorliegt, vermißte man bisher feste methodische Grundlagen bezüglich des didaktischen Verfahrens auf den vorbereitenden Stufen fast gänzlich, namentlich aber war die wichtige Frage über die gegenseitige Belebung und Befruchtung von Lektüre, Grammatik und Stilübung in den unteren und mittleren Klassen noch nicht in Angriff genommen, geschweige denn irgendwie genügend gelöst werden. Verfasser hat nun, hauptsächlich unter voller Würdigung der Bedeutung des deutschen Unterrichts in den Klassen Sexta bis Quarta, der bis jetzt gewöhnlich als etwas Nebensächliches galt, bis ins kleinste Detail hinein nachgewiesen, daß sowohl das Deutsche und die anderen Lehrfächer als auch die einzelnen Lehrgebiete innerhalb der Muttersprache selbst ineinandergreifen und daß die deutsche Grammatik ein unerläßliches Hilfsmittel für Fremdsprachen und für den deutschen Ausdruck ist, daher unbeschadet vorzugsweiser Betonung des Inhalts der Lesestücke viel eingehender als bisher und zwar nach der Induktion, Analyse und Synthese getrieben werden muß.

Das Buch behandelt in drei Abschnitten einzeln die Lektüre, die Grammatik und die Stilübungen in erschöpfender Weise. Am Schlusse jedes Abschnitts giebt Verfasser stets eine kurze, sehr gediegene Übersicht über die gewonnenen Resultate. Die einschlägige Litteratur, namentlich die Arbeiten von Rudolf Lehmann, F. Kern, Münch, O. Lyon, K. Th. Michaelis, G. Schulze u. a. sind mit richtigem kritischen Verständnis benutzt; die nicht selten, namentlich in I, S. 58 gegen Kern, der nach Boocks zutreffender Meinung stets das grammatisch Richtige im Auge hat und das logisch Richtige gar nicht berücksichtigt, gerichtete Kritik ist nur zu billigen.

Das Hilfsbuch enthält die praktische Anwendung der in der Methodik vorgetragenen Lehren, d. h. es führt die Formenlehre, die Lehre von den satzbildenden Elementen, von den näheren Bestimmungen, von den Nebensätzen, vom zusammengesetzten Satz und von der Form der Rede systematisch vor, überall vom induktiven Standpunkt aus und unter Voranstellung von Anschauungsbeispielen vor die Regeln. Meistenteils steht das zu behandelnde Sprachgesetz in Frageform an der Spitze. Die Interpunktionslehre wird, wie im Unterricht auch sonst schon üblich, in den grammatischen Lehrstoff hineingezogen und namentlich beim zusammengesetzten Satze behandelt, die grammatische Analyse durchgehends mit Rücksichtnahme auf die Satzteile, die Wortklassen und die Interpunktion, anderseits die Satzkomposition synthetisch durchgeführt.

Sachliche Irrtümer haben wir in beiden Werken nirgends gefunden, auch ist die Darstellung überall einfach und klar, dabei aber streng logisch gehalten.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Th. Jakob, **Das Präfix er in der transitiven mittel- und neuhochdeutschen Verbalkomposition.** Wissenschaftliche Beilage zum 31. Jahresberichte des Königl. Realgymnasiums und der Höheren Landwirtschaftsschule zu Döbeln. Ostern 1900. Döbeln 1900. XXXXVIII S. gr. 8°.

Die mhd., nhd. Partikel er (got. us, ur, ahd. ur, ar, ir, er) ist, wie die gotische Präposition us zeigt, identisch mit der Präposition. Während diese aber als selbständiges Wort im Mhd. als ûz, im Nhd. als aus erscheint, erlitt sie als untrennbares Präfix beim Verb infolge ihrer Tonlosigkeit hinsichtlich der Form eine Schwächung und Verdunkelung. Mit er konkurriert häufig das Präfix be.[1]) Der Verfasser behandelt nun im ersten Abschnitt diejenigen Verba, in denen das Präfix er rein lokale Bedeutung hat[2]), und zwar bedeutet es entweder: heraus, hinaus, aus (z. B. erbickeln, ergraben, erpressen, erkiesen, ergehen u. a.) oder auf, empor, in die Höhe (z. B. erbauen, erheben, erquellen, erwegen [Christus hoch erwogen] u. a.), oder heraus und los, auseinander (z. B. erfreien, erschütten u. a.), oder zer (z. B. erbeißen, erknacken, erschellen u. a.). Ferner bezeichnet das Präfix er Verba privativa wie ergrasen = abweiden, abmähen; erlausen = reinigen u. a. Auch steht das Präfix pleonastisch, oder es verstärkt, wie erougen, erbersten, erschröten u. a.

Im zweiten Abschnitt behandelt Jakob die Verba inchoativa (S. XIV—XXVII), im dritten die Verba perfectiva (S. XXVII—XXXVIII), im vierten die Verba resultativa (S. XXXVIII—XXXXVI). Der Verfasser hat durch seine Abhandlung bewiesen, daß die Sprache einen ausgesprochenen, der Deutlichkeit dienenden Differenzierungstrieb zeigt. Indem sie andere Präfixe, untrennbare, namentlich aber trennbare mit ihrem deutlichen materiellen Inhalt, heranzieht, strebt sie von einer Mehrheit der Bedeutungen des Präfixes er auf eine Einheit, von einer Mehrdeutigkeit der er-Komposita auf Eindeutigkeit hin. Unter dem Einflusse der im Mhd., besonders aber im Nhd. in immer größerer Anzahl auftretenden er-Komposita mit perfektiver und resultativer Bedeutung

1) Vergl. Hittmair, Die Partikel be in der mittel- und neuhochdeutschen Verbalkomposition. Wien 1882.

2) Behandelt sind alle in Grimms Wörterbuch, sowie in den mittelhochdeutschen Wörterbüchern von Müller u. Zarncke und Lexer aufgezeichneten Komposita.

beschränkte sich der Gebrauch des Präfixes er auf Kosten der ursprünglichen, sinnlichen mehr und mehr auf die abstrakte perfektive und resultative Bedeutung. Denn:

1. Die rein lokale Bedeutung erlosch; wo das lokale er erhalten ist, wird seine sinnliche Bedeutung nicht mehr gefühlt, es dient als Mittel zur Verstärkung und Differenzierung.

2. Für die Inchoativa hatte die fortschreitende Vermehrung der perfektiven und resultativen Komposita eine wesentliche Verminderung zur Folge, indem

a) fast alle lokal-inchoativen Komposita ausstarben,
b) die Inchoativa mit adjektivischem Grundwort durch Eintreten der Simplicia und konkurrierender Komposita an Zahl bedeutend zurückgingen,
c) die Inchoativa mit substantivischem Grundwort veralteten,
d) fast alle Inchoativa mit verbalem Grundwort ausstarben.

Doberan i. M. O. Gläde.

Zeitschriften.

Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte. 8. Band. 2. Heft. Jahrg. 1901: Wer hat im Wandsbecker Boten auf die Kästnersche Recension des Götz geantwortet? Von Carl Scherer in Fulda. — Neue Briefe von Schubart. Mitgeteilt von Rudolf Krauß in Stuttgart. II. Briefe Schubarts von Stuttgart an seinen Sohn Ludwig nach Berlin und Nürnberg. — Die neun ersten Jahre von Goethes Ehe 1788—1797 (Schluß). Von Heinrich Düntzer in Köln. — Faustquellen. Von Max Morris in Charlottenburg. — Zu Clemens Brentano. Von Franz Schulz in Berlin. — Zur Geschichte der Heineschen Schriften. Aus den Akten des Hamburger Archivs. Von Ludwig Geiger in Berlin. — Ein unbekannter Vorläufer Martin Opitzens. Von Georg Witkowski in Leipzig. — A. Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit. Nachträge vom Verfasser.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 4. Jahrg. 1901. 7. u. 8. Bandes 8. Heft: 1. Abteilung: Der Thesaurus linguae Latinae. Von Professor Dr. Siegfried Reiter in Prag. — Wundts Völkerpsychologie. Von Professor Dr. Ernst Große in Freiburg i. B. — Rotwelsch. Von Dr. Alfred Götze in Leipzig. — 2. Abteilung: Zur pädagogischen Psychologie und Physiologie. Von Dr. August Messer in Gießen. — Der Aufbau der Handlung in Goethes Iphigenie. Von Oberschulrat Professor Dr. Martin Wohlrab in Dresden.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher &c. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42I.

Ein sächsischer Pädagog.

Von Dr. **Woldemar Schwarze** in Dresden.

Wenn wir die zahlreichen um die Entwickelung unseres geistigen Lebens hochverdienten Männer, die im verflossenen Jahre der große Schnitter Tod oft noch in rüstigster Schaffenskraft und aus glücklichstem Wirkungskreise heraus abgerufen hat ins düstere Totenreich, an unserem Auge vorüberziehen lassen und dabei unseren Blick einmal auf die Angehörigen unseres engeren Vaterlandes Sachsen richten, so leuchtet aus der Schar jener seligen Geister ein Mann besonders hervor, der echt deutsch bis ins Mark war und unsere Liebe und Verehrung in höchstem Maße verdient.

Multis ille bonis flebilis occidit!

Dies Wort, das Horaz seinem toten Freunde Quintilius Varus nachruft, gilt auch von ihm. Wir meinen **Richard Richter**, den ersten Rektor des Leipziger König Albert-Gymnasiums und Professor an der Universität Leipzig, einen Mann nicht nur von hervorragenden Geistesgaben, abgeklärtestem Urteil und reicher Erfahrung, sondern auch eine außerordentlich bescheidene, ihr lebelang aller panegyrischen Verherrlichung abholde Natur, die selbst nie daran gedacht hat, sich ein Denkmal bei der Nachwelt zu errichten. Um so mehr verdient es der treue Jugendbildner, daß ihm auch in den Spalten unserer Zeitschrift, der er wie allen der Förderung des Deutschtums gewidmeten Bestrebungen und Unternehmungen stets warmes Interesse entgegenbrachte, ein Wort ehrenden Gedächtnisses zu teil werde.

Richard Richter war der geborene Pädagog, ein wahrhaft gottbegnadeter Erzieher, ein rechter praeceptor Germaniae. Seine kraftvolle männliche Persönlichkeit, gleich ehrlich und treu im Lieben wie im Hassen, wird wohl unvergeßlich allen denen bis ins späteste Alter vor Augen stehen, die einst lernend zu seinen Füßen saßen, mochte es in den Räumen großstädtischer Gymnasien gewesen sein oder in den Hörsälen der Universität. Zu seinem hohen idealen Erzieherberufe aber, in dem er ganz und gar aufging, befähigten ihn in außerordentlichem Maße seine hervorragenden Charaktereigenschaften: seine unfehlbare Sicherheit

der Beobachtung in allen Lebensverhältnissen und Lebenslagen, seine hohe Wahrhaftigkeit, seine deutschnationale Gesinnung, seine tiefe, ungekünstelte Religiosität, endlich — last not least — sein köstlicher Humor.

In das reiche, fein entwickelte Geistesleben dieses Mannes hineinzuleuchten und an seinem segensreichen Wirken und Schaffen auch fernerstehende Kreise teilnehmen zu lassen, ist die Absicht eines kürzlich erschienenen Buches, das von pietätsvoller Sohneshand unter dem Titel: Reden und Aufsätze von Dr. Richard Richter (Leipzig, B. G. Teubner, 1902. VIII, 247 S. Mit einem Bildnis in Heliogravüre) herausgegeben worden ist. Das Buch will, wie der Herausgeber im Vorwort sagt, den früheren Schülern Richters, von Gymnasium und Universität, und seinen Freunden eine Quelle der Erinnerung sein, den Mitarbeitern und Mitkämpfern eine Rüstkammer, die gute, im Streite der Meinungen erprobte Waffen birgt; es will den Erziehern in Schule und Haus und den Reiferen unter den Erzogenen zugleich Dienste thun mit manchem Rat, der in anspruchsloser Form auf gutem Grund sich aufbaut. Mit Recht wird gleichzeitig bemerkt, daß Richter selbst seine Reden und Aufsätze bei Lebzeiten wohl schwerlich hätte drucken lassen. Denn er hielt daran fest, daß das gesprochene und das geschriebene Wort mit zu verschiedenen Mitteln arbeiten, als daß man ohne weiteres eins an des anderen Stelle setzen könnte. Und wirklich, wer ihn hat reden hören, der weiß, wie das Wort Leben gewann, wenn er es sprach in schlichtem, kräftigem und klarem Vortrag, wie es überzeugend wirkte, weil man den ganzen Mann mit einem warmen und ehrlichen Herzen dahinter stehen sah. Wenn sich trotzdem Rudolf Richter entschloß, Reden und Aufsätze seines allzufrüh verklärten Vaters der breiten Öffentlichkeit zu übergeben, so werden wir ihm Dank dafür wissen müssen. Denn das Buch enthält wahrhaft goldene Saatkörner, die, in fruchtbaren Boden ausgestreut, will's Gott, dereinst noch über das Grab Richard Richters hinaus herrliche Frucht bringen werden zum Heile unserer deutschen Jugend. Das Buch wird nicht nur für frühere Schüler und treue Freunde Richters, die auch noch nach seinem Tode immer wieder und wieder an seiner frischen Beredsamkeit und seiner warmen Begeisterung für alles Edle und Schöne sich erbauen wollen, eine Quelle lauteren Genusses sein, sondern es wird auch für alle diejenigen, die sich in unserer reformfreudigen Zeit an der Hand eines der berufensten Schulmänner Deutschlands ein Urteil über die wichtigsten Fragen der Jugenderziehung bilden wollen, ein sicherer Wegweiser sein, ja in gewisser Hinsicht verdient das Buch wegen einer Fülle anregender Gedanken ein Hausbuch der deutschen Familie im besten Sinne des Wortes zu werden.

Die aus einem großen Material mit Sorgfalt ausgewählten sechsundzwanzig Stücke Richterscher Beredsamkeit sind in die drei Gruppen geordnet:

1. Entlassungsreden und andere Schulreden.
2. Schulandachten.
3. Reden und Aufsätze für ein größeres Publikum.

In den Reden der ersten Gruppe spiegelt sich besonders schön das ideale, fast väterliche Verhältnis wider, in dem Richter zu seinen Zöglingen, namentlich seinen Abiturienten stand. Welch ernste, von Herzen kommende und deshalb auch zu Herzen gehende Worte an die der strengen Schulzucht Entwachsenen enthält gleich die erste Rede, der als Leitmotiv die Sentenz zu Grunde liegt: „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling!" „Es gehört zu den wohlthuendsten Erscheinungen in der Gesellschaft," ruft Richter seinen Abiturienten zu, „einen Menschen zu sehen, der ganz aufgeht in seinem Berufe; und es gehört zu den peinlichsten und widerwärtigsten Erscheinungen, einen Mann zu treffen, der alles andere schön findet außer seinem Berufe, der womöglich dem eigenen Sohne sagt: werde alles, nur nicht das, was dein Vater geworden ist. Daß euch der gnädige Gott behüte vor einem Schritte, der zu diesem vitam perdidi führt." (S. 8.) Wie gut passen dazu die Worte, mit denen er Michaelis 1898, nachdem er in anstrengendem Zensierungsgeschäft sich „durch etwa 7000 Nummern durchgeschlagen", seine Schüler in die Ferien entläßt, Worte, in denen er anknüpfend an seinen vor gerade 40 Jahren erfolgten Abgang von St. Afra gewissermaßen das Facit seines Lebens zieht: „Möge jedem von euch die Wahl seines Berufes so wenig leid werden, wie sie mir jemals leid geworden ist; möget ihr alle so zufrieden sein mit dem gewählten Beruf und so glücklich in ihm werden, wie ich es bis heute geblieben bin, was ich als eine der größten Wohlthaten meines Lebens dankbar rühme." (S. 135.)

Am anziehendsten für die Leser dieser Zeitschrift dürfte unter der ersten Gruppe die Abiturientenrede vom 21. März 1885 sein, die das Motto trägt: „Ein beredtes Zeugnis eurer Reife wird das Deutsch sein, das ihr redet." Der Redner geht dabei von dem Gedanken aus, daß am nächsten Tage der 88. Geburtstag Kaiser Wilhelms sei, der mit klarem Auge des Herrschers von Gottes Gnaden in Bismarck den trefflichsten Mitarbeiter am großen nationalen Werke gefunden hatte, „der mit seinem starken Arme ihn hielt gegen das Andringen der Widersacher, der Hand in Hand mit ihm ging auf der schwindelnden Brücke kriegerischen und politischen Wagnisses über die tiefe Kluft, die das Zeitalter des verachteten von dem Zeitalter des geachteten — und wenn man's draußen nicht anders haben will — auch gefürchteten deutschen Volkes trennt". (S. 23.)

Indem auf diese Weise „die häusliche Abschiedsfeier einen Zug zum Nationalen erhält", leitet er alsdann die Gedanken der Abiturienten zurück in „solche Stunden der Schulzeit, da die großen Meister der Muttersprache in ihren unsterblichen Werken zu ihnen redeten, da sie den lauteren Wein Lessingscher Rede schmecken durften, im Banne Schillerscher Sprachgewalt, im Zauber Goethescher Spracheinfalt sich fühlten". (S. 25.) Nachdem sodann an das auch von der Schule gefeierte Jakob Grimm-Jubiläum erinnert worden ist, hält der Redner den Abiturienten vor: „Ein beredtes Zeugnis eurer Reife, eurer fortgeschrittenen Geistes- und Herzensbildung im nationalen Sinne wird das Deutsch sein, das ihr redet." Freilich wurzelt auch in seiner Seele der feste Glaube an den bleibenden Bildungswert der altklassischen Studien, weil er weiß, „was der solide Humanismus der deutschen Jugendbildung zu bedeuten hat, daß dieser geisterscheidende, Maßhaltung lehrende, kraftspendende Humanismus ein kostbarer Schatz unserer Nation ist". (S. 109.) Um einem Mißverständnisse also vorzubeugen, fährt Richter an der oben angeführten Stelle (S. 26) fort, es solle niemandem scheinen, „als wollte der Leiter einer auf die beiden alten Sprachen als Hauptgrundlage gebauten Bildungsanstalt, der persönlich seit zwanzig Jahren sein Brot mit Lateinisch und Griechisch verdient und Kraft und Ehre darein setzt, das Altertum zu lehren, jetzt plötzlich eine Schwenkung machen von der Humanistik zur Germanistik und, dem Zeitgeiste huldigend, den vermeintlichen Irrwahn von der Bildungskraft des klassischen Altertums abschwören". Nein, aber engste Verbindung der deutschen mit den altklassischen Studien fordert Richter als condicio sine qua non für die Erlangung der Fertigkeit, ein reines, klares Deutsch reden und schreiben zu können. Noch in späten Lebensjahren sollen Gymnasiasten sich dankbaren Sinnes an Griechen und Römer erinnern als an die Wohlthäter ihrer Jugend, die ihnen „vor allem die Zunge gelöst haben". Sie sind auch noch heute „die großen Lehrer der modernen Menschheit, die Meister der Harmonie zwischen Gedanken und Form". „Dann freuet euch," wird den Abgehenden zugerufen, „daß euer Deutsch bei den Griechen und Lateinern in die Schule gehen durfte, daß es diesen Umweg hat machen müssen, wie denn jede Übung ein Umweg ist, daß ihr in einer Lebenszeit, wo ihr eigene Gedanken noch nicht haben konntet, die schlichten, einfältigen, eurem Fassungsvermögen entsprechenden Gedanken jener naiveren Menschheit des Altertums umzudenken hattet in eure Muttersprache und immer wieder von neuem durchzudringen durch das fremdartige Idiom zur Klarheit eines deutsch geformten Gedankens." (S. 29.)

Unter den übrigen Reden der ersten Gruppe beanspruchen ein allgemeines Interesse insbesondere noch die beiden Reden vom 2. Sep-

tember 1889 über Forderungen und Wünsche für eine nationale und neuzeitliche Ausgestaltung des Gymnasiums und vom 23. April 1898 über „Sachsen als Gymnasialstaat".

In der ersten Rede stellt sich Richter im Gegensatz zu gewissen Schwärmern, die neben einer Münze, einem Recht, einer Flagge, einer Waffe, einem Kommando auch einen Reichsstundenplan haben möchten mit der Ausführung, daß von der Memel bis zur Mosel, von der Eider bis zur Isar an demselben Tage, zu derselben Stunde, in derselben Klasse genau dasselbe doziert werde, mit aller Entschiedenheit auf den Standpunkt, daß in Fragen des Erziehungs- und Schullebens „die Pflege eines hartnäckigen Partikularismus zur nationalen Tugend wird". „Der Erziehung," so fährt er fort, „auch unserer öffentlichen Erziehung im Gymnasium müssen die Rechte einer freien Kunst vorsichtig gewahrt werden, die Freiheit in der Wahl der Lehrmittel und Lehrweisen, die Möglichkeit, daß die persönliche Eigenart des Lehrers sich geltend macht, und zwar um so mehr, je höher der Unterricht sich über das Elementare erhebt. Und dazu wird es dienen, wenn man auch die staatlichen und landschaftlichen Verschiedenheiten unseres Schulwesens, die verschiedenen Mundarten unserer deutschen Gymnasialpädagogik mit Schonung behandelt, geflissentlich konserviert als einen Reichtum, nicht einen Mangel unseres Volkslebens, als einen Zustand, der uns eine herzlichere Hingabe von Lehrern und Schülern an die nach eigener Neigung und Geschmacksrichtung zurechtgelegte Aufgabe und eine geistig mehr belebte, weil selbständigere Arbeit verbürgt und damit eine günstigere Entwickelung der geistigen Kräfte kommender Geschlechter. Den äußersten Gegensatz dazu bildet die Erstarrung und Verknöcherung eines schablonenhaften bis aufs letzte Wörtchen und die kleinste Einzelheit der didaktischen Behandlung von außen geregelten Unterrichts, der dressierte, aber nicht gebildete Menschen liefert, ein Heer gleichmäßig geschulter Sklaven, nicht charaktervoller Individuen." (S. 86.)

Die andere Rede über „Sachsen als Gymnasialstaat" ist naturgemäß für sächsische Leser besonders interessant. Richter zeigt sich hier als sächsischer Patriot im besten Sinne. In klarem, anschaulichem Vortrage wird nachgewiesen, wie gerade unser sächsisches Schulwesen trotz der geringen Ausdehnung des Landes vor einer nachteiligen Centralisation geschützt ist durch die eigentümliche Zweihäuptigkeit unseres Städtewesens, durch die zwei konkurrierenden Großstädte, die Haupt- und Residenzstadt Dresden, den Sitz der obersten Schulverwaltung, und die Universitätsstadt Leipzig, den Sitz der geistigen Schulerhaltung. In trefflichen, wohl erwogenen Worten entwickelt Richter dann des weiteren den Einfluß des ruhigen, allen gewaltsamen, sprunghaften Änderungen

abgeneigten sächsischen Volkscharakters auf die Entwickelung unseres heimischen Gymnasialwesens, indem er sagt: „Wenn gelegentlich geäußert worden ist, uns thue ein Schul-Bismarck not, so ist das genau besehen recht thöricht; eine Bismarcknatur kann auf diesem Gebiete der langmütigen Geduld und des unverdrossenen Beharrens schlechterdings nichts schaffen .... Ja, extreme Schritte sind nicht unsere Sache: wie wir in der Mitte Deutschlands wohnen, lieben wir auch Mittelwege und vermittelndes Handeln; scharf und schneidig sind nicht gerade Prädikate, die uns zukommen. Aber die Schneidigkeit da, wo sie hingehört; eine schneidige Erziehung ist ein Widerspruch in sich selbst, ein barer Unsinn. So sind wir auch bewahrt worden vor manchem aus der Zeitlage drohenden Übermaß und mancher pädagogischen Verirrung." (S. 101. 102.) Dieses weise Maßhalten in Fragen des Unterrichts und diese kluge Zurückhaltung in der Gymnasialpolitik ist in einer Zeit, in der jede neubackene pädagogische Theorie auch gleich in die Praxis umgesetzt werden möchte, doppelt wertvoll. Das Bismarckische Quieta non movere! gilt ja cum grano salis namentlich im Erziehungswesen. Mit Recht sagt daher Richter: „Auch wenn einmal neue pädagogische Ideen aufgetaucht sind, haben sie vieler Einschränkung, vieler Ausscheidung des Excentrischen und abschwächenden Angleichung an das Altüberlieferte bedurft, um in die allgemeine Praxis aufgenommen zu werden." (S. 102.) Oder an einer anderen Stelle heißt es: „Was die Wissenschaft erforscht hat, kann in der Schule nicht so heiß gegessen werden, wie es gekocht ist; es muß einen langen Abkühlungsprozeß durchmachen." (S. 103.) Am Schlusse der trefflichen Rede aber preist Richter verdientermaßen, daß gerade in Sachsen der bureaukratische Zwang und Druck im Schulleben ein so mäßiger geblieben ist, „daß wir Lehrer Gott sei Dank nicht verkörperte Paragraphen und Regulative, sondern recht freie Leute sind, die in der Ausübung ihres Berufes zum Segen für die ihnen anvertraute Jugend ihre Persönlichkeit geltend machen können." (S. 104.)

Die schon oben erwähnte tiefe Religiosität Richters, dessen Heimat, wie er selbst einmal sagt, das stille Pfarrhaus eines weltentrückten Dörfchens war, kommt zum schönsten, oft ergreifenden Ausdruck in den Reden der zweiten Gruppe, den Schulandachten. Diesen Charakterzug sehen wir nicht nur darin, daß er öfters biblische Leitmotive zu Grunde legt, so in der Rede „Der Gang nach Emmaus" (S. 112 flg.) oder in der Rede „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete" (S. 137 flg.) oder wenn er von den „ersten Pfingstreisenden der Weltgeschichte", den Aposteln, spricht (S. 127 flg.), nein, nicht bloß in diesen äußeren Anknüpfungspunkten zeigt sich sein religiöser Sinn, sondern überhaupt weht uns aus seinen Schulandachten eine schlichte, einfältige,

herzerquickende Frömmigkeit entgegen, die ebensoweit entfernt ist von heuchlerischer Frömmelei wie von selbstgefälligem Pharisäertum. Wie ernst klingt es, wenn der erfahrene Mann seinen Schülern sagt: „Es giebt wohl manche Gänge, bei denen wir gar sehr erschrecken würden, wenn Jesus plötzlich uns nahte und mit uns wandeln wollte; Gänge, auf denen wir ihn zu verleugnen und Gottes Ebenbild in uns zu schänden unterwegs sind; Gänge, bei denen wie in der Legende auf unsere erschrockene Frage: Domine, quo vadis? die Antwort lauten würde: Venio iterum crucifigi!" (S. 114.) Und wie ergreift unsere Seele seine wahrhaft kindliche Frömmigkeit, wenn der gereifte, auf eine lange Reihe erfahrungsreicher Jahre zurückschauende Mann in Demut bekennt: „Wenn wir wirklich in falschem Freiheits- und Selbständigkeitstrieb des guten Geleites (Jesu Christi) uns zu entledigen streben, um ganz unabhängig, frei von vermeintlich kindischen Vorstellungen unseren eigenen Weg zu gehen, einmal kommt doch die Stunde, wo wir in tiefster Sehnsucht mit den beiden Jüngern von Emmaus sprechen möchten: „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt!" (S. 115.) Das ist wahre, unverfälschte Frömmigkeit, die wie ein Quell frischen erquickenden Wassers aus der Tiefe eines gläubigen Herzens sprudelt, doppelt erquickend in der Zeit des hohlen, windigen „Übermenschen" von Nietzsches Gnaden. Religion will eben „nicht sowohl von dem klügelnden Verstande begriffen sein, als vielmehr von einem empfänglichen Gemüt und warmen Herzen; Religion will auch erlebt und erfahren sein". (S. 126.)

Mit außerordentlichem Geschick versteht es Richter, passende Anknüpfungspunkte für seine Schulandachten zu finden, mag er nun eigene Jugenderinnerungen, namentlich von seiner Schulzeit zu St. Afra her, so z. B. in den Reden auf S. 110 flg. und 133 flg., zu Grunde legen oder ausgehen von ernsten Erinnerungen an den Anfang des Krieges von 1870 (S. 119 flg.) oder mag er uns interessante „Eindrücke von der Einweihung der Fürstenschule in Grimma" (S. 107 flg.) wiedergeben.

Eine besonders treffliche Probe Richterscher Beredsamkeit scheint uns, um wenigstens noch ein Stück der zweiten Gruppe herauszugreifen, die zu Neujahr 1898 gehaltene Rede zu sein: „Von den Grenzen, die dem Wissen und damit der Kritik des Schülers gezogen sind". (S. 123 flg.) In klarer logischer Entwickelung wird hier dargelegt, daß der Gymnasialunterricht wesentlich darauf berechnet ist, sich nicht „durch ein schallendes und schillerndes Schlagwort, durch eine leicht nachzuplappernde Formel, durch die Verweisung auf die angebliche Autorität eines bekannten Namens, durch eine oberflächliche Notiz aus dem Konversationslexikon oder aus einem Tageblatt, durch einen auf beiden Beinen hinkenden

Vergleich, durch eine schiefe Analogie und durch ähnliches Blendwerk und Gaukelwerk, durch Windworte der Wissenschaft, was man dann moderne Bildung zu nennen liebt", imponieren zu lassen. „Wollet nicht zu viel wissen, denn ihr könnt nur weniges wirklich wissen; das Wenige aber suchet ordentlich und gründlich zu wissen. Das ist der Sinn des alten Schulspruchs non multa, sed multum!" so mahnt er seine Schüler. Heißt das nicht, den Inhalt der Weisheit des größten Denkers aller Zeiten, das Sokratische: *Σύνοιδα ἐμαυτῷ οὐδὲν ἐπισταμένῳ* in das praktische Schulleben übertragen? Dann fährt er fort: „Aus der ersten Mahnung aber folgt von selbst eine zweite: Nur der Wissende hat das Recht der Kritik; erst wisse die Sache ordentlich, ehe du ein Urteil, vollends ein absprechendes, über sie wagst", und teilt uns im Anschluß hieran einige ergötzliche Verse mit, die er einmal zweien seiner gescheitesten, aber etwas frühreifen Oberprimaner gewidmet hat, um auf diese Weise allzu kecken, absprechenden Urteilen der Jugend entgegenzutreten, die ja schnell fertig mit dem Wort, das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide. Die Verse lauten:

„In dreißig Jahren sprechen wir uns wieder:
Vom stillen Grab aus ich — will's Gott ihr beiden
Als ganze Männer, die des Amtes walten.

Dann singt ihr selber meine alten Lieder:
Der Jugend ziemt, im Tadeln fein bescheiden
Zurück das Urteil und — das Maul zu halten!"

Wahrlich, ein solcher Pädagog verstand es meisterhaft, den ihm anvertrauten Zöglingen den Ernst der Forderung des delphischen Orakels, jenes *Γνῶθι σαυτόν*, ins Herz zu prägen, und leicht muß es seinen Schülern gefallen sein, die Wahrheit des alten Satzes: Non scholae, sed vitae discimus einzusehen.

Auch in der dritten Gruppe, die überschrieben ist: Reden und Aufsätze für ein größeres Publikum, erkennen wir, wenn auch hier mehr auf gereifte, lebenserfahrene Männer und gebildete, für Unterrichtsfragen sich interessierende Frauen, besonders Mütter, Rücksicht genommen wird, deutlich den Richterschen Geist. Ex ungue leonem! Vornehmlich in diesen Reden kommt trotz alles Ernstes im einzelnen sein schlagender Mutterwitz, sein unverwüstlicher, sonniger Humor zum schönsten Ausdruck. Die Horazische Regel: Ridendo dicere verum ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Wie köstlich sind z. B. gleich die einleitenden Worte zu dem im Leipziger kaufmännischen Verein im Jahre 1891 gehaltenen Vortrage „Aus der Praxis des Gymnasiums", wo er mit einem nicht mißzuverstehenden Seitenhieb auf allzu Reformlustige sagt: „Da steht nun die alte, verfallene Ruine aus der Renaissancezeit, dieses humanistische Gymnasium, mitten in den großartigen Schöpfungen des modernen Kultur-

lebens, halb Kloster, halb heidnischer Götzentempel, und die Philologen horsten darin als die lichtscheuen Eulen. Wollen wir das alte Genist nicht endlich einreißen und zeitgemäß ersetzen durch einen stattlichen, wohnlichen, für unsere Jugend gesunden und bequemen Neubau?" (S. 159.) Im weiteren Verlaufe dieser Rede erörtert Richter einerseits die finanzielle Seite der Gymnasialpraxis, indem er betont, daß Verbesserungsfragen im öffentlichen Erziehungswesen zumeist Geldfragen sind, anderseits weist er nach, daß der höhere Bildungsgang, den wir unsere Söhne führen, eine fortlaufende Kette von Zugeständnissen nach rechts und links ist, und daß wir die nervöse Hast und Hetze und Vielbegehrlichkeit des modernen Kulturlebens von der Erziehung möglichst fernhalten, die einfachsten Formen dieser Erziehung schätzen lernen und Maß halten müssen in unseren Forderungen an Lehrstoff, Lehrmeister und Lehrlinge. (S. 169.)

In dem folgenden Aufsatz „Die Gymnasiastenmutter", zuerst gedruckt im „Daheim", 30. Jahrg. 1894, Nr. 31, zeigt Richter, daß in unserer Zeit der fieberhaften Hast des modernen Erwerbslebens die goldene Muße für das Familienleben, für das idyllische Stillleben im Hause den jetzigen Männern im Vergleich zu ihren Vorgängern im Zeitalter der Postkutsche und Öllaterne sehr geschmälert und verkümmert worden ist, daß infolgedessen die Hausfrau eher gewonnen als eingebüßt hat an Muße für die Kindererziehung und deshalb den auf diesem Gebiete schlechter gestellten Mann heutzutage mehr ergänzen und ersetzen muß als ehedem. „Glücklich der Gymnasiast," ruft Richter sehr mit Recht aus, „der gewöhnt ist, in den höheren Flegeljahren, die etwa bis zur Schwelle der Obersekunda reichen, kein Portemonnaie bei sich zu führen oder nur ein mit wertlosem Tande gefülltes und keinen Schlüssel, nicht einmal einen Schrankschlüssel, geschweige denn einen Hausschlüssel. Jedes Jahr länger, das die kindliche Gewöhnung erhalten wird, ist ein für die Zukunft des Sohnes gewonnenes Jahr. Und für diese Aufgabe ist eben der Natur der Sache nach die Mutter mehr zuständig, als der Vater." (S. 181.) Und nicht minder richtig wird bemerkt: „Überhaupt gilt es, den heranreifenden Jüngling, dessen Sinn nach außen drängt, nach vermeintlicher Freiheit und nach den eingebildeten Genüssen der Erwachsenen im Außenleben, in richtiger Weise ans Haus zu fesseln, sanft und unmerklich." (S. 184.)

Auch der folgende Aufsatz: „Setzen Sie sich — aus Ihnen wird nichts!" ist bereits im „Daheim", 35. Jahrg. 1899, Nr. 19, erschienen. Auch hier hören wir auf Schritt und Tritt den wohlerfahrenen, ausgezeichneten Pädagogen reden, der es in glücklichster Weise versteht, Ernst und Scherz miteinander zu verbinden und ohne jeden gelehrten, abstrakten Beigeschmack im anregendsten Plaudertone wichtige Fragen des

Erziehungslebens zu behandeln. Wie drastisch wirkt schon die Einleitung, in der uns Richter in eine schwüle Nachmittagsstunde im Hochsommer, vor mehr als vierzig Jahren, einführt, in der einer seiner Kameraden sich mit einer griechischen Übersetzung abquälte und endlich „unrettbar hängen blieb an einem rätselhaften Optativ. Da ward es lebendig auf dem Katheder, wo ein volles, rundes, rotes Gesicht über dem weißen Pulte wie der aufgehende Mond über einer Silberwolke schwamm, und herüber klang das Donnerwort: 'Setzen Sie sich — aus Ihnen wird nichts!'" (S. 189.) — Den Kern des Aufsatzes bildet die mit köstlichem Humor gewürzte Schilderung eines Besuches bei einem „renitenten" Schülervater auf dem Lande, die man S. 196 flg. nachlesen möge. — Nachdrücklich verlangt Richter in diesem Aufsatze u. a. enges Zusammengehen von Schule und Haus zum Zwecke der Jugenderziehung. Jeder Lehrer wird ihm bestätigen, daß bei Zusammenkünften zwischen Schülereltern und Lehrern, bei eingehender und vertraulicher Besprechung, einem manchmal ein ganz neues Licht über einen bis dahin in seinem Wesen rätselhaften und unbegreiflichen Schüler aufgeht, und daß anderseits bei derselben Gelegenheit auch den Eltern manchmal die Augen geöffnet werden, wenn sie den guten Willen des Lehrers, seine Teilnahme für den Sohn und die gesetzlich geregelten Anforderungen der Schule durch nähere Aussprache genauer kennen lernen. Wenn dergleichen Auslassungen manchem unserer Leser vielleicht allzu trivial erscheinen, so bewahrheitet sich auch hier Richters an anderer Stelle geäußertes Wort: „Was ich erzähle, sind alte, abgedroschene Geschichten, aber es gilt im Erziehungswesen wie in der Religion und in der Sittenlehre: gewisse Kardinalwahrheiten immer wieder zu predigen und aufzufrischen, ist wichtiger und nützlicher als auf diesem Gebiete nach überraschenden Neuigkeiten zu suchen." (S. 191.)

Nicht so einverstanden können wir uns mit dem Verfasser erklären, wenn er für die öffentlichen Osterprüfungen eine Lanze bricht. „Es ist bei diesen Prüfungen," sagt er, „das einzige Mal im Jahre, wo die Eltern eine wirkliche Probe von dem Frage- und Antwortspiel der Schule und von Maß und Art der dort erzeugten Gelehrsamkeit erhalten." (S. 201.) Nun, wenn wir ehrlich sind, müssen wir doch bekennen, daß es sich bei diesen öffentlichen Prüfungen mehr oder weniger um bloße Paradestücke handelt, die nur geringen pädagogischen Wert haben. Das hat Richter wohl auch selbst gefühlt, indem er dann fortfährt: „Allerdings ist diese Probe einigermaßen flüchtig und dürftig, und da eine Prüfungslektion feiertägliche Färbung hat, giebt sie von der ernsten Werkeltagsarbeit der Schule nur ein unvollständiges Bild." „Viel instruktiver wäre es," sagt er dann weiter ganz richtig, „wenn die Eltern

dann und wann den regelmäßigen, laufenden Unterricht in der Klasse mit anhörten," und begegnet gleichzeitig dem Einwand derjenigen Pädagogen, die vielleicht gelegentliches Hospitieren der Eltern im Klassenunterricht für ungeheuerlich und eine neumodische Ketzerei ansehen, geschickt mit dem Einwurfe: „Das Gedränge würde nicht zu groß werden."

Am Schlusse des trefflichen Aufsatzes nennt sich Richter einen unerschütterlichen Optimisten des Erziehungswesens, der sich nicht dazu entschließen kann, kurzerhand an der Zukunft eines Schülers zu verzweifeln und ihm unter anderen „unheimlichen Kathederhyperbeln" die vernichtende Kritik ins Gesicht zu schleudern: „Setzen Sie sich — aus Ihnen wird nichts!" Das sind wahrhaft goldene Mahnungen Richters, die noch immer mehr und mehr von leicht erregbaren, nervösen Lehrernaturen beherzigt werden möchten.

Der nächste Aufsatz „Erziehung und Zeitgeist", zuerst gedruckt in Velhagen und Klasings Monatsheften, 15. Jahrg. 1900, Heft 4, fordert ebenfalls sehr mit Recht, daß in unserer nüchternen, oft allzusehr der rein verstandesmäßigen Schulung ergebenen Zeit zwei edle Organe des menschlichen Seelenlebens, auf deren kräftigem und gesundem Wirken doch vornehmlich das Glück des Lebens beruhe, nämlich das Gemüt und die Phantasie, im Jugendunterricht gepflegt werden sollen, „damit unsere Jugend nicht schon aus Schule und Haus hinaustritt durch und durch nüchtern, trocken, kalt, unempfänglich für kräftige, höhere, reinere, edlere Lustgefühle". (S. 210.)

Im vorletzten Aufsatze (S. 219 flg.), der nach unserer Ansicht die Krone der ganzen Sammlung darstellt, wird uns „der Lehrer als Dichter" gezeichnet. Das erscheint gewiß manchem befremdlich, denn wie Richter selbst sagt, ist es doch auf den ersten Blick gewiß kein poetischer Zustand „in einer kahlen und dumpfigen Schulstube sitzen, auf wurmstichigem Katheder, vor einer Versammlung von dreißig, vierzig halbwüchsigen Burschen, die in der Blüte der Flegeljahre stehen und zu jedem Unfug aufgelegt, aber für keine Arbeit gestimmt sind; den Staub einschlucken, den sie mit ihren rührigen Beinen in der Pause emporgewirbelt haben; das langweilige ABC irgend einer Wissenschaft in hundertfältigem Wiederkäuen mit ihnen durcharbeiten, die Anfangsgründe einer schweren, toten Sprache, Wörter und Formen ohne Sinn und Zusammenhang, oder die Ausrechnung der Formel $(a+b)^2$"! Und doch hat das Lehrhandwerk etwas von dichterischem Schaffen und Wirken an sich; „es giebt eben auch eine Phantasie der Wissenschaft, nicht nur eine dichterische Phantasie". Im einzelnen weist nun Richter in geistvoller Weise nach, daß es mit nichten gleichgiltig ist, auch auf dem Schulkatheder nicht, wie man das sagt, was man zu sagen hat, daß ins-

besondere für den Lehrer der alten, der sogenannten toten Sprachen das Wort gilt, das Goethe vom Dichter sagt:

> Oft adelt er, was uns gemein erschien,
> Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Man solle sich doch nicht das Lateinische und Griechische vorstellen „als ein paar greuliche Gespenster, von alter Zeit her im Gymnasium spukend, von bösen Hexenmeistern immer wieder von neuem heraufbeschworen, nur damit die Schüler von ihnen geängstigt und gequält und geduckt und niedergehalten würden“. In phantasievollster Anschauung wird dann die fremde Sprache als ein Gast aufgefaßt, „der aus weiter Ferne kommend zum Besuch in unsere Schulstube eintritt; zuerst kann er sich den Schülern nur schwer verständlich machen; er spricht so ganz anders als sie, denkt auch anders und hat andere Sitten und Gewohnheiten; aber wenn sie allmählich vertrauter mit ihm werden, merken sie mit steigendem Interesse, wie kenntnisreich und geistreich der Gast ist, und wie vieles Neue und Seltsame er ihnen mitzuteilen hat aus seiner Heimat und aus seinem Lebenskreise“. Ähnliche beherzigenswerte, aus langjähriger pädagogischer Erfahrung geschöpfte Winke werden für den Betrieb des Geschichtsunterrichts gegeben. „Unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß nichts Menschliches vollkommen ist, ja, daß gerade da, wo viel Licht ist, oft auch die dunkelsten Schatten sind, sollen wir das für die einzelnen Erscheinungen Charakteristische, das sie Auszeichnende hervortreten lassen, aber nicht uns aufhalten bei den Mängeln und Schwächen, die sie mit der Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit gemein haben. Nur so werden wir ein gesundes Geschlecht erziehen, das das Gute und Schöne sucht und zu finden weiß und sich selbst darnach richtet, nicht ein Geschlecht von Nörglern und Klatschmäulern, von eitlen Splitterrichtern und sauertöpfischen Kleinigkeitskrämern.“ (S. 232.) Ja, das sind vortreffliche, köstliche pädagogische Wahrheiten, die nicht laut genug in alle Welt hinausgerufen werden können, und die jeder Lehrer als Richtschnur seiner Wirksamkeit nehmen sollte.

Den Schluß des Buches bildet ein im litterarischen Verein zu Dresden 1880 gehaltener Vortrag über „Vorzüge des antiken Lebens vor dem modernen“, keine mit schwerfälligem gelehrtem Apparat überladene Untersuchung, sondern eine „feuilletonistisch angehauchte, harmlose und zwanglose Plauderei“, in der Richter oft mit wahrem Behagen seinem übermütigen Humor die Zügel schießen läßt und naturgemäß manch kräftiges Korn des Salzes ironischer Übertreibung einstreut.

Wir stehen am Ende unserer Ausführungen. Wenn diese einen ziemlich breiten Raum in Anspruch genommen haben, so geschah das vornehmlich aus dem Grunde, weil es uns angemessen schien, den

berufenen, in einer etwa 40jährigen praktischen Wirksamkeit ergrauten Pädagogen möglichst oft selbst zu Worte kommen zu lassen, um gemäß dem alten Satze ‚Stilus homo!‘ die eigenartige Persönlichkeit Richters mit all ihren scharf ausgeprägten Zügen aus seinen Reden und Aufsätzen recht deutlich zu Tage treten zu lassen. Möchte dies Vermächtnis des teuren Mannes für den ganzen deutschen höheren Lehrerstand ein kostbares *κτῆμα ἐς ἀεί* werden, eine nie versiegende Quelle, aus der mancher, wenn das Schulleben mit seinen zahlreichen kleinen und großen Verdrießlichkeiten und Ärgernissen bisweilen Seufzer seiner Brust entlockt, wieder frischen, frohen Mut und die echte Berufsfreudigkeit schöpfen möge! Dann wird, wie es im Vorwort heißt, nicht nur den einstigen Hörern dieser Reden das gedruckte Buch in freundlicher Erinnerung bald zum lebendigen Worte wieder werden, sondern es wird auch den anderen Lesern daraus genug werbende Kraft entgegenströmen, daß von ihnen der oder jener dem Verfasser Freund wird noch übers Grab hinaus.

Imperativische Namen.

Von Dr. **Philipp Keiper** in Zweibrücken.

Treffend bezeichnet Albert Heintze in seiner gediegenen Schrift „Die deutschen Familiennamen“ (Halle a. S. 1882) S. 50 „die imperativischen oder[1]) Satznamen“ als „eine besonders anziehende und reichhaltige Gruppe“. Weiter lesen wir bei ihm: „Die Eigentümlichkeit, kurze Sätze, namentlich befehlender Art, zusammenzuschieben in uneigentlicher Komposition und daraus Hauptwörter zu bilden, erscheint innerhalb der deutschen Sprache zuerst im Mittelhochdeutschen, wo Gebilde wie habedanc (Danksagung), rûmelant (räume das Land, ein Landflüchtiger) und einige andere auftreten. Diese Bildungsweise scheint dann besonders in der volkstümlichen Litteratur des 15. bis 16. Jahrhunderts geblüht zu haben.“ — „Diese Fähigkeit ist allerdings im Neuhoch-

1) **Dies ist ungenau ausgedrückt.** Denn es ist zwar jeder Befehlname ein Satzname, aber nicht jeder Satzname zugleich ein Befehlname. Freilich vorwiegend haben solche „in uneigentlicher Komposition zusammengeschobene kurze Sätze“, die dann als Hauptwörter, bezw. Eigennamen, verwendet werden, befehlenden Sinn, aber doch nicht samt und sonders. Mit Rücksicht hierauf hat Vilmar in seinem bekannten verdienstlichen „Deutschen Namenbüchlein“ im 13. Abschnitt, S. 79 bis 86: „Befehlende Sätze“, die Imperativ-Namen getrennt von der andern Gruppe behandelt. In Abschnitt 5 (S. 41 und 42): „Eigenschaften“ ist nämlich „eine Reihe von adverbialen Sätzen, welche zu Eigennamen, und zwar sehr verbreiteten, geworden sind“, angeschlossen.

deutschen, je mehr dasselbe Buchsprache wurde und an lebendiger Beweglichkeit einbüßte, desto mehr erloschen; trotzdem läßt sich auch jetzt noch eine ziemliche Reihe solcher Bildungen zusammenbringen: Habenichts, Störenfried, Wagehals, Thunichtgut — Lebewohl, Stelldichein u. a., wozu noch die Blumennamen Vergißmeinnicht und Gedenkemein zu rechnen. Auch die Büchertitel Trösteinsamkeit, Trutznachtigall und Wendunmuth erklären sich hieraus. Manche unter diesen Ausdrücken sind allerdings weniger schriftgemäß als volkstümlich ... und wir können noch manches Blümchen dieser Gattung pflücken."[1]) Heintze hätte hier noch darauf hinweisen können, daß, wie Vilmar S. 80 richtig bemerkt, die ältere deutsche Sprache „diese Fähigkeit auch der, sonst hiezu eigentlich wenig geeigneten, französischen Sprache (in tirebotte, gagnepain u. dgl.) mitgeteilt hat". Ich erinnere z. B. an die Benennung des Hahns in der französischen Volksdichtung: chante-clair („singe hell!") und an Personen- bezw. Familiennamen, wie Dieulafoy, entsprechend unserm „Gottgetreu" oder „Traugott". — Einige Befehlnamen erwähnt und erklärt auch Rudolf Kleinpaul in seinem umfang- und gehaltreichen Buch: Menschen- und Völkernamen („Etymologische Streifzüge auf dem Gebiete der Eigennamen", Leipzig 1885) S. 173 flg. in dem Kapitel, das von solchen Namen handelt, die von „Lieblingsphrasen" hergenommen sind. Indem er daselbst mehrere der wunderlichen, ellenlangen Namen anführt, welche sich Barebone und andere Mitglieder des puritanischen Parlaments zur Zeit Cromwells beilegten — sie vertauschten nämlich den Taufnamen mit einem Bibelverse oder einem frommen Spruche, z. B.: What-ever-may-contrive-those-which-are-you-contrarious-praise-God Pimpleton = „Was-immer-eure-Feinde-für-Anschläge-haben-mögen-lobe-den-Herrn Pimpleton," oder, „ein wenig menschlicher": Kill-the-sin Palmer, d. h.: „Töte-die-Sünde Palmer" —, hebt Kl. mit Recht hervor: „Diese Namen, die sich in den Memoirs of Ludlow, note II,

---

1) Ich füge hier an: Stehauf, Bezeichnung für eine Art von Bechern, die nicht liegen bleiben, wenn sie umfallen, sondern sich wieder aufrecht stellen. Echt volksmäßig ist ferner Ziehamrieme (der) — so nennt das Volk in der Pfalz die einfache Tabakdose aus Birkenholz, deren Deckel durch Ziehen an einem kleinen, schmalen Lederriemen geöffnet wird. Nach Autenrieths „Pfälzischem Idiotikon" (Zweibrücken 1899) wird auch die Ziehharmonika „Ziehamrieme" genannt. — Der rheinpfälzische Volkswitz hat die lästige Diarrhöe sehr treffend „die Laafdabber", d. i. „die Lauf schnell!" (dabber = hochd. tapfer, im Sinn von „schnell") benamset. Daneben gebraucht man die auch sonst bekannte humoristische Bezeichnung „die Schnellkathrin" = die schnelle Katharina, ein Ausdruck, der vielleicht dem Studentenwitz seinen Ursprung verdankt. Denn es liegt sehr nahe, diese „Kathrin" vom gr. καθαίρειν, reinigen, abzuleiten, so daß die Diarrhöe als eine Reinigung des Unterleibs bezeichnet wäre. (S. den „Nachtrag"!)

p. 216 aufgezeichnet finden, lassen sich doch nicht ohne weiteres unseren Fürchtegott Gellert oder Leberecht Großmann an die Seite setzen; denn die letzteren sind wie Spring-ins-feld oder Schaff-rat als Äußerungen nicht des Genannten, sondern des Nenners anzusehen, der damit einem andern auf lebendige Weise zu Gemüte führen will, was er ist oder sein soll. Die Namen jener frommen Engländer dagegen können nur Sinn haben, wenn sie die Träger selbst beständig im Munde führen und als ihre eigenen Devisen an die große Glocke hängen — nicht unähnlich dem Pharisäer, der von sich sagt: „Was gebeut das Gesetz zu thun? Ich thue es."

Um mit diesen allgemeinen Vorbemerkungen zu Ende zu kommen, gestatte ich mir noch den Hinweis auf zwei ausgezeichnete sprachwissenschaftliche Schriften, die jeder gelesen haben muß, der den Unterschied zwischen eigentlicher und uneigentlicher Komposition u. s. w. recht verstehen und überhaupt einen tieferen Einblick in das Wesen der Zusammensetzung der Nomina gewinnen will. Es sind dies: Ferd. Justi: „Über die Zusammensetzung der Nomina in den indogermanischen Sprachen", 135 S., Göttingen 1861, und Ludwig Tobler: „Über die Wortzusammensetzung nebst einem Anhang über die verstärkenden Zusammensetzungen", 143 S., Berlin 1868.

Diese Art und Weise der Zusammensetzung, welche man als Satz- bezw. Befehlnamen zu bezeichnen pflegt, findet sich hauptsächlich im Bereiche der Person-Namen, aber weit größer als die Zahl der hierher gehörigen Vornamen ist die der Familien-Namen. Vilmar hat in dem obengenannten Büchlein nach Heintze a. a. O. S. 51 „drittehalbhundert zusammengebracht, eine Zahl, die sich noch erheblich vermehren läßt". Im folgenden werde ich eine Nachlese zu der Sammlung Vilmars bringen. Diese von mir nach und nach gesammelten Namen verdanke ich teils Mitteilungen in verschiedenen Zeitungen, teils habe ich sie auf Reisen gefunden und meinen Aufzeichnungen einverleibt. Eine Anzahl durchweg echt volkstümlicher, weil launiger und derber, Namen entnahm ich einem Verzeichnis der „Schlesischen Zeitung" (Nov. 1899), welches die Überschrift trug: „Kuriose Familiennamen des Mittelalters aus Breslauer Archiven." Leider war in dieser Quelle nicht angegeben, welche von den Namen jetzt ganz erloschen sind, und welche sich bis auf die Gegenwart forterhalten haben. Verschiedene davon kommen jetzt auch an manchen anderen Orten vor. Ich habe diese Breslauer Namen sämtlich mit einem Sternchen bezeichnet.

Vorausschicken will ich indes zunächst drei merkwürdige Namen von Örtlichkeiten, die gleichfalls Imperativnamen von echtem Gepräge sind. In der Nähe von Dürkheim a. H., unweit des Dorfes Hartenburg,

befinden sich die Reste eines alten Wartturms, der den Namen „Murrmirnichtviel" trägt. Auch die Bergkuppe selbst wird jetzt so genannt. Am Fuß der Kuppe steht das Forsthaus „Kehrdichannichts". Nicht weit von dieser Örtlichkeit stößt man auf die geringen Überreste des Waldhauses „Schaudichnichtum".[1]) Woher stammen nun diese in der That „absonderlichen" Namen des Wartturms, des Forsthauses und des Waldhauses? Es sind richtige „Trutznamen", die beredter als eine Chronik uns von den Jagdstreitigkeiten erzählen, die in der guten alten Zeit an jenen Plätzen des wald- und wildreichen Hartgebirges vorzufallen pflegten. Dort stießen nämlich die Jagdgründe des Kurfürsten von der Pfalz und der Grafen von Leiningen zusammen; infolgedessen suchte man beiderseits die Grenze zu sichern und bot dem lieben Nachbar auch durch die Namen der einander gegenüber stehenden Bauten Trotz.

Die nachfolgenden imperativischen Familiennamen sind im allgemeinen nach dem Alphabet geordnet. Neben Bleibimhaus, Vilmar S. 80, kommt auch Bleibinhaus vor.[2]) *Brichdenast fehlt nicht nur bei Vilmar, sondern auch bei K. G. Andresen, „Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen" (Heilbronn 1883). Buckup erkläre ich als „Bück auf!", d. h. Erhebe dich aus der gebückten Stellung!, auf einen gedeckt Liegenden oder Lauernden zu beziehen. Zu dieser Deutung bestimmt mich die Ähnlichkeit der gleichfalls niederdeutschen Namensform Trebup (Tritt auf), neben welcher uns auch Tretrop (Tritt darauf) begegnet (Andresen a. a. O. S. 85). Nach Andresen scheint aus Trebup die Namensform Tretopf entstellt zu sein. Auch vergleicht er passend den Namen Hotop, Hautop, Hotopf, d. i. „Hut auf"; an der Richtigkeit dieser Deutung lassen die Nebenformen Huttuff sowie Kappauf und Kapauf keinen Zweifel aufkommen. *Decketisch ist sofort verständlich: „Deck den Tisch!"[3]) und erinnert uns alle an das bekannte „Tischlein, deck dich!" des Märchens. Dieser Name, der für einen flinken Aufwärter, auch für einen im Krieg die Tafel bedienenden Soldaten, wie für einen diensteifrigen Wirt gleich gut paßt, steht der Bedeutung nach sehr nahe dem Namen *Küchendienst, der natürlich nicht zu den Satznamen gehört. Auch *Bauchsorge ist einer dieser „kuriosen"

---

1) Vergl. Heuser, „Pfalz-Führer" (Neustadt a. H. 1900), S. 87.

2) Heintze S. 104: „Bleibe im Haus!", Bezeichnung eines Häuslichen. — Ähnlich findet sich neben Mornhinweg, d. i. „morgen hinweg" (entstellt in Morneweck, Morgenweck, Vilmar 41), die mundartliche Variante Morneweh (Darmstadt).

3) Die Form des Artikels „den" verschleift sich in solchen Zusammensetzungen häufig in „en" oder schrumpft in „n" zusammen; auch „e" ist nicht selten, wie hier, Überrest von „den".

Namen aus Breslau, und um von andern abzusehen, die sich gleichfalls auf Essen und Trinken beziehen, teile ich nur folgende Befehlnamen mit, die sich sämtlich um Genüsse der Küche und des Kellers drehen: *Essebald, *Ißkraut, *Füllebier, *Füllenwurst, *Füllschüssel, *Leckbrätlein, *Mordebier, *Schmeckebier, *Schmeckdiewurst, *Räumschüssel. Da möchte wohl manchem, wenn er diese herrlichen Namen hört, sogleich das Wasser im Munde zusammenlaufen! Von diesen Namen wird bei Andresen nur der letzte erwähnt: „Die hochdeutschen Namen Reimschüssel, Raumschüssel, Ramschüssel und die niederdeutschen Rumschöttel, Rumschüttel, für deren Erklärung sich dem Unvorbereiteten allerlei aufdrängt, sind Spottnamen desjenigen, der die Schüsseln zu räumen (leeren), d. h. stark zu essen pflegt. Gleichen Sinn haben Ruhmkorf, Rühmekorff und, hochdeutsch zurechtgelegt, Rühmekorb, ferner Rümenapf, Rumenap, nur daß statt der Schüssel ein Korb und ein Napf stehen." (S. 85 u. 86.)

S. 97 giebt er folgende Befehlnamen, welche sämtlich die Aufforderung ausdrücken, etwas zu füllen: Fülleborn, Füllmich, Füllenbüttel, Fillensack, Füllkrug und Füllekrus. Vilmar 81 erwähnt Fülleborn und Füllekrus mit der Erklärung bei letzterem: „Fülle den Krug!" Mhd. krûse swf. = krus bedeutet Krug, irdenes Gefäß.[1]) In dem e nach dem vorderen Bestandteil von Füll-e-born und Füll-e-krus sehe ich das abgeschliffene unbestimmte Geschlechtswort: „einen", bez. „eine", falls krus = niederd. krôs ausschließlich weiblichen Geschlechts ist; doch könnte e hier auch für „den" stehen. Das Hauptwort „Born" = mhd. burn für brunne ist hier sicher nicht im eigentlichen Sinn zu nehmen, sondern der neckische Name enthält wohl die Aufforderung an den Wirt oder Gastgeber, den Wein- oder Bierborn, d. h. das Wein- oder Bierfaß, zu füllen. Fillensack = „Füll den Sack!", während ich Füllenbüttel als „Füll ein Büttchen!" erkläre, da selbstverständlich vom Büttel, mhd. bütel, Gerichtsbote, Gerichtsdiener, hier keine Rede sein kann. Bütt-el (vergl. „Fässel", kleines Faß, so in der Vorderpfalz) oder Bütt-chen ist ja die Verkleinerungsform von Bütte = mhd. büte, bütte, büten swstf., Gefäß, Bütte. Füllmich ist m. E. von Haus aus ein Spottname für einen, der im Essen und Trinken nicht leicht satt zu machen war, der sozusagen immer mit der kategorischen Aufforderung: „Fülle mich!" vor den Wirt oder den Gastgeber hintrat.[2]) Vergleiche den ähnlichen humoristischen

---

1) Den entgegengesetzten Sinn von Füllkrug und Füllekrus haben die Namen Lehrenkrauß und Lernbecher, deren Schreibung eine irrtümliche ist für: Leerenkrauß und Leernbecher; sie bedeuten „Leere den Krug!" (Kraus, niederd. krôs, Krug) und „Leere den Becher!" Andresen 85.

2) Vergl. in Sebastian Brants Narrenschiff Füll den mag und Schmirwanst, Namen von Fressern, Heintze S. 50.

Namen für einen unersättlichen Saufbruder: Stigins faß, d. h. „Steig ins Faß!", ferner Suchenwirt und Findekeller V. 81, 84, 85. Füllschüssel ist ohne Zweifel auch als Imperativname aufzufassen, gleich ursprünglichem: „Füll die Schüssel!" und bildet daher begrifflich das Gegenstück zu dem schon erörterten Namen Räumschüssel. Bei der Namenbildung Füllenwurst kann man zweifeln, ob „en" Rest des Artikels oder das lokale Adverb „ein" ist. Da „Wurst" auch in der älteren Sprache weibliches Geschlecht hat, erwartet man eher e als volksmäßige Verkürzung für „eine"; vielleicht kommt auch die Variante Füllewurst wirklich vor. Für die Deutung von „füll-en" = „füll ein!", also: „Füll Wurst ein!" ließe sich anführen: Gießenbier, d. i. „Gieß ein Bier!", wofür wir jetzt mit Umstellung sagen: „Gieß Bier ein!" Denn hier ist en schwerlich der unbestimmte Artikel. Zu Gunsten der ersten Erklärung von Füllenwurst spricht vielleicht auch die Zusammensetzung: Schmeckdiewurst mit dem bestimmten Artikel. Ich komme nun zu den mit „Bier" zusammengesetzten Namen. Mordebier ist eine spaßhafte Bezeichnung für einen, der mit seinem Durst dem Bier gefährlich ist, es „mordet": der Name bedeutet im Sinn des Nennenden, daß der damit Belegte das Bier mordet, d. h. vertilgt, aufzehrt. Und wirklich giebt es ein Wort Biermörder, d. i. nach dem D. W.: „potator, der das Bier mordet, tilgt, aufzehrt. Garg. 59 a. Mhd. würde man gesagt haben bierswende, heute Bierverderber". Statt Füllebier bietet Vilmar 62 die Namensform Follebier, die m. E. nur eine Verschlechterung von Füllebier ist. Ferner führt er noch außer unserm Schmeckebier an: Schluckebier, Gießenbier und Schenkbier (Schenkbehr, Schenkbähr, Schenkbar). Im ganzen sind es also einschließlich „Mordebier" sechs mit „Bier" gebildete Imperativnamen. An und für sich steht hier wohl nichts im Wege, in Fülle- (Folle-), Morde-, Schlucke-, Schmecke- e als zum Verbalstamm gehörig, d. h. als die gemeinhin sogenannte Imperativendung anzusehen, die anderseits in Schenkbier ausgefallen ist.[1]) Falls jedoch diese Namen in Bayern und bayr. Franken einheimisch wären, was aber nicht der Fall ist, so wäre man ohne Zweifel wieder berechtigt, in diesem e den Artikel „ein" zu finden. Denn der Bayer und der Franke pflegt z. B. zu sagen: „A, bz. e, Bier möcht' i" = „ein Bier möchte ich", und meint mit seinem „ein Bier" natürlich ein bestimmtes Quantum, sei es einen ganzen oder halben Liter, d. i. „a Maß" oder „a Halbi".

---

1) Heintze 198 erklärt Schmeckebier durch „schmecke das Bier" mit Hinweis auf Schluckebier, wozu er die Nebenform Schlockebier anführt. Demnach ergänzt er in Gedanken „das" und nimmt „schmecke, schlucke" für den unverkürzten Imperativ. Auf eine Erklärung des e hat er sich also gar nicht eingelassen.

Im übrigen Süddeutschland kennt man diese eigentümliche, ich möchte sagen, konkretere Ausdrucksweise nicht, sondern sagt dafür: „Ich möchte Bier (oder Wein)", ohne Artikel, ganz im Sinne des partitiven frz. de la bière, du vin. Der Vollständigkeit zuliebe bringe ich aus V. 62 noch die übrigen Namen bei, in denen „Bier" enthalten ist: Gutbier und Bösbier (auch Bösebier), Schönbier (jetzt zuweilen in Schember entstellt), Sötebier (= Süßbier) und Sauerbier, Mengelbier, Dünnebier, Käsebier, Zuckerbier, Zuberbier, Dotenbier (Detenbier, d. h. Patenbier); hierzu füge ich noch Frischbier.

Von diesen „Biernamen" gehe ich über zu dem niedlichen Familiennamen Lecksbrätlein, d. i. „Leck' das Brätlein!", gewiß eine hübsche Benennung für ein Leckermaul. Mit „lecken" zusammengesetzt ist ferner Lickleder = ein Lederlecker, Spottname des Schusters, welcher das Leder mit den Zähnen zerdehnt; vergleiche Zeerleder oder Zerrleder, Spottname für den Schuster: „Zerr das Lederl", nach V. 82 und 85.[1]) Auch Andresen S. 85 ist hiermit einverstanden: „Lückleder, von Steub, Oberdeutsche Familiennamen S. 147, auf jenes — eder für — öder bezogen, welches die Bewohner der Öde bezeichnet, ist ja deutlich als Lickleder, Spottname des Schusters, zu verstehen." Ein hübsches Seitenstück zu Lickleder ist der im Dorfe Donsieders bei Pirmasens sich findende Familienname Lickteig, d. i. „Leck den Teig!" Hierin darf man wohl einen Spottnamen des Bäckers vermuten. Beiden Befehlnamen, Lickleder und Lickteig, läßt sich vergleichen die mittelhochdeutsche imperativische Wortbildung leckespiz, soviel als „Lecker", eigentlich Imperativ: „Lecke den Bratspieß!" (bei Berthold von Regensburg).

Der Familienname Dorkenwald in Mittelbexbach (Rheinpfalz) ist augenscheinlich eine Zusammenschiebung von „durch den Wald"[2]), wobei in Gedanken ein Zeitwort wie gehen oder fahren in der Befehlsform zu ergänzen ist. Der Name war so recht passend für einen Waldstreicher, einen kecken Holzfrevler oder Wilddieb. Zugleich erinnert er mich an den berüchtigten Räuberhauptmann Schinderhannes, mit seinem eigentlichen Namen Johannes Bückler genannt, der zur Zeit der französischen Herrschaft in der nördlichen Pfalz sowie an der Nahe, auf dem Hunsrück und am Rhein sein Unwesen trieb und zuletzt in Mainz hingerichtet

1) Ein anderer Spottname für den Schuster war „Flick mir die Schuh!" (aus einem alten Kirchenbuch eines Dorfes bei Nürnberg).

2) Der Westricher spricht u vor r meist wie o, z. B. Worscht für Wurst, Dorscht für Durst, und so klingt auch das u in „durch" fast wie ein reines o. Nach dem Ausfall des d von „den" verhärtete sich ch im Auslaut von „dorch" in k. So entstand der Satzname Dorkenwald, dessen Zusammensetzung und Bedeutung sich dann im Sprachbewußtsein des Volkes leicht verdunkelte.

wurde. Derselbe pflegte sich nämlich in seinen Droh- und Erpressungsbriefen zu unterzeichnen als „Hannes durch den Wald". Ehrenspeck, ein Elsässer und Pfälzer Familienname, kann recht wohl ein imperativischer Name sein = „Ehr(e) den Speck!", und ist dann ursprünglich wohl in spöttischem Sinn gemeint in Bezug auf einen, der nur „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe" den Speck ehrte, d. h. sich mit dieser Speise zufrieden gab, um seinen Hunger zu stillen — wenn er nichts Besseres auftreiben konnte. Wenn der Name aber etwa auch in Bayern vorkommt, so darf man -peck (-päck und -pöck) als gleichbedeutend mit -beck, -bäck und -böck auffassen und ihn deuten als Ehrens-beck = bacher. Denn nach Steub 146 „ist es eine bajuvarische Eigentümlichkeit, daß z. B. der Einwohner von Miesbach früher nicht der Miesbacher hieß, sondern der Miesbeck (nach heutigem Sprachgebrauch der Miesbecker). So sagte man auch früher nicht der Wittelsbacher, sondern der Wittelsbeck." Unsere Arnbeck, Kohlbeck, Griesenbeck sind daher leicht zu erklären als Bewohner von Arnbach u. s. w. Lotzbeck heißt aber demnach soviel als Ludwigsbacher, Deisböck ist Dietrichsbacher u. s. w.[1]) Der so zu erschließende Ortsname Ehrensbach, dessen Bewohner mithin bayr. Ehrensbeck heißt, enthält im ersten Glied einen Personennamen, und zwar entweder vom Stamm Erin (Erweiterung von Era = ahd. êra, mhd. êre, Ehre), vergl. Erindrud = Ehrentraut, Erinfrid = Ehrenfried, Ernwin = Ernenwein (Heintze S. 118 und 119) oder vom Stamm Ar = Aar, mit der erweiterten Form Arn, woher Ahrens, Arenz, Arno und Erno u. s. w. (Andresen „Die altdeutschen Personennamen" S. 25 und über Erin S. 37). Steub S. 151 führt auch Ehrenwirth auf einen ahd. Namen Arinwart = „der des Adlers wartet" zurück. Da folglich Arnbeck vielleicht im ersten Bestandteil den nämlichen Stamm birgt wie Ehren in Ehrenspeck (hier wäre dann, wie so häufig, an den ursprünglich schwachen Stamm des Personennamens noch das Genetiv-s der starken Beugung in der Komposition getreten), so stehen beide Namen: Arnbeck und Ehrenspeck unter Umständen ein-

---

1) Es ist mir bekannt, daß in oberdeutschen Mundarten (bayr., ostfrk. u. a.) ahd. peccho, mhd. becke als „Beck" noch fortlebt. Daher begegnet man häufig dem Familiennamen Beck, Beckh, Bäck und Zusammensetzungen wie Brodbeck, Hofbeck, Kornbeck, Wasserbäck (Württemberg) u. a. (Heintze S. 100). Es leuchtet aber ohne weiteres ein, daß bei Ehrenspeck von diesem -beck = Bäcker keine Rede sein kann, wenn es auch Zusammensetzungen mit einem Personennamen giebt, wie Friedelbeck. Denn dies ist ein auf dem Land (z. B. in Franken) gebräuchlicher Beiname für einen Bäcker, dessen Vorname Friedel (Koseform von Friedrich) ist. Ehrens aber ist ja doch, wenn man den Namen in Ehrens und beck zerlegt, der Genetiv eines Personennamens, während für eine derartige Zusammensetzung die Nominativform erforderlich wäre.

ander sehr nahe. Den nämlichen Personennamen wie Ehrens-peck enthält der bayerische Familienname Ehrens-berger, auch Ehrens-perger geschrieben. Vergl. noch den Namen der Ehrensburg an der Mosel.

Nirgends finde ich erwähnt den in Bayern vorkommenden Familiennamen Fahraus, dafür nach den Breslauer Archiven: *Fahrenaus, d. i. „Fahr aus!", und „Fahr hinaus!"[1]), ein Name, der einem reiselustigen, nach Kämpfen und Abenteuern begierigen Gesellen wohl anstand. Hiermit läßt sich vergleichen der Familienname Obenaus, den ich nicht so verstehe, daß der damit Benannte „hoch hinaus" will, sondern vielmehr in dem Sinn, daß der Betreffende leicht „oben hinaus", d. i. nach dem Sprachgebrauch z. B. des Pfälzer Volkes „obe draus" ist, soviel als „aus dem Häuschen kommt", leicht in die Hitze gerät und die ruhige Überlegung verliert. Beide Auffassungen ergeben übrigens einen befriedigenden Sinn. Neben Fliegauf und Fliegaus B. 81 (nach Heintze 121: „Der immer ausfliegt?") ist zu stellen der badische Familienname Fleuchaus, der die ältere Form fleuch, richtiger fleug geschrieben[2]), für fliege aufzeigt. Dieselbe gewahren wir auch im Familiennamen Fleugimtanz, d. i. „Flieg im Tanz!", der auf einen flotten Tänzer hinweist, B. 81, H. 51, 52 und 121. Außerdem erscheint „aus" noch in diesen Befehlnamen: Drischaus und Haltaus, B. 81, in Laupus (Wiesbaden), d. i. „Lauf aus!", wenn anders meine Vermutung richtig ist, daß Laup-us aus ursprünglich niederd. Lop-ut = hochd. Lauf-aus! umgemodelt sei. Das au in Laupus erscheint mir dann als ein Versuch, den von Haus aus niederd. Namen der hochdeutschen Form „laufen" = plattd. lopen anzunähern. Nicht unmöglich wäre es endlich, daß Laupus eine ungenaue Latinisierung des schwäbischen Familiennamens Laupp ist. Auch liegt die Annahme nicht so gar fern, daß Laupus aus Lupus, dem latinisierten deutschen Familiennamen Wolf, durch Mißverständnis oder infolge schlechter Aussprache entstanden ist. Mit voller Sicherheit erkennen wir „aus" in Trinkaus, zusammengezogen Trinks[3]), und in dem noch kräftigeren Supp-us B. 85 = Saufaus, von niederd. supen = saufen. In die fidele Gesellschaft des Trinkaus und Suppus gehört selbstver-

1) Auch in der Westpfalz spricht das Volk für hinaus immer enaus.

2) Vergl. Walther von der Vogelweide: Der Wahlstreit Nr. 81, II (Ausgabe von Pfeiffer-Bartsch) Vers 5 flg.: swaz kriuchet unde fliuget / unde bein zer erden biuget, / daz sach ich unde sage iu daz. — Fleuch ist ja älteres „fliehe"; demnach würde der Name, wenn Fleuchaus die ursprüngliche und echte Schreibweise wäre, bedeuten: „Fliehe aus!"

3) Der hochd. Form Trinkaus entspricht niederd. Drinkhut für Drinkut; der daneben vorhandene Geschlechtsname Trinksaus, d. i. „Trink es aus!", hat Umbildung und Umdeutung in Trinkfüß erfahren (Andresen 84).

ständlich auch *Kneipzu, ein schöner Name für einen waschechten Zechbruder. Da man aber nicht nur beim Bier, sondern auch beim Wein sich einen Rausch holen kann, so wird es uns nicht wundern, daß es auch Familiennamen giebt, die mit „Wein" gebildet sind. Vilmar zählt S. 62 auf: „Königwein, Kühlwein, Altwein, Gutwein, Kürwein, Floßwein, Schlettwein, Mengewein, Tepperwein (gezapfter Wein) u. dergl. m." Dazu stelle ich den Imperativnamen Schlindewein (Pirmasens), d. i. „Verschlinge den Wein!", also das würdige Gegenstück zu Schluckebier. Schlinde ist die zweite Person Singul. Imper. von schlinden, das in der Schriftsprache durch schlingen verdrängt ist, = mhd. slinden (Nebenform schlinten), schlucken, schlingen, verschlingen; vergl. verslinden verschlingen, neben dem selteneren verslingen und verslinken in gleicher Bedeutung, ferner den erdichteten Namen Lemberslint „der Lämmer verschlingt" bei Meier Helmbrecht, sowie Slindepier = „Schlinge den Wurm", Name des Krähensohnes in Reineke de Vos, dazu slunt „Schluck, Schlund, Kehle, Hals", und in persönlicher Bedeutung: „Schlinger, Schwelger, Schlemmer", daher personifiziert: Bruder Slunt, Herr Fräz und Herr Slunt, Renner 9405 und 10137.[1]) Vilmar 84 erwähnt auch den ähnlichen Namen Schlickenprein, nach ihm aus „schlick den brei", d. i. „Schluck den Brei!", zugestutzt.

Wenn wir die Bedeutung von Namen wie Kehrein, Suchenwirth, Findekeller, Sechsbecher, Lehrenbecher, Schluckebier, Schmeckebier, Schlindewein, Füllmich, Füllekrus, Kneipzu, Sparwasser, Trinkaus, Suppus, Störtebeker, d. i. „Stürz den Becher!", und anderer dieses Schlages recht erwägen und daran gedenken, daß dieser Schar „nur vereinzelt ein Hassenkrug = „Hasse den Krug!" gegenübersteht"[2]), so wird uns anschaulicher und lebendiger als durch seitenlange Mitteilungen in einem Geschichtswerk die große Trunksucht unserer Altvordern vor das geistige Auge gerückt, zugleich aber werden wir, wie Heintze treffend bemerkt, leicht begreifen, daß Namen wie die angeführten dieser Unsitte des leidigen übermäßigen Trinkens mit der Waffe des Spottes zu Leibe gingen. Denn sie alle sind richtige Spottnamen.

Der Name des bekannten Kölner Dichters und Übersetzers spanischer Dichtungen, Johannes Fastenrath, den ich in keinem Namenbuche erwähnt finde, ist wahrscheinlich eine auf falscher Analogie beruhende Weiterbildung des früher beliebten Namens Fastrat, der jetzt Fastert lautet,

---

1) Zu meiner Freude entdeckte ich hinterher bei Bacmeister „Germanistische Kleinigkeiten" S. 42 einen Ulrich Slintenwein a. 1313 (Augsburger Bürgerbuch), d. i. augenscheinlich: slind(e) den wîn, — also der Urahn des jetzigen Schlindewein!

2) Hierbei hat Heintze den sinnverwandten Namen Hassenwein übersehen.

aus ahd. fasti, mhd. veste „fest“, und „Rat“ zusammengesetzt. In ähnlicher Weise steht neben dem Befehlnamen Schaffrath, d. i. „Schaffe Rat!“, die Form Schaffenrat = „Schaffe den (oder auch einen?) Rat!“. Daher läßt sich die Vermutung aufstellen, Fastenrath sei aus Fastrat erweitert und umgebildet worden im Sinn von „Faß den Rat!“, wobei die Schreibung mit „t“ kein unübersteigliches Hindernis bildet. Denn auch Hastenpflug findet sich neben der häufigeren Namensform Haßdenpflug und Hassenpflug: „ein Bauer, der des Pfluges überdrüssig geworden ist“, Vilmar 81, Heintze 137. Wie nun dieser Name in Hasenpflug entstellt wurde (ähnlich hat man Haßdenteufel = „Hasse den Teufel!“ in Hassenteisel verderbt), so scheint mir Hasenkamp aus Hassenkamp verdreht zu sein. Hassenkamp, d. i. „Hasse den Kamp!“, bedeutet einen trägen Bauer, wäre also ein passendes Seitenstück zu Hassenpflug. Heintze kennt S. 154 unter Kamp nur die Namensform Hasenkamp und findet im ersten Glied der Zusammensetzung den Namen des Hasen, wie ja auch in Ahl-, Kreien- und Uhlenkamp (Eulen-) unstreitig Tiernamen enthalten sind. Neben dieser Konkurrenz von „Hasen“ und „Hassen“ kommt noch Hasselkamp in Betracht, womit Hassenkamp leicht vermischt werden konnte. Heintze sieht darin einen Kamp mit Haselstauden und stellt daneben eine größere Anzahl von Namen auf Kamp, deren erster Teil anzeigt, „was auf dem Kampe wächst“.

Zur Klasse der zahlreichen Namen, die von der Kampfeslust unserer Vorfahren Zeugnis ablegen, gehört der Familienname *Führekrieg, den ich in keinem Buch erwähnt finde. Ein dem Feinde drohend zugerufenes *Hütedich erscheint gleichfalls unter den obenbezeichneten, aus Breslauer Archiven stammenden Namen. Ähnlich klingt der Befehlname Fürchtenicht = „Fürchte nichts!“ (Heintze 124). Hiermit stelle ich zusammen den ursprünglich offenbar neckenden Beinamen *Grunzenicht, der dann zum Geschlechtsnamen geworden ist. Dieser richtige Ulkname erinnert uns an den Namen des obenerwähnten Wartturmes bei Dürkheim: „Murrmirnichtviel!“. Zum gleichen Schlag gehört *Lachnit, auch verhochdeutscht Lachenicht, und der ebenfalls neckische Name *Machnichts, ferner Sparnicht, sowie der auf einen Faulenzer gemünzte: Schaffenicht oder Schaffnicht, im Mittelhochdeutschen auch als her (Herr) Schaffenicht erscheinend. Daneben finden wir den dem Sinne nach entgegengesetzten Familiennamen Schaffganz, d. h. „Schaff ganze Arbeit!“, gedankenlos entstellt in Schafgans (Bonner Familienname), endlich den das Gegenteil bedeutenden mittelalterlichen Zunamen Schaffenlitzel = „Schaff ein wenig!“.[1]

---

1) Bacmeister a. a. O. S. 41 nennt einen Konrad Schaffenlitzel 1506 zu Reutlingen.

Friedlich klingt *Machefried und *Tröstewohl, womit sich vergleichen läßt der nicht seltene Familienname Hütwohl (z. B. in Neustadt a. H.), auch Hütwol geschrieben, und der weitverbreitete Name Gerathewohl, auch Grathwohl geschrieben und in Gerothwohl, Grothwol und Grotwahl umgeformt, s. Heintze 127 und Andresen 88.

Fromme Wünsche drücken aus die treuherzigen Namengebilde *Gesegnesgott und *Waltsgott.[1]) Letzterer Wunsch wird in umgekehrter Folge der Wörter und daneben in innig kosender Verkleinerungsform manchenorts von besorgten Müttern und Wärterinnen ausgesprochen, wenn ein kleines Kind niest. Gottwalls! = Gott walte es! heißt es da, und: „e Gottwallsje!" (Demin.), d. h. für das Kind soll beim Niesen „ein Gottwaltes!" gesprochen werden, was natürlich die Mutter oder die Wärterin thut. Wie eine sinnige und innige Zusammenfassung des Anfangsverses des tiefempfundenen Freiligrathschen Gedichtes: „O lieb', solang' du lieben kannst! O lieb', solang' du lieben magst!" mutet uns der schöne Name Lieblang an, der in Neunkirchen (Rheinpreußen) existiert. Vilmar S. 82 teilt die nahestehenden Namen Liebetreu und Liebenicht mit. Menschenfreundlich gemeint, aber dabei doch den Schalk hervorlugen lassend ist die als Name verwendete Aufforderung: *Wärmsbett.

Zu den mit hauen gebildeten kriegerischen Namen Haurand, Hauenschild oder Hauschild, Hauenhut, verkürzt Hauhut[2]), Haueisen, (Haustein) Hauto, d. i. plattdeutsch: „Hau zu!" (Vilmar 81, 82, Heintze 137, 138, Andresen 84), stelle ich den in Unterfranken und Rheinhessen vorkommenden Familiennamen Hautum und, mit Verengung des „au" in „ō", Hotum (mit dem Ton auf der vorletzten Silbe). Als Imperativname kann er jedoch kaum angesehen werden, da in diesem Fall die Befehlform in der Einzahl stehen, d. h. der Name „Hauum" lauten müßte. Ich erkläre mir daher diesen Satznamen so: es erhielt vorzeiten der erste Inhaber dieses Namens denselben als Spott- oder Spitznamen, weil er gern um sich hieb oder wenigstens mit „Umhauen" gern um sich warf. „Der haut alles um!" — sagte man von ihm, und so blieb der Name Hautum an

---

1) Auch Heintze 218 kennt diesen Namen und sieht in „s" mhd. „es", Genetiv von „ez", da er ihn erklärt als „walte des Gott!". Hierher gehört noch der bei Heintze angeführte Name Simmergott, aus mhd. sam mir got, sem mir gott, „so wahr mir Gott (helfe)". Bekanntlich führte auch ein bayrischer Herzog des Mittelalters diesen Beinamen: Heinrich Jasomirgott. Es liegt sehr nahe, anzunehmen, daß diese drei Namen: Gesegnesgott, Simmergott und Waltsgott davon herstammen, daß diejenigen, welche damit belegt wurden, diese frommen Wünsche, bezw. die Beteuerungsformel, als Lieblingsredensart gebrauchten.

2) Hauenhut = „Hau den Hut!" (oder: „Hau in den Hut!"?), Hut = die Sturmkappe, Helm. Hauhut hieß ein im August 1900 zu Hamburg an der Pest verstorbener Steward.

ihm haften. Der in Oberdeutschland sich findende Familienname Hegenbart oder Hegenbarth macht auf den ersten Blick den Eindruck eines echten imperativischen Namens = „Heg den Bart!", und sicher denkt das Volk jetzt bei diesem Namen an einen, der seinen mehr oder minder schönen Bart sorgfältig hegt und pflegt. (Vergl. den Familiennamen *Drehbart, d. i. einer, der seinen Bart zu drehen pflegt.) Indes dürfen wir uns trotz dieser volksetymologischen Deutung nicht der Einsicht verschließen, daß in Hege-bart das alte Wort Hag, „Hag, Einhegung", und der Verbalstamm brecht – bert, „glänzen", steckt. Mit Recht setzt daher Heintze 132 unter Hag I — Hagibert: Hackebracht, Hackbarth — Hegebart — Heibert; Heiber, Gen. Heppertz und stellt 134 Hägenbarth, d. i. Hegenbart, als Vollname zu Hagan, Erweiterung von Hag I, wovon Haginbert gebildet ist. *Luginsland als Bezeichnung eines Aussichtspunktes oder Wartturmes[1]) ist allgemein bekannt und üblich, aber als Familienname kommt Luginsland wohl nicht oft vor; ich finde ihn wenigstens in keinem der mir zur Verfügung stehenden Namenbücher; dafür bringt Vilmar 83 den Familiennamen Schauinsland bei. S. 82 macht er uns mit den Befehlnamen Leidemit und Leidenfrost bekannt, die sich ja von selbst erklären. Ähnlich dem Zuruf: „Leid(e) den Frost!" = Leidenfrost ist auch der Familienname Leidenschaden, den kein Buch enthält, imperativisch zu fassen: „Leid(e) den Schaden!" Der Sinn dieses Namens ist wohl nicht viel verschieden von Habenschaden = „Hab den Schaden!" nach Vilmar 81: „Spottname für einen, der sich unvorsichtig in Gefahr begeben hat." Mit dem Zeitwort jagen sind mehrere Befehlnamen zusammengesetzt: Jagenmann, später Jagemann, „einer, der den Feind in die Flucht schlägt", und Jagenteufel („um 1580 hieß so ein damals bekannter Hofprediger zu Weimar") Vilmar 82. Nach Heintze 152 wird der „Satzname" Jageteufel = „Jage den Teufel!"[2]) auch Jagendeubel geschrieben. Schon bei Fischart erscheint übrigens „Jag den Teuffel" als erdichteter Personenname. Ein dritter mit „jag" zusammengesetzter Familienname ist ein elsässischer: Jagdenfuchs, der einen Freund der Jagd bezeichnet, mithin auf eine zweite Lieblingsbeschäftigung unserer Altvordern neben dem Waffen- und Kriegshandwerk, das edle Weidwerk, hinweist.

---

1) Als Name eines Turmes wird Luginsland schon von Fischart verwendet. In Rollenhagens „Froschmeuseler" erscheint Lugínsloch als Mäusenamen neben Beißhart und Spahrkrümlein, vergl. Heintze S. 50. — Bei Tuttlingen in Württemberg giebt es einen Wartturm, der Luginsfeld heißt.

2) Vergl. auch Fressenteufel, Schlagenteufel und Bitdenbüwel (niederd.) = „Beiße den Teufel!", endlich Schietdenbüvel (niederd.) = „Schieß den Teufel!" — Namen für „Leute, die sich selbst vor dem Gottseibeiuns nicht fürchten".

Pornschaft (Aichach, Oberbayern) deute ich unbedenklich auch als Imperativnamen: „Bohr(e) den Schaft!“. Dieser Name bezieht sich also auf das Gewerbe eines Drechslers, der Lanzenschäfte verfertigte, oder auch auf das Kämpfen mit einer Lanze (vergl. Loh. 4896: in ros diu swert sie borten). Man erwartet zwar „b“ im Anlaut, da nhd. bohren = mhd. born, ahd. borôn ist. Allein nicht selten steht in Personen- und Familiennamen ein „p“ im Anlaut, obwohl die betreffenden Appellativa, bez. Stämme, in der älteren Sprache meist mit „b“ anlauten; vergl. Plattner (neben Blättner) = blatenaere, die Namen auf -pach, -pacher von bah(h), bach, die mit Poll- im ersten Glied (aus balt) u.s.w.

Der in der Westpfalz vorkommende Familienname **Reckenwald** enthält weder das Zeitwort **regen**, wie Regenfuß, d. i. ein Tänzer, noch **recken**, wie Reckenbeil, V. 83, d. i. „Reck ein Beil!“ (also ein auf Kampf hinweisender Name), sondern vielmehr, wie ich glaube, **rechen**, d. h. mit einem Rechen, einer besonders als Gartengerät und beim Heumachen gebrauchten hölzernen Harke, etwas zusammenkehren. Der Name ist wohl als Spottname aufzufassen und bezeichnet einen, der auf die Beischaffung von Streuwerk aus dem Walde so erpicht ist, daß er am liebsten den ganzen Wald mit dem Rechen fegen und auskehren möchte. Dieser Name vergegenwärtigt uns also die Unersättlichkeit des Bauern hinsichtlich der Benützung von „Streusel“; mit dem Bauer aber liegt deswegen von jeher, wie allbekannt, die auf Erhaltung des Humus und der Bodenfeuchtigkeit pflichteifrig bedachte Forstbehörde in offenem oder stillem Kampf. Zum Übergang von „ch“ in „k“ vergl. den aus derselben Gegend stammenden Namen Dorkenwald.[1]) — Ein neckender Beiname scheint ursprünglich ***Rückdenstuhl** gewesen zu sein. Zu dem bekannten Familiennamen **Ringseis**, auch Ringeißen oder Ringseisen, d. i. „Ringe das Eisen!“ (Vilmar 83, Andresen 70, 84), kann ich noch die Nebenform **Ringeis** beibringen. Der pfälzische Familienname Schadewald ist am besten als Befehlname zu erklären: „Schade dem Wald!“. Denn das Volk spricht hierzulande für „Schade dem Wald!“: „Schaddemwald“, woraus mit Unterdrückung des „m“ unser Name **Schadewald** entstanden ist. Wäre der Name ein determinatives Kompositum, so müßte er umgekehrt lauten: Waldschade, vergl. **Land-schade**[2]), aus „Land“ und „Schade“ = ahd. scado, mhd. schade, „schädigender Feind, Widersacher“ (doch auch schon im 8. Jahrh. Scatto); vergl. Familienname Schade, Schad

---

1) Doch kommt der Name auch in der Schreibung **Röckenwald** vor, wodurch die obige Deutung einigermaßen in Frage gestellt wird.

2) Bekanntlich ist Landschade, mhd. lantschade, **Zuname des Rittergeschlechts derer von Steinach im Neckarthal** oberhalb Heidelberg, vergl. z. B. Plikker Lantschad de Steinach a. 1286.

s. Heintze 196, u. Vilmar 29: „Schade (Landschade, Goldschade) ein Räuber". Erfreulich war mir, aus Bacmeisters Schrift S. 41 zu ersehen, daß nicht bloß ein Chuonrat scade 1180 in Uri vorkommt, sondern auch nach der Braunschweiger Chronik 1380 ein Scadelant = Schadeland, also ein Imperativname, analog unserm Schadewald. Dem Sinne nach gehört mithin Schadewald zusammen mit Reckenwald und Sengewald. Ganz verschieden davon ist, was den ersten Bestandteil betrifft, der Name des Dorfes Schattwald im Algäu (bayr. Schwaben). Nirgends finde ich ferner verzeichnet den Familiennamen Schweisgut, der sich ganz ungezwungen als: „Schweiß gut!" erklären läßt, also auch der Klasse der imperativischen Namen einzureihen ist. Nhd. schweißen = mhd. sweizen II tr.: 1. Schweiß vergießen, 2. heiß machen, rösten, 3. schweißen, in Glühhitze aneinanderhämmern, in dieser Bedeutung auch swaitzen und schwaißen geschrieben und gesprochen. Demnach dürfen wir bei Schweisgut an die Thätigkeit eines Schmiedes denken, der Eisen oder Stahl tüchtig zu schweißen versteht. In diesem Fall sind zu vergleichen die Geschlechtsnamen Schwingenschlögl = „Schwing den Schlägel!" und Schwinghammer, sowie Schrendeisen[1]), V. 84. Doch muß eingeräumt werden, daß auch sweizen I intr. 1. Schweiß vergießen, schwitzen, 2. naß werden, bes. vom Blute naß sein (so noch jetzt bekanntlich „schweißen" in der Weidmannssprache), für die Deutung des Namens in Betracht kommen kann. Dann dürfte Schweisgut ursprünglich neckischen Sinn gehabt haben: „Schwitze gut!". Letzteres führt uns auf den in der Zweibrücker Gegend öfter vertretenen Familiennamen Schwitzgebel. Für den ersten Teil dieser Zusammensetzung weiß ich nichts Passendes außer mhd. swiz, Gen. swizes, oder switz, soviel als sweiz, Schweiß, wovon switzen = schwitzen. Was aber ist gebel? Man könnte darin eine Wechselform von Geber vermuten, wie neben Leitgeber wirklich Leit-

1) Vilmar setzt zur Erklärung bei: Schrinkeisen. Im D. W. findet sich das Zeitwort schrinken in der Bedeutung schrumpfen, „wahrscheinlich von dem Dichter Wekherlin, der in England lebte, nach dem Muster von engl. shrink bei uns eingeführt" = schrinden und soviel als schrimpfen und schrumpfen. Schrenden hängt aber in Wahrheit zusammen mit ahd. scrintan, scrindan, mhd. schrinden, intr. bersten, sich spalten, Risse bekommen, woher Schrunde, Schramme (aus Schrande) und Schranz „Riß, Spalte", mhd. schranze, davon Zeitwort schränzen, einen Riß, Spalt machen = mhd. schrenzen 1. spalten, reißen, brechen, 2. intr. brechen, zerreißen; so auch bayr. schrenzen, durch einen Riß, Spalt trennen, z. B. die Rinde eines Baumes aufschrenzen. Demnach bedeutet Schrendeisen: „Schrende, d. i. spalte das Eisen!" oder „Haue Löcher (Schrannen oder Schrunden) ins Eisen!", nämlich ins Schwert (oder in den Panzer?) Der Name hat also einen ähnlichen Sinn wie Haueisen. Vergl. auch Turneisen, Thurneysen und Schnetzeisen (15. Jahrh. Ravensb.), Bacmeister S. 43. Ein nettes Seitenstück zu Schrendeisen ist Schrindleder 1336 (Zürich), Bacmeister ebenda.

gebel, weitergebildet aus Leitgeb (entstellt Leigöb), d. i. mhd. lîtgebe, „Schenkwirt“ (vom mhd. lît, Obstwein), vorkommt. Allein dann ergiebt sich kein passender Sinn. Erinnern wir uns jedoch daran, daß mundartlich in der Westpfalz hochd. Giebel Gebel oder vielmehr Gewel[1]) ausgesprochen wird, und berücksichtigen wir, daß mhd. gebel Schädel, Kopf, gibel aber Giebel bedeutet[2]) (vergl. gibelsteiger, gibelwant), dann wird uns der Name Schwitzgebel sofort klar und verständlich: Schwitzkopf, Schweißschädel. Wir haben darin einen Spitznamen zu erkennen, der die Eigenschaft eines Familiennamens erlangt hat. Der erste Träger desselben hatte wahrscheinlich die Eigenheit, leicht am Kopf zu schwitzen. Körperteile, körperliche Merkmale, bez. Fehler, wurden ja in alter Zeit gern zur Bildung von Namen verwendet, vergl. *Dünnehaar, *Gelbhaar (= Gelhor und entstellt: Gellhorn), *Breitschädel, *Stockzahn, *Schärtelzahn, *Klapperbein, *Maultasche, *Strohmaul, *Gansauge, *Kalbsauge, *Hühnerhaupt, *Mäusehaupt, *Entenfuß, gewiß eine höchst ergötzliche Zusammenstellung von Namen, welche sämtlich aus der obenbezeichneten Breslauer Quelle stammen und die erstaunliche Naivetät und Derbheit der guten alten Zeit auch auf dem Gebiete der Namengebung deutlich verraten.

Zum erstenmal wohl tritt hier vor die Öffentlichkeit der im bayr. Franken, z. B. zur Zeit in Ansbach, vorhandene Familienname Schuldenzucker, d. i. „Schuld(e) den Zucker!“. Dieser Imperativsatz, der zum Namen avanciert ist, führt uns einen kecken Gesellen vor Augen, der da, wo er einkehrte, den Zucker und sicher auch noch manches andere, was er verzehrte oder mitgehen hieß, schuldig blieb. Ich stelle neben ihn den bekannten Befehlnamen Wehrenpfennig = „Wahre den Pfennig!“, also ein Pfennigfuchser; vergl. Hüdepennig = „Hüte den Pfennig!“ (Bremer W.-B.), sowie Winnenpfennig = „Gewinne den (einen?) Pfennig!“ und ähnlich Warnkros oder Warnekros = „Wahre (hüte) den Trinkkrug!“ (s. Vilmar 85, Heintze 220, Andresen 73). Bei Vilmar vermisse ich Sengebusch (Name eines um die Textkritik des Homer verdienten Philologen) und Sengewald, dagegen nennt er S. 59 Sengelaub; Heintze 202 giebt noch Sengstock an: „der die stehengebliebenen Baumstümpfe (Stubben) ausbrennt“. Richtig bemerkt Andresen 86: „Singewald und Singeholz können mit ‚singen‘ nichts zu thun haben, sind vielmehr aus Sengewald und Sengeholz entstellt und bedeuten dasselbe wie Brennewald (Waldbrenner);

1) Hochd. Gipfel lautet in der Pfälzer Volkssprache Giwel. Dem Volkshumor entsprossen ist die bildliche Bezeichnung gibel- oder giweldерr = gipfeldürr für einen, der nur noch wenige (graue) Haare auf dem Kopf hat.

2) Kluge Et. Wtbch. d. deutsch. Spr. unter Giebel: „Vermutlich liegt eine Übertragung des Begriffes vor: mhd. gëbel, ahd. gëbal M. „Schädel, Kopf“, ahd. gibilla F. „Schädel“; dazu urverwandt gr. κεφαλή „Kopf“ (Grdf. davon und von Giebel idg. ghebalâ); danach ist Giebel eigentl. „Kopf“.

ebenso wird Singeisen gleich Brenneisen (Schmiedename) sein." Hierher gehört auch die Bemerkung Heintzes 41: „Daneben sind Zeugen für die ehemalige verschwenderische Waldwirtschaft die Familiennamen Aschenbrenner und Aschenbrand[1]); dieselben bezeichnen ein eigenes Gewerbe, welches darin bestand, ganze Waldstrecken niederzubrennen, bloß um Asche zu gewinnen, teils für die Glashütten, teils für die Seifensiederei." Über das Hauptwort Sang = Brand, von sengen = brennen, woher viele Flur- und Ortsnamen abzuleiten sind, vergl. Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch S. 228, 289, 306. Vergl. Sanger Hof bei Homburg in der Pfalz, Vogelsang und Vogelgesang als Namen von Waldabteilungen, auch Weinbergname (Neustadt a. H.), zugleich häufig als Familienname; außerdem z. B. Sengscheid, Dorf bei Saarbrücken. *Steigeauf, ein sofort verständlicher Befehlname, deutet offenbar auf einen Reisigen, sei es einen ehrlichen, in einem Heere dienenden Reitersmann oder auf einen berittenen Wegelagerer, d. i. Stegreifritter. Vilmar 84 hat einen andern von steigen = mhd. stîgen gebildeten Imperativnamen aufzuweisen, den schon oben besprochenen Zechernamen Stiginsfaß = „Steig ins Faß!". Auch *Stürzewagen[2]) versetzt uns mit einem Schlag in die Zeit

1) Heintze 106: „Brand als Ortsname eine Waldstelle, welche durch Feuer gerodet war. Jetzt nicht bloß einfaches Brand, Brande häufig, sondern auch über ein halbhundert Zus. auf -brand, -brenda." Vilmar 88 stellt den alten, schon 1190 und 1209 in Basel vorkommenden Namen Schaltenbrand neben Schallweit, denkt also vermutlich an mhd. schallen, Schall machen, erregen. Zunächst läßt sich Brand als durch Feuer gerodete Waldstelle auffassen. Freilich erwartete man statt schallen eher schellen, Faktitiv zu schöllen schallen, tönen, = ertönen lassen, z. B. ein Horn, dann: mit Schall treffen, betäuben, erschüttern, auch: zerschmettern. Der Sinn des Namens wäre dann: „Erschüttere durch Schall den Brand (die Rodung)!" Vergl. den ähnlichen imperat. Riesennamen (Virginal 877): Schelle-den-walt. Mhd. er-schellen bedeutet: zum Schallen bringen, aufschrecken, betäuben, z. B. daz houbet, dann: mit Geräusch zerbrechen, zerschellen, spalten. Andrerseits erhält man wohl einen passenderen Sinn für den Namen, wenn man an Brand = ahd. prant, brant, mhd. brant = „Feuerbrand, flammendes, blitzendes Schwert" denkt, also: „Laß den Brand (das Schwert) ertönen!", d. h. führe mit dem Schwert spaltende Hiebe! Vergl. noch den ähnlichen Namen Surreisen 15. Jahrh. (Ravensburg) bei Bacmeister a. a. O. S. 41, ferner meine Erklärung des Namens Schrendeisen. — Oder ist Schaltenbrand = Brand, Sohn des Schalto? Vergl. Ankenbrand = Brando, Sohn des Anko (Steub 92).

2) Ganz wie „Stürz den Wagen!" enthält wohl Störtebeker im ersten Glied den Imperativ „stürze", nach Vilmar 85: „neuerlich Stürzenbecher = „stürz den Becher", ein Austrinker, einst der Name eines berühmten Seeräubers". Zu beachten ist jedoch, was Andresen 87 darüber vorbringt: „Stürtzenbecker, Sturzenbecker, Störtenbecker, wo der „Becker" sich vordrängt, bedeuten nach vorherrschender Meinung „Stürz den Becher", niederd. Störtebeker, in neuerer Zeit ist aber wiederholt geltend gemacht worden, daß Stortebeker ein Trinkgefäß mit einer Stürze (vergl. Sturzkopf), Deckelbecher sei."

des Raubrittertums oder auch des Dreißigjährigen Krieges, wo Reiter und Landsknechte im Umstürzen und Ausplündern erbeuteter Wagen mit Proviant u. s. w. ebenso große Übung und Gewandtheit an den Tag legten wie die Herren vom Stegreif, wenn sie einen Zug mit vollgepackten Kaufmannswagen überfallen hatten. Ob der elsässische Familienname Streckdenfinger die gleiche Bedeutung hat wie der Name Streckfuß, der nach Vilmar einen Gehängten bedeutet, nach Heintze auch Beiname des Todes ist (Grimm, Myth. S. 812), oder eher für einen Scherznamen zu halten ist, bleibe dahingestellt. Während Vilmar 85 drei Imperativnamen mit „suchen" mitteilt: Suchensteig = „Such den Steig!", dann den uns schon bekannten Suchenwirt = „Such den Wirt!", d. i. einer, der das Wirtshaus zu finden weiß (vergl. niederdeutsch Sökedrunk = „Such den Trunk!", Heintze 208), und Suchsland = „Suche das Land!", niederd. Sökeland (Bezeichnung eines Landflüchtigen?), kann ich dieser Gruppe noch hinzugesellen den Familiennamen Suchsbrot = „Such das Brot!", einer, der Brot und andere Eßwaren wohl zu finden weiß, und Suksdorf = „Such das Dorf!", auf einen Flüchtigen oder Plünderer zu beziehen, falls nicht etwa in Suks der Genetiv eines Personennamens stecken wird. Zuletzt füge ich noch einen Satznamen bei, über dessen Bedeutung man verschiedene Vermutungen hegen kann: Umbdenstock (elsässisch). Jedenfalls ist zu „um den Stock!" etwas hinzuzudenken. Gleichfalls im Elsaß erscheint, urkundlich belegt, schon im Jahre 1418 der Name eines Ritters Zuckmantel von Brumath. Vilmar 85 führt ihn neben Zuckschwert, Zuckseisen in der ursprünglichen Gestalt Zuckenmantel (nebst der Entstellung „Zuckermantel") an und erklärt ihn so: „ein Räuber, welcher die Mäntel herabreißt". Übereinstimmend sagt Andresen S. 88: „Neben Zuckschwert findet sich die Entstellung Zugschwerdt, neben Zuckenmantel, Zuckmantel, Namen, die auf Raub in einsamer Gegend deuten, die an beiden Stellen volksetymologisch verdrehte Form Zuckermandel." Ein würdiges Seitenstück zu Zuckmantel ist der Name des Westricher Rittergeschlechts der Raubesack von Lichtenberg (bei Kusel in der Westpfalz).[1]) Wenn die Herren aus dieser Familie auch nicht alle Raubritter gewesen sind, so muß doch der Burgherr von Lichtenberg, der entweder sich selbst zuerst Raubesack = „Raub den Sack!"[2]) benannte oder von andern diesen

1) Vergl. Hermann Hahn, „Die Grabsteine des Klosters Werschweiler", S. 143 (Sonderabdruck aus der „Vierteljahrsschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde", 1900, Heft 1/2. Berlin, gedr. bei Sittenfeld).

2) Steub, Die oberd. Familiennamen, zählt S. 83 und 84 eine Reihe von Namen auf, welche in -sack ausgehen, wie Bauchsack, Biersack, Buttersack, Habersack, Hopfensack, Laubensack u. s. w., und fragt an, ob auch in diesem -sack ein Mannsname stecke: „vielleicht Sacco oder Hacco, so daß z. B. Biersack = Berins

Namen beigelegt erhielt, sicherlich das Urbild eines ritterlichen Strauchdiebes und Wegelagerers gewesen sein. Landschade, Raubesack und Zuckmantel bilden in der That ein edles Trifolium!

Zum Schluß will ich noch einen Irrtum Vilmars[1]) berichtigen: er faßt den Namen Guckemus in imperativischem Sinn = „Guck ins Mus!". Wenn er statt „Mus" „Moos" gesetzt hätte, würde man sich an der Bedeutung des Namens weniger stoßen, da man dann an einen im Moos (Gebrüche) Wohnenden denken könnte. Steub a. a. O. S. 83 meint: „Guckemus, auch Guggumos, Cucumus, wird von Vilmar als: Guck ins Mus! erklärt, ist aber doch eher Muso, Sohn des Guggo." Ob es wirklich einen altdeutschen Personennamen Muso giebt, lasse ich dahingestellt, aber die Existenz eines Guggo ergiebt sich unabweisbar aus folgenden Ortsnamen, die sämtlich in Oberdeutschland, Deutsch-Österreich mit eingeschlossen, anzutreffen sind: Guggenmoos, Dorf in bayr. Schwaben bei Sonthofen, und Guggenmoosen, Weiler bei Füssen (bayr. Schwaben). Folglich ist der Familienname Guckemus nebst den beiden andern Schreibarten weiter nichts als von Haus aus ein Ortsname! Vergl. ferner Guggenmühle, daneben Gugelmühle, wie neben Guggenmoos auch ein Gugelmoos vorkommt, welche Namensformen mit „l" auf einen altd. Personennamen Guggilo, also Deminutiv von Guggo, oder Gugilo = Gugel, Koseform von Gutger (Steub 54), hinweisen, ebenso Guggelöd neben Guggenöd, ferner Guggenberg, Guggenwinkel, Guggern, Guggers, Gugging und Gucking, endlich Gugenheim, Dorf im Elsaß, Landkreis Straßburg, vergl. Guckheim in Nassau. Gugenheim und Gugenheimer (Guggenheimer) ist ein in Zweibrücken und München und wohl auch sonst noch sich findender israelitischer Familienname. Außerdem: Gugg, Guggen (Gucken), Guggenau, Guggenbach, Guggenberg (Guckenberg), Guggenbichel und Guggenbühel oder Guggenbühl (Guckenbiehl ist in der Pfalz als Familienname vertreten), Guggenbichelpaint,

---

Hacco wäre?" Seine weitere Bemerkung: „An einen wirklichen Sack zu denken, ist auch erlaubt, doch wird es nicht weit führen" paßt jedenfalls nicht auf Raubesack. Auch Habersack und Hopfensack, sowie Biersack, neckender Beiname, soviel wie „Bierbauch", ergeben m. E. einen befriedigenden Sinn, wenn man dabei an einen wirklichen Sack denkt und diese Namen als Spottnamen, hergenommen von der Hantierung mit solchen Säcken, auffaßt. Vergl. noch „Pfeffersack", den bekannten Spottnamen für einen Kolonialwarenhändler, bezw. Krämer, und „Mehlsack" für einen dicken Müller.

1) Heintze S. 51, Anmerkung, hat mit Recht in Vilmars Verzeichnis gestrichen die Namen: Baldauf, Gangauf, ferner Richzenhain, Rollenhagen und Stemshorn, da die beiden ersten sich richtiger als Ableitungen altdeutscher Personennamen erklären lassen und die drei andern ohne Zweifel ursprünglich Ortsnamen sind.

Guggendorf, Guggenhausen und Guggenland, dazu Familienname Guggenberger.

Ich würde mich für die Mühe des Sammelns und Sichtens der von mir mitgeteilten und besprochenen Namen reichlich belohnt erachten, wenn meine Veröffentlichung zur Folge hätte, daß auch von anderer Seite auf diese so interessanten Befehlnamen geachtet und gefahndet würde. Denn sie sind, wie meine Nachlese gezeigt hat, bis jetzt noch nicht alle eingefangen, gesammelt und in den Büchern, die sich mit der Zusammenstellung und Erklärung der deutschen Personen- und Geschlechtsnamen befassen, an ihrem Platz untergebracht und nach ihrer Bedeutung gewürdigt.

Nachtrag.

Neben Sengewald findet sich auch die Schreibweise Sängewald. Als Befehlname möchte ich auch **Ruckstuhl** = „Rück (den) Stuhl!", Nebenform der oben erwähnten vollständigeren Befehlnamenbildung *Rückdenstuhl, auffassen. Ebenso fehlt das Geschlechtswort in den oben vorkommenden Namen, deren imperativischer Charakter unzweifelhaft ist: Haueisen, Hauschild neben **Hauenschild**, Hauhut neben **Hauenhut**, und **Rückeisen** (Vilmar 83) = „Rück (das) Eisen!" Ist **Rücklos** (Neustadt a. H.) auch den Befehlnamen zuzurechnen im Sinn von „Rücke los!", wobei man etwa hinzudenken kann: „Gegen die Feinde!", oder verbirgt sich etwas anderes dahinter? **Schwingsack** (Augsburg) hat jedenfalls den Sinn von „Schwing den Sack!" und ist vielleicht aus einem ursprünglichen **Schwingensack** verkürzt. Vergl. oben Schwinghammer = „Schwing den Hammer!" neben **Schwingenschlögl**. — In Berlin kommt **Gotthelf**, d. i. „Gott helfe!", auch als Familienname vor; vergl. das bekannte Pseudonym des Schweizer Volksschriftstellers Albert Bitzius: „Jeremias Gotthelf".

Eine andere Erklärung von „**Kathrin**" als die von mir oben vorgeschlagene habe ich nachträglich gefunden in dem Aufsatz „**Die Rufacher Vornamen**", Untersuchung von Heinrich **Menges** (Jahrb. f. Gesch., Spr. u. Litt. Elsaß-Lothringens, 12. Jahrg., 1896, Straßburg, Heitz & Mündel), S. 87: „Trotz seines Ansehens und seiner schönen Bedeutung (griech. die Reine) muß der Name Katharina auch hier zur Bezeichnung einer Sache dienen, die man nicht gern beim rechten Namen nennt: d' **schnall Kathrin**. Aber daran tragen die Rufacher keine Schuld. Der Ausdruck, der ja wohl auf scherzhafte Weise mit Anlehnung an lat. catarrus = Fluß [lies: catarrhus = griech. *κατάρρους*] entstanden ist, hat sich aus dem übrigen Deutschland auch hier eingebürgert." — Ich gestehe gern zu, daß auch diese Ableitung einen annehmbaren Sinn giebt und Beachtung verdient.

Zu den Befehlnamen, die sich auf das Weintrinken beziehen, kann ich noch zwei nachtragen: Schwendenwein (Wien) und Blasenwein (Bayern). Der erstere zerlegt sich von selbst in „Schwende den Wein!", d. h. mache den Wein schwinden = vertilge, verbrauche den Wein! Schwenden, mhd. swenden, wird besonders vom Wald gesagt, vergl. „Abschwendung" des Waldes und zahlreiche Ortsnamen wie „Schwanden, Schwend, Schwändi" u. a. Swenden bedeutet „ausreuten, besonders das Unterholz", dann überhaupt einen Wald abtreiben. Ganz analog diesem Namen ist gebildet der von Ulrich von Liechtenstein erdichtete Swendenwalt, d. i. swende den walt. Ein hübsches Seitenstück zu Schwendenwein ist der für einen Zechbruder gleichfalls sehr passende Name Blasenwein. In dieser Zusammensetzung kann „blasen" nichts anderes bedeuten als „trinken". Es liegt klar zu Tage, daß diese Bezeichnung für die Thätigkeit des Trinkens ein scherzhaftes Gepräge trägt. In der Pfalz und sonst in rheinischen Gegenden gebraucht man in heiterer Stimmung, in munterer Laune gern den familiären Scherzausdruck „blasen" für „trinken", z. B.: „Wir haben noch Zeit; wollen wir noch schnell einen „blose" (erg.: Schoppen)." Ursprünglich gebrauchte man diese Metapher wohl nur vom Wein, doch wendet man das Zeitwort jetzt auch auf das Trinken von Bier an. Vielleicht bildet mit den beiden soeben besprochenen Namen ein dreiblättriges Kleeblatt der Familienname Stürzebein. Denn „Stürze Bein!" ergiebt doch kaum einen für einen Namen einigermaßen passenden Sinn. Erinnert man sich aber an den bekannten niederd. Namen Störtebeker, den Andresen m. E. zweifellos richtig als „Stürz' den Becher!" gedeutet hat, und zieht man in Betracht, daß nach der Ansicht des soeben genannten Forschers der Name Holbein aus urspr. Hol-wein entstanden sein kann, so hindert uns nichts, in Stürzebein eine Umbildung von Stürze-wein, d. i. „Stürz den Wein hinunter!", zu erkennen, da ja w sich oft in b verhärtet und die ursprüngliche Bedeutung des Namens sich mit der Zeit leicht verdunkelt haben mag. Neben Gießenbier (s. oben!) stellt sich Gießwein = „Gieß Wein ein!"

Die jetzt folgende kleine Nachlese verdanke ich einer in B. Spieß' Schrift „Volkstümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen" (Wien 1869) enthaltenen Zusammenstellung von Familiennamen. Gottbehüt stellt sich zu der oben behandelten Gruppe von Namen, die mit „Gott" zusammengesetzt sind und einen frommen Wunsch ausdrücken. Gottwald hingegen fasse ich nicht als Imperativnamen, als Umkehrung von Waltsgott = „Gott walte es!" auf, sondern als Determinativkompositum, wie Ewald (êwa, ê, Recht und Gesetz, und -wald), Rothwald aus altd. Hrodowald, Lotal aus Lotald für altd. Chlodowald u. ä., also

mit dem Sinn: „Mit Gott waltend.“ Das Zeitwort „greifen“ finden wir verwendet im Namen Greifzu, d. i. „Greif zu!“. Zu vergleichen ist hiermit Greifenstil = „Greif den Stiel!“ und Gripenkerl (auch Griepenkerl geschrieben) = „Greif den Kerl!“ (Vilmar S. 81). Der Bedeutung nach erinnert an Greifzu der imperativische Hundename Packan = „Pack an!“. Eine orthographische Spielart des Namens Rehdantz, den ich mir als Verkürzung aus Regendantz = „Beginn den Tanz!“ (zusammengezogen auch Reintanz) erkläre, liegt vor in Rehtanz. Rehe hat man ja wohl noch nirgends tanzen sehen! Auch Staubesand (Spieß S. 207) halte ich für einen Befehlnamen = „Stäube, d. h. wirble den Sand auf!“. Stäuben = mhd. stouben, stöuben ist das Faktitivum von stieben, stieben. Dieser Name scheint mir eine passende Bezeichnung zu sein für einen flotten Reiter, den es freute, auf dem Turnierplatz oder draußen auf der Straße und im Feld beim Galoppieren Staub auffliegen zu lassen, ähnlich den wagenlenkenden Sportsmännern in Horazens Ode I 1: „Sunt quos curriculo pulverem Olympicum collegisse iuvat.“ Vilmar (S. 75, 84) sieht auch, doch nicht mit Bestimmtheit, in Stobemehl und Stobwasser Befehlnamen. Der Name Stobwasser oder Staubwasser bedeutet indes m. E. ein stäubendes Wasser, einen Wasserfall oder Staubbach, und dieses Appellativ kann jemandem als Zuname beigelegt worden sein, der in der Nähe eines „Staubwassers“ (vergl. „Stuiben“) sich angesiedelt hatte. Stobemehl = „Laß Mehl auffliegen!“ mag von Haus aus ein Spottname für einen Müller oder Bäcker gewesen sein. Diese lassen ja Mehl aufwirbeln, wenn sie die Mehlsäcke auf den Boden setzen oder ausklopfen. Der Familienname Wagenschwanz endlich enthält nach meiner Ansicht nicht das Hauptwort Wagen, wie z. B. der Name Wagenseil — denn unter „Schwanz eines Wagens“ kann man sich nichts vorstellen, was einen vernünftigen Sinn giebt —, vielmehr steckt darin wage den schwanz = „Bewege den Schwanz!“, von mhd. wagen, bewegen, schütteln, wovon nhd. „wackeln“ abgeleitet ist. Mhd. swanz bedeutet in erster Linie „schwankende, tanzartige Bewegung“, dann „Unterteil der Frauenkleidung, Schleppe, Schleppkleid“, weiterhin übertr. „Glanz, Zierde“, außerdem „Schwanz, Schweif“, und das dazu gehörige Zeitwort swanzen und swenzen „schwenkend sich bewegen“. Demnach bezeichnet dieser Name mit unverkennbarem Spott einen Gecken, der sich zierlich oder geziert bewegte, nach weibischer Art einherstolzierte und sein gebauschtes seidenes Wams wie eine Schleppe hin und her wippte, indem er in stutzermäßigem Schritt einhertänzelte.

Das nämliche Zeitwort werden wir später auch im Namen Wagenpfeil wiederfinden, während in Wagehals natürlich wägen, audere, vor-

liegt. Der gleichfalls von Spieß mitgeteilte Name Wagenführ ist allem Anscheine nach verkürzt aus mhd. wagen-vüerer = Wagenführer, Fuhrmann. Häufig findet sich der Familienname Spalteholz = „Spalte Holz!“ Der erste Träger dieses Namens ist wohl ein Holzhauer gewesen. (Schluß folgt.)

Heinrich Kruse[1]) als Dichter.

Von Dr. E. Lange in Greifswald.

Auch wer unsere litterarischen Wochenschriften ziemlich gewissenhaft verfolgt, dem konnte es in den letzten Jahren wohl geschehen, daß ihm der Name Heinrich Kruse kaum je begegnete. Nun erschienen freilich seine ersten Dramen zu einer Zeit, in der die Generation moderner Dichter, die jetzt durchaus im Vordergrunde des Interesses steht, noch gar nicht in Betracht kam, und alles, was Kruse geschaffen hat, zeigt mit dieser modernen Bewegung nicht die mindeste Verwandtschaft. Aber mag dies und das völlige Fernbleiben des Dichters von dem litterarischen Treiben der letzten Jahrzehnte es erklärlich machen, daß er nicht nach Gebühr beachtet wurde, der Grad, den diese Nichtbeachtung erreichte, bleibt auf jeden Fall ein Unrecht. Er findet seine Erklärung nicht einmal in einem jahrelangen Verstummen des greisen Dichters, wie es seinerzeit bei Grillparzer der Fall war; denn Kruse hat seit 1890 u. a. noch drei große historische Dramen, die „Gedichte“, die „Kleine Odyssee“ und die Neue Folge der „Seegeschichten“ erscheinen lassen. Und doch hat auch ein Mann, der wie Adolf Bartels von dem ernsten Bestreben erfüllt ist, allen beachtenswerten Erscheinungen unserer Litteratur gerecht zu werden, für Kruse nur einige Zeilen übrig. Dabei teilt der Dichter diese ungerechte Zurücksetzung nicht etwa mit allen, die gleich ihm der vormodernen Richtung angehören: Martin Greif z. B. findet ungleich mehr Beachtung. Und ist es etwa gerechtfertigt, daß über Gerhart Hauptmann schon eine ganze Litteratur existiert, über Heinrich Kruse, soviel ich weiß, nur ein einziges Buch[2]), das gewiß sehr gut gemeint und von aufrichtiger Bewunderung für den Dichter diktiert, aber leider auch sehr unbedeutend ist und nur eine — wenn auch die wichtigste — Seite seiner dichterischen Thätigkeit ins Auge faßt?

1) Heinrich Kruse ist am 13. Januar 1902 in Bückeburg gestorben.

2) Heinrich Kruse als Dramatiker. Von Friedrich H. Brandes. Hannover, Heinrich Ahlfeld, 1898.

In den beiden letzten Jahren scheint sich langsam eine Wendung vorzubereiten; mehrere seiner Fastnachtsspiele und Lustspiele sind an großen Bühnen mit entschiedenem Erfolg zur Aufführung gekommen; aber daß die Theater auch nur einigermaßen ihre Dankesschuld gegen ihn abgetragen hätten, davon kann noch keine Rede sein. Und von den namhafteren Litteraturhistorikern hat ihn, soviel mir bekannt, nur einer, Michael Bernays, ausführlicher und nach Verdienst gewürdigt, in seinem 1871 erschienenen ausgezeichneten Essay über Kruses „Wullenwever"[1]), der viel bekannter sein sollte, als er es bis jetzt ist. Aus dem Gefühl dieser ungerechten Zurücksetzung eines wirklichen Dichters und Dramatikers entsprang der vorliegende Aufsatz, der in dieser Zeitschrift auch insofern an seinem Platze ist, als Kruses Dramen es wohl verdienen, gelegentlich auch zur Lektüre und Besprechung in unseren Gymnasien herangezogen zu werden, vor allem diejenigen, deren Stoff der vaterländischen Geschichte entnommen ist.

Es wäre durchaus ungerecht, den Dramatiker Kruse, um von diesem zunächst allein zu sprechen, lediglich als Epigonen oder gar als bloßen Buchdramatiker zu betrachten. Er hat uns wirklich etwas Eignes zu sagen, und seine dramatische Sprache trägt, wie Bernays in dem erwähnten Aufsatz fein und treffend nachgewiesen hat, ein durchaus besonderes Gepräge. Gewiß ist es leicht, in seinen Dramen mancherlei Schwächen zu entdecken. Aber wo wäre das nicht der Fall? Kruse lehnt sich wiederholt an Schiller und noch häufiger an Shakespeare in allzu äußerlicher Weise an; mit dem letzteren rivalisiert er in seinem „Brutus" — wenn er selbst es auch nicht Wort haben will — und in „Heinrich VII.", bis zu einem gewissen Grade auch in „Arabella Stuart" geradezu, natürlich mit unzureichendem Erfolg; er hat eine wenig geschmackvolle Neigung, bekannte Dichterstellen oder geflügelte Worte zu übernehmen, wie er z. B. Moritz von Sachsen ausrufen läßt: „Mein Leipzig, meine schöne Lindenstadt!" Seine Personen reden nicht selten allzu akademisch, zu sehr „wie ein Buch", hin und wieder bleiben auch ihre Motive uns zu unklar; die Charakteristik ist nicht in allen Fällen konsequent durchgeführt; wir finden manche Scene, der es an dramatischer Bewegtheit mangelt, und — was schwerer wiegt — wiederholt hält die dramatische Kraft nicht bis zum Schluß in voller Stärke an. Aber trotz alledem bleibt er ein Dramatiker nicht nur von ernstem Streben — dies allein würde ja wenig nützen —, sondern auch von großem Können. Er ist durchaus nicht nur ein äußerlicher Nachahmer Schillers

---

1) Jetzt abgedruckt in seinen „Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte", Berlin, Behr, 1899, Bd. 4, S. 50—86.

oder Shakespeares, sondern namentlich von des großen Briten dramatischer Kraft und Art lebt wirklich eine starke Ader in seinen Dramen. Den stärksten Beweis erbringen gerade diejenigen unter ihnen, in denen er stofflich ganz unabhängig von ihm ist, z. B. viele Scenen aus „Wullenweber" und „Raven Barnekow" oder auch aus „Moritz von Sachsen", aber auch manches in den Lust- und Fastnachtsspielen. Neben der nicht immer zu glücklichen Ergebnissen führenden Neigung, fremde Wendungen sich anzueignen, steht eine nicht minder starke und viel erfreulichere, selbst anschauliche Ausdrücke und Bilder zu finden; man lese zum Beweise z. B. Akt 1, Auftritt 5 von „Moritz von Sachsen" oder Akt 1, Auftritt 3 des „Verbannten". Neben akademisch wirkenden, wie auf Stelzen einherschreitenden Stellen stehen viele von frischem und blühendem Leben, auch nach der sprachlichen Seite, erfüllte Scenen; so in „König Erich" alle Partien, die sich zwischen dem Titelhelden und der lieblichen Karin abspielen. Sehr häufig zeigt die Sprache eine bewundernswerte Markigkeit und Kraft, so z. B. im „Raven Barnekow" durch das ganze Drama hindurch. Aber auch Töne wahrer Innigkeit stehen ihm zu Gebote, am schönsten im Munde der Karin dem unglücklichen König Erich gegenüber. Über den Humor endlich gebietet er in den verschiedensten Schattierungen. Er grenzt ans Grausige im Munde Engelmanns von Horst und des Grafen von Oldenburg in der „Gräfin", er erscheint fein und geistvoll bei Michael Steno im „Marino Faliero", schalkhaft und bei kräftigem Ausdruck echt weiblich bei Karin und bei Prinzessin Katharina (im „Raven Barnekow"), übermütig und doch nicht plump beim alten Mons im „König Erich" der polnischen Königstochter gegenüber; eine besonders hervorragende Rolle endlich fällt ihm natürlich in den „Fastnachtsspielen" zu; direkt hans-sachsisch mutet er uns an im „Teufel zu Lübeck" und im „Eifersüchtigen Müller"; in eine höhere Sphäre erhoben, mit Anmut gepaart erscheint er in der „Standhaften Liebe", dem Graziösesten, was Kruse geschrieben hat. — Zeigen sich in der Charakteristik seiner Personen und in der Motivierung ihrer Handlungsweise nicht ganz selten Schwächen, so liegt doch gerade nach dieser Seite anderseits der bedeutendste Vorzug unseres Dichters. Eine imponierende, in sich geschlossene, nur durch allzu große Herbheit sich zu sehr der menschlichen Sympathien beraubende Gestalt schuf er gleich in der Titelheldin des Dramas „Die Gräfin"; ihr männliches und schon um deswillen, aber auch durch die vollkommenere und feinere Durchführung noch gewaltiger wirkendes Gegenbild ist Otto Voge im „Raven Barnekow"; vom rein künstlerischen Standpunkt ganz meisterlich gelungen, obgleich mit recht starken Abweichungen von der historischen Wahrheit (die indes den Charakter nicht in erster Linie angehen), erscheint mir

Moritz von Sachsen in seiner Mischung von freudigem Heldentum, Diplomatenkunst und liebenswürdig-frevelndem Leichtsinn. Kaum weniger hoch steht der geistvoll übermütige Michael Steno, dessen höheren Wert der Dichter uns in feinster Weise ahnen läßt. Um dieser Gestalt willen, die ich noch lieber unter anderer Führung der Handlung in den Mittelpunkt gerückt sähe, schätze ich Kruses „Marino Faliero" entschieden höher, als das den gleichen Stoff behandelnde und zu weniger Einwendungen im einzelnen Anlaß gebende Drama Martin Greifs. Ein ähnliches Verhältnis besteht auch, um das gleich hier zu bemerken, zwischen Kruses „Verbanntem" und Greifs „Corfiz Ulfeldt". Bei Kruse handelt, von anderen Dingen abgesehen, Ulfeldt entschieden weniger konsequent, aber die Gestalten seines Dramas haben reicheres individuelles Leben und höheren poetischen Reiz. — Auch Frauengestalten von höchster Anmut gelingen ihm; vor allem wert sind mir die schon genannten Figuren der Karin und der Prinzessin Katharina geworden. — Die Führung der Handlung, insbesondere die Verknüpfung von Schuld und Sühne sind meist sehr geschickt; besonders glücklich finde ich die Art, wie Kruse das frevelhafte Liebesspiel des Herzogs Moritz mit Laura, der Braut seines Freundes Albrecht Alcibiades, für jenen zum Verhängnis werden läßt. — Endlich, wenn ich oben sagen mußte, daß die dramatische Kraft mehrfach gegen den Schluß hin etwas erlahme, sind dafür die Expositionsscenen wiederholt geradezu großartig. Was Kruse nach dieser Richtung z. B. im „Wullenwever" geleistet hat, braucht den Vergleich mit Shakespeare, mit Schillers „Jungfrau" und mit Grillparzers „Ottokar" nicht zu scheuen.

Kruse hat 16 abendfüllende historische Dramen geschrieben. Sie sämtlich oder auch nur der Mehrzahl nach im einzelnen zu besprechen, ist leider unmöglich. Wenn von einer deutlich bemerkbaren Entwickelung seiner dramatischen Fähigkeiten wenig zu sagen ist, so wird dies durch einen Umstand begreiflich, durch den er vielleicht einzig unter den bekannteren Dramatikern dasteht. Als er 1868 mit seiner ersten Tragödie „Die Gräfin" vor die Öffentlichkeit trat und sogleich einen Schillerpreis errang, stand er bereits im 53. Jahre. Kein Wunder, daß wir darin das Werk eines gereiften Mannes vor uns haben! Auch bedeutet es durchaus nicht den Anfang ernsten Strebens auf dramatischem Gebiete, vielmehr lagen damals schon Jahrzehnte eifriger Arbeit auf diesem Felde hinter ihm; die Vorarbeiten zu „Arabella Stuart" z. B., die erst 1888 erschien, begannen, wie er selbst in der Vorrede sagt, beinahe 40 Jahre früher; „Witzlav v. Rügen" ist, wie mir der Dichter selbst mitteilte, bereits 1854 geschrieben und erst 1881 veröffentlicht. Eine Entwicklungsgeschichte des dramatischen Schaffens Kruses zu geben ist

mindestens zur Zeit ganz unmöglich. Deutsche oder wenigstens germanische Stoffe blieben von ihm stets bevorzugt; und in ihrer Behandlung hat er, von dem gleichfalls vortrefflichen „Marino Faliero“ abgesehen, das Beste geleistet. Was die antiken Stoffe anlangt, so konnte „Brutus“ als Ganzes schon wegen des bereits erwähnten Rivalisierens mit Shakespeare nicht gelingen, so Anerkennenswertes er im einzelnen bietet. Auch im „Mädchen von Byzanz“ überwiegen nach meinem Gefühl die Schwächen. Beträchtlich höher möchte ich den „Nero“ (1895) stellen. Wenn er auch ebensowenig wie andere Behandlungen des Stoffes eine adäquate Bewältigung desselben bietet, so weiß er doch menschlich zu interessieren und zu ergreifen und ist für einen Mann von fast 80 Jahren eine erstaunliche Leistung.

Von den übrigen Tragödien mit nicht germanischen Stoffen ist „Marino Faliero“ schon wiederholt erwähnt und hohen Lobes für wert erklärt worden. Im „Alexei“, der allein noch übrig bleibt, steht die Gestalt des Zaren Peter in imponierender, aber auch grausiger Größe vor uns. Alexei selbst gewinnt unsre aufrichtige Sympathie; aber daß er keine Herrschernatur ist, darin müssen wir seinem harten Vater völlig recht geben. Seine Geliebte Afrosinga erinnert durch ihre rührende Treue und ihren klaren Verstand an Karin im „König Erich“, doch fehlt ihr deren munteres Wesen und damit einer der reizvollsten Züge jener holden Mädchengestalt.

Von den Dramen aus germanischen Stoffkreisen stehen am wenigsten hoch die beiden, in denen er sich am nächsten mit Shakespeare berührt. Lebt in „Arabella Stuart“ immerhin wirkliche dramatische Kraft, so ist „Heinrich VII.“, die letzte Bühnendichtung Kruses und die bisher einzige, in der sich Spuren abnehmender Frische zeigen, wohl ein interessantes Geschichtsbild, aber kein packendes Drama. — Eine weit gewaltigere Kraft regt sich in der „Rosamunde“, zu der den Dichter das grausige Motiv lockte und wo namentlich die Gestalt der Titelheldin in ergreifender Weise durchgeführt ist. Zu „Moritz von Sachsen“ zogen ihn der reizvolle, wenn auch mit starken Flecken behaftete Charakter dieses Fürsten und die buntbewegte, lebensvolle Zeit der Reformation; wie trefflich er den Stoff bewältigt hat, wurde schon gesagt. Die übrigen Tragödien spielen sich fast sämtlich in den norddeutschen Küstengegenden oder auf skandinavischem Boden ab; man merkt ihnen an, daß sich der Dichter hier, was Land und Leute betrifft, auf vertrautem Boden bewegt. Im Vordergrunde steht dabei die Zeit, in der die Hansa die Vorherrschaft in Nordeuropa behauptete oder sie wenigstens noch nicht lange verloren hatte. Zwar „Der Verbannte“, über den schon das Nötigste gesagt ist, spielt erst im 17. Jahrhundert, und für die „Gräfin“ kommen die Gegensätze zwischen

den deutschen Küstenstädten und den skandinavischen Ländern überhaupt nicht in Frage. „König Erich“ endlich gehört zwar zeitlich in die bezeichnete Periode, hat aber inhaltlich mit den erwähnten Konflikten nichts zu thun. Dagegen spielen in drei weiteren Dramen die Gegensätze hansischer Städte sei es zu Skandinavien, sei es zu deutsch-nordischen Fürsten geradezu die Hauptrolle. „Witzlav von Rügen“ (14. Jahrhundert) behandelt einen Konflikt des Titelhelden mit dem stolzen Stralsund, in erster Linie mit dessen gewaltigem Bürgermeister Arnold Brandenburg, und wirkt namentlich im ersten und letzten Akte — in diesem durch die wehmütig-ernste Versöhnung der streitenden Parteien — tiefergreifend. „Raven Barnekow“ (15. Jahrhundert) zeigt wieder Stralsund in verhängnisvollem Gegensatz zu einem Fürsten, diesmal zu Wartislaw von Pommern; „Wullenweber“ endlich (16. Jahrhundert) behandelt den Konflikt einesteils der demokratischen mit der patrizischen Partei Lübecks, andrerseits Lübecks, insbesondere Wullenwebers selbst, mit Dänemark. Auf schweizerischen Boden übertragen endlich finden wir einen ähnlichen Konflikt wie im „Wullenweber“ in „Hans Waldmann“. Steht auch jenes Stück an Großartigkeit der Charakteristik, Gewaltigkeit der Gegensätze und Weite des Gesichtskreises weit voran, so darf doch auch seinem schwächeren Gegenbilde ein hohes Lob nicht versagt werden, und namentlich auf seinem heimischen Boden würde ihm ein starker Erfolg kaum fehlen; Größe wie Fall des Helden sind lebenswahr und ergreifend dargestellt.

„Raven Barnekow“ und „Wullenweber“, aus denen Heimatsliebe und Bürgerstolz Kruses am kräftigsten zu uns sprechen, sollen noch eine wenigstens etwas nähere Besprechung erfahren. Gewöhnlich erkennt man dem zweitgenannten Stück den Preis der größten Vortrefflichkeit zu, und wohl aus dieser Meinung heraus hat auch Bernays die schon erwähnte ausgezeichnete Würdigung desselben geschrieben. Nach meinem Gefühle steht „Raven Barnekow“ mindestens ebenso hoch. Aus ihm strömt uns geradezu Heimatsluft entgegen. Kruse hat es gewiß nicht als bewußter Vertreter der Heimatkunst geschrieben; aber wenn er es gethan hätte, naturwahrer und treffender wären seine Charaktere aus dem alten Stralsund gewiß auch nicht ausgefallen. Wir vermögen uns durchaus in das Fühlen und Denken dieser norddeutschen Menschen aus dem 15. Jahrhundert hineinzuversetzen; jeder einzelne erweckt von Anfang bis zu Ende unser Interesse. Das Ringen zwischen dem gewaltigen stralsundischen Bürgermeister Otto Voge und dem feinen Diplomaten Barnekow, der doch zugleich ein männlich-entschlossener Charakter und vor allem ein wirklich treuer Diener seines Fürsten ist, erweckt unsre tiefste Teilnahme. Otto Voge in seinem eisernen Festhalten an allem, was er für sein und namentlich seiner Vaterstadt Stralsund Recht hält, ist eine großartige

Gestalt, und durch die väterlich-innige Liebe und Sorge, die er für die seinem Schutze anvertraute Prinzessin Katharina beweist, gewinnt er zugleich unser Herz. So wird die Gefahr vermieden, daß er bloß als Vertreter eines starren Prinzips erscheint. Nach ihm hätte der Dichter auch am besten sein Stück benannt; er ist der Hauptträger der Handlung, wenn auch der Angriff von Barnekow ausgeht; seine Schicksale beschäftigen uns bis zuletzt, während wir Barnekows Tod schon zu Anfang des vierten Aktes erfahren, so freilich, daß sich um die Rache für diese That ein Teil der weiteren Handlung dreht. Im „Wullenweber" kann der erste Akt, wie schon gesagt, als geradezu meisterhaft bezeichnet werden. Er wird eröffnet mit einer zweiteiligen Vorbereitung, die einmal ein Gespräch zwischen dem Helden und einigen Bürgern seiner Partei und dann die bedeutsame Unterhaltung zwischen dem Bischof von Lübeck und dem Kardinal Campeggio bringt. Durch letztere erhalten wir schon einen tiefen Einblick in Wullenwevers Größe, in die Art, wie er es zum mächtigsten Manne in Lübeck und im ganzen Gebiete der Hansa gebracht hat. Schon steigt das Bild seiner Persönlichkeit imponierend vor uns auf, und dann folgt die große Rede des Gewaltigen, verschiedentlich unterbrochen, aber dadurch in ihrer Wirkung nur gesteigert durch die Zwischenbemerkungen erst der Bürger und dann in der wirksamsten, freilich durchaus nicht beabsichtigten Weise durch die des patrizischen Heißsporns Lambert von Dahlen, bis schließlich der Redner erreicht hat, daß nicht nur seine kriegerischen Pläne gebilligt werden, sondern — was vorher kein Mensch für möglich gehalten hätte — auch das Volk für die Wiedereinsetzung des eben noch so verhaßten Christian als König von Dänemark gewonnen ist. Der Legat hört ihn denn auch mit immer steigender Bewunderung, er sieht: dieser Gegner ist gefährlich, gerade weil er so ganz anders ist als die romanischen Diplomaten. Er spricht ja in der Hauptsache nur seine wirkliche Überzeugung aus; nicht erlernte Kunst, sondern ursprüngliche Begabung und die Kraft der Wahrheit ist in ihm wirksam. Als er zu Ende ist, kennt der Hörer die Verhältnisse ebensogut wie die Persönlichkeit Wullenwevers; die letztere aber bleibt, wie sich's gebührt, unbedingt im Mittelpunkte des Interesses. Ebenso geschickt wie diese Exposition ist die mehrfache Zusammenrückung oder auch veränderte Gruppierung der historischen Ereignisse im Interesse der dramatischen Wirkung, meisterhaft die Einführung Karls V. in seiner kühl zurückhaltenden und doch so wirksamen Art, in einer Scene, über der nach Bernays' schönem Ausdrucke „die matte Beleuchtung eines trüben Sonnenuntergangs" liegt. Auch auf die Eigenart von Kruses dramatischer Sprache und auf die strenge Einheitlichkeit der Handlung fallen hier schöne Streiflichter.

Auf den historischen Dramen beruht Heinrich Kruses Hauptanspruch, in unserer Litteraturgeschichte weiterzuleben; sie sind nach Umfang und Gehalt das Wertvollste, was er geschaffen hat. Aber den ganzen Kruse lernt man aus ihnen doch nicht kennen; er schreitet hier oft auf hohem Kothurn daher. Dagegen anderwärts giebt er sich völlig einfach, natürlich, volksmäßig, und nicht gering dürfte die Zahl der Leute sein, die ihn so lieber mögen. Vor allem auch dem Geschmacke unsrer Zeit, die für das historische Drama wenig übrig hat, behagt im ganzen der Erneuerer Hans Sachsischer Fastnachtsspiele besser, als der dramatische Verkörperer großer Gestalten unserer Geschichte, und so hat denn das feinste unter den Stücken dieser Art „Die standhafte Liebe“ neuerdings ein sehr dankbares Publikum gefunden. Gewiß giebt dieses Drama, das die rührende Liebe zwischen einem zartempfindenden Goldschmied und der Leibeigenen Tiennette, die durch Reinheit und Anmut an die holde Karin im „König Erich“ erinnert, zum Gegenstande hat, uns nicht geradezu den grobkörnigen Humor eines Hans Sachs, sondern einen verfeinerten, gewissermaßen salonfähigen. Aber seine Kraft hat Kruse doch auch hier aus der Weise des Nürnberger Meisters genommen, aus dessen Geiste heraus der gemütvolle, im Tone so echte den Band der Fastnachtsspiele eröffnende Prolog gedichtet ist. Und daß Kruse auch ganz in dessen Art dramatisch zu schaffen vermag, das beweist er im „Teufel zu Lübeck“, im „Eifersüchtigen Müller“ und in dem umfassendsten seiner Lustspiele, „Die Schmuggler“. Dem erstgenannten Stücke möchte ich den Preis zuerkennen; es versetzt uns ganz in die Welt, in der Hans Sachs heimisch war; seine gesunde Realistik, sein kerniger und zugleich herziger Humor wehen uns daraus entgegen. — „Die Schmuggler“ dürfen freilich äußerlich schon um deswillen nicht zu den „Fastnachtsspielen“ gerechnet werden, weil das Stück erst im ersten Drittel unseres Jahrhunderts spielt. Aber um des kräftigen, echt volkstümlichen Humors willen, der es durchweht und der andrerseits auch wieder an die „Seegeschichten“ gemahnt, gehören sie doch in dieselbe Reihe. Weder die spätere Zeit der Handlung, noch der viel beträchtlichere Umfang des Stücks bedingen doch wirkliche tiefere Unterschiede. Die Charaktere sind volkstümlich echt und so sehr aus einem Guß, wie man es nur wünschen kann, und gelegentliche Sorglosigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten nimmt man in einem Stücke dieser Art gern als fast selbstverständlich in den Kauf, zumal da sie nur Nebendinge betreffen. Einzelne Scenen sind von echt Hans Sachsischer, urwüchsiger Komik, vor allem das Verhör der Schmuggler vor dem Richter und die Abstrafung des heimtückischen Hitzig, alias Itzig, durch eben jene; auch innige Töne werden gegen den Schluß mit großem Glück angeschlagen. Was Kruse sonst noch in dra=

matischer Form veröffentlicht hat, also die übrigen „Lustspiele“ und die „Sieben kleinen Dramen“, das zeigt uns den Dichter von keiner neuen Seite und kann keine höhere Bedeutung beanspruchen; es sei daher mit der bloßen Erwähnung genug.

Überblickt man aber des Dichters gesamtes dramatisches Schaffen, so wird man von wahrer Hochachtung vor dem großen Wollen ebenso wie vor dem bedeutenden Können, die daraus sprechen, erfaßt. Die geringe Berücksichtigung, die er auf unseren Bühnen gefunden hat, gereicht diesen und dem Publikum nicht zur Ehre; die Zahl wertvoller dramatischer Neuschöpfungen ist wahrlich nicht so groß, daß man diese Zurücksetzung für berechtigt erklären könnte. Das meiste, was heutzutage auch auf unseren besseren Bühnen volle Häuser macht, verdient mit Stücken wie „Bullenweber“, „Raven Barnekow“, „Moritz von Sachsen“, „Standhafte Liebe“ nicht in einem Atem genannt zu werden. Aber Heinrich Kruse ist eben nicht „modern“, und so bleibt wenig Hoffnung, daß er noch eine wesentliche Wandlung des jetzigen Zustandes erlebt; dagegen darf man erwarten, daß nach seinem Tode eine Zeit kommen wird, wo die besten seiner Schöpfungen zu neuem Bühnenleben erstehen werden.

Wir wenden uns zu einer zweiten Seite von Kruses dichterischer Thätigkeit. Die Lorbeeren, die ihm dafür zu teil wurden, waren freilich leichter zu erringen, aber sie sind ihm auch viel williger gewährt worden. Auf dem bescheidenen Teilfelde der epischen Dichtung, das er in den drei Bänden der „Seegeschichten“, in der „Kleinen Odyssee“ und in einem Teil der Gedichte anbaute, hat er wohl keinen seinesgleichen. Oft wirkt er hier wie Fritz Reuter ins Seemännische übertragen, und zwar denke ich dabei nicht nur an die heiter-humoristischen Partien in dessen Büchern, nein, auch zu den tief-ernsten Abschnitten fehlen Parallelen bei Kruse nicht; ja in der vor kurzem erschienenen „Neuen Folge“ der „Seegeschichten“ treten ernste, zum Teil tragische Themata sogar mehr als früher in den Vordergrund. Gewiß werden die „Seegeschichten“ als Ganzes nie annähernd so populär im besten Sinne werden wie Reuters vortrefflichste Schöpfungen. Abgesehen davon, daß wir in jenen meist nur kleine, wenn auch ausgezeichnet gelungene Lebensbilder erhalten und daß Kruse uns eben doch nicht so ans Herz zu greifen versteht wie Reuter in seinen besten Stunden, würde schon der Umstand, daß er ausnahmslos den Hexameter für seine Seegeschichten gewählt hat, eine solche Popularität unmöglich machen. Dieser ist uns einmal kein volkstümliches Versmaß, und je mehr wir uns auf unsere nationale Eigenart besinnen, um so fremder wird er uns werden. Kruse hat ihn ja frei genug behandelt, und er hat ein vortreffliches Wort gesprochen, wenn er über diesen Punkt sagt: „Die Verse würden meines Bedünkens schlechter

sein, wenn sie besser wären." Aber noch besser hätte er sicherlich gethan, wenn er auf dies antike Versmaß ganz verzichtet hätte. Nicht ohne Zusammenhang mit diesem Metrum, das unseren heutigen Ansprüchen an realistische Darstellung widerspricht, ist es, daß seine Steuerleute, Schiffer, Bauern, seine Kinder und Frauen aus dem Volke oft zu gebildet reden. So sagt in der ersten Sammlung S. 8 ein einfacher Fischer zu seiner Frau:

„Auch Du nähest Dir bald, Dorothea, die dunkelen Kleider!"

und derselbe belehrt S. 10 seinen Sohn:

„Unsre Stadt liegt ja gleich Tyrus im Wasser."

Ganz denselben Bedenken unterliegt es, wenn II, S. 229 die Schiffersfrau zu ihrem Manne sagt:

„Zusammenzuleben und sterben . . .
Ist wie linderndes Öl auf die stürmischen Wogen des Schicksals."

In der Geschichte „Die Dachreiter" (I, 38—50) ist S. 43/44 die Aussicht, die die wagehalsigen Jungen genießen, gewiß sehr schön geschildert, aber sehen Knaben wirklich so? Kruse kann sich freilich auch für solche Dinge bis zu einem gewissen Grade auf Goethe berufen. Aber er hätte ihm um so weniger folgen sollen, als seine Personen noch weit mehr dem eigentlichen Volke angehören, als die von „Hermann und Dorothea". Abgesehen aber von diesen grundsätzlichen Ausstellungen über Dinge, die man vor einem Menschenalter, als die ersten Seegeschichten entstanden, auf jeden Fall weit weniger störend empfand als heute, verdienen diese Dichtungen, als Ganzes betrachtet, hohes Lob. Selbstverständlich sind ja auch schwächere Stücke darunter; mehrfach erhalten wir nur gut erzählte Schnurren. Aber die meisten dieser Bilder und Erzählungen dürfen vortrefflich genannt werden. Vor allem konnte nur ein Mann, der die See und ihre Anwohner so genau kannte und so verständnisvoll schätzte wie Kruse, sie schreiben. „Dänholm" (I, S. 6—32) giebt ein von warmer Liebe zu der von dem Dichter überhaupt so oft gefeierten Vaterstadt, dem stolzen Stralsund, durchglühtes Geschichtsbild aus dessen glänzender Vergangenheit in der Form eines Gespräches zwischen einem Schiffer und seinem aus der Art geschlagenen, d. h. nur für die Bücher und das Studieren begeisterten Sohn; besonders gelungen erscheint mir das trauliche und erhebende Bild aus vergangenen Tagen, das uns S. 22—24 vorgeführt wird. Ein Seitenstück aus einer anderen Gegend der norddeutschen Küste bieten „Die Flüchtlinge" (Neue Folge S. 124—172.[1]) „Der Kalifornier" (II, S. 48—100) ist reich an buntwechselnden und

1) Früher schon in den „Gedichten".

treffenden Lebensbildern und vor allem ausgezeichnet durch das anschauliche Bild, das wir von dem lebensfrischen, an Körper und Geist gleich gesunden Helden durch seine Erzählung gewinnen. Besonders gelungen finde ich die Spinnstubenscene und Gretchens Liebesworte (S. 89 flg.), wenn auch diese wieder etwas zu gebildet redet. In „Adelaide" (II, S. 15—31) wird ein erschütterndes, mit großer Lebendigkeit entworfenes Bild der englischen Menschenjagden auf die australischen Eingeborenen gegeben. „Die Schifferfrau" (II, S. 227—234) und „Die Geschwister" (N. F. S. 105—112) sind ergreifende Bilder aus Leid und Freud' des Seemannslebens, mit vorherrschend ernster Färbung. Zahlreicher sind, namentlich in den zwei ersten Sammlungen, die Stücke, in denen der Humor überwiegt. Wie trefflich schildern uns „Die Dachreiter" (I, S. 38—50) oder „Konrektor im Sacke" (II, S. 121—127) tolle Bubenstreiche, die freilich mit dem Seemannsleben speziell nichts zu thun haben! Verwandter Art, und diesmal dem Seeleben entnommen, doch immerhin maßvoller ist „Die feurige Nase" (N. F. S. 102—104). Ein köstliches Bild von russischer Wirtschaft vor fünfzig Jahren erhalten wir in dem Stück „Die Siegelbewahrer" (II, S. 32—47). — Wiederholt ist der Humor auch glücklich mit ernsteren Zügen verschmolzen, wie im „Milchlamm" (II, S. 1—14) und in dem trefflichen Lebensbild „Die Seekadetten" (II, S. 213—226), das uns neben „Klabatermann" (I, S. 66—80) und „Die Übergescheiten" (II, S. 195—212) mit am intimsten in das Seemannsleben einführt. Am höchsten aber steht nach dieser Richtung „Der Seedienst" (I, S. 126—154) mit seiner schönen Realistik. — Der Ton der Behaglichkeit ist ausgezeichnet von Anfang bis zum Ende gewahrt in der „Klosterreise", die, zuerst in den „Gedichten" erschienen, jetzt die Neue Folge der „Seegeschichten" vielverheißend eröffnet.

Weiter nichts als die ausgeführteste Seegeschichte ist, wie schon angedeutet, „Die kleine Odyssee". Der Inhalt ist durch den Titel genügend bezeichnet; der Schiffsjunge Heinrich, der frisch vom Gymnasium kommt, erzählt darin den Matrosen, die ihn auf der langen Fahrt immer wieder um neue Geschichten bitten, als ihm sein sonstiger Vorrat ausgegangen ist, in der That den Inhalt der Homerischen Odyssee mit vielen Kürzungen und einigen Zusätzen in einer auf den Geschmack seiner Zuhörer vortrefflich berechneten Form. In den einleitenden Kapiteln hätten die Schülerschwänke vielleicht etwas kürzer erzählt werden können; auch von des jugendlichen Erzählers kindischer Liebe zur Frau Kapitänin könnte in geringerer Ausführlichkeit die Rede sein. Aber die Hauptaufgabe ist ganz vortrefflich gelöst. Natürlich ist diese Odyssee stellenweise derber als ihr Urbild, aber dabei sind Geschmacklosigkeiten

stets taktvoll vermieden; auch die stärksten Stellen, wie in der Episode von dem Urteil des Paris die Charakterisierung der Liebesgöttin als „Venus mit dem schönen Spiegel", der ihr, nachdem die Besichtigung von vorn keine Entscheidung gebracht hat, den Siegespreis verschafft, überschreiten nicht die Grenzen des Anstandes. Die Zwischenbemerkungen der Zuhörer wirken nicht nur belebend, sondern auch meist sehr natürlich; bisweilen erklingen dabei sogar echte Herzenstöne. Vortrefflich ist auch das dem braven Steuermanne in den Mund gelegte Fabula docet am Schluß. Das Buch ist wie wenige geeignet, die ewige Jugendschönheit der Homerischen Dichtung ins hellste Licht zu setzen. Wohl mit keinem anderen wirklich großen Dichtwerk des Altertums ließe sich auch nur mit annähernd gleichem Erfolge dasselbe Experiment machen; aber freilich auch nur sehr wenigen Dichtern würde es mit der „Odyssee" so gelungen sein wie Heinrich Kruse.

Endlich verdienen auch seine „Gedichte" eine rühmliche Erwähnung. Von den zwei Stücken im Charakter der „Seegeschichten", die hier zuerst erschienen, war schon die Rede. Lyrisches im engeren Sinne bringen sie fast gar nicht, und das Wenige ist ganz nett, aber nicht bedeutend und jedenfalls ohne Eigenart. Dagegen finden sich unter den Stücken, die er selbst als Elegien im Geiste der Alten bezeichnet, einige wirklich ausgezeichnete. Viele Stellen daraus brauchen den Vergleich mit den Elegien Goethes nicht zu scheuen, wenn auch eine völlig reine Wirkung des Ganzen meist durch einige schwächere Partien verhindert wird. Edle Begeisterung für das klassische Altertum spricht am schönsten aus den vier ersten Gedichten; die „Geusen" geben ein großgedachtes Geschichtsbild. Vielleicht das höchste Lob aber verdient das Idyll „Die gute Herrin". Durch die erste Hälfte fühlt man sich in tiefste Friedensstimmung und in stille Verehrung menschlicher Güte wie eingehüllt. Das Folgende sinkt leider von dieser Höhe etwas herab; starke Kürzungen würden hier die Wirkung entschieden steigern; erst der Schluß erhebt sich wieder zu wahrer Vortrefflichkeit. — Fast ebenso hoch stehen einige Bruchstücke aus einem nicht vollendeten größeren Gedicht, die der Dichter seltsamerweise in die zweite Sammlung der „Seegeschichten" aufgenommen hat. Schon „Bellmanns Tod" ist ergreifend. „Axel und Frieda" aber darf als ein von kräftigstem Lebensgefühl und gesunder Sinnlichkeit durchwehtes Liebesidyll in echt Goetheschem Geiste bezeichnet werden, das von einer sehr bedeutenden rein dichterischen Begabung zeugt.

Aus Kruses äußerem Leben sei hier nur das Wesentlichste erwähnt. Denn es verlief geradlinig und einfach, und seine wechselnden Phasen waren für sein dichterisches Schaffen von verhältnismäßig geringer Bedeutung, was bei einem Dichter, in dem das lyrische Element im

ganzen zurücktritt, leicht begreiflich erscheint. Daß er noch ganz unter dem Einfluß der klassischen Dichtung heranwuchs — während die Romantiker auf diese kerngesunde Natur keinerlei Wirkung ausgeübt haben —, zeigen namentlich seine Dramen unverkennbar. Am 15. Dezember 1815 in Stralsund geboren, behielt er immer eine ausgeprägte Vorliebe für die Vaterstadt und die heimatliche Provinz, so weit ihn auch seine Lebensbahn von dort wegführte. Nach Abschluß seiner Studienzeit verbrachte er mehrere an Anregungen reiche Jahre im Auslande und widmete sich dann, nach dreijähriger Thätigkeit als Gymnasiallehrer, der journalistischen Laufbahn, meist bei der „Kölnischen Zeitung", deren Chefredakteur er viele Jahre war. Seit 1884 lebte er in wohlverdienter Muße, völlig fern von dem litterarischen Treiben des Tages, aber in reger dichterischer Thätigkeit, von deren Ertrag noch die allerletzte Zeit uns erfreuliche Proben gebracht hat, in dem friedlich-stillen Städtchen Bückeburg. Seine geistige Frische war bis zuletzt erstaunlich, und seine Dankbarkeit für jedes verständnisvolle Wort über seine Dichtungen hatte etwas fast Rührendes und stach von der Anmaßung mancher „modernen" Litteraturgröße aufs erfreulichste ab.

Sprechzimmer.

1.

Zu dem Aufsatze „Warum erleidet Emilia Galotti den Tod?" (Ztschr. XV, 703 flg.)

Ich kann mir nicht versagen, so anziehend auch die Ausführungen des Verfassers sind, mit wenigen Worten auf die vielberufene Tragödie einzugehen. Die Sache hat deswegen aktuelle Bedeutung, weil „Emilia Galotti" immer noch das Leib- und Lieblingsstück vieler Lehrer des Deutschen ist, welche die gewiß lehrreiche Beziehung des Stückes zur Hamburgischen Dramaturgie zu eingehender Besprechung in der Oberklasse bestimmt. Und doch ist gerade dieses Drama — wie Kern mit Recht betont — für genauere Behandlung oder gar für die Einführung in die Grundgesetze des Tragischen recht ungeeignet. Was lernt der Schüler daraus, für den die Beschäftigung mit der dramatischen Kunst vielleicht mit Abgang von der Schule ihren Abschluß findet? Eine leidig mechanische Auffassung dichterischen Schaffens, das nach gegebenen Regeln arbeitet. Die erste Tragödie der Deutschen war gewiß für ihre Zeit eine große That. Ob sie jedoch jetzt noch würdig ist, nach Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel, Grillparzer, Otto Ludwig im eisernen Bestand

der Schullektüre eine erste Rolle zu spielen, ist eine andere Frage. Ich bin sicherlich der Letzte, der sich erkühnt, auf den unvergleichlichen Reformator deutscher Geschmacksbildung einen Stein zu werfen; aber so viel ist doch gewiß: Lessing selbst würde neidlos zugestehen, daß all die genannten Dichter ihn an dramatischer Kraft erheblich überragen. Aus der Erkenntnis ihrer besten Werke nimmt der Studierende die erhebende Gewißheit ins Leben mit, daß die wahre Dichtergabe ein erhabenes Geschenk des Himmels ist, daß der echte Dichter mit schöpferischer Notwendigkeit gestaltet und nicht nach gegebenen Regeln. Ich meine, gerade in unserer Zeit, in der sich handwerksmäßige Verflachung im Drama vielfach breit macht, sollte dieser Gesichtspunkt bei Auswahl der Klassenlektüre maßgebend sein. Welchen Gewinn bietet überhaupt die eingehende Behandlung dieses Dramas? Die Definitionen des Aristoteles sind ja alle peinlich eingehalten, aber doch nur in dem Sinne, wie sie Lessing selbst erklärt hat.

Und hat nicht das germanische Drama in seinen höchsten Vertretern wesentlich neue Bahnen betreten? Von eherner Folgerichtigkeit kann in dem Stücke überhaupt nicht die Rede sein. Entweder liebt Emilia den Prinzen, und der Ausgang wäre verständlicher. Dann hätte Lessing dieses Motiv stärker betonen müssen, und das Ganze wäre eine Ungeheuerlichkeit. Oder Emilia liebt den Prinzen nicht und fordert ihren Vater nur „aus Mangel an Selbstbeherrschung" auf zu einer That [1]), „zu der in Wirklichkeit kein Anlaß vorlag". Diese letztere Annahme gäbe dem Drama einen höchst peinlichen Beigeschmack, trotz all der schönen Einzelzüge. Zudem erschließt sich letzterer Standpunkt einem Schüler nie und nimmer, so wenig wie einem verständigen, aber klassisch nicht gebildeten Zuschauer. Ich hatte einst Gelegenheit, bei einer vortrefflichen Aufführung der Tragödie am Münchner Hoftheater ein drastisches Urteil zu hören, das ich lieber hier verschweigen will. Ob das Urteil der meisten denkfähigen Leute, die wir aus unseren Schulen entlassen, einst anders lauten wird? Eine echte Liebestragödie wie Romeo und Julia oder Hero und Leander wird das jugendliche Gemüt ernster stimmen. Hier vollzieht sich alles nach ewig gültigen Gesetzen, die Liebe wie der Untergang. Aber die gekünstelte Stickluftatmosphäre des Lessingschen Dramas sollte unserer Jugend fern bleiben; viel eher wäre Schillers „Kabale und Liebe" zur Behandlung in der Klasse geeignet; hier wogt der frische Odem des wahren Dichters, und doch ist dieses Drama kaum noch zum engeren Wettbewerbe für die eigentlichen Schuldramen zugelassen worden. Über den Wert der „Emilia

1) Die Liebe zu dem Ermordeten treibt sie gewiß nicht in den Tod!

Galotti" habe ich nach den vortrefflichen Beurteilungen des Stückes durch Hebbel und Otto Ludwig nur wenig hinzuzufügen. Zwei Voraussetzungen bedingen den eigentümlichen Charakter der Tragödie: Lessing nahm den Tod Virginias als etwas Gegebenes aus der Geschichte herüber, ohne daß er bei der individuellen Anlage der Charaktere den eigentlichen Weg zu dieser Katastrophe zu finden vermochte; ferner versteifte er sich darauf, unbedingt Furcht und Mitleid zu erwecken, was ihm allerdings gelungen ist. Ob zum Heile des Stückes, ist eine andere Frage. So geht es immer, wenn die Reflexion die dichterische Gestaltungskraft überwiegt.

Amberg. Dr. W. Schnupp.

2.

Im „Sprechzimmer" des Jahrgangs 1901 S. 539 befindet sich unter der Überschrift „Zu Schillers Gedicht: Der Ring des Polykrates" eine kurze Notiz über das Leben des heiligen Benno von Meißen im Anschluß an die vorausgeschickte Vermutung, daß „Schiller bei der Abfassung des Ringes des Polykrates eine der vielen Legenden vom heiligen Benno vorgeschwebt habe". Was Schillers Quelle betrifft, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die bekannte Erzählung aus Herodot (III, 42) ausschließlich den Stoff geliefert hat. Daß Schiller auch Kenntnis vom heiligen Benno gehabt habe, sei es durch eins der Bilder, die den Heiligen darstellten mit einem Fische in der Hand, der einen Schlüssel im Maule trägt, sei es durch die Lektüre der Legende von dem Heiligen, läßt sich nicht nachweisen, wenngleich die Möglichkeit nicht bestritten werden soll. Keinesfalls läßt sich auch nur die leiseste Spur eines Einflusses der Benno-Legende auf die Sage vom Ringe des Polykrates in der Schillerschen Dichtung auffinden. Sollte Schiller auch Kenntnis gehabt haben von der Streitschrift Luthers „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden" (1524), in der Luther die Erhebung des Bischofs Benno zum Heiligen mit scharfen Angriffen gegen den Papst Hadrian VI. geißelt?

Bernburg. G. Scheil.

3.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.

Die Damköhlersche Erklärung dieser Worte (Ztschr. XIV S. 664) dürfte schwerlich Anklang finden. Munter und wild sollen einen Gegensatz bilden! Den Begriff munter betreffend, wie er hier bei Schiller vorliegt, so scheint

mir Damköhler überhaupt von einer eigentümlichen Anschauung auszugehen. Munter vorwärts schreiten heißt doch nicht ohne alle Furcht vorwärts eilen, sondern bezeichnet lediglich das Lebhafte und Schnelle. So ruft man dem säumigen Knaben zu: Nur etwas munter! d. h. doch schnell, nicht aber „nur ohne Furcht"! Und „Im Auslegen seid munter" heißt doch auch nicht furchtlos, sondern schnell, rasch bei der Hand. „Munter ist der Wanderer" — wo steht das bei Schiller? Den Schritt munter (lebhaft, schnell) fördern heißt doch nicht selbst munter sein! Der Wanderer fördert ihn, damit (nicht weil) er sein Haus so schnell als möglich erreiche. Auch die Erklärung des Wortes wild ist viel zu gesucht. Man braucht dabei nach meiner Ansicht gar nicht über Kultur oder Unkultur des betreffenden Forstes zu grübeln, wilder Forst ist nichts anderes als der tiefe, dichte Wald, in welchem es allerdings, wie Düntzer mit Recht sagt, bei hereinbrechender Dunkelheit unheimlich zu werden beginnt. Wen aber dieses Gefühl der Unheimlichkeit überkommt, der schreitet schneller, „munterer" aus, um zu der traulichen Heimathütte zu gelangen. Somit ist nach meiner Ansicht, die, wie man finden wird, nichts Gesuchtes enthält, Düntzer mit seiner Erklärung der Stelle völlig im Recht. Eigentlich sollte die Stelle freilich überhaupt keiner Erklärung benötigen. Was ist verständlicher, als daß ein Wanderer, wenn er sich bei einbrechender Dunkelheit noch tief im Walde und fern der Heimat befindet, munter seine Schritte fördert, um möglichst schnell dem unheimlichen Waldesdunkel zu enteilen und das trauliche Heim zu erreichen?

Gandersheim. **Fr. Söhns.**

4.

Weitere Beispiele volkstümlicher Onomatopoesie, vergl. XV, 208 flg.

Aus des Knaben Wunderhorn habe ich mir folgende Beispiele notiert: S. 700 Reclam: „Laß klinken, laß klanken, laß all herunter schwanken". S. 787: „Ri, ra, rum, der Winter muß herum". S. 831: „Ri, ra, Ofenloch, hätt' ich mein' drei Batzen noch". S. 798: „Tra, ri, ro, der Sommer, der ist do". S. 800: „Strih, strah, stroh, heut' übers Jahr sind wir all' miteinander wieder do". S. 812: „Troß, troß, trill, der Bauer hat ein Füll". S. 820: „Bum, bam, beier, die Katz mag keine Eier". S. 797 steht eine andere Fassung des von mir XV 208 angeführten Reims: „Lirum, larum, Löffelstiel, alte Weiber essen viel". Auch das Beispiel auf S. 808 muß hierher gezogen werden: „Quibus, quabus, die Enten geh'n barfuß". Mit den angeführten Beispielen verwandt ist das auf S. 830:

„Ahne, krahne, wickele, wahne, wollen wir nit nach England fahren?“ Eine andere Vokalfolge zeigt das auf S. 832: „Wibele, webele, hinterm Städtele . . .“ Beide zuletzt angeführten Beispiele zeigen wie die anderen die Lust des Volkes am Vokalwechsel in aufeinanderfolgenden gleichen oder ähnlichen Silben. Aus dem Volksliede gehört auch hierher: „Von allen den Mädchen so blink und so blank gefällt mir am besten die Lore“. (Allgem. deutsch. Kommersb., Schauenburg; S. 404.)

Grimms Kinder- und Hausmärchen (Reclam) steuern noch folgendes bei: Bd. III S. 66: „Frau Kitze, Frau Katze, schön Feuerchen hat se“. III S. 168: „Ich hab meinen Mann wohl ausgesandt, in das Tik, Tak, Tellerland“. I 185: Da ging die Katze die Tripp die Trapp, da schlug die Thür die Klipp die Klapp“. II 383: „Kling, klang, kloria“. Auch noch ein Name wie der XV S. 209 angeführte, II 372 flg: „Oll Rinkrank“. I S. 81 lautet der bekannte Vers der Hexe so: „Knuper, knuper, kneischen, wer knupert an meinem Häuschen?“ Derselbe Vers lautet in Köln und Bremen so: „Knusper, knasper, knäuschen, wer knuspert u.s.w.“

Pauls Wörterbuch giebt auch noch einigen Ertrag: S. 144: „flimmen und flammen“; „das Geflitter und Geflatter“ (Goethe); S. 185: „gicksen und gacksen“; S. 246: „Kikelkakel = Geplapper“; S. 248: „es will nicht klippen und nicht klappen“; S. 259: „kribbeln und krabbeln“; S. 302: „Mickmack“ (Goethe). Dort muß noch nachgefügt werden aus Scheffels Übersetzung des Waltharíliedes „zisch und zasch“: „der (der Speer) flog in hohem Bogen mit zisch und zasch daher“.

Dr. H. Zschalig führt XV S. 7 auch einen Kinderreim an: „Bicke, backe Haferstroh“, letzteres vielleicht verdorben aus „Haferbrot“; es ist offenbar eine Vermischung mit dem unten angeführten Beispiele aus des Knaben Wunderhorn, Recl. S. 827; auf S. 19 steht ein zweiter: „Es tanzt der Bi-, Ba-, Butzemann“. Ähnlich der Reim auf S. 30: „Linge, lunge, leier, de Butter kust an Dreier“. Auch das bekannte „musiknachahmende Wortgebilde“ „Dambidelbei“ oder „Dumbidelbei“ S. 34, mit dem das Schillersche „Dudeldumbei“ in Wallensteins Lager 8 verglichen werden muß, gehört hierher. Rud. Hildebrand führt in den Beiträgen zum deutschen Unterrichte S. 58 aus dem Erzgebirge an: „Ans, zwee, do, Fimmerle fammerle fo, Fimmerle fammerle fummerle fam, Fimmerle fammerle fo“; vergl. dort auch S. 176flg.: „Krikel-krakel, Tippeltappeltur (Tabulatur), gippen-gappen, hippen-happen, wigen-wagen, gugen-gagen“; oder S. 55: „Giggis gagis Geiermues, Geiß gäb barfueß“ (Appenzell).

Und nun noch einige Beispiele aus meiner Heimatsprovinz Hannover. Als ich in meinen Kinderjahren auf Vaters Knie die ersten Reitversuche machte, damals in Göttingen, hörte ich oft den Reim: „Hop Reiter zu Pferde, wo wollen Sie hin? Nach Sichsen, nach Sachsen, nach Duderstadt hin". Dies spielt auch in einem andern Reime eine Rolle: „Bu bu binne, Kindchen ist nicht inne; Kindchen ist nach Duderstadt, holt dem Vater Schnupftabacks". In Göttingen gab es auch ein Ratespiel, bei dem es darauf ankam, zu erraten, in welcher Hand der Gegenspieler den Gewinn hatte. Dieser legte abwechsend die eine Hand über die andere und deklamierte dazu: „Pinke pank, der Schmied ist krank; er liegt auf seiner faulen Bank. Wo soll er wohnen? Unten oder oben?" Ein anderer Kinderreim ist mir auch aus Göttingen und Bremen bezeugt: „Hicke, hacke, hei, Hühnchen legt ein Ei; Hühnchen legt ein großes Ei, hicke, hacke, hei". Damit ist zu vergleichen der offenbar ursprünglichere Reim in des Knaben Wunderhorn, Recl. S. 827: „Eins, zwei, drei, Hicke, hacke, Heu, Hicke, Hacke, Haberstroh u. s. w." Aus der Provinz Hannover sind mir ferner bekannt Ausdrücke wie diese: „Du bist ein rechter Buffbaff"; man sagt das zu einem, der z. B. die Thüren schlägt, plump auftritt u. dergl.; ähnlich wird mit „Bullerballer" ein polternder Mensch bezeichnet; vergl. Nataly v. Eschstruth, Von Gottes Gnaden, II[2] S. 20: „Wat bist förn narrschen Bullerballer, Olling!" Ein voll geschüttelt und gerüttelt Maß bezeichnet man dort mit „gerippelt und gerappelt voll" oder „rippelrappelvoll". Ein Musterjunge wagt „sich nicht zu rippeln und zu rappeln"; wer es doch thut, bekommt „schwipp schwapp" ein paar hinter die Ohren, besonders wenn er trotz besserer Fähigkeit seine Arbeiten so „krickel- und krackelig schreibt". „Das ist eine verzwickte und verzwackte Geschichte", sagt ein Mann, dem die Lösung einer Aufgabe viel Schwierigkeiten macht. „Kommt aus dem Regen!" ruft die Mutter ihren Kindern zu, „ihr werdet ja plitsche-platschenaß!" In dem bekannten Liede von dem Mädchen, das zwei Burschen lieb hatte, wird die letzte Strophe in folgender Zerdehnung von den Soldaten gesungen: „Da hat er (der Böse) sie zerritsche-ratsche-ritsche-ratsche-rissen mit seinen Feuerklaun". Damit ist zu vergleichen die von Oberlehrer E. Würtemberg (Ztschr. XV, 457) angeführte Zeile aus einem Kommersliede: „Es bli-a-us ein Jäger wohl in sein Horn", oder der Kehrreim des Liedes: „Horch, was kommt von draußen rein?": „Holla hihaho".

Ein Beispiel aus Elberfeld stieß mir kürzlich beim Abschiedskommerse unserer Abiturienten auf; in einer Stegreifrede sprach einer unter ihnen von seinem „zittrigen und zattrigen Benehmen beim

Tragen der Schulfahne". In rein komischer Weise finde ich außerdem diese Onomatopoesie gebraucht in der Faschingsnummer der Münchener Neuesten Nachrichten 1901, S. 1: „Blimi Blami! (Gnade, Erbarmen), stöhnten die Indianer". Ebenfalls auf komische Wirkung berechnet ist der folgende Vers, dessen Quelle ich nicht anzugeben vermag: „Auf dem Bi= Ba= Bontenberge Sitzt die Bi= Ba= Bontenfrau, Schälte Bi= Ba= Bontenäpfel Mit dem Bi= Ba= Bontenmesser".

Zum Schluß noch eine briefliche Mitteilung meines Kollegen Dr. E. Arens in M.=Gladbach; dieser schreibt mir: „In der Paderborner Gegend habe ich als Kartenspiel für Kinder und Kinderfreunde kennen gelernt: Schnipp, schnapp, schnorum, bûr aposte°lorum. Beliebig viele spielen mit; wer ausspielt, legt eine Karte auf mit dem Worte „Schnipp", die entsprechend höhere Karte wird mit „Schnapp", „Schnorum", „Bûr", „Aposte°lorum" aufgelegt und eventuell mitgenommen; wer seine Karten zuerst los wird, hat gewonnen, bez. wer die letzten behält, verloren ... Ich habe es auch in andern Teilen Westfalens getroffen." Das Spiel ist dasselbe wie das von mir XV S. 209 mit „Schnipp schnapp schnurr banselorum" bezeichnete. Nicht so arg verstümmelt ist die Fassung im katholischen Oldenburger Münsterlande; sie lautet dort nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Direktor Dr. Clodius in Rastenburg: „Schnipp, schnapp, schnorum Apostolorum".

Elberfeld. Oberlehrer **Karl Schmidt.**

Dr. G. Mosengel (Prof. R. G. Elberfeld), Deutsche Aufsätze für die Mittelstufe höherer Lehranstalten im Anschluß an den deutschen Lesestoff. Entwürfe und ausgeführte Aufsätze. VII und 116 S., B. G. Teubner, 1901.

Dieses für die Hand des Lehrers bestimmte praktische Hilfsbüchlein gehört zu den besten seiner Art. Der Verfasser schließt seine Aufgaben im Sinne der gegenwärtigen Bestimmungen unmittelbar an den deutschen Lesestoff und behandelt den klassischen Schatz der in den meisten Lesebüchern der Mittelstufe höherer Schulen enthaltenen Gedichte überaus eindringend und fruchtbar. Die mittlere Aufsatzstufe bildet ja den wichtigen und schwierigen, viel Überlegung, Takt und Hingebung vom Lehrer erheischenden Übergang von rein erzählender Wiedergabe zu frei urteilender Darstellung. Sie hat es vornehmlich zu thun mit der Umgestaltung epischer Handlung zu leichter Zeichnung anschaulicher Charakterbilder, mit der Gliederung des epischen Stoffes in natürliche naheliegende Abschnitte, mit der Umformung desselben nach verschiedener zeitlicher

oder örtlicher Auffassung, mit den ersten Anfängen urteilender Betrachtung, mit Vergleichen. So kommen hier in erster Linie epische Gedichte für die Aufsatzbehandlung in Betracht. Von diesen nun ist hier fast jede der in Tertia und Untersekunda zu lesenden Erzählungen, Balladen und Romanzen unserer Klassiker zur Bearbeitung herangezogen worden. Die Mehrzahl der 74 Aufgaben, die ersten 48, schließen sich dem Lehrstoff der Tertia an und zwar hiervon fast die Hälfte (22) an Uhland. Die Rauschebartlieder, Bertran de Born, Taillefer, Das Glück von Edenhall, Der Graf von Limburg, Der blinde König, Des Sängers Fluch liefern den Stoff. In der andern überwiegen Schillers Balladen (13 Aufgaben), aber auch Lenaus Postillon und Werbung, Vossens Siebzigster Geburtstag, Freiligraths Geisterkarawane, Bürgers wilder Jäger, Chamissos Alte Waschfrau, Platens Harmosan (Thema: Eines Helden Wort heilig Wort) fehlen nicht. Die durchgehende Art der Behandlung im Gegensatz z. B. zu Ziegelers verbreiteten Dispositionen ist die: Ziegeler vollzieht die logische Gliederung des Stoffes, z. B. der Hindernisse der Handlung bei dem Thema „Die Freundestreue in Schillers Bürgschaft", durch die Gegensätze Äußerlich und Innerlich, Natur und Menschen, Physisch und Geistig, während Mosengel mit einer angemessenen Ordnung, in diesem Falle mit einer Teilung in fünf zeitlich einander ausschließende Abschnitte, sich begnügt. Das letztere ist pädagogisch richtiger, da man eine streng logische Dicho- oder Trichotomie höchstens bei der Reifeprüfung, keinesfalls in der Tertia verlangen kann. Wenn ähnlich Mosengel bei dem Charakterbilde „Der Graf von Limburg" zwischen die (in sich wiederum wohlgegliederten) Teile I „Seine äußere Erscheinung", III „Sein inneres Wesen" noch II „Seine Lebensweise und Gewohnheiten" mit entsprechender anmutender Ausführung einschiebt, so spricht auch aus einer solchen Behandlung der praktische, dem jugendlichen Verständnis nahestehende Lehrer, dem das theoretische Gerüst möglichst zurücktritt hinter dem Zweck, Lust und Liebe zur Behandlung des Themas bei den Knaben zu wecken und sie bei ihrer Bearbeitung eher unter der Fülle als unter der Armut des Stoffes sich mühen zu lassen.

Das Buch bietet mehr als der Titel sagt. Denn während die Aufsätze 49—60 wesentlich dem Lehrstoff der Untersekunda angehören, gehen 61—66 (zu „Hermann und Dorothea" und „Götz von Berlichingen") nach den neuesten Lehrplänen schon in das Gebiet der Obersekunda, 67—71 (zu „Minna von Barnhelm") in das der Unterprima hinein. Eine treffliche Gliederung von drei besonders lehrreichen Prosastücken macht den Schluß.

Ein Drittel der Dispositionen ist durch Ausführungen, die aus Überarbeitung wohl gelungener Schüleraufsätze entstanden sind, wirkungs-

voll vermehrt; diese Zugabe dürfte namentlich dem jüngeren Lehrer für die wünschenswerte Länge und Fassung solcher Arbeiten einen mustergültigen Anhalt bieten.

An Zahl der behandelten Aufgaben ist manch andere Sammlung der des Verfassers überlegen, an Gediegenheit der Bearbeitung keine. Jedes Thema zeigt den erfahrenen, besonnenen, ganz in seine Aufgabe sich vertiefenden Pädagogen. So darf unter den Hilfsbüchern des Deutschlehrers einer Tertia oder Sekunda das vorliegende mit an erster Stelle genannt werden.

Stralsund. Prof. Dr. E. Roese.

Die Schiffbrüchigen auf den Chincha-Inseln. Merkwürdige Erlebnisse eines Kindes von Frederick Marryat. Deutsch von Professor Dr. L. Freytag. Mit 25 Abbildungen von Aug. Braun. Leipzig. Verlegt bei Richard Wöpke 1902. VIII. 432 S. geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Kapitän Marryat, der schon über fünfzig Jahre tot ist, erfreut sich trotz aller Wandlungen des Geschmacks noch heute großer Beliebtheit bei dem gebildeten deutschen Publikum, das seinen Seeromanen und Jugendschriften eine ungeschmälerte Teilnahme entgegenbringt. Diese beansprucht auch das vorliegende Buch: The Little Savage, von dem es bisher noch keine deutsche Übersetzung gab, obschon Mr. David Hannay, der letzte Biograph Marryats, diese Jugendschrift als die originellste bezeichnet. Dieses Urteil ist durchaus begründet in dem tragischen Geschick eines Kindes, das, frühzeitig verwaist, unter der brutalen Hand eines Schurken heranwächst, bis es durch einen glücklichen Umstand sein eigener Herr wird. Der nun hilflose Peiniger wird allmählich zu einem Wohlthäter des Knaben, der schrittweise über seine Herkunft und die ihn umgebende Natur aufgeklärt wird. Durch weitere günstige Verhältnisse gelangt der kleine Held unter der sorglichen Hand einer schwer geprüften Missionarin zur Erkenntnis Gottes und zur Einsicht der ihm bisher verborgenen elementaren Kenntnisse in Grammatik, Astronomie, Geographie u.s.w., bis er schließlich bei seiner Befreiung von dem einsamen Eilande befähigt ist, einst ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Diese mit Geschick behandelten pädagogischen Partien wirken keineswegs ermüdend, da sie mit psychologischem Verständnis begründet und ausgeführt sind. Mit gutem Recht hat der Übersetzer einen deutschen Titel gewählt, der dem Inhalte besser entspricht. Professor Dr. L. Freytag, der Verfasser der Übertragung, ist den Freunden Marryats und der Litteratur bereits als Übersetzer des „Masterman Ready“ und als Ver-

fasser meisterhaft gelungener Nachdichtungen fremdsprachiger Werke (z. B. des Nibelungenliedes, der Gudrun, der Tegnerschen Fritjofsage, des „Manfred“ u.s.w.) hinlänglich bekannt und vertraut. Das eigenartig und kunstvoll illustrierte Werk wird jedem Gebildeten, insbesondere aber der reiferen Jugend beiderlei Geschlechts eine fesselnde und geistig anregende Unterhaltung gewähren. Die Übersetzung liest sich wie ein deutsches Original und bringt unter dem Texte eine Reihe belehrender Zusätze, die dem Leser höchst willkommen sein werden. Möge daher das vortreffliche Werk bei der Hochflut ähnlicher Erscheinungen nicht unbeachtet bleiben. Es ist ein Buch von dauerndem Werte und sollte wenigstens in keiner Schülerbibliothek fehlen.

Halberstadt. **Robert Schneider.**

Kurt Warmuth, Sonnenfalter. Gedichte. Leipzig, Johannes Cotta Nachf., 1901. Auf Büttenpapier. Broschiert, mit zinkographiertem Titelblatt 2 M., elegant geb. 3 M.

Schon wieder ein Band lyrischer Gedichte! So wird vielleicht mancher Leser unserer Zeitschrift ausrufen angesichts der Hochflut gerade lyrischer Erzeugnisse, die in unseren Tagen von allerhand schreib- und sangeslustigen Poeten beiderlei Geschlechts auf den buchhändlerischen Markt geworfen werden. Aber, gleich von vornherein sei es gesagt, es ist ein Band gesunder Lyrik, an der man seine herzliche Freude haben kann, kein Niederschlag jener schwülen Lyrik, jenes unerquicklichen Spiels mit allerlei krankhaften Gefühlen und Stimmungen, sondern eine stark subjektiv gefärbte, frische, gesunde Poesie, „voll jenes weichsten lyrischen Zaubers, der die Seele löst“. Schwülstiges Pathos und falsche Sentimentalität wird man vergeblich in dem Buche suchen, dafür aber eine prächtige Phantasie, eine reiche Skala einfacher, klarer Empfindungen und wahre Gemütstiefe finden.

Die behandelten Stoffe sind nicht immer neu und originell, aber auch da, wo bekanntere Motive erklingen, hat es Warmuth verstanden, ihnen charakteristische Züge seiner eignen Dichterpersönlichkeit aufzuprägen.

Eine liebenswürdige Anspruchslosigkeit und Schlichtheit des Verfassers offenbart sich schon in dem stimmungsvollen Geleitsgedichte, mit dem er seine „Sonnenfalter“ ihren Flug in die weite Welt antreten läßt. Er singt da:

Ich wandle gern im Abendschein
Still träumend durch den Buchenhain.
Und wie ich manchen Schmetterling
Dereinst als froher Knabe fing,
So fang' ich jetzt mir Lied um Lied
Im Rosenbusch, am Uferried.

Nur schade, daß der Glanz erblaßt,
Wenn man das Lied in Worte faßt:
Gleichwie des Falters Farbenschmuck
Zerstiebt bei rascher Finger Druck.
Du Pfauenauge blaugeringt,
Citronenvöglein goldbeschwingt,
Du Trauermantel sammetbraun,
Ihr Falter all in Wald und Au'n,
Die je ich fing im Sonnenschein:
Ich hab' euch hier gesammelt ein.
Nun flattert in die Lande weit —
O wenn ihr nur ein Herz erfreut!

Die Gedichtsammlung umfaßt vier Teile, überschrieben: 1. Haus und Herz, 2. Pfade im Süden, 3. Wald und Wiese, 4. Vermischte Gedichte.

Der erste Teil ist unzweifelhaft das Glanzstück der Sammlung. Die hier vereinigten Gedichte, unter denen die besten auf dem Boden eines innigen echt deutschen Familienlebens entsprossen sind, atmen eine ungemein wohlthuende Herzenswärme und spiegeln ein reiches, tiefes Gefühlsleben wider; wir begegnen hier außerordentlich zarten Gebilden einer wahrhaft dichterisch veranlagten Natur. Wie reizend wird z. B. gleich im ersten Gedicht vergangenes „Kinderglück" in folgenden Versen besungen:

1. Als Kind flocht ich aus Goldpapier
Mir eine schillernde Krone,
Spielkameraden dienten mir
Als Grafen und Barone.

2. Wir durchzogen den Wald, unser Königreich,
Mit bunten, fliegenden Fahnen,
Im Winde neigten sich Baum und Gesträuch
Als willige Unterthanen.

3. Mein Schwesterchen führt' ich als Königin
In rosahellem Kleide,
Und über uns spannte den Baldachin
Der Himmel aus blauer Seide.

4. Die Sonne warf unsern Pfad entlang
Die breiten goldenen Decken,
Die Vöglein spielten mit lieblichem Sang
Den Festmarsch in blühenden Hecken.

5. Eine Burgruine war unser Schloß,
Von Rosen und Epheu gezieret:
Dort haben wir mit stattlichem Troß
Gar fürstlich residieret.

6. O Kinderzeit, o Kinderglück,
So frei und ungebunden:
O kehrt nur einmal noch zurück,
Ihr fröhlichen, seligen Stunden!

Oder welch schöne, ergreifenden Töne kindlicher Dankbarkeit und ungekünstelter Frömmigkeit schlägt der Dichter in dem zweiten, seiner Mutter gewidmeten Gedichte an! Wie sinnig ferner ist die Auffassung des Märchens vom Glück (S. 12), wie originell erfunden und geschickt durchgeführt das Motiv der „alten Glocke" (S. 19)! Daß der Leier des Dichters aber auch wuchtigere Töne zu Gebote stehen, lehrt die machtvoll komponierte „Osterkanzone" (S. 23), ein außerordentlich packendes, imposantes Stimmungsbild.

Im zweiten Teile, „Pfade im Süden", zeigt sich der Verfasser als ein Mensch, der nicht nur ein offenes Auge, ein feines Empfinden für die Schönheiten der südlichen, besonders der italienischen Natur hat, sondern es auch versteht, seiner Freude an landschaftlichen Reizen beredten Ausdruck zu geben.

Ein Bild von echt südlicher Farbenglut wird uns gleich anfangs in der „Isola Bella" entrollt:

Liebliche Insel, von tiefblauen Wellen
Zärtlich umschmeichelt, vom Südwind geküßt,
Unter dem Himmel, dem sonnenhellen, —
Isola Bella, o sei mir gegrüßt!

Welch ein entzückendes, seliges Wandern
Durch die blühende, südliche Pracht,
Wo im Haine von roten Oleandern
Aphrodite, die goldene, lacht!

Wo aus den silberglockigen Kronen
Köstlichen Duft die Magnolien versprühn,
Lieblich im wehenden Laub die Limonen
Und die goldnen Orangen erglühn.

Buntgeflügelte Falter spielen,
Schmelzend flötet die Nachtigall,
Und in den Muschelgrotten, den kühlen,
Plätschert leise der Wasserfall.

Nymphen aus strahlendem Marmor träumen,
Von den zitternden Cedern umrauscht,
Unter den breiten Kamelienbäumen
Küsse Amor mit Psyche tauscht.

Welch ein Blick von des Schlosses Terrassen
Auf den weithin funkelnden See,
Welchen sanftwellige Hügel umfassen —
Ferne der Alpen ewiger Schnee!

Unter dem Lorbeer hier will ich liegen
Und vergessen mein irdisches Nichts
Und in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die flutende Fülle des Lichts!

Liebliche Insel, von tiefblauen Wellen
Zärtlich umschmeichelt, vom Südwind geküßt,
Unter dem Himmel, dem sonnenhellen, —
Isola Bella, o sei mir gegrüßt!

Verwandt mit diesem Liede ist das „Siesta" betitelte (S. 43), ebenfalls ein prächtiges, farbengesättigtes italienisches Landschaftsbild.

Auch die Alpen mit ihren drohenden Lawinen, ihren schneebedeckten Bergeshäuptern, ihren rauschenden Wasserfällen und üppig grünen Matten werden besungen. Neben den Gedichten „Das Blumenthal" (S. 35), „Morgenlied" (S. 38), „Nachtlied" (S. 39) scheinen uns hier besonders die phantasievolle „Teufelsbrücke" (S. 48) und der „Sonnenaufgang auf dem Rigi" (S. 55) wohlgelungen.

Daß Warmuth gern persönliche Reiseerlebnisse als willkommene dichterische Stoffe verarbeitet, lehrt das Gedicht „Der Blinde" (S. 46).

Der stark entwickelte Natursinn des Dichters kommt weiterhin auch im dritten Teile „Wald und Wiese" zu deutlichem Ausdruck, wo er uns eine stattliche Zahl trefflicher, dem Leben und Weben der großen Allmutter Natur abgelauschter Schilderungen giebt. Hier sind in erster Linie zu nennen: „Prinz Frühling" (S. 64), „Lenzlied" (S. 66), „Mandelblüten" (S. 73), „An die Schwalben" (S. 75), „Mittagszauber" (S. 79) und das frische, köstliche Frühlingsluft atmende Gedicht „April":

Ein ausgelassner, toller Junge
Voll Übermut ist der April!
Jetzt schreit er laut aus voller Lunge,
Jetzt ist er wieder mäuschenstill.

Bald streut er lachend Silberflocken,
Bald goldne Sonnenstrahlen aus;
Jetzt läutet er mit Blumenglocken,
Jetzt rast er wütend um das Haus.

So stürmt er hin in toller Laune
Und neckt die Menschen, wie er will;
Das ist der schwarzgelockte, braune,
Krokusbekränzte Mond April.

Ein Duft Heinescher Poesie aber ist über dem Liede „Ich weiß im tiefen Walde ..." ausgegossen:

Ich weiß im tiefen Walde
Einen schilfumwachsenen Teich,
Da blüht eine Wasserrose
So blaß und bleich.

Schützend halten die Tannen
Die Zweige über sie dicht
Und wehren dem bunten Falter,
Dem Sonnenlicht.

Vergeblich sehnt sich nach Liebe
Die Blume im Waldesteich ...
Ich weiß eine Wasserrose
So blaß und bleich.

Der vierte Teil der Sammlung enthält „Vermischte Gedichte“. Auch hier begegnen uns mehrere wohlgelungene Naturbilder, diesmal Eindrücke, die der Dichter der rauschenden See und ihrem das Menschenherz allgewaltig fesselnden Zauber verdankt. Hierher gehören die Gedichte: „Rügen“ (S. 95), das in seinem Schlußgedanken einen Zug originellster Erfindung verrät, ferner das schlichte, aber stimmungsvolle „Im Dünensande“ (S. 96) und „Der Friedhof der Heimatlosen“[1]):

Hörst du das Glöcklein tönen
Herab vom Dünenhang?
Dort thut ein Erdenpilger
Den letzten Gang.

Ihn warf die Meereswoge
Voll Mitleid an den Strand,
Nun wird er sanft gebettet
Im Dünensand.

Schlaf wohl, du Heimatloser!
Das Meer singt dich zur Ruh;
Die Heimat, die wir suchen,
Erreichtest du.

Auch patriotische Töne werden in diesem letzten Teile angeschlagen, so in den Liedern: „Gebet für den Kaiser“ (S. 98), „Heil dem König!“ (S. 100) und „Bismarcks Ruhestätte“ (S. 102). Ferner finden sich philosophische Reflexionen, die geschickt in poetisches Gewand gekleidet werden, vergl. „Erscheinung“ (S. 94), „Das ‘Wie’“ (S. 111), „Sonne und Sterne“ (S. 112), „Glück“ (S. 114).

Daß der Verfasser endlich auch ein scharfer Beobachter der ihn umgebenden Welt und der Menschen ist, zeigt ein Gedicht, welches knapp und schlagend im Ausdruck gewisse Erscheinungen der modernen Gesellschaft aufs glücklichste geißelt. Es ist betitelt „Alltagsmenschen“ und lautet:

Sich klüglich bemeistern,
Für nichts sich begeistern,
Sich selber manierlich
Mit Form überkleistern,
Frisur, Toilette,
Esprit, Etikette,
Geschmackvoll und zierlich,
In jeglicher Chance
Behalten Balance,
In alles sich schicken,

Mit lauernden Blicken
Den Vorteil erspähn,
Mit dem Strome stets gehn,
Sich selber belügen,
Die andern betrügen,
Mit lächelnden Mienen
Stets heiter geschienen,
Sich schmiegen und fügen,
Sich bücken und ducken,
Wie das Herz auch mag zucken:

Das ist den Alltagsmenschen recht —
Schmach über dieses Schattengeschlecht!

Ein besonderer Vorzug der „Sonnenfalter“ scheint es uns schließlich zu sein, daß in ihnen manch anmutiger Liedertext sich findet, der in

1) In Westerland auf Sylt.

der Hand eines begabten Musikers zur Komposition sich trefflich eignen dürfte, wie beispielsweise „Ein Lied" (S. 7) bereits von A. Friedland, Bremen, komponiert worden ist.

Wir hoffen durch unsere Besprechung nachgewiesen zu haben, daß wir in Warmuth mit Recht einen Lyriker von hervorragender Eigenart begrüßen. Wenn auch naturgemäß nicht alle Gedichte gleichwertig sind, in der weitaus überwiegenden Mehrzahl leuchtet doch ein ungewöhnliches Talent hervor, von dem wir wohl auch in Zukunft noch weitere Proben erwarten dürfen, die Warmuth vielleicht in die Reihe der besten modernen Lyriker stellen werden. Zum Schluß aber möchten wir dem jungen talentvollen Dichter die Worte zurufen, die er selbst (S. 104) einem Freunde gewidmet hat:

Ein klares Aug' gab dir des Himmels Gunst
Für alles Schöne in Natur und Kunst
Und einen Geist, der kühn die Schwingen hebt
Und nach des Lebensrätsels Lösung strebt.

Auch gab sie dir ein weites, weiches Herz,
Das wie den eignen fühlt den fremden Schmerz,
Und eine Hand, die willig sich erschließt
Und Balsam in des Elends Wunden gießt.

So gehst du frei von Menschengunst und Tadel
Den eignen Weg in hohem Geistesadel.
So bleibst du, Freund, in tiefster Seele jung —
O freu' dich lang noch froher Wanderung!

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Dr. Hermann Schiller, Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Dritter Band: Geschichte des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit. Berlin und Stuttgart, Spemann, 1901. 771 S., dazu 62 S. Quellensammlung, Register (S. 63—88) und 2 Karten.

Dem ursprünglichen Plane nach war Hermann Schillers Weltgeschichte auf drei Bände berechnet, von denen der erste das Altertum enthielt. Wie es in der Einleitung (Band I, S. 15) hieß, sollte der zweite die Geschichte des „Mittelalters und der Übergangsepoche zur Neuzeit bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges", der dritte die „Neue Zeit" zur Darstellung bringen. Es geht hieraus deutlich hervor, daß Schiller die Übergangsepoche mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges für abgeschlossen ansah. Während der Arbeit ist ihm in dieser

Anschauung ein Wandel gekommen: der Stoff erwies sich so reich, daß der zweite Band, wie wir mit Freude begrüßten, bis etwa 1500 n. Chr. reichte und für die übrigen vier Jahrhunderte noch zwei Bände in Aussicht genommen werden mußten. Der Wunsch, dem 19. Jahrhundert einen breiteren Raum zu gönnen, führte den Verfasser dazu, den dritten Band nicht mit 1648 abzuschließen, sondern die Darstellung in ihm bis an die Schwelle der großen französischen Revolution zu führen. Und nun erhielt der dritte Band im Widerspruche mit den angeführten Worten der Einleitung den Titel: „Geschichte des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit". Obwohl nun Schiller diesen veränderten Standpunkt in der Vorbemerkung auch sachlich zu begründen bemüht ist, will es uns doch dünken, daß hier die äußerlichen Rücksichten das entscheidende Wort gesprochen haben, und wir sind nach wie vor der Meinung, daß drei Jahrhunderte ein zu reichliches Maß für eine Übergangszeit sind und daß die bedeutungsvollen Thatsachen, die diese nach Schiller charakterisieren (S. 3—5) — der Eintritt der Neuen Welt in die Geschichte, die Reformation und der Absolutismus —, Momente der Neuzeit sind, wenigstens soweit es sich um die Wirkungen dieser Thatsachen handelt. Auch der Behauptung Schillers, daß dem Mittelalter die kirchliche Einheit unentbehrlich erschienen sei (S. 3), vermögen wir in weltgeschichtlichem Betracht — und um eine Weltgeschichte handelt es sich ja hier — nicht zuzustimmen: neben der römisch-katholischen Christenheit stand schon im Mittelalter die griechisch-katholische, dem gesamten Christentum gegenüber der Islam, die Religionssysteme Asiens und das Heidentum.

Im ganzen gewinnt man von diesem dritten Bande den Eindruck, daß er dem Verfasser wesentlich besser gelungen ist als der zweite; freilich kommt ein gut Teil dieser Anerkennung auf Rechnung der fleißig benutzten Quellen, aus denen der Verfasser geschöpft hat, und zuweilen scheint uns die Benutzung dieser etwas zu weit zu gehen. Wer, um nur ein kleines Beispiel anzuführen, den 2. Absatz auf S. 558 bei Schiller mit dem entsprechenden Abschnitt bei Kämmel, Deutsche Geschichte S. 865 vergleicht, wird das bestätigt finden. Einige Partien scheinen uns auch in diesem Bande etwas zu breit geraten zu sein, so z. B. die Geschichte der beiden ersten Stuarts (40 Seiten, S. 190 bis 230) und die englische Geschichte von 1649 bis 1685 (30 Seiten, S. 420 bis 450); auch die Darstellung der türkischen Vorherrschaft in Osteuropa (§ 10) und der moslimischen Welt in Afrika und Asien (§ 11) nimmt einen Raum ein, dem die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Dinge nicht entspricht. Dagegen steht unsrer Meinung nach von Luther in diesem Buche viel zu wenig.

Einige schon an den früheren Bänden bemerkte Mängel in Einzelheiten wiederholen sich auch hier. So tritt z. B. S. 171, Z. 2 der Ausdruck „Suprematseid“, der schon auf S. 166 hätte gebraucht werden müssen, ganz unvermittelt auf; so ist S. 178, Z. 6 mit „Maria“ plötzlich Maria Stuart gemeint, ohne daß in diesem Abschnitt vorher von ihr so gesprochen gewesen wäre, während auf der Seite vorher von Maria von Guise, ihrer Mutter, geredet wurde, ohne jedoch deren Tod am 10. Juni 1560 zu erwähnen. S. 260 redet nur von drei falschen Dimitrij, es traten deren jedoch bekanntlich vier auf.

Offenbare Druckfehler in Zahlen finden sich S. 612, wo Z. 2 „(S. 619)“ statt „(S. 609)“ und Z. 25 „1712“ statt „1772“ steht. Hoffentlich darf man annehmen, daß auch S. 7, Z. 15 ein Druckfehler vorliegt, indem als Luthers Geburtsjahr 1486 genannt ist; oder sollte das Absicht sein, „ut aliquid novi fiat“?

Sehr gut und verdienstlich sind die breiter ausgeführten kulturgeschichtlichen Abschnitte am Schlusse des Bandes (§ 38—40), und vortrefflich ist die beigefügte Quellensammlung zusammengestellt, die in diesem Bande wesentlich umfangreicher ist als im zweiten. Man findet da u. a. vierzehn von Luthers Thesen, Stücke aus den Schriften des großen Reformators, die 12 Artikel der Bauern, den Majestätsbrief, die beiden Pilsener Reverse, große Stücke aus dem Westfälischen Frieden, die Bill of rights von 1689, Marginal-Resolutionen Friedrichs des Großen, die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten.

Möge der vierte und letzte Band, wie er das Interessanteste bringt, auch der beste des ganzen Werkes sein!

Dresden. Dr. **Baffenge.**

Ritter, Der deutsche Unterricht in der höheren Mädchenschule. Lehrstoffe, Lehrgänge und Lehrmethode. I. Band. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. 446 S. 8°.

Der erfreuliche Eifer, welcher seit Jahren schon für einen immer gründlicheren Betrieb des deutschen Unterrichts entwickelt wird, ist in nicht geringem Maße auch an den höheren Mädchenschulen zu Tage getreten. In ihren Kreisen hat sich die Überzeugung von der Notwendigkeit, dem Deutschen zu beherrschender Stellung im Gesamtlehrplan zu verhelfen, fast allgemein Bahn gebrochen. Schon die Koblenzer Versammlung des Deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen bekundete dies (im Jahre 1897) in der vernichtenden Kritik, die von ihr an dem unzureichenden Lehrplan des Deutschen geübt wurde, wie er in den „Neuen Bestimmungen vom 31. Mai 1894“ aufgestellt ist.

Seit jener Zeit haben die Stimmen derer vielleicht eher zu- als abgenommen, welche eine der beiden Fremdsprachen in der höheren Mädchenschule ganz fallen lassen möchten, um auf diese Weise für einen kräftigeren Betrieb des deutschen Unterrichts immer noch mehr Zeit zu schaffen. Auch wenn man sich den Verfechtern dieses Gedankens nicht ohne weiteres zugesellt, wird man einräumen müssen, daß eine gediegene Kenntnis der eigenen Muttersprache und ihres unerschöpflichen Reichtums an edlen Geisteswerken gerade für die Mädchen der bessergestellten und gebildeten Kreise von weit größerem Werte sein wird, als die oft recht mühsam erworbene und dann vielfach noch immer recht unzulängliche Beherrschung und Handhabung zweier fremder Sprachen. Aber es fragt sich, ob die vollentwickelte (die zehnstufige) höhere Mädchenschule, auch ohne nun gleich eine Fremdsprache gänzlich preiszugeben, nicht doch ein tieferes Verständnis und eine nachhaltigere Liebe zu deutscher Sprache und deutschem Schrifttum ermöglichen könnte wie bisher. Ich halte dies keineswegs für ausgeschlossen und freue mich, daß zur Erreichung dieses Zieles in dem Werke, das der Direktor Ritter vom Sophienstift in Weimar unter dem oben angeführten Titel herausgiebt, ein neuer Anstoß und ein schätzenswertes Hilfsmittel geboten wird, das schon deshalb der günstigsten Aufnahme sicher sein kann, weil es das erste seiner Art ist. Denn eine eigens für die höhere Mädchenschule zugeschnittene Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichtes gab es bisher noch nicht, wenigstens nicht in der gewünschten Ausführlichkeit. Von einer solchen legt Ritter den ersten Band vor. Derselbe umfaßt in einem kürzeren Teile die Didaktik des deutschen Unterrichts, in einem längeren die Lehrstoffe und Lehrgänge der drei ersten Schuljahre (Klasse X—VIII, bez. IX—VII) zusammen mit einer reichhaltigen Sammlung von Lehrbeispielen zum Teil in ausgeführter, zum Teil in nur kurz umrissener Form.

Obschon, wie erwähnt, von dem auf mehrere (wohl drei) Bände angelegten Werke einstweilen nur der erste erschienen ist, läßt dieser doch bereits genau erkennen, in welchem Umfange Ritter den deutschen Unterricht an der höheren Mädchenschule zu erweitern und zu vertiefen strebt. In den einzelnen Abschnitten der Didaktik (S. 1—197) spricht er sich darüber klar genug aus. Aber er wird mit einer Reihe seiner Forderungen, so beredt sie vorgetragen und so warm und geschickt sie begründet sind, bei allen denen auf Widerstand stoßen, die sich bis jetzt für die Preisgabe einer Fremdsprache — und dahin drängen Ritters Ausführungen — nicht haben gewinnen lassen. Noch ist ihrer die Mehrzahl. Sie werden zwar einverstanden sein mit dem vom Verfasser aufgestellten Ziel des deutschen Unterrichts, „Sprachkunst und Sprachkunde"

zu vermitteln (S. 5); sie werden dem beipflichten und nachzustreben bereit sein, was er zur besseren Pflege der Aussprache, des schönen Vortrags, der rechten Lesekunst, des mündlichen Ausdrucks fordert (S. 12 flg.); sie werden seine Ansichten über den Betrieb des Schreibleseunterrichts (S. 28 flg.), über die Auswahl des Lesestoffs und die Behandlung desselben (S. 43 flg.) im großen und ganzen billigen und werden bereitwillig anerkennen, daß er über alle diese Dinge zumeist recht treffende, wahre und schöne Gedanken entwickelt, aus denen eine reiche Erfahrung, eine warme Begeisterung für die Sache der Mädchenerziehung und nicht zum mindesten auch ein wohlberechtigter, vaterländischer Stolz spricht, der wahrlich nicht als die schlechteste Frucht eines vertiefteren deutschen Unterrichts unseren Mädchen mit ins Leben hinausgegeben werden soll. Es wird auch niemand dem Verfasser ernstlich widersprechen, wenn er darauf dringt, daß die deutsche Aussprache doch billigerweise mindestens mit derselben Sorgfalt im Unterricht überwacht und geübt werde wie diejenige der französischen und englischen Sprache, für die man phonetische Übungen ansetzt; wenn er größere lautliche Korrektheit, sauberere Artikulation, verständnisvollere Beachtung der Pausen im Vortrag, eine gesteigerte Fähigkeit, zusammenhängende Gedankenfolgen hervorbringen zu können u. s. w., mehr als bisher an den Schülerinnen erzielt wissen will. Kurz, gegen die noch bestehenden Mängel des deutschen Unterrichts, über welche die Lehrer an den höheren Knabenschulen ebenso oft klagen wie die an den höheren Mädchenschulen, mit der nötigen Erweiterung und Vertiefung dieses Unterrichts zu Felde zu ziehen, das werden die Leser des Ritterschen Buches gut heißen und für nötig halten. Aber in mancher Einzelheit dürften sie schwer für seine Ansichten und Vorschläge zu haben sein. Im Unterrichte des ersten Schuljahres nur die kleine Schreibschrift im Anschluß an kleingeschriebene Hauptwörter zu lehren, halte ich mit Ritter für rätlich, auch für unbedenklich. Aber sehr viele tüchtige Schulmänner sind der unabbringlichen Meinung, daß jenes Verfahren gegen pädagogische Grundsätze verstoße, weil in kleingeschriebenen Hauptwörtern etwas Falsches gelehrt werde, was später wieder zerschlagen und gleichsam umgelernt werden müsse. — Was die Verteilung der Lesestoffe auf die Oberklassen (S. 43—75) betrifft, so vermag ich mich u. a. in einem Punkte dem Verfasser nicht anzuschließen. Ich sehe trotz der bekannten Ausführungen Wendts, dem Ritter folgt, keine „Verfehlung" darin, Hermann und Dorothea in der obersten Klasse auch der neunstufigen Mädchenschule lesen zu lassen. Für „die köstliche Lebensweisheit, welche diese Dichtung durchdringt" und, füge ich hinzu, auch für den Grundgedanken des Ganzen bringen fünfzehn- und sechzehnjährige Mädchen dasjenige Maß von Verständnis allerdings noch nicht mit, welches zur

vollkommenen Würdigung einer so edlen Dichtung hinreicht. Aber bringt es denn die Jugend überhaupt zur vollkommenen Würdigung der Dichtungen eines Goethe? Soll ihr deshalb, weil sie die erhabene Schönheit von Hermann und Dorothea noch nicht in vollem Umfange und bis in alle Einzelheiten hinein zu würdigen vermag, vorenthalten werden, das Werk zu genießen nach Vermögen? Ich möchte doch schon wegen der meisterhaft herausgearbeiteten Charaktere der Dichtung auch in der neunstufigen höheren Mädchenschule Hermann und Dorothea beibehalten wissen. Allerdings wird es im zehnten Schuljahre mit größerem Verständnisse gelesen werden (wie schließlich jedes andere, für eine niedrigere Klassenstufe angesetzte Werk unserer Klassiker eben auch); aber daß es schon im neunten gar wohl mit einem sehr schätzenswerten Gewinn für Geist und Gemüt der Mädchen durchgenommen werden kann, halte ich mit vielen anderen für zweifellos. (Vergl. Regel, „Zwölf Jahre deutschen Unterrichts.") Die Zeit, in welcher die reifsten Werke eines Lessing, Schiller und Goethe mit der vollkommensten Würdigung genossen werden, liegt m. E. überhaupt erst nach den Jahren des Schulunterrichts. — Die litteraturkundliche Anordnung der Lesestoffe schon im Lesebuche der Unterstufe innezuhalten (S. 44), wird nicht ungeteilte Zustimmung finden. Wenn schon bei der Stoffverteilung für die IX. bez. VIII. Klasse (zweites Unterrichtsjahr) Ritter selbst sich dem Gange der Jahreszeiten anschließt (S. 228), warum dann nicht im Lesebuche die entsprechende Anordnung gutheißen? Litteraturkundliche Mitteilungen — und seien sie noch so einfach gehalten (S. 229 flg.) — bereits in der obengenannten Klasse an die Schülerinnen heranzubringen, möchte verfrüht sein. Ich gebe zu, „wir wollen nicht nur klassisches Litteraturgut übermitteln, sondern auch unsere Schülerinnen mit denjenigen bekannt und vertraut machen, denen wir es verdanken" (S. 44), aber das geschieht in späteren Klassen noch immer rechtzeitig genug. Wer bei der Durchnahme von Arndts „Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ" schon in der IX. Klasse die litteraturkundlichen Mitteilungen über diesen Dichter — wie sie Ritter auf S. 230 anführt — geben wollte, brächte m. E. Dinge vor, die den Kindern das Gedächtnis nutzlos füllen und auf dieser Stufe die Gefahr des Verbalismus nur allzuleicht heraufbeschwören. Was aber Ritter sonst über die Auswahl und Behandlung der Litteraturkunde (S. 107—117) sagt, ist sehr beachtenswert. Namentlich muß man die Forderung billigen, daß solche hervorragende Dichterwerke, die aus irgend einem Grunde in der höheren Mädchenschule überhaupt nicht gelesen werden können (Faust und dergl.), nicht einfach beiseite gelassen werden. Den bloßen Namen derartiger Werke und einige phrasenhafte Urteile über sie lernen lassen, wäre freilich

eine große Thorheit, aber nötig und wertvoll wird hier die Inhaltsanalyse unter Beigabe gut ausgewählter Proben, wie dies Ritter wünscht (S. 111).

Sehr schätzenswert und anziehend sind Ritters Ausführungen über die Sprachlehre und deren Gestaltung in der höheren Mädchenschule (S. 118 flg.) Es ist ihm durchaus beizustimmen, wenn er den jetzigen grammatischen Betrieb der Schablone und Langweiligkeit entkleiden und die Einsicht in das Leben der Sprache als besonderes Ziel im Auge behalten wissen will. Ob es dazu jenes ausgedehnten Betriebes der Sprachlehre (von Klasse IX—I) und desjenigen Aufbaues des Unterrichtes bedarf, wie er ihn (S. 175) vorschlägt, wird erprobt werden müssen. Die Mädchen der oberen Klassen in die Elemente der historischen Grammatik einführen, ihnen die ahd. Flexionsendungen beibringen u.s.w., um ein besseres Verständnis der gegenwärtigen sprachlichen Erscheinungen zu vermitteln, möchte des Guten etwas zu viel sein, aber ob nicht doch auch Ritters Ziel erstrebt werden kann ohne große Inanspruchnahme wissenschaftlichen Apparates (den natürlich der Lehrer nicht entbehren kann), wäre zu versuchen. Für gewisse große Gebiete der Sprachlehre, z.B. den Laut- und Bedeutungswechsel, den Mädchen Verständnis und Interesse beizubringen, dazu genügen oft nur wenige glücklich gewählte Beispiele: Kumber (Schutthaufen) — Kummer (Herzeleid); alawari — albern; biderbe — derb, bieder u.s.w. Und wie gut bei dieser Gelegenheit nun doch auch wieder, daß hier die höhere Mädchenschule zwei fremde Sprachen herbeiziehen und zur Veranschaulichung sprachlichen Lebens nutzbringend verwerten kann. (Day's eye — daisy; God be with you — Goodbye; par la mort de Dieu — morbleu u.s.w.) Ich habe das Bedenken, daß Ritters Forderungen über den Umfang und Betrieb der Sprachlehre von vielen Seiten als zu hohe werden bezeichnet werden, aber ich halte sie dennoch für recht erwägenswert. Wo es gelingt, die Stoffe des deutschen Lehrplans so gewissenhaft auszuwählen und so methodisch aneinanderzureihen, daß ein zahnradartiges Ineinandergreifen der deutschen Pensen von Klasse zu Klasse bis in alle Einzelheiten hinein ermöglicht wird, da ist eine Annäherung an die von Ritter aufgestellten Ziele am Ende auch jetzt schon nicht ausgeschlossen. Daß ein solcher Aufbau des deutschen Lehrganges eine der schwierigsten Aufgaben ist, weiß der Kundige; auch Ritter wird erst in den nächsten Bänden seines Werkes diese Aufgabe in der Hauptsache noch zu lösen haben, nachdem er zunächst nur die Einzelausführung des Lehrplanes der Unterklassen dargeboten und für die Mittel- und Oberklassen einstweilen die großen Richtungslinien vorgezeichnet hat. Die Klarheit, mit der dies geschehen, darf auf allseitige Anerkennung

rechnen, wie überhaupt die vorliegende umfangreiche und gehaltvolle Arbeit Ritters allen Anspruch darauf hat, in den Kreisen der höheren Mädchenschule ernstlich beachtet zu werden. Man wird dem Verfasser großen Dank wissen, wenn er mit der Herausgabe der noch ausstehenden Bände nicht allzulange warten läßt. Dann wird auch in einer neuen Besprechung auf des vorliegenden Bandes zweite Hälfte genauer zurückzukommen sein. Diese letztere hätte m. E. als besonderer Band für sich, von der allgemeinen Didaktik geschieden, veröffentlicht werden sollen, da ihr Inhalt mit der allgemeinen Didaktik in keiner Weise enger verknüpft ist als der Inhalt der noch zu erwartenden und gesondert erscheinenden Bände.

Dresden. — E. Dähler.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 22. Jahrgang, Nr. 10. Inhalt: Baege, Deutsche Sprache im Spiegel deutscher Volksart, bespr. von Behaghel. — Gantier, La langue, les noms et le droit des anciens Germains, bespr. von Behaghel. — Gottschick, Boner und seine lateinischen Vorlagen, bespr. von Waas. — Bruckner, Charakteristik der germanischen Elemente im Italienischen, bespr. von Horn.

—— Nr. 11. Inhalt: Kraus, Heinrich von Veldeke und die mittelhochdeutsche Dichtersprache, bespr. von Panzer. — Roethe, Die Reimvorreden des Sachsenspiegels, bespr. von Panzer. — Singer, Die mhd. Schriftsprache, bespr. von Panzer. — Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen, bespr. von Hoffmann-Krayer.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 16. Jahrgang. Nr. 9. Inhalt: Jahresbericht. Von Geh. Oberbaurat O. Sarrazin. — Bericht über die Hauptversammlung in Straßburg i. E. Von Oberlehrer Dr. Karl Scheffler. — Die Fremdwörter im österreichisch-ungarischen Zolltarife. Von R. — Kleine Mitteilungen.

—— Nr. 11. Inhalt: Lehnwort und Kulturfortschritt. Von Dr. Karl Scheffler. — Zur deutschen Bühnen- und Musteraussprache. Von Professor Dr. Th. Siebs. — Äußerungen und Aussprüche über die deutsche Sprache in ungebundener Rede. Von Professor Dr. Paul Pietsch. — Nach vollendetem 66. Lebensjahre. Von Professor Dr. Herm. Dunger. Mit einer Nachschrift des Herausgebers. — Englisch ist Trumpf! Von Dr. J. E. Wülfing. — Kleine Mitteilungen.

—— Nr. 12. Inhalt: Die neue deutsche Rechtschreibung. Von Professor Dr. Oskar Brenner. — Fremdwörtermißbrauch in erziehungskundlichen Schriften. Von Theodor Franke. — Sprachliches aus der Betriebsordnung für die Haupteisenbahnen Deutschlands. Von —m. — Das Geschlecht der englischen Fremdwörter im Deutschen. Von Dr. J. E. Wülfing. — Kleine Mitteilungen.

Hamburgische Schulzeitung. 9. Jahrgang, Nr. 34. Inhalt: Zur Grammatik der Muttersprache. Von Dr. L. Bornemann.

Leipziger Lehrerzeitung. 9. Jahrgang, Nr. 4 und 5. Inhalt: F. L. Beit, Auf welchem Wege kommen wir zu einem praktischen Lehrplane für die deutsche Sprachlehre? (Fortsetzung und Schluß.) — Kunst und Kunstbetrachtung der Schule.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 4. Jahrgang 1901, VII. und VIII. Bandes 9. Heft. Inhalt: I. Abteilung: Zur Eröffnung der XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Straßburg i. E. (1. Oktober 1901.) Von Professor Dr. Eduard Schwartz in Straßburg. — Eine Geschichte Deutschlands im XIX. Jahrhundert. Von Archivar Dr. Herman v. Petersdorff in Stettin. — Neue Charakteristiken. Von Gymnasiallehrer Dr. Otto Ladendorf in Leipzig. — II. Abteilung: Natur- und Geisteswissenschaften im XIX. Jahrhundert. Von Oberlehrer Dr. Bastian Schmid in Bautzen. — Bismarcks Persönlichkeit in der Jugenderziehung. Von Oberlehrer Dr. Paul Reichardt in Annaberg. — Die Kunst im Schulzimmer. Von Oberlehrer Dr. Richard Wagner in Dresden. — Herzog Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein und Friedrich August Wolf. Von Dr. Hans Schulz in Leipzig.

—— VII. und VIII. Bandes 10. Heft. Inhalt: I. Abteilung (7. Band): Homer und die Heldensage. Die Sage vom Troischen Kriege. Von Professor Dr. Erich Bethe in Basel. (Mit einer Kartenskizze.) — Der heutige Stand der Papyrusforschung. Ein Vortrag, gehalten auf dem Straßburger Philologentage. Von Professor Dr. Ulrich Wilcken in Würzburg. — Deutsche Standes- und Berufssprachen. Eine akademische Rede. Von Professor Dr. Friedrich Kluge in Freiburg i. B. — Lichtenbergs Briefe. Von Oberlehrer Dr. Richard Opitz in Leipzig. — II. Abteilung (8. Band): Die Verwertung der Psychologie Wundts für die Pädagogik. Von Dr. August Huther in Heidelberg. — August Bungerts Odysseusdichtung. Von Professor Dr. Paul Vogel in Schneeberg. — Richard Richters Reden und Aufsätze. Von Oberlehrer Dr. Johannes Ilberg in Leipzig.

Zeitschrift für Deutsche Wortforschung. II. Band, 2. und 3. Heft. Oktober 1901. Inhalt: Stulz, Eugen, Die Deklination des Zahlwortes zwei vom XV. bis XVIII. Jahrhundert. — Ehrismann, Gustav, Duzen und Ihrzen im Mittelalter (Fortsetzung). — Jostes, Franz, Beiträge zur Kenntnis des mittelhochdeutschen Sprachschatzes vornehmlich aus schweizerischen Handschriften. — Müller, Carl, Materialien zur neuhochdeutschen Wortbildung I. — Björkman, Erik, Die Pflanzennamen der althochdeutschen Glossen I. — Kluge, Friedrich, Heimweh. — Behaghel, O., Proximal — distal. — Stosch, Johannes, Unbeikommend.

Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte. 1. Band. Heft 4. Inhalt: Jakob Caro, Zwei Briefe A. von Humboldts und Goethes. — Wolfgang von Wurzbach, Die Preziosa des Cervantes. — Albert Dessoff, Über englische, italienische und spanische Dramen in den Spielverzeichnissen deutscher Wandertruppen. — Richard M. Werner, Im Hause Friedrich Hebbels. Ungedruckte Briefe.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 13. Jahrgang. 3. Heft. Inhalt: Über die „Ordnung der Reifeprüfung an den neunstufigen höheren Schulen (Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen) in Preußen". Vom Herausgeber. — Zur Dramen-Lektüre in Klasse I der Realschulen. Von Ludwig Tachau in Wolfenbüttel.

Pädagogische Blätter von Kehr herausgegeben von Muthesius. 1901. Heft 11. Inhalt: Spitzner, Die pädagogische Pathologie im Seminarunterricht. — Muthesius, Die Lehrerbildung im Dienste der bildenden Kunst. — Mitteilungen: Kodel als Lehrer und Leiter am Seminar.

Pädagogische Blätter von Kehr herausgegeben von Muthesius. 1901. Heft 12. Inhalt: Israel, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. — Spitzner, Die pädagogische Pathologie im Seminarunterricht. (Fortsetzung.)

Die Deutsche Schule. 5. Jahrgang. Heft 10, Oktober 1901. Inhalt: Fürsorgeerziehung und Lehrerschaft. Von Dr. von Rohden. — Das Prinzip der Anschauung, mit besonderer Berücksichtigung der Zahlanschauung. Von Dr. Hermann Walsemann.

—— Heft 11, November 1901. Inhalt: Bilderschmuck für unsere Schulzimmer. Von Dr. Ernst von Sallwürk. — Das Prinzip der Anschauung, mit besonderer Berücksichtigung der Zahlanschauung. Von Dr. Hermann Walsemann (Schluß).

—— Heft 12, Dezember 1901. Inhalt: Friedrich Nietzsches Herrenmoral. Von Dr. Otto Gramzow. — Die Fortführung der Schulklassen. Eine Statistik. Von Adolf Rude.

Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte. 5. Ergänzungsheft. Inhalt: Die Entwickelung der Naturschilderung in den deutschen geographischen Reisebeschreibungen mit besonderer Berücksichtigung der Naturschilderung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von Bernhard Richter in Leipzig. — Matthäus von Collin und die patriotisch-nationalen Kunstbestrebungen in Österreich zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Von Josef Wihan in Prag. — Findlinge. I. Ein Brief aus Herders Nachlaß. Mitgeteilt von Otto Hoffmann in Steglitz. — II. Ein Brief Gottfried August Bürgers. Mitgeteilt von Erich Janke in Groß-Lichterfelde. — III. Drei Briefe aus August Wilhelm Schlegels Nachlaß. Mitgeteilt von Hermann Stanger in Wien. — IV. Friedrich Heinrich von der Hagen an Friedrich von Raumer. Mitgeteilt von E. Fischer von Roeslerstamm in Rom. — V. Zwei Briefe Gottfried Kellers. Mitgeteilt von Gustav Wilhelm in Triest.

Das litterarische Echo, 4. Jahrgang, Nr. 5, Erstes Dezemberheft. Inhalt: Robert Hallgarten, Neues von Grabbe. — Herm. Uhde-Bernays, Grabbe und Goethe. — Erich Meyer, Französische Romane. — Gustav Manz, Memoirenwerke. — S. Lublinski, Künstler- und Stildramen. — Kurt Aram, Der Hänfling.

—— Nr. 6, Zweites Dezemberheft. Inhalt: Wilhelm Manke, Komponierbare Gedichte. — Max Meyerfeld, Neue englische Romane. — Georg Freiherr von Ompteda, Im Spiegel. — Frieda Freiin von Bülow, Das Fräulein von Sarryn. — Kurt Martens, Der Roman einer Familie. — Max Koch, Die jüngste Litteraturgeschichte.

Die Gesellschaft. Halbmonatsschrift. Herausgeber Dr. Arthur Seidl, München. 17. Jahrgang. 1901. Erstes Novemberheft. Inhalt: Leon Zeitlin, „Deutsche Zukunft". — Wilhelm Weigand, „Florian Geyer". — Baronesse Falke, Die Wiener Kunstgewerbeschule. — Irma von Troll-Borostyáni, Zwei Skizzen. — Martin Boelitz, Neues.

—— Zweites Novemberheft. Inhalt: K. H. Döscher, Wissenschaft und Politik. — Oskar Friedländer, Ernst Mach. — Walther Gensel, Berliner Brettlseuche. — Bodo Wildberg, Kurt Geucke und seine Tragödie „Sebastian". — Derselbe, Zwei Gedichte von Kurt Geucke. — Arthur Dix, Drei Impressionen. — J. Norden, Vision. — Paul Wilhelm, Gedanken. — Alfred Georg Hartmann, Dachau.

—— Erstes Dezemberheft. Inhalt: Paul Marsop, Mehr Idealismus! — Rosa Schapire, Ferdinand Hodler.

Die Gesellschaft. Halbmonatsschrift. Herausgeber Dr. Arthur Seidl, München. 17. Jahrgang. 1901. Zweites Dezemberheft. Inhalt: Peter Hille, Bei Algernon Swinburne. — Derselbe, Fragmente. — Gustav Zieler, Kunsterziehung. — Heinrich Driesmans, Die Parität der Kunst. — Martin Greif, Spätherbst im Garten. — Hero Max, Zwei Skizzen.

Neu erschienene Bücher.

Dr. Theod. Matthias, Bismarck als Künstler nach den Briefen an seine Braut und Gattin. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1902. 284 S.

Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des Kunsterziehungstages in Dresden am 28. u. 29. Sept. 1901. Leipzig, R. Voigtländer, 1902. 218 S.

Dir. Dr. Albert Gemoll, Mit Gott für Kaiser und Reich. Ansprachen und Schulreden. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 209 S.

Rechelput und Heuten, Recueil de poèmes. I. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 75 S.

Dr. Otto Boerner, Lehrbuch der französischen Sprache. Vereinfachte Bearbeitung der Ausgabe B, für Mädchenschulen. III. Teil. Leipzig, B. G. Teubner, 1901, 132 S.

Dr. August Messer, Die Reformbewegung auf dem Gebiete des preußischen Gymnasialwesens von 1882—1901. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 173 S.

Ernst Martin, Kudrun. 2. verb. Aufl. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1902. 372 S.

Arthur Seidl, Wagneriana. II. Von Palestrina zu Wagner. Berlin, Schuster u. Loeffler, 1901. 520 S.

Dr. Kurt Warmuth, Martin Luther im deutschen Lied. Leipzig, Verlag des Evang. Bundes, 1902. 32 S.

M. Evers und H. Walz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Bearbeitung des Döbelner Lesebuchs für Mittel- und Norddeutschland. IV. Teil: Untertertia. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 358 S.

Dr. Karl T. Fischer, Der naturwissenschaftliche Unterricht in England, insbesondere in Physik und Chemie. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 94 S.

Dr. K. Schenk, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten. IX: Oberprima. Neuere Geschichte von 1648—1888 von Dir. Prof. E. Wolff. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 265 S.

Miriam Eck, Herbst. Gedichte. Berlin, Schuster u. Loeffler, 1901. 117 S.

Prof. Rud. Scheich, Zu Grillparzers „Weh dem, der lügt". Sonderabdruck aus der Festschrift zur Feier des 200jährigen Bestandes des k. k. Staatsgymnasiums im VIII. Bezirke Wiens, 1901. 9 S.

Prof. Dr. Herm. Unbescheid, Aus den Akten einer deutschen Familie. 3. Heft. Kahla i. Th., A. Weller, 1901.

Prof. E. Hoffmann-Krayer, Die Volkskunde als Wissenschaft. Zürich, Fritz Amberger, 1902. 34 S. Preis 1 M.

Thadd. Zielinski, Die Tragödie des Glaubens. Betrachtungen zu Immermanns Merlin. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 50 S.

Paul Benndorf, Die sächsische Volkskunde als Lehrstoff in der Volksschule. Dresden, G. Schönfeld, 1901. 88 S.

Prof. Dr. Wohlrab, Ästhetische Erklärung von Shakespeares Coriolan. Dresden, L. Ehlermann, 1902. 96 S.

Gustav Freytag, Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848—1894. I. Band. Leipzig, S. Hirzel, 1901. 480 S. Preis 6 M.

Märchen für die deutsche Jugend, herausgegeben vom Kölner Jugendschriften-Ausschuß. Berlin, Fischer u. Franke, 1901. 208 S.

Heinrich Herold, Bernhard Overberg. Sein Leben und seine Schriften. Halle a. S., Herm. Schrödel, 1901. 104 S.

W. Vorbrodt, Dispositionen und Themen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen. Halle a. S., Herm. Schroedel, 1902. 186 S.

Viktor Kiy, Abriß der deutschen Litteraturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zu Goethes Tode. Hannover u. Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1902. 183 S. Preis 1 M. 50 Pf.

Hermann Gehrig, Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Schriften. 1. Band: Rousseaus Leben und seine „Bekenntnisse". 92 S. 2. Band: Rousseaus politische Schriften. 88 S. 3. Band: Rousseaus pädagogische Schriften. „Emil". 142 S. Halle a. S., Herm. Schroedel, 1901.

Hermann Gehrig, Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine politische Bedeutung. 2. billige Aufl. Halle a. S., Herm. Schroedel. 192 S.

Lessing, Wie die Alten den Tod gebildet. Herausgeg. von Dr. Ed. Clausnitzer und Dr. Br. Wehnert. Halle a. S., Herm. Schroedel, 1902. 67 S.

Dr. Wilh. Schnupp, Zur Auffassung und Erklärung des Dramatischen. Amberg, H. Böes, 1901. 34 S.

Otto Frömmel, Deutsche Rätsel. 1. Heft. Leipzig, Ed. Avenarius, 1902. 51 S. Preis 80 Pf.

Dr. Willy Scheel, Lesebuch aus Gustav Freytags Werken. Berlin, Weidmann, 1901. 215 S.

E. Mrugowsky, Die Leben-Jesu-Bewegung in der Pädagogik. — Der jüdische Hintergrund im Neuen Testamente. Halle a. S., Herm. Schroedel, 1901. 42 S.

Gotth. Klee, Die deutschen Heldensagen. 7. Aufl. Prachtausgabe. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1902. 594 S. Preis 6 M.

A. Seemann, Bildende Kunst in der Schule. Leipzig, A. Seemann, 1901. 48 S.

Goethes Ausgewählte Gedichte, herausgeg. von O. Harnack. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn, 1901. 388 S. Preis 3 M.

Prof. Dr. J. Wychgram, Von der Leitung unserer Schulen. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 24 S. Preis 40 Pf.

Paul Bergemann, Lehrbuch der pädagogischen Psychologie. Leipzig, Th. Hofmann, 1901. 484 S. Preis 9 M.

Dietlein-Polack, Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen in Poesie und Prosa erläutert für Schule und Haus. 3. Band. 5. Aufl., herausgegeben von Dr. Paul Polack. Leipzig, Th. Hofmann, 1901. 670 S. Preis 5 M. 50 Pf.

G. Mosengel, Deutsche Aufsätze. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 116 S. Preis 1 M 40 Pf

E. Schneider, Aufsätze für die Mittelstufe der Volksschule. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1901. 179 S.

Ludwig Geiger, Goethes Leben und Werke. Leipzig, Max Hesse, 1901. 200 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42 I.

Eine Rudolf Hildebrand-Erinnerung.

Von **Hermann Voll** in Brühl bei Köln.

Dreißig Jahre hindurch habe ich zur Stunde an verschiedenen gymnasialen Anstalten in den Klassen Sexta bis Obersekunda einschließlich deutschen Unterricht erteilt; eine lange Zeit, wenn sie bevorsteht, eine kurze, wenn sie vergangen ist. Wenn ich nun zurückschaue und die Eindrücke, die ich während der ernsten Arbeit gewann, in einem Gesamtgedanken vereinige, so lautet dieser: „In der deutschen Sprache ist nichts, selbst nicht die unbedeutendste Erscheinung gering anzuschlagen.“ Vollzieht sich die Thätigkeit doch an einer lebenden, nicht an einer toten Sprache. Da erkennt man so recht, wie wahr das Paradoxon ist: Am größten ist der Große in dem Kleinen. Auch die Volksweisheit sagt nicht ohne Grund: Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert.

Da ich nun in unserer schönen deutschen Sprache jeder Kleinigkeit, die es verdiente, meine Aufmerksamkeit schenkte, kam ich gemach auf die verschiedene Stellung, die das Reflexivpronomen bei den zurückbezüglichen Zeitwörtern einnimmt. Da schreibt der eine: Der Mensch, der *sich* im Beginne des Frühlings über die herrliche Blütenpracht freut, wird von selbst ein Lobredner der Natur; der andere: Der Mensch, der im Beginne des Frühlings über die herrliche Blütenpracht *sich* freut, u. s. w. Für die erste Stellung spricht gewissermaßen das historische Recht, der Usus, und der ist ein schlimmer Gewaltherrscher, für die zweite die Logik; denn diese verlangt: Stelle zusammen, was zusammengehört. Es besteht nämlich ein großer Unterschied zwischen den beiden Verben „sich freuen“ und „sich üben“. Sich freuen ist wenigstens in unserer Zeit ohne das Fürwort unbrauchbar, während „sich üben“ ohne das Pronomen einfach transitiv wird. Zu „freuen“ muß also „sich“ gesetzt werden; beide Wörter bilden eine untrennbare Einheit.

Da ich nun über die Berechtigung der einen oder andern Stellung keinen Aufschluß erlangen konnte und man mir auch wohl nach hohem Vorbilde mit einem „Quod mihi farcimentum esset“ antwortete, beschloß ich, den Stier bei den Hörnern zu fassen, und wandte mich brieflich natürlich in den verbindlichsten Formen an eine in der Nähe der rheinischen Metropole wohnende und in diesen Dingen für maßgebend geltende Autorität. Alsbald erhielt ich in einem Briefumschlage eine

Karte, etwas größer als eine gewöhnliche Visitenkarte, die zwar den kältesten Anstand beobachtete, durch deren Inhalt ich aber so klug blieb, wie ich schon zuvor gewesen war. Die ganze Antwort machte den Eindruck, daß die Anfrage dem hohen Herrn im höchsten Grade lästig gewesen war. Durch diese Enttäuschung nicht entmutigt, beschloß ich nun, da das Gute diesmal nicht in der Nähe lag, in die Ferne zu schweifen und richtete die in denselben Wortlaut gekleidete Bitte um Auskunft an Herrn Professor Rudolf Hildebrand in Leipzig. Ich erhielt bald darauf einen Brief mit einer ausführlichen Antwort, die der Menschenfreundlichkeit des von uns allen hochverehrten Herrn die Krone aufsetzt. Er lautet:

Die aufgeworfene Frage hat einen eigenthümlichen Werth. Daß „sich freuen" zusammengehört, sagt der Verstand vom Standpunkt des Wörterbuchs und der Grammatik aus und glaubt unfehlbar recht zu haben. Aber der „Gebrauch", der dem Gefühl folgt, sagt etwas Anderes. „Ich habe mich heute über dich gefreut" sagt ein Vater zum Sohne, ein Mann zur Frau, niemals: ich habe heute über dich mich gefreut. Das steht fest und muß auch seinen guten Grund haben.

Welchen, läßt sich in ähnlicher Erscheinung im Gebrauch des Artikels sehen: ein heiterer Tag, der große Staatsmann, nie anders. Und „ein Tag", „der Staatsmann" gehören doch auch vom Standpunkte der Grammatik und des Wörterbuchs so zusammen, wie „sich freuen". Aber „groß" und „heiter" gehören sachlich zu beiden Wörtern und werden, ganz fein, von ihnen in die Mitte genommen. Und ebenso ist es auch mit „sich freuen": Die Worte „heute über dich" gehören zu beiden Worten, die das Zeitwort darstellen und stehen nun durch die Stellung, die ihnen der unbewußte Gebrauch anweist, beiden nahe, dienen beiden und sprechen damit am besten aus, was gesagt werden soll.

Die Erscheinung gehört zu dem werthvollen grammatischen Capitel von der Wortstellung im Aufbau eines größeren Gedankens und Satzes, die bei uns außerordentlich fein und sinnig entwickelt ist.

Der Aufbau geschieht wirklich ähnlich wie in der Baukunst, nach ähnlichen oder auch ganz entsprechenden Gesetzen, die von der Wissenschaft noch gar nicht gehörig beobachtet und ermittelt sind. Für den vorgelegten Fall sind entsprechende Fälle in der Baukunst leicht zu erkennen.

Lpz. 20. Juni 86.

Mit freundlichem Gruße

Rud. Hildebrand.

Ist die Frage etwa durch einen Streit veranlaßt?

Abgesehen von der Pflicht der Dankbarkeit war ich außerdem noch durch die als Nachschrift an den Brief angeknüpfte Frage genötigt, Herrn Professor Hildebrand auf seine liebenswürdige Auskunft zu antworten. Das ist denn auch geschehen. Ich habe dem Herrn Professor reinen Wein eingeschenkt und dabei kein Blatt vor den Mund genommen.

Ich glaube es den Manen des edlen Menschenfreundes einerseits und den vielen Verehrern des hochgeschätzten Mannes anderseits schuldig zu sein, den vorstehenden Brief wegen seines reichen Inhaltes zu veröffentlichen. Da das Denken aber bekanntlich zollfrei ist, so überlasse ich es einem jeden Leser dieser Zeitschrift, das Verhalten beider Herren miteinander zu vergleichen. Die knappe, völlig ungenügende Kartennotiz ist der verdienten Vergessenheit anheimgefallen; Hildebrands Brief aber wird von seinen Freunden mit großem Vergnügen gelesen werden.

Ehre, wem Ehre gebührt; wer sich aber grün macht, den fressen die Ziegen.

Volksetymologische Plaudereien.

Erweiterungen und Ergänzungen zu Andresens deutscher Volksetymologie.

Von Dr. **Franz Söhns** in Gandersheim.

I.

Jedermann weiß, was ein Registrator ist — mit dem Kalkulator ist das schon unsicherer — jedermann weiß ferner, was ein Administrator ist, und vielen ist auch der Kollaborator eine bekannte Größe. Nur den Attentator kennt niemand. Aber er ist daran lediglich selber schuld, wer hieß ihn in eine Entstellung seiner ursprünglichen eleganten römischen Gestalt willigen, die allmählich die Klassicität seiner Herkunft überhaupt zu gefährden beginnt! Niemand hat es gewagt, dem Registrator, Kalkulator, Administrator mit Zumutungen, wie ihm, zu nahen, niemand wagte ihnen einen Registräter, Kalkuläter, Administräter zu bieten, beim Attentator wagte man es, und es gelang. Ein Wunder, daß man nicht auch seiner graphischen Außenseite Gewalt angethan und ihn zum Attenthäter verunstaltet hat, ein Wunder um so mehr, als bei seiner Umgestaltung doch der Gedanke an thun und Thäter maßgebend war.

Vorgänge dieser Art — man nennt sie bekanntlich Volksetymologie d. h. Volksableitungen — sind in allen Kultursprachen nachzuweisen, in keiner freilich so häufig, wie in der deutschen. Das „Volk der Denker" bethätigt sich auch in seiner Sprache als solches, es gebraucht nur ungern völlig unverstandene Worte, wie sie sind, sondern sucht sie sich durch Anlehnung

an bekanntere von ähnlichem Klange mundgerechter zu machen, zu deuten[1]), ohne sich des sprachlichen Vergehens, das es dabei so häufig an dem Worte übt, recht bewußt zu werden. Genug, es sucht dasselbe durch Umgestaltung seinem Verständnis näher zu bringen, und dann verkehrt es sich ja überhaupt traulicher mit dem Fremdlinge, wenn man ihm ein heimisches Kleidchen umgeworfen. Und das geschah nicht nur mit den Fremdlingen, sondern auch mit ureigenen, uralten und daher häufig unbekannt gewordenen Worten und ging durchaus nicht immer von den untersten Schichten des Volkes, sondern nicht selten von den „Gelehrten" aus. Der Heimat die Ehre. Kaum hat ein Wässerlein deutschen Landes einen so volltönenden Namen wie die bei unserem uralten Stiftsorte in die Gande fließende kleine Etérna. Wer denkt dabei nicht an das römische aeternus, mit dem in Beziehung gebracht das Bächlein den hochtrabenden Namen des „ewigen Wassers" erhalten würde? Haben die erlauchten Äbtissinnen und Kanonissinnen dem Wässerlein den stolzen Namen gegeben in jener Zeit der Ottonen, da das Latein eine Art Hofsprache war? Hat unsere berufene Roswitha poesievoll ihn geschaffen? Nichts von alledem, aber bei Umgestaltung des alten ursprünglichen Namens haben sie alle sicherlich ihre Hand im Spiele gehabt. In den ältesten Chroniken heißt das Bächlein Etcherna und hat den Ton auf der ersten Silbe; sein Name geht zurück auf das ahd. atjar, altſ. edar = Rand, Saum und das bekanntere aha = Wasser, bedeutet also ganz prosaisch das mit einem hohen Rande (Ufer) umgebene Wasser, eine Charakteristik, die der Bach noch heute zeigt.

Ganz in der Nähe des alten reichs- und papstunmittelbaren Stiftes liegt ein sogenannter Kemenatenbrink (brink nd. = Hügel, Berg, daher der Name Brinkmann), wie ihn mehrere Orte aufzuweisen haben. Sollte die altdeutsche Kemenate, das Frauengemach unserer mittelalterlichen Burgen, in dem Namen herumspuken? So zweifellos es ist, daß sie thatsächlich manch einem der Berge gleichen Namens den Namen gegeben, so wenig hat sie doch mit dem unsrigen zu thun. Nur daß sie natürlich bei der Umgestaltung des ursprünglichen Namens ihre Rolle gespielt hat. Mons commendatus (übergebener, anvertrauter Berg) heißt unser Brink in den Chroniken, und das lateinische Wort commendatus ist es, welches zu Kemenate umgestaltet wurde. Mit diesen Kommendatländereien hatte es eine eigene Bewandtnis. Zu den Schenkungen an Ländereien, welche in alter Zeit Kirchen und Klöstern gemacht wurden, gehörten als Anwohner häufig auch leibeigene Bauern, und ihnen gab man nicht selten

1) Deuten heißt eigentlich in die Volkssprache umwandeln und das stammlich damit zusammenhängende Deutsch volkstümlich.

von seiten des Stiftes ein Stück Land, damit sie durch Bebauung desselben und durch Zahlung von Zins sich allmählich frei machen konnten. Ager commendatus pro libertate redimenda [1]) wird ein solcher Acker genannt. Auch Freie erhielten teils von geistlichen, teils von weltlichen Herren derartige Äcker und zahlten dann den Zins als Entgelt für den Schutz, den sie von seiten ihres Patrons genossen. Commenda, heißt es in diesem Fall, est praestatio, quam libertus pro iure tutelae patrono suo exsolvit.[2]) Einem dieser Zwecke diente auch unser mons commendatus, den dann spätere Umdeutung zum Kemenatenbrink gewandelt hat.

Ein ursprünglich deutsches Wort steckt in unserem Wanneberge, den das Volk — man denke! — in Wabenberg umgetauft hat, weil es das alte wanne, das in seiner Stammgleichheit mit wenden die Grenze bedeutet, den Berg also einfach als Grenzberg zwischen zwei Ortsfeldmarken charakterisiert, nicht mehr kannte.[3]) Strenge Logik darf man bei derlei Sachen vom Volke nicht verlangen, — die am Fuße dieses Wabenberges gelegene Mühle nennt es richtig die Wannemühle!

Weil es eine ganze Anzahl bekannter Ortsnamen giebt, die das Wort See in sich tragen, so z. B. unser Nachbarort Seesen (alt Sêhusa), bringt man auch das nahe gelegene Sebexen mit dem See zusammen, ohne dem altersgrauen Sigbert die schuldige Anerkennung zuteil werden zu lassen, nach dem als dem ersten Anbauer die Siedelung doch genannt wurde und dessen Name noch heute, freilich für das äußerliche Auge nicht auf den ersten Blick erkennbar, darin steckt. Sigberts Kosename Sibo wurde verkleinert zu Sibiko[4]) und seine Siedelung Sibikoshusen verkürzt und verderbt zu Sebexen. Der Norddeutsche (besonders des Westens) hat die vorherrschende Neigung, bei Gestaltung seiner Ortsnamen an der Betonung der Namensilbe besonders festzuhalten, in ihr liegt der Kern des Ganzen, und diesem gegenüber tritt, wie in seinem charakteristischen Gepräge und seiner Wortkargheit überhaupt, so auch in seiner Sprache alles andere in den Hintergrund, wenn es nicht über-

1) Ein Acker, übergeben, um damit die Freiheit zu erkaufen.

2) Kommenda ist eine Leistung, die der Freie seinem Patron als Entgelt für den Schutz von seiten desselben darbringt.

3) Es ist noch erhalten in unserer sehr gebräuchlichen Stellwanne, die sich freilich in keinem Wörterbuche findet.

4) Heute Sieble. Auf gleiche Weise entstanden über Heinrich, Heino, Heiniko unsere Heinecke, über Reginhard, Reino, Reiniko unsere Reinecke, über Meginhard, Meino, Meiniko unsere Meinecke, über Willehalm, Willo, Williko unsere Wilke. Wer Wilhelm Wille (aus Willo) oder Heinrich Heine (aus Heino) heißt, hat also gleiche Vor- und Familiennamen.

haupt völlig unberücksichtigt bleibt. Wie könnten sonst Orte wie Meginbrechtshusen und Raginlefshusen zu Meinbrexen und Reileifzen werden!

Doch zu Bekannterem! Was hat das schweig im Namen unserer Residenz Braunschweig zu thun? Bruns Gründung (Brunonis vicus) konnte lediglich auf volksetymologischem Wege zu ihrer heutigen Gestalt gelangen, der gegenüber das „Volk" noch heute energisch an den richtigeren Brons- und Brunswik festhält. In diesem Falle ist eben das Volk, wie sprachlich überhaupt nicht selten, das konservative Element gewesen.

Wer möchte nicht unseren vielbesuchten Harzort Klausthal mit der Klaus (oder Klus), d. h. einer ursprünglichen einsiedlerischen Klause zusammenbringen, deren Benennung später an dem ringsum sich bildenden Orte hangen blieb? Wie romantisch! Nur schade, daß wir uns bequemen müssen, den Namen in sehr nüchterner Weise auf einen Siedler Klaue zurückzuführen,[1]) dem zu Ehren wir ihn denn eigentlich nur Klausthal — nicht, wie häufig, Clausthal — zu schreiben haben.

Wie mancher mag den Harzflecken Hohegeiß mit der Geiß in Beziehung bringen, an die sein Name unverkennbar angelehnt ist, wie wenige mögen daran denken, daß derselbe seine Benennung einer Kapelle verdankt, die an der ehemals einsamen und durch allerlei Frevelthaten berüchtigten Stelle im Jahre 1257 erbaut und „Zum hohen Geist" genannt wurde! Sie gehörte zu den sogenannten Elendskapellen, deren Name auf das mhd. ellende (ahd. alilanti = anderes Land), d. h. Fremdland, Ausland zurückzuführen ist, wie ihn ja das hochgelegene „Elend" noch heute trägt, und wenn wir sie als capella Beatae Virginis ad peregrinos aufgezeichnet finden, so geht aus dem Gesagten hervor, daß für peregrinos die Ellenden (Elenden), d. h. die im Auslande befindlichen, Fremden, Pilgrime, die ursprüngliche Übersetzung sein muß. All' unser sonstiges Elend ist nichts als eine Weiterentwickelung der ursprünglichen Bedeutung des Wortes. Das alilanti, das „andere" Land, ob nun freiwillig als Aufenthalt gewählt, ob von gewaltigerer Hand als Verbannung angewiesen, blieb dem Germanen immer das fremde Land, in dem er sich allein fühlte, abgestoßen durch fremde Sprache und Sitte, ohne gleichfühlende Freunde und Gesippen, aus welchem es ihn je länger je mehr mit unwiderstehlicher Gewalt den freundlichen Lauten, den gewohnten Sitten, den fernen Freunden der Heimat zuzog. So wurde denn das Ellende, die „Fremde", allmählich gleichbedeutend mit Schmerz,

1) Herrigs Archiv 60. 443. 435.

Weh, Unglück[1]), — Elend und verlor damit seine ursprüngliche Bedeutung immer mehr. Heute ist es in seinem alten Sinne abgestorben, und nur altertümelnder Sprachgebrauch kann Uhland noch sagen lassen: Jedem ist das Elend bitter, jedem lacht sein Vaterland.[2])

Und der Braunlage benannte Kurort? Ja, wenn wir nicht die älteren Namensformen Brunlô, Brunlohe überkommen hätten, deren lô (auch als lâ vorkommend) — Holz, Wald ist, wie in Hohenlohe und in den Sondershäuser Lohkonzerten, könnten wir wirklich in Versuchung kommen, in dem Orte gleich von vornherein die gesunde „Lage" zu vermuten, die ihn heute zu einem so vielbesuchten gemacht hat. So aber müssen wir uns schon mit der Grundbedeutung brauner, dunkler Wald abzufinden suchen.

Ebensowenig dürfen wir empfindsamen Leute von heutzutage bei Herzberg an das Herz denken, mit dem unsere privilegierten Dichter und besonders solche, die es werden wollen, soviel Unfug treiben, sondern seine alte Benennung Hartesberg zeigt uns deutlich, daß der Name ursprünglich einfach und sehr allgemein Harzberg hieß. Die Sage erklärt den Namen nach ihrer Eigenart. Sie leitet ihn auf einen Hirsch (hirz) zurück, den Albrecht der Bär nach langer vergeblicher Jagd daselbst erlegt haben soll.

In Herzberg liegt also das Wort Harz, in Harzgerode dagegen nicht, so sehr man es gerade hier als Harzrodung erwarten sollte. Seitdem alte Formen wie Hazacunrode, Hasecunrode nachgewiesen sind, muß man den Harz in der Benennung fallen lassen und sich dem Namen Hazo und seiner Verkleinerung Haziko, als dem des ersten Siedlers, zuwenden. Ja, es ist erwiesen, daß die neue an Harz angelehnte Form überhaupt erst seit dem Ende des 15. Jahrhunderts aufgekommen und erst im Laufe des 18. Jahrhunderts zur allgemein herrschenden geworden ist.

Einen volksetymologischen Kalauer leistet sich der Bewohner der bekannten Wißmannheimat, wenn er den Namen seines Ortes entstanden sein läßt, weil da „lauter Berg" sei. Er geht natürlich auf das Flüßchen Lutter (älter Lûter, mundartlich Lauter) zurück, an dem der Flecken liegt und das schon vor Gründung des Ortes der aus demselben Flußthale aufsteigenden, heute in Trümmern liegenden Burg Lutterberg den Namen gegeben hat.

Ganz besonders reich an volksetymologischen Entstellungen seiner Ortsnamen ist das „liebe Sachsen". Freilich mußten dieselben auch

1) Im Niedersächsischen besonders mit Krankheit. Er ist elend heißt: er ist krank.

2) Im ursprünglichen Sinne auch bei Goethe: Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend? Herm. u. Doroth. 947.

gerade hier sehr nahe liegen. Man erinnere sich, daß das heutige Königreich Sachsen ursprünglich, d. h. vom 6. Jahrhundert ab, durchaus slawisches Gebiet war, bewohnt von dem wendischen Stamme der Sorben. Diese haben in reger Thätigkeit Tausende von Siedelungen im Lande gegründet, die natürlich sämtlich slawische Namen trugen. In Hufeisenform gebaut, rund um den freien Dorfplan und Dorfteich herum, bildeten diese Siedelungen zumeist sogenannte Geschlechterdörfer, Dörfer, die nur von einer einzigen Sippe bewohnt waren. Blutsverwandt und kommunistisch in ihrem Besitz unterstanden die Bewohner eines solchen Geschlechterdorfes der patriarchalischen Leitung eines Geschlechtsältesten, und sein Name war es denn auch, der sehr häufig zur Benennung der Siedelung gebraucht wurde. Außerdem ward, wie bei germanischen Siedelungen, bei Benennung der Ortschaften auch an Eigentümlichkeiten der Gegend angeknüpft: Berg, Wiese, Fluß, Baum, sie alle haben in den Ortsbenennungen ihre Vertretung. So entstand denn im Laufe von drei Jahrhunderten fast völlig ungestörter Entwickelung eine große Anzahl von slawischen Siedelungen, deren Benennungen von den seit dem 10. Jahrhundert allmählich vom Lande besitzergreifenden germanischen Stämmen[1]) durchaus nicht verstanden wurden. Was lag näher, als diese völlig dunklen Namen durch Anlehnung an eigene Worte ähnlichen Klanges dem Verständnisse näher zu bringen? Und das ist denn auch in überreichem Maße geschehen, und daher die Fülle von volksetymologischen Umbeutungen gerade bei sächsischen Ortsnamen. Gemütvoll hat der Sachse nicht selten derlei Ortsbenennungen, wenn er sie in deutsches Gewand kleidete, auch noch ein phantastisches Kittelchen umgehängt. Er legte sich den slawischen Namen möglichst bequem zurecht und schuf sich dann, wenn der Geist ihn trieb, eine Gründungssage dazu. Sehr gefühlvoll ist z. B. die Gründung von Oschatz vor sich gegangen. Als Kaiser Otto I. seiner Gemahlin den entstehenden Ort zeigte, fragte sie ihn, wie denn die neue Siedelung des Döllnitzthales heißen werde. „Wie die ersten Worte, die mein liebtrautes Gemahl von diesem Augenblicke an sprechen wird", erwidert der galante Herrscher. „O Schatz" — wendet sie ablehnend, aber verdächtig modern ein — und daher der Name Oschatz. An einem Kaiserworte durfte damals noch nicht genörgelt und gedeutelt werden. — Und das ursprüngliche Wort und die ursprüngliche Deutung? Sehr nüchtern: slaw. oseč (spr. oßetsch) — Waldhau, umfriedigter Platz für das Vieh.

---

1) Außer und neben den Sachsen sind als Anbauer auch Thüringer, Franken, Schwaben, Bayern, Fläminger, Holländer, Hessen und Friesen zu verzeichnen.

Es ist eine seit dem Jahre 1517 unbestreitbare Thatsache, daß Sachsen das klassische Land des Ablaß ist; was Wunder also, wenn sich bei Mügeln dieser Ablaß in Gestalt eines Dorfnamens noch heute findet. Freilich die gestrenge Herrin Wissenschaft, dem zügelloseren Treiben ihrer schwärmerischen Schwester Phantasie meist spinnefeind, will davon nichts wissen, sondern meint hausbacken: Ablaß, noch 1348 Oppeloz geschrieben, kommt vom slaw. oplaz, d. h. unbebautes Land.

Unheimlich stark ist der Witz in den sächsischen Ortschaften vertreten: da giebt es ein Michelwitz, Georgwitz, Minkwitz, Roßwitz und endlich auch das durch seine Gustel berühmte Blasewitz, dessen erster Bestandteil so deutlich an blasen erinnert. Es ist einer der glücklichen Orte, denen die Dichtung den Kuß der Unsterblichkeit aufgedrückt hat. Ob der Schleier der Zukunft sich jenen ersten slawischen Anbauern für einen Augenblick hob, als sie den Ort nach ihrem Geschlechtsältesten Blažen (spr. Blaschen), d. h. der Glückliche, und sich selbst die Blaženovici, d. h. die Sippe ihres slawischen Felix nannten? Der Witz fällt dabei natürlich ganz hinweg. Alle diese Endungen auf itz, itsch, itzsch, witz sind nichts als die Fortbildung des slawischen, die Sippe bezeichnenden Anhängsels ici, vor dem sich, wie in Blaženovici nicht selten noch ein ov einschiebt.

Kiebitz — auch den giebt es im Sachsenlande als Ortsnamen, und wiederum bei Mügeln. Weil der Vogel mit den berühmten Eiern so gar häufig ist in jener Gegend? Durchaus nicht. Lediglich deshalb, weil ein alter biederer Slawe den Namen Kyj, d. h. der Hammer, Knüppel, führte und daher das Dorf nach seiner Sippe Kyjici genannt wurde. Nachdenkliche Menschen haben daraus Kiebitz gemacht.

Und Moritz bei Riesa — wie sollte er allein bestehen, da alles ringsum wankt! Auch Sanctus Mauritius würde vergeblich gegen die bösen Etymologen ankämpfen, die, aller Rücksichtnahme bar, den um 1296 als Morditz erscheinenden Ort auf Mordici, die Sippe des altwendischen Mord, d. h. des Flinken, zurückzuführen belieben.

Wie mag der Fremdling Moritz über Vergewaltigung klagen, wenn selbst das so traut-heimisch klingende Ottenhain sich slawischen Heimatsnachweis gefallen lassen muß, der es auf Otlěgan, d. h. das Gehöft des abseits Wohnenden, zurückführt?[1])

Ähnlich wie mit den Witzen verhält es sich mit den Schützen, deren zahllose in sächsischen Ortsnamen stecken; auch sie sind mit wenigen Ausnahmen nichts als verderbte Abkunftsendung ici mit vorhergehendem Zischlaut. So der Ort Churschütz, welcher mit der Chur (ältere

1) Vergl. das sächsische und schwäbische Einsiedel.

Schreibung für Kur = Wahl) nicht das Geringste zu thun hat, sondern ursprünglich Chorušici, d. h. die Sippe Krankemanns hieß, — nach körperlichen Gebrechen benannten die Slawen einander gern — so der Ort Gallschütz, in welchem gar die Galle zu stecken scheint, während er in seiner slavischen Ursprünglichkeit als Golešovici doch nur etwas derb wie die Slawen bei ihren Personenbenennungen überhaupt vorzugehen pflegten, die Familien Bloß (= nackt) bezeichnet, so endlich der Ort Tellschütz! Daß es den überhaupt giebt! Beinahe wieder wie bei Mügeln, wenigstens ist das in der Nähe dieses Ortes gelegene Töllschütz genau dasselbe. Der richtige Tellschütz aber findet sich diesmal bei Pegau. Der ganze Tell, der Schütz und der Erretter, scheint hier im Namen verewigt zu sein, und doch, wie überaus prosaisch die wissenschaftliche Worterklärung: Telčici, d. h. die Sippe des Teleč, und das heißt — es ist unglaublich — des Kalbskopfes, wie man jedenfalls in derbem Scherze den Biedermann genannt hat. — Genau so steht es mit den Schützen in Doberschütz bei Bautzen, in Delmschütz bei Ostrau, in Liebschütz bei Oschatz und in zahllosen anderen. In dem bei Bautzen gelegenen Strohschütz dagegen müssen wir eine Abweichung verzeichnen. Wie er beileibe kein Stroh in sich trägt, so doch auch nicht die sonst in schütz verderbte Endung ici. Er geht auf strožišco zurück, das in seiner Ableitung von straža Warte, Wache, etwa den Wachtposten bedeutet.

Daß es auch einen Ort Dreißig im freundlichen Sachsenlande giebt, wird der Mehrzahl der Leser ebenso unbekannt sein, wie Neumanns geographischem Lexikon. Unweit von Döbeln liegt das kleine Ding, das urkundlich als Dreischkau, Dreißka, 1657 aber bereits als Dreißigkau erscheint und gemeiniglich mit dem Personennamen Třesk[1]), d. h. der Rasseler, in Beziehung gebracht wird.

Wir wenden uns zur Graupe, wie sie bei der nach dem slawischen Donnergotte Perun genannten Stadt Pirna sich findet. Den Ort wirklich mit den landläufigen Graupen in Beziehung zu bringen, sind wir nach all dem Gesagten viel zu mißtrauisch geworden; wir müssen uns wohl oder übel dazu entschließen, ihn auf den weiblichen Personennamen Krupa, d. h. die Rohe, zurückzuführen, besonders da er noch im 16. Jahrhundert als Krauppen die slawische Abkunft unverkennbar zu Tage treten läßt.

Wie niedlich klingt der Name des bei Lessings Kamenz gelegenen Ortes Grün-Gräbchen? Genau wie zwei echt deutsche Worte, und doch ist nur das erste davon germanisch, während das Gräbchen auf slaw. grab = Weißbuche[2]) (wie Jauer, der schlesische Wurstort, auf javor = Ahorn) zurückgeht.

1) Noch heute im Namen Treskow erhalten.
2) Dazu stellt sich auch das anhaltische Gröbzig.

Kohlsdorf (bei Dresden) und Kornhain (bei Wurzen) scheinen auf die Fruchtbarkeit des Bodens hinzudeuten, und doch hat ebensowenig Kohlsdorf etwas mit Kohl, wie Kornhain mit dem Korn zu thun. Kohlsdorf ist vielmehr ursprünglich als Dorf des Chwol, das Ehrendorf (hvala = Ruhm, Ehre), das schon 1450 als Colostorff erscheint[1]), und Kornhain, dessen Hain ebensowenig deutsch ist, wie die in Geithain, Löthain auftretenden, einfach die Siedelung eines Mannes Krn und aus Krňany entstanden.

In dem bei Dresden gelegenen Roßthal scheint das Roß zu stecken, aber es scheint eben nur so, thatsächlich geht es auf den Personennamen Roztyl, „der Dicke", zurück und erscheint noch im 14. Jahrhundert als Rostil, im 15. aber bereits als Rostell, woraus dann leicht die noch heute volkstümliche Benennung Rossel sich gestalten konnte.

Ebensowenig wie das Roß in Roßthal hat die fromme Kuh etwas mit dem (unter anderen aus Jean Paul) bekannten drolligen Namen Kuhschnappel zu schaffen, der vielmehr höchstwahrscheinlich infolge der schrägen Lage des Ortes auf Kosnopole = schräges Feld (kosny = schief, schräg) zurückzuleiten ist. Nicht minder drollig klingt das Nossen benachbarte Toppschädel, das einst der Sitz einer größeren Anzahl von Fettschmelzern gewesen sein muß, da es auf das wendische toposadly (topiti = schmelzen und sadlo = Fett) zurückgeht.

An Magdeburg erinnert das bei Rötha gelegene Magdeborn, nur daß es nicht so urdeutsch ist wie jene Burg der heiligen Magd (Maria), sondern aus dem slawischen Mêdiborow stammt und ursprünglich Hof des Medibor, d. h. des Erzkämpfers (mêdi = Erz und boru = Kampf) heißt.[2])

An die gastliche Laube erinnert Laubegast, in welchem die Neuberin ihre letzte Ruhe gefunden hat, aber das slawische Grundwort ljubu heißt nicht Laube, sondern lieb, so daß der Personenname Lubogost, nach welchem der Ort getauft wurde, eigentlich in Gastlieb umzudeuten ist.[3])

Wenn auch das bei Löbau sich findende Unwürde noch so deutsch klingt, und wenn auch dem Orte noch so wenig damit geholfen ist, wir

---

1) Hey in seinen hier wiederholt benutzten „Slawischen Siedelungen Sachsens" meint, daß der Name wohl wegen der dortigen Kohlenwerke seine letzte Entstellung erfuhr.

2) Andere freilich wollen das Wort mit dem ahd. medu = Met in Verbindung bringen.

3) Die häufig angewandte scherzhafte Benennung des Wirtes als Gastrat geht ebenfalls auf das Slawische zurück. Gostirad heißt im Polnischen der Gastfreund.

müssen ihm slawische Abkunft zusprechen. In seiner Herkunft vom Personennamen Wujor, dem Heuler, bedeutet es nicht viel anderes als eine allgemeine Heulmeierei, erscheint im 14. Jahrhundert als Uwer und hat sich dann bereits im folgenden Jahrhundert unvermerkt das n einschmuggeln lassen, das fortan nicht mehr von ihm gewichen ist. Schon im 15. Jahrhundert begegnen wir ihm als Unwerde.

Ein fremdes Wort durch das andere ersetzt finden wir in Glossen, das nun wieder bei Mügeln liegt und natürlich mit unseren Randglossen nichts gemein hat als den Klang, während es in Wahrheit als glušina das Waldesdickicht bedeutet.

Auch ein Klein-Rostock hat das Sachsenland aufzuweisen, nur nennt es dasselbe heute Rostig, als ob es vom Roste der Zeit angefressen wäre, während es doch urkundlich unleugbar als Rostock erscheint. Weil bei dem Orte zwei Wasser voneinander sich abzweigen, hat man ihm selber in Ableitung von roz (= auseinander) und toku (= Fluß) den Namen Rostock gegeben.

„Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles", meint Fausts Gretchen, — danach müßte eigentlich Goldhausen (Zusammenfassung einer Anzahl von Dörfern in der Nähe von Stauchitz) der bewohnteste Ort des Sachsenlandes sein. Indessen weder auf der Albrechtsburg in Meißen noch in Goldhausen haben Adepten bisher Gold zu machen verstanden, und zu Hause ist es nun in Goldhausen schon gar nicht, im Gegenteil, tief drinnen im Orte steckt der slawische „Schlucker" Goltous (glutu = Schlund), der ein so armer Teufel ist, daß man ihm den germanischen Besitz seines an zahllose unserer Ortschaften so traut anklingende hausen wohl gönnen möchte, wenn man nicht durch die Tyrannin Wissenschaft gezwungen würde, dasselbe als aus dem ous des ursprünglichen Personennamens entstanden anzunehmen.

Eine eigentümliche Namensentwickelung hat der hübsch gelegene Muldenort Roßwein gehabt. Am Rathause der Stadt befindet sich in großen Formen das Stadtwappen: ein stolz daherschreitendes Roß, das eine stattliche Weinrebe auf dem Rücken trägt. Dieses „redende" Wappenbild steht natürlich in enger Beziehung zum Namen des Ortes. Der letztere kommt bereits im Jahre 1221 als Roßewîn, also klärlich als eine Zusammensetzung aus Roß und Wein vor. Mit dem Rosse wußte man freilich schon damals wenig anzufangen, um so sicherer war indessen der Wein im Namen. Wurde doch zu jener Zeit an dieser Stelle des Muldenthales der Weinbau schwunghaft betrieben und heißt doch noch heute ein Teil des Stadtgebietes „der Weinberg"! Und dieser Wein muß gar nicht übel gewesen sein, da die Bürger des Ortes es eines Tages wagen konnten, ihrem Oberherrn, dem Markgrafen Wilhelm I. von

Meißen, mehrere Saumroßlasten köstlicher Weintrauben zu übersenden. Hocherfreut darüber verlieh der Markgraf noch in demselben Jahre 1375 der Stadt das noch heute ihr Rathaus und ihr sigillum civium zierende Wappenbild[1]). Auch der Markgraf huldigte also der landläufigen Ansicht von der Ableitung des Namens des Ortes, d. h. der volksetymologischen. Das ist sie in der That: weder mit Roß noch mit Wein hat der Name ursprünglich etwas zu thun, wohl aber mit dem slawischen Personennamen Rus, d. h. der Rote[2]), dessen Siedelungsgenossen die Rusovany hießen, und aus diesen Rusovany ist über Zwischenformen wie Rossewîn, Roßwenn, Roßwann, Russewyn (1362) der Name Roßwein, d. h. also Rothausen, entstanden. — In ähnlicher Weise ist das Wappen der altmärkischen Stadt Gardelegen entstanden, das mehrere aus einem Wurzelstocke sprießende Zweige zeigt, aus denen später Stäbe mit Hopfenranken wurden. Nach diesem Wappenbilde zu urteilen, hat man in früherer Zeit den wahrscheinlich auf einen Personennamen (Gardulf, Gartfrid)[3]) zurückgehenden Namen mit mittelniederd. gart, garde = Zweig, Gerte in Verbindung gebracht und demzufolge das Wappen sich geschaffen.

II.

Zur Abwechslung einmal die Verderbung eines von Haus aus deutschen Namens. Bei Dahlen liegt ein Dorf mit dem despektierlichen Namen Ochsensaal. Man sollte meinen, die Bewohner seien längst um eine Umtaufe desselben eingekommen! Zweifelsohne wäre das auch geschehen, wenn sie nicht wüßten, daß der letzte Teil ihres Heims mit dem Saal ableitlich gar nichts zu schaffen hat, sondern daß dieser Saal lediglich volksetymologische Entstellung aus dem altd. Zagel (= Schwanz) ist. Die Benennung Ochsenschwanz aber geht sicherlich auf irgend eine Eigentümlichkeit des Ortes zurück und findet ein Analogon in dem beim Wohnorte des Verfassers gelegenen Schnakensteert, einer Feldfläche, die sich zuspitzt wie ein Mückenschwanz. Derartige Ortsbenennungen nach einem Tierschwanze stehen ja überhaupt durchaus nicht vereinzelt da: auch einen Kranzahl (Krähenschwanz), Kuhzagel, Hasenzagel, Fuchszahl, Drachenschwanz giebt es in deutschen Landen.

Koblenz? In der That, auch das giebt es im Sachsenlande! Natürlich ist sein Name an den der allbekannten rheinischen Stadt an-

---

1) Knauth: Chronik des Stiftsklosters Alten Zella 1729.

2) Unser Name Rothe.

3) Langer: Die altmärkischen Ortnamen auf — ingen und — leben. Jahresbericht des Königl. Stiftsgymnasiums in Zeitz 1898.

gelehnt, weiter aber hat er mit ihr nichts gemein. Während die alte Rheinfeste natürlich ihren Namen vom Zusammenflusse der Mosel und des Rheins empfangen hat, geht die sächsische Benennung auf den Stutenstall zurück, der slavisch kobleno heißt. Sicherlich also ist hier, wie in den Koblenz bei Stettin, bei Wittichenau und bei Gößnitz eine der vielen Stutereien der slavischen Bevölkerung gewesen.

Mit den verschiedenen Orten des Namens **Mehltheuer** nehmen wir Abschied vom Lande der Gemütlichkeit. Auch diese kleinen bei Pausa, bei Lommatzsch, bei Bautzen, am Romsberge in Schlesien gelegenen Orte slavische Gründungen? Durchaus nicht. Aber auch kein deutsches Wort, wenn schon das teuere Mehl gar deutlich in ihnen hervortritt. Obgleich diese Ortschaften bereits in Urkunden des 14. Jahrhunderts als Melteure erscheinen, haben sie doch mit Mehl und teuer ableitlich nichts zu thun. Eher dem Sinne nach, denn da alle diese Namen auf das spätlat. molitura zurückgehen[1]) und dieses die Mühle bedeutet, so hat allerdings sehr wahrscheinlich das darin gewonnene Mehl und vielleicht auch der jeweilige teure Preis desselben bei Entstellung des ursprünglichen lateinischen Namens mitgewirkt.

Ähnlich wie mit dem Königreich Sachsen verhält es sich mit der **Altmark**. Sie war noch im 10. Jahrhundert slavisch. Dravenen hatten das Land inne bis auf den Süden, wo gegen die Ohre zu die Zahl der slavischen Siedelungen spärlicher zu werden beginnt, bis sie jenseits der Ohre nahezu gänzlich aufhören. Südlich des Flusses werden slavische Ortsnamen nicht mehr genannt, dieselben treten erst wieder südlich von Magdeburg auf, und von da an vergrößert sich ihre Anzahl, je mehr man sich der Saale nähert.[2]) Wie im Königreich Sachsen, so treten uns auch in der Altmark und im Magdeburgischen volksetymologische Entstellungen ursprünglich slavischer Ortsnamen entgegen, wenn schon bei weitem nicht in so großer Anzahl wie in jenem. Die germanischen Eroberer dieser Gebiete haben weit häufiger als die Sachsen eigene deutsche Benennungen für die slavische Ursiedelung eingesetzt. Aber ganz ohne sprachliche Vergewaltigungen ist es auch hier nicht abgegangen. So natürlich auch der im Kreise Jerichow (2) gelegene Ortsname **Fischbeck** klingt, so wenig hat doch der Fisch etwas in der Benennung zu suchen, die vielmehr auf das slav. vysoku (= hoch) zurückgeht, den Ort also einfach als hoch gelegen charakterisiert.

Und **Jerichow** selbst, die Siedelung des slavischen Jarik, d. h. des Dreisten, Kühnen? Sollte nicht bei Entwickelung des Namens, der

1) Hey in der Ztschr. für d. d. U. III, 2. 168.

2) Brückner, Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark. 1879.

bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts in seiner heutigen Gestalt erscheint, die biblische Stadt mit den umgeblasenen Mauern stark eingewirkt haben?[1])

Daß es mit dem Namen des im Kreise Stendal gelegenen Dorfes Karlbau nicht ganz richtig ist, hat man schon lange gewußt. „Der ganze verkehrte Name Karlbau", sagt Götze in seiner Geschichte von Tangermünde, „taucht seit dem 15. Jahrhundert auf und ist von Entzelt 1579 in Erinnerung an Kaiser Karl IV. aufgenommen worden". Ja, solche Erinnerungen finden sich dann wohl, und man vergißt darüber und besonders über die neue schöne Gestalt des Namens völlig des alten einfachen Kalbu (Kolebu), wie die Siedelung des biederen Slaven Kolovo (d. h. des Schwarzen) noch um das Jahr 1360 ohne jegliches r hieß.

Und selbst die Heimat der berühmtesten Bretzeln Deutschlands, das weltbekannte Gnadau! Es würde nicht fern liegen, bei dem streng pietistischen Charakter der Herrnhuterkolonie an ähnliche Namensentstehung zu denken, wie sie Herrnhut selber zu Grunde liegt, an eine Aue göttlicher Gnade. Und doch wäre nichts verkehrter als das, da der Name nachweislich aus dem slav. gnady, d. h. fahlrot, entstanden ist.

Wir kommen zum Herzogtum Anhalt. Auch dieses war zum großen Teile, mindestens im Osten der Saale, von Slaven bewohnt und hat infolgedessen ebenfalls einzelne Entstellungen slavischer Ortsnamen aufzuweisen. Was sollen die Gäste in Groß- und Klein-Badegast, in welchem nichts weniger als Bäder zu finden sind? Der in einer langen schmalen Flur gegründete Ort (oder die Feldmark, auf welcher er gegründet wurde) muß einmal eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Schwanze des langbeinigen Kinderbringers gehabt haben, daß man ihn slavisch batjon-hvost (d. h. Storchschwanz) nennen konnte. Und daraus Badegast!

Sehr freundlich zwar, aber nichtsdestoweniger etwas verdächtig klingt der Ortsname Salegast, verdächtig, weil er gar nicht an der Saale liegt. Und thatsächlich hat auch die Saale nichts mit dem Namen zu thun, der vielmehr dem slavischen Personennamen Zalgost, d. h. dem Manne, der mit Fremden (gosti) Mitleid (zali) hat, seine Entstehung dankt.[2])

Ein abscheulicher Name Fraßdorf! Und im 16. Jahrhundert hieß er gar Fratzdorf! Ein wahres Glück, daß er nicht deutscher Her-

1) In Polen ist aus demselben Personennamen die Ortsbenennung Jerachow geworden.

2) Dasselbe bedeutet der böhmische Ort Zalhostice.

kunft ist, sondern dem slav. vresica (das Heidekraut) sein Dasein schuldet. Gegen den heutigen Namen gehalten klingt das beinahe poetisch. Wie man nur das im 13. Jahrhundert als Wreciz noch so deutlich die slavischen Eierschalen an sich tragende Wort so banausisch entstellen konnte!

Wer kennt als Anhaltiner nicht das so idyllisch zwischen Bernburg und Köthen gelegene Biendorf mit seinem freundlichen Parke und seinen vielbesuchten Sonntagskonzerten? Von Bienen merkt man indessen wenig daselbst, mindestens nicht mehr als anderswo. Sie sind thatsächlich auch ganz unschuldig an der Benennung des Ortes. Namengeber ist lediglich der alte Germane Biho, dem zu Ehren man den Ort noch heute eigentlich Bi-endorf sprechen sollte: die Leute des 14. Jahrhunderts wußten das noch ganz genau, wie aus ihrer Schreibart Byendorf klärlich erhellt.[1])

Und Pissdorf — sit venia verbo — einfach scheußlich! Der würdige Bischof, nach dem es getauft und noch im 14. Jahrhundert Biskopstorf genannt wurde, sollte sich im Grabe umdrehen über eine solche Verderbnis.[2]) Wie viel dezenter klingen dagegen Pfriemsdorf oder gar Rathmannsdorf! Während das erstere ein trauliches Heim der wackeren Schuhmacherzunft andeutet, spielt das zweite nicht undeutlich auf die Ratmänner der preußischen Städte an. Gewiß, nur darf man die Namen nicht in alter Gestalt betrachten, wie würde man sonst umhin können, dem alten Frimerstorp (14. Jahrh.) und dem noch älteren Rotmarsdorf (12. Jahrh.) in ihrer Namensherkunft etwas anderes als einen Fridumar und Rodomar zuzubilligen?

Auch ein Warmesdorf giebt es in Anhalt, es liegt bei Güsten und durchaus nicht wärmer als andere Orte dieser Gegend. Aber man hat auch noch im 11. Jahrhundert, als man Warmerestorp schrieb, an warm nicht im Entferntesten gedacht, sondern war sich wohl bewußt, daß die Benennung des sehr alten Ortes lediglich auf den germanischen Personennamen Warimar, den Kampfberühmten, zurückzuführen sei.

An den Bullen angelehnt erscheint das kleine Wipperdörfchen Bullenstedt und ist doch nichts anderes als die Gründung des alten Germanen Bollo, wie sie noch im Jahre 1192 als Bollenstede im Codex Diplomaticus Anhaltinus erscheint.

Und die Gänse, an denen das Herzogtum Anhalt so reich ist, sie sind in Gänsefurt enthalten? Schwerlich. Was sollte die Furt der schwimmenden Gans? Thatsächlich schließt auch das Wort, wie es im

1) Dieselbe Ableitung hat das braunschweigische Bienrode.

2) Zu der Zusammenziehung vergl. Bistum, Bisperode (Braunschweig) und Bismarck.

12. Jahrhundert uns entgegentritt, als Genssenworthe, so Gans wie Furt aus, seine beiden Grundworte, der Personenname Genzo und die „Worth" (eine über der Wasserhöhe gelegene, meist eingefriedigte Erdstelle), treten in dem alten Genzinwort deutlich genug hervor.[1])

Alles das aber ist nichts gegen den Ortsnamen Hundeluft. Wie in aller Welt kann man darauf gekommen sein, eine Siedelung so zu benennen! Sehr einfach: hundelouft bedeutet im Altdeutschen nichts anderes als einen fortlaufenden Wall (mhd. louft), an welchem ein sogenannter hunde, d. h. ein Anführer von Hundert (mhd. hunde = centenarius) seinen Sitz hatte. Dergleichen wallartige Aufwürfe werden anderwärts auch wohl Hohenlauf oder gar Höhenlauf genannt. Weder mit dem Hunde noch mit der Luft hat der Name etwas gemein.

Die Sorge holt auch den schnellsten Reiter ein, niemand kann ihr entrinnen, auch Anhalt hat es nicht gekonnt. In ihm findet sie sich als Dorf. Oder sollte wirklich die atra cura, die dunkle Menschenquälerin Sorge, nicht in dem Namen stecken? Gewiß nicht. Das Wort ist eine volksetymologische Bildung aus Zarge und bedeutet lediglich den Buschrand und Waldessaum, den äußersten Rand am Walde, und daher sein häufiges Vorkommen in unseren waldreichen Gauen. Sorgen giebt es in der Provinz Sachsen, im Königreich Sachsen, in Thüringen, in Franken, mögen sie nun einfach Sorge oder Alte und Neue Sorge heißen. Auch an Burgen und am Rande von Städten erscheinen sie, seine Sorge hat das Schloß in Altenburg wie das in Harzgerode und mannigfach andere.

Bevor wir zu den für unsere Sammlung so „dankbaren" Straßennamen kommen, nur noch einzelne bekanntere Ortsnamen. Es giebt nicht nur eine „Insel der Seligen", sondern auch eine Stadt derselben. Die Bewohner dieser hessischen Seligenstadt lassen sich gar nicht gern daran erinnern, daß ihr Heim ursprünglich mit der Seligkeit nicht das Geringste zu schaffen hat, sondern lediglich den Ort bedeutet, in dessen Umgebung besonders viele Sahlweiden (altd. sahala) wuchsen.

Der hessischen Seligenstadt entspricht der badische Ort Engelwies, hat aber leider mit ihr auch die traurige Thatsache gemein, daß man bei näherer Betrachtung des Namens, wie bei jener auf die Seligen, so bei ihm auf die Engel verzichten muß. Wohl oder übel wird man dafür den alten Germanen Ingolt einsetzen müssen. Engelwies klingt freilich herzlicher als Ingoltswiese.

1) Worth (vergl. die berühmte Kaiserworth Goslars) ist jetzt nur noch ein in niederdeutschen Dörfern und deren Feldmarken häufig begegnender Lokalname, der natürlich sprachlich eng mit Werder (= Flußinsel oder Flußufer) zusammenhängt. Zu dem allen vergl. Schulze, Die Ortsnamen des Herzogtums Anhalt. 1895.

Der Seligenstadt und der Engelwies gegenüber steht das siebenbürgische, bei Schäßburg gelegene Teufelsdorf, dessen Bewohner es durchaus nicht unangenehm empfinden, daß die gelehrten Leute sie von ihrem Teufel befreit und dafür den Namen Dietwalt eingesetzt haben. Nachdem einmal aus Dietwaldesdorf Düwelsdorf geworden war, konnte bis zum Teufelsdorf nur noch ein sehr kurzer Schritt sein, und man hat ihn thatsächlich gethan. Die Grundbedingung für alle drei Orte schafft Freund Hein, der sein Domizil in Todtendorf bei Wasserburg aufgeschlagen zu haben scheint, freilich nur für den, der nicht weiß, daß dieses Todtendorf aus dem germanischen Personennamen Dudo, also aus ursprünglichem Dudendorf entstanden ist.

Recht winterlich ungemütlich scheint es in dem bei Halberstadt gelegenen Eisdorf zu sein, allein es scheint glücklicherweise nur so, in Wahrheit ist es mit dem Eis darin nicht weit her. Der Ort hat es sich freilich so sauer werden lassen, bis zu seiner heutigen Namensgestalt zu gelangen, daß es beinahe grausam erscheint, ihm die Berechtigung zu dem so schwer errungenen Besitz mit einem Federstriche zu rauben. Ursprünglich Agilhardesdorf geheißen, hat er sich über Eilhardsdorf und Eilsdorf schließlich glücklich zum Eisdorf entwickelt.[1] Das ähnlich lautende Eisleben dagegen wird allgemein auf den Personennamen Iso zurückgeführt.

Wie freundlich und anheimelnd klingt das bei Wiesbaden gelegene Bierstadt! So etwas giebt es nicht einmal im trunkfesten Bayerlande! Unlogisch ist der Name allerdings sehr, und damit mag sich der biedere Bajuvare trösten. Ganz abgesehen davon, daß der Ort gar keine Stadt ist, sondern nur ein Dorf, hat er auch mit Bier durchaus nichts zu thun. Der Volkslaune ist alles möglich, sie hat nicht den geringsten Anstand genommen, aus der alten Brigidestadt sich eine Bierstadt zu schaffen. Eigentlich sollte Hopfenbach gleich dabei liegen, anstatt bei Lindau, aber freilich hat es für Bayern die größere Berechtigung. Wenn nur der Hopfen nicht so verschämt Reißaus nehmen wollte, sobald unter der etymologischen Lupe der alte Name des Ortes als Offenbach (d. h. Gründung eines Offo) in den ersten Umrissen hervortritt.

Hopfen und Bier — es giebt auch ein Gerbersdorf in Bayern. Hony soit qui mal y pense! Der Name kommt nicht von den Gerbern, sondern von Gebhardsdorf her und heißt in alter Gestalt Kepahartesdorf.[2]

1) Auf den mit demselben Grundworte gebildeten Namen Eilward (Agilward) gehen das thüringische Ilwersgehofen und das anhaltische Ilberstedt zurück.

2) Vergl. Gebhardshagen in Braunschweig und Gebhardshain in der Rheinprovinz.

Der ist aus Wimmelrode, sagt man in einigen Gegenden Thüringens von einem, der im Skatspiel sich nicht entblödet, bei jeder Gelegenheit „schauderhaft" zu wimmeln. Nur daß der Name des Ortes mit wimmeln nicht das Geringste zu thun hat, sondern lediglich eine Verstümmelung von Wihemannarode (d. h. Rodung heiliger Männer) ist.

Im Kreise Höxter liegt der Ort Fürstenau, und Grimms Wörterbuch unternimmt es, von einem fürstlichen Aufenthalt daselbst zu berichten, wohl lediglich um die Ableitung des Wortes vom ahd. furisto (= Fürst) dadurch zu stützen, denn in Wahrheit ist von Fürsten an diesem Orte nicht das Geringste bekannt, wie denn der Name desselben auch nicht auf den Fürsten, sondern auf ahd. forest (= Wald, Forst) zurückzuführen ist. Fürstenau bedeutet also nichts anderes als Niederlassung auf einer Waldwiese. In demselben Kreise liegen die Orte Löwenberg und Löwendorf, die in etwas unverständlicher Weise dem Könige der Tiere (freilich nicht der deutschen!) ihre Namen zu danken scheinen und doch nichts sind als Gründungen eines altgermanischen Liafheri. Löwendorf heißt noch 1036 Leverincthurp. Auch ein Roggenthal giebt es in dem genannten Kreise. Von seinen reichen Roggenernten so genannt? Durchaus nicht, sondern von dem ersten Siedler Hrödger (Ruhmesspeer) und dessen Kosenamen Roggo. Die Bewohner des Kreises sind auch in der glücklichen Lage, ein Borgthal zu besitzen, von dem durchaus nicht alle wissen, daß es ableitlich zum Worte burc gehört und nach der früher in der Nähe gelegenen Herrenburg genannt ist. Auch ein Porterhaus hat der gesegnete Kreis, es liegt bei Höxter, hat aber leider mit dem feurigen Portugieser nichts zu thun, sondern geht als ehemalige Besitzung des Pförtners (portarius) von Corvey auf das lat. porta zurück. Dieses Pförtneramt war seit Ende des 12. Jahrhunderts erblich und hat dem Geschlechte der Herren de Porta seinen Namen gegeben.[1])

Poetischeres kann es gar nicht geben als den Namen des unterfränkischen Städtchens Amorbach, das Sinnige wenigstens kann man dieser Schöpfung aus dem alten amar (= Dinkel, Spelt) oder, wie andere wollen, aus der alten Wurzel am, die etwa soviel wie fließendes Wasser bedeutet, nicht absprechen. Ihr zur Seite steht das schweizerische Herzweil, das freilich auch weit poetischer klingt als das ursprüngliche Heribranteswilare, der Weiler des alten Heribrant.

Unästhetisch ist Schweinersdorf bei Mosburg, und man könnte in der That in Wallung geraten, daß dem alten schönen Namen Suana-

1) Erich Vollmar: Die Ortsnamen des Kreises Höxter. 1896.

hiltadorf, dem Dorfe der Schwanhilde, in so abscheulicher Weise mitgespielt werden konnte.

Judenburg — warum sollte es das nicht geben? Es liegt in der freien Schweiz und zeichnet sich — lucus a non lucendo — durch den Mangel an israelitischen Bewohnern aus. Aber nichtsdestoweniger könnten Juden den Ort in alter Zeit gegründet haben? Auch damit ist es nichts, der Name ist nichts anderes als eine Verderbung des ursprünglich keltischen Idunum. Aus Iduneburg hat man in unverkennbarer Anlehnung an das Volk der Verheißung ein Judenburg sich geschaffen. Daß von Haus aus keltische Benennungen mannigfache Entstellungen erfahren haben, ist genau so natürlich, wie es bei den slavischen war. Besonders gewüstet hat man da mit dem alten keltischen Suffix -acum, das man bald an das schweizerische ach = Wasser, bald auch, wenn ein n vorherging, an die Nacht anlehnte. So ist aus dem alten Baccaricum Bacharach geworden, das man früher sehr gelehrt, aber auch sehr falsch als Bacchi ara (des Bachus Altar) zu erklären suchte, so wurde aus Cruciniacum mit Hinblick auf das lat. crux (= Kreuz) das heutige Kreuznach, so aus Rupinacum mit Anlehnung an Rüben das im Kreise Koblenz gelegene Rübenach, aus Alpiniacum der vielbesuchte Auffahrtsort zum Pilatus Alpnacht, aus Cussiniacum das durch seine hohle Gasse weltbekannte Küßnacht. Daß man aber endlich das alte Vergiliacum gar zu einem Berglicht umgestalten konnte, wie es sich heute als Dorf im Kreise Berncastel findet, ist in der That ein starkes Stück!

Sehr geringschätzig klingt der Name des hessischen Ortes Hundstall! Ein Hundestall? Nicht doch, ursprünglich nur Hunoldestal, das Thal des altgermanischen Hunolt.

Was soll man aber mit einem Graffstall anfangen, wie er sich in Helvetiens Gauen findet? Nichts anderes, als ihn einfach auf Graolfestal, d. h. auf das Thal eines Graolf (= Grauwolf) zurückführen und ihm so alles Anstößige völlig entziehen.

Bei Glücksburg liegt das Dorf Schausende. Schau das Ende? Durchaus nicht. Der erste Teil des Namens ist skov = Wald, der thatsächlich bis hart an das Dorf heranreicht. Am Ende des Waldes liegt Schauenthal, dessen erstem Bestandteile natürlich dieselbe Ableitung zuzusprechen ist.

Rothschilds Gräber! Was haben sie, was hat Klopstocks Ode mit dem Ortsnamen zu thun? Mehr als man beim ersten Blicke vermuten sollte! Rothschild ist das dänische Roeskilde auf Seeland, die ehemalige Hauptstadt des Landes, welche wohl Christoph der Bayer durch Kopenhagen ersetzte. Was Speyer für uns, ist Roeskilde für den

Dänen. In seinem Dome schlummern die meisten Könige des Landes, deren einen der König unserer Odendichtung in den „Gräbern" besingt. Das Wort aber stammt ab von Roes-kilde, d. h. Quelle des Roes, eines sagenhaften Fürsten.

Und Kopenhagen selbst, die heutige Hauptstadt des Landes, das dänische Köbenhavn? Haben wir nicht in den Namen des alten Kopmans (= Kaufmanns) haven durchaus willkürlich unseren Hagen hineingelegt, durch ihn den ursprünglichen Hafen ersetzt?

Wie das Volk sich derartige unverstandene Namen zurechtlegt!

„Ach Allm—" stöhnt' einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
Allmächt'ger! wollt' er rufen — man hieß davon das Schloß.

Es ist die heutige Ruine Achalm, wie sie so malerisch und mit so entzückendem Ausblick auf einem isolierten Bergkegel östlich von Reutlingen gelegen ist, und der uns das Obige erzählt, ist Uhland in seiner „Schlacht bei Reutlingen". So leitet sich das schwäbische Volk das Wort ab, von dem thatsächlich zu Grunde liegenden ach (= Wasser) und Alm will es beileibe nichts wissen. „So ging es und geht es noch heute." Aus der Schlacht von Mars la Tour machten unsere Tapferen die Schlacht von Marsch Retour und aus dem Siege von Le Mans gar einen Sieg bei Lehmanns. Das bei Straßburg gelegene Wirtshaus Cheval blanc machten sie sehr hübsch zur blanken Schwalbe, den Ort Sainte Marie-aux-chênes (chêne = Eiche) wandelten sie in Mariaschön, der Mont Valérien wurde ihnen zum Bulrian und die Champs élysées modelten sie gar zur Schanzenliese um. Das alte „Bollwerk", den boulevard, machten sie zum Bullenwall, und Mac Mahon wurde ihnen vertrauter als Max Mahon. Sehr despektierlich ward Frossard behandelt, den sie einfach zum Freßsack machten, und Napoleon selber hatte nach seinem Abschied von Wilhelmshöhe anstatt in Chiselhurst in einer Schüssel Wurst sein letztes Asyl gesucht. Und Postbielski für Podbielski,[1]) als er noch der oberste Postmeister war? Indessen wir wollen dem Kapitel über Umdeutung von Personennamen nicht vorgreifen.

Weil Altona al to nâ (allzunahe) bei Hamburg liegt, hat man dem Orte, wie das Volk meint, diesen Namen gegeben, die alte Form Altenau bleibt dabei völlig unberücksichtigt.

Wie lange hat man nicht Ehrenbreitenstein geschrieben! Sprechen thut man es zumeist heute noch so. Als ob das Wort breit darin steckte und nicht vielmehr der alte Ehrenbreit (aus brecht), dem zu Ehren man denn beim Aussprechen des Wortes den Ton füglich auf die erste Silbe legen sollte.

---

1) Podbielski von slav. podbêl, poln. podbial = Huflattich.

Daß auch Ländernamen volksetymologischer Laune zum Opfer fallen können, lehrt der Name **Holstein**. Was soll das Wort Stein in dem Namen, der doch einzig und allein die Holtsaten, d. h. die im Holze Sitzenden, die Waldleute, bedeutet? Wie aus den auf einer Wurt (Erdaufwurf) Sitzenden, den Wurtsaten, Wursten, aus den Trochtsaten Trosten (Drosten) wurden, so aus den Holtsaten Holsten, wie sie sich selber auch heute noch nennen.[1]) Nachdem man einmal in sten den Stein herausgefunden hatte, wurde er hurtig in das hochdeutsche Wort umgesetzt, und man nannte nun auch die Bewohner des neugeschaffenen **Landes** die Holsteiner.

Wie die Ortschaften, so haben auch ihre **Straßenbenennungen** nicht selten volkstümliche Entstellungen und Umdeutungen erfahren. Was soll man dazu sagen, daß das friedliche Langensalza eine **Rebellenstraße** aufzuweisen hat? Denkt man noch an den ehemaligen Bewohner Rebel, zu dessen Andenken die Straße ursprünglich Rebelstraße genannt wurde? Gegenüber einer solchen Entstellung ist das **Klagethor** derselben Stadt nur zu gerechtfertigt, nur darf man sich nebenbei auch dessen bewußt sein, daß der ältere Name des Thores Klausthor war, der ihm zu Ehren des heiligen Klaus, des Schutzpatrones der Stadt, gegeben wurde. Aus Klaus ist durch Zerdehnung des Wortes Klages geworden, das nun seinerseits wieder zu Klage sich wandelte.

In Dürkheim in der Pfalz giebt es einen **flachen Turm**, der aber durchaus nicht flach ist, auch mit dem Worte flach nicht das Geringste zu thun hat, sondern eine Verderbung aus **Flaggenturm** ist.

In Flensburg findet sich, wie Wasserzieher in dieser Ztschr. (X. 10) berichtet, eine **Angelburgerstraße**. Sie führt nach der Landschaft Angeln, und durch sie fuhren die Bauern dieser Landschaft, ehe die Bahn entstand, ihre Waren zum Markte. Daher erhielt sie den Namen **Angelburenstraße**, aus welchem durch Anlehnung an Burg der heutige verbildet ist.

Ein unansehnliches Gäßchen nur, der **Seidenbeutel** oder die **Seidenstraße** Rostocks, aber, wie man sieht, ein hochtrabender Name, bei dem man völlig vergessen könnte, daß er ursprünglich weit bescheidener Seitenbeutel und Seitenstraße lautete.

Speyer besitzt eine **Diebsstraße** und **Diebsbrücke**! Ein Asyl für Langfinger? Nicht im geringsten. Die alten Benennungen hießen **Dietstraße** und **Dietbrücke**, und Diet bedeutet bekanntlich das Volk.[2])

---

1) Das Holstenthor (porta Holtsatorum) in Lübeck.

2) Daß freilich einzelne Diebstraßen thatsächlich auf Dieb zurückgehen, zeigt Glöde in der Ztschr. X, 11.

Die alte Nürnberg zeichnet sich durch eine Luder- oder Lottergasse aus. Ein Name so schlimm wie der andere, aber auch einer so ungerechtfertigt wie der andere. Nach den Lodern (Tuchmachern), welche die Straße bewohnten, hieß sie ursprünglich einfach Lodergasse.

Im thüringischen Mühlhausen scheint der Regen besonders eine Straße zu begünstigen, die daher geradezu Regenstraße genannt wird. Und doch ist das himmlische Naß völlig unschuldig an dem Namen, der vielmehr einer alten Familie Regis seine Entstehung dankt.

Die Hartstraße in Magdeburg ist nicht härter als andere Straßen der alten Magetheideburg; gegen ihren alten Namen gehalten, sollte sie aber auch gar nicht in einen solchen Verruf kommen: gegen den Namen Herstraße, d. i. Hirschstraße.

Sehr gelehrt klingt Danzigs Professorengasse, die man doch mindestens Straße nennen sollte, auch wenn man daran festhält, daß sie ursprünglich lediglich nach den darin wohnenden Klostergeistlichen, welche das Ordensgelübde abgelegt hatten, Professengasse hieß.

Im Innern der guten Stadt Leipzig hat es nie einen Hain gegeben, der die Benennung Hainstraße rechtfertigen könnte, wohl aber kommt die letztere in alten Urkunden als regio foeni, d. h. als Heustraße vor, ein Name, der sich allmählich in Hainstraße verschönert hat.

In der Lutherstadt Eisenach hat der Leser Gelegenheit, ein Petersgäßchen zu durchwandeln. Ob noch heute Bader darin wohnen, die der Straße einst den Namen Baderstraße gaben, den Volkswillkür später in den heutigen umschuf?

Auch die alte île des saints, wie sie gelehrter Volkswitz in Anlehnung an französische Aussprache des Namens benannte, Hildesheim, hat eine alte Petristraße, welche hier nach den oudbetereren[1]) (Schuhflickern) genannt ist, die ehedem ihre heilsame Thätigkeit in dieser Straße übten.

Zahnsgasse, — natürlich giebt es die auch, noch dazu in der Residenz des Sachsenlandes, im schönen Elbflorenz. Nur muß man nicht denken, daß außer dem unentrinnbaren Zahne der Zeit noch ein anderer darin etwas zu schaffen hätte; was sie ist, ist sie aus Sanitätsgasse geworden.[2])

Eine der hübschesten, aber auch wunderlichsten Umdeutungen teilt Andresen in seiner Volksetymologie mit. Es handelt sich um eine Straße in Kiel. Auf einem runden Platze, von dem vier Wege abgehen, steht ein Denkmal mit der Inschrift Fridericus VI hanc viam

1) So im Hildesheimschen utbeterer gespr.
2) Grenzboten, Jahrg. 36. I. 2. 128.

sternendam curavit. Und wie hat man infolgedessen die Straße genannt? Den Sternendamm!

Einer der bekanntesten freien Plätze der Stadt Braunschweig ist der Kohlmarkt. Richtiger Ableitung zufolge sollte er eigentlich Kohlenmarkt genannt werden, wie er früher in der That auch hieß.

Auch Berge sind natürlich nicht von Namensumdeutungen verschont geblieben. Der St. Annenberg bei Helmstedt führt im Volksmunde den Namen Zetannenberg, Tannen aber sucht man auf ihm vergeblich.

Friedrich Nietzsche und die Kulturprobleme unserer Zeit.

Vorträge,

gehalten von Dr. **A. Kalthoff**, Pastor an St. Martini in Bremen.

Von Prof. Dr. **L. Bräutigam** in Bremen.

Ob schon ein „Wegweiser durch die Nietzsche-Litteratur" erschienen ist, weiß ich nicht, aber in jedem Falle wäre ein solcher Führer, etwa wie ihn Ferdinand Laban 1880 für Schopenhauer herausgegeben hat, für viele nötig, die sich rasch auf diesem Gebiete umsehen wollen. Der Nietzschekultus, die Nietzscheschwärmerei, das Nietzschetum haben, wenn nicht alle Anzeichen trügen, ihren Höhepunkt bereits überschritten. Nietzsche hat die vier Stufen, die solch' eigenartige Erscheinungen durchmessen müssen, bereits durchwandelt: er ist zuerst totgeschwiegen, dann ausgelacht, ferner ernstlich bekämpft und endlich gefeiert worden. Auf ein einzelnes Urteil ist allerdings nicht viel zu geben, aber es ist doch bezeichnend, daß unlängst in der Revue bleue ein französischer Schriftsteller (Eduard Schuré) in einer längeren Abhandlung vom Niedergange des Nietzschetums in Frankreich schreibt. Bei einem Teile der Jugend werde er noch als der Hohepriester des aristokratischen Individualismus geehrt, aber von seiner Lehre sei fast nichts übrig geblieben. Seine Schwächen und Widersprüche seien an den Tag gekommen.

Ein großes Unheil hat Nietzsche erlitten: er ist in die Salons gekommen, er ist in der vornehmen Gesellschaft „Mode" geworden, und davon erholt sich ein ernster Denker nicht leicht. Und philosophische Gigerl haben ihren Sport mit ihm getrieben. Wer hat sie nicht gesehen, jene Seichtbeutel, denen nichts ferner liegt, als stilles, ernstes, demutsvolles Suchen nach Wahrheit, die in ihrer Sucht, vor den Augen der Gleichgesinnten zu glänzen, mit Nietzsches Lehre vom Übermenschen prahlten! Ich weiß nicht, ob Jules Claretie in seinem Nachrufe im

„Temps" über den heimgegangenen Philosophen recht hat, wenn er sagt: „Wie er gelacht hätte über die Salons, in denen man ihn bewundert! Ja, er hätte gelacht, wenn er hätte lachen können!"

In der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" hat bereits mit dem Nietzschetum, d. i. mit der blinden Nachahmung des falsch oder gar nicht verstandenen Einsiedlers von Maria-Sils, eine deutliche Abrechnung stattgefunden. (Vergl. Martin Greif und die moderne Kunstbewegung. Von Otto Lyon. 13. Jahrgang, S. 441 flg.) Aber manche Leser wissen es mir doch vielleicht Dank, wenn ich sie auf ein Buch hinweise, das in der Nietzsche-Litteratur einen allerersten Platz einnehmen wird.

In Bremen amtiert an der St. Martinikirche als Pastor primarius Dr. A. Kalthoff, ein Redner und Denker, der für verschiedene Kreise der alten Hansastadt auf philosophischem Gebiete die Führung inne hat. Unter den deutschen Theologen dürfte es wenige geben, die so unerschrocken und kühn am Geisteskampfe der Gegenwart teilnehmen wie Kalthoff. Er ist ein Vorwärtsdenker und Wahrheitssucher. Um ihn sammeln sich seit Jahren Suchende und Strebende, die zu ihm als ihrem Leiter aufblicken. Für die hat er eine Reihe von Vorträgen über Nietzsche gehalten, die nun im Druck erschienen sind. (Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn, Berlin. 329 S.) Daß ein Mann von der Begabung Kalthoffs sich nicht mit dem begnügt, was andere Forscher über den heutigen Modephilosophen sagen, sondern daß er Eigenes, Selbständiges bieten würde, war vorauszusehen. Auch das durfte man von diesem mit der Geisteswelt der Neuzeit so vertrauten Forscher und Denker, von dem Herausgeber der prächtigen „Kanzelreden an der Wende des Jahrhunderts" erwarten, daß er das Nietzschethema in eine neue Beleuchtung rücken würde. So ist es auch gekommen. Das Neue an Kalthoffs Buche besteht darin, daß er das erfüllt, was bisher in der übrigen Nietzschelitteratur noch nicht genügend berücksichtigt worden ist, daß er nämlich an Nietzsche die modernen Kulturprobleme illustriert.

Er hebt den Menschen und Denker Nietzsche nicht aus der Zeitgeschichte heraus, um eine gleichsam in der Luft schwebende Biographie und Charakteristik zu geben, nein, er stellt ihn, möchte ich sagen, in seine Zeit hinein, um ihn im Zusammenhange mit seiner Zeit als den eigentümlichsten Vertreter derselben, in welchem sich ihr innerstes, besonderstes Leben am treuesten und wahrsten widerspiegelt, vorzuführen.

Er zeigt, um Kalthoffs eigene Worte zu brauchen, daß Nietzsche weder der Vergangenheit, noch der Zukunft, sondern recht eigentlich der Gegenwart angehört, und daß er nur aus der Gegenwart heraus verstanden, nur im Zusammenhange mit der Gegenwart gewürdigt werden kann. Er giebt eine Schilderung über das geistige Leben unserer Zeit,

und dabei verwendet er für diese als am meisten charakteristische Figur den Übermensch-Philosophen Nietzsche.

Kalthoff verfährt also in der Art jener neueren Geschichtsschreiber, die von Heroenkultus nichts wissen wollen, und die auch den Größten und Gewaltigsten als ein Erzeugnis seiner Zeit ansehen. Von vornherein wird bei dieser Methode Nietzsche eine viel bescheidenere Stelle angewiesen, als sie seine kritiklosen Bewunderer ihm zuschreiben.

In Kalthoffs Beleuchtung erscheint Nietzsche als der Vertreter, als die höchste Spitze des modernen Individualismus, des Décadence-Individualismus, der aus dem Leben unserer Zeit geboren ist, und der zum Sozialismus den schroffsten Gegensatz bildet.

Nietzsche ist nicht eine zufällige Erscheinung, nicht ein Wunder, das von oben in die Menschheit hineingefallen ist, nicht ein Genius, der außerhalb des Laufes der Dinge der Welt steht, nein, seine Lehre ist ein notwendiges Erzeugnis bestimmter kulturgeschichtlicher und zeitgeschichtlicher Faktoren. Nietzsche erscheint in seinen positiven Forderungen an die Moral lediglich nur als der Vertreter einer Zeit, in der der rücksichtsloseste Egoismus die Probe seiner Kraft im Kampfe der Interessen und der Klassen versucht. Nietzsche, der Immoralist, ist nur eine Enthüllung der innersten Geheimnisse eines Zeitalters, welches die schrankenloseste Konkurrenz heiliggesprochen, er ist die philosophische Verbrämung und Rechtfertigung der wirtschaftlichen Theorien des Niederwerfens und der Ausbeutung des Schwächeren durch den Stärkeren.

Bei dieser Auffassung nähert sich Kalthoff am meisten der Meinung solcher Forscher wie Franz Mehring, der Nietzsche den Philosophen des Großkapitals, den Typus des echten heutigen Bourgeois nennt.

Diesen Gegensatz zwischen dem Individuum und der Gesellschaft schildert Kalthoff mit überlegener Sachkenntnis in dem Kapitel: Das Zeitalter Nietzsches. Er weiß als ein wahrhaft Kundiger unsere Zeit zu deuten. Er hat ihre Höhen und Tiefen mit kühnem Forscherblick durchmessen.

Eine Gefahr beschwört aber die Methode Kalthoffs herauf. Nicht daß er schablonisiere, nicht daß er das Zeitalter Nietzsches durch Schlagwörter zu fassen suche, aber bei den Laien kann doch die irrige Vorstellung erzeugt werden, als ob durch solche äußere Bezeichnungen Individuum und Gesellschaft eine Zeitepoche erschöpfend charakterisiert sei. Zwischen beiden Gegensätzen liegen ungezählte Zwischenstufen, tausenderlei Verästelungen, die sich um die beiden Gegensätze ranken. Die Erscheinungsformen des menschlichen Lebens sind so reich, so unerhört mannigfaltig, daß wir ihnen durch Einteilung in zwei Hauptgruppen nicht beikommen können.

Mit den Formeln Individuum und Sozialismus sucht Kalthoff auch dem Wagner-Nietzsche-Problem beizukommen. Für gar viele ist das Verhältnis Nietzsches zu Wagner die interessanteste Seite in dem Erdenwallen des nun heimgegangenen Philosophen. Gar viel ist schon darüber geschrieben worden, wie es sich zugetragen hat, daß aus dem größten Freunde Wagners der grimmigste Feind wurde. Gewiß hat Kalthoff recht, daß die Ursache des Bruches eine innere, sachliche Notwendigkeit war, aber damit ist das Rätsel noch nicht gelöst, wenn man sagt, daß es eben zwei Seelen in der Brust der modernen Zeit seien, die in Wagner und Nietzsche auseinanderstreben: der soziale und der individuelle, der abstrakte und der konkrete Mensch.

In dieser Freundschaftstragödie hat auf seiten Nietzsches sicher auch etwas Persönliches mitgespielt, das Naturell des stillen Denkers, der in das Leben und Treiben von Bayreuth nicht hineinpaßte. Sagt doch selbst der edelste, treueste, größte Freund Wagners, kein Geringerer als Liszt, einmal, als wolle er eine milde Entschuldigung anbringen, daß Wagner der Ruhm mit all seinen Gefahren zu spät erreicht habe. Diese überwältigenden Ehrenbezeigungen traten in höherem Alter an Wagner heran, und vielleicht ließ er sie zuweilen nicht so hoheitsvoll über sich ergehen, wie große Seelen es gewünscht hätten. Ganz abgesehen von verschiedenen Weltanschauungen war zunächst das persönliche Empfinden bei Nietzsche das Ausschlaggebende, und damit komme ich auf einen Hauptgegenstand, den ich in Kalthoffs Buch vermisse. Kalthoff setzt nach meiner Auffassung zu viel das zurück, was ich das Pathologische an Nietzsche nennen möchte. Nietzsche ist das Produkt seiner Zeit, aber er ist doch in diese seine Zeit nicht als ein unbeschriebenes Blatt hineingekommen. Den Gesetzen der Vererbung ist auch er unterthan gewesen. Und dann die eigenartige Erziehung, die Nietzsche durchgemacht! Und seine körperliche Krankheit! Das alles sind doch Sachen, die auf den Denker mit eingewirkt haben. Es ist ein großes Verdienst Kalthoffs, seine Zuhörer darauf hingewiesen zu haben, daß sie Nietzsche aus *seiner* Zeit heraus verstehen lernen. Aber auch in einem Werke, das Nietzsche inmitten der Kulturprobleme unserer Zeit zeigt, dürfen die anderen Haupteinwirkungen auf die Lehren dieses Denkers, namentlich das Pathologische an dieser Erscheinung, nicht so sehr hintangesetzt werden, denn sie spielen, wenn man so sagen darf, stets in diese Kulturprobleme der Zeit mit hinein.

Für Bremen waren Kalthoffs Vorträge höchst zeitgemäß. Für die große Öffentlichkeit aber erscheint das Buch etwas zu spät. Als vor etwa zehn Jahren der Nietzschekultus begann, als unreife und oberflächliche Geister die Schlagwörter vom Übermenschen und von der „Um-

wertung aller Werte" aufgriffen, als moralisch anrüchiges Gesindel seine Untreue und Erbärmlichkeit frech mit der neuen Lehre des Einsiedlers von Maria-Sils entschuldigte, als selbst ruhiger Denkende Nietzsches Lehre als der „Weisheit letzten Schluß" verkündeten, da hätte ein solches Werk wie Kalthoffs Buch großartig gewirkt, wuchtiger und eindringlicher jedenfalls als jetzt, wo bereits die stillwaltende Forschung nachgewiesen hat, daß Nietzsches Lehre nicht das schlechthin Neue, das Unerhörte, das Nochniedagewesene ist, sondern daß auch Nietzsche „Vorläufer" gehabt hat. (Vergl. die schon erwähnte Abhandlung von Otto Lyon, sowie dessen „Pathos der Resonanz" S. 41 ff.)

Aber trotzdem bleibt Kalthoffs Verdienst noch groß genug. Daß sein Buch aus Vorträgen entstanden ist, giebt ihm einen eigenen Reiz und verleiht ihm großartige Klarheit und Übersicht.

Die sechzehn Kapitel bilden selbständige Abschnitte, und dadurch wird das Studium des Buches ungemein erleichtert. Alle die, welche sich mit Nietzsche beschäftigen wollen, finden hier eine treffliche Anordnung, in die sie nur hineinzugreifen brauchen, um Gesuchtes rasch zu finden.

Für die meisten der Leser des neuen Buches ist jedenfalls die eine Frage von entscheidender Wichtigkeit: Ist Kalthoff ein Nietzschefreund oder -feind?

Nun, Kalthoff will nicht für oder wider Nietzsche auftreten, sein Buch ist keine Streitschrift, die segnen oder fluchen will. Er will ja nur zeigen, wie die Zeitprobleme auf den einsamen Denker eingewirkt haben. Aber bald wird es klar, welche Stellung er zu Nietzsches Lehren einnimmt, bis er am Schluß in dem Kapitel: „Kritische Würdigung" in nicht mißzuverstehender Weise sich ausspricht. Er erkennt die Verdienste Nietzsches an, er sagt, um auch eine Probe der Kalthoffschen Darstellung zu geben: „Und mag der Nietzschesche Wille zur Macht mit seiner grausamen Lust am Wehethun noch so sehr über das Ziel des reinen Menschenwesens hinausschießen: als Reaktion gegen ein willensarmes und willensschwaches, in weichlichen Gefühlen dahinsiechendes Geschlecht bleibt doch das Nietzsche-Recept immer brauchbar: es ist ein starkes Gegengewicht gegen ein den Organismus der heutigen Kulturmenschheit bis zur Lasterhaftigkeit durchdringendes Gift, gegen das Spielen mit Gefühlen und das Sichberauschen an Gefühlen. Und endlich der Ruf zur Selbstbesinnung und Selbstkritik, der in den Taumel der politischen und nationalen Ekstase hineinerklingt, darf nur dankbar und freudig begrüßt werden von einem jeden, der die schwächenden und lähmenden Einflüsse chauvinistischer Propaganda auf die Volksseele zu würdigen weiß."

Kalthoff erblickt die Bedeutung Nietzsches für unser Kulturleben in seinen Negationen. In dieses gehöre der Nietzschemensch als Hypothese durchaus hinein. Ja, Nietzsche bedeute eine der genialsten Hypothesen

die für das Experiment des Lebens überhaupt aufgestellt werden konnten. Und am Schlusse klingt das Ganze in dem Worte aus, daß wir denjenigen den besten Jünger Nietzsches nennen dürfen, der sich durch Nietzsche am meisten von Nietzsche frei machen läßt. Nietzsche sei etwas, das überwunden werden müsse. Freilich überwunden, nicht übersprungen, fügt Kalthoff bedeutungsvoll hinzu.

Aber doch überwunden, sagt der Leser, dem es darum zu thun ist, die Grundrichtung dieses neuen Nietzschebuches zu erfahren.

Kalthoffs Darstellung ist ruhig, ernst, der Gegner könnte sie womöglich als trocken schelten, aber es ist viel verhaltene Kraft in dem Buche, viel Überzeugungstreue, viel abgeklärtes Menschentum. Herr Pastor Dr. Kalthoff hat diese Vorträge über Friedrich Nietzsche und die Kulturprobleme unserer Zeit vor Zuhörern gehalten, denen zum großen Teil die philosophische Vorbildung fehlt. Es ist nicht meine Sache, zu untersuchen, wie viele das Vorgetragene verstanden haben, denn ich habe mich nur an das Buch zu halten. Und dieses ist so inhaltvoll, besitzt eine solche Ideenfülle, bietet so viel Anregungen, daß nur der wissenschaftlich Geschulte den wahren Wert des Buches schätzen kann.

In die Salons wird es nicht kommen, und die philosophischen Gigerl werden ihre Hände auch davon lassen, denn dazu ist es viel zu wenig auf äußere Wirkung berechnet. Es ist so recht ein Buch für den höheren Lehrerstand. Ein besseres Zeugnis kann ich ihm nicht geben. Es ist für den Erzieher im Geisteskampfe der Neuzeit ein treffliches Rüstzeug. Darüber dürfen wir uns nicht täuschen, daß ein Absprechen über Nietzsche, wenn es sich nicht auf eingehendes Studium gründet, den Nietzschekultus nur fördert. Denn immer wird namentlich die in hartem geistigen Druck erzogene Jugend Nietzsche als den rechten, für sie geeigneten Heros preisen. Alle die Höherstrebenden, deren Ich in pedantischem Zwange zu sehr unterdrückt, deren Individualität zu sehr geknebelt worden ist, jubeln ihm zu. Und wieviel an den Rechten des Individuums auch in der heutigen Erziehung gesündigt wird, wissen alle die Tieferblickenden.

Ein französischer Schriftsteller glaubt feststellen zu müssen, wie ich oben erwähnte, daß Nietzsche in Frankreich seinen Einfluß verloren. Kommt da zu mir für verschiedene Tage ein nach Deutschland übergesiedelter Franzose, ein vergrämtes junges Männlein von etwa einundzwanzig Jahren. Er war mir von einem Pariser Freunde empfohlen, und alles setzte ich daran, ihn in seiner hiesigen Umgebung heimisch zu machen. Aber alles, was ich ihm von Deutschland anpries, blieb ohne den geringsten Eindruck. Nichts konnte sein Innen-

leben fesseln. Da kam auch unser Gespräch auf Nietzsche. Wie da seine Augen leuchteten, wie er da auflebte! Nietzsche war ihm das Einzige an Deutschland, was wert war, sich zu begeistern, das Einzige, was dem Fremden höchste Bewunderung abnötigt. Solchem Schwärmer gegenüber, der mir als ein Typus kritikloser Nietzscheanbeter gilt, wie sie auch in Deutschland häufig genug sind, greife der Erzieher, dem es an Zeit oder Kraft fehlt, eigene Forschungen anzustellen, zu dem Kalthoffschen Buch. An der Hand dieses Buches kann er viel Gutes wirken.

Wieder einmal Goethes Egmont.

Von Dr. **Armin Seidl** in Erlangen.

Als ich diesen Winter zum ersten Mal Goethes „Egmont" mit einer Klasse las, mußte ich bei meinen Vorbereitungen zum größten Erstaunen wahrnehmen, in welch einseitiger, schiefer Beleuchtung der Held bei den mir zur Hand stehenden Litterarhistorikern und Interpreten immer noch steht, und wie verkehrt darum auch die Beurteilung einzelner Züge wie des ganzen Stückes ausfällt.

Ich lese z. B. in Bielschowskys so vorzüglicher Goethebiographie: „Goethe lag nur daran, den Helden in den mannigfachsten und schönsten Lichtern zu zeigen und dann, wenn wir ihn recht liebgewonnen haben, als einen vom Dämon Geblendeten jählings abstürzen zu lassen." Da liegt zunächst die etwas naive, aber sehr wichtige Frage auf der Zunge: Ist denn Egmonts Tod nichts als ein furchtbarer Sturz? Ist denn überhaupt der Untergang eines Helden immer ein Gericht für ihn selbst? Immer nur Sühne eigener, nicht auch ein ruhmvolles Opfer zur Erlösung aus fremder Schuld? Damit sind wir zugleich auf den eigentlichen Stein des Anstoßes gekommen: die Aristotelische Definition des Tragischen. Ich habe schon auf der Schule keine rechte Befriedigung an ihr finden können und habe diese Abneigung nie überwunden, und zwar wie ich glaube, mit vollem Recht; denn es ist doch ganz undenkbar, daß germanische, moderne Ideale den griechischen gleichkommen, aus denen Aristoteles damals seine Theorie (auf Flaschen gleichsam) abgezogen hat. Ein deutlicher Beweis dafür scheint mir in Richard Wagners Dramen zu liegen, von denen hier nicht weiter die Rede sein kann, ferner aber gerade auch in unserem „Egmont", den nur die Theoretiker schlecht machen wollen (Schiller aus damals wohl nicht ganz lauteren und jedenfalls recht vagen Gründen an der Spitze). Denn, wie Bielschowsky gleich nachher sehr treffend sagt: „Die Dichtung kann so gut wie die bildenden

Künste doch nichts Größeres vollbringen, als volle leibhaftige Menschen zu schaffen, woneben alles, was wir Technik nennen, erst in zweiter Reihe kommt." Das trifft gerade beim „Egmont" zu. Aus diesem Satz geht unzweideutig hervor, daß, wie jeder Mensch nach seiner Individualität beurteilt zu werden verdient, so auch ein Drama nach diesem Schwerpunkt, dem Helden beurteilt werden muß; jeder starke Mensch, also jede Heldengestalt, nimmt die Gesetze seines Handelns aus der eigenen Brust, diese Handlungsweise darf also auch nicht in das beliebte Schema von Schuld und Sühne gezwängt werden. Das geschieht aber bekanntlich auch bei Egmont mit Vorliebe; und weil das dann nicht recht paßt und geht, darum erreicht die Durchführung des Heldenschicksals „in ihrem Ausgang die Wirkung einer tragischen Katharsis nicht völlig". So steht zu lesen in Fricks „Wegweiser durch die klassischen Schuldramen" (2. Aufl. 1892 S. 333), einem Buche, das auch sonst seinem Titel wenig Ehre macht, da es viel mehr einem Labyrinth gleicht, als einem Wegweiser, den schließlich überhaupt kein Drama braucht. Frick giebt sich denn auch alle Mühe, an Egmonts Thun und Lassen eine Schuld zu finden, er macht ihn förmlich schuldig, ja er läßt ihn angeblich in den Worten: „Ich war gewarnt" selbst ein Bekenntnis dieser Schuld ablegen! Also daß Egmont Oranien nicht folgte, war eine Schuld; und daß er sich von seinem Dämon blenden ließ, mußte er sogar mit dem Tode büßen! Man greift sich schwindelnd an den Kopf, wenn man so etwas liest, was die schöne Idealgestalt Egmonts so grausam verzerrt und der gewöhnlichsten Schwarzfärberei gleichkommt. Wie steht denn das Problem bei Siegfried? Siegfried! Wer wird daran denken? Warum nicht? Das liegt sogar sehr nahe und ein Vergleich zwischen Siegfried und Egmont ist sehr schlagend; es fehlt ihm sogar sein Gegenstück Alba und Hagen nicht. Auch Siegfrieds ganze Schuld besteht in seiner Sorglosigkeit. Seit wann gilt aber die in deutschen Landen für eine Schuld, wenn sie sich um die eigene Person dreht. Darin liegt ja doch gerade das Bezaubernde der beiden Gestalten, das Goethe bezüglich Egmonts hervorheben wollte, wenn er sagt: „Die persönliche Tapferkeit, die den Helden auszeichnet, ist die Base, auf der sein ganzes Wesen ruht, der Grund und Boden, aus dem er hervorsproßt." (Dichtung und Wahrheit 20. B.) Wie kann man dies von Goethe selbst doch sehr scharf unterstrichene Wort so gering achten, daß es die Freytagsche Schulausgabe in der Einleitung gar nicht, Frick im obengenannten Werk nur als nebensächliche Schlußbemerkung zur einleitenden Charakteristik des Helden bringt.

Rücken wir Egmonts persönliche Tapferkeit nach den Worten seines Schöpfers in den Mittelpunkt unserer Anschauung über ihn, dann ändert sich sofort das ganze Bild; wir gewinnen nicht nur den Schlüssel

seines ganzen Wesens, sondern verstehen auch das Dämonische an ihm als eine ins Erhabene gesteigerte Seite seines Wesens. Kann Tapferkeit zur Schuld werden? Ist sie denn Waghalsigkeit oder Tollkühnheit? Abgesehen davon, daß wir die nicht mehr Tapferkeit nennen und sie uns überhaupt nicht mehr bewunderungswürdig erscheinen, treffen diese Bezeichnungen Egmont auch thatsächlich nicht. Denn er treibt mit seiner Tapferkeit keinen Spott, und es ist eine Verdrehung der Thatsachen, wenn Frick sagt: „er spielt versucherisch mit der Gefahr, ja er fordert sie heraus in seinem tapfern Sinn" (S. 283). Dazu gehörte vor allem das Erkennen einer thatsächlichen Gefahr, Egmont aber sieht keine, denn er glaubt nicht an die Worte Oraniens, kann nicht daran glauben mit seiner offenen, ehrlichen Seele. Und selbst die Bedenken, die Oranien in seinem Innern zu wecken versteht, müßten auch für einen weniger dämonisch veranlagten Menschen schwinden, angesichts dessen, was Oranien will. Oraniens Rat, der Forderung Albas nicht zu folgen, setzt Egmont die Worte entgegen: „Und der Krieg ist erklärt und wir sind die Rebellen!" und in weiterer Ausführung dessen gleich darauf: „Bedenke, wenn du dich irrst, woran du schuld bist — an dem verderblichsten Krieg, der je ein Land verwüstet hat u. s. w. . . . Und wie wird dir's sein, wenn du dir still sagen mußt: für meine Sicherheit ergriff ich sie (die Waffen)!" Spricht das nicht klar und deutlich? Wo liegt hier die Schuld, bei Egmont oder Oranien? Ist das ein frevelhaftes Spielen mit der Gefahr, wenn man treu auf seinem Posten aushält? Egmont war Statthalter und mußte bleiben, mußte gehorchen. „Wir sind nicht auf dieser Welt, um glücklich zu sein und zu genießen, sondern um unsere Schuldigkeit zu thun." Dies Wort Bismarcks muß in seiner vollen Bedeutung für Egmont geltend gemacht werden. Und wenn die Schuldigkeit in Egmonts Fall „nichts thun" heißt, so ist das zwar nicht sehr dramatisch, aber doch nicht weniger heldenhaft, geschweige denn als „Unterlassungssünde" zu brandmarken. Mit solcher Verkehrung muß endlich aufgeräumt werden, das versteht weder die Jugend noch das Volk, die sich denn auch an die Kritik der Gelehrten nicht halten und Egmonts wunderbare Heldengröße und die packende Tragik des ganzen Dramas nicht verkennen. Die ganze Verkehrtheit eines Gelehrten gehörte dazu, um diese gesunde Kraft zu verkennen. Hat man doch (mit den Worten der Regentin) geradezu von Egmonts Leichtsinn gesprochen. „Wie einer ist, so ist sein Gott", darum konnten die Allzubedächtigen den nichts als das Rechte denkenden Egmont schuldig, verblendet, ja thöricht nennen. Man kann aber nicht einmal behaupten, daß Egmont sich in seiner Handlungsweise verblendet zeigt, sondern er ist es nur über die drohende Gefahr, wie denn auch seine

dämonische Tapferkeit gar nicht sein Bleiben verursacht, sondern ihm hilft, den richtigen Weg leicht zu nehmen. Es fehlt also vollständig an einem Schuldverhältnis zwischen ihm und seiner Haltung.

Goethe selbst läßt Egmont auf den Vorwurf Ferdinands: „Du hast dich selber getötet" nichts weniger als getroffen erscheinen, vielmehr „entschlägt" er sich leicht dieser Gedanken. Das zeigt deutlich, daß auch Goethe diesen naheliegenden Vorwurf von der Hand weisen wollte. Und die dazwischen liegenden Worte Egmonts: „Es glaubt der Mensch, sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen; und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksal gezogen", zeigen eine Auffassung des Lebens, die jeden Zweifel ausschließt. Denn diese sein Innerstes leitende dunkle Macht ist eben das Dämonische in ihm, in dessen Hand er sich als Werkzeug fühlt und das ihn jeder Verantwortung überhebt. Er mußte fallen, damit sich das Volk erhebe; seine lautere Tapferkeit aber war das Mittel, wodurch dies Endziel erreicht wurde. So ist Egmonts Heldengestalt und das ganze Drama eine Verherrlichung und Verkörperung des schönen Verses: „Nun so will ich wacker streiten, und sollt' ich den Tod erleiden, stirbt ein braver Reitersmann."

Fragwörter — Wortklassen.

Von Oberschulrat Römpler in Plauen i. V.

Bei den ersten Unterweisungen über die Kunst des Fragens (erotematischer Unterricht), insbesondere über den Gebrauch der Fragwörter haben die Schüler als eine Hauptregel kennen und beachten zu lernen, daß Fragwort und Fragziel übereinstimmen müssen.

Der Gefragte — und wir denken hierbei zunächst an die Kinder in der Schule — muß schon im Fragwort selber und in dessen Form einen deutlichen Hinweis haben auf das, was er antworten soll. Nicht als ob die Antwort unmittelbar mit der Frage zu geben sei! Das wäre ja geradezu falsch. Wohl aber so, daß durch die Frage das begriffliche Gebiet scharf umgrenzt wird, innerhalb dessen die Antwort (quaesitum) liegt; und innerhalb dieses Gebietes wieder ist auch der einzelne Punkt (Fragpunkt), der durch die Antwort gleichfalls getroffen werden soll (Fragziel), genau zu bestimmen.

Teils geschieht dies durch den Wortton, teils durch die Wortstellung, teils durch das Fragwort. Aber nur Fragen mit Fragwörtern kommen beim erotematischen Unterricht, zumal Kindern gegenüber, in Betracht.

Läßt sich nun recht wohl jede Frage als eine Art Aufgabe bezeichnen, so muß dem Gefragten schon aus der Frage, insbesondere aus den Frag-

wörtern seine Aufgabe ebenso deutlich erkennbar sein, wie aus jeder Rechenaufgabe ersichtlich sein muß, ob etwa eine Summe oder eine Differenz, der Zinsfuß oder das Kapital, der Radius oder der Kosinus u.s.w. u.s.w. angegeben werden soll; das x hier entspricht dem Fragwort dort und die mit dem x verbundenen Größen der Gleichung den mit dem Fragwort zum Fragsatz verbundenen anderweiten Satzgliedern (datum). Und wie sich schon aus dem x ergiebt, ob der Multiplikator oder der Divisor u. dergl. gesucht wird, so muß sich aus dem Fragwort ergeben, ob das Subjekt oder Prädikat u.s.w. gesucht wird.

Fragwort und Fragziel müssen sich entsprechen in Bezug auf das Satzglied.

Mit den Fragen z. B.: „Wer hat Amerika entdeckt?", „Wann ist Amerika entdeckt worden?" ist als begriffliches Gebiet, als Vorstellungskreis, innerhalb dessen der Gefragte die Antwort zu suchen hat, ein Entdecken und zwar das Entdecken Amerikas gegeben; außerdem ist aber auch durch das Wer?, durch das Wann? auf das Personsubjekt, auf den Zeitpunkt deutlich hingewiesen als auf dasjenige, durch was das Entdecken Amerikas genauer bestimmt werden soll (Bestimmungsfrage): der Gefragte weiß nun, daß das Personsubjekt, der Zeitpunkt für das Entdecken Amerikas gesucht wird; er erkennt dies aus dem Wann und aus dem Wer; diese sind ihm keine indefinita mehr, sondern interrogativa; und er setzt nun an Stelle des Wer? Kolumbus und an Stelle des Wann? 1492 ein.

Wenn er es vermag! Denn sonst müßte er sagen: „ich kann den Wer, das unbestimmte Personsubjekt, das Wann, den unbestimmten Zeitpunkt nicht angeben"; „ich kann nicht die Aufgabe lösen, kann nicht für das unbekannte x die bestimmte Größe einstellen; ich kann die Frage nicht beantworten".

Müssen wir also auf seiten des Gefragten, auch des Schülers, auch des Kindes schon gewisse Kenntnisse voraussetzen, die infolge von Examenfragen nur reproduziert werden, oder eine gewisse Denkkraft, mit deren Hilfe die durch die eigentliche Lehrfrage angeregten Antworten gefunden werden, so müssen wir auch noch das andere voraussetzen, daß die Frage ihrem grammatischen Werte nach verstanden und demgemäß auch mit dem Subjekt oder adverbiale loci u. dergl. geantwortet wird, wenn das Fragwort Subjekt oder adverbiale loci u. dergl. ist.

Daß zu diesem Zwecke auf seiten der Schulkinder schon volles, klares und deutliches Bewußtsein dessen vorhanden sein müsse, welches Satzglied sie auf die betreffende Frage anzugeben haben, daß sie mit voller Sicherheit sich sagen, das vom Lehrer gebrauchte Fragwort sei Subjekt oder Genitivobjekt oder sonstwas, das ist unsre Meinung keineswegs: zu

formell richtiger Beantwortung der gestellten Fragen ist nicht Sprachverständnis nötig; richtiges Sprachgefühl reicht dazu völlig aus; und die zumal von Kindesbeinen an fortgesetzte Übung von Ohr und Mund erzeugt unter einigermaßen günstigen Verhältnissen eine Sprachfertigkeit, die keines Regelwerkes als dürftiger Krücke bedarf, um in der schulmäßigen Unterredung wie im geselligen Verkehr ohne allzu grobe Fehler mit Rede und Gegenrede fortzukommen.

Hoffentlich wenigstens! Denn leider giebt es auch recht üble Angewohnheiten: man denke nur an den Gebrauch des armen Fragwortes „Wie?" Und dies mag uns Veranlassung sein, ohne daß wir näher gerade auf das Wie eingehen, zu der oben angeführten die Satzglieder betreffenden Regel auch noch die andere zu fügen: Fragwort und Fragziel müssen übereinstimmen in Bezug auf Wortklasse.

Dürfen wir auch, wie eben gesagt, von Schulkindern nicht verlangen, daß sie bei jeder Frage sich und anderen Rechenschaft zu geben vermögen über die grammatische oder logische Funktion des Fragwortes, und ginge das weit über das kindliche, durch Übung erworbene unbewußte Sprachgefühl hinaus, so haben wir uns zu begnügen mit der landläufigen Fertigkeit des Kindes, aus dem Wortton und Satzton, aus dem vokalischen oder konsonantischen Laut, aus Umlaut oder Endung u.s.w. die in der Frage ihm gestellte Aufgabe zu erkennen. Nur versteht es sich dabei von selbst, daß die ganze Umgebung des Kindes, vor allem aber dessen Lehrer keine Wortformen und Satzformen anwenden sollten, die nicht auch dem sprachlich darzustellenden Gedankeninhalt entsprechen, die vielmehr eine ganz andere Bedeutung haben, für ganz andere Begriffe gelten, als für welche sie benutzt sind.

Wohl giebt es auch schwankende Formen; allein da ist es denn doch selbstverständlich, daß durchaus nicht alle für den Mann der Wissenschaft völlig berechtigte Freiheiten auch dem Schüler gelten, daß dieser vielmehr erst an strenge Gesetzmäßigkeit zu gewöhnen ist, ehe auch ihm eine gewisse Willkür im Sprachgebrauch gestattet werden darf.

Von allen solchen vielleicht geschichtlich wohlberechtigten Schwankungen haben wir also hier völlig abzusehen und uns zunächst nur an die Thatsache zu halten, daß es Wörter und Wendungen giebt, die ein für allemal feststehen, neben anderen, deren regelmäßige Wandlung (Deklination — Konjugation — Komparation — Inversion) ihren Grund hat in der Verschiedenartigkeit des zum Ausdruck zu bringenden Gedankens. Jene Wörter scheinen an sich gar keinen Gedankengehalt zu haben, wenigstens für uns nicht mehr, sondern sind rein äußerliche Bildungsmittel, die nichts anderem dienen als eben nur dem sprachlichen Ausdruck und daher auch

unter dem Namen „Formwörter" in den Lehrbüchern behandelt zu werden pflegen.

Zu diesen Formwörtern lassen sich natürlich auch die Fragwörter rechnen, da sie selber ja keinen bestimmten Begriff angeben und eben nur dazu da sind, eine logische Lücke zu kennzeichnen und solange syntaktisch auszufüllen, bis der Gefragte an ihre Stelle das Begriffswort gesetzt hat. Sie sind aber in anderem Sinne genommen auch wieder keine Formwörter, sofern sie als Fürwörter (pronomina) und Zahlwörter (numeralia) und Umstandswörter (adverbia) mit zu den Begriffswörtern gehören.

Und eben deshalb lassen sie sich auch nicht wohl mit den Partikeln oder Redeteilchen, den Präpositionen und Konjunktionen und Interjektionen zusammenstellen, da diese noch weit weniger als z. B. die Umstandswörter einen selbständigen Begriffsinhalt haben. Treten jene aber ja einmal als Subjekt oder Objekt u.s.w. auf (In regiert den Accusativ und Dativ — Verbinde die beiden Sätze „ein Mensch siehet, was vor Augen ist" und „der Herr siehet das Herz an" durch aber! u. dergl.), dann gelten sie als substantiviert und würden deshalb streng genommen begrifflich zu ergänzen sein (das Wort, die Präposition „in" regiert...).

Nehmen wir aber nun in üblicher Weise als Arten der Begriffe Objektsbegriffe, Beschaffenheitsbegriffe, Verhältnisbegriffe an, so werden wir auch nur die drei ihnen entsprechenden Klassen von Begriffswörtern, die Substantive, Adjektive und Adverbien, als solche gelten lassen können; und zu der Lehre von den Fragwörtern paßt dies recht wohl: zu fragen ist nur mit substantivischen, adjektivischen und adverbialen Fragwörtern.

Das sogenannte Geschlechtswort oder der Artikel gehört entweder unter die Fürwörter (pron. demonstr.) oder unter die Zahlwörter; diese beiden aber wieder gehören entweder unter die Substantive oder unter die Adjektive oder Adverbien; und der bestimmte wie der unbestimmte Artikel sind deshalb nicht als besondere Wortklasse zu zählen.

Die Interjektionen sind entweder Naturlaute und als solche keine eigentlichen Wörter, oder sie sind Substantive u. dergl., die ihre Bedeutung als selbständige Begriffe verloren haben wenigstens für das allgemeine Sprachbewußtsein; und auch sie bilden deshalb gleichfalls keine Wortklasse für sich.

Die Verben aber haben im Infinitiv und Partizip nominale, substantivische und adjektivische Geltung, während ihre Flexionsformen (verbum finitum) lediglich dem sprachlichen Ausdruck dessen dienen, was seinem Begriffe nach (Zeit — Zahl u.s.w.) durch nomina und adverbia wiedergegeben zu werden pflegt.

Dies weiter zu verfolgen müssen wir indessen Sachverständigeren überlassen; für uns kommt ja nur die Regel in Betracht, daß Fragwort

und Fragziel nicht nur in Bezug auf das Satzglied, sondern auch in Bezug auf die Wortklasse übereinstimmen sollen.

Daß die Satzglieder sowohl durch einzelne Wörter als durch ganze Sätze (Subjektsätze u.s.w.) zum Ausdruck gebracht werden können, bleibt ohne Einfluß auf die Wahl des Fragwortes, da ja auch die durch ganze Sätze ausgedrückten Subjekte u.s.w. im Fragsatz lediglich durch ein Fragwort ergänzt werden. (Was ist nach 1. Tim. 1,15 ein teuer wertes Wort? Daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.)

Und da ist es denn wieder höchst beachtenswert, daß dieser Ergänzerdienst lediglich auf substantivische und adjektivische und adverbiale Fragwörter sich beschränkt.

Eigentliche Substantive und Adjektive und Adverbien zum Zweck des Fragens giebt es allerdings nicht; aber in deren Ermangelung haben wir eben die Fürwörter, die ja deshalb auch aus gutem Grunde mit zu den Formwörtern gerechnet werden; und zwar bedienen wir uns zum Ersatz der Fragsubstantive der substantivischen Fragwörter (wer? was? wieviel?), zum Ersatz der Adjektive der adjektivischen Fragwörter (welcher, welche, welches? was für ein? — der, die, das wievielte? — wievielfach?), zum Ersatz der Adverbien der adverbialen Fragwörter (wie? wo? wann? mit ihren Zusammensetzungen wie oft? seit wann? woraus? u.s.w.).

Auf den Unterschied dieser Fragwörter und ihre Verwendung und die ihnen entsprechenden Fragziele gehen wir hier nicht näher ein und wiederholen nur, daß es z. B. ungehörig ist mit dem adverbiale modi (wie?) nach dem prädikativen Adjektiv zu fragen oder mit dem persönlichen wer? nach irgend etwas Unpersönlichem oder nach der Ordnungszahl mit dem zwar adjektivischen, aber immerhin an keine Zahl erinnernden welcher? (Wie war die Erde am Anfang? Wüste und leer — Wen haben die Jünger mit der Eselin zum Herrn gebracht? Ein Füllen. — An welchem Tage ist der Herr auferstanden? Am dritten Tage u. dergl.)

Dergleichen Fehler zu vermeiden, das alles richtig zu beachten bietet ja nicht die geringste Schwierigkeit und bedarf nur einiges Aufmerkens seitens der Lehrer und einiger Übung seitens der Schüler, die sich freilich am Ende auch an das Allerverkehrteste gewöhnen lassen.

Weniger leicht, wenn nicht sogar häufig von außerordentlicher Schwierigkeit sind dagegen die Fragen nach dem verbum finitum, nach dem prädikativen Verb, da uns hier jeder entsprechende Ersatz für das Fragverbum fehlt.

Abgesehen von der rein grammatischen Zergliederungsfrage: „was wird von ... ausgesagt?“ hilft sich der Lehrer in solchem Falle ge-

wöhnlich mit dem substantivischen Was? und adverbialen Wie? in Verbindung mit irgend einem übergeordneten Verbalbegriff (thun — machen — vollbringen — ergehen — leiden — gemacht werden — geschehen — sich ereignen — stattfinden u. dergl.).

Aber in den meisten Fällen läßt sich auf solche Fragen ebensogut adverbial oder substantivisch antworten (Wie ist's dem Naboth ergangen? Schlecht — ist gesteinigt worden. Was ist in Kana bei der Hochzeit geschehen? Ein Zeichen — Jesus offenbarte seine Herrlichkeit u. s. w.).

Ja sogar adjektivisch läßt sich das Fragziel solcher Fragen fassen. Denn wird z. B. auf die Frage: „Was ist mit den Augen des Blindgeborenen geschehen?" die Antwort gegeben „Sie sind aufgethan worden", dann hat als Fragziel nicht das Hilfszeitwort zu gelten, sondern das Partizip, also die adjektivische Form. Und selbst auf die Frage mit einfachem Verb „Was thut das hungrige Kind?" u. dergl. ist zunächst nicht als Antwort das prädikative Verb zu erhoffen („es schreit"), sondern der Infinitiv, also die substantivische Form („schreien" — „es thut schreien").

Und so weisen auch diese Arten von Fragen uns immer wieder nur auf die drei Begriffswörter des Substantivs, Adjektivs und Adverbs als auf die unentbehrlichen und deshalb wesentlichen Bestandteile des vom Schüler mit seiner Antwort zu gebenden Urteils hin.

Beim Urteilen genügen aber nicht einzelne Begriffe — braucht doch sogar das thetische Urteil zum Subjekt (S) das Sein als Prädikat (P) —; in irgend einer Weise müssen allemal ein S und ein P verbunden oder zu einander in Beziehung stehend gedacht werden. Und wenn der Schüler nur mit einem Substantiv oder Adjektiv u. s. w. antwortet, so ist gar nicht zu ersehen, ob er in Wirklichkeit geurteilt hat; dafür ist die giltige Probe, der genügende sprachliche Ausdruck nur der vollständige Satz.

Sätze aber werden zu Sätzen nur durchs Verb, und wäre es auch nur das verbum auxiliare. Und so kommen wir immer wieder auf die Hauptschwierigkeit zurück, welcher Fragwörter, welcher Fragform der Lehrer sich bedienen soll, damit die Schüler mit dem prädikativen Verb, mit dem verbum finitum antworten.

Da aber bleibt uns nur übrig einfach zuzugestehen, daß es solche Fragwörter gar nicht giebt und daß bei der Unzulänglichkeit der substantivischen und adjektivischen und adverbialen Fragwörter in solchem Falle nicht formale Fragen gestellt werden dürfen, sondern materiale Fragen zu stellen sind.

Von den materialen Fragen und Antworten aber und damit von den sogenannten vollständigen Sätzen beim Antworten ein andermal!

Für diesmal mag es mit der Behauptung genug sein, daß uns die Lehre vom Fragen die Wörter scheiden heißt in Begriffswörter und Formwörter, daß nur nach jenen und mit jenen zu fragen ist und daß als solche nur die Substantive (einschl. Infinitiv) und Adjektive (einschl. Partizip) und Adverbien anzusehen sind.

Sprechzimmer.

1.

Zu Annette von Droste-Hülshoff.

Das Walten der göttlichen Gerechtigkeit, die auch das Verborgenste sieht und ahndet, ist von jeher ein beliebter und dankbarer Vorwurf der Poesie gewesen. Ergreifend und anschaulich nach ihrer Art behandelt ihn Annette von Droste-Hülshoff in ihrer bekannten Dichtung „Die Vergeltung".[1]) Der Passagier eines vom Sturm zertrümmerten Schiffes rettet sein Leben dadurch, daß er einen Leidensgefährten, der sich an einem schwimmenden Balken festhält, niederschlägt, sich selbst des Balkens bemächtigt und später in einem vorübersegelnden Korsarenschiff Aufnahme findet. Aber das Schiff wird gekapert und der Passagier unter dem Verdacht, der Spießgeselle der Seeräuber zu sein, an einem aus Strandgebälk gezimmerten Galgen hingerichtet, in dessen durch die Aufschrift „Batavia. Fünfhundertzehn" bezeichnetem Holze er noch im letzten Augenblicke den nämlichen Balken erkennt, dessen er den schiffbrüchigen Genossen beraubt hatte.

Die Quelle der Dichterin ist mir nicht bekannt. Das Motiv der beiden Schiffbrüchigen, von denen der eine den andern von der rettenden Planke niederzwingt und dafür mit dem Leben büßen muß, findet sich bereits in dem Epigramm des Antipatros von Thessalonike[2]) A. P. IX 269, dessen vollständige Mitteilung nicht unerwünscht sein dürfte:

Κλασθείσης ποτὲ νηὸς ἐν ὕδατι δῆριν ἔθεντο
Δισσοὶ ὑπὲρ μούνης μαρνάμενοι σανίδος.
Τύψε μὲν Ἀνταγόρης Πεισίστρατον· οὐ νεμεσητόν,
Ἦν γὰρ ὑπὲρ ψυχῆς· ἀλλ' ἐμέλησε Δίκῃ.
Νῆχε δ' ὁ μέν, τὸν δ' εἷλκε κύων ἁλός. ἡ παναλάστωρ
Κηρῶν οὐδ' ὑγρῷ παύεται ἐν πελάγει.

Peisistratos entkommt durch Schwimmen, Antagores, der ihn vom Balken niedergestoßen hat, wird dafür von einem Seeungetüm ver-

---

1) Gesammelte Schriften von A. Freiin von Droste-Hülshoff, herausgegeben von L. Schücking. 1. Teil, Stuttgart 1879, S. 318.

2) Ein jüngerer Namensvetter des vermutlich zwischen 160 und 150 v. Chr. geborenen Antipatros von Sidon.

schlungen. Der für Moral und Jurisprudenz gleich bemerkenswerte Fall (οὐ νεμεσητόν, ἦν γὰρ ὑπὲρ ψυχῆς) wird in beiden Gedichten zu Ungunsten dessen entschieden, der den Balken behauptet. Erschwerend für den Passagier in der deutschen Dichtung ist der Umstand, daß er der fürsorglichen und ermunternden Teilnahme des Genossen an dem Balken, eines todkranken und kampfunfähigen Mannes, nichts als rücksichtslosen und hartherzigen Egoismus entgegenzusetzen hat und daß ihm, so lange er sich im Besitz der zwar morschen, aber bei richtiger Anwendung (Str. 6) immer noch nutzbaren Kiste befindet, die Lebenshoffnung noch keineswegs abgeschnitten ist. Die Dichterin hat wohlgethan, daß sie diese Züge mit so markanter Deutlichkeit hervorgehoben hat, daß die Gerechtigkeit der strafenden Gottheit nicht im mindesten in Frage gestellt wird.

Den Gipfel der Moral in solcher Lage bezeichnet das Verhalten Selins in Ewald von Kleists in der sentimentalen Tonart des Freundschaftskultus der Zeit gehaltener Dichtung „Die Freundschaft".[1]) Selin läßt das Brett, das zweie nicht ertragen kann, seinem Freunde Leander zu Liebe fahren. Die „Vorsehung", die solche Treue belohnt, trägt ihn zum Ufer, wo er den bereits geretteten Leander wiederfindet.

Ratibor. Dr. **Friedrich Wilhelm.**

2.

Der deutsche Stil in lateinischen Übungsbüchern.

In Hilfsbüchern für das Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische herrscht im allgemeinen ein schlechter deutscher Stil. Darauf hat schon vor längerer Zeit insbesondere Lattmann hingewiesen in seiner Abhandlung: „Der Schuljargon des lateinischen Unterrichts" (Schulprogramm, Klausthal 1882), in welcher eine Menge von Belegen enthalten ist. (Siehe auch den Aufsatz „Lateinische Wendungen" in meinem Stilwörterbuch „Deutscher Sprachhort" S. 375.)

Bei der erhöhten Aufmerksamkeit, die jetzt auf die deutsche Sprache, ihre Richtigkeit, Reinheit und Schönheit verwendet wird, sollte man billig erwarten, daß auch die Verfasser solcher Übersetzungsbücher mehr auf den deutschen Ausdruck und Stil achten, damit nicht gleichzeitig mit der Förderung des Lateinischen die Muttersprache geschädigt werde. Das ist nun aber keineswegs gleichmäßig der Fall; vielmehr wird nach wie vor dem Latein zu Liebe vielfach der deutschen Sprache Gewalt angethan.

Mir liegt ein Heft aus dem Jahre 1899 vor: „Stoffe zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische in Obersekunda" (von einem

1) Sauers Ausg. I 103.

Gymnasialdirektor), welches in dieser Hinsicht einen traurigen Eindruck macht. Das Ganze wimmelt von Härten, Unebenheiten, undeutschen Ausdrücken; ja selbst grammatische Verstöße fehlen nicht. So lesen wir: „das Ansehn, was (statt welches oder das) er besäße" — „wenn auch sein Lebensalter noch so lange sein mag" — „daß Mithridat in noch größere Unverschämtheit gekommen wäre" — „es ereignete sich ihm" — „als die Nachricht von der Verschwörung zu ihm gebracht war" — „obgleich zwar" (wo „zwar" zu streichen) — „zur Winterszeit zur Vermeidung der Kälte" — „als guter Patriot in guter Absicht" (wo das erste „gut" vollkommen überflüssig ist) — „am Mithridat" (steif statt: an M.) — „Daher beschloß man, daß Gesandte zu Hannibal und zu den Karthagern geschickt werden sollten, die von ihm Rechenschaft für den Vertragsbruch fordern sollten."

„Ich möchte leugnen, daß jemand von uns so thöricht sein kann, daß er wie jener Milo im Greisenalter darüber klagt, daß seine Kräfte geschwächt seien."

„Es wäre zu weitläufig, die Gründe aufzuzählen, aus denen sich ergiebt, daß die Leute unrichtig urteilen, welche meinen, daß alles, was die Menschen thäten, auf das Vergnügen bezogen werden müsse." (Wie zerhackt!)

Besonders unangenehm fällt es auf, daß sich der Verfasser im bedingenden Vordersatz (mit „wenn") fast immer der (mindestens unnötigen) Umschreibung mit „würde" bedient. Daraus ergeben sich Sätze wie:

„Es kann nicht zweifelhaft sein, daß es besser war, zu warten, ob Catilina die Stadt freiwillig verlassen würde, weil man hoffen konnte, daß, wenn er dies thun würde, auch die meisten Verschworenen ihn begleiten würden."

„Cicero erklärte, er hoffe, alle würden ihm beistimmen, wenn sie erfahren haben würden, daß Catilina die ganze Stadt vernichtet haben würde, wenn er die Oberherrschaft bekommen hätte."

Hierzu kommen nun die mancherlei schleppenden und schwerfälligen Wendungen, welche eingeflochten werden, um besondere lateinische Regeln anzubringen, als da sind:

„es dürfte kaum irgend jemandem zweifelhaft sein können" — „wir werden wohl nicht umhin können, zu glauben, daß" — „nicht als ob sie nicht — erreichen konnten, sondern weil" — „was das anbetrifft, daß Cato behauptet, daß" — „wovon er nicht geglaubt hatte, daß es in so kurzer Zeit geschehen konnte" (könnte?) — „wen gebe es, der nicht wüßte" —. „mit je größerer Sorgfalt jemand das Buch liest, desto leichter" u. s. w.

Alles dies und noch manches andere in einem kleinen Heft von 15 Seiten! Genug, es ist ein häßliches, saft- und kraftloses Deutsch, das hier dem Schüler geboten wird, ein Deutsch, vor welchem er nur gewarnt werden kann.

Stolp. **Albert Heintze.**

3.

Zu Rückerts Männlein in der Gans.

II, 5: Da kommt die Gans gelaufen,
Die wird's Männlein saufen.

In keiner der mir vorliegenden Schulausgaben von Rückerts Gedichten ist bemerkt, daß wir es hier mit einem volkstümlichen, besonders noch in der Berliner Umgangssprache verwendeten Gebrauche des Futurums für das Präsens zu thun haben. Aber auch in Bürgers Wildem Jäger Str. 32:

Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust,
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen,
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

halte ich will packen für ein solches Futurum: Den Gebrauch des will statt wird in dieser Zeitform kannte Bürger aus Luther; auch wurde es in der Volkssprache wohl noch länger so verwandt.

Northeim. **R. Sprenger.**

4.

Zu Kleists Hermannsschlacht.

IV, 9 (V. 1724): Warum setzt er Thuiskon mir in Brand?
Ich will die höhnische Dämonenbrut nicht lieben!
Solang sie in Germanien trotzt,
Ist Haß mein Amt und meine Tugend Rache!

Jul. Schmidt (Ausg. 2. Bd. S. 469) erklärt das „mir“ in V. 1724 für einen Schreibfehler und setzt dafür „nicht“ (vergl. Grenzboten 1854, III, 434). Spätere Herausgeber haben die ursprüngliche Lesart wieder eingesetzt, ohne aber (vergl. z. B. Zollings Ausg. 3. Bd. S. 225) die richtige Erklärung zu finden. Daß die Römer Thuiskon angezündet haben, geht aus III, 3, 881, 898 hervor. Hermann meint also: Die edle That des römischen Centurio darf deshalb nicht in Betracht kommen, weil er zu dem Volke gehört, das Thuiskon in Brand gesteckt hat. Eine Regung des Herzens auch für einen einzelnen Römer scheint Hermann geradezu Verrat an „Deutschlands großer Sache“. Kleist spricht offenbar eine Meinung in Bezug auf die Franzosen aus, die damals von vielen Patrioten geteilt wurde.

Northeim. **R. Sprenger.**

5.

Zu den Aufsätzen von Dr. W. Schwarz über Eigennamen im Deutschen. (Ztschr. XV, 116 flg.)

Daß die Familien- oder Geschlechtsnamen als ein geheiligtes Familieneigentum den Regeln der gewöhnlichen Rechtschreibung entzogen sind und jeder Name in der von dem einzelnen Geschlecht beobachteten Schreibung hingenommen und belassen werden muß, darin sind wir wohl alle einig. Da nun feststeht, daß Goethe, ebenso wie sein Vater, seinen Namen immer, auch in deutscher Schrift, so (mit oe) geschrieben hat, so kann es nicht fraglich sein, daß wir dies achten und ebenfalls Goethe (nicht: Göthe) schreiben müssen.

Hierin ist dem Herrn Dr. Schwarz unbedingt beizustimmen, und es ist ohne Belang, daß er mit der am Schlusse seines Aufsatzes ausgesprochenen Vermutung nicht das Rechte trifft. Gothe, Goth, Goethe (althochd. Goto) sind einstämmige hochdeutsche Kürzungen aus allen altdeutschen mit got (Gott) zusammengesetzten Namen, wie Gottfried, Gotthart u. s. w., während die niederdeutschen Kürzungen, dem Lautverschiebungsgesetz entsprechend, an Stelle des t ein d aufweisen. (S. auch meine Schrift: Die deutschen Familien-Namen S. 79 flg., wo die außerordentlich zahlreichen ein- und zweistämmigen Sproßformen dieser Namensippe möglichst übersichtlich zusammengestellt sind.)

Was die Fremdnamen betrifft, so ist es erfreulich, daß Schw. gegenüber leidiger Ausländerei das Recht unserer Sprache mit Entschiedenheit vertritt. Gewiß „hat die deutsche Sprache dasselbe Recht wie jede andere, sich Fremdnamen mundgerecht zu machen". So wird unser Sprachgefühl z. B. verletzt durch das weibliche Geschlecht bei Peloponnes, das männliche bei Rhone; dem Deutschen angemessen ist nur: der Peloponnes[1]), Chersones, die Rhone (wohl aber altert. dichterisch der Rhodan, als unmittelbare Abkürzung des lat. Rhodanus, mundartlich im Kanton Wallis der Rodden).

Aber hinsichtlich der altgriechischen Namen kann ich dem Verfasser nicht durchweg beistimmen. Er stellt den Satz auf: Alle griechischen und lateinischen Namen, die eine deutsche Prägung erhalten haben, somit deutsches Gut geworden sind, müssen diese Form behalten, alle andern in der Form übernommen werden, die sie in der Ursprache gehabt

1) In dem so außerordentlich weit verbreiteten „Leitfaden für den Unterricht in der Geographie" von Daniel hat der Herausgeber Volz auf mein Andringen in diesem Eigennamen das männliche Geschlecht wieder hergestellt.

haben; also: Homer, Herodot, Thucydides, Äschylus, Cyrus — dagegen: Kyzikos, Aigospotamoi, Epipolai, Kylonischer Fluch u. s. w.

Das wird schwer durchzuführen sein; die Frage, ob ein Name soweit deutsche Form gewonnen habe, daß er als eingebürgert, als „deutsches Gut" anzusehen sei, wird sich nicht überall glatt entscheiden lassen, und die Zweifel werden nicht aufhören. So wird z. B. der Schüler nicht einsehen, warum er „Thucydides", „Alcäus" sagen (und schreiben) soll, dagegen „Kyzikos", das er doch aus Ciceros Rede für den Oberbefehl des Pompejus als Cyzicus kennt.

Und sind denn Thucydides, Cyrus u. s. w. Formen mit wirklich deutschem Gepräge? Das sind ja einfach die lateinischen Formen!

Das einzig Zweckmäßige ist m. E., alle griechischen Eigennamen in der Form zu belassen, in der sie ursprünglich zu uns gekommen sind, d. h. in der lateinischen. So hat man es gehalten bis etwa zur Mitte des vorigen Jahrhunderts (s. die alte Geschichte von Bredow, die Weltgeschichte von Becker u. s. w.), und man ist dabei gut gefahren. Hierfür hat sich auch, mit besonderer Betonung der Kulturwege, O. Weise in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1897) ausgesprochen. Und wenn man auch Epipolai, Aigospotamoi sagen wollte, so hätte man selbst damit die echtgriechischen Formen immer noch nicht gewonnen. Mindestens wäre doch die Betonung noch lateinisch.

Zu der Bemerkung über den Namen Virgil füge ich hinzu, daß die romanischen Völker, welchen dieser Dichter doch näher steht als uns, ruhig bei ihrem Virgile u. s. w. verbleiben. Auch in dem Regulativ für die sächsischen Schulen von 1882 ist die seit vielen Jahrhunderten eingebürgerte Form Virgil festgehalten, ebenso in den preußischen Lehrplänen von 1891.

Stolp i. P. **Prof. A. Heintze.**

6.

Zu Gellerts „Till".

Über die Quelle zu diesem Stücke des 2. Buches der Fabeln und Erzählungen habe ich bisher eine Bemerkung nicht gefunden. In dem ältesten Straßburger Drucke von 1515 und daher auch in den Erneuerungen des alten Volksbuches findet sich nichts Entsprechendes. Gellert benutzte, wie ich jetzt sehe, einen Zusatz der Erfurter Ausgabe von 1532: „Wenn Eulenspiegel auf seinen Wanderungen bergan ging, so war er lustigen Mutes, lachte und sprach: 'Ei wie leicht wird es gehen, wenn ich diesen Berg wieder hinunter steige!'" Vgl. Deutsche Volksbücher herausg. v. K. Müldner. Leipzig, Carl Minde. I. Bd. S. 28.

Northeim. **R. Sprenger.**

7.

Zu Brentanos Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl.

Das Bruchstück des Liedes, welches die Alte (Dohmkes Ausg. S. 94) auf der Treppe singt:

„Wenn der Jüngste Tag wird werden,
Dann fallen die Sternelein auf die Erden,
Ihr Toten, ihr Toten sollt auferstehn,
Ihr sollt vor das jüngste Gerichte gehn;
Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Engelein sitzen.
Da kam der liebe Gott gezogen,
Mit einem schönen Regenbogen.
Da kamen die falschen Juden gegangen,
Die führten einst unsern Herrn Christum gefangen.
Die hohen Bäum' erleuchten sehr,
Die harten Stein' zerknirschen sehr."

geht zurück auf ein lateinisches Gedicht von den Zeichen des Jüngsten Gerichts, welches Brun von Schonebeck in seiner Paraphrase des Hohenliedes benutzt hat. Obgleich dieses Werk nicht die Quelle des alten Liedes sein kann, wird es doch von Interesse sein, die betreffenden Verse zu vergleichen. Es heißt in Fischers Ausg. Tübingen 1863 V. 1105 flg.: de supernis partibus postea pressurae Die duodecima mundo sunt venturae, Fixae stellae penitus stellae sunt casurae Et per partes aeris flammae velaturae. den zwelften tag nenne ich sundir: Durch des gruwelichen wunder So sullen di Sterne vallen nider Von hemele als ein vurig vider (l.: neder: weder). Vergl. ferner V. 11944 aer post incipiet totus rutilare, nam in nube veniens Christus nubis clare Vivos atque mortuos omnes judicare Josaphat videbitur supra vallem stare. Auch die Engel erscheinen V. 11034 et post haec angelicae tubae vox sonabit Quae defunctos insimul omnes suscitabit ... so sulen da mit roten erschinen Di engel, blasen mit businen: Ir engel[1]) ir sult uf irstan Und hin zu gotis orteile gan. Die letzten Zeilen sind fast gleichlautend mit Str. 3 und 4, die auch S. 101 und 116 von der Alten angeführt werden. Mit der letzten Strophe ist zu vergleichen V. 10964 die vero septima lapides pugnabunt Et alternis ictibus invicem certabunt .... undir einandir vechten di steine daz si rizzen groz und kleine.

Daß Heine in seinen Memoiren (s. Werke im 1. Bd., herausgeg. v. Holthof S. 477) das Motiv vom klirrenden Scharfrichterschwert Bren-

---

1) Der Zusammenhang verlangt: töten.

tano entlehnt hat, möchte ich vermuten. Ist er doch auch zu seinem bekannten Gedichte „Heimkehr“ durch Brentanos Loreley angeregt.

Noch zwei sprachliche Bemerkungen:

S. 101. Wenn Dohmke den „glatten Spiegel“ Annerls durch „spiegelglattes Aussehn“ erklärt, so ist das nicht ganz richtig. Spiegel wird elliptisch gebraucht für Darstellung, Abbild, Anblick, meist in schlimmer Bedeutung, vergl. Vilmars Idiotikon von Kurhessen S. 392. Glatter Spiegel ist daher = Schönes Aussehen, Gesicht.

S. 114. Da sagte der Jäger Jürge: „Ach, bittet hier die gute alte Mutter, daß sie morgen mit den Töchterlein ihrer seligen Base bei meinem Rechte zugegen sein möge.“ Über reht = Vollstreckung eines Todesurteils, Hinrichtung vergl. Lexers Mittelhochdeutsches Handwörterbuch 2. Bd. S. 378. Noch Fr. v. Trenck in seiner Lebensbeschreibung und Heinr. v. Kleist im „Prinzen von Homburg“ gebrauchen Kriegsrecht = Kriegsgericht.

Northeim. **R. Sprenger.**

8.

Zum Plural Banden, Zeitschr. 15. Jahrg. S. 58.

Heyne, Deutsches Wörterb. I, 275 verzeichnet aus Maaler: „band darmit man räben aufbindet, von Weiden- oder Birkenzweigen geflochten, daher solche selbst bender“. Lexer, Mhd. Handwörterb. I, 120 belegt aus J. Grimms Weistümern 4, 118 ein swf. bande zum Binden der Reben: ein hantvol banden.

Northeim. **R. Sprenger.**

9.

Windeweh. Zu Ztschr. XIII, 2 (1899) S. 140 u. 141.

Wenn in Hebels alemannischem Gedicht „Die Wiese“ am Schlusse die Worte stehen: „I möcht der no allerley sage, aber 's wird der windeweh!“, so kann dort allerdings nicht, wie in Hopf und Paulsieks Deutschem Lesebuch für I (7. Ausgabe, Berlin 1893, bearbeitet von R. Foß, S. 326) erklärt wird, windeweh so viel bedeuten wie wohl und weh (eigentlich Wonn' und Weh). Weise erinnert an altnord. vindr, sich windend, schief, krumm und bringt damit das nhd. windschief zusammen. Die betreffenden a. a. O. herangezogenen Stellen sind folgende: Konrad Ferdinand Meyer Nov. I, 2, Leipzig 1887, S. 237: „Mir wird es darinnen (im Kloster) wind und weh.“ — Konr. von Würzburg, Troj. Krieg 12937: „Ir herzen ward nie sô winde noch sô wê.“ — v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrh. I, 265: „Winne und wê“ und Haltaus, Lieder der Klara Hätzlerin,

Quedlinburg 1840, I, 73: „Von dir so ist mir wind und weh." Einige von diesen Beispielen mit derselben Erklärung finden sich auch in Moriz Heynes Wörterbuch (Leipzig, 1890—95) oder sind umgekehrt daraus entlehnt. Ich denke bei der Verbindung „wind und weh" an altenglisches „wane, wene" = Unglück, Elend. Eine Bildung davon oder das Substantivum selbst kann dann adjektivisch gebraucht worden sein, gerade wie engl. woe = wehe. Z. B.: him was woe, dann he was woe = he was sorry = er war traurig. Ebenso „him was wene and woe" = er war elend und traurig, genau dieselbe Bedeutung wie „mir war so wind und weh".

Doberan i. M. O. Glöde.

10.

Zu Goethes „Der getreue Eckart".

Von gespenstischen Wesen, welche die Gefäße, aus denen sie getrunken, wieder füllen, berichtet Nicolaus de Dinkelsbühl de X praeceptis: „Alius error vetularum quod quidam insipientes muma quaedam frequentare domos et vasa, quae discoperta vel aperta inveniunt, postquam inde comederint vel biberint, denuo replere, si autem cooperta seu obstructa invenerint, inde offendi, et ex hoc imminere infortunium domus etc." (s. Schmeller-Frommann, Bayer. Wb. I, 1598).

Northeim. R. Sprenger.

11.

Zu Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande.

Schiller schreibt in dem Abschnitt „Das Inquisitionsgericht" (Werke herzg. v. Bellermann 6. Bd. S. 275): „Die Sicherheit des Eigentums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinnes waren aufgelöst, alle des Bluts und der Liebe. Ein ansteckendes Mißtrauen vergiftete das gesellige Leben" u. s. w. Böhme bemerkt dazu in seiner Schulausgabe (Leipzig, Freytag, 1900), S. 53: „Gewinns: Sicher ein Versehen Schillers, das zu verbessern ihm entgangen. Sollte Schiller „Geselligkeit" haben schreiben wollen?" An eine Änderung des allerdings nicht ganz klaren Ausdruckes ist nicht zu denken. Schiller meint unzweifelhaft in Rücksicht auf gemeinsamen Gewinn geschlossene Handelsverbindungen, wie sie in den Niederlanden damals häufig waren. Man vergleiche das Ende des Abschnitts: „Diesem Schicksale unterwarf man eine große, blühende Handelsstadt, wo hunderttausend geschäftige Menschen durch das einzige Band des Vertrauens zusammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig, verdächtig. Alle durch den Geist der Gewinnsucht aneinandergezogen und auseinandergeworfen durch Furcht.

Northeim. R. Sprenger.

12.

Die Verse Otfrieds I, 5, 37 flg.

Háben ih gimeinit, in múate bicleibit,
thaz ih einluzzo mîna wórolt nuzzo

sind Zeitschr. XV, 17 nicht richtig übersetzt, denn worolt ist hier nicht „Welt", sondern „Lebenszeit"; nuzzôn nicht = „nutzen", sondern „ausnutzen, verleben". Es ist zu übersetzen: „Ich habe beabsichtigt und im Herzen fest beschlossen, daß ich alleinstehend meine Lebenszeit verbringe." Erdmann citiert dazu aus Beda: propositum suae mentis reverenter exposuit, vitam videlicet virginalem se ducere decrevisse.

Northeim. R. Sprenger.

Richard M. Meyer, Grundriß der neueren deutschen Litteraturgeschichte. Berlin, G. Bondi, 1902. XV und 258 S.

Das Wort „Grundriß" bezeichnet hier nicht nach dem gewöhnlichen Gebrauch eine gedrängte Darstellung (wie wir „Grundrisse" d. h. Leitfäden zur deutschen Litteraturgeschichte zu Dutzenden haben), sondern vielmehr ein Hilfsbuch zum Studium einer Wissenschaft, im besonderen ein bibliographisches Nachschlagewerk. So haben schon Hoffmann von Fallersleben, K. von Bahder, Goedeke u. a. das Wort angewendet. Es handelt sich also bei dem obengenannten Buche nicht etwa um einen Auszug aus dem großen umfangreichen Werke Meyers „Die deutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts", sondern um einen bibliographischen Anhang dazu. Ganz gewiß wird jeder, der sich mit unserer neueren und neuesten Litteratur seit der Romantik (für die ist ja noch der Goedeke da) genauer, vielleicht gar zu wissenschaftlichen Zwecken, beschäftigt hat, auf Schritt und Tritt den Mangel an einer solchen Arbeit schmerzlich empfunden haben und deshalb Meyers „Grundriß" mit freudigem Dank willkommen heißen, um so mehr, als die Ausführung dieses in seiner Art einzigen Versuches eine ausgezeichnete ist. Nur ein Mann von so erstaunlicher Belesenheit und so großer Schärfe des Urteils konnte die rechte Mitte zwischen zuviel und zuwenig treffen. Preiswert ist ganz besonders, daß der Verfasser nicht einer ohnehin stets illusorischen Vollständigkeit nachgestrebt hat, die den Benützer des Buches in jedem einzelnen Falle in die anmutige Notwendigkeit versetzt hätte, aus einem ungeheuren Haufen Spreu eine Handvoll Körner herauszusuchen. Über die Auswahl kann und wird man ja hier und da verschiedener Meinung sein; nach der Probe, die ich an einigen Punkten, wo ich mir selbst ein selbständiges Urteil zutrauen darf, angestellt habe,

ist sie in bewundernswürdiger Weise gelungen, so daß man ohne Überhebung wird sagen dürfen: hier ist ein Hilfsmittel zum Studium der deutschen Litteraturgeschichte im 19. Jahrhundert gegeben, wie wir es uns nicht besser wünschen können.

Bei der eigentümlichen, trotz seines Rechtfertigungsversuches im „Euphorion" nicht einwandfreien Stoffgruppierung von Meyers Litteraturgeschichte ist es auch hier nicht immer leicht, sich zurechtzufinden. Aber der Verfasser macht mit Recht geltend, daß die Anordnung hier ziemlich nebensächlich ist, da die wichtigste Orientierung über ein Nachschlagebuch im Register steckt, und dieses ist im vorliegenden Falle, soweit ich sehe, durchaus zuverlässig und vollständig.

Noch ist hervorzuheben, daß Meyer nicht bloß eine Zusammenstellung einer zweckmäßigen kritischen Auswahl giebt, was schon ein großes Verdienst ist; er giebt noch weit mehr. Die Anordnung der zusammengehörigen Nummern ist nach einem praktisch-pädagogischen Gesichtspunkte getroffen, nämlich so, daß „ein allgemein orientierender Artikel an der Spitze steht; dann folgen: Gesamtausgaben, Hauptwerke mit der dazu gehörigen Speziallitteratur, Biographisches, Charakteristiken". Ferner wird zuweilen dem Titel eines Buches oder Aufsatzes eine orientierende, urteilende Bemerkung hinzugefügt; endlich weist der Verfasser den Neuling oft in sehr dankenswerter Weise auf allerlei Wichtiges hin, das über die Grenzen einer bloßen Bibliographie hinausliegt. Dahin rechne ich besonders die lehrreichen Winke S. 36 flg. (Die Kunst zu lesen) und S. 42 flg. (Zweckmäßiges Verfahren, sich über einen neueren Schriftsteller zu unterrichten), wie denn überhaupt der ganze „allgemeine Teil" (S. 1—41) eine Methodologie in nuce enthält, die für jeden Lernenden unschätzbar ist.

Daß ein derartiges Werk nicht gleich beim ersten Hervortreten ganz ohne kleine Versehen, Druckfehler u. s. w. sein kann, ist selbstverständlich. Hier nachzubessern ist keine Kunst; doch mag es dem Verfasser erwünscht sein, auch auf Belangloses aufmerksam gemacht zu werden. Beim Durchblättern habe ich mir folgendes angemerkt. Nr. 39 soll es wohl heißen: „Willkürlich, aber geistreich und voller Anregung". Nr. 317 ist auch in 3073 enthalten. S. 27 fehlt Schwabs vortreffliche Mustersammlung „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte". Die Auslese der wichtigsten Almanache S. 30 ist gar zu sparsam. Nr. 599: die Schlußklammer gehört hinter „Tieck". Nr. 653: Die Breslauer Ausgabe der Novellen ist unvollständig, dafür wäre die Reimersche, die die „Schriften" fortsetzt, zu nennen. S. 58: Zu Eichendorffs Hauptwerken gehört doch wohl auch Ahnung und Gegenwart. Nr. 872 und 3550 lies Lublinski. Nr. 950: ein herzlich schlechtes Buch, nicht der Erwähnung wert. S. 72: unter dem „Biographischen" fehlt Munckers gutes, von Beyers Drommeten-

stößen so angenehm abstechendes Büchlein. S. 84: unter Gotthelfs Hauptwerken vermisse ich ungern die Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Nr. 2415 und 3341 lies Hildebrand. Nr. 2642 sollte auf Nr. 2645a folgen; 56 ist ein Versehen statt 65 (oder 64). Warum sind bei Freytag nicht die Lebenserinnerungen genannt? Nr. 2708: beachtenswert erscheint mir Spielhagens Aufsatz über die Wahlverwandtschaften und Effi Briest (Magazin 65, 13). Zu den Hauptwerken Storms (S. 159) gehört wohl auch die Chronik von Grieshus. Daß bei Meyer (S. 160) sein Höchstes „Der Heilige" übergangen ist, beruht wohl auf einem Druckversehen. Nr. 2902 lies Aventiure. Nach Nr. 2906 schalte „Waldeinsamkeit 1880" ein. Bei Raabe wäre eine Bemerkung darüber wertvoll, welche Schriften in den viel billigeren Jankeschen Drucken erschienen sind (z. B. auch Abu Telfan und Schüdderump; dieser scheint mir übrigens mindestens ebenso „bedeutend" wie jener). Die „Krähenfelder Geschichten" sollten nicht fehlen. Bei Nr. 3158 fehlt Ort und Jahr. Nr. 3165 lies: Heinrich. Bei Nr. 3413 ist 58 wohl Druckfehler statt 55 (oder 54?). Nr. 3551 streiche „Kleine". Warum sind S. 197 nicht Hertzens Epen (Lanzelot und Ginevra, Bruder Rausch) genannt? Nr. 3610 ist keine Übersetzung. Nr. 3819a lies U. statt N. Nr. 3991 lies: Passionis. Bei Polenz (S. 221) wäre die äußerst charakteristische Sammlung „Karline" nachzutragen. Nr. 4133a lies „ist" statt „währt".

Zum Schlusse sei der schönen und gediegenen Ausstattung des vortrefflichen Buches gebührend gedacht.

Bautzen. **G. Klee.**

K. Böhrig, Die Probleme der Hebbelschen Tragödien. Beilage zum Jahresbericht des Realprogymnasiums zu Rathenow. Ostern 1900. 77 S. 8°.

In der überaus gediegenen Arbeit behandelt der Verfasser in klarer Weise die Probleme der Hebbelschen Tragödien. Es ist bekannt, wie verschieden Hebbel von seiner und unserer Zeit beurteilt worden ist. Er ist ja während seines ganzen Lebens von der Kritik mit großer Heftigkeit angegriffen worden. Hebbels Verhältnis zu seinen bedeutenden Zeitgenossen wie Grillparzer, Heine, Otto Ludwig u. a. war schlecht oder gleichgültig. Von Treitschkes Kritik (Essay über Hebbel, Preuß. Jahrb. 1860, Bd. V, Heft 6, S. 552 flg.) war nur bedingt anerkennend ohne tiefere Teilnahme. Rudolf Gottschall (Dtsch. Nationallitteratur d. 19. Jahrh.) war der erste, der Hebbels eigenartige und bedeutsame Stellung in unserer Litteratur genauer zu bestimmen suchte. In neuester Zeit hat Felix Bamberg Hebbels Bedeutung richtig kritisch gewürdigt. Böhrig hat die gesamte einschlägige Litteratur seiner sachlichen

Kritik zu Grunde gelegt (vergl. den Anhang S. 77). Kap. I (S. 11—17 inkl.) behandelt er Hebbels Kunsttheorie, die sich in vielen Punkten mit den Forderungen berührt, die in der neuesten Litteratur zur Geltung gekommen sind. In Kap. II (S. 18—33 inkl.) bespricht Böhrig die Werke der Jugendperiode Judith, Genoveva und Maria Magdalena. Kap. III (S. 34—45 inkl.) behandelt die Periode der Experimente (Moloch, Ein Trauerspiel in Sizilien, Julia), Kap. IV (S. 46—61 inkl.) die Zeit der Reife (Herodes und Mariamne, Agnes Bernauer, Gyges und sein Ring), Kap. V das Meisterwerk der Nibelungen, Kap. VI Demetrius, Hebbels einzige historische Tragödie. S. 76 flg. faßt der Verfasser das Ergebnis seiner Untersuchung in vier Abschnitten zusammen. Hebbel ist ein Dramatiker des Problems und als solcher ein Dichter von modernem Geiste. Seine Richtung bedeutet eine Abkehr vom historischen Drama. Er sucht seine dramatischen Entwürfe dort, wo ihm das Leben in seiner Gebrochenheit entgegentritt; es entsteht in seinen Trauerspielen nicht selten jene finstere, niederdrückende Tragik. Den sozialen Bewegungen seiner Zeit hat sich Hebbels künstlerisches Interesse nur vorübergehend zugewendet. Wenn er aber ein soziales Problem behandelt, so bringt er es in eine enge und innere Beziehung zur ethischen Frage. Das ist das neue bedeutsame und fruchtbare Thema, worauf Hebbel die dramatische Dichtung gewiesen hat. Die meisten der von Hebbel behandelten Probleme sind wesentlich psychologischer Art. In fast allen seinen Stücken bildet die Darstellung und Entwickelung tiefer oder rätselhafter Zustände und Vorgänge den Hauptinhalt, sei es, daß der Sturm der Leidenschaft oder die Gewalt dämonischer Triebe, die Verzweiflung oder die Empörung eines tödlich verletzten Herzens, der gedämpfte Schmerz der Entsagung oder der Wille zur Selbstvernichtung, die tiefen Regungen einer verschlossenen oder das stille Leiden einer willenlosen Natur zum dramatischen Ausdruck gebracht werden sollen. Als psychologisch eindringender und darstellender Künstler zeigt Hebbel eine seltene Vielseitigkeit, Kraft und Tiefe, ohne daß darüber die dramatische Energie abfiele, wie es bei manchem Modernen der Fall ist. Seine Probleme sind vornehmlich solche, welche die Psychologie des weiblichen Wesens betreffen. In allen Hebbelschen Stücken steht die Frau, als Titelheldin oder als eine der Hauptgestalten, im Mittelpunkt der Handlung, in allen Fällen erleidet die Frau ein tragisches Schicksal. In der einen Gruppe wird das weibliche Empfindungs- und Gefühlsleben als sexuelles Problem aufgefaßt: die natürliche Bestimmung des Weibes wird als tragisches Motiv verwertet; in der andern ist das Verhältnis des Weibes zum Manne, der tragische Konflikt zwischen den beiden Geschlechtern als Problem der Ehe behandelt. In Bezug auf diesen Punkt vergleicht Böhrig Hebbel

mit Ibsen, dem er überhaupt nach seiner ganzen Richtung geistesverwandt ist. Friedrich von Uechtritz hat Hebbel als den Frauenlob seiner Zeit gepriesen. Der herrschende Grundzug von Hebbels Wesen ist das Streben nach Wahrheit. Niemals zeigt er sich als Fechter um den Erfolg. Auch da noch, wo er die Form verfehlt, vermag er uns durch den Gehalt seiner Werke anzuziehen. Er besitzt eine tiefe Einsicht in das Wesen der Kunst und ein tiefes Verständnis für die geistigen Grundströmungen seiner Zeit. Sein Kunstverstand ist aber oft größer als seine künstlerischen Fähigkeiten, sein spekulativer Sinn stärker ausgebildet als seine Formenphantasie. Sein Blick ist mehr auf die innere Erscheinungswelt gerichtet als auf die realen Verhältnisse des ewig kreisenden Lebens. Der Denker spricht oft zu vernehmlich zu uns und greift dem Dichter vor. Seinen Werken fehlt nicht selten die stimmungs- und lebensvolle Ausführung, das naturwahre, sinnlich-warme, unmittelbar wirkende Element. Aber alles, was er versucht und vollbracht hat, trägt das Gepräge eines originellen und tiefen Geistes und eines kühnen Strebens.

Diese kurze Anzeige möge dazu dienen, Böhrigs gediegene Studie allen Fachgenossen zu empfehlen.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Zum Lesebuch. Poetische und prosaische Lesestücke mit Erläuterungen für den Schulgebrauch von Karl Theodor Kriebitzsch, † Direktor der städtischen höheren Töchterschule (jetzigen Kaiserin Auguste Viktoriaschule) zu Halberstadt. Drittes Heft. Zweite verbesserte Auflage, nebst Nachträgen zu Heft I (3. Auflage) und Heft II (2. Auflage) und einem Gesamtregister zu allen vier Heften des Kommentars herausgegeben von Dr. Paul Kriebitzsch, Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Spandau. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann, 1901, IX u. 193 S. und Nachträge zu Heft I und II, 9 S.

Bei dieser neuen Auflage des dritten Heftes „Zum Lesebuch", die der Sohn des um den deutschen Unterricht hochverdienten Verfassers in pietätvoller Weise besorgt hat, ist die seit der ersten Auflage erschienene Litteratur zu den hier behandelten Lesestücken möglichst vollständig berücksichtigt worden. Zu diesem Zwecke sind die einzelnen Bände der Zeitschrift für den deutschen Unterricht von Lyon seit 1892 gewissenhaft benutzt und die darin abgedruckten Aufsätze, soweit sie sich für den Schulgebrauch eigneten, an zahlreichen Stellen verwertet worden. Überall wird der philologisch gebildete Leser die bessernde Hand des neuen Herausgebers deutlich merken, der sich ganz besonders um die Etymologie gewisser Ausdrücke (S. 6 in der Anmerkung über Roßkamm

und Sprengel, S. 30 über Hagestolz, S. 59 über Pedant, S. 71 über Spion, Scharmützel, Konstabler, S. 115 über Parabase, S. 159 über Taillefer u.s.w.) ein großes Verdienst erworben hat. Durch seine Abhandlung: „Beiträge zur deutschen Etymologie“ — wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königl. Gymnasiums zu Spandau 1900 — hat Dr. Paul Kriebitzsch seine besondere Begabung und Kenntnis für dieses Gebiet deutlich offenbart. Übrigens finden sich gerade in diesem Bande zahlreiche Lesestücke, die in allen guten Lesebüchern vorkommen und auf Schulen zur Besprechung gelangen. Von Schiller gehören hierher die Glocke, die Kraniche des Ibykus, der Handschuh, Kassandra und das Siegesfest; von Klopstock: Frühlingsfeier, von Uhland: Schäfers Sonntagslied, Bertran de Born, Taillefer und viele andere. Eine weitere Empfehlung dieses Heftes liegt in der Behandlung prosaischer Lesestücke, die nach den jüngst erschienenen neuen Lehrplänen für Schullehrerseminare (Centralblatt S. 630 oben) neben den poetischen gepflegt werden sollen. Nicht minder bedeutsam sind die in den Nachträgen zum 1. und 2. Bande veröffentlichten Zusätze, die der Herausgeber im Laufe der Jahre gesammelt und mit kritischem Blicke gesichtet hat. Es genüge hier der Hinweis auf die Bemerkungen zu „Mutterland“, S. 2, zum 70. Geburtstage, S. 3, zu „Wechselnde Signale“, S. 5, zu „Windsbraut“, S. 4, vom „Neid der Götter“, S. 6, zu „Todesglut“, und zu „Savern“ S. 7, sowie über die Entstehung des bekannten Gedichtes „Der Postillon“ von Lenau, S. 8/9. Schon aus diesen wenigen hier angeführten Angaben kann man sich ein Urteil bilden über die gründliche und gewissenhafte Arbeit des Herausgebers, der durch seine amtliche Stellung aus eigener Erfahrung die Bedürfnisse und Forderungen kennen gelernt hat, die man an ein solches Hilfsmittel des deutschen Unterrichts, wie es hier nun in seltener Vollkommenheit vorliegt, zu stellen berechtigt ist. Es sollte daher dieses praktische Buch in keines Lehrers Bibliothek fehlen, der sich selbst und seinen Schülern die herrlichen Schätze unserer deutschen Litteratur wirklich zu eigen machen will.

Halberstadt. **Robert Schneider.**

E. Gudopp, Dramatische Aufführungen auf Berliner Gymnasien im 17. Jahrhundert. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Leibniz-Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1900. 24 S. gr. 8°.

Nachdem bereits Gervinus, Wackernagel und W. Menzel die lateinischen und deutschen Schulspiele des 16. und 17. Jahrhunderts in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen hatten, hat besonders Scherer das Ver-

dienst, die Bedeutung des Schuldramas für die deutsche Litteraturgeschichte richtig erkannt zu haben. Als er in seiner Geschichte der deutschen Litteratur darauf hingewiesen hatte, daß jedes alte Gymnasium seine Theatergeschichte habe, begann man die Schulbibliotheken systematisch zu durchforschen. Gerade dem Berliner Schuldrama hat man bis jetzt wenig Beachtung geschenkt, wohl weil das Material in Berlin sehr geringfügig ist. Daß aber auf den älteren Berliner Schulen dramatische Aufführungen stattgefunden haben, ist längst bekannt gewesen.[1]) Der Verfasser will nun die dramatischen Aufführungen, die auf den älteren Berliner Gymnasien stattgefunden haben, dem Berlinischen und Köllnischen, näher untersuchen. Auf dem Joachimsthalschen Gymnasium[2]) fanden ebenfalls dramatische Aufführungen statt, die ältesten erhaltenen Programme dieser Anstalt rühren jedoch erst aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts her. Das Material für die vorliegende Arbeit boten in erster Linie die Sammlungen von Programmen beider Gymnasien. S. 4 u. 5 spricht der Verfasser von den ältesten Aufführungen an Berliner Gymnasien, wo die Überlieferung jedoch schlecht bezeugt ist. Die erste dramatische Schulaufführung, von der wir ganz bestimmte Nachrichten haben, veranstaltete im Jahre 1541 der damalige Rektor der Köllnischen Schule Heinrich Chnustin (Knaust) aus Hamburg, der als Dramendichter ziemlich bekannt geworden ist. Er ließ durch seine Schüler ein „sehr schönes und nützliches Spiel von der lieblichen Geburt unseres Herrn Jesu“ aufführen.[3]) Aus einer Köllner Kämmereirechnung von 1584 teilt Gudopp mit, daß auf dem Rathause von den Schülern Komödien gespielt wurden, wofür die Schulgesellen, d. h. die Lehrer, eine Entschädigung von dem Rate erhielten. Der Verfasser meint auch, daß bei den Aufführungen, die der Domküster Pondo vor dem Rate veranstaltete (1579 „Der verlorene Sohn“, 1580 „comoedia de vera amicitia Damonis et Pythiae“ [sic!], 1584 „Die drei Männer im feurigen Ofen“), Schüler mitgewirkt haben. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nahmen die Schulspiele in Berlin sehr überhand (vergl. S. 5), für den Ausgang des 16. Jahrhunderts und den Anfang des 17. aber versagen die Quellen fast ganz. Aus dem Bildungsgange der damaligen Rektoren aber schließt der Verfasser, daß jedenfalls Schulspiele auch über Terenz und Plautus hinaus aufgeführt worden sind. Von der Zeit des

1) Vergl. Plümicke, Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin 1781. — J. J. Bellermann, Vier Programme über die Geschichte des Grauen Klosters 1823—1826. — Schmidt, Programm über die ältere Geschichte des Köllnischen Gymnasiums 1825. — J. Heidemann, Geschichte des Grauen Klosters, Berlin 1874.

2) 1650 von Joachimsthal nach Berlin verlegt.

3) Neudruck von G. Friedländer 1862.

Rektors Gutke an (1618—1634) beginnen dann wieder die Nachrichten. S. 8 bespricht der Verfasser das geistliche Drama auf den Gymnasien. So wurde im Jahre 1642 von den Schülern des Grauen Klosters ein „exercitium scholasticum de nativitate Jesuli“ dargestellt; 1649 wurde „der Friedenssieg“ vorgestellt. Heinzelmann brachte nach des Straßburger Pädagogen Sturm Vorbild die Reden Ciceros zur scenischen Darstellung. In ähnlicher Weise verfolgt der Verfasser die Thätigkeit der Berliner Rektoren, Subrektoren und Gymnasiallehrer für die Schulspiele bis zum 30. September 1718, wo König Friedrich Wilhelm I. alle Schulkomödien und actus dramatici auf den Schulen der preußischen Monarchie verbot, „weil sie die Gemüter vereitelten und nur Unkosten verursachten“.

Im II. Abschnitt (S. 14 flg.) wendet sich der Verfasser der Betrachtung der Aufführungen selber zu. Einige Tage vor der Vorstellung wurden „die hochgebietenden, hoch- und wohlgeehrten Herren Patrone, Gönner und Schul-Freunde“ durch ein gedrucktes Einladungsschreiben eingeladen; hierin waren der Titel des Schulspiels, Ort und Zeit der Aufführung, der Name des Verfassers, oft auch eine gelehrte Abhandlung über den Inhalt des Stückes, seine Quellen u. s. w. enthalten. Auch der Zweck und Nutzen solcher Schulaufführungen wurde oft erörtert; man mußte doch auf ihren erziehlichen Wert aufmerksam machen! Auch über den schwachen Besuch wird geklagt. Es wird um eine milde Kritik des eingeladenen Publikums gebeten. Auf das Einladungsprogramm folgt das Verzeichnis der Spieler (catalogus interlocutorum). Die Spiele fanden häufig an festlichen Tagen statt, in der Regel 12 Uhr mittags. Eine Abteilung in fünf Akte konstatiert Gudopp zuerst bei Schirmers Trauerspiel „Der verfolgte David“. Den Schluß des ganzen Spiels bildete der Epilog, in dem den Zuschauern gedankt wurde (vergl. den Glückwunsch an die „Hohe Herrschaft“ S. 20). Später wurde dann auch der Vokal- und Instrumentalmusik ein größerer Spielraum gelassen. Um das Publikum zu fesseln, wurden mit der Handlung des Dramas auch belustigende Zwischenspiele verbunden (vergl. S. 21 flg.). Die älteren Schuldramen waren alle in lateinischer Sprache verfaßt, Schirmers „Verfolgter David“ ist das erste erwähnte deutsche Drama. Die Verfasser der Schuldramen waren gewöhnlich die Lehrer, die die Aufführung leiteten (vergl. S. 23). Über die Bühneneinrichtung geben die Programme fast gar keinen Aufschluß.

Die interessante Studie Gudopps wird sicherlich zu weiteren Nachforschungen anregen, zumal der Verfasser mit einer näheren Besprechung einzelner Dramen die vorliegende Arbeit im Programm des nächsten Jahres zum Abschluß zu bringen gedenkt.

Doberan i. M. O. Glöde.

Matthias, Beiträge zur Erklärung der germanischen Gottesurteile. Wissenschaftliche Beilage zum Osterprogramm des Königl. Viktoriagymnasiums. Burg 1900. 22 S. gr. 8°.

Während durch eine Reihe von Arbeiten bewiesen ist, was man unter Gottesurteilen zu verstehen[1]) hat, ist bisher nicht erörtert worden, wie sie zu erklären sind. Das Gottesgericht ist ein juristisches Beweismittel, das gebraucht worden ist in solchen Fällen, wo die Wahrheit auf dem gewöhnlichen Wege nicht zu ergründen war, und zwar entweder um zwischen zwei feindlich gegenüberstehenden Parteien eine Entscheidung zu Gunsten der einen herbeizuführen, oder um die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten zu erweisen. Es handelt sich dabei um Feststellung von Vergangenem oder Gegenwärtigem, nicht von Zukünftigem, was Sache der Orakel und Auspizien ist. Durch sogenannte Proben (Wasserprobe, Feuerprobe, Abendmahlprobe, Kreuzprobe, Kampfprobe, Rasenprobe, Losprobe, Bahrprobe) wurde die verborgene Wahrheit ans Licht gezogen. Diese acht Arten der Probe beschreibt der Verfasser S. 4—6. Am verbreitetsten war der Kampf; bei Diebstahl und Brand kamen auch ebenso oft Kessel- und Feuerproben in Anwendung. Die Probe des geweihten Bissens, die nur im Friesischen und Angelsächsischen Gesetz genannt wird, aber auch bei Franken, Bayern und Alemannen in Gebrauch gewesen ist, wurde besonders bei Verdacht des Diebstahls verhängt, genau wie bei den Indern, die den Delinquenten in diesem Falle zwangen, Reiskörner zu kauen. Die Bahrprobe war natürlich nur bei einer Mordklage am Platze; ebenso wurde die Abendmahlprobe, die im Falle der Schuld des Beklagten nach dem allgemeinen Glauben seinen augenblicklichen Tod herbeiführte, nur angewendet, wenn es sich um ein schweres Vergehen handelte, für welches das Gesetz ohnehin den Tod als Strafe bestimmte. Die Probe des kalten Wassers, der sich früher die des Mordes, des Jagd- und Waldfrevels Angeklagten zu unterziehen hatten, spielte besonders im 15. und 16. Jahrhundert, also zu einer Zeit, in welcher die übrigen Ordale ihre Bedeutung längst verloren hatten, noch einmal eine hervorragende Rolle in den zahllosen Hexenprozessen. Für den heidnischen Ursprung aller oder wenigstens der meisten Gottesgerichte sind J. Grimm und F. Dahn entschieden und mit guten Gründen eingetreten; bei den Germanen sind sie jedenfalls seit uralter Zeit in Gebrauch gewesen. Das Gewand, in dem sie uns entgegen-

---

1) Majer, Geschichte der Ordalien, Jena 1795; Wilda in Ersch und Grubers Encyklopädie unter Ordalien; Dahn, Bausteine 2. Reihe, Berlin 1880 (Janke); Pfalz, Die germanischen Ordalien, Bericht über die Realschule zu Leipzig 1865.

treten, ist allerdings unzweifelhaft christlich. Die Ordalien waren schon frühzeitig Gegenstand wissenschaftlichen, theologischen Streites. Agobard, Erzbischof von Lyon, schrieb „wider die verdammungswürdige Meinung derer, die glauben, daß durch Feuer-, Wasser- und Kampfordal die Wahrheit an den Tag gebracht werden könne", während Erzbischof Hinkmar von Rheims die Berechtigung der Gottesurteile verfocht. Wie soll man sich nun aber die Gottesurteile erklären? Man kommt natürlich leicht dazu, Betrug zu vermuten, besonders auch von seiten der Geistlichkeit (vergl. S. 11 flg.). Wenn aber überall der Betrug eine Rolle gespielt hätte, so hätte doch die Institution sehr bald in ein leeres Possenspiel ausarten müssen, und es wäre ganz unverständlich, daß selbst ein Kaiser wie Karl der Große sich ihrer in feierlicher Weise annahm. S. 16 und 17 zeigt daher Matthias an zwei Beispielen aus dem Leben Heinrichs IV. und Lothars II., daß die Annahme eines fortgesetzt geübten Betruges nichts zur Erklärung der Gottesgerichte beiträgt. Bei der Abendmahl-, Kreuz-, Kampf- und auch der Bahrprobe spielt das Bewußtsein von Schuld oder Unschuld allerdings eine Rolle. Beim Bahrrecht muß man die Sache wohl so auffassen, daß der Mörder beim Anblick des Toten derart erschüttert wird, daß er seine That freiwillig eingesteht; die Wunden des Erschlagenen haben nie wieder zu bluten angefangen. Dagegen machte es bei der Feuer- und Kesselprobe keinen Unterschied, ob sich ihr jemand mit dem Gefühl der Schuld oder Unschuld unterzog; sie nahmen stets einen und denselben ungünstigen Verlauf. Die Urkunden, die von solchen Proben erzählen, sind stets legendenhaft, die unterschriebenen Zeugen gehören meist nur der siegenden Partei an, oft stehen Namen von Personen darunter, die gar nicht dabei gewesen sein können. S. 18 flg. beweist der Verfasser den legendären Charakter solcher Berichte, wie über die Kaiserin Richardis, die Gemahlin Karls des Dicken, über Kunigunde, die Gemahlin Kaiser Heinrichs II.; sie sind gerade so legendenhaft wie die in der Liederedda berichtete Reinigung Gudruns, der Witwe Sigurds, der zweiten Gemahlin Atlis, durch die Kesselprobe. Merkwürdig ist der Umstand, daß nach den Bestimmungen vieler Volksgesetze die Freien sich von dem Gottesurteil loskaufen konnten, so daß die Ordale beschränkt wurden auf Unfreie, für die der Herr nicht schwören wollte oder konnte. Es ist aber auch erwiesen, daß die gefährlichen Proben viel seltener zur Ausführung gekommen sind, als man gewöhnlich annimmt, und auch dann nur da, wo man von der Schuld des Angeklagten von vornherein überzeugt war; sie vertreten also gleichsam die später erfundene Folter, die die Germanen erst durch das Römische Recht kennen lernten.

S. 21 und 22 behandelt der Verfasser noch kurz das sogenannte Hexenbad des 15.—18. Jahrhunderts. Man kann daran zweifeln, ob es wirklich mit dem alten Ordal etwas zu thun hat. Der Hexenhammer (malleus maleficarum) warnt sogar vor der Feuerprobe, denn der Teufel helfe ja den Hexen. Die der Zauberei Verdächtigen wurden also nur der Probe des kalten Wassers unterworfen. Die Gemeinschaft mit dem Teufel sollte sich durch Abnahme des Körpergewichts bemerkbar machen, die Hexe wiegt federleicht, sinkt also im Wasser nicht unter. Dieser Glaube führte zur Anwendung der Hexenwage, die Probe wurde eine Teufelsprobe. Den Germanisten und Folkloristen sei die Studie von Matthias aufs wärmste empfohlen.

Doberan i. M. O. Glöde.

Rieck, Städtisches Leben in Mecklenburg in den Zeiten des Mittelalters. II. Beilage zum Programm des Gymnasium Carolinum zu Neu-Strelitz. Ostern 1900. 30 S. gr. 8°.

Während der Verfasser im Osterprogramm von 1896 die Entstehung der mecklenburgischen Städte, ihre Befestigung nach außen hin, die baulichen Verhältnisse im Innern, sowie endlich die hervorragendsten Gebäude einer solchen Stadt zur Zeit[1]) des Mittelalters eingehend besprochen hat, behandelt er in der vorliegenden Studie auf Grund der Angaben des mecklenburgischen Urkundenbuches die Stellung der Städte zur Landesobrigkeit, das Streben der Städte nach Machterweiterung auf Kosten der fürstlichen Gewalt, die Ausbildung einer autonomen Stadtverwaltung, des Regiments von Bürgermeister und Rat und das Recht und Gericht in den mecklenburgischen Städten. Die interessantesten Kapitel sind wohl die Einsetzung des Ratskollegiums (consules, consulatus comites oder socii, consilium oder consistorium; ratman, ratlude; senator nur einmal) und die Verwaltung von Recht und Gericht (S. 21 flg.). Die Einsetzung des Ratskollegiums geschah ursprünglich wohl seitens des Landesherrn; die Zahl der Ratsherren war sehr verschieden; die Wahl neuer Ratsmitglieder erfolgte in Städten lübischen Rechts anscheinend von jeher nicht durch die Bürgerschaft, sondern auf dem Wege der Selbstergänzung des Kollegiums, sie geschah von vornherein auf Lebenszeit. Für die Wahlfähigkeit gab es ganz bestimmte Bedingungen, niemals durften zwei Brüder, geschweige denn Vater und Sohn, zu gleicher Zeit im Rate sitzen. Als Wahltag galt in Rostock von jeher der 22. Februar (cathedra Petri, Petri Stuhlfeier), in Wismar

1) Vergl. auch Heil, Die Gründung der nordostdeutschen Kolonialstädte, dazu Herrigs Archiv CII Heft 3/4 S. 390—392.

der Himmelfahrtstag (ascensio Domini), in Neu-Brandenburg der Tag der heiligen drei Könige (trium regum). Frühzeitig läßt sich auch eine Mehrheit von Bürgermeistern nachweisen. S. 13 flg. folgt eine Besprechung der Einkünfte der Ratsherren, sowie ihrer Amtsgeschäfte und deren Verteilung. Man unterschied die Kämmereiherren, die Richteherren (domini judices et advocati) und Weddeherren (magistri vadiacionum, vadiorum, excessuum). In Bezug auf Recht und Gericht treten in den mecklenburgischen Städten des Mittelalters von vornherein drei verschiedene Stadtrechtsfamilien nebeneinander auf: die schwerinsche, die lübische und die parchim-plausche. Zur schwerinschen gehören außer der Mutterstadt Güstrow, Krakow, Malchin, Malchow, Penzlin, Röbel, vielleicht auch Crivitz, Neustadt und Waren, auch wohl Teterow. Zum lübischen Recht gehören außer den beiden Seestädten Rostock und Wismar viele Landstädte, wie Boizenburg, Gadebusch, Grabow, Gnoien, Grevesmühlen, Kröpelin, Marlow, Neukalen, Ribnitz, Stavenhagen, Sülz, Wittenburg, wahrscheinlich auch Schwaan. Der Anhang der parchim-plauschen Familie bestand außer den Mutterstädten nur aus Goldberg und Sternberg, dessen Recht dann auf Brüel überging. Die Städte der Herrschaft Stargard gehörten zur magdeburgisch-märkischen Rechtsfamilie, Friedland hatte Stendaler Recht, während Neubrandenburg, Stargard und Alt-Strelitz als Tochterstädte dem Rechte von Brandenburg a./H. folgten. S. 22 flg. wird das Strafrecht und seine Handhabung in den mecklenburgischen Städten des Mittelalters ausführlich behandelt. Zu den todeswürdigen Verbrechen zählten Mord, Totschlag — die Gerichtsverhandlung mußte stets manu mortua praesente stattfinden — und Diebstahl. Die Zahl der Hinrichtungen war ziemlich groß, sie wurden stets auf einem Orte vor der Stadt vorgenommen (Galgenberge), und zwar durch Henken, Enthauptung, Verbrennung, das Rad, lebendiges Begräbnis unter dem Galgen. Die Strafe des Ertränkens findet sich in den mecklenburgischen Städten nicht. Neben der Hinrichtung kommt die Strafe der Verstümmelung vor (mutilatio), die Folter wurde selten angewendet; auch von Gottesurteilen finden sich nur schwache Spuren. Wichtig für die Abschwächung des strengen Strafrechts ist das System der Strafumwandlung. Gefängnisstrafen waren wenig gebräuchlich, in weitem Umfange wandte dagegen das damalige Recht die Geldbußen an. Interessant ist die Verfestung, die in der mittelalterlichen Rechtspraxis in so weitem Umfange geübt wurde, daß man es z. B. in Rostock und Wismar für nötig befand, ein eigenes Stadtbuch, den liber proscriptorum, anzulegen, in welches die Namen der von ihr betroffenen Missethäter eingezeichnet wurden. Die Verfestung (proscriptio, proscribere vel bannire; vredelos leggen, vorvesten, de veste liden, in der veste sitten) war ursprünglich

eine Verurteilung in contumaciam. Völlig verschieden von einer solchen Verfestung ist ursprünglich die Strafe der Landes- oder Stadtverweisung, obgleich beide in den Urkunden nicht selten als gleichbedeutend behandelt werden.

Rieds interessante Studie über mecklenburgische städtische Verhältnisse wird sicherlich auch in weiteren Kreisen außerhalb Mecklenburgs Anklang finden.

Doberan i. M. O. Glöde.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 22. Jahrgang, Nr. 12. Dezember. Inhalt: Weise, Syntax der Altenburger Mundart, bespr. von Behaghel. — Te Winkel, De Noordnederlandsche Tongvallen, bespr. von Horn.

—— 23. Jahrgang, Nr. 1. Januar. Inhalt: Uhl, Die deutsche Priamel, ihre Entstehung und Ausbildung, bespr. von Lambel. — Euling, Studien über Heinr. Kaufringer, bespr. von Helm. — Runge, Die Lieder und Melodien der Geißler des Jahres 1349, bespr. von Nagel. — Petsch, Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen, bespr. von Helm. — Hoffmann, Die schlesische Mundart, bespr. von Horn. — Koßmann, Holland und Deutschland, bespr. von Martin. — Meyer, Die Sprache der Buren, bespr. von Martin.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 17. Jahrgang, Nr. 1. Inhalt: Bedeutung und Einrichtung einer „Sprachecke" in den Zeitungen. Von Professor Dr. Franz Wollmann. — „Juristenstil." Von Landgerichtsrat Karl Bruns. — Zentralbahnhof oder Hauptbahnhof? Von Oberlehrer Dr. Karl Scheffler. — Kleinigkeiten. Von Professor A. Heintze. — Revue: Rundschau. Von Direktor Dr. Karl Menge. — Zum Häkchen-Unfug. Von Professor Dr. A. Koch. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal.

—— Nr. 2. Inhalt: Bekanntmachung. — Die Sprache des neuen Zolltarifgesetzes. Von Dr. Z. — Theodor Vernaleken. Von Professor Aurelius Polzer. — Thimbach, ein linksrheinisches Seitenstück zu Rüppurr. Von Dr. F. Mentz. — Noch einmal Rüppurr. Von Professor O. Heilig. — Ausbreitung der englischen Sprache. Von Oberlehrer Dr. A. Röbel. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Wissenschaftliche Beihefte. 4. Reihe. Heft 21. Inhalt: Zur Geschichte der deutschen Sprache. Von Ernst Martin. — Lessing auf den Pfaden des Sprachvereins. Von Theod. Matthias. — Dem Andenken Karl Weinholds. Von Paul Pietsch.

Dresdner Anzeiger. Montags-Beilage. 1902. Nr. 5. 6. 7. K. O. Erdmann, Typen der Begabung und sprachlich-logische Übungen.

Wiener Abendpost. 1902. Beilage zu Nr. 11 W. A. Hammer, Der deutsche Unterricht an den französischen Mittelschulen.

Leipziger Lehrerzeitung. 9. Jahrgang, Nr. 18. Zur wirtschaftlichen Lage der Volksschullehrer im Königreich Sachsen.

Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte. 1902. II. Band. 1. Heft. Inhalt: Jakob Zeidler, Romeus Capelletus et Julietta. Ein Zeugnis für „Romeo und Julie" in der Jesuiten-Litteratur. — Karl Voßler, Zu

den Anfängen der französischen Novelle. — Hermann Stanger, Der Einfluß Ben Jonsons auf Ludwig Tieck: II. Der Anti-Faust. — Peter Toldo, Leben und Wunder der Heiligen im Mittelalter: III. Die Buße der Heiligen. — Artur L. Jellinek, Konradin-Dramen.

Zeitschrift für Deutsche Wortforschung, herausgegeben von Friedrich Kluge. II. Band, 4. Heft (Schluß des Bandes). Februar 1902. Inhalt: Götze, Alfred, Redende Belege. — Much, R., Worterklärungen. — Meyer, Richard, M., Zur Terminologie der Reklame. — Schmidt, Erich, Zur Studentensprache. — Stosch, Joh., Tölpel. — Kluge, Friedr., Fechten. — Wülfing, J. Ernst, Neue und seltene Wörter auf -ling. — Sprenger, R., Miscellen.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 5. Jahrgang 1902, IX. und X. Bandes 1. Heft. Inhalt: I. Abteilung (IX. Band): Christentum und Hellenismus in ihren litterarischen Beziehungen. Von Oberlehrer Dr. Paul Wendland in Berlin. — Der geschichtliche Wert der Reden bei den alten Historikern. Von Professor Dr. Wilhelm Soltau in Zabern. — Die Geschichte des Altertums im Zusammenhange der allgemeinen Entwickelung der modernen historischen Forschung. Von Privatdozent Dr. Julius Kaerst in Leipzig. — Über Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung. Von Professor Dr. Eduard Sievers in Leipzig. — II. Abteilung (X. Band): Vaterlandsliebe, Nationalgefühl und Patriotismus. Vorbemerkungen zu einer Theorie der nationalen Erziehung. Von Oberlehrer Dr. Carl Reichardt in Wildungen. — Das Lyceum zu Kamenz in der Oberlausitz zur Zeit von Gotthold Ephraim Lessings Schülerjahren. Von Professor Dr. Ernst Schwabe in Meißen.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 13. Jahrgang. 5. Heft. Inhalt: Einiges über das höhere Schulwesen Sachsens. Von Oberlehrer Dr. Hörnig in Chemnitz. — Etwas über lateinlose Schulen bei uns und im Ausland. Vom Herausgeber. — Künstlerischer Bilderschmuck für Schulen. Von Dr. Kautzsch, Direktor des Leipziger Buchgewerbemuseums.

Monatsschrift für höhere Schulen. 1. Jahrgang. 1. Heft. Januar. Inhalt: Zur Einführung. Von Geh. Reg.-Rat Dr. A. Matthias in Berlin. — Die Gleichwertigkeit der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen auf dem Gebiete der ethisch bedeutsamsten Lehrfächer. Von Professor Dr. P. Geyer in Dortmund. — Die Geschichte des ersten preußischen Schulgesetzentwurfes. Von Oberlehrer Dr. A. Heubaum in Berlin. — Die Erziehung zum Urteil. Von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. W. Münch in Berlin. — Die Frage der Gymnasial- und Realschulbildung in Frankreich. Von Oberlehrer Dr. J. Caro in Frankfurt a. M.

Die Deutsche Schule. 6. Jahrgang. Heft 1, Januar 1902. Inhalt: Die Volksbildungsfrage im zwanzigsten Jahrhundert. Vom Herausgeber. — Hermann Lotzes Weltanschauung. Von Dr. Ostermann. — Volksbildung und Volkssittlichkeit im Lichte der Statistik. Von H. Rosin.

—— Heft 2. Inhalt: Hermann Lotzes Weltanschauung. Von Dr. Ostermann (Fortsetzung). — F. W. Dörpfelds Soziale Erziehung. Von Professor Dr. P. Natorp.

Blätter für deutsche Erziehung. Jahrgang 4, 1902. Heft 1. Inhalt: Altertum und Gegenwart. Von Johannes Nickol. — Merkspruch. — Die heutige Schule im Lichte Goethescher Gedanken. Von Th. P. — Die Tyrannei des Alphabets. Von Arthur Schulz. — Französisch als Schulsprache. Von Dr. G. Jantzen.

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band 10, Heft 1 der neuen Folge. Inhalt: Falch, E., Die Berliner Schulkonferenz vom 6.—8. Juni 1901. — Müller, J., Aphorismen über die Gründe der stetig wachsenden Abneigung der deutschen Jugend gegen das Studium der Humaniora.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1902. Heft 1. Inhalt: Brügel, Herzog Ernst der Fromme von Gotha. — Erdmann, Über gewisse Typen der Begabung und den Wert sprachlich-logischer Übungen.

—— Heft 2. Inhalt: Spitzner, Die pädagogische Pathologie im Seminarunterricht (Schluß). — Rompler, Die Aneignung des Unterrichtsstoffes. — Baur, Die Organisation des schulhygienischen Unterrichts an den Schullehrerseminaren.

Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte. Achter Band, 3. und 4. Heft. Inhalt: Die niederrheinische Liederhandschrift (1574). Von Arthur Kopp in Berlin. — Fischart-Studien. Von Adolf Hauffen in Prag. VI. Die Verdeutschungen politischer Flugschriften aus Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz. 1. Der Reveille Matin, 1575. 2. Öffentliches Ausschreiben der übelbefriedigten Stände in Frankreich, 1575. 3. Le vray Patriot, Das ist Getreues Ermahnen 1579 und andere Flugschriften aus den Niederlanden. 4. Die merkliche Französische Zeitung vom neugestifteten Ritterorden vom heiligen Geist, 1579. 5. Die Friedensartikel zu Flex, 1581. 6. Der unvernünftige Bannstrahl Sixti V., 1586. 7. Kurze Beschreibung des Einfalls in die Grafschaft Mümpelgard, 1588. — Zur Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft. Von Heinrich Borkowski in Königsberg i. Pr. — Über die Behandlung des Reims bei Gellert. Von Hartwig Jeß in Leipzig. — Quellen und Parallelen zu Lessing. Mitgeteilt von Erich Schmidt in Berlin. — Neue Mitteilungen über Zimmermann. Von Rudolf Ischer in Bern. — Studien zu G. A. Bürger. Von Bruno Kaiser in Schulpforta. 1. Des armen Suschens Traum. 2. „Von der Popularität der Poesie.“ 3. Zur Beherzigung an die Philosophunculos. 4. Bürgers erste Aufsätze über die Verdeutschung Homers. — Sechs Briefe Heinrich Christian Boies. Mitgeteilt von L. L. Schücking in Münster. — Eine Quelle von Schillers Räubern. Von Spiridion Wukadinović in Prag. — Zur Prosascene des Faust. Von Otto Harnack in Darmstadt. — Bemerkungen zu Grillparzers Bancbanus. Von O. E. Lessing-Dilg in Madison, Wis. — „Nicht mehr als sechs Schüsseln.“ Ein litterarhistorischer Scherz von Richard M. Meyer in Berlin. 1. Breite Bettelsuppen. 2. Göttinger Würste. 3. Senf nach dem Mittag. 4. Kartoffelkomödien. 5. Die eßbaren Tische. 6. Butter und Käse.

Neu erschienene Bücher.

Prof. Dr. Chr. Muff, Idealismus. 3. vermehrte Aufl. Halle a. S., Richard Mühlmanns Verlag (Max Grosse), 1902. 324 S. Preis 5 M.

Dr. M. Gorges, Mittelhochdeutsche Dichtungen. Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker. 27. Band. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1901. 224 S. Preis 2 M.

Heinrich Leineweber, Dichtergold. 2. verb. Aufl. Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker. Ergänzungsband IV. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1902, 200 S. Preis 1 M. 80 Pf.

Julius Neve, Preußisches Normalalphabet. 7. Abdruck. Berlin NW. 21, Hans Th. Hoffmann, 1901. 4 S. Preis 25 Pf.
Hugo Hoffmann, Der Wert des Begriffes „Interesse" für Unterricht und Erziehung. Sonderabdruck aus der Festschrift zur Feier des 50jähr. Bestehens des Ev. Gymnasiums zu Gütersloh. 1901. 49 S.
Dr. Rich. Jahnke, Vaterländische Gedichte aus der Zeit der Befreiungskriege. 1. Teil: Text. Leipzig, Heinr. Bredt, 1901. 220 S.
Tiergeschichten. Für die Jugend ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Leipzig, Ernst Wunderlich, 1902. 110 S. Preis geb. 60 Pf.
M. Maruyama, Deutsche Aussprache für japanische Schulen. 1. Aufl. Tokyo, Verlag von Nankodo, 1901.
O. Ganzmann, Über Sprach- und Sachvorstellungen. Berlin, Reuther u. Reichard, 1902. 80 S.
Ernst Johann Groth, Roswitha von Gandersheim. Dramatisches Kulturbild in 2 Aufzügen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1901. 56 S.
Christian Schmitt, Neue Gedichte. Straßburg i. E., Ludolf Beust, 1901. 142 S.
Herm. Pfeifer, Zur inneren Reform des Religionsunterrichts. Leipzig, Alfred Hahn, 1902. 52 S. Preis 80 Pf.
Prof. Richard M. Meyer, Grundriß der neueren deutschen Litteraturgeschichte. Berlin, Georg Bondi, 1902. 258 S. Preis 6 M.
Robert Seidel, Die Handarbeit, der Grund- und Eckstein der harmonischen Bildung und Erziehung. Leipzig, R. Lipinski, 1901. 38 S. Preis 50 Pf.
Joh. Gottfr. Schnabel, Die Insel Felsenburg. I. Teil (1731). Herausgegeben von Hermann Ullrich. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock), 1902. 467 S.
Schillers „Glocke", herausgegeben von Prof. M. Evers. 2. verb. Aufl. Leipzig, Heinr. Bredt, 1902. 240 S.
Gotthold Klee, Die deutschen Heldensagen. 7. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1902. 594 S.
Ludwig Volkmann, Die Erziehung zum Sehen. Leipzig, R. Voigtländer, 1902. 48 S.
Julius Leithäuser, Bergische Ortsnamen. Elberfeld, Baedekersche Buch- und Kunsthandlung, 1901. 291 S.
Roman Woerner, Fausts Ende. Freiburg i. Br., C. Troemers Buchhandlung, 1902. 28 S. Preis 80 Pf.
Ernst Beyer, Sokrates. Trauerspiel. Leipzig, Alfred Hahn, 1902. 168 S.
Ad. Bär, Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftslehre in der Schule. Gotha, E. F. Thienemann, 1902. Preis 3 M.
Friedr. Kauffmann, Deutsche Grammatik. 3. Aufl. Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1902. 110 S.
Dr. Heinr. Müller, Fort mit den Schulprogrammen! Berlin, Otto Gerhardt, 1902. 32 S. Preis 50 Pf.
Johannes Bock, Sprachästhetik. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, 1902. 228 S.
Dr. Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen. I. Teil: Die epischen Dichtungen. 2. Band. Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1902.
Gottesleben-Michels, Anleitung zur Behandlung des Lesebuches in den Oberklassen der Volksschule. 2. Hälfte. Straßburg i. E., Friedrich Bull, 1901.
Prof. Dr. O. Weise, Unsere Muttersprache. 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 263 S.

F. Hausberg, Plauderstunden. Schilderungen für den ersten Unterricht. Leipzig, Theod. Hofmann, 1902. 152 S.

Dietlein-Polack, Aus deutschen Lesebüchern. I. Band. 5. verm. Aufl. Leipzig, Theod. Hofmann, 1902. 560 S. Preis 4 M. 60 Pf.

Otto Schroeder, Vom papiernen Stil. 5. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 102 S.

Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus. 3. verm. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 455 S.

Georg Buchwald, Doktor Martin Luther. Ein Lebensbild für das deutsche Haus. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 530 S.

O. Dähnhardt, Heimatklänge aus deutschen Gauen. 2. Aus Rebenflur und Waldesgrund. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 185 S.

Prof. Dr. Walter Rausester, Denken, Sprechen und Lehren. I. Die Grammatik. Berlin, Weidmann, 1901. 193 S. Preis 4 M.

Schillers „Jungfrau von Orleans". Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Karl Menge. Mit einer Karte. Münster i. W., Aschendorff, 1902. 189 S. Preis 1 M. 10 Pf.

Dr. Edm. Lange, Heinrich Kruses Pommersche Dramen. Greifswald, Jul. Abel, 1902. 84 S.

Dr. Gerh. Heine, Entwicklung allgemeiner Begriffe im Anschluß an Schillersche Gedichte. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Herzogl. Karls-gymnasiums in Bernburg, Ostern 1902. Bernburg, O. Dornblüth, 1902. 31 S.

Rudolf Dietlein, Erstes Schulbuch für den vereinigten Anschauungs- Sprech- Schreib- Leseunterricht. Ausgabe B in 2 Teilen. Teil II. Leipzig, Th. Hofmann, 1902. 144 S.

Dr. Robert Petsch, Otto Ludwigs Makkabäer. Schulausgabe. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 95 S.

Gehrig, Helmkampf und Krausbauer, Lesebuch für ländliche Fortbildungsschulen. Ausgabe A. I. Teil. 2. Aufl. Leipzig, Th. Hofmann, 1901. 372 S.

Prof. Dr. B. Ritter, Der deutsche Unterricht in der höheren Mädchenschule. II. Band: Lehrstoffe, Lehrgänge und Lehrbeispiele für das 4. bis 6. Schuljahr. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 508 S.

Dr. Jakob Schoembs, Die neue Familie. Roman. I. Band 222 S. II. Band 236 S. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus, 1902.

Kriebitzsch, Zum Lesebuch. Poetische und prosaische Lesestücke mit Erläuterungen für den Schulgebrauch. III. Heft. 2. verb. Aufl. Nebst Nachträgen zu Heft I (3. Aufl.) und Heft II (2. Aufl.) und einem Gesamtregister. Gotha, Thienemann, 1901. 193 S. Preis 2 M. 80 Pf.

Wetzel, Die deutsche Sprache. Grammatik für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. 11. Aufl. Bielefeld-Leipzig, Velhagen & Klasing, 1901. 428 S.

Heinr. von Sybel, Prinz Eugen von Savoyen. Edited with introduction, notes and index by E. C. Quiggin. Cambridge, University Press, 1902. 180 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher &c. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42I.

Deutsche Art in deutschen Versen.

Offener Brief an das Überbrettl.

Von Dr. W. Reichel in Dresden.

Meine Damen und Herren vom Bunten Theater!

Sie haben mit Ihrem Unternehmen Erfolg gehabt, und haben diesen Winter schon Nachahmer bekommen. Aber Sie werden gewiß auch bestrebt sein, sich einen dauernden Erfolg zu sichern und uns eine dauernde Befriedigung, einen wirklichen künstlerischen Genuß zu bieten, nicht bloß uns durch etwas Neues zu reizen. Denn etwas Kúènstlerisches[1]) verlángen wir, und Sie treten ja auch als Künstler âuf, die nach dem Höchsten in ihrer Art stròben.

Sie wollen, wie Sie sagen, „das deutsche Lied regenerieren"; das Kunstlied führen Sie âuf, bringen es auf die Búèhne, oder umgekehrt, das auf der Bühne, auf dem Variété gesungene Lied wollen Sie veredeln.

Aber Sie tragen ja auch Gedichte òhne Musik vor, und da vergessen Sie nur nicht, auch den deutschen Vérs zu verjüngen; und die fortwährende Nähe der Musik, in die Sie jetzt gekommen sind, giebt mir gute Hoffnung, daß Ihnen das gelingt, und daß die Herren Dichter *musikalischer werden.* Unsere deutschen Dichter beklagen sich darüber, daß sie vernachlässigt werden, sie blicken mit Neid auf die Zeiten, wo

---

1) Die Tonzeichen auf *lateinischen* Buchstaben geben den Satzton, die auf deutschen die Hebung (im Verse). Die Bedeutung der Satztonzeichen habe ich zuletzt in der Zeitschrift des deutschen Sprachvereins auseinandergesetzt, Dezember 1900. Vergl. auch „Entwurf einer deutschen Betonungslehre", Leipzig, Wunderlich 1899. Hier sei bemerkt, daß das fallende Zeichen (accent grave) einen starken hohen Ton bezeichnet, hinter dem die Stimme fällt, das steigende (accent aigu, Fragezeichen) einen starken hohen Ton, hinter dem die Stimme oben bleibt bis zum Ende des Satzes (Fragesatz) oder bis zu einem noch folgenden fallenden Ton. Der „Circonflexe" bedeutet einen besonders hohen Ton, wie beim Ausruf (Ausrufezeichen.)

die deutschen Dichter nicht nur gelesen wurden, sondern auch „in aller Munde waren", vorgetragen wurden, weil man sie hören wollte. Ja, die böse Schwesterkunst, die Musik, hat alles weggenommen, fast jeden Abend den Winter durch füllt sie die Säle, man bewundert das Werk und bewundert den Vortrag: ja, hier will man hören und genießen. Genießt man denn aber beim Hören der deutschen Verse nicht?

Nun ich behaupte Nein! Wir hören keinen Vers, wir erfreuen uns an keinem Rhythmus mehr, wenn die deutschen Verse vorgetragen werden. Verse sind es nur auf dem Papier.

In dem einen Gedicht, Frau Wohlbrück, das Sie uns in Dresden vortrugen, Kompensation hieß es, da sprachen Sie: „die Menschen | sind gestorben," Sie machten eine Pause hinter dem Satzgegenstand oder dem Fragevorsatz, wie wir es hier vielmehr nennen müssen, denn Sie gingen zugleich in die Höhe, wie es bei dem Frageton geschieht. Sie hatten entschieden recht mit diesem Frageton und auch mit dieser Pause, die ich ja auch zur Betonung rechne; die Pause hebt eben den betonten Begriff noch mehr heraus, als es durch die bloße Verstärkung und Erhebung der Stimme geschieht, hebt ihn heraus, um den Hörer zu spannen, um in ihm einen Boden zu bereiten für das, was jetzt kommt, und was dergleichen Gründe für die Betonung mehr sind. — In dem Gedichte „das Gänschen" hieß eine Zeile: „obwohl es dürftig dekolletiert". Sie machten vor dem „dürftig" eine Pause — auch hier wohl, um den Hörer zu spannen, auch hier also mit Recht, und ich glaube sogar, in der Handschrift des Dichters wird ein Gedankenstrich dagestanden haben; aber hier wie in dem ersten Fall fiel der Hörer aus dem Rhythmus heraus, und die Zeile von 3 Hebungen oben und 4 Hebungen hier, wie sie auf dem Papier so schön abgeteilt ist, ist länger geworden, um einen ganzen Takt (Fuß) beinahe. Ein anderes Gedicht, das einer der Herren vortrug, hieß der Narr; da habe ich mir folgende Zeilen aufgeschrieben: „Denn so ist's Leben, | weinen bald, | bald lachen"; zweimal wurden deutliche Pausen gesprochen. — „Schön ist das Weib, | schön | und verderblich auch". Man „sieht" deutlich die Zeile, die Zeile von 5 Hebungen, die herauskommt, wenn man die Worte in einer Reihe aneinandersetzt; aber gesprochen sind es keine 5 Takte mehr, und das hat sich der Herr Vortragende auch nicht weismachen lassen vom Dichter. Eine dritte Zeile, die ich mir aufgeschrieben, lautete: „O Himmel, | greiser, | dienstentlassener Soldat". Sie sehen also, wie schon äußerlich die Satzfügung oft zur Pause zwingt, um die Auffassung zu erleichtern: Verkürzte Sätze die aneinandergefügt sind (weinen bald, bald lachen), gleichartige Satzteile (Worte), die aneinandergefügt sind, wie in den beiden anderen Beispielen die Eigenschaftsworte. Aber was

wird bei solchen nebenordnenden Aufzählungen (Koordinationen) dem Hörer oft zugemutet! Julius Rodenberg (in der Sammlung von Busse Seite 278): „Nun ruht und schlummert alles, | Erd', Menschen, Wald und Wind". Entweder man spricht das „Erd'" mit einer Pause, und da haben wir einen Takt mehr, oder man spricht es als Senkung, und dann hört man und versteht man von dem großen zweisilbigen Wort so gut wie gar nichts mehr! Und mit solchen und ähnlichen Musterversen füttert man die kleinen Kinder von 8 Jahren in den Schulbüchern! Vor kurzem noch wurden die Gedichte des Hermann Kunibert Neumann in einem eigenen Aufsatz in der Zeitung gepriesen: und was las man als Beispiel seiner Verskunst? „Drei Klänge sind durchs Leben ihm geblieben: | Gott, reiner Sang und ewig junges Lieben".

Neben solchen ich möchte sagen syntaktischen Pausen sind aber sicherlich noch viel öfter Pausen notwendig, die nur in dem jeweiligen Inhalt begründet sind. Ich hörte von einer ehemaligen Schauspielerin ein Gedicht über Mozart vortragen und bemerkte da folgende Stellen:

> Doch wenn der Schmerz | gewaltig dich durchglüht —
> damit das Werk | den weisen Gründer ehrt —
> da | greift er einmal noch in seine Saiten.

Pausen hinter „Schmerz" und „Werk": in diese Worte wurde das ganze Gefühl gelegt, das den Vortragenden beim Aussprechen dieses Satzes bewegte, und deshalb können wir es wohl auch so ausdrücken: die Worte „Schmerz" und „Werk" hatten hier, in diesem Zusammenhang eine längere Dauer, oder wie die Alten es nannten, Quantität.

Nun werden Sie sagen: „Sie bringen da vereinzelte Beispiele, wo solche Pausen nötig erscheinen und auch wirklich gesprochen worden sind; aber diese sind doch eben nur vereinzelt, und es lohnt nicht, wegen solcher weniger Fälle eine neue Lehre aufzustellen." Wenn Sie mich, meine Damen und Herren, auf die Gedichte beschränken, dann allerdings kann ich Ihnen verhältnismäßig wenig Beispiele von solchen Pausen bieten, die ich wirklich gehört habe; aber das kommt nicht daher, daß es keine gäbe, sondern es wird zu wenig vorgetragen, man hat keine Gelegenheit. Aber auf der Bühne, da fehlt es nicht daran, Schiller voran mit seinen fünffüßigen Jamben, die nach Belieben durch den Vortrag bis auf 7, 8 Füße ausgedehnt werden; und es fehlt auch nicht an Beispielen aus neuesten Dichtern, die heutzutage noch so dichten, wie schon Schiller nicht hätte dichten sollen. Im Januar 1898 hörte ich die Maria Stuart im Dresdner Hoftheater und habe mir da aus wenigen Auftritten ein Dutzend solcher Fälle angemerkt, wo einzelne Worte statt einer Hebung deren zwei, drei bekamen:

Bei ihr[1]) nur ist des Lébens Réiz (Mortimer II 6)
Haben ihr Schúldig ausgesprochen (Leicester II 3)
Wenn sich ein Hérz ⏑́ entzückend und entzückt (Mortimer II 6)
Wie gróß ⏑́ dich áuch die Königin zu machen versprach (Paulet II 7)
Und ích ⏑́ ⏑́ Mylórd, verláſſe mich auf mich ⏑́
Und meine beiden offnen Augen. (Derselbe ebenda)
Mich ímmer trifft der Haß der That (Elisabeth II 5)
Nie sóll ein Lächeln diese Wangen mehr
Erheitern (Malville V 1).
Ein wéhrlós Wéib (Elisabeth, Monolog IV 10)
u. s. w.

Der letzte Fall erinnert mich wieder an Ihr Überbrettl, an das Mädchen mit den Streichhölzern: „Wie kám ich mir da vórnéhm vór": sò sprachen Sie!

Und andrerseits unsere heutigen Dichter: Bei Wildenbruch, im „Harold", machen folgende zwei Sätze einen fünffüßigen Jambus aus:

„Jagd? Geht man hier mit Schwertern auf die Jagd?"

Den soll mir mal einer vorsprechen! Noch schlimmer:

„Tot?" — — Dachte sie noch sterbend ihres Vaters?"

„Tot" als Auftakt zu dem „Dachte"!

Sie werden weiter sagen, Frau Wohlbrück: „Wie soll ich es denn aber mâchen, die Pâuse múß ich sprechen, ich kann die Versfüße doch nicht so herunterleiern, wie sie dastehen, und wie denken Sie sich überhaupt die Sache?" Nun ich bin ganz Ihrer Meinung, daß es eine eintönige Leierei geben würde, wenn Sie z. B. die fünffüßigen Jamben Schillers streng im Takte hersagen wollten. Aber daß der Takt streng eingehalten wird, das ist nicht das Eintönige, da müßte doch alle Musik, die manchmal seitenlang streng im Takte geht ohne Ritardando, eintönig werden! Sondern höchstens der regelmäßige Wechsel von Hebung und Senkung kann eintönig werden! Und er ist unnatürlich zugleich! Sagen Sie also Ihrem Dichter, daß er die Pausen, die der Inhalt mit sich bringt, mit in den Vers einrechnet; und wenn er sich das nicht vorstellen kann, so machen Sie ihn darauf aufmerksam, daß schon vor hundert Jahren Schiller es ihm vorgemacht hat, wenn er sagt: Den Dank | Dame, begehr' ich nicht (fehlt eine Senkung mitten in der Zeile); den Jüngling — bringt keines wieder (fehlt eine Hebung). Beide Male steht das vorausgehende Wort als Fragevorsatz im starken Frage-

1) Jeder neue Accent giebt den Anfang eines neuen Taktes; steht der Accent über dem Gedankenstrich, so bedeutet dies, daß das vorhergehende Wort in den neuen Takt hinein ausgehalten ist.

ton. Ja er war noch kecker; in eben diesem „Handschuh" schrumpft die ganze Zeile von 4 Silben auf 2 zusammen „und sieht sich stumm rings-um". Aber nachgemacht hat man ihm das nicht, und ich staunte, als ich einmal in einem neueren Gedicht, von Richard Zoozmann, „Die gestorbene Liebe" hieß es, folgende Stelle fand:

Und Baum und Brunnen hören auf
Mit Rauschen; denn leis' geht um
Die gestorbene Liebe.

Mit Rauschen: Dahinter „fehlt" die Hebung. Auch die Reste solcher Messungen, die in Sprichwörtern oder volkstümlichen Wendungen sich finden, sind unbeachtet geblieben: „Zeit, Wind, Fráu und Glück verändern sich im Augenblick." Das ist doch gescheiter als Gottréiner Sang und ewig junges Lieben.

Noch sind Sie nicht zufrieden. Sie sagen: „Wenn der Dichter aber so beliebig einmal eine Hebung, eine Senkung ausläßt, wie kann ich das beim Lesen gleich wissen?" Darauf antworte ich: Das muß sich eigentlich von selbst ergeben bei natürlichem Sprechen, sinngemäßem Vortrag und künstlerisch mitempfindendem Ausdruck; durch diese drei Dinge ergiebt sich die Dauer der Worte, ergeben sich die Pausen nach den Worten; die dichterische Rede muß von selbst in ihre rhythmische Gliederung fallen und im allgemeinen nur diese rhythmische Verteilung zulassen. Sind diese rhythmischen Verhältnisse verwickelter, nun, so mag man Zeichen setzen zum Anhalt für die Schwachen oder Gedankenlosen, ähnlich wie in der Musik die Vortragszeichen Forte, Crescendo und die Überschrift Andante sich aus dem Stücke, aus dem Charakter der Melodie ergeben. Man wird damit nur einen Grundsatz ausdehnen, der schon stillschweigend angenommen ist: Denn unsere Einteilung der Strophe in Zeilen ist weiter nichts als ein Zeichen für das Auge, daß hier eine Pause gemacht werden soll. Aber diese Pause soll sich doch gewiß von selbst ergeben durch den Ruhepunkt, den die Erzählung, das Satzgefüge hier macht.

Diese einfache Sache ist aber vielen von unseren Dichtern, wie es scheint, nicht bekannt, und es wird schwer dagegen gesündigt. Sie machen eine Pause, wo keine ist; d. h. während der Schauspieler eine Pause macht, die im Inhalt, aber nicht im Rhythmus liegt, macht der Dichter mit dem Vers, mit dem Rhythmus eine Pause, wo der Sinn keine erlaubt. Herr Dehmel, den Sie ja auch in Ihren „Brettl-Liedern" führen, fängt in der ersten Strophe an:

Mädel, laß das Stricken, geh',
Thu den Strumpf beiseite heute u. s. w.

Gut: Die Reihe besteht aus vier Hebungen, die vierte Senkung fehlt, und zum Zeichen dessen wird eine neue Zeile angefangen. Nun geht es aber in der zweiten Strophe weiter:

Mädel, liebes, sieh doch nicht
Immer so beiseite heute.

Ja wie denn nun hier? Wollen Sie hier auch eine Pause hinter „nicht“ machen? Da ruinieren Sie die deutsche Sprache und martern das deutsche Ohr; „nicht immer“ gehört eng zusammen und wird niemals vom Sprechenden, auch von dem gefühlvollsten nicht, getrennt werden. Und wénn Sie es zusammen sprechen, um der Sprache keine Gewalt anzuthun, so thun Sie dem Rhythmus Gewalt an, und kein Mensch hört mehr, wo das Wort bleibt. Es ist um kein Haar besser, als jenes Beispiel im Lesebuch (Paulsiek) des kleinen Achtjährigen:

„Wollen meine Kühe nicht
Mehr zu Mittag grasen“ u.s.w.

Der Knabe, den ich unterrichtete, sprach das „nicht mehr“ natürlich fortgesetzt zusammen, er konnte nicht anders, aber da wurde die reine Prosa draus! Ich schlage eine andere Seite auf in Ihrem Musterbüchlein, Bierbaum heißt der Dichter:

Mánchen Wéin háb ich getrúnken,
Manchem schönen Kinde bin
ich verliebt ans Herz gesunken;
Jetzt geht alles nüchtern hin.

Also „bin“ soll seine Hebung bekommen, es ist ja auch auf „hin“ gereimt, und „ich“ muß sie auch bekommen! bin ích — nein es ist himmelschreiend! Das sind Deutsche, die das schreiben! Ja schreiben, die Federfuchser, sprechen können sie es nicht, und ich wette darauf, daß Sie im Überbrettl dieses Gedicht bisher noch nicht vorgetragen haben, denn das ist einfach unmöglich, vor allem weil im Eingang des Gedichts der neue Rhythmus ganz besonders deutlich gemacht werden muß, später wird er leichter „hineingehört“. Nur noch éin Beispiel von der Sorte, sie sind massenhaft da: der Kladderadatsch brachte am 4. November vorigen Jahres ein Gedicht auf Max Müller, ein ganz ernsthaftes Gedicht:

Sein Ruhm gehört zwei Völkern,
Sein Schaffen gehört der Welt,
Sein Herz war deutsch und blieb es,
Von deutscher Liebe geschwellt.
Es war sein arbeitsfroher
Geist bei den Brahmanen zu Haus,
So ruh' er sich nun in Nirwanas
Wunschlosem Frieden aus.

„Sein arbeitsfroher“ — Pause! „Geist bei den Brahmánen“ . . . .

Es giebt aber noch eine andere Art der Mißhandlung, deren sich unsere Dichter schuldig machen. Die Verbindung Zeitwort und Fürwort bekam oben bei Bierbaum fälschlich zwèi Hebungen: bin ich. In der Zeile vorher (hab' ich) bekam sie die Hebung an der falschen Stelle, nämlich auf dem Fürwort: hab' ich; denn in diesem Versmaß sind die 2., 4., 6., 8. Silbe gehoben. Die Spráche aber verlangt „háb' ich", nach der „Rangordnung der Wortklassen", wie man es heute nennt, verlangt das gerade so gut, wie sie für gewöhnlich háben verlangt und nicht habén; und dieser ständige Satzton muß nun endlich ebenso anerkannt werden wie der ständige Wortton. Das „ich" kann nur dann den Ton haben, wenn es einem anderen Fürwort entgegengesetzt ist, also das Zeitwort, weil wiederholt, unbetont ist; das ist der gelègentliche Ton. Daher sagt Baumbach sehr schön:

> O Sonn', o ihr Berge drüben,
> O Feld und o grüner Wald,
> Wie seid ihr so jung geblieben,
> Und ich bin worden so alt!

Wenn „mir" mit dem Artikel zusammentrifft: „mir die", so ist es unanfechtbar, wenn der Dichter dieses „mir" in die Hebung setzt; aber nun kommt es auch noch darauf an, was vorausgeht: (Liliencron)

> 1. Aus Wogen taucht ein blasser Strand,
> Es schimmert fern durch meine Thränen
> Des Vaterlandes Küstenrand,
> Erschöepft müß ich am Maste lehnen.
> 2. Der Flieder blüht, die Schwalbe zieht,
> Und auf den Dächern schwatzen Stare,
> Der Orgeldreher dreht sein Lied,
> Ein linder Wind kúeßt mir die Háare.

„Küßt" ist ein gewählter Ausdruck, ein Bild, das deutlich gesprochen werden will, um verstanden zu werden; es zieht den Ton von dem „mir" auf sich hinüber, nach meiner Meinung.

So muß man ùeberall, bei jèdem Zusammentreffen von Worten beobachten, welchem das Uebergewicht zukommt: Férn von des Lebens Weiten; dórt, wo die Wellen schäumen; dáß ich so tráurig bin.

Sie wenden ein: „Gut, mag der Ton und die Hebung auf dem „hab' ich" liegen, auf dem „küßt", auf dem „muß" in der ersten Strophe Liliencrons: das klingt ja gar nicht schlecht, das Versmaß kippt hier gewissermaßen um, die fehlende Senkung wird nachgeholt, und wenn hinter dem „erschöpft", hinter dem „Wind" eine Pause entsteht: diese Pause nach den bedeutsamen Worten ist doch eben nach Ihrem Sinn!" Schön, die Pause rèizt mich ja, aber sie muß sich auch immer durch den Ton so rechtfertigen lassen wie hier. Und dann wundert es mich nur, warum

sich dieses Umkippen immer bloß bei solchen Wortverbindungen findet, bei denen es in unserer Schrift nicht zum Zusammenschreiben gekommen ist, warum es sich aber nicht findet bei jenen Verbindungen, die von der Schrift seit undenklichen Zeiten in ein Wort zusammengezogen worden sind, Stamm und „Endung“, also „haben“. Höchstens im Anfange der Zeile finde ich da die Umkehr mitunter: (Heine)

Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn ans Land.

Aber mitten in der Zeile hat man es unterlassen; also etwa so: Erschöpft léhnte der Held am Mast. Das ginge ja zur Not; aber bei dem Wort hat es Opitz verboten. Opitz schaffte die sprachwidrige Betonung der Endung im Verse ab, und das war sehr gut; aber darüber hinaus sind wir auch nicht gekòmmen.

Ich glaube also nicht, daß unsere Dichter sich dieser Umkehr bewußt sind; und wenn sie das nicht sind, so ist die Gefahr groß, in ihrer Anwendung zu viel zu thun. Sicherlich ist es für den Hörer nicht angenehm, in dem rhythmischen Gleise so oft von der einen auf die andere Seite geworfen zu werden. Denn es kommen noch andere Unebenheiten genug dazu, die das glatte Vorwärtskommen stören!

Ein schöner Rhythmus verlangt gleichlange Takte, aber wie oft werden Takte von ganz ungleicher Länge nebeneinandergestellt und in den rhythmischen Rahmen gepreßt wie in ein Prokrustesbett: (Busse)

Aúf gehéimnisvollen Sohlen
Tritt ein lieber Traum herfür,
éine lang verschloss'ne Thür
Öffnet er und winkt verstohlen.

An erster Stelle des Verses, also an der stärkstbetonten, das Wörtchen „auf“, und mit der Silbe „ge“ zusammen muß es ebensolang dauern wie die seltenen Nomina, die folgen; ebenso in der dritten Zeile „eine“. — „Vorfrühling“ von Heyse fängt an:

Stürme brausten über Nacht,
Und die kahlen Wipfel troffen.

Das „über“ in der Verbindung „über Nacht“ ist viel zu kurz! Ganz schlimm ist es, wenn solche Verbindungen am Anfange des Gedichts stehen, wo der Rhythmus noch nicht bekannt ist und der Leser schließlich gar auf ein anderes Versmaß fällt: (Jacobowski)

Auf der Stráße, an den Hécken —

so ist es aber nicht gemeint, denn es folgt dann:

Blüht es vóller jéden Tág.

(Liliencron:)

Es wogt mein Schiff, es sinkt und hebt,
Ein Sturmlied singen die Matrosen.

„Die Ma" soll also gerade so lang dauern wie „Sturmlied" — wenn Sie das hier nicht unmöglich finden, so hören Sie zu, wenn so etwas in Musik gesetzt ist, und passen Sie in Ihrem hübschen Liede „Die Musik kommt" auf, wo Liliencron im zweiten Vers sagt:

Die Türkentrommel, dér Flötist.

Mír gab's einen Stích. — (Prinz v. Schönaich, Sang des Türmers) „Wer sich den Mund verbrühte, bläst zur Not auf kalte Milch. Schlaf birgt mehr Glück denn Wachen" — lauter Silben, die in diesem Zusammenhang merklich langsamer gesprochen werden müssen. — Ein Dichter schrieb: „Der heulende Sturm peitscht Himmel und Meer." Das „peitscht", ein Bild, das beachtet sein will und noch dazu einen massigen Lautkörper mitbringt, steht in der Senkung, und zwar hinter dem stark betonten „Sturm", das für sich einen Takt ausfüllen könnte, etwa so: Der héulende Stúrm peitscht das Méer.

So holpert es und stolpert es durch die deutsche Dichtung, bei dem einen mehr, bei dem andern weniger, manchmal auch gar nicht — ein Beweis, daß es geht. Freilich mag es sein, daß es sehr schwer ist, tadellose Verse zu machen — aber das liegt doch nicht an der Sprache, das liegt an dem metrischen Rahmen, der gewählt wird, an den ewigen „Zweiern" (Jamben und Trochäen), wo mit tödlicher Sicherheit auf eine Hebung eine Senkung folgt. Das paßt nicht immer für die deutsche Sprache, für die deutschen Sätze, für die deutschen Wortgruppen, für die deutschen Wörter, und ich kann es den deutschen Dichtern nicht verdenken, wenn sie voller Verzweiflung aus diesem Schwitzkasten der strengen Verse hinausgeflüchtet sind in die freien Rhythmen. Denn so fasse ich diese Entwickelung auf, die schon frühe begonnen hat und noch nicht abgeschlossen ist; hier in diesen freien Rhythmen kann die geknechtete Zunge den Wörtern und Wortgruppen wieder ihre natürlichen Dauer- und Tonverhältnisse geben, unbekümmert darum, ob die Takte auch gleich lang sind, ob der Rhythmus hörbar wird oder nicht; der Dichter übt sich gewissermaßen hier in der natürlichen Betonung, die er zu verlernen in Gefahr ist. Verse sind's ja nicht; der Rhythmus, d. h. die Wiederkehr gewisser fester Verhältnisse, ist noch nicht da, und deshalb gilt auch diese Art nicht für voll, in Busses Sammlung finde ich keine davon; aber sie sind eine Stufe in der Entwickelung, und diese Entwickelung wird kommen, wir sind in einer Durchgangszeit, ganz ähnlich wie in der Malerei und

Dichtkunst die sogenannte naturalistische oder realistische Richtung nur eine Durchgangszeit und eine Zeit der Übung ist. Diese Entwickelung wird kommen, ist es doch deutlich zu sehen, wohin die deutsche Verskunst strebt, die deutsche im Gegensatz zu der alten der Griechen und Römer, in deren Bann sie so lange Zeit gesteckt hat; sie hat sich losgerungen von dem Kurz und Lang der Alten, denn dieses Kurz und Lang beruhte auf der Kürze oder Länge der bloßen Laute, des langen Vokals gegenüber dem kurzen und der Konsonantenverbindung gegenüber dem einfachen Konsonanten („Position"); im Deutschen kommt nicht die lautlich (physiologisch) lange Silbe in die Hebung, sondern die betonte. Das war Opitz, der das lehrte, und es kam damit auch oft das Wort mit kurzem Vokal und einfachem Konsonanten in die Hebung, und die Endung durfte die Hebung nicht mehr übernehmen. Aber es blieb beim Wort. Das Wort wurde an sich betrachtet, losgerissen aus seiner Umgebung, aus dem Satze, und es hieß: „eine" hat den Ton auf der ersten Silbe (es hat ihn also immer). Daß es aber in gewisser Umgebung auch tonlos werden kann: „án eine, wénn eine", wurde nicht berücksichtigt. So blieb es für Opitz noch beim zweisilbigen Takte; erst das nächste Jahrhundert schuf in halb unbewußtem Drange den dreisilbigen Takt, und es brachte dann mit Klopstocks und Vossens Hexametern auch die Mischung von Zweiern und Dreiern, die der deutschen Sprache, d. h. den Zeitverhältnissen der natürlichen Rede, so gut entspricht. Aber noch fehlt bis auf den heutigen Tag der rechte Grundsatz und die bewußte Anwendung dieses Wechsels. Die Worte müssen so gewählt sein, daß der Zweier (der Takt im Ganzen!) nach dem Geist und den Gesetzen der deutschen Betonung so lange dauert wie der Dreier, also in die zweisilbigen Takte müssen die schweren Worte kommen, die entweder „ständig", der Regel nach, oder gelegentlich, infolge des Zusammenhangs, länger dauern; und zu dieser letzteren Art gehören vor allem die Worte, die jeweils den sogenannten Hauptton oder den Frageton im Satze haben. Daher die wohlthuende Übereinstimmung mit der Sprache, wenn oben in dem Baumbachschen Beispiel die beiden (Frage)töne „jung" und „ich" in die Hebung eines Zweiers gesetzt sind.

Der Satzton muß also vollständig durchgeführt werden, das ist die letzte Stufe der Entwickelung, die mit Opitz begann: erst durch seine Stellung im Satze empfängt jedes Wort und jede Silbe ihren metrischen Wert, ihre Dauer; durch die Betonung kann dasselbe Wort einen, zwei Takte lang werden, unter anderen Umständen tonlos sein und einen halben Takt bilden, und diese Betonung, die mit ihrer sprachgemäßen Abstufung der Schnelligkeit doch im Grunde auf den Hörer und auf die Wirkung des Gesprochenen berechnet ist, kann unserer Verskunst eine

ungeahnte Mannigfaltigkeit verleihen. Ihre Dichter, meine Damen und Herren, werden gut thun, sich einmal bei ihren Nachbarn und jetzigen Freunden, den Musikern, umzusehen, wie die auf diesem Gebiet eigenmächtig vorgegangen sind. Noch Mozart betont: Dóch sollen sie zu Gräbe gehen, und ähnlich. Aber nicht nur daß solche Sprachwidrigkeiten später seltener werden, es wird auch schöpferisch in der Betonung über die Prosa hinausgegangen. Schumann deklamiert:

> Ér – der hérrlichstè von állen –
> Wíe so míl – de, wíe – so gút –.

Üben Sie sich überhaupt darin, die Lieder aus dem Notenheft zu deklamieren, also bloß den Rhythmus zu singen. Da müssen Sie zählen lernen und taktieren, das kann Ihnen nur nützen! Und wenn Sie auch nicht gerade sklavisch genau jede punktierte Note aushalten; aber Sie werden die Verhältnisse kennen lernen und mit Staunen sehen, wie es die Músiker treiben mit jener gefühlvollen Ausdehnung der betonten Worte:

(Wagner, Walküre) Wie gleicht er dem Weibe, der gleißende Wúrm glänzt auch íhm aus dem Áuge. — Áuf lách' ich in heiliger Lúst – – – – hált' ich dich Héhré umfángen, fúhl' – ich dein schlá – gendes Hérz. Sehen Sie, wie verschieden die Worte gemessen werden: halt' ich dich 1 Takt, Hehre 2 Takte, Lust 5 Takte!

Aber sehen Sie sich auch folgende Stelle an, um zu ermessen, wieweit auch manchmal, in zurücktretenden erzählenden Stellen, die Worte verkürzt werden: Den Grimm verjágt der Grám. Mit wílder Thränen Flút betróff sie weinend die Wáhl, um des Mórdes der eignen Brúder klágte die unsél'ge Bráut. — Der Erschlagnen Sippen stürmten dahér, übermächtig ächzten nach Rache sie, – rings um die Stätte ragten mir Feinde. „ächzten nach Rache sie" — unter einen Takt! Unmöglich, sagen Sie, unnatürlich!

Nun, Sie widersprechen sich. Erinnern Sie sich, daß Sie in dem Gedichte „Der Narr" einmal zwei Zeilen viel schneller sprachen, so daß man den Vers verlor, und es wie Prosa klang: „Und wißt ihr, was dann meine Mörder thaten, damit verborgen ihre Schandthat bliebe?"! Unmöglich sind solche Geschwindigkeitsunterschiede nicht, unmöglich ist nur, sie aus dem Takte so herausfallen zu lassen!

Also Takt halten, meine Herrschaften, und Takt fórdern von Ihren Dichtern!

Ein Beitrag zur deutschen Prosa-Lesebuchfrage im höheren Mädchenschulunterricht.

Von Oberlehrer Dr. E. Lemming in Greifswald.

Es ist der Zweck der folgenden Zeilen, auf einen Lösungsversuch hinzuweisen, der auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts an höheren Mädchenschulen unternommen ist: auf Marg. Henschkes „Deutsche Prosa. (Ausgewählte Reden und Essays.)" Gera 1900. Jüngst noch ist an entscheidender Stelle geurteilt worden, daß die Frage nach der Umgestaltung des höheren Mädchenschulunterrichts nicht auf die Umgestaltung in Mädchengymnasien abziele; daß hingegen eine Reform und weitere Ausgestaltung des höheren Mädchenschulunterrichts durchaus diskutierbar sei. Von diesem letzteren Gesichtspunkte ausgehend, möchten wir auf das oben erwähnte Buch hinweisen, das einen Lösungsversuch und Reformvorschläge für die künftige weitere Ausgestaltung des deutschen Unterrichts an den oberen Klassen der höheren Mädchenschule darbietet. Ich meine, das heißt unsere Schulfrage schrittweise, aber sicher vorwärts bringen und fördern, wenn wir in allererster Linie statt der generellen, gemeinplätzigen Programmdiskussionen solch ein Produkt stiller Denkarbeit als weiteren Lösungsversuch nach Maßgabe der wissenschaftlichen Fortschritte und Forderungen des deutschen Unterrichts an den höheren Lehranstalten überhaupt einmal betrachten und grundsätzliche Stellung zu dem dargebotenen Reformversuche nehmen. Es ist wohl nicht nötig, hervorzuheben, daß unser höherer Mädchenschulunterricht im Deutschen besonders, will er den Maßstab für fördersame Reformen bewahren, schärfer als bisher die seit 1892 an den höheren Knabenschulen vollzogene Umgestaltung und Fortschritte gerade dieses wesentlichsten Hauptfaches ins Auge fassen muß.

Doch nun zum Buche selbst! In didaktischer Hinsicht bietet es insofern einen Neuerungsvorschlag, als es ausschließlich Prosa-Lektüre für die Oberstufe enthält. Wir ersehen darin für die Oberstufe des weiblichen Unterrichts einen Fortschritt. Die weibliche Phantasie bedarf gerade auf dieser Entwickelungsstufe der Erziehung zum Wahrheitssinn, zur Auffassung des Thatsächlichen. Jüngst noch hat Prof. J. Baumann — Gymnasium und Realgymnasium, verglichen nach ihrem Bildungswert; Vortrag, gehalten auf der Versammlung deutscher Naturforscher zu Düsseldorf — auf den relativen Wert der Poesie für Gedankenerziehung hingewiesen mit folgenden Worten (S. 36/37) . . . So wird in der Poesie verabsolutiert, was historisch ganz besondere Verhältnisse

und darin seine Begrenzung hatte: eben dadurch wird es aber vor einigermaßen genauerem Wahrheitssinn falsch. Zum höchsten Dichter gehört gewiß etwas von Mysterium oder Traum. Ein solcher ist z. B. Horazens Lied an Lalage, daß ein treu Liebender unter allen Gefahren des Klimas, der wilden Tiere, grimmer Feinde sicher und gefeit hinwandeln werde. In tausend verschiedenen Formen ist dieser Gedanke in alter und noch mehr in neuer Poesie ausgedrückt worden. Wir wissen alle, dies Gefühl drückt nicht eine Wirklichkeit der Erfahrung aus, aber es ist uns als Gefühl so lieb und entsteht immer wieder so von neuem, daß wir uns daran erfreuen, wo es wieder einen neuen und überraschenden Ausdruck gefunden hat. Aber man muß nur wissen, daß Poesie eben Poesie und nicht wissenschaftliche Wahrheit ist, und muß nicht von ihr verlangen, was sie nicht leisten kann. Eine Welle sprach zur andern: Ach, wie kurz ist dieses Wandern! Doch die zweite sprach zur dritten: Kurz gelebt ist kurz gelitten — —, wird am Meer auch bei sonnigem Wetter und gewöhnlichem Wellenschlag, ernst und einfach vorgetragen, einen tiefen Eindruck auf uns machen, so daß wir einige Minuten und länger über der angeregten Stimmung träumen. ...„Für Gefühl und Phantasie ist das alles höchst wertvoll und wird es stets bleiben; nur wäre es gut, allmählich zu lernen, daß die so angeregten Gedanken die Erprobung ihrer wissenschaftlichen Wahrheit nicht wieder aus der Poesie selbst gewinnen können, sondern daß wir es uns in Bezug auf sie wohl etwas sauer werden machen müssen." ... Wir sollen es uns und den Schülerinnen auf der Oberstufe etwas sauer werden lassen in puncto der Erziehung zur Gedankenstrenge und zum Wahrheitssinn — eine für unsere Unterrichtsreformfrage dringende Mahnung! Die in der „Deutschen Prosa" enthaltenen Stücke übergehen für die Oberstufe die Poesie; vielmehr wird entsprechend den Münchschen Vorschlägen — W. Münch, „Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst"[1]) — die „planmäßige Verwertung unserer modernen Prosa für die Jugend-Lektüre als durchaus notwendig" begründet. Verfasserin hat Lessing, Schiller und Goethe, „deren Werke in keinem Hause fehlen" (aber wenig oder überhaupt nicht gelesen werden!), aus dieser Sammlung von Reden und Essays, „die unserer Jugend nur das Weitverstreute bringen soll", ganz ausgeschlossen; — wie uns scheint mit Unrecht. Zunächst ist die Vorbemerkung wohl einwandfrei, daß bei der modernen Prosa-Lektüre der Essay (die Rede, die Studie) als ein „abgerundetes Ganze, ein in sich geschlossenes Kunst-

---

1) In seinem Aufsatz, a. a. O. betitelt: „Vom deutschen Unterricht an Real-Gymnasien".

schaftlichen und künstlerischen Formen". Damit dürfte der Kreis dessen, was in den Rahmen der Prosa-Lektüre gehört, umschrieben sein. Ich setze keineswegs, wie früher bereits angedeutet ist, das Ideal eines Mädchengymnasiums voraus. Wenn aber in den Lehrplänen für die höheren Knabenschulen vom Jahre 1892 für die oberste Stufe der kulturhistorische Gesichtspunkt[1]) betont wird, so dürfte das ein wesentlicher Fingerzeig sein. R. Biese weist an angeführter Stelle (S. VII) auf den kulturhistorischen Gesichtspunkt mit folgenden Worten hin: „Die kulturgeschichtliche Betrachtungsweise gewährt dem Schüler der Oberstufe den rechten Standpunkt, auf dem Gebiete der politischen, volkswirtschaftlichen, technischen, sittlich-religiösen, künstlerischen und litterarischen Entwickelung Umschau zu halten und zu einem einheitlichen und geordneten Wissen des Wesentlichen und zur Erkenntnis der großen Zusammenhänge der Dinge vorzubringen. Die Kulturgeschichte sucht in dem Einzelnen das Allgemeine, in dem Wechselnden das Bleibende festzustellen. Sie überschaut der Zeiten Schritt, ordnet das Gewirr historischer Thatsachen und vermag in gleicher Weise den Ideengehalt der Geschichte wie der Dichtung zu heben. Die Absicht der Kulturgeschichte ist philosophischer als die der Geschichte." — Der Übersicht wegen geben wir an dieser Stelle das Inhaltsverzeichnis der ausgewählten Reden und Essays wieder mit folgenden Kapiteln:

Arbeit und Muße (Ernst Curtius).

Zur Geschichte.

Vom Geist der Geschichte (Joh. Gottfr. Herder). — Die Griechen als Meister der Kolonisation (Ernst Curtius). — Die Kimbrer (Theod. Mommsen). — Zum Gedächtnis Friedrichs des Großen. Über Namen und Begriff des Großen (Adolf Trendelenburg). — Königin Luise (Heinr. v. Treitschke). — Am Denkmal Steins (Heinr. v. Sybel). — Gedenkworte (Erich Marcks). — Nationalität und Humanität (Eduard Zeller).

Zur Litteratur.

Goethe in Italien (Herman Grimm). — Rede zur Schiller-Feier (Friedr. Theod. Vischer). — Festrede zur Enthüllung des Berliner Lessing-Denkmals (Erich Schmidt). — Shakespeare, der Dichter und der Mensch (Bernh. ten Brink). — Emanuel Geibel (Wilh. Scherer). — Luise von François (Marie v. Ebner-Eschenbach).

---

1) Rund-Erlaß an höh. Knabenschulen vom 13. Oktober 1895. — U. II, 2461, worin gefordert wird, daß in O. II die Auswahl des geschichtlichen Lehrstoffes eine besonders planmäßig erwogene, lediglich nach dem Bildungsgehalt bemessene sei und daß den Lehraufgaben entsprechend die Verfassungs- und Kulturverhältnisse eingehender berücksichtigt werden.

Zur Kunst.

Das Schöne und die Kunst (Friedr. Theod. Vischer). — Der Poseidonstempel von Pästum (Jakob Burckhardt). — Die Verklärung Christi. Gemälde Raphaels (Carl Justi). — Ernst Rietschel (Herm. Hettner).

Zur Naturerkenntnis und Naturbetrachtung.

Erinnerungen (Herm. v. Helmholtz). — Über Ziele und Erfolge der Polarforschung (Georg Gerland). — Botanische Probleme (Ferd. Cohn). — Die Insel Capri (Ferd. Gregorovius).

Zur Volkswirtschaftslehre.

Über den Luxus (Wilh. Roscher). — Ein Mahnruf in der Wohnungsfrage (Gustav Schmoller). — Vom Reichtum (Otto Gildemeister). — Wie das Volk den Fleiß wertet (Wilh. Heinr. Riehl).

Zur Pädagogik, Psychologie und Ethik.

Pestalozzi (Wilh. Rein). — Bildung (Friedr. Paulsen). — Aus dem Kindergarten (Berthold Auerbach). — Das Haus (Charlotte Duncker). — Das eigene Schicksal (Joh. Gottfr. Herder). — Wie Lachen schön macht (Rudolf Hildebrand). — Enthusiasmus. Begeisterung (Charlotte Duncker). — Toleranz (Wilh. Heinr. Riehl).

An Gediegenheit des Lesestoffes, welcher der Vertiefung des Denkens und der Veredelung des Gemüts dienen soll, fehlt es somit nicht. Der Gesichtspunkt des bloß Interessanten darf aber nicht vorherrschen. Gewiß regen Reden und Essays an; aber bieten sie nicht zu viel Reflexion? Themen, die zu Reflexionen einseitig treiben, können doch nicht als Musteraufsätze dienen. An Musteraufsätzen, sagt Herm. Schiller, muß der Schüler die Absicht des Schriftstellers und die zur Erreichung derselben gewählte Anlage begreifen lernen, die einheitlichen Grundgedanken heraussuchen, welche den Zusammenhang der einzelnen koordinierten Gedanken des Lesestücks beherrschen, seien es nun Gruppen von Gedanken oder einzelne Begriffe. Die Schönheit jeder Prosa beruht auf der Klarheit des Gedankens und auf der Richtigkeit, Angemessenheit und Anschaulichkeit des Ausdrucks. Das beste Mittel, die Sprach- und Schreibgewandtheit zu entwickeln, ist der Bericht über Musteraufsätze oder die schriftliche Nachbildung derselben (R. Biese a. a. O. S. VIII).

Ohne mir den Vorwurf der „Pedanterie" zuziehen zu wollen, halte ich dennoch die beiden Herderschen Abhandlungen für überflüssig. Wie Lessings Laokoon längst nicht mehr als ästhetischer Kanon gelten kann[1])

1) Vergl. hierzu Friedr. Block, Bemerkungen über Lessings Laokoon, Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht. 1896. S. 274; desgl. J. Ziehen, Kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial zu Lessings Laokoon. Bielefeld, 1899. S. 2 — und

und dieses Werk so wenig als die Dramaturgie als Schullektüre nie ganz geeignet gewesen ist; wie das bleibende Wertvolle von Lessings kritisch-ästhetischen Ausführungen „längst Gemeingut geworden und in andere schulmäßigere Darstellungen" übergegangen ist, so ähnlich verhält es sich mit Herders Darlegungen. — Es wäre auch schwer, eine solche Vollständigkeit des Stoffes zu bieten, daß dem Unterricht und der eigenen Arbeit des Schülers kaum etwas hinzuzuthun übrig bleibt.

Die großen historischen Persönlichkeiten scheinen mir doch zu kurz gekommen zu sein, vom kulturhistorischen Gesichtspunkte aus betrachtet. „Die großen genialen Individuen", urteilt Biese, „bringen als Träger der geistigen Mächte einer Zeit das Typische der Epoche oder der Nation gerade zu besonders charakteristischem Ausdruck". Das vollkommene Individuum ist in der Natur, in Sage und Geschichte und in der Kunst zugleich Repräsentant des Allgemeinen und Bleibenden, ein vorbildlicher Typus, ein Ideal (a. a. O. S. VII). Daher missen wir ungern Aufsätze, wie „Der Eintritt des Christentums in die römische Welt" von Leopold v. Ranke (Biese S. 79). — Die Stadt Rom in der Kaiserzeit von Gregorovius. — Die Germania des Tacitus von Sybel. — Walther v. d. Vogelweide. — Lessing von Heinrich v. Treitschke. — Friedrichs des Großen Bedeutung für die deutsche Litteratur von Goethe. — Das deutsche Volkslied. — Fürst Bismarck u. a. m.

Über die methodische Behandlung ihrer Prosa-Lektüre äußert sich Verfasserin folgendermaßen: „Ich habe in jedem Semester je einen Aufsatz aus verschiedenen Gruppen gewählt, und zwar habe ich stets mit einem geschichtlichen, kunst- oder litterargeschichtlichen Essay begonnen, der sich inhaltlich an den Gedankenkreis der Mädchenschule anschloß, um meine Schülerinnen dann allmählich zu den ihnen fremderen Stoffen hinüberzuführen. Das Lesen eines Aufsatzes hat bei zwei Stunden wöchentlichen Unterrichts (neben zwei Stunden Dichter-Lektüre) immer mehrere Wochen in Anspruch genommen. Als freiwillige Arbeiten wurden kleine Vorträge angeschlossen: meist eine biographische Skizze über den Verfasser, sowie Referate über andere seiner Schriften, so daß das Bild seiner Persönlichkeit und seines Wirkens, seiner Eigenart in Auffassung und Darstellung sich nach und nach vertiefte und belebte ... Mit großer Freudigkeit sind meine Schülerinnen meist an diese freieren Aufgaben, die doch schon eine selbständigere Art des Arbeitens voraussetzen, herangegangen. Eine schriftliche Arbeit über das gemeinsam

O. Jäger, Lehrkunst und Lehrhandwerk. S. 347 u. 424. — R. Biese, Grundzüge moderner Humanitätsbildung. Leipzig 1886. S. 135—140; — ferner G. Wendt, Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts. München 1896. S. 123 flg. in dem Kapitel: „Aufsätze u. mündl. Vorträge".

Gelesene, eine kurz gefaßte oder mehr ausgeführte Angabe des Gedankenganges, eine Zusammenfassung des Grundgedankens bildet regelmäßig den Abschluß. —"[1])

Und was soll mit dieser schriftlichen Arbeit erreicht werden? Nichts weiter als Reproduktion — „aber eine bewußte ehrliche Reproduktion, eine Reproduktion wirklich wertvoller Gedanken", was Verfasserin im Interesse der Wahrhaftigkeit und im Interesse der Gedankenbildung für gleich wichtig hält. Mit glücklichem Griff beruft sich Verfasserin hierbei wiederum auf den Standpunkt Ph. Wackernagels und Rud. Lehmanns.[2])

Eine derartige Behandlung der Prosa-Lektüre läßt sich nach der Verfasserin eigenem Zugeständnis „wohl nur in der Selekta", den „wahlfreien Kursen" u. a. m. ermöglichen. Sollte die vorliegende Sammlung, so führt Verfasserin weiter aus, auch in der ersten Klasse der höheren Mädchenschulen eingeführt werden (nach den „Bestimmungen vom Mai 1894 ist für die I. und II. Klasse allerdings kein Lesebuch mehr vorgesehen), so würde man sich auf die gemeinsame Klassen-Lektüre beschränken und auf die ergänzenden freiwilligen Arbeiten verzichten müssen. Bei den Veränderungen, die in dem preußischen Mädchenschulwesen gewiß in nächster Zeit eintreten werden, scheint jedoch der Stoff an sich für eine erste Klasse durchaus nicht zu hoch gegriffen ... Die meisten neueren Pädagogen sind darüber einig, daß auf der obersten Stufe männlicher Bildungsanstalten den Schülern im deutschen Unterricht auch wirklich etwas zugemutet werden soll: Sollte das auf der obersten Stufe weiblicher Bildungsanstalten nicht gleichfalls angezeigt sein?"

Alles in allem: Verfasserin hat auf dem Gebiete der Fortschritte und Forderungen, die der deutsche Unterricht an höheren Knabenschulen

---

1) Über den Gewinn der deutschen Prosa-Lektüre urteilt Hermann Schiller: ... „Solange es aber nicht auf allen Stufen Grundsatz und Übung wird, daß der Schüler aus jedem Lesestück außer der Aneignung des Inhalts eine kleine Anzahl planmäßig von dem Lehrer festgestellter sprachlicher Thatsachen zu seinem Eigentum gewinnt, teils in dem Wortschatz, insbesondere durch Erschließung der tieferen Bedeutung, teils in der Verknüpfung desselben, teils in der Satzverbindung, teils in der Behandlung der Übergänge — so lange wird die deutsche Lektüre nicht den Gewinn abwerfen, den sie bringen könnte."

2) Von welch konservativer und nationaler Bedeutung die Pflege der Prosa im Leben eines Volkes ist, weist H. Joachim, Römische Litteraturgeschichte, Leipzig 1900, S. 60 nach: ... „Ferner war und blieb die Prosa konservativ und national. Das lag nicht an ihren senatorischen Vertretern, sondern vor allem daran, daß ihre Stoffe römisch waren, daß sie mit der Form nicht auch den Inhalt und die Anschauungsweise den Griechen zu entlehnen brauchte." ...

durch die Arbeit namhafter Pädagogen in didaktischer wie methodischer Hinsicht seit einem Jahrzehnt aufzuweisen hat, wacker Umschau gehalten. Und solch offene Augen thuen uns not für die Fortentwickelung des höheren Mädchenschulwesens wie des deutschen Unterrichts an unsren weiblichen Bildungsanstalten überhaupt. Der Philosoph Seneca hat den Satz aufgestellt, der auch hinsichtlich dieses praktischen Lösungsversuchs, der „Prosa-Lektüre", gelten dürfte: „Non refert, quam multos libros, sed quam bonos habeas".

Imperativische Namen.

Von Dr. Philipp Keiper in Zweibrücken.

(Schluß.)

In der Zeit, die zwischen der Einsendung des Manuskripts des im Märzheft erschienenen Teiles meiner Abhandlung und der Drucklegung desselben verfloß, ergaben sich mir noch einerseits allerlei Ergänzungen, anderseits verschiedene Berichtigungen; dies alles lasse ich nunmehr hier als Schluß nachfolgen.[1]) Die im folgenden von mir gebrauchten Abkürzungen bedeuten: A. = Karl Gustav Andresen „Konkurrenzen in der Erklärung der Deutschen Geschlechtsnamen", V. = Vilmar „Deutsches Namenbüchlein", 5. Aufl., und B. = Adolf Bacmeister „Germanistische Kleinigkeiten" (Stuttgart 1870), bez. die erste in dieser verdienstlichen Schrift enthaltene Abhandlung und Namensammlung, die den Titel trägt „Alte Familiennamen". Ich habe indes nicht etwa sämtliche darin sich findende imperativische Namen ausgezogen und angeführt, da ja meine Arbeit vorzugsweise noch jetzt vorkommende Familiennamen dieser Gattung zum Gegenstande hat, sondern nur solche sind von mir berücksichtigt worden, die entweder heute noch existieren oder zwar bereits der Vergangenheit angehören, aber zur Erklärung anderer, die sich forterhalten haben, mit Nutzen sich verwenden lassen. Den Anfang möge wieder ein Befehlname machen, der als Benennung einer Örtlichkeit dient: Warteweil = „Warte eine Weile!", so heißt eine Einöde am Ammersee in Oberbayern. Über den Ursprung dieses eigentümlichen Ortsnamens ist mir nichts bekannt. Meine S. 163 mitgeteilte Deutung des Familiennamens Schwitzgebel —

1) Ausdrücklich bemerke ich nachträglich, daß die von Andresen öfter genannte Schrift von Fr. Becker „Die deutschen Satznamen", Basel 1878, mir nicht zu Gesicht gekommen ist.

Schwitzkopf findet wohl eine Bestätigung durch den alten Geschlechtsnamen (Alber et Albreht) Gaeizgebel, d. i. Geißschädel, Geißkopf, schon im 13. Jh. vorkommend (V. S. 23). Vergl. auch Grozkopf, Großkopf 1311, Weizzhaupt 1375, Wittekopp 1369, sowie die aus Breslauer Archiven stammenden kuriosen Familiennamen Breitschädel, Hühnerhaupt, Mäusehaupt und ähnliche.[1]) Zu Guginsriet bemerke ich, daß nach V. 25 dieser Name schon 1350 als Familienname in Stuttgart erscheint. Ebenso war der ursprüngliche Ortsname Gozenried = Gessenried (Oberamt Ravensburg) bereits 1155 als Familienname in Gebrauch.

Zu der auf s endigenden Form Gugins, neben Guggin (Gugin), vom ahd. Personennamen Guggo, ist zu vergleichen der bayrische Familienname Ehrensperger und daneben Ehrenberger (Amberg); beide verschieden flektierte Formen gehen auf einen topographischen Namen Ehrenberg zurück. In Altbayern und Schwaben giebt es bekanntlich zahlreiche Ortsnamen auf -ried (rieth), die im ersten Glied meistens einen Personennamen enthalten, z. B. Autenrieth(ried), Pippinsriet, Fürnried, Schussenried u. s. w. Zum Familiennamen Guggenheim oder Gugenheim (in Paris Gouguenheim!) und Guggenheimer (München) füge ich noch den gleichfalls in Bayern vorkommenden Guggenberger, der auf einen alten Ortsnamen Gugginperc, Guggenberc zurückzuführen ist. Ob daneben auch Guggensberger mit dem Genetiv -s der starken Beugung, wie in Attensperger, Ehrensberger, Enzensperger, Rettensberger u. a., in Gebrauch ist, weiß ich nicht. Guggenbiehl (-biel) oder Gugenbühl (bei Villingen im Schwarzwald), d. i. „Bühel (Hügel) des Guggo", gehört ebenfalls zu den vielen topographischen Benennungen, die unverändert auf Personen übertragen wurden, um deren Wohnort und Heimat zu bezeichnen, und sodann zu Geschlechtsnamen geworden sind. Das Gleiche ist der Fall bei dem obenerwähnten Familiennamen Lugenbiehl oder -bühl.[2]) Während aber von Guggenbichl („Bichl" bayr. und österr. für „Bühl")

---

1) Wer noch mehr solche mit einem Tiernamen zusammengesetzte Geschlechtsnamen auf -haupt und -kopf kennen lernen will, findet ihrer ungefähr ein Dutzend bei Vilmar S. 50—56.

2) Hingegen kommen selbstverständlich die zahlreichen „Lueg=Luginsland" nicht von einem alten Personennamen Lugo her, sondern erklären sich leicht als ursprüngliche Befehlssätze: „Lug ins Land!" Auch das gleichbedeutende „Guckinsland" trifft man da und dort. So heißt z. B. ein Teil der Weinbergsgemarkung von Ruppertsberg (Pfalz), von wo man einen schönen Blick auf die Rheinebene und die Bergstraße jenseits des Rheins genießt, „Guckinsland". — Endlich ist hier noch der Ortsname Schauinsland, nach V. 88 auch als Geschlechtsname gebräuchlich, zu nennen. Daneben findet sich auch die zusammengezogene Form Schaunsland. Vergl. ferner noch den ähnlichen Burgnamen „Schauenburg=Schaumburg". Schauenburg(er) und Schaumberger sind auch bekannte Familiennamen.

der Geschlechtsname Guckenbichler und Guggenbichler (Regensburg) gebildet worden ist, habe ich bis jetzt einen Lugenbichler oder Lugenbühler noch nicht aufgefunden. Förstemann, Altd. Namenbuch, II. Teil: Ortsnamen, bietet Spalte 1024 den Ortsnamen Lueginheim (1057), daneben Lucgenheim und Lucken (1051) = „Heim des Lugo". Anläßlich des Familiennamens Ehrenspeck, den ich lieber als Ehrens-peck, d. i. Ehrens-bach, analog Ehrens-berg(er), denn als Befehlname: „Ehre den Speck!"[1]), deuten möchte, habe ich oben darauf hingewiesen, daß peck, beck, pöck, böck in altbayr. Namen „Bach" bedeute; vergl. Hasel-beck = Hasel(Hassel)bach, Wiesbeck = Wies-bach, von Lim-pöck — von Limbach u. s. w. Hiermit übereinstimmend sagt B. 16 Anm. unter Becker (Beke Becke): „Nicht nur in Norddeutschland ist bei dieser Namengruppe Verwechslung mit Bach (beke) möglich. Auch in Altbayern ist schon im 14. Jh. -beck ganz geläufig für -bach, so Hai-, Sten-, Lauter-, Buchbeck" u. s. w.

In München findet sich der Familienname Bleibnichtlang, den A. und B. nicht kennen. Vergl. Lieblang und vielleicht Meßlang. Außerdem gehört zu dieser Gruppe der bekannte Name Bleibtreu und Bleibimhaus. Mit „auf" gebildet sind: Baldauf, Frühauf, Gleichauf, Hörauf (Höruf, Heerauf), Kreuchauf, Ruhrauf, Schnappauf (Schnappuf), Thürauf und Weckauf. Von diesen neun Geschlechtsnamen kann man m. E. nur vier mit aller Bestimmtheit für die Klasse der Imperativnamen in Anspruch nehmen, nämlich Kreuchauf = „Krieche auf!", Ruhrauf (Nürnberg) oder Rührauf = „Rühre auf!"; vergl. Rördanz, Rührmund und Rührenschalk B. 83, ferner Rördum 1381 = „Rühr's um!" (B. 40), vielleicht eher als „roer (für rüer) du um!" = Rühr [du] um!" zu erklären. Dann folgen Schnappauf (Ortenburg in Niederbayern) — Schnappuf B. 84, d. h. „Schnappe auf!", wohl von Haus aus ein Spottname für einen Vielfraß, der gern mit dem Mund auf- und zuschnappte, wenn es für ihn etwas zu „schnabulieren" gab. Man denkt hierbei unwillkürlich auch an den bekannten Ausdruck „Schnapphahn". Dann folgt Weckauf (Cham in Oberpfalz), d. i. „Wecke auf!", ein Name, den nach Bacmeister 24 Anm. in früheren Zeiten auch Geschütze führten.[2]) Begrifflich

1) Vilmar erwähnt S. 50 und 51 den Namen Ziegenspeck und hält ihn gleich Ramspeck für „ein Schmachwort, wahrscheinlich für einen Hessen, welcher irgendwo eingewandert war; denn im 16. Jahrhundert war der hessische Ziegenspeck oder Schneiderspeck, d. h. die hessische Armut und Dürftigkeit, das unvermeidliche Spottwort für alles, was Hesse hieß, weit mehr als die hessische Blindheit".

2) Vilmar 85 verzeichnet den sonderbaren Namen Weckenesel = „Wecke den Esel!" B. 20 weist Esel und Frumesel (Brumesel), „Sivridus probus asinus anno 1247" aus Urkunden als alte Beinamen nach; ferner erscheint bei ihm ein

nahe verwandt mit Weckauf ist Frühauf B. 42. Als Geschlechtsname kommt Frühauf schon 1435 vor: ein „Stephan frw off 1462". Man kann sich den Namen seinem Sinne und seiner Entstehung nach auf doppelte Weise zurechtlegen: entweder ist er als Befehlname mit Ellipse des Zeitwortes aufzufassen: „Steh" oder „Mach dich früh auf!", oder es ist ein ursprünglicher Beiname, den man einem Frühaufsteher beilegte: „der Frühauf". Dem Sinne nach nicht viel verschieden von Frühauf ist Gleichauf, d. i. analog entweder: „Stehe sogleich auf!", oder es war dies ein Beiname für einen, der gern die Aufforderung „Gleich auf!" im Munde führte. Baldauf (vereinzelt auch Paltauf) kann zwar gleichfalls dem entsprechend als „Steh bald auf!" gedeutet werden, doch muß man sich anderseits daran erinnern, daß balt und das Adverb balde im Mhd. eigentlich „mutig, kühn, dreist", weiterhin erst „schnell, sogleich" bedeuten. Vergl. B. 15: „der Balduf 1477, Peter Balduff 1486, Michel Baltauff 1540", und „die zwêne wâren ûf in balt" Mhd. Wb. I, 81. A. 30 weist uns indes mit Recht darauf hin, daß „andere viel annehmlicher darin den altdeutschen Namen Baldolf (Ballauf, Balluf, Bolluf) erkennen wollen", und analog in Gangauf den Namen Gangolf (Gangloff, umgedreht: Wolfgang) anstatt des Ausrufes: „Geh' (mundartlich gang) in die Höhe!" Weiter bemerkt Andresen: „Ohne Zweifel entsprechen Bitterauf, Heerauf (daraus mit verändertem Sinn: Hörauf oder Hörуf), Thierauf (daneben kommt die Umdeutung Thürauf in bayr. Mittelfranken vor!) den alten Personennamen Biterolf, Hariolf (Harloff, Herloff), Tiurolf (Thyrolf, Thieroff, Dierolf, Diruf und Dyroff; zu Tiur, Diur, vergl. altd. tiur, Tier und teuer)."[1])

Der Name des Adelsgeschlechtes Landschaden (von Neckarsteinach) kommt in umgekehrter Verbindung der beiden Wortstämme als Befehlname: Scadelant — „Schade dem Land!" 1380 urkundlich vor B. 41.[2]) Zu den auf -eisen endigenden Namen, wie z. B. Haueisen, füge ich hier noch Krazeisen und nach B. 47 und 41 Übeleisen 15. Jh. (jetzt in

Fritz Eseltreiber 1393, Stuttgart. Der Name der hessischen Freiherren von Riedesel kommt nicht von „Ried", sondern von „reiten" her. Denn B. 40 führt uns einen „her herman Reitesel" und Egkhart Rietesel 15. Jh. aus Hessen vor. Vergl. auch A. 112 und B. 53, 54.

1) Über die Namengruppe mit diur, tiur s. Andresen „Die altdeutschen Personennamen in ihrer Entwickelung und Erscheinung als heutige Geschlechtsnamen", 2. Ausg., Mainz 1876, S. 53. Über die Namen auf olf = Wolf s. ebenda S. 14 u. 100.

2) B. 33 erwähnt auch einen Landschade aus dem dritten Viertel des 15. Jahrhunderts, dazu einen Veit Lantwüst aus dem 15. Jahrhundert. In diesen Namen spiegelt sich die Zeit des rohen Faustrechts, des Raubrittertums, mit erschreckender Deutlichkeit.

der Form Uibeleisen in München), sowie Surreisen 15. Jh. (Ravensburg). Letzterer Name ist nach Bacmeister jetzt verwelscht in Sourisseau. Falls B. diese „Verwelschung" auf Grund von Urkunden sicher zu erweisen im stande war, worüber er sich jedoch nicht ausspricht, will ich gegen seine Erklärung nicht ankämpfen. Was jedoch den pfälzischen Familiennamen Souriseau (auch Surisso geschrieben)[1]) anbelangt, so halte ich diesen bis auf weiteres für echt französisch = souriceau, Mäuschen, Demin. zu souris, Maus, auf lat. soricellus, von sorex, zurückgehend, also ursprünglich jedenfalls ein Spitzname. Was A. 69 und 70 über die heutigen Namen auf -eisen bemerkt, billige ich durchaus. Vergl. auch B. 20, wo aus alter Zeit Hoenisen, Notheisen, Streckysen, Falkeisen und Thurnhäuser 1220, Thurneyser 1500 (d. i. „Turmhäuser"), jetzt Turneisen (Basel) angeführt sind. Demnach muß, da Thurneisen nur eine volksetymologische Umbildung von Thurnhäuser ist, die Deutung Vilmars als Imperativname: „Drehe das Eisen!"[2]) als irrig bezeichnet werden. B. 48 will bei Kircheisen und Thurneisen „an das Frankfurter Pfarreisen (eisernes Einfassungsgeländer der Pfarrkirche) erinnert haben". Dies mag für die Erklärung des Namens Kircheisen vielleicht nicht unpassend sein. Inwiefern aber dadurch die Bedeutung des Namens Thurneisen aufgehellt werden soll, ist mir unerfindlich, da mhd. turn oder torn („Torn" noch jetzt mundartlich in der Pfalz!) ausschließlich „Turm" bedeutet. Neben Raufseisen B. 83 kommt auch Raufeisen vor, d. i. „Raufe das Eisen!", von mhd. roufen ausreißen und zücken, z. B. das Schwert oder das Messer. Vergl. Zuckseisen und Zuckschwert B. 85, daneben auch Zugschwerdt. Endlich Ringeisen und Ringseißen, daneben verkürzt Ringeis und Ringseis, von ringen = kreisartig bewegen. Den noch jetzt in Oberfranken fortlebenden Familiennamen Nagengast verzeichnet B. 37 bereits aus dem Jahre 1366. Neckengast, 1393 (Stuttgart), halte ich für eine Analogiebildung zu Nagengast = „Necke den Gast!", so daß die mit Fragezeichen versehene Vermutung Bacmeisters, Neckengast könne aus urspr. Reckengast verderbt sein, m. E. ganz überflüssig ist. Nagengast = „Nage den Gast!" giebt einen ganz befriedigenden Sinn, da ja im Mhd. nagen auch bildlich gebraucht

---

1) Vergl. Keiper „Französische Familiennamen in der Pfalz und Französisches im Pfälzer Volksmund" S. 79. Kaiserslautern 1891.

2) Das Mittelhochdeutsche besitzt wohl das Zeitwort turnieren und das Hauptwort turnei und turnier, aber nicht das heutige turnen, das wohl auch vom franz. tourner, sich drehen, wenden, stammt (Kluge, Et. Wtbch. d. dtsch. Spr.). — Der Turnvater Jahn lebte freilich in dem Wahn, „turnen" sei ein urdeutsches Wort, und schon aus diesem Grunde die edle Turnerei eine echt deutsche Leibesübung.

wird, z. B.: die vogete arme liute nagent (Renner 9224). Man vergleiche hiermit auch die übertragene Bedeutung von schinden, z. B. in „Leuteschinder", sowie den studentischen Ausdruck: jemanden „ausschinden".[1]) Vergl. außerdem in dem bekannten Horazischen Vers: „Quem rodunt omnes libertino patre natum" die bildliche Bedeutung des lat. rodere = herabsetzen, verkleinern, durchhecheln! Weiter ist noch zu beachten, daß mhd. gast in erster Linie „Fremder", dann „fremder, feindlicher Krieger, Krieger übh.", und schließlich „Gast" bedeutet.[2]) Im wörtlichen Sinn hingegen steht das Zeitwort im Namen Nagenzaum, Vilmar 83.

Zu den mit -aus gebildeten Befehlnamen, wie Drischaus, Fahraus, Haltaus, Laupus (s. S. 157), Spannaus, Trinkaus mit ihren Spielarten (vergl. A. 84), und dem von mir bereits erörterten Fleuchaus, d. i. Fliegaus, gesellt sich noch Holaus (Hornbach, Pfalz), d. i. „Hol aus!", nämlich zum Schlag, Hieb oder Stoß. Eine weniger bedrohliche Aufforderung enthält der Name Holwein, auch Hohlwein geschrieben, d. i. „Hole Wein!" Daraus ist nach A. 81, 82 der Name der beiden berühmten Maler Holbein verderbt: b und w wechseln ja oft miteinander, und „hohles Bein" giebt auf keinen Fall einen vernünftigen Sinn. Nach Bacmeister 28 begegnet urkundlich der Name Holbein schon 1290. Weshalb „Hohlweg ohne Zweifel ursprünglich Hoh — Hochweg ist", wie B. a. a. O. behauptet, dafür kann ich wenigstens keinen Grund einsehen. Denn der erste Träger dieses Namens kann doch geradesogut in der Nähe eines Hohlwegs als an einem Hochweg seinen Wohnsitz gehabt und davon seinen Namen bekommen haben. Nur eine andere Schreibung haben wir, wie mir dünkt, in Hollweck (Eichstätt) vor uns[3]), doch ist hier neben der Deutung „Hohlweg" auch wohl die

1) Zu meiner Freude fand ich zufällig beim Blättern in Weinholds Mittelhochdeutscher Grammatik, 2. Ausg. 1883, § 307, wo eine Anzahl von „Zusammenrückungen imperativischer und anderer Sätze zu Personennamen und lebendigen Appellativen" aus Neithart, Helmbrecht, dem 13. Helblingbüchlein, aus Virginal und namentlich dem Renner Hugos von Trimberg verzeichnet ist, nicht bloß unseren Nagengast, sondern auch gleich daneben einen Schindegast, — gewiß eine Bestätigung meiner obigen Auslegung des Namens Nagengast. W. bemerkt ebenda, daß „viele dieser Personennamen nicht bloß allegorisch waren, sondern wirklich geführt wurden". Weiter sagt er: „Von ihnen aus entstanden auch die Appellativa, welche Satzkompositionen sind, wie habedanc, rûmegazze (Schwertname), netzengoumen (Wein)" u. s. w.

2) Für die „allgemeine" Bedeutung von „Gast" führt Lexer an: leidiger gast ist kurzer friunt (Minnesinger 3, 289 a). Mundartlich, z. B. in der Pfalz, bedeutet „Gascht" ironisch auch soviel wie „unartiger, grober, rücksichtsloser, hinterlistiger Mensch", „unverschämter Kerl", und in gleichem Sinn verwendet man das Femininum Gäschtin und das Demin. „Gäschtche".

3) Vergl. auch den Namen des Dorfes Holenbrunn in Oberfranken und den des Adelsgeschlechts der bayrischen Grafen von Holnstein.

Erklärung als Imperativname „Hol(e) weg!“ nicht von der Hand zu weisen. Ob irgendwo auch „Holein“ und „Holüber“ als Familiennamen Verwendung gefunden haben, entzieht sich meiner Kenntnis. Aus dem Zeitwort graben und dem Ortsadverb ein ist der Befehlname Grabein, den ich in einer Zeitung entdeckte, erwachsen: „Grabe ein!“, wobei man an das Vergraben von Kostbarkeiten und dergl. in unruhigen Kriegszeiten denken mag. Formell muß der Klasse der „Satznamen“ beigezählt werden der bayrische Familienname Voraus (Traunstein), obwohl sich hier der zu ergänzende Befehl: „Geh, marschiere, strebe!“ dem Vorstellungsvermögen von selbst aufdrängt. Unwillkürlich fällt einem bei dem Namen Voraus auch der alte „Marschall Vorwärts“ ein. Sinnverwandt ist ferner hiermit der bayr. Name Vorn- oder Fornbran. In diametralem Gegensatz hierzu steht dem Sinne nach Hindennach (Augsburg) V. 42. Während Habedank (Habedanc) und einige andere Namen mit „habe“ im ersten Glied als Befehlnamen sofort verständlich sind (A. 85, V. 81), giebt Lobedanc als Befehlsatz aufgefaßt keinen befriedigenden Sinn. Denn was soll man sich bei „Lobe den Dank!“ denken? Höchstens „Dank“ in der Bedeutung „Preis bei Kampfspielen“ genommen ließe einen erträglichen Sinn zu. Vielmehr unterliegt es für mich kaum einem Zweifel, daß Lobedanc aus ursprünglichem „Lob und Dank!“ hervorgegangen ist, ebenso wie nach V. 42 Süßengut für „süß und gut“ steht; vergl. noch die Namen Leibundgut[1] (Bern) und Fleischundblut, früher in Rotenburg a. d. Fulda vorhanden (man denke hierbei an die sogenannte kopulative Kompositionsweise!). Außerdem ist hierher zu ziehen Fleschendrunk, ein alter Reutlinger Familienname, V. 21, d. i. nicht etwa „Flaschentrunk“, sondern „Fleisch und Trunk“. Dieser Name macht wieder ganz den Eindruck eines ursprünglichen Spitznamens. Auch der erste Inhaber des Namens Lobedank wird den seinigen aus dem Grunde sich erworben haben, weil vermutlich seinen Nachbarn und Bekannten der häufige Gebrauch der Redensart „Gott sei Lob und Dank!“ oder kürzer: „Lob und Dank!“ an ihm auffiel. Hingegen Lobedanz ist als Befehlsatz zu erklären: „Lobe den Tanz!“ Schwerlich richtig deutet V. 39 diesen Familiennamen als „Verlobungstanz“ — eine Bedeutung, die für einen Personennamen doch gar zu wenig paßt. Betreffs Lobedanz, Regedanz[2]), bez. Reintanz, und Preußendanz lese man Andresen S. 85 nach. Ein schönes Seitenstück zu Lobedank, wenn anders meine Auslegung das Richtige trifft, ist der Erfurter Geschlechtsname Gottwalts, d. i. mhd. got waldes, bez. got der waldes = walde

1) Nach V. 84 findet sich ein Leibundgut schon im 13. Jh. in Basel, ein Fritzsche Leibundsele aus Thüringen im 15. Jh.

2) Der Name Rehdanz ist m. E. aus Regedanz verkürzt. Vergl. oben S. 170.

es (es Genetiv von ez), d. i. „walte dessen", jetzt gewöhnlich: „Gott walte es!" Daneben treffen wir noch als Familiennamen Waltigott = walde got, „Walte Gott!", und Gottbehüt = „Gott behüte!" (A. 108). Zu diesen imperativischen Namen gesellen sich nach A. 83 noch die ähnlichen: Wiskott oder Wisgott, d. i. altd. wizze got: „Gott möge wissen!", wofür man jetzt gewöhnlich sagt: „Weiß Gott!", sowie schwäb. Kotweiß oder Kodweis = „Gott weiß!", ferner der alte oberschwäbische Familienname Gotterbarm B. 24. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese Geschlechtsnamen anfangs Beinamen von Leuten waren, welche die vorstehenden Wunsch- und Beteuerungsformeln mit großer Vorliebe in den Mund zu nehmen pflegten. Auf den sehr ähnlichen Beinamen des bayr. Herzogs Heinrich XI. aus dem Geschlecht der österreichischen Babenberger (1142—54): Jasomirgott, wobei zu ergänzen: „helfe!", wurde oben schon hingewiesen. Auch der sehr alte Name Lobegot = „Lobe Gott!" (1299), B. 34, ein umgedrehter Gottlob, ist dieser Gruppe einzureihen.[1]) — Der Familienname Liebetrau in Gotha ist wohl nur eine Parallelform von Liebetreu B. 82 = „Liebe treu!", da mhd. triuwe (triwe, triu) im Mitteldeutschen trûwe, drûwe, trûe, Treue, und das Adj. triuwe (vergl. ge-triuwe) trûwe, treu, lautete.

Eine sogenannte „Konkurrenz" liegt vor bei dem Namen Meßlang (Nürnberg). Entweder ist ein Befehlsatz anzunehmen: „Messe (mundartlich für miß, mhd. miz) lang!", wobei zu beachten, daß das Zeitwort messen in der älteren Sprache auch „prüfend vergleichen, überdenken, erwägen" (vergl. ermessen) bedeutet — oben fanden wir Lieblang! —, oder man darf darin vielleicht eine ursprünglich topographische Benennung suchen. Ang könnte nämlich mundartliche Form statt des schriftdeutschen Anger sein. Lautet ja doch der Name der Universitätsstadt Erlangen, der meines Wissens aus älterem Erl-anger umgeformt ist, im Volksmunde kurzweg „Erlang".[2]) Vergl. auch altnord. enge, eng = Anger. Als erster Bestandteil bleibt bei dieser Auflösung des Namenkompositums der Personenname Mößl (Mösel, Mosel)[3]) übrig, wofür ja die Aus-

1) Nachtragsweise bringe ich den hierher gehörigen Pirmasenser Familiennamen Ehrgott vor (vergl. Τιμόθεος). Traugott kommt ab und zu als Taufname vor, vielleicht auch da und dort als Geschlechtsname. B. 82 erwähnt auch Kenngott als Familienname. Gottdank ist ein Berliner Familienname. Als Vorname kommt gelegentlich, z. B. in Genthin, auch Dienegott vor.

2) Nach einer gütigen Mitteilung meines Freundes Dr. Karl Wunderer, Gymnasial-Professor in Erlangen, bezweifelt Herr Justizrat Stein, der bekannte Kenner der Geschichte der fränkischen Provinzen des Königreichs Bayern, die Richtigkeit dieser Erklärung des Namens der Stadt Erlangen.

3) Siehe Steub a. a. O. S. 112. Ebenda 144 findet sich auch der Winterthurer Familienname Wiesendanger = Wiesent-Anger.

sprache und Schreibung mit e ebensogut sich einstellen konnte wie in dem sehr häufigen bayr. Namen Eder statt Oeder und den zahlreichen Zusammensetzungen, die auf eder ausgehen, z. B. Hoch-, Ober-, Steigleder u. s. w.[1]) Beim Familiennamen Trübswasser haben wir gleichfalls die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten der Deutung. Entweder ist er ein ursprüngliches Appellativum: (ein) „trübes Wasser", also von Haus aus Bezeichnung einer Örtlichkeit, die dann, wie so oft, an dem Anwohner als nachmaliger Geschlechtsname hängen blieb, oder es steckt darin der Befehl: „Trübe das Wasser!" In diesem Fall könnte man den Namen der Gattung derer zuzählen, welche zur Zeit der Landsknechte oder auch im Dreißigjährigen Kriege aufkamen. Denn damals machte sich der Übermut roher Soldaten gar oft ein Vergnügen daraus, dem Bauer und Bürger das Wasser der Brunnen und fließenden Gewässer zum Schabernack zu trüben und zu verunreinigen.

Der oben erörterten Gruppe der „Bier"-Namen, wenn ich mich so kurz ausdrücken darf, reihe ich hier noch an den bayr. Familiennamen Dienstebier, der trotz seines ie nichts anderes bedeuten wird als: „Dünste Bier!" Die Orthographie der Eigennamen zeigt ja häufig willkürliche Umgestaltungen und allerlei seltsame Verdrehungen, weil man eben den ursprünglichen Sinn vieler Namen im Laufe der Zeit nicht mehr verstand. Dieser Name bezieht sich, wie ich glaube, auf die Herstellung des sogenannten Rauchbieres, das in Altbayern und bayr. Franken noch jetzt auf dem Lande nicht selten gebraut und gern getrunken wird. Vom Bier ist nur ein kleiner Schritt zum Wein. Außer dem vorhin besprochenen Familiennamen Holwein ist hier anzuführen der in Rain (Bayern) vorkommende Name Lobenwein = „Lobe den Wein!", vergl. Lobedanz. Derjenige, dem dieser Name zuerst zu teil wurde, war jedenfalls kein Verächter der edeln Bacchusgabe. Auf dem entgegengesetzten Standpunkt jedoch scheint gestanden zu haben der erste Träger des Namens Lobwasser V. 82 = „Lobe (das) Wasser!" Auch Hassenkrug = „Haß den Krug!", also ein „Wirtshausfeind" nach Vilmar 81, und Hassenwein[2]) = „Haß den Wein!" sind allem Anschein nach in der „guten alten" und dabei trinkfesten Zeit Vorläufer der heutigen Abstinenzler gewesen. Nicht ganz möchte ich es indes

1) Über den Namen Oeder und die Namengruppe -öd, -öder (eder) und „ihre oft wunderbaren Afterbildungen" handelt Bacmeister a. a. O. S. 38 und in einem Aufsatz „Ort und Wort" im „Ausland" 1868. Vergl. darüber auch Steub 147.

2) Vergl. im ersten Teil S. 158! Bacmeister nennt S. 26 einen Hans Hassenwin aus dem 2. Viertel des 15. Jh., ferner einen Hans Haasenwein, „aus dem haasenhoff bey Landshut im Bayerland" (1417). Haasen anstatt Hassen

für ausgeschlossen halten, daß Lobwasser, Hassenkrug und Hassenwein eigentlich Spottnamen gewesen seien, welche von übermütigen Gesellen gerade solchen Leuten als Beinamen angehängt wurden, die in Wirklichkeit dem Bacchus oder Gambrinus eifrig huldigten.

Ein mit dem Zeitwort „steigen" gebildeter Befehlname (vergl. den im ersten Teil erwähnten Stiginsfaß!) ist auch Steigauf[1]) = „Steige auf!", den ich einer Zeitung — welcher, weiß ich nicht mehr — entnommen habe. B. 46 stellt uns einen Hans Smid von Nürnberg genannt Steigindtaschen aus dem 15. Jh. vor = „Steig' in die Tasche!" Gemeint ist sicher die Geldtasche — also auch ein humorvoller Beiname! Der Augsburger Familienname Steigenwald entpuppt sich auf den ersten Blick ebenfalls als ein Namengebilde imperativischer Art: „Steig' in (den) Wald!" Doch ist hier nicht außer acht zu lassen, daß Steigenwald leicht aus ursprünglichem Steigerwald entstellt sein kann. In diesem Fall ist der jetzige Geschlechtsname als der Name des bekannten Waldgebirges im bayr. Frankenland anzusprechen. Vergl. Andresen 108: „Einzelne Familiennamen treffen buchstäblich mit einem Gebirgsnamen zusammen und stammen zugleich daher, wie Brocken, Schwarzwald, Steigerwald." Mir ist auch schon „Odenwald" (neben dem häufigeren „Odenwälder" — vergl. „Schwarzweller", angeglichen aus „Schwarzwälder") als Familienname aufgestoßen.[2]) Wenn man dies in Anschlag bringt, liegt die Vermutung nahe, daß der rheinpfälzische Familienname Steuerwald eine durch Volksetymologie entstandene Schreibung anstatt Steierwald darstelle, mithin nicht einen besteuerten, zinspflichtigen Wald bezeichne — dies giebt ja an und für sich auch einen guten Namenssinn! —, sondern einfach mit dem Namen des Steiger=

---

ist natürlich nur eine willkürliche Verunstaltung. Der „Haasenhoff" könnte zwar nach dem Tiernamen „Hase" benannt sein, doch ist ebensogut denkbar, daß der Name der Bequemlichkeit halber so verkürzt wurde aus Haasenweinhof, richtiger: Hassenweinhoff. — Vergl. noch das im ersten Teil meiner Abhandlung S. 159 über Hassenkamp Bemerkte!

1) Auch dieser Name ist schon alt: Stigûf (Renner) bei Weinhold a. a. O.

2) In der westlichen Rheinpfalz begegnet man nicht selten dem Familiennamen Westrich. Westrich aber ist seit alter Zeit die Benennung, die für das waldige Berg= und fruchtbare Hügel= und Wiesenland der westlichen Pfalz im Gegensatz zu der gesegneteren „Weinpfalz", der Vorderpfalz, im Munde der Bevölkerung gäng und gäbe ist. Auch angrenzende Teile des jetzigen Rheinpreußen gehören zum „Westrich". In früheren Zeiten hatte der Name noch weiter reichende Geltung, indem damit auch die deutschen Gaue an der Saar und oberen Nahe bis zur deutschen Nied und gegen die Mosel hin bezeichnet wurden. — Nachträglich fand ich, daß eine Waldabteilung bei Homburg in der Pfalz gleichfalls „Steigerwald" heißt. Der Sinn des Wortes „Steiger" in „Steigerwald" ist mir übrigens unbekannt.

waldes eins und dasselbe sei. Denn ganz so, wie im Mhd. aus ige î wird, z. B. du list, er lit, daneben ligest, liget; er pflît = pfliget, pflegt, Sîfrit (jetzt Seifried, Seyfried) neben Sigefrit (Paul, Mhd. Gr., 2. Aufl., § 86), weist die Mundart der Westpfälzer Zusammenziehungen auf wie: er leit (liegt), wië für wiegen, lië für Lügen und lügen, schdeië für steigen, geie für geigen (mhd. stîgen, gîgen); er schdeit, geit für steigt, geigt u.s.w., ferner in Zweibrücken und Umgegend: drān (mit langem nasaliertem a) = tragen, sān = sagen gegenüber drāë, sāë u. dergl. in andern Gegenden des Westrichs, weiter allgemein westpfälzisch: er drāt = trägt (mhd. treget oder treit), er sāt = sagt (mhd. seit), gesāt = mhd. geseit (für gesaget). Daher stößt die Annahme, schdeier habe sich aus Steiger=(wald), dem Lautgesetz der genannten Mundart gemäß entwickelt, auf kein phonetisches Bedenken. Als man sich dann der ursprünglichen Bedeutung des Namens nicht mehr bewußt war, legte man sich eben Steierwald zu Steuerwald zurecht, worunter man sich ohne weiteres etwas Vernünftiges denken konnte, und änderte demnach die frühere Schreibung in die jetzige um. Freilich käme es noch darauf an, ob meine Vermutung durch urkundliche Belege sich stützen läßt.

Mit dem Umstandswort sanft, vom gleichlautenden Adjektiv sanft, mhd. senfte, zusammengesetzt ist der Befehlname Drabsanft B. 86 = „Trabe sanft!". B. 19 führt aus alter Zeit einen Mathis Drabsanft an. Mhd. draben, draven, daneben traben, traven, bedeutet nach Lexer: in gleichmäßiger Beeilung gehen oder reiten, d.i. traben, und steht auch reflexiv sowie transitiv: traben lassen (das Pferd). Zu diesem Namen gesellt sich Lebesanft = „Lebe sanft!", wofür im Habsburger Urbar aus den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts der Lebschanfte erscheint mit auffälligem sch im Anlaute des zweiten Namensgliedes B. 34. Hingegen findet sich in Ravensburg 1330 richtig geschrieben Lebsanft. Den Augsburger Familiennamen Lehnsanft betrachte ich nicht etwa als eine Verballhornung von Lebsanft, sondern als Zusammensetzung aus „lehne" und „sanft." Mhd. leinen, lehnen, nimmt zwar meistens adverbielle Bestimmungen, wie „an, auf, dar, über" zu sich, wird aber auch absolut gebraucht mit intransitiver Bedeutung, vergl. Wolfdietrich 820: der helfant leinen sich began, begab sich zur Ruhe. Demnach gewinnen wir für unsern Namen den ansprechenden Sinn eines guten Wunsches: „Schlummere (ruhe) sanft!" Der Name paßt also auch dem Sinne nach recht gut zu Lebesanft. Vergl. außerdem die sehr nahestehenden Namen Sanftleben B. 40 und Sachtelevent 1369, Senftleben 1451 (B. 41).

Der Name Fahrenschon ist schwierig zu deuten. Vilmar 81 will ihn erklären durch: „Fahr schön!", d. h. „Mach es gelinde!" Ohne

Frage steht der Auffassung des zweiten Wortes als Adverb von schœne, dessen unumgelauteter Stammvokal (ahd. scôno, mhd. schône) sich infolge der im Nhd. abgewichenen Bedeutung in schon (iam) erhalten hat, nichts im Wege. Auch im Familiennamen Rosenschon = rosenschön, schön wie eine Rose, ist der Umlaut unterblieben, obwohl wir hier nicht das Adverb, sondern das Adjektiv, mhd. schœne, schœn (aber mitteld. schône, schôn), vor uns haben.[1]) Vergl. auch den alten Namen Tusentschon, Tawsintschon, d. i. Tausendschön, bei B. 47. Aber freilich die 2. Pers. Sing. Imp. lautet ja fahre, fahr, mhd. var. Man erwartet also diese Form des Namens: Fahrschon. Der Sinn würde ohne Zweifel befriedigen können, da das Adverb „schon" mundartlich noch „leise, still, lieb, schonend" bedeutet. Man vergleiche auch „Fahr wohl!", engl. fare well. Was soll man aber mit „en", der Zwischensilbe, anfangen, die Vilmar unbeachtet gelassen hat? Das tonlose Fürwort ihn, mhd. oft in ĕn oder n geschwächt und so vielfach noch jetzt mundartlich, kann wohl nicht in Frage kommen — des Sinnes wegen. Denn wer sollte gemeint sein, wenn man den Namen erklärt als: „Fahr ihn schön!"? Wen denn? Oder darf man in „en" das geschwächte, tonlose hin erkennen, wie z. B. in Baldenweg für Baldhinweg, Mornewed (statt Mornenweck, daneben auch Morneweh, z. B. in Darmstadt) für Mornhinweg, d. i. „Morgen hinweg"? (Vergl. auch Morgenweck = morgen weg!)[2]) Indes bei dieser Annahme erregt die Wortstellung einiges Bedenken. Denn dann würde es meines Erachtens richtiger heißen: „Fahr schön hin!" als „Fahr hin schön!" Nur ein Notweg scheint mir auch die Vermutung, auf die ich noch ge-

1) Wie ist der Nürnberger Familienname Gutschon zu erklären? Etwa als Verkürzung aus Gutenschon, d. i. gut und schön? Vergl. oben zu Süßengut! Der sogenannte „Dvandva" oder die kopulative Komposition kommt zwar vereinzelt in altgermanischen Dialekten vor, vergl. as. thia gisunfader = die Söhne und der Vater (Heliand 1176) und sunufatarungô = der Sohn- und Vatermannen (Hild. 4), aber dem Mhd. und Nhd. ist sie fast ganz abhanden gekommen. Es geht darum kaum an, Gutschon als Dvandva: „Gut und schön" aufzufassen. „Gute Schonung" (über älteres schon = „Schonung" s. oben!) ist dem Sinne nach für einen Personennamen nicht wohl geeignet. Umgedreht: Schongut oder Schonsgut = „Schone das Gut!" wäre ein auf der Stelle verständlicher Name. Vergl. Streisgut = „Streue das Gut!" B. 84. Zu meiner Überraschung entdeckte ich hinterher, daß ein dem Sinne nach mit Schongut identischer Name früher wirklich vorkam, nämlich Martin Schonehabe 1811 (Erfurt) = „Schon' die Habe!" oder auch: „Schöne Habe". Auch ein Schöngut ist a. d. Jahr 1814 bezeugt; vergl. Schönbrot, Schönhaar, Schönhagel, Schönweber, Schönmehl (Bacm. 43) u. s. w.

2) Siehe Vilmar 41 in dem Abschnitt, der von adverbialen Sätzen handelt, welche zu Eigennamen geworden sind. — Nach B. 86 gab es schon 1270 in Uri einen Jacob. dict. Mornun wech, 1373 einen Cunrad und Benz Mornnenweg, ferner Mathys Mörnenweg, Mörnhinweg in Reutlingen (14. Jahrh.).

kommen bin, Fahrenschon könne sein „en“ bekommen haben infolge falscher Analogie, indem nämlich die ursprüngliche Namensform Farschon sich dem „Systemzwang“ ähnlicher Namen wie Fahren—holz, Fahren—bruch u. s. w. anbequemt habe. Einen ganz anderen Versuch zur Lösung des uns hier beschäftigenden Namenrätsels unternahm Bacmeister, indem er S. 37 die rätischen Ortsnamen Kammerschien = campo ursino, Fallerschein = val ursina ansetzte und in Klammern beifügte: „dazu vielleicht der Name Fahrenschon, Fahrensohn?“ Gesetzt auch, mit den beiden Ortsnamenerklärungen habe es seine Richtigkeit — darüber mögen andere entscheiden! —, so bedarf es doch für mich keines näheren Beweises dafür, daß die Ableitung des Namens Fahrenschon vom Ortsnamen Fallerschein höchst bedenklich ist und auf ganz schwachen Füßen steht. B. hat diesen Einfall wohl selbst nicht ernst genommen, da er ja ein Fragezeichen beifügte. Dazu kommt noch, daß dieser Familienname gar nicht im Gebiete des ehemaligen Rätiens einheimisch ist. Die nach B. nebenhergehende Spielform Fahrensohn macht mir ganz den Eindruck, als sei sie aus Fahrenschon mit bewußter Absicht zugestutzt und umgedeutet worden, damit der Name so einen besser verständlichen Sinn ergäbe, nämlich: „Sohn des Faro“. Ich nehme also nicht an, daß Fahrenschon aus ursprünglichem Fahrensohn entstanden ist — in diesem Falle wäre der Knoten sozusagen mit einem einzigen Schwerthieb durchhauen! —, sondern halte das umgekehrte Verhältnis für weit wahrscheinlicher. Andresen 86 bemerkt treffend: „Daß Fahrenholz als „Fahr ins Holz!“ (Vilmar!) zu erklären sei, verdient nicht den geringsten Glauben; für die Deutung des Familiennamens genügt es zu wissen, daß es mehrere Örter Namens Fahrenholz (= Föhrenholz) in Deutschland giebt.“ Ebenso sieht er S. 104 mit Recht im Ortsnamen Fahrenkrug, wovon der Familienname Fahrenkrüger abgeleitet ist, einen „Krug“, d. h. Wirtschaft, der in der Nähe eines Föhrenbestandes gelegen ist. Fahre, die niederdeutsche Form für „Föhre“ (mhd. vorhe, ahd. forha), ist noch in folgenden Ortsnamen enthalten, die ich dem Neumannschen „Ortslexikon des Deutschen Reiches“ entnahm: Fahrenhorst, Fahrenwalde, vielleicht auch Fahrenstedt (Schleswig). Hierzu kommt noch der Familienname Fahrenbruch, der meines Erachtens ursprünglich auch eine örtliche Benennung war: „Föhrenbruch“ (Bruch = Moorboden, Moorfläche). Falls nun das h im Namen Fahrenschon stammhaft ist, was jedoch wegen Mangels urkundlicher Belege noch als fraglich erscheint, könnte man auch bei diesem Namen an die Föhre denken und „schon“ etwa an „schonen, Schonung“, anknüpfen, vergl. mhd. schon und schône, Schonung, aber — noch nicht im Sinne des bekannten forstwissenschaftlichen Fachausdruckes! Indes muß ich gestehen, daß mir

die Bezeichnung „Föhrenschonung" nicht recht dazu geeignet erscheinen will, nach ihr eine einzelne bestimmte Wohnstätte zu benennen. Vielleicht gelingt es einem anderen, diese Nuß zu knacken! — Unter den mit „Pfennig" zusammengesetzten Familiennamen, worüber A. 118 handelt, ist Wehrenpfennig, auch Wehrenfennig geschrieben, den Befehlnamen zuzurechnen; denn er bedeutet: „Wahre den Pfennig!" A. 73. Damit paart sich dem Sinne und der Zusammensetzung nach aufs schönste der Name Druckenpfennig, der nach F. Müller „Deutsche Sprachdenkmäler aus Siebenbürgen" aus d. J. 1360 überliefert ist. „Drücke den Pfennig!" ist eine sehr zutreffende Bezeichnung für einen Geizhals. Sagt doch das Volk von einem solchen manchenorts gern: „Der dreht jeden Pfennig noch zehnmal in der Hand herum, ehe er ihn ausgiebt!" Vergl. außerdem den bekannten Ausdruck „Pfennigfuchser".

Eine Bestätigung meiner S. 155 gegebenen Erklärung des Namens Dorkenwald = „Durch den Wald!" — also ein elliptischer Adverbialsatz — bietet der Name Dordenbusch = „Durch den Busch!", der bereits 1378 existierte B. 19.[1]) Der Sinn ist ganz der gleiche, da ja „Busch" vielfach noch jetzt für Wald gebraucht wird und auch in dieser Bedeutung als Lehnwort von den Romanen übernommen wurde, vergl. fz. bosquet, it. bosco, boschetto, boscata. Was aber die Verhärtung des ch zu k anbelangt, so gewahren wir diesen Vorgang auch im mhd. Adj. dürkel, durchbohrt, durchlöchert, z. B. ein dürkel schilt; daneben kommt durchel (ahd. durhil), sowie dürhel und dürchel vor, z. B. ein durcheler sac. In gleicher Weise steht k für ch im Familiennamen Reckenwald, den ich S. 162 als: „Reche den Wald!" gedeutet habe. Indes ist nicht zu übersehen, daß es auch eine Anzahl von Ortsnamen giebt, die im ersten Glied einen alten Personennamen Rechto zu enthalten scheinen, wie Rechtenbach u. a. Wie ist wohl der Name des Rektors der Wiener Hochschule für das Jahr 1900/01 zu erklären: Dr. Schrutka von Reckenstamm? Einen gleichlautenden Ortsnamen habe ich nirgends auffinden können.

Auf kriegerische oder weidmännische Thätigkeit deutet vielleicht hin der Regensburger Familienname Fürnrohr, der sich ja als ein ursprünglicher Befehlsatz auffassen läßt: „Führ ein Rohr!" In der älteren Sprache bedeutet „Rohr" sowohl ein hohles Rohr, bezw. einen Dudelsack, als auch einen Speerschaft oder Speer aus Rohr, weiterhin ein Feuerrohr, also ein Schießgewehr. Diese Bedeutung empfiehlt sich nach meinem Dafürhalten für den in Rede stehenden Namen am meisten.

---

1) Im Renner Hugos von Trimberg kommt er vor in dieser Gestalt: Durhdenpusch, s. Weinhold a. a. O. § 307.

zumal im Hinblick auf den sinnverwandten Namen Feuerrohr bei B. 47.[1]) Ein hübsches Gegenstück zu Fürnrohr ist der von Geiß aus dem Jahre 1633 mitgeteilte altbayr. Familienname Fürenpfeil, d. i. „Führ einen (den) Pfeil!" Neben den Schützen mit dem Feuerrohr und den andern mit Bogen und Pfeil stellt sich der Kämpfer Reckenbeil B. 83 = „Recke ein Beil (Streitaxt)!" Vergl. ferner noch folgende für die Kampflust und die Kriegswerkzeuge unserer Altvordern sehr bezeichnende Familiennamen, die samt und sonders dem imperativischen Schlag angehören: Haurand,[2]) Hauto (niederd. für „Hau zu!"), Hauenschild und Hauschild,[2]) Hackenfeind („Hacke den Feind!"), Klingebeil („Laß das Beil klingen!"), Schnellenpfeil, Sprengepfeil, Schludersheer („Schleudre den Speer!")[3]) und ähnliche, dazu die alten Namen „der Recheisen" für Reckeisen = „Recke das Eisen!", vergl. auch noch Ringseis, Ringseisen, Schrendeisen, Schwingenkolb = „Schwinge die Keule (den Streitkolben)!" u. a. m. Mit Fürnrohr, Fürenpfeil gehört zur gleichen Namengruppe der alte Name Furnagel, verkürzt aus Furtennagel, d. i. „Führ' den Nagel!" Diese ursprüngliche Form des Namens wurde später verderbt in Furtternagel B. 22. Was für ein Nagel in diesem Namen gemeint ist, kann ich nicht sagen.[4]) Andere Namen auf -nagel bietet in beträchtlicher Anzahl Vilmar 48, 49. Ich kann noch mit folgendem Imperativnamen aufwarten, der das Wort Pfeil im zweiten Glied enthält: Spitzenpfeil (Bayreuth) = „Spitze den Pfeil!", vergl. Sprengepfeil B. 84 für Sprengenpfeil = „Spritze den Pfeil!", von sprengen = streuen, spritzen. Demnach schwebte hier dem Auffordernden, bezw. dem Namengeber, die Vorstellung des raschen Abschießens vieler Pfeile hintereinander nach verschiedenen Richtungen vor. Von Schnellenpfeil = „Schnelle den Pfeil!" ist dem Sinne nach

1) Gleichwohl ist die Möglichkeit einer „Konkurrenz" nicht in Abrede zu stellen. Es könnte nämlich in Fürn auch der Genetiv eines Personennamens stecken: ahd. Furin, von Furo, vergl. Fürnried, Name eines Dorfes oder Hofes in Oberbayern; demnach wäre Fürnrohr = „Rohr (Röhricht) des Furo oder Füro". Mit Rohr, d. i. Teich- oder Schilfrohr, sind manche Ortsnamen gebildet, z. B. Rohr-au, Rohr-bach u. s. w. Mithin könnte Fürnrohr ursprünglich ein Ortsname gewesen sein, wie dies ja auch bei dem Heidelberger Familiennamen Rohrhurst und ähnlichen, z. B. Rohrbach, Rohrbrunn, der Fall ist.

2) Beide Namen decken sich formell und begrifflich ganz mit Talleyrand, d. i. taille-rand (A. 84). Ebenso entspricht der Name Haueisen, der jedoch neben der imperativischen Erklärung auch die als Appellativ zuläßt, dem frz. Namen Taillefer = taille-fer.

3) Über Schutzbar = Schüttesper, d. i. Shakespeare, s. Andr. 87.

4) „Die vier Nägel" waren eine bestimmte Stelle des Schildes, auf die sich beim Turnieren der Stoß des Speeres richtete.

nur wenig verschieden der alte Name Schnurenpfil B. 43 = „Schnurre den Pfeil!", d. h. laß ihn sausend schnell fahren! Für schnurren, dessen Bedeutung in der älteren Sprache transitiv und intransitiv ist, sagt das Volk in der Pfalz „schnerre" in gleichem Sinn. Ein scherzhafter Name war zweifelsohne Slikkenpfeil 1354 (B. 42), d. i. „Schlucke (schlinge) den Pfeil!", von mhd. slicken[1]), slichen = schlingen, schlucken. Lexer führt unter diesem Wort noch folgende erdichtete Befehlnamen an: Slickenwider[2]) (Meier Helmbrecht), Schlickenmost, -prein („Schluck den Brei!"), -wurst[3]) (Fastnachtsspiele a. d. 15. Jh.), gleichfalls sonderbare Erzeugnisse launigen Witzes, wie solcher sich auch in den S. 158 erwähnten Namen Schlindwein = Slintenwîn und Schluckebier B. 62, 84 kundgiebt. Der nach Vilmar gleichfalls jetzt noch vorkommende Familienname Schluckeisen = „Schlucke Eisen!" ist ein nettes Seitenstück zu unserm, wie es scheint, nicht mehr fortlebenden Slikkenpfeil. Endlich Wagenpfeil ist gewiß eher von mhd. wagen, bewegen, schütteln (vergl. wegen, in Bewegung setzen, richten) als von wâgen, wagen (audere), abzuleiten, also: „Setze den Pfeil in Bewegung!" Daß die Herstellung von Pfeilen in den vor dem Gebrauch der „Feuerrohre" zurückliegenden Jahrhunderten ein eigenes Gewerbe erforderte, erhellt aus den weitverbreiteten Geschlechtsnamen Pfeilschmidt, früher Pfeilsmid, Pfeilschifter, früher auch Pfeilschyfter, d. i. Verfertiger von Pfeilschäften (mhd. schiften und scheften bedeutet einen Schaft[4]) machen, mit einem Schaft

---

1) Die rheinpfälz. Mundart kennt nur „schlicke" für schlucken.

2) Zerlegt man den Namen Slickenwider in seine Bestandteile, so kann man auf den ersten Blick schwanken, ob wider für das Adverb „wieder" oder für das Hauptwort „Widder" zu nehmen sei. Im ersten Fall könnte en = hin, also en – wider = hinwieder sein; jedoch ist die Zusammensetzung hin-wieder, soweit ich nach meinen Hilfsmitteln urteilen kann, erst im Nhd. aufgekommen. Auch mit Rücksicht auf den Sinn verdient die zweite Auffassung entschieden den Vorzug. Denn die Stelle lautet: „Daz ist mîn geselle Lemberslint | und Slickenwider; die zwêne sint | von den ich hân die lêre" (Vers 1185—87 der Keinz'schen Ausg.). Zum „Lämmerverschlinger" paßt ja als Name seines Gesellen der den ersteren an Freßgier noch überbietende, natürlich ebenfalls erdichtete „Schluckdenwidder!" ganz vorzüglich. Neben Slickenwider, das K. in den Text aufgenommen hat, giebt es die Varianten: Schlickenwider W und sleich wider B.

3) Schlickenwurst scheint eine in formaler Hinsicht nicht ganz fehlerfreie „Satzzusammenrückung". Da nämlich das Wort „Wurst" weiblichen Geschlechts ist, sollte das Namenkompositum eigentlich Schlickewurst oder Schlickdiewurst lauten. Daß an die Stelle von „eine" oder „die" der Akk. der männlichen Form des bestimmten Geschlechtswortes trat, hat seinen Grund wohl in dem Systemzwang. Oder ist Schlickenwurst ursprünglich = „Schlick Wurst ein?" wie Gießenbier = „Gieß Bier ein"? Wahrscheinlicher ist indes en als nasalierte Aussprache von e, d. i. eine, zu erklären.

4) Den Namen Pornschaft habe ich oben S. 162 erklärt.

versehen, an einen solchen befestigen), ferner noch Pfeilschnitzer und Pfeilsticker (Peilstücker).

Bei meiner früheren Besprechung des Namens Hautum (Hötum) bezeichnete ich es als mißlich, daß, falls der Name wirklich ein imperativischer sei, die Befehlsform des Zeitwortes in der Mehrzahl erscheine (haut) anstatt, wie dies die Norm der Befehlnamen verlange, in der Einzahl (hau). Indes möchte ich nun doch demgegenüber darauf hinweisen, daß auch Vilmar einmal eine Ausnahme von der Regel zuläßt, wenn er S. 82 Helfenritter, Helfenzrieder erklärt mit: „Helft oder auch hilf dem Ritter!"[1]) Zum andern läßt sich, wie ich glaube, der Stein des Anstoßes leicht aus dem Wege räumen, wenn wir der Ansicht Raum geben, daß „Haut um!" die Lieblingsredensart des „Eponymos" der Träger dieses Namens gewesen sei. Man kann sich nämlich leicht einen bärbeißigen, kampfgrimmigen Hauptmann vorstellen, der seiner Truppenabteilung jedesmal, wenn er an ihrer Spitze mit dem blanken Eisen auf den Feind eindrang, weithin vernehmbar zudonnerte: „Haut alle um!" oder kürzer: „Haut um!" Kein Wunder, daß er davon den Beinamen „der Hautum" bekam.[2]) Auch der Familienname Hauto (niederd. für „Hau zu!") mag einen derartigen Ursprung genommen haben. In Hötum finde ich den gleichen Namen wieder, den man in Hautum vor sich hat. Hinsichtlich der Zusammenziehung von au in ō läßt sich z. B. Hotop (Hotopf) für Hautop = Huttuff vergleichen, s. S. 152. Vor kurzem fand ich in einer Zeitung den altbayr. Namen Haussum. Ich halte es nicht für unmöglich, daß dies ein verkappter Ortsname ist, nämlich eine Entstellung von Hausham, Name eines Dorfes in Ober-

1) Ohne Zweifel kann „helft" oder dafür auch: „helfent dem ritter" im Lauf der Zeit in „helf—en—ritter" sich abgeschliffen haben. Einfacher aber ist doch der Ausweg, daß hier mundartliches helf statt des schriftdeutschen hilf anzunehmen sei, vergl. oben meine erste Deutung des Namens Meßlang. Hatte sich einmal der Sinn des Namens so weit verdunkelt, daß man den „Ritter" in einen „Rieder" verwandelte, so suchte man eben folgerichtig in der ersten Hälfte den Genetiv eines Personennamens, etwa nach Mustern wie Gugins — Pippinsriet: so entstand meines Erachtens der von einem zugleich dabei vorausgesetzten Ortsnamen Helfensried hergeleitete Familienname Helfenzrieder. Daß dieser mit z statt mit s geschrieben ist, verschlägt nichts und ist nur Zufall. Über die Ortsnamen auf — ried, rieth s. Förstemann „Die deutschen Ortsnamen" (1863) S. 59, 78. — Zur völligen Aufhellung des Sachverhalts müßte man übrigens die älteste Schreibweise dieses Namens kennen.

2) Auch Andresen wendet dieses Mittel der Erklärung bei Imperativ- und überhaupt bei Satznamen öfter an, so z. B. S. 83 bei dem Namen Kortum (Kortüm), den er als „Kurzum" deutet. Auch vergleicht er dort den Oberst „Kurzweg" in B. Auerbachs Waldfried III, 5, so genannt, weil er zu sagen pflegte: „Wird kurzweg erschossen".

bayern. Erinnern wir uns nur daran, daß im rheinfränkischen Sprachgebiet das Wort „Heim" in den so zahlreichen Ortsnamen auf -heim vom Volk ĕm (ĕ ähnlich dem Laut in engl. but!) ausgesprochen wird, z. B. Irĕm für Irheim bei Zweibrücken, Oggerschĕm für Oggersheim, Weinĕm für Weinheim u. s. w. Daneben hört man aber auch mitunter statt ĕ einen Laut, der einem dumpfen, kurzen u fast ganz gleich klingt, so daß also um für heim eintritt, z. B. Pifflighum für Pfiffligheim bei Worms. Auch der Familienname Reinganum, den eine meines Wissens in Berlin ansässige Familie führt, ist bekanntlich weiter nichts als der Name des Dorfes Rheingönnheim (bei Ludwigshafen a. Rh.) mit genauer Wiedergabe der mundartlichen Lautfärbung.[1]) Da aber der Name Haussum altbayrisch[2]) ist, so verdient wohl eine andere Erklärung den Vorzug. Könnte derselbe nämlich nicht durch Angleichung aus „Haut's um!", d. i. „Haut ös um!", also = „Haut um!" entstanden sein? Im bayr. Dialekt wird ja sehr oft das persönliche Fürwort ös = ihr, in der Enklisis s lautend, zur 2. P. Pl. des Imperativs hinzugefügt, bezw. der Zeitwortform angehängt. Bekanntlich stehen ebenso im Mhd. die Personalia oft beim Imperativ, z. B. lâ du, lât ir = laß, laßt! Ich erinnere hier auch an meine obige Deutung des Namens Rördum. — Der Geschlechtsname Klühenspieß (München und sonst in Bayern) hat die seltsame Verdrehung in Kleespieß erlitten, als ob man etwa zum Umwenden des gemähten Klees einen Spieß nötig hätte! Es ist dies aber ein ganz durchsichtiger Befehlname, der für einen Schmied oder für einen mit dem Bratspieß am Feuer Hantierenden sehr gut paßt: „Glüh' den Spieß!", d. h. „Mache, daß der Spieß glühend wird!" Mhd. glüejen, glüen hat ja transitive und intransitive Bedeutung, vergl. auch durchglüejen. Das k im Anlaut bildet für meine Erklärung kein Hindernis, da ja in der Schreibung der Eigennamen Tenuis und Media nicht

1) Der Name des Dorfes Edigheim (bei Frankenthal) am Rhein lautet ebenso im Volksmund auf um aus: Edighum, im Mittelalter: Otenheim (Nibelungenlied!), und Obrigheim an der Pfrimm: Oberkum. Ferner hieß Peppenkum (bei Zweibrücken) urkundlich 1308 und 1357 Boppenheim = „Heim des Boppo", um 1500: Böppigheim. Über — kammer, -hammer, -ammer, „häufig aus -heimer, -gheimer entstanden, wie denn z. B. Zeiskam (Rheinbayern) 1109 Ceizenkeim ist" s. B. 29. In der Mundart der dortigen Gegend spricht man diesen Namen jetzt „Zäskĕm" aus.

2) Übrigens trifft man auch in Altbayern und Franken den Familiennamen Wolfrum an, der sich zu Wolfram verhält, wie Leutrum zu Liutram, Guntrum (dieser Name ist besonders am Mittelrhein zu Hause) zu Guntram. In diesen Namen hat sich ram aus altem hraban, raban, Rabe, entwickelt (Steub a. a. O. 20), wobei sich das a der tonlos gewordenen Silbe in kurzes, geschlossenes u verdunkelte. So könnte auch aus Hausham Hausum = Haussum geworden sein.

selten nach Willkür miteinander vertauscht wurden und noch vertauscht werden, vergl. Paltauf neben dem gemeinhin gebräuchlichen Baldauf, Pornschaft, Schlichtegroll neben Schlichtkrull — krul (A. 87), ferner die alte Schreibweise von Praun, Paur, Paumgarten, Perger u. ä. gegenüber Braun, Baur, Baumgarten, Berger u.s.w. Die verkürzte Namensform Klühspieß findet sich übrigens häufiger als die vollere, ältere: Klühenspieß.

Ein anderer in keinem Namenbuch verzeichneter Befehlname ist Rodenstock (München), d. i. „Rode den Stock!" Roden, reuten, ausreuten und ausrotten, ausroden sind Wörter, die ihrer Abstammung wie ihrer Bedeutung nach zu einer Sippe gehören.[1]) Man „rodet die Bäume samt dem Stock und der Wurzel aus" (Sanders unter „roden"). Dieser Name bezieht sich also auf die Thätigkeit eines Holzhauers, der Wurzelstöcke rodet, d. h. ausgräbt.[2]) Eine hiervon verschiedene Bedeutung hat jedoch meines Erachtens das Wort „Stock" in dem alten elsässischen Familiennamen Umbdenstock = „Um den Stock!" Wie man sieht, ist hier ein Thätigkeitsbegriff zu ergänzen. Ich vermute: „Kehr (um!"), denke dabei aber nicht an das Umkehren, d. h. Aushauen, eines Baumstumpfes, sondern an das Umkehren eines Stockes zum Zweck des Zuschlagens oder wenigstens des Drohens mit Zuschlagen. Denn manche Stöcke kehrt man gerne um, d. h. nimmt sie am dünneren Ende in die Hand, um mit dem dicken, oberen Teil auf den Angreifer loszuschlagen. Meine Vermutung erhält, wie mir dünkt, eine Bestätigung durch den alten Augsburger Familiennamen Kerumbdenstain (panifex 1325 B. 30) = „Kehr' den Stein um!" Es ist übrigens nicht unangebracht, darauf hinzuweisen, daß das Wort „Stock" im Mhd. und Nhd. nicht bloß „Knüttel, Stab" und „Baumstamm, -stumpf", bezw. „Wurzelstock, Klotz", sondern auch „Brunnen-, Amboß- und Almosen- oder Opferstock" bedeutet. Die Aufforderung, z. B. den Opferstock umzukehren, um ihn auszuleeren, würde somit auf das Thun und Treiben eines landfahrenden Kirchendiebes hinzielen. Endlich bezeichnet das Wort auch den „Block um die Füße der Gefangenen, überhaupt Gefängnis" (vergl. Stöcker = Stockmeister). Auch „Mauerstock, Stockwerk" und „Stumpf, Storren eines Zahnes" würde in Verbindung mit dem Begriff des Umkehrens, Um- und Ausreißens zur Not einen annehmbaren Sinn für

1) Förstemann a. a. O. 78 bezeichnet reuten als hoch-, roden als niederdeutsch, mit dem Zusatz, beide Ausdrücke seien verwandt, jedoch nicht schlechthin identisch.

2) Analog ließe sich der Familienname Rodenbusch deuten als: „Rode den Busch!" Doch verdient vielleicht die Auffassung von „Roden" als Appellativ im Sinn von „gerodeter Ort, Rodung" den Vorzug. Wenigstens fällt hierfür die zahlreiche Klasse der Ortsnamen, die mit „Roden" beginnen, wie Rodenbach, -berg, -walde u. a., sehr ins Gewicht.

den Namen ergeben. Wie man sich aber auch den Namen seinem Sinne nach zurechtlegen mag, soviel steht mir fest, daß er zur Gattung der unvollständigen oder elliptischen Satz-, bez. Befehlnamen gehört.

Betrachten wir weiter die Familiennamen Fickelscheer, Fickelscherer und Fickenscher, auch Fikentscher geschrieben, so werden wir kein Bedenken tragen, mit B. 46 den ersten als mit dem Worte „Schere" zusammengesetzt zu erklären. B. bemerkt, daß unter den Geräten der Hausarbeit am vollständigsten in den Geschlechtsnamen die Näharbeit vertreten ist, und führt als Belege hierfür mehr als ein Dutzend hierher gehöriger Namen an, darunter auch Fickelscheer. Fickelscherer und Fickenscher sind ihm unbekannt. Das Zeitwort „ficken" bedeutet bekanntlich „kurze, rasche Bewegungen hin und her machen" (s. Fuchs „Deutsches Wörterbuch", Stuttgart 1898, S. 75); ahd. ficchan, mhd. ficken, ist dasselbe Wort und hat die Bedeutung „reiben". „Fickeln" ist ein hiervon mit der verkleinernden Bildungssilbe —el abgeleitetes Zeitwort. Folglich ist die „Fickelschere" eine Schere, die man beim Schneiden rasch hin und her bewegt, und Fickel — scherer das dazu gehörige nomen agentis. Falls in einer Mundart der Genuswechsel „der Scher" statt „die Schere" nachzuweisen wäre, stünde nichts im Weg, den Namen Fickenscher (Fickentscher weist das gern zwischen n und sch sich einstellende euphonische t auf) als Befehlsatz aufzufassen: „Ficke die Schere!", d. h. Mache damit kurze, rasche Bewegungen! Falls aber diese Annahme unstatthaft ist, läßt sich die Schwierigkeit unschwer dadurch beheben, daß man den mittleren Bestandteil des Imperativnamens, „en", durch falsche Analogiebildung anstatt „die" oder „eine", also aus: Fick — die — scher oder auch Fick — ẽ(eine) — scher entstanden sein läßt. Bacmeister 28 deutet den alten Namen Hodevick als: „Hüt' die Tasche!", indem er in vick das niederdeutsche Wort Ficke, d. i. Tasche im Kleid, erkennen zu dürfen glaubt. So beifallswürdig dieser Vorschlag ist, so wenig wahrscheinlich ist mir seine weitere Vermutung: „Die heutigen Fickenscher, Fickentscher, Fickelscherer ꝛc. hierher gehörig?" Diese Namen haben ja doch meines Wissens in Oberdeutschland ihre Heimat! Kein Zweifel kann meines Erachtens über die Erklärung des Bamberger Familiennamens Fickenwirt obwalten. Es ist ein Imperativname vom reinsten Wasser, sei es, daß man mhd. ficken, reiben, oder ficken, heften (aus ital. ficcare, lat. figere)[1]), darin wiederfindet. So wie so enthält der allem Anschein nach (vergl. Suchenwirt!) dem Mutwillen und der Spottlust der Soldaten oder auch der fahrenden Scholaren entsprungene Name den liebenswürdigen Zuruf,

1) Neben diesem umgedeutschten, lautlich mit ficken 1, zusammengeflossenen Zeitwort erscheint ficcare auch als Fremdwort: mhd. figieren, feststecken. Vergl. franz. ficher.

den Wirt, sei es den Haus- oder Gastwirt, zu „reiben" (vergl. „sich an einem reiben") oder „anzuheften". Vielleicht ist übrigens das Zeitwort gar nicht im eigentlichen schlimmen Sinne einer körperlichen Mißhandlung, sondern nur im bildlichen Sinne zu verstehen, etwa als „Argot"-Ausdruck für „prellen, foppen, zum Besten halten". Als Gegenfüßler des Namens Fickenwirt stellen sich uns dar die oben behandelten Namen Nagengast und Schindengast. Denn beide weisen auf eine nicht liebevolle Behandlung des Gastes hin, während der soeben erörterte Name besagen will, daß dem Wirt übel mitgespielt werden soll. Der nicht seltene Name Fickeisen ist auch als Imperativname zu erklären: „Bewege das Eisen (Schwert) rasch hin und her!" Wie daneben die kürzere Form Fickeis vorkommt, so erscheint neben Ringseisen Ringseis und neben Ringeisen Ringeis. Nunmehr komme ich zu dem alten, auch von Weinhold a.a.O. erwähnten Geschlechtsnamen Klubeschedel: „ein Schädelspalter", nach der richtigen Erklärung Vilmars, der Klubescheit, d.i. „Spalte Scheite!", also ein Scheitholzzerspalter, danebenstellt (vergl. S. 171 Spalteholz). Nach B. 31 war dieser Name zu Ravensburg im 15. Jahrhundert in der richtigeren Form Klubenschedel vorhanden. Ich habe ihn in der dem Neuhochdeutschen angepaßten Gestalt Kliebenschädel in einer bayrischen Zeitung gefunden, und auf einer Reise durch das nördliche Tirol trat er mir in der Lautform Kluibenschedel vor die Augen. Diese mundartliche Aussprache kluiben verhält sich zu mhd., bezw. nhd. kluben, klieben (vergl. dazu die mhd. Nebenformen kliuben, klûben, kleuben) wie tirol. stuiben („Stuiben" bezeichnet einen „stäubenden, stiebenden" Wasserfall, dafür im bayrischen Hochgebirge und sonst in den deutschen Alpen außer Tirol: Stuben = Staubbach, Staubfall) zu mhd. stiuben, stieben, nhd. stieben, faktitiv stäuben. Vergl. auch Luitpold mit mhd. Liut-polt! Das Zeitwort klieben bedeutet in der älteren Sprache 1. spalten, 2. sich spalten, z.B. daz im der schedel tuot klieben. Der obige Name bedeutet also: „Spalte den Schädel!" Von kliuben, klûben leitet sich weiterhin ab der Familienname Klüber oder Klüver, d.i. ursprünglich ein Appellativ (Gewerbename): Holzspalter, s. Andr. 41. Dagegen der württembergische Familienname Kleiber oder Klaiber wird, denke ich, nicht auf kleiben, klîben — Nebenformen von kliuben, klûben, kleuben —, sondern auf ein anderes Zeitwort, nämlich mhd. kleiben, befestigen, zurückzuführen, also gleichzusetzen sein mit mhd. kleiber (vergl. den Namen „Kleber") argillator, „der eine Lehmwand macht". So werden öfter „kleiber und tüncher" nebeneinander genannt.

Im Anschluß an den Namen Kliebenschädel (tirol. auch Kloibenschedel) gestatte ich mir, hier die treffenden Bemerkungen Steubs a.a.O. S. 7

und 8 über die Befehlnamen im allgemeinen wörtlich anzuführen. Denn sie verraten eine nach meiner Ansicht ganz richtige und dabei gemeinverständlich ausgesprochene Auffassung des Wesens und Ursprungs dieser merkwürdigen Klasse der deutschen Geschlechtsnamen. Steub schreibt also: „Eine besondere, aber sehr zahlreiche Gesellschaft ganz für sich bilden auch die imperativischen Namen, wie . . . . . . (es folgen 7 uns schon bekannte Namen).... Alle diese Namen gehen von einer längst vorgefallenen Anekdote aus, die wir jetzt aber nicht mehr („mit Sicherheit" — ergänze ich) herstellen können. Wenn wir z. B. Kliebenschädel (klieb, d. h. spalte den Schädel!) hören, so wandelt es uns an, wie ein Märlein aus alten Zeiten, wie wenn vor Jahrhunderten irgendwo eine ganz scharfe Balgerei auf Leben und Tod vorgefallen wäre, wie wenn der Urahn und Eponymus seinem Freund und Kampfgenossen ermunternd zugerufen hätte: „Klieb den Schädel (des Feindes nämlich)!" Wir merken deutlich, wie diese Worte so viel Aufsehen erregten, daß sie sofort an dem Rufer als unvertilgbarer Beiname hängen blieben. Aber wann und wo diese auffallende Geschichte vorgekommen und das Nähere darüber ist durch keine Konjektur mehr zu erreichen." Hierauf zählt Steub zwölf Münchener Imperativnamen auf, unter denen sich folgende in Vilmars Büchlein nicht verzeichnet finden: Bleibnichtlang, Springenzaun, Ziechnaus (Zieh hinaus!) und Trappentreu. Vielleicht sei letzterer, meint St., imperativisch zu erklären: „Trappel (trabe) drein!" Mit dieser Vermutung hat St. jedoch wohl nicht ins Schwarze getroffen. Denn derselbe Name lautet 1351 in einem Augsburger Bürgerbuch Trappoldai (B. 47). Dem Klange nach läßt aber Trappoldai, wie mir scheint, ebensogut auf romanische als auf deutsche Herkunft schließen.

Zum Schluß trage ich zu dem S. 150 Anm. besprochenen euphemistischen Ausdruck „die Laafdabber" oder umgekehrt: „die Dabberlaaf", gleichbedeutend mit „die Schnellkathrin", folgendes nach: „Curre cito: Schnelle Katharine ist ein alter Studentenausdruck, der sich in einem Nürnberger Schülerhefte vom Jahre 1732 unter andern Schülerwitzen eingetragen findet" („Allotria" von Prof. Dr. Loose in dieser Zeitschrift, 1900, S. 730, 731).

Der Vollständigkeit halber teile ich schließlich noch einige Varianten verschiedener Namen mit, welche bei Andresen und Vilmar vermißt werden. Neben Hebebrand giebt es auch die vollständigere Form Hebenbrand („Heb' den Feuerbrand!" oder „das flammende Schwert!"). Löschenbrand wurde 1452 zu Ulm Leschenbrand geschrieben. Älter und genauer als Schürebrant ist die Schreibung Schürnbrand, die in Schierenbrand entstellt wurde. Ein Kristan (Christian) Schurbrant

schon 1289 (B. 43). Der Name Sengestake (Nürnberg 1450) = „Senge die Stange (den Pfahl)!" gehört zu der S. 164/165 erörterten Namengruppe. Man mag dabei an einen Kohlenbrenner und seinen „Schürbaum" denken. Stake, auch staken, = niederl. staak, engl. stake, ist verwandt mit „Stange"; zu dieser Sippe gehört auch Staket. Der alte Name Zuckschwert, in Weinholds Auswahl a. a. O. Zuckezswert geschrieben, d. i. zuck dĕz (für daz) swert = „Zücke das Schwert!", wird infolge geschwundenen Verständnisses jetzt auch Zugschwert (Regensburg) und Zugschwerdt (A. 88) geschrieben. Vergl. das S. 166 über diesen Namen sowie über Zuckseisen, Zucken- und Zuckmantel Gesagte, ferner Bacmeister 51 über die Umbildung in Zuckermantel (Nürnberg), „das nicht unselten als Name von Lokalitäten erscheint, z. B. einer Einöde bei Naila" (bayr. Oberfranken); vergl. zucken, zücken = rauben, stehlen, der zuckaere, Räuber". Vergl. auch den Familiennamen Zucker. Ähnliche Bedeutung wohnte inne dem Namen Stubenrusch 1366 = „Stauben-rausch", als Staubinsrauß (sic!) 1700 erscheinend. Endlich sei zu Zwikkenpflug B. 85 bemerkt, daß dieser jedenfalls schon alte Spottname für einen Bauern („Zwicke den Pflug!") auch im Münchener Adreß-buch steht. Von ganz ähnlichem Schlag ist der Name Scheuchenpflug, „Bezeichnung eines trägen Landmanns", = „Scheue den Pflug!" (A. 87); dafür trifft man in München die Schreibung Scheugenpflug. Der Name taucht bereits 1299 auf in der Schreibung Schivhenphlvck, d. i. Schiuhenphluck; dann erscheint er wieder 1306 als Schvhnpfluch, 1330 entstellt zu Schichtenpflug mit unverkennbarem Anklang an „schichten", dann wieder als der „Schewhenpflug, Wilhelm Schewhem-pflug 1427" (Nürnberg). An diesem Beispiel sieht man so recht deutlich, wie schwankend oft die Schreibung solcher alten Namen in den Urkunden ist. Der Dritte in diesem Bunde ist Scheubenpflug B. 83 = „Schiebe den Pflug!", also wieder ein Ulkname für einen Bauern, von gleichem Gepräge wie Zwickenpflug. Schieben = mhd. schieben; daneben kommt auch scheuben und schiuben vor, schieben, stoßen. Hingegen in dem Namen Schibenwagen (Ravensburg 1330) sehe ich wegen der Schreibung mit i nicht das Zeitwort schieben, sondern mhd. schîben, „rollend fortbewegen, rollen lassen, wälzen, drehen" (von schîbe = Scheibe abgeleitet), daher auch absolut: „Kegel schieben", wofür ja der Bayer und Franke jetzt noch nicht „schieben", sondern „scheiben" sagt. Der Name bedeutet also: „Scheib' den Wagen!", d. h. Bewege ihn rollend fort! Dem Sinne nach ist übrigens zwischen schîb-den-wagen und schieb-den-wagen kein großer Unterschied: der Wagenschieber ist ja zugleich ein Wagenscheiber und umgekehrt! Der schwäbische Familienname Scheichenstuhl (1637) ist modernisiert aus

älterem Schiuhenstuol = „Scheu den Stuhl!“; daher würde er richtiger Scheuchenstuhl lauten. Ich denke mir, daß dies ein Spottname war für einen, der nicht gern vor dem Richter erschien, der „Scheu“ vor dem stuol, dem „Richterstuhl“, hatte und ihn soviel als möglich mied. Also bildet dieser Name nicht bloß wegen des gleichen Zeitwortes, sondern auch wegen einer gewissen Ähnlichkeit des Sinnes ein Seitenstück zu Scheuchenpflug. Rechtzeitig entdeckte ich noch, daß auch Vilmar 83 diesen Namen in seiner Liste anführt, und zwar in der etwas abweichenden, gleichfalls älteren Schreibung Scheuchenstuel. Demnach scheint dieser Name irgendwo noch jetzt vorzukommen. Über die Namen Rückdenstuhl und Ruckstuhl siehe S. 168, ferner vergl. über Ruckhaber und einige andere mit dem Zeitwort „rücken“ gebildete Imperativnamen die richtige Erklärung Andresens S. 83.

Ein kleiner Nachtrag möge den Schluß der ganzen Abhandlung bilden. In die mit „scheiben“ gebildete Namengruppe ist noch einzureihen der in Sonthofen vertretene altbayrische Familienname Scheibenzuber = „Scheibe den Zuber!“ Der Name erscheint passend für einen Stallknecht, der den Tränkeimer im Stall hin- und herschiebt und, falls er leer ist, wohl auch „scheibt“, d. h. rollend fortbewegt, bez. mit dem Fuße fortstößt. Vergl. hiemit Schibenwagen und, hinsichtlich der Bedeutung des Zeitwortes „schieben“, auch Scheubenpflug. In das „Milieu“ eines Bauern versetzt uns ferner der sehr charakteristische Familienname Schlagengaul, welcher einer mir zugegangenen Mitteilung zufolge in der Oberpfalz zu Hause ist. Dieser auf Tierquälerei oder mindestens lieblose Behandlung des Pferdes hinweisende Name erinnert an Schintenesel, Schintenwolf, Schindekopf, Schindeleib und — Schintenbuben[1]) bei Vilmar 83.[2]) Mit dem Zeitwort „schlagen“ sind ferner zusammengesetzt: Schlagintweit, Schlaginhaufen, Schlagenteufel. Der mir in einer Zeitung zu Gesicht gekommene Name Glaubenspeck ist vermutlich entstellt aus Klaubenspeck, d. h. „Klaube den Speck!“ Mhd. klûben (klouben) bedeutet „auflesen, stückweise sammeln“, dann auch „pflückend nach etwas suchen“, „stehlen, rauben“. Mithin eine nicht üble Bezeichnung für einen bettelnden und allerlei Eßbares ergatternden Landstreicher! Vergl. oben zu Ziegenspeck! In einer Novelle ist mir der Name Streichgut begegnet. Falls er nicht etwa willkürlich erfunden ist, möchte ich ihn am ehesten auf einen Pro-

1) Bei diesem Namen, der für uns in der Zeit der hochentwickelten Humanität und der Überbürdungsklagen lebende Pädagogen einen sehr befremdlichen Klang hat, erinnert man sich unwillkürlich des altgriechischen Ausspruchs: Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται!

2) Vergl. auch oben den Namen Schindengast.

foßen oder Büttel beziehen, der sich auf das „Streichen“ mit Ruten, auf das Stäupen, gut versteht. Anhangsweise erwähne ich hier noch einen Familiennamen, der ursprünglich ein adverbialer Satz ist (nach der Bezeichnung Vilmars S. 41), nämlich Obenauf, in Nassau und in Hausen (Oberfranken) vorkommend. Nach seiner Bildung wie nach dem Sinn ist er mit dem obenerwähnten Familiennamen Obenaus zusammenzustellen. Bei beiden ergänzt sich leicht der fehlende Prädikatsbegriff.

Den „Kehraus“ (dies ist ja selbst eine imperativische Wortbildung!) soll machen das Wort „Fallum“, welches auch zu den imperativischen Appellativen gehört. „Fallum“ ist nach Vilmars Idiotikon von Kurhessen S. 98 an der Schwalm üblich als Bezeichnung für einen plumpen Menschen, einen Grobian. Das Gegenteil hiervon ist die S. 150 Anm. von mir erwähnte Benennung einer gewissen Art von Bechern: „Stehauf!“ In der westlichen Rheinpfalz ist im Sprachgebrauch des Volkes sehr beliebt das scherzhafte Wort „Wuppdich“ für „Branndewein“, besonders in der Verbindung „e Gläsjĕ Wuppdich“ — ein Gläschen Schnaps. Das Wort ist wohl abzuleiten von der Interjektion „Wupp!“, z.B. „Wupp! dō horr er dō gelĕ'n!“, d.h.: „Mit einemmal lag er auf dem Boden!“ „Wupp“ besagt also etwa soviel wie „Schwapp!“ und gehört nach meiner Ansicht seinem Etymon nach zum Zeitwort wipp-en. Der Trinker setzt das mit dem edeln Naß gefüllte Gläschen an den Mund und „wippt“ es die Kehle hinunter. Das geschieht mit einem Ruck, auf einen Zug, d.h. mit einem „Wupp“. Das Wort „Wupp“ bedeutet auch einen Stoß, eine schwingende Bewegung. Diese Zusammenrückung „Wuppdich“ ist wohl als eine vor dem Trinken stillschweigend an den Inhalt des Gläschens gerichtete Aufforderung: „Wupp' dich!“, d.h. „Schwinge dich!“, — nämlich im Nu die Gurgel hinunter — aufzufassen, schwerlich als eine Ellipse etwa für: „Wupp! (Da hab' ich) dich!“ d.h. im Nu hab' ich dich getrunken, oder mit zu ergänzendem „ich“: „Ich wupp' dich!“, d.h. stürze dich im Handumdrehen die Kehle hinunter. Wie „einem einen Wupp geben“ bedeutet „einem einen Stoß geben“, so ist „wuppe“ für „wippen“, d.i. stoßen, prellen, im volksmäßigen Sprachgebrauch gäng und gäbe.

Da hoffentlich immer noch manche bis jetzt nicht gebuchte und so allgemein bekannt gewordene Befehlsnamen in Deutschland vorhanden sind, wobei ich vorzugsweise das niederdeutsche Sprachgebiet im Auge habe, so wäre es verfrüht, wollte man jetzt schon den Versuch einer abschließenden Statistik bei dieser Klasse von Familiennamen und Appellativen unternehmen.

Uhlands „Lerchenkrieg“.

Von E. Steffen in Schwerin i. M.

Es ist im allgemeinen Unterrichtspraxis, litterarische Produkte vorwiegend ästhetisch-exegetisch dem Verständnis der Schüler zu vermitteln; ohne diese Übung in Schatten stellen zu wollen, würde meiner Überzeugung nach auf der Oberstufe eine historische Betrachtung des betreffenden Vorwurfs gelegentlich eine dankbare Aufgabe sein: Entwickelung der Vorbedingungen, die dem Dichter für seine Schöpfung gegeben waren; Auffassung, Behandlung derselben durch ihn, so daß die subjektive Thätigkeit des Dichters gegenüber dem Dichtungsobjekt in den Vordergrund tritt. Diese Art der Interpretation wird dem Schüler in erster Linie die Eigenart des behandelten Dichters in lebensfrischer Weise näher bringen, daneben aber auch dem allgemeinen Bildungszweck dienen, sein Verständnis für die Beurteilung dichterischer Leistungen überhaupt zu heben, indem er in ein engeres Verhältnis zu ihnen tritt durch dies Hineinsehen in die Werkstatt des Künstlers. Es wird dabei den Schüler — wie er selber die Fäden aufspüren hilft, die den Dichter geleitet — eine gewisse eigne Schaffensfreudigkeit beleben und ihn die Dichtung in ihrem Wesen als einen Organismus nach Entstehung und Sein erkennen lehren; zugleich würde diese Behandlungsart nicht ohne Nutzen für die eigne produktive Thätigkeit des Schülers: den deutschen Aufsatz sein. Das ist die Idee, die mich bei der Betrachtung des im Titel genannten Uhlandschen Gedichtes hier leiten soll.

Das Gedicht ist gelesen. — Als Haupthandlung schält sich leicht der Lerchenkrieg Strophe 9—14 inkl. heraus, auf den schon der Titel hinweist. Der Vorgang mag durch erzählende Wiedergabe seitens eines Schülers in seiner einfach klaren Entwickelung herausgehoben werden; es wird darauf die Quelle[1]) des Gedichtes gegeben: Uhland fand im ersten von Klüpfel unter den Publikationen des Litterarischen Vereins zu Stuttgart eben herausgegebenen Bande der „Urkunden zur Geschichte des schwäbischen Bundes“ S. 247 folgende Angabe der Nördlinger vom November 1496: 'Nach altem ob Menschengedächtniß geübtem Gebrauch seien die Ihrigen bei zwanzig im vergangenen Herbst nach Lerchen gelaufen. Graf Joachim zu Oettingen[-Wallerstein] habe sie, da sie außerhalb der Stadt einesteils auf dem Nördlingischen den Lerchen, der ein freier Vogel sei, nachgegangen, durch die Seinen, unerinnert, mit gespanntem Armbrust[2]) und

1) Nach Düntzer, Uhlands Balladen und Romanzen.

2) Früher neutrum: aus dem mittellatein. arcubalista mit etymol. Anlehnung an ähnlich klingende deutsche Wörter entstellt; eigentlich also „Schleuderwaffe mit Bogen“.

wehender Hand[1]) auf des Heiligen Reichs Straßen überritten, zu Gelübd genöthigt und gedrungen, ihr Garn aufzuheben und füro ohne der Herrschaft Oettingen Wissen nicht mehr zu vogeln; einer sei auch blutrünstig geschlagen worden.' Diesem trockenen Bericht ist durch den Dichter Wärme, frisches Leben eingehaucht. Was mag Uhland in dem gegebenen Stoffe zur poetischen Bearbeitung angezogen haben? Neben einem Stück heimischen Lebens, württembergischer Geschichte: der alte Ständekampf, der darin zum Ausdruck kommt. Es sind Belege für Uhlands vaterländisch-historischen Sinn, für sein Interesse an den ständischen Gegensätzen zu finden, in die er seinerzeit nach 1815 selbst verwickelt gewesen; vergl. besonders seine politischen Gedichte. Uhland ist aus jener Zeit jetzt herausgerückt — das Gedicht ist am 26. und 27. Januar 1847 geschaffen[2]) —, aber die Erinnerung hält seine Teilnahme an dem Gegenstande fest. Die Heftigkeit der ständischen Reibereien tritt in ihrer ganzen Hartnäckigkeit hervor durch den Ausbruch des blutigen Streites bei so geringfügigem Anlaß.[3]) Uhlands Schilderung der Handlung ist mit vollendeter Meisterschaft ausgeführt; dieser Kern des Gedichtes darf zugleich als sein schönster Teil nach seinem lebendigen Inhalt und seiner plastischen Form bezeichnet werden. Die Darstellung des Kampfes ist in ihrer Gedrungenheit äußerst wirkungsvoll: die Stille vor dem Kampf, durch den waffenklirrenden Einbruch jäh gestört; der Parallelismus gespannter Erwartung und ungeahnten Überfalls (Strophe 10)[4]), der den scharfen Kontrast doppelt hervortreten läßt, die ganze Wucht der Überraschung durch die an Onomatopöie streifende Ausdrucksweise, wie der reisige Zug in die Garne sprengt und stampft, verstärkt. Mit Vermeidung jeder Breite sind nur die Hauptmomente gezeichnet, so daß unsre lebhaft angeregte Phantasie sich frei bethätigen kann. Der Kampf selbst ist in den Folgen und der Einleitung des Streites gemalt. Kurz und prägnant führt das zweimalige „ruft“, wie bereits Düntzer a. a. O. hervorhebt, in die volle Situation ein. Die beiderseitigen Kämpfer, ihre Gesinnung, auf Frage Antwort, auf Angriff Abwehr: so platzen in scharfem Schwertschlag Haß und Verachtung aufeinander. Die frische Lebendigkeit der

1) Etwa „mit blank bewehrter Hand“. Lexer, Mhd. Wbch., führt „wider wehen = mit blanker Waffe kämpfen“ an; Müller-Zarncke geben ein Citat mit der Bedeutung „blinken“: „daz er den ritter hâte ersehen und bars swertes glast wehen“. [Diu krône von Heinr. von dem Türlin.] („wehen“ mit kurzem e war st. Verbum nach der Ablautsreihe „geben“ ꝛc.)

2) Nach Eichholtz, Quellenstudien zu Uhlands Balladen. Berlin 1879.

3) Worauf Dederich, Ludwig Uhland als Dichter und Patriot, hinweist. 1886.

4) Hierzu bemerkt Düntzer a. a. O.: „Die Lerchen werden beim Abendschein durch die Treiber zuletzt mit Lärm in die Garne gejagt, in welche sie, aus Furcht und von der hereinbrechenden Nacht geblendet, sich haufenweis hinabstürzen.“

Handlung wird durch die hier und an andern Stellen eingetretene Voransetzung des Zeitworts bedeutend gehoben; in der Pronomenauslassung liegt ein volkstümliches Moment, das dem schnellen Fortgang der Handlung günstig ist. In dieser ganzen Auffassung und Wiedergabe des Stoffes bewährt Uhland seinen sichern Blick, sein intimes Verständnis für das Wirkliche, für alle äußeren und inneren Lebensregungen, eine ästhetische Feinfühligkeit hohen Ranges; mit unendlicher Zartheit ist der stumme Schmerz um die Toten zum Ausdruck gebracht, ohne irgendwelche sentimentale Ausmalung: das Bild der Gebeugten wirkt allein in seiner ganzen erschütternden Wahrheit.[1]) Hier haben wir einen Realismus, der doch das Ideale nicht verleugnet, dessen Wahrheit vielmehr mit Recht auf dem geistigen Leben basiert ist. Welche Veränderungen seines Vorwurfs hat Uhland nun vorgenommen und welchen Zweck verfolgt er dabei? Die ganze Erzählung ist in Handlung umgesetzt, überall Leben; infolgedessen wurden ergänzende Züge nötig: das Ausspannen der Garne u.s.w. Der gräfliche Anspruch auf Vorrecht im Vogeln ist statt durch das Gelübde, das der Situation einen minder poetischen Abschluß gäbe, als Anklage gebracht: der Graf wälzt die Rechtsverletzung auf die Seite der Gegner. Durch Einführung des jungen Rottenmeisters erhält der Kampf individuelles Leben; die Wirkung des Ausgangs wird durch den Tod, der auf jeder Seite sein Opfer fordert, verstärkt: auf lärmenden Kampf die Stille des Todes. Tief ergreifend offenbart sich die wortlose Totenklage in dem jungen Weibe, das mit dem gefallenen Gemahl ihr kurzes Glück beweint. So hat Uhland seine einfache Vorlage mit reichen poetischen Momenten durchwebt; ja, er hat die ganze Handlung erweitert: bisher waren nur Str. 9—14 inkl. betrachtet; wir wenden uns nun dem ersten Teile des Gedichtes zu, in dem sich Uhlands Dichterschaffen in einer zweiten, für ihn ganz besonders charakteristischen Eigenart darstellt: Uhland als Frühlingsdichter. Es wird jetzt Aufgabe des Schülers sein, herauszufinden, daß Uhland

1) Eigen berührt Düntzers Auffassung der dreizehnten Strophe: „Er (der Graf) selbst fällt zuletzt nach bitterm Kampfe, nachdem er sich vergebens, auf das Schwert gestützt, zu halten gesucht." Die Grammatik spricht für Düntzer, indem man nach ihren Gesetzen — wenigstens bei gleicher Wortstellung in der Prosa — das Zeitwort des ersten Satzes im zweiten zu ergänzen hätte. Anders ist das Ergebnis vom logischen und ästhetischen Standpunkt: die Annahme zweier Vorgänge statt der zuständlichen Schilderung in den beiden letzten Reihen der Strophe ist logisch unberechtigt und willkürlich; ein Liegender aber stützt sich nicht aufs Schwert. Ausschlaggebend für die Interpretation muß hier zuletzt die ästhetische Forderung sein: Folgen wir Düntzer, so geht das wirkungsvoll kontrastierte Bild des Morgens nach der Schlacht verloren. Düntzer, der sich sonst trefflich in Empfindung und Stimmungsgehalt eingelebt, beseitigt damit zugleich die herbe Größe des tiefen Seelenschmerzes, der den alten Grafen an des Sohnes Leiche niederbeugt.

die ergänzende erste Hälfte seiner Dichtung zur Kontrastierung hinzugefügt hat: der herbstlich rauhen Stimmung des Kampfes geht hier ein milder Frühling in lieblicher Anmut vorauf. Die volle Hoffnung, die wir dort geknickt sehen, steht hier in verheißungsvoller Blüte. Das ist die Beziehung der zwei nach Handlung und Charakter durchaus gesonderten Teile des Gedichts: dort schlagkräftige Handlung, hier die wenig vortretenden Begebenheiten ganz im Dienste der Stimmung. Dieser zarte Frühlingszauber, der Natur und Menschenherz seinen sanften Schimmer leiht, ist eine hervorstechende Seite in Uhlands poetischer Begabung; das erklärt, wie er hier in eine verhältnismäßige Breite fällt bei der Arbeit; damit tritt dieser erste Teil in Konkurrenz zur Hauptbegebenheit und beeinträchtigt gewissermaßen die Einheit der Handlung etwas: zwei äußerlich scharf abgegrenzte Situationen treten uns in dem Gedicht entgegen. Trotzdem hat Uhland verstanden, sie innerlich verhältnismäßig eng miteinander zu verknüpfen, und dadurch die schildernde Ausführlichkeit des Eingangs einigermaßen gerechtfertigt: die Natur ist nicht Rahmen der Handlung geblieben, er hat sie zum Ingrediens derselben geschaffen, indem er den Krieg „um“ die Lerchen in weiterer Beziehung als einen Krieg „gegen“ die Lerchen faßt und damit in diesem Kampfe gegen die Natur zugleich einen tieferen Hintergrund für die ganze Handlung gewinnt.[1]) Nach Möglichkeit hat Uhland diesen ersten Teil auch in seinen geringfügigen Vorgängen der späteren Handlung angepaßt: der Stolz des Ritters auf seine goldenen Sporen, die Hoffnung auf reiche Vogelbrut bilden nach der Richtung hin ein wesentliches Moment. Mit gelungenem Geschick ist auch in dem Leben des jungen Bürgerpaars durch die Vermählung ein mit der Entwickelung der Zeit korrespondierender Fortschritt erzielt. Es ist selbstverständlich Sache des Schülers, diese Berührungspunkte herauszuziehen. Besondere Hervorhebung in diesem Teile des Gedichtes verlangt die sechste Strophe, die

---

1) Dies historische Wachsen des Stoffes in Uhlands Dichtergeist ist freilich hier mit den gegebenen Mitteln wegen mangelnder äußerer Zeugnisse nicht zu belegen, kann aber immerhin nach den vorstehend gegebenen Andeutungen etwa klar gemacht werden, inhaltlich wie formell. In letzterer Beziehung bietet Uhlands Dichtung „Merlin der Wilde“ eine dankbarere Aufgabe (vergl. Holland, Über Uhlands Ballade Merlin der Wilde, Stuttgart 1876), wo Gelegenheit gegeben ist, Uhlands sorgfältiges Ausarbeiten, sein Feilen am Ausdruck zu belegen. Es mag dabei erwähnt werden, wie bei schriftlichen Ausarbeitungen, zur Gewinnung der bestmöglichen Gestalt, nach Entwurf und erster Ausführung ein öfteres Durchsehen und Bessern fast ausnahmslos wünschenswert ist und um so befriedigenderen Erfolg bieten wird, je objektiver wir uns unserer eigenen Arbeit gegenüberstellen können: was durch Verfließenlassen einiger Zeit vor Wiederaufnahme derselben, damit sie uns fremder werde, zu unterstützen ist.

ein Zug zarter Anmut und Lieblichkeit verklärt: das Bild der jungen Verlobten im ersten Frühlingsglück. Auch hier wieder jener mehr gefühlte als ausgesprochene Parallelismus in Natur und Menschenleben, der Uhland eigentümlich: die heitere Frühlingsstimmung der Natur umspannt auch das Leben der Menschen; die sommerschwüle Spannung (Str. 7) drängt darauf den rauhen Herbsttagen entgegen = der stille Friede wird jäh vernichtet: die Blätter fallen ab; auch die grünen knickt der Sturm. Nicht unerwähnt darf in der Besprechung die Wahl der Mittel bleiben, durch die Uhland die Ausdrucksfähigkeit zu steigern gewußt hat; ich weise an dieser Stelle auf die malende Allitteration der „lieben Lenzestage" hin. Hier und öfter ist die allitterierende Art von wirksamer Kraft: Turm und Thor der Reichsstadt (Str. 4) 2c. 2c. Das Herausfinden der weiteren Belege wird eine dankbare Lösung durch die Arbeit der Klasse finden (Str. 11, 12, 13, 14, 16). Es muß auch auf die schildernde Wirkung der ausgiebigen Adjektivverwendung aufmerksam gemacht werden. Der zuletzt besprochene Teil des Gedichtes ist übrigens minder geschlossen als die spätere Kampfesschilderung; er hat etwas Abgerissenes durch die zwei ungleichartigen Bilder, die schnell aufeinander folgen, ohne daß eine Beziehung unmittelbar hervorleuchtet. Etwas störend ist daneben der Sprung vom Frühlingsruf auf den Auszug des Grafen an den Kaiserhof: die Beziehung fordert doch immer einige dem poetischen Leben ungünstige historische Erwägung früherer Abgeschlossenheit des Ritterlebens im Winter. Man kann schwanken, ob sich Str. 5, 6 nicht besser an Str. 2 anschließen würden. Es wäre das allerdings nur eine Verschiebung des Risses, der aber an der späteren Stelle weniger empfindlich wirkt, da vor Strophe 7 doch ein Abschnitt ist und wir dann überdies weiter in die Handlung hineingekommen, warm geworden sind, was die Störung etwas abschwächen dürfte. Ganz ist auch die schon berührte Zweiteilung des Stoffes, wie Uhland ihn ausgearbeitet, trotz enger Annäherung nicht überwunden: unsere Einbildungskraft wird zuerst und zu lange durch verhältnismäßig Nebensächliches in Anspruch genommen; wir suchen im Verlauf des Gedichtes den zweiten Teil unter den ersten zu subsumieren und müssen doch umgekehrt verfahren, um zum vollen Verständnis zu gelangen, das uns, zum Nachteil der Wirkung des Gedichtes, nicht unmittelbar, sondern erst durch Reflexion entspringt; erst wenn wir durch diese zu der höheren Einheit durchgedrungen sind, wird der volle Genuß des Werkes sich einstellen. Nach Durchnahme des Gedichtes in seinen beiden Teilen bleibt nun noch als vornehmste Erläuterung die Herausarbeitung der sie verbindenden inneren Idee; hier wird die leitende Hand des Lehrers im allgemeinen stärker eingreifen müssen als bisher; wie weit, das bleibt überall dem Einzelfalle der Praxis vorbehalten. Es

darf erwartet werden, daß auf angemessener Stufe der Triumph der kleinen Lerchen = der Sieg der Natur in dem Rechtsstreit der hadernden Parteien als Ziel und Abschluß des Kampfes von der Klasse gefunden wird. Damit ist dem Verständnis für die tiefere Idee des Gedichtes der Weg gebahnt: Die Natur behauptet, indem sie über Kampf und Zwietracht der Menschen triumphiert, die sich in der leidenschaftlichen Verblendung ihrer egoistischen Triebfedern selbst vernichten[1]), gegenüber menschlicher Anmaßung und kurzsichtiger Willkür das frische unvergängliche Leben eines höheren Rechts = Über aller zeitlichen Ordnung vorübergehender Menschensatzung hebt sich gebieterisch das ewige unwandelbare Recht der Natur, das natürliche Recht! Das ist die Einheit der Handlung, die krönende Spitze, in der zugleich der historische Konflikt seinen Ausgleich findet. Die Stände decken sich nicht mit dem Volk; ihre selbstischen Ansprüche müssen sich in das allgemeine Wohl auflösen, dem Rechte natürlicher Freiheit fügen. 1848, ein Jahr nach Schaffung dieses Gedichtes, fordert Uhland in der Adresse der Tübinger an den ständischen Ausschuß: „eine ungemischt aus dem Volke hervorgehende Abgeordnetenkammer". Das ist nicht mehr der alte Dichter des Streites, der mit erbitterter Hartnäckigkeit für „das alte gute Recht" der Stände eintritt; der Dichter erscheint hier nicht mehr als ständische Partei, er steht über ihnen. Sein Blick ist weiter aufs Große gerichtet: das deutsche Vaterland, Freiheit — das sind um jene Zeit die Schlagwörter, die patriotische Herzen wie das Uhlands bewegen. Solcher Stimmung hat er auf dem Germanistentage zu Frankfurt, wo auch die Brüder Grimm zugegen waren, 1846 begeisterte Worte geliehen. Mit Schmerz erfüllt ihn das Schneckenleben des Deutschen Bundes, wenn er des alten flügelstrebenden Reichsadlers gedenkt (vergl. „Wanderung" 1834). Resigniert bescheidet er sich: er wird die Erfüllung seiner Hoffnungen und heißen Wünsche nicht erleben, „doch an der Sehnsucht Hand als Schatten noch durchschweben" sein „freies Vaterland". Diese Heranziehung der persönlichen Stimmung und Stellungnahme Uhlands in dem politischen Leben seiner Zeit wird für die klare Auffassung des Gedichtes nicht ohne Einfluß sein. Jenen gedrückteren Tagen aber der dreißiger Jahre sind wieder hoffnungsfrohere gefolgt: darum jubeln auch die kleinen Lerchen so frei und fröhlich der Sonne entgegen. Sie sind die Frühlings-

1) Der Hinweis, daß die freie Natur über die widerstrebenden und sich selbst vernichtenden Absichten der Menschen den Sieg davonträgt, ist a. a. O. von Eichholtz gegeben. Eine politische Beziehung der Idee wird dort nicht erwähnt. Den Ausdruck „Naturrecht", den Dederich in diesem Zusammenhang braucht, möchte ich wegen seines eingeengten Sinnes, den er als philosophischer Rechtsausdruck erhalten hat, hier lieber vermeiden.

boten der Natur, die Verkündigerinnen eines ungebeugten freien Rechtes[1]), denen der Dichter in sinnigem Gedankenspiel noch eine dritte Beziehung gegeben: als des Dichters Symbol schwingen sie sich über Zank und Zwietracht sangeslustig empor. Glücklich und mit Erfolg sind sie in ihrer Bedeutsamkeit herausgehoben. Ihr dreimaliger Ruf begleitet in treffender Charakterisierung die Wandlung der Situationen; in wiegenden Trochäen bietet ihr jubelnder Sang zugleich eine frische Schilderung der kleinen Vögel. Volkstümlich mutet die mehrfach verwandte Wiederholung eines strophischen Hauptmomentes an: „Lerchen sind wir, freie Lerchen", dann Str. 8 „Wandern, wandern wollen wir", auch Str. 5 die Stadt mit grauen Türmen, die Reichsstadt ist heranzuziehen. In dem aus dem Streit sehnsuchtsvoll sich hebenden Lerchenwirbel spiegelt sich des Dichters eigenes Herz: auch er fühlte ja „eine voll von Liedeslust" flattern in der Dichterbrust, vergl. sein Gedicht „Die Lerchen". Noch konnte er sich des Friedens freuen, das Jahr 48 rief ihn wieder auf den politischen Kampfplatz. Dieses sehnende Verlangen nach Frieden und Freiheit der Natur aus Geräusch und Enge der Welt durchzieht auch Uhlands andere Schöpfung des Jahres 47: „Der letzte Pfalzgraf", die in dieser Stimmungsverwandtschaft den Lerchenkrieg, als des Dichters eigener Gemütsverfassung jener Zeit entsprungen, unterstützen kann. So steigen die Lerchen in schmetternder Freiheitslust zum Himmel an, als ein versöhnender Abschluß des blutigen Kampfes: der strahlenden Sonne entgegen, das Leid der Menschen tief unter sich lassend. Durch solche Kontraste hat Uhland in vielen seiner Dichtungen eine eigenartig anziehende Wirkung erreicht, hier aber bieten sie sich in besonderer Fülle und Prägnanz: Stimmungsschilderung und Handlung stehen sich gegenüber, das ruhige Gleichmaß der Natur und die Leidenschaft der Menschen; Frühlingsmorgen und Herbstesabend lösen einander ab wie Jugend und Alter, harter Mannessinn hebt sich in lebendigem Gegensatz mit dem weichen Gefühl der Frau, Frühlingsatem auf Feld und Flur bricht sich an den Mauern der dumpfen Stadt, höchstes Glück und tiefster Schmerz in naher Berührung; Adel und Bürgertum stoßen zusammen, die Stille vor dem Kampf unterbricht der laute Ruf, die gespannte Erwartung der überraschende Überfall, nach frischem Streit die Trauer des Todes; und am Ende auf schmerzliche Totenklage fröhlich heiterer Lerchenjubel. In diesem letzten Kontrast schimmert — vielleicht ungewollt — ein Stück Werdeganges der Natur:

---

1) Mit Recht sieht Dederich in der durch die Quelle gegebenen Heraushebung der Lerchen als eines freien Vogels einen Anziehungspunkt des Stoffes für den Dichter.

Der Herbst folgt dem Frühling,
Auf Friede der Streit,
Auf Lebenslust Leid:
Doch über der Todesnot,
Immer und immer aufs neue,
Will es der Liebe Gebot,
Daß freies Leben sich freue!

Friedrich der Große und das deutsche Schrifttum.

Von Dr. **Paul Ssymank** in Dresden.

Die Stellung Friedrichs des Großen zum deutschen Schrifttum hat bisher eine vielseitige kritische Beleuchtung erfahren; die meisten von denen, welche diesen Gegenstand behandelten, sind allerdings zu einem mehr oder weniger ungünstigen Urteil gelangt; ein Heinrich von Treitschke bezeichnete sogar das Verhalten des Königs als „die traurigste, unnatürlichste Erscheinung in der langen Leidensgeschichte des neuen Deutschland" (Deutsche Geschichte I, S. 81). Friedrich II. war indessen kein „Fremdling im Heimischen", wie ihm Klopstock vorwarf; ihn erfüllte der Gedanke, daß das wahre Verdienst eines guten Fürsten darin bestünde, eine aufrichtige Zuneigung zum Gemeinwohl zu hegen, sowie sein Vaterland und den Ruhm zu lieben.[1]) Und wie er für die Sache seines Vaterlandes erglühte, das bewies er durch seine Thaten, seine politischen Schriften und seine Gedichte. Mehrmals verwahrte er sich gegen den Vorwurf, daß er Abneigung gegen die Deutschen hege, und rühmt Ausländern gegenüber die Vorzüge, die er an seinem Volke erkennt. So betont er 1737 im Gegensatz zu den Meinungen der damaligen Franzosen in einem Schreiben an Voltaire, daß es den Deutschen nicht an Geist fehle, daß sie auch gesunden Menschenverstand von der Natur als Erbe erhalten hätten und ihr Charakter dem der Engländer nahe komme.[2]) Hohe Achtung hegte er besonders vor ihrer militärischen Tüchtigkeit; im Jahre 1780 erklärte er stolz, es freue ihn, ein König

---

1) Le vrai mérite d'un bon Prince est d'avoir un attachement sincère au bien public, d'aimer sa patrie et la gloire, bei Preuß: Friedrich der Große. Bd. III S. 329. Die folgenden Briefstellen entstammen den Oeuvres de Frédéric le Grand.

2) Die wichtigste Stelle dieses noch oft zu erwähnenden Briefes folge hier im Wortlaut: Quant aux Allemands, leur défaut n'est pas de manquer d'esprit. Le bon sens leur est tombé en partage; leur caractère approche assez de celui des Anglais. Les Allemands sont laborieux et profonds: quand une fois ils se sont emparés d'une matière, ils pèsent dessus. Leurs livres

der tapferen und starken Deutschen zu sein (Preuß III, 330, 347), und in einem Gedichte rief er aus:

J'applaudis de bon cœur à notre nation,
Lorsque de ses succès présents à ma mémoire
Je me rappelle ici la grandeur et la gloire.
Mânes que je révère, invincibles héros,
Dont la haute valeur terrassa nos rivaux,
Souffrez que j'ose orner mes poèmes funèbres
Des noms que vos vertus ont rendus si célèbres.
Si ma lyre eût jamais des sons harmonieux
Qu'elle m'aide à chanter vos exploits glorieux . . .
(Oeuvres de Frédéric le Grand X. S. 127 flg.)

Mit Stolz blickt er auf die lange Reihe berühmter Männer, die Deutschland vor ihm erzeugt hat, und hofft, daß sich ihnen noch viele anschließen werden (de la litt. all. S. 70). Auch die prophetischen Worte am Schlusse seines Buches über die deutsche Litteratur, die sich so herrlich erfüllen sollten, zeigen die tiefwurzelnde Liebe des Königs zu seinem Volke. Den Franzosen als Volk war er nicht sonderlich gewogen, nur einzelne Persönlichkeiten unter ihnen, wie Maupertuis, d'Alembert, Voltaire, gewannen ihm Hochachtung ab, und auch mancher von diesen nur wegen seiner geistigen Leistungen. „Weder den französischen Charakter im allgemeinen hat er geachtet und nachahmenswert gefunden, noch auch die französische, nach der zweiten Hälfte seiner Regierung immer mehr entartende Litteratur" (Preuß III, 336). Er meinte sogar, wenn die Vorsehung bei Schöpfung der Welt an ihn gedacht, so habe sie die Franzosen zu seiner Belustigung geschaffen.[1]) Und bereits 1740 bricht er über dieses Volk völlig den Stab, indem er an seinen Freund Jordan schreibt:

---

sont d'un diffus assommant. Si on pouvait les corriger de leur pesanteur et les familiariser un peu plus avec les Grâces, je ne désespérerais pas que ma nation ne produisît de grands hommes. Il y a cependant une difficulté qui empêchera toujours que nous ayons de bons livres en notre langue; elle consiste en ce qu'on n'a pas fixé l'usage des mots; et comme l'Allemagne est partagée en une infinité de souverains, il n'y aura jamais moyen de les faire consentir à se soumettre aux décisions d'une académie.

Il ne reste donc plus d'autre ressource à nos savants que d'écrire dans des langues étrangères; et comme il est très difficile de les posséder à fond, il est fort à craindre, que notre littérature ne fasse jamais de fort grands progrès. Il se trouve encore une difficulté qui n'est pas moindre que la première: les princes méprisent généralement les savants. 6. Juli 1737.

1) Je ne saurais vous dire combien vos Français m'amusent. Cette nation si avide de nouveautés m'offre sans cesse des scènes nouvelles: tantôt ce sont les jésuites chassés, tantôt des billets de confession, le parlement cassé, les jésuites rappelés, de nouveaux ministres tous les trois mois; enfin

A la fin j'ai vu ces Français,
Dont vous avez chanté la gloire,
A qui nous faisons le procès,
Et dont Vénus pourroit dicter l'histoire;
Ce peuple fou, léger, galant,
Superbe en sa fortune, en son malheur rampant,
Ce chansonneur impitoyable,
D'un bavardage insupportable,
Veut cacher son esprit aussi sot qu'ignorant.
Il adore la bagatelle;
A cette idôle il est fidèle,
Mais d'ailleurs toujours inconstant.
Non, de ce peuple, ami, vous n'êtes plus du nombre;
De cette fange impure on vous vit percer l'ombre,
Et le ciel des enfers ne peut être plus loin:
Vous pensez, ils ne pensent point.

Daß sich der König bei seinen schriftstellerischen Werken der französischen Sprache bediente, geschah somit keineswegs aus übertriebener Vorliebe für fremdländisches Wesen; war er doch, wie die obigen Verse an Jordan zeigen, gerade zu der Zeit, wo er sich über die Wahl der Sprache zu entscheiden hatte, den Franzosen durchaus ungünstig gesinnt. Vielmehr lag der Grund in der Erziehung, die er seit seiner zartesten Jugend genossen hatte. Von seinen französischen Lehrern war ihm nur eine auf ihrer Sprache und Litteratur beruhende Bildung beigebracht worden, und diese Richtung erhielt sich dauernd bei ihm infolge seiner eigenen unausgesetzten Beschäftigung mit dem französischen Schrifttum und seines steten Verkehrs mit französischen Schriftstellern und Gelehrten. Er war immer bestrebt, sein Französisch möglichst rein zu erhalten[1]); sein Ziel richtete sich darauf, auch als französischer Schriftsteller und Dichter eine geachtete Stellung einzunehmen, und er fühlte sich keineswegs unangenehm berührt, als man seine „Denkwürdigkeiten des Hauses

ils fournissent seuls des sujets de conversation à toute l'Europe. Si la Providence a pensé à moi en faisant le monde, elle a créé ce peuple pour mes menus plaisirs. An d'Alembert 7. Mai 1771. Weitere bezeichnende Stellen bei Preuß III S. 336 flg., wo sich auch das im Text angeführte Gedicht an Jordan findet.

1) Bezeichnend sind dafür die Worte, die er bei der ersten Unterredung an den von ihm berufenen Professor Thiébault richtete: Je vous engage très fort à ne jamais l'apprendre; c'est un bonheur que vous ne le (= l'allemand) sachiez pas. Si vous vous mettez en état de le parler, vous ne tarderez pas à contracter l'habitude de faire les mêmes germanismes que nous. Ce ne sera même pas sans une attention bien sontenue que vous pourrez échapper à ce danger, en ne parlant jamais allemand: il vous suffira pour y tomber sans vous en appercevoir, de nous entendre parler français. Or, à mesure que vous prendrez nos manières de parler, vous remplirez toujours moins bien les devoirs pour

Brandenburg" als ein Werk Voltaires ansah. Das zeige, so meinte er, daß sie gut geschrieben seien, und enthalte für den Verfasser eher ein Lob als einen Tadel.[1]) Aber trotz seines heißen Bemühens, sich in seinen Werken ganz französisch zu geben, blieb doch gelegentlich ein Rest deutschen Denkens und Fühlens übrig, der sich dem fremden Volkstume nicht anähnlichen ließ.[1a]) Besonders an seinen Gedichten machte sich das bemerkbar, und Klopstock sprach in seiner Ode: „Die Rache" (1782) grimmig das höhnende Urteil von Friedrichs Feinden nach:

„Du erniedertest dich, Ausländertöne
Nachzustammeln, dafür den Hohn zu hören:
Selbst nach Arouets Säuberung
Bleibe dein Lied noch tüdesk." (Arouet = Voltaire.)

Die französische Sprache war dem Könige geläufiger als die deutsche, die er nach seinen eigenen scherzhaften Worten nur wie ein Kutscher sprach, deren Kenntnis er sich überdies nicht durch Lektüre von Schriftstellern, sondern durch den Verkehr mit dem Volke und durch das Lesen amtlicher Schriftstücke und Akten erworben hatte. Gottsched gegenüber sagte er 1757 selbst, er habe von Jugend auf kein deutsch Buch gelesen, und im schriftlichen Gebrauche des Deutschen blieb er bis an sein Lebensende ungewandt, ja schwerfällig, wie die an Zahl geringen deutsch geschriebenen Briefe zur Genüge beweisen. Er beklagte diesen Mangel selbst und witzelte über sein französisches Stammeln:

Ma muse tudesque et bizarre,
Jargonnant un français barbare (Vorwort der Oeuvres du Philosophe de Sanssouci).

---

lesquels vous êtes appelé en ce pays. Comment conserver le goût et le tact délicat des beautés, des finesses, du caractère, et du génie de votre langue et des chefs-d'œuvre de votre littérature, lorsque de jour en jour, vous vous familiariserez davantage avec des usages tout différents et souvent contraires? Ainsi en votre qualité de galant homme, jaloux de bien suivre votre vocation, je vous demande votre parole d'honneur que vous n'apprendrez pas notre langue; s. Thiébault: Mes Souvenirs. 1804 I S. 10 flg.

1) On ne me fâchera pas en vous attribuant mon Histoire de Brandebourg. C'est la trouver très bien écrite, et c'est plutôt me louer que me blâmer. An Voltaire am 21. März 1759.

1a) „In seiner Instruction pour ses Généraux", sagt Justus Möser, „ist Friedrich mir wenigstens mehr als Cäsar, durch den Geist und die Ordnung, womit er viele verwickelte Fälle auf wenige einfache Regeln zurückbringt; in seinen vertrauten Briefen, die er bei schweren Vorfällen geschrieben hat, finde ich deutsche Kraft und Dauer, in seiner Abhandlung über die Vaterlandsliebe den systematischen Geist der Deutschen und in seinen Gedanken über unsere Litteratur ein edles deutsches Herz, das nicht spotten, sondern wirklich bessern und helfen will". J. Möser, Vermischte Schriften, Berlin 1797 I, S. 260, bei Preuß: Friedrich d. Große als Schriftsteller. 1837. S. 145.

und zu Gottsched sagte er: „Ich bin nur ein zu alter Kerl, noch deutsch zu lernen, und beklage, daß ich in der Jugend weder Anleitung noch Ermunterung gehabt habe; ich würde gewiß viele meiner Nebenstunden auf gute Übersetzungen römischer und französischer Schriftsteller verwendet haben.“ Ja, gegen Ende seines Lebens schrieb er an den Rektor Heynatz, als er diesem für die Übersendung seines Buches: „Anweisung zur deutschen Sprache“ dankte: „Was ist rühmlicher für einen Deutschen als rein deutsch sprechen und schreiben?“ (12. August 1785).[1])

Indessen hatte Friedrich der Große noch einen weiteren Grund für die Anwendung der französischen Sprache. Er lebte der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nicht unberechtigten Überzeugung, daß das Deutsche für eine wissenschaftliche und vornehme Darstellung der geringen Ausbildung wegen noch nicht geeignet sei. Er hielt es daher für einen notwendigen Ausweg, wenn die deutschen Gelehrten zu den grammatikalisch und lexikographisch festgestellten Sprachen ihre Zuflucht nahmen, weil sie nur dadurch die Gewähr hatten, allgemein verstanden zu werden. Mehr als das Lateinische kam in dieser Beziehung das Französische in Frage, das damals eine allen Gebildeten bekannte Weltsprache war und das Studium anderer Sprachen überflüssig machte. Wenn daher ein Deutscher französisch schriebe, meint Friedrich, so sei dies ebensowenig auffällig, als es zu Ciceros Zeit erschien, wenn ein Römer die griechische Sprache gebrauchte.[2])

---

1) Die Beweisstellen dafür, daß dem Könige das Französische geläufiger war als das Deutsche, sind zusammengestellt in den Oeuvres de Frédéric le Grand. t. XXVII 3, Vorwort. — Je parle comme un cocher; s. Friedrichs Gespräch mit Gottsched bei G. Krause: Friedrich der Große und die deutsche Poesie. Halle 1884. Anhang S. 89. Ferner Preuß: Friedrich der Große III S. 331. — Die deutschen Briefe finden sich abgedruckt Oeuvres t. XXVII, 3.

2) Friedrich sagt im Discours préliminaire zu den Mémoires de Brandebourg: „Quoique j'aie prévu les difficultés qu'il y a pour un Allemand d'écrire dans une langue étrangère, je me suis pourtant déterminé en faveur du français, à cause que c'est la plus polie et la plus répandue en Europe, et qu'elle paraît en quelque façon fixée par les bons auteurs du siècle de Louis XIV. Après tout, il n'est pas plus étranger qu'un Allemand écrive de nos jours en français qu'il ne l'était du temps de Cicéron qu'un Romain écrivît en grec; s. auch Preuß: Friedrich der Große als Schriftsteller S. 54 flg. Ganz ähnlich spricht sich Friedrich auch schon in seinem oben zitierten Brief an Voltaire am 6. Juli 1737 aus. Und in einem Briefe vom 1. Nov. 1777 heißt es: „Pour la langue allemande, elle ne méritera pas d'attention, que lorsque de grands poètes, de grands orateurs et d'admirables historiens l'auront fixée et auront su resserrer les phrases lâches et molles qui emploient une foule de mots superflus pour exprimer peu d'idées, mais ces temps ne sont pas encore venus, en attendant nous trouvons que la langue française est dans ce siècle une dialecte universelle, nous trouvons tous les auteurs

Lag ſo bei Anwendung der franzöſiſchen Sprache ſeitens des Königs durchaus nicht Feindſeligkeit gegen das deutſche Volk vor, ſo kann man ebenſowenig behaupten, daß es Friedrich völlig einerlei geweſen wäre, was aus Sprache und Litteratur der Deutſchen wurde. Auch gab es in der unmittelbaren Umgebung des Königs immer einige Männer, welche mit Nachdruck und Begeiſterung für das deutſche Schrifttum eintraten und ein heilſames Gegengewicht gegen die franzöſiſchen Gelehrten am Hofe bildeten. Eine wichtige Rolle in dieſer Beziehung ſpielte ſchon ſeit der Rheinsberger Zeit der früh verſtorbene Buſenfreund Friedrichs des Großen, der Kurländer Graf Kayſerling, der ſelbſt in deutſcher wie franzöſiſcher Sprache dichtete und mit der deutſchen Schriftſteller=welt dauernd Fühlung hatte. Außerordentlich einflußreich war auch die Stellung des Generalmajors von Stille (geſt. 19. Oktober 1752), der ſich lebhaft bemühte, den König für die deutſche Litteratur zu gewinnen, und zu dieſem Zwecke ſelbſt zur Feder griff. Gleich ge=wandt ſchrieb er Deutſch und Franzöſiſch, hatte aber ſelbſt dann, wenn er die letztgenannte Sprache gebrauchte, immer einen vaterländiſchen Zweck im Auge.[1]) Als er Oden des Pfarrers Samuel Lange über=ſetzte, verfolgte er das Ziel, denen, „die das Teutſche nicht verſtehen, unſere Art, ſchön zu denken und zu ſchreiben, begreiflich zu machen, mithin die Geringſchätzigkeit, ſo ſie gegen unſere Dichtung hegen, zu vermindern" (Brief an Lange 15. Oktober 1747). Ein dritter, der ſich für die deutſche Litteratur verwandte, war der Baron von Bielefeld, ein Hamburger Kaufmannsſohn, der in preußiſche Dienſte getreten. Mit ſeinem Luſtſpiel: „Die Beſchwerlichkeiten des Hoflebens" trat er 1743 in einen für ihn erfolgreichen Wettkampf mit dem Marquis d'Argens ein, der denſelben Vorwurf zu gleicher Zeit in ſeiner Komödie „Embarras de la cour" behandelte, und im Jahre 1752 veröffentlichte er ohne Namen ſein der Berliner Königlichen Akademie gewidmetes Werk: „Progrès des Allemands dans les sciences, les belles-lettres et les arts" (Amſterdam), worin er im Anſchluß an allgemeine Betrachtungen über die deutſche Sprache und den deutſchen Geiſt aus=führlich über die Hauptvertreter der deutſchen Litteratur älterer und

---

latins et grecs que les Français ont traduits, ainsi cette seule langue nous tient lieu de cinq ou six idiomes que nous serions obligé d'étudier et d'en charger notre mémoire pour savoir ce que nous pouvons apprendre par le français. Du moins cette langue est fixée par les bons écrivains du siècle de Louis XIV. et la nôtre n'est qu'un amas de dialectes dont chaque cercle de l'empire croit posséder la meilleure et dont les phrases de 20 milles en 20 milles ne s'étendent presque pas"; ſ. Preuß III S. 351.

1) Fiſch, Generalmajor von Stille und Friedrich der Große contra Leſſing. Berlin 1885. S. 15.

neuerer Zeit wie Opitz, Canitz, Haller, Hagedorn, Gellert und Gleim sprach und eine große Anzahl von längeren Proben in französischer Übersetzung gab. Es ist wahrscheinlich, daß der König dieses Werk des ihm nahestehenden Hofmannes kennen gelernt hat.[1]) Ein vierter, der dem Deutschen seine Zuneigung entgegenbrachte, war der Geheimrat von Jordan, gleichfalls ein Vertrauter des Königs, dem er einst (wohl selbstverfaßte) deutsche Verse zusandte, wofür er allerdings die Bemerkung hören mußte: „Tes vers allemands sont de l'hébreu pour moi“ (28. Juni 1742). Und diesen Männern gelang es thatsächlich, durch ihr thatkräftiges Eintreten dem deutschen Geistesleben seitens der Franzosen eine gewisse Anerkennung zu verschaffen, ja Maupertuis und selbst Voltaire begannen die deutsche Sprache zu lernen, und die Schrift des Arztes de la Mettrie: „L'Art de jouir“ ward von Sulzer als eine Übersetzung von Hallers Doris erklärt, — eine Thatsache, auf welche der Franzose nicht für notwendig befunden hatte hinzuweisen (Sulzer an Bodmer 30. Juni 1751). Und in späterer Zeit, als diese vier obengenannten Männer nicht mehr in der Umgebung des Königs weilten, fand das deutsche Schrifttum in dem Magdeburger Guichard († 13. Mai 1775) oder Quintus Icilius, wie ihn Friedrich der Große nannte, und in dem Minister Herzberg begeisterte Verteidiger.

Schon seit seiner Rheinsberger Zeit schenkte Friedrich der Große dem wissenschaftlichen und litterarischen Schaffen der Deutschen Beachtung, allerdings keineswegs im gleichen Umfange wie dem der Franzosen, das er als feiner Kenner beurteilte und an dem er durch seine Werke selbst teilnahm. Diese Stellung, die er später im ganzen beibehielt, läßt sich unschwer aus den litterarischen Verhältnissen seiner Zeit erklären. „Wie kann man“, sagt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, „von einem Könige, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen?“ Gegen die deutschen Schriftsteller hatte Friedrich ein gewisses Vorurteil; in seiner Histoire de mon temps bezeichnete er geradezu die meisten deutschen Gelehrten als Handwerker, die französischen als Künstler; ja in Briefen sprach er mehrmals die Ansicht aus, daß es sich für Ausländer nicht verlohne, Deutsch zu lernen; denn man studiere eine Sprache nur ihrer guten Schriftsteller wegen, und diese

1) s. Fisch a. a. O. S. 16 flg. Der dort geführte Beweis dafür, daß Friedrich II. das Buch auf jeden Fall gekannt habe, ist als völlig mißglückt zu betrachten, wie aus dem hervorgehen dürfte, was ich über Friedrichs Kenntnis von Zieglers Asiatischer Banise beibringe. Im übrigen beruht meine Darstellung dieses Abschnitts zum großen Teil auf dem obigen sehr verdienstvollen Buche, das nur in seinen Schlußfolgerungen zu weit geht. Über Quintus Icilius ebenda.

mangelten den Deutschen vollständig.[1]) Indessen trat der König doch einigen litterarisch bedeutenden Männern des damaligen Deutschland näher, ja berief sie sogar zu sich, um ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Auf solche Weise kam er in Berührung mit Tralles in Breslau (1757), Gottsched (1757), Gellert (1760), Sulzer (1777), Garve (1779 und 1784), Johannes von Müller (1781), Meierotto (1783) und Gleim (1785). Daß es ihm bei diesen Gelegenheiten thatsächlich darauf ankam, sein Wissen zu erweitern, das zeigen die zum Teil stundenlangen Unterredungen, die er mit diesen Männern über deutsche Sprache und Litteratur führte.[2]) Gegen Ende seines Lebens scheint sein altes Vorurteil gegen die deutschen Schriftsteller einer gerechteren Auffassung gewichen zu sein; wenigstens sagt Gleim in einem Gedicht auf den Tod des großen Königs, zweifellos noch unter dem Eindruck seiner Unterredung mit dem Monarchen:

„Schon erkannte
Sein freier Prüfegeist:
Es waren seiner Seele naheste Verwandte
Wolff, Leibniz, Haller, Kleist.“ (Pröhle S. 278.)

Der erste Schriftsteller, mit dessen deutsch geschriebenen Werken sich Friedrich der Große beschäftigte, war der preußische Hofdichter Ludwig Freiherr von Canitz, ja dessen Poesien sollen noch im Jahre 1739 die einzigen von ihm gekannten deutschen Verse gewesen sein.[3]) Friedrich

1) Gellert gegenüber z. B. stellte der König nicht in Abrede, daß er gegen die deutschen Schriftsteller eingenommen sei; s. Gellerts Leben von Heinrich Doering 1833 I S. 185. — La plupart des savants allemands étaient des manœuvres; les français, des artistes, sagt er in der Histoire de mon temps (Oeuvres II S. 43. Geschrieben 1742—46). — Il s'y trouve un comte de Montmorency-Laval . . . Je me dispute avec lui; il veut apprendre l'allemand, je lui dis que cela n'en vaut pas la peine, parce que nous n'avons pas de bons auteurs (an Voltaire 17. Dez. 1777). — Und an d'Alembert schreibt er am 6. Januar 1781: Le colonel de Grimm, qui est Allemand, pourra vous mettre au fait de ce qui regarde cette langue, que vous n'avez pas apprise, et qui n'en a pas valu la peine jusqu'ici; car une langue ne mérite d'être étudiée qu'en faveur des bons auteurs qui l'ont illustrée, et ceux-là nous manquent entièrement.

2) Die Litteratur darüber zusammengestellt bei Preuß: Friedrich der Große als Schriftsteller S. 290—299. Der Bericht über das Gespräch mit Gottsched bei Krause S. 87—91. Über das mit Gellert siehe den Nachweis Grenzboten 1885, IV. S. 528. — Der Vollständigkeit wegen sei noch erwähnt, daß der König im Oktober 1763 auch der Karschin eine Unterredung gewährte, die sie in einem Gedichte beschrieb; s. die Ausgabe ihrer Gedichte von 1792 S. 182—187 und die Biographie S. 104—121, auch H. Pröhle: Friedrich der Große und die deutsche Litteratur 1872.

3) Im folgenden wird nur die eigentlich schönwissenschaftliche Litteratur berücksichtigt werden.

schätzte den Dichter damals sehr hoch; in den Mémoires de Brandebourg sagt er sogar mit Stolz, in der Zeit des litterarischen Niederganges habe Brandenburg in demselben einen guten Poeten gehabt; er sei der Pope Deutschlands, der eleganteste, fehlerfreieste und am wenigsten verworrene Dichter, der jemals deutsche Verse geschrieben. Er habe einige Episteln Boileaus glücklich übersetzt, Verse nach dem Muster des Horaz gedichtet und einige Werke verfaßt, in denen er ganz ursprünglich sei. Später genügte allerdings ein Canitz dem verfeinerten Geschmacke des Königs nicht mehr, und in der Schrift über die deutsche Litteratur ist das ehemals günstige Urteil wesentlich eingeschränkt. Canitzens Gedichte, so urteilt dort Friedrich, seien erträglich, nicht in Anbetracht der Ausdrucksweise, sondern weil der Verfasser schwach den Horaz nachgeahmt habe.[1]) Ein anderer älterer Dichter, der jetzt vergessene Johann Valentin Pietsch (1690—1733), der im Geschmacke der zweiten schlesischen Schule schrieb, fand dagegen den Beifall Friedrichs nicht. Schon in den Tagen von Rheinsberg kam es seinetwegen zu langen Wortkämpfen zwischen dem damaligen Kronprinzen und dessen Freund Kayserling, welcher lebhaft für die Werke Pietschens eintrat. Friedrich wollte letzteren durchaus nicht unter den wenigen leidlichen Dichtern Deutschlands gelten lassen, und noch später redete er Gottsched gegenüber von den gar zu schwülstigen Ausdrücken, die sich bei Pietsch fänden, und zu Gellert sagte er entschieden, „er werfe ihn weg".[2]) Von der älteren deutschen Litteratur

1) Mém. de Brandebourg, Oeuvres I S. 264.

Dans cette disette de tout bon ouvrage en prose, le Brandebourg eut un bon poète; c'était le sieur de Canitz. Il traduisit heureusement quelques épîtres de Boileau; il fit des vers à l'imitation d'Horace, et quelques ouvrages où il est tout-à-fait original: c'est le Pope de l'Allemagne, le poète le plus élégant, le plus correct et le moins diffus qui ait fait des vers en notre langue. Communément, en Allemagne, le pédantisme affecte jusqu'aux poètes; la langue des dieux est prostituée par la bouche de quelque régent d'un collège obscur, ou par quelque étudiant dissolu; et ce qu'on appelle honnêtes gens sont ou trop paresseux ou trop fiers pour manier la lyre d'Horace ou la trompette de Virgile. Monsieur de Canitz, quoique d'une maison illustre, crut que l'esprit et le talent de la poésie ne dérogeait pas; il le cultiva... avec succès; il eut une charge à la cour, et puisa dans l'usage de la bonne compagnie cette politesse et cette aménité qui plaît dans son style. — De la litterature allemande in den Deutschen Litteraturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts, S. 5 flg.: les Poésies de Canitz sont supportables, non de la part de la diction, mais plus en ce qu'il imite faiblement Horace, s. auch die folgende Anmerkung.

2) S. Danzel: Gottsched und seine Zeit S. 284 flg.: Graf Manteuffel schreibt am 9. Dez. 1739 an Gottsched: Je suis bien aise d'une chose que j'aie trouvée dans le dernier cahier homiletique. C'est que vous y avez citè feu Pietsch, en l'appelant un des meilleurs Poetes allemands. Et la

kannte Friedrich der Große außerdem den Roman: „Die asiatische Banise“ von Anselm von Ziegler und Kliphausen, — ein Werk, das sich augenscheinlich damals noch einer großen Beliebtheit erfreute, und dessen Inhalt 1743 von Melchior von Grimm zu einem deutsch geschriebenen Trauerspiel verwendet wurde. Die Lektüre muß schon ziemlich frühzeitig stattgefunden haben; denn schon in dem Lustspiel: „L'école du monde“, das Friedrich für Cäsarions (Kayserlings) Hochzeit 1742 verfaßte, werden zwei Personen dieses Romans erwähnt. Die Wirkung des Romans auf den König ist zweifellos sehr tief gewesen; wenigstens erinnerte sich noch in späteren Jahren Melchior von Grimm (1781) lebhaft daran, mit welcher Begeisterung ihm einst der Monarch den ganzen Anfang vorgetragen habe.[1])

Wieweit der König Haller kannte, läßt sich nicht entscheiden. Bielefeld giebt von ihm wie auch von Hagedorn längere Proben in französischer Übersetzung, die Friedrich vielleicht gelesen hat. Als Gelehrten schätzte er Haller sehr hoch und bemühte sich sogar, ihn nach Preußen zu ziehen, als Dichter achtete er ihn geringer und wollte ihn

---

raison, pourquoi cela me fait plaisir, c'est une dispute entre le P[rince] R[oyal] d'icy et un de ses principaux favoris nommè Keyserling; fort honnete homme, plein d'esprit et de belles lettres. Le P. R. soutenoit qu'il y a très peu ou point de bon Poëte Allemand. L'autre ayant soutenu le contraire, et ayant nommè entre autres feu Pietsch, S. A. R. (qui n'a pas lu d'autre Poëte Allemand que quelques morçeaux de Caniz) convint qu'il pouvoit bien y avoir deux ou trois de passables, parmi lesquels Elle vous nomma; mais Elle ne voulut jamais laisser passer Pietsch, ... s. Krause S. 90 und Gellerts Bericht über sein Gespräch mit Friedrich.

1) In der École du monde (Oeuvres XIV S. 380) sagt Bilvesée (jeune étudiant revenu de l'université): Banise n'était digne pas de vous délier les souliers et le prince Scandor, en vous voyant, aurait fait une infidélité à sa princesse. Über das Stück s. auch Preuß: Fr. d. Gr. als Schriftsteller S. 141. — Gleim schreibt am 4. Febr. 1772 an Heinse: „Friedrich liebt die deutschen Musen nicht und kann sie nicht lieben; Zieglers Banise wurde von Feinden der deutschen Musen ihm in die Hände gegeben; neben Voltairen konnte Ziegler ohnmöglich ihm gefallen.. Quintus (Icilius), ein deutscher Franzose, so patriotisch er ist, kann's dem Könige nicht beweisen, daß Wieland neben Voltaire zu stehen verdiene“; bei Preuß: Fr. d. Gr. III S. 350. — Dagegen schreibt Grimm am 29. Juni 1781: Si le grand Quintus (Icilius) existait encore, je la (la nation allemande) recommanderais à son zèle. Quant à moi, je me rappellerai toujours bien vivement, avec quelle verve V. M. me déclama un jour tout le commencement der Asiatischen Banise. Si ce beau morceau a pu se conserver intact à côté des plus belles tirades de Racine, de Voltaire, du Poème de la guerre et du poème à l'honneur des confédérés de Pologne, je conviens qu'aujourd'hui on n'écrit plus rien en Allemagne dans ce goût-là, et que la langue allemande a absolument changé de ton et d'allure.

keineswegs über den Horaz gestellt wissen.[1]) Außer ihm war dem Könige von Schweizer Schriftstellern nur noch Geßner bekannt, dessen Idyllen auf ihn eine tiefe Wirkung ausübten, wenn er ihnen auch die Werke eines Catull, Tibull und Properz vorzog. Wie hoch er diesen Dichter schätzte, geht am besten aus den Worten hervor, die er am 6. Januar 1781 an d'Alembert schreibt: auf den elyseischen Feldern werde er dereinst dem Virgil, dem Schwan von Mantua, die Idyllen eines Deutschen Namens Geßner und die Fabeln Gellerts überreichen.

Von den Männern des Halleschen Dichterkreises war dem Könige besonders der von Lessing so bitter verspottete, auf seine Zeit sehr einflußreiche Pfarrer von Laublingen Samuel Gotthold Lange bekannt, dessen Oden Stille zum Teil ins Französische übersetzt und ihm so vielleicht zuerst nahegebracht hatte. Friedrich nahm nicht nur die Widmung von Langes Horazübersetzung (1752) entgegen, sondern dankte dem Verfasser durch ein Schreiben, worin er die Hoffnung aussprach: „es werde eure wohlgerathene Arbeit der Schul Jugend bey Lesung dieses lebhaften Autoris in der That nützlich seyn und dadurch der Zweck eurer angewandten Bemühungen völlig erreichet werden" (Pröhle S. 42). Daß Lange bei Friedrich in Ansehen stand, zeigt auch ein Brief Nicolais an Lessing (1752), worin ersterer schreibt: „Öffentlich möchte ich es niemandem raten, Herrn Langen anzugreifen, der etwa noch Hoffnung haben könnte, im Preußischen sein Glück zu finden. Herr Lange kann viel bei Hofe durch gewisse Mittel ausrichten" (Fisch S. 66). Auch später entzog ihm der König seine Gunst nicht, und noch im Jahre 1757 erteilte er der Langeschen Ode: „An die besiegten Heere", welche die Magdeburger Regierung hatte unterdrücken wollen, die Erlaubnis zur Veröffentlichung, — ein Zeichen, daß der Verfasser auch als Kriegsdichter bei seinem Könige eine gewisse Beachtung fand (Pröhle S. 78). Auch von den übrigen Anakreontikern waren ihm einige bekannt. Ewald von Kleist wurde ihm von Stille angelegentlich empfohlen. „Ich habe auch gesucht", schreibt letzterer an Lange (30. März 1748), „dem großen Friedrich eine gute Meinung von dieser edlen Seele beizubringen, und es ist mir gelungen, also daß ich alles Gute für ihn hoffen kann" (Fisch S. 37). Gleim ist dem Könige möglicherweise schon 1745 als Dichter bekannt geworden, und zwar durch den Grafen Kayserling, der am Gedächtnistage der Schlacht bei Chotusitz, welchen Friedrich feierte, ein Gedicht von ihm hatte drucken lassen (Fisch S. 8). Eine weitere Kenntnis hatte vielleicht Bielefelds Buch vermittelt, in dem Gleim mehrere Seiten

---

1) S. Epître au Général Brédow sur la réputation, wo er geringschätzig sagt: Haller à son avis l'emporte sur Horace (1764).

(174—180) gewidmet sind. Auch in dem längeren Gedicht, das Gottsched dem Könige überreichte, fand sein Name Erwähnung. Ob und in welchem Umfange Friedrich dem Großen die „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers" bekannt geworden sind, ist nicht festzustellen; das Einleitungsgedicht soll ihn in einer Übersetzung — La guerre est ma chanson — als französisches Liedchen ergötzt haben (Pröhle S. 79). Später (1773) wies der Oberst Quintus Icilius nachdrücklich auf Gleim hin und veranlaßte Friedrich, dessen persönliche Bekanntschaft zu wünschen; aber erst im Jahre 1785 kam es zu einer Zusammenkunft zwischen den beiden Männern. Bei dieser Gelegenheit machte Gleim einen außerordentlich günstigen Eindruck auf den König, der seine Freimütigkeit und sein edles, ungezwungenes Wesen rühmte.[1]) Die auf die Ereignisse des Siebenjährigen Krieges bezüglichen Oden Ramlers waren dem Könige bekannt, insbesondere die Ode „An den österreichischen Fabius, nach der Schlacht bei Torgau"; er befahl sogar einem aus seiner Umgebung, ihn nach dem Kriege an den Verfasser zu erinnern.[2]) Ein anderer Dichter der Halleschen Schule, Johann Nikolaus Götz, war Friedrich zwar nicht dem Namen nach, wohl aber durch sein Gedicht: „Die Mädcheninsel" bekannt; in der Flugschrift über die deutsche Litteratur rühmt er an den nach seiner Meinung sinnvollen Versen den Tonfall und die Harmonie, die durch eine Mischung von Daktylen und Spondeen erreicht werde; dieser Wohlklang, dessen er die deutsche Sprache für unfähig gehalten, habe seinem Ohr angenehm geschmeichelt (de la litt. all. S. 6). Auch mit den Bemühungen derselben Dichtergruppe, die reimlose Poesie in Deutschland einzubürgern, scheint er bekannt gewesen zu sein; wenigstens nimmt er zu dieser Frage in dem Buche über die deutsche Litteratur zu Gunsten der Reimgegner Partei und gebraucht in einem Briefe an Voltaire (13. Aug. 1777) den fernliegenden, merkwürdigen Ausdruck: „les poètes obotrites", der an das Langesche Wort von der „obotritischen Musik der Reime" und an Bodmers „Schreiben an die Obotriten" (1747) gemahnt (Pröhle S. 38, 178).

Von den älteren in Sachsen lebenden Schriftstellern waren Friedrich dem Großen drei bekannt: Rabener, Gellert und Gottsched. Rabener wünschte er 1757 in Dresden zu sehen. Dieser begehrte mit dem Könige deutsch zu reden, was letzterer auch gewährte; da er sich aber nicht durch den Marquis d'Argens wollte vorstellen lassen und sich auch sonst wunder-

---

1) S. Gleims Leben von Körte S. 220—223.

2) „Als Herr Quanz herauskam, sagte er, der König hat Herrn Ramlers Oden gelesen, sie haben ihm wohlgefallen, er hat sich dafür bedankt", schreibt Gleim am 8. Jan. 1761. Pröhle S. 223 flg. — s. auch Preuß: Friedrich der Große Bd. 3, S. 353.

lich gebärdete, so unterblieb die Audienz. Außerordentlich hoch schätzte der König Gellert, den er nach seiner Unterredung mit ihm le plus raisonnable de tous les savants allemands nannte. Er rühmte das „Coulante" an dessen Versen und erklärte, daß sich der Dichter einen Platz neben Phädrus und Äsop zu erwerben gewußt habe. Welche Bedeutung er den Werken dieses Dichters zuerkannte, zeigt auch die Thatsache, daß er schon im Jahre 1760 den Buchhändler Pauli in Berlin zu einer Ausgabe der Gellertschen Fabeln veranlaßte, und die bereits erwähnten ehrenden Worte in dem Briefe an d'Alembert (1782).[1] Mit Gottsched stand Friedrich der Große lange Zeit in Beziehungen. Dieser vielgeschmähte Schriftsteller, der zu seinen Lebzeiten mehrere Jahrzehnte als Dichter und Kritiker im In- und Auslande hohes Ansehen genoß, und dessen echtes geschichtliches Bild augenscheinlich von dem aus den meisten Litteraturgeschichten bekannten in vielen Zügen abweicht, widmete schon vor 1739 dem damaligen Kronprinzen eins seiner Werke, doch mißfiel diesem die Form der Zueignung. Später (Ende 1739) hatte er die Absicht, Friedrich dem Großen seine Neuausgabe von Pietschens Gedichten zu widmen, doch unterließ er es auf den Rat des Grafen Manteuffel. Interessant erscheint es, daß Gottsched bereits im Jahre 1741 in der Übersetzung der Bayleschen Gedanken über Kometen die kommende Vorherrschaft des preußischen Staates voraussagte. Ob der König von dieser Prophezeiung Kenntnis erhalten hat, ist unbekannt; jedenfalls war die Übersetzung des Bayleschen Dictionnaire historique et critique ein wesentlicher Gegenstand der mehrstündigen Unterhaltung, die der Leipziger Professor mit Friedrich im Jahre 1757 hatte. Schon im Jahre 1739 hatte der damalige Kronprinz Gottsched unter denjenigen deutschen Dichtern genannt, die er als „passabel" gelten lasse; die von jenem verdeutschte Rousseau-Ode, deren gute Übersetzung der König nicht für möglich hielt, erhöhte seine Achtung vor ihm, und nach seinem Gespräche übersandte er ihm ein französisches Gedicht, welches zeigt, wie große Hoffnungen er damals auf Gottsched setzte. Ihm, dem cygne saxon, komme es zu, durch seine Bemühungen die harte Rauheit in dem Klang einer barbarischen Sprache zu mildern, und durch die Gesänge, an denen er arbeite, zu den Siegeslorbeern, mit denen sich der Deutsche schmücke, die schönsten Lorbeern des Apollo hinzuzufügen. Der Eindruck, den Gottsched auf den König gemacht hat, scheint nicht ungünstig gewesen zu sein, und noch im Januar 1758 sandte er ihm von Breslau aus eine goldene Tabaksdose. Damit aber erreichten die näheren Beziehungen ein Ende. Vielleicht hat dazu auch der von Gottsched aller-

[1] Preuß: Fr. d. Gr. II 274, III 348. Vergl. auch Anmerkung 1 auf S. 344.

dings nicht veranlaßte erste Abdruck des königlichen Gedichts beigetragen, das dadurch weitesten Kreisen bekannt ward und auch sehr bald eine Parodierung erfuhr. Jedenfalls hegte der König schon im Jahre 1758 eine ungünstige Meinung von Gottsched; im Tagebuche seines Vorlesers De Catt findet sich unterm 9. November 1758 der Eintrag: On parla de Gottsched à Leipzig, qui est un pédant, un ignorant, et qui ne sait que la grammaire. Und auch später gab ihm das stolze, selbstbewußte Auftreten des Leipziger Schriftstellers Anlaß zu Spott; er erklärte sogar in einem Briefe vom 12. Januar 1761, er habe in Leipzig einen Professor getroffen, den sich Molière nicht hätte entgehen lassen, und im Dezember 1762 erzählte er der Herzogin von Gotha, er habe einst mit Gottsched davon gesprochen, daß die französische doch noch viele Vorzüge vor der deutschen Sprache besitze, unter anderem, daß ein Wort oft in vielerlei Verstande gebraucht werden könne, wofür man im Deutschen oft mehrere Ausdrücke zusammensuchen müsse. Darauf habe Gottsched geantwortet: „Das wollen wir noch machen." Diese Worte wiederholte der König etliche Male mit solchem Nachdruck, sagt der Göttinger Professor Pütter in seiner Selbstbiographie, daß man wohl merkte, wie auffallend ihm die Anmaßung des Mannes, was er noch machen wolle, vorgekommen sei. Es ist daher wohl kein bloßer Zufall, wenn später in den Werken Friedrichs des Großen jenes oben erwähnte Gedicht an Gottsched mit der Aufschrift: Au Sieur Gellert erschien. Die in der Schrift über die deutsche Litteratur als Muster schlechter Dichtung angeführte Zeile: „Schieß, großer Gönner, schieß deine Strahlen armdick auf deinen Knecht hernieder", soll zweifellos als von Gottsched herrührend gelten, wiewohl sie in den Werken dieses Mannes nicht nachgewiesen ist, und dessen ganze Richtung für immer als geschmacklos brandmarken. Auch ist es bezeichnend, daß der Name Gottsched in der angeführten Flugschrift nirgends vorkommt.[1])

Von einem anderen wie Rabener und Gellert aus Sachsen gebürtigen Dichter, Lichtwer in Halberstadt, erhielt der König dadurch Kenntnis, daß dieser ihm sein Lehrgedicht: „Das Recht der Vernunft" widmete, wofür er demselben von Breslau aus am 2. März 1758 ein Dankschreiben

1) Eugen Reichel hat die Frage der geschichtlichen Stellung Gottscheds mit Glück neu aufgerollt. Die Hoffnung indes, daß die nach seiner Meinung kleinlich beurteilten Beziehungen zwischen Friedrich dem Großen und Gottsched durch erneute Prüfung eine wesentlich andere Darstellung erfahren würden, dürften sich bis auf weiteres bei dem dürftigen Material kaum erfüllen (s. E. Reichel: Gottsched der Deutsche. Berlin 1901, S. 57); — s. Wustmann: Friedrich d. Große u. Gottsched. Grenzboten 1885 IV. S. 517—529; Creizenach in den Berichten der Kgl. Sächs. Akademie der Wissenschaften in Leipzig. Philolog.-hist. Klasse 1885 III.; Preuß: Friedrich d. Große II. Bd. S. 277. Krause S. 24—29, 87—96. Hein-

sandte. Schon einige Jahre früher (1752) hatte auch ein in Straßburg lebender Doktor Heinrich Behr ein Lehrgedicht: „Die Gottheit oder Erkänntniß des Schöpfers aus seinen Geschöpfen" Friedrich dem Großen zugeeignet, der jedoch daran augenscheinlich nur wenig Gefallen gefunden hat.[1])

Von den älteren deutsch geschriebenen Dramen, von denen der König sehr wenig hielt, hebt er nur das Werk eines Mannes hervor, den er außerordentlich schätzte. Es war dies Cornelius von Ayrenhoff, der sich später auch durch eine gegen Friedrichs Schrift über die deutsche Litteratur gerichtete Broschüre bekannt machte (1733—1819). Dessen Lustspiel: „Der Postzug oder die noblen Passionen" nennt er mit unberechtigtem Lobe eine wahre Originalkomödie, die einem Molière nicht besser gelungen wäre (de la litt. all. S. 6), und am 26. Februar 1784 sagt er in einem Schreiben an den Grafen Lamberg, daß Ayrenhoff in gleicher Weise ein Günstling der Thalia und der Melpomene sei und daß solche Originalwerke wie die ihm übersandte Tragödie: „Aurelius oder Wettstreit der Musen" dem deutschen Parnaß Ehre machten.[2])

Außerordentlich beschränkt war die Kenntnis, die Friedrich der Große von den Werken der deutschen Klassiker besaß, welche in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit das deutsche Schrifttum seiner Entwickelungshöhe entgegenführten. Von dem Schaffen Lessings, der in der Geistesrichtung der französischen am nächsten stand und vielleicht durch seine Schriften eine bessere Würdigung der deutschen Litteratur seitens des Königs hätte anbahnen können, scheint ihm alles fremd geblieben zu sein, oder er hat absichtlich aus persönlicher Abneigung gegen den Verfasser davon keine Kenntnis nehmen wollen. Der Name Lessings ist

---

sius: Friedrich der Zweite und sein Jahrhundert. 1840, S. 72. Fisch S. 79. Danzel S. 284 flg. (s. Anm. 18): Le P. R. n'estimoit presqu'aucun livre allemand, et n'ayant pas fort goutè, dit-on, le tour de la dèdicace d'un de vos ouvrages, que vous luy avez dediè, je ne vous conseille pas de luy dèdier la nouvelle edition que vous faites imprimer des œuvres de ce poète défunt; s. auch Nicolai, Anekdoten III 286, 287.

1) s. Preuß III 334; Fisch S. 59. — Epître au Général Brédow:
L'un soutient que Voltaire est dépourvu d'esprit,
Mais que Behr doit charmer tout lecteur qui le lit.

2) Au comte de Lamberg. Potsdam 26. Febr. 1784. Les nouvelles pièces du colonel d'Ayrenhoff, que vous venez de m'adresser à la suite de votre lettre du 12, ont trouvé le même accueil que son premier essai théâtral (Aurelius oder Wettstreit der Musen, tragédie 1766) que vous m'avez envoyé il y a deux ans. Il paraît également favori de Thalie et de Melpomène et de pareils originaux font honneur au Parnasse allemand. Friedrichs Meinung über das deutsche Theater s. De la litt. all. S. 6 flg., s. auch einen Brief Schönemanns an Gottsched vom 8. Mai 1748 bei Danzel S. 162.

ihm zweifellos bekannt gewesen; zweimal schlug im Jahre 1765 Quintus Icilius diesen Mann als Bibliothekar vor, wobei er ihn als einen der gelehrtesten Männer bezeichnete, erfuhr aber seitens des Monarchen eine ziemlich scharfe Ablehnung, die zu einem erregten Meinungsaustausch zwischen ihm und Friedrich führte. Ehrenvoll erwähnt Lessing auch der Marquis d'Argens in seinem Werke: Histoire de l'esprit humain (1768), das dem König, welcher mit dem Verfasser enge, freundschaftliche Beziehungen unterhielt, zweifellos bekannt gewesen ist. Auch Leo Gomperz behandelt in seiner gegen Friedrichs Schrift über die deutsche Litteratur gerichteten Broschüre, für deren Übersendung der König nach genauer Lektüre ihm dankte, eingehend Lessings Werke. Die Gründe dafür, daß Friedrich der Große Lessing mit Abneigung betrachtet habe, liegen auch keineswegs sehr fern. Es ist leicht möglich, daß er in diesem Schriftsteller den Typus des damaligen Berliner Journalisten sah, von dem man bei Hofe eine äußerst ungünstige Meinung hegte. Schon 1751 klagt der Baron von Bielefeld über das „subalterne und sehr verdächtige Tribunal" der Zeitungsschreiber, die sich über jedes neu erscheinende Buch ein Urteil anmaßten, und ganz dieselbe Ansicht spricht Friedrich in seiner Epître au Général de Brédow sur la réputation (1754) aus:

> Dès qu'un livre nouveau s'étale chez Néaulme
> Nos beaux esprits manqués, sur le titre du tome,
> Jugent sévèrement l'ouvrage et son auteur;
> Tout quartier de Berlin a certain connaisseur
> Qui sur ces nouveautés raisonne, dogmatise,
> Du vulgaire à son gré gouverne la bêtise.

Eine der Besprechungen nun, welche Lessing für die Berlinische Zeitung verfaßte, richtete sich in ziemlich scharfer Weise gegen eine Übersetzung aus dem Französischen, die den Generalmajor von Stille zum Verfasser hatte. Mochte dies vielleicht schon in der Umgebung Friedrichs, soweit diese sich für deutsche Litteratur interessierte, übel vermerkt werden, so trug Lessings Streit mit Voltaire wegen einiger Druckbogen von dessen eben erscheinenden Siècle de Louis XIV. nicht dazu bei, das Ansehen des deutschen Schriftstellers beim Könige zu fördern, der höchst wahrscheinlich davon Kenntnis erhielt. Am meisten wohl hat Lessing das Vademecum geschadet; denn indem er den litterarischen Ruf Langes mit einem Schlage vernichtete, verletzte er zugleich den Monarchen, der den Horazübersetzer in einem der Öffentlichkeit nicht unbekannten Schreiben außerordentlich gelobt hatte. So mochte dem Könige der Charakter Lessings unsympathisch, ja vielleicht nicht frei von Makel erscheinen, so daß er mit ihm nichts zu thun haben wollte.[1])

1) S. Danzel-Guhrauer: Lessing² II S. 122 flg. Fisch S. 22, 73—76, 82.

Ob Friedrich der Große von Klopstocks Werken durch eigene Lektüre Kenntnis erhalten hat, ist nicht nachgewiesen. Wir wissen nur, daß Bodmer durch seinen Freund Sulzer, trotz der Bedenken des letzteren, dem Präsidenten der Berliner Akademie Maupertuis eine französische Übersetzung der Messiade vorlegen ließ, und daß der französische Gelehrte meinte, das Gedicht besitze zwar Feuer und Bilderreichtum (du feu et des images), sei übrigens aber nur eine Nachahmung des Milton, und da es seine Hauptvorzüge aus der poetischen Form und dem Stile ziehe, in dem es geschrieben, so sei zu bezweifeln, ob es sich in der französischen Sprache halten werde. Nach dieser durchaus würdigen Ablehnung wandte sich Sulzer mit der Bitte um Vermittelung an Voltaire, der ihn aber in geradezu schnöder Weise abwies. Indessen ist der König über die Messiade zweifellos unterrichtet gewesen; wenigstens bemerkt Gottsched in dem Bericht über sein mit Friedrich gepflogenes Gespräch: „Klopstocks Messias verwirft er ganz und die Miltonsche Schreibart auch. Ce sujet ne vaut rien pour la poésie," und auch noch später im Gespräch mit Meierotto (22. Jan. 1783) bezeichnete er das Sujet als untauglich. In Ansehung der epischen Gedichte, schreibt sein Vorleser Dantal, meinte er, daß die Religion der Heiden zu dieser Gattung von Gedichten mehr paßte, als die christliche.[1]) Von Wieland hatte Friedrich sicherlich schon vor der Veröffentlichung seiner Flugschrift über die deutsche Litteratur gehört. Bereits im Jahre 1772 klagte Gleim in einem Brief an Wilhelm Heinse, daß Quintus Icilius, „ein deutscher Franzose, so patriotisch er sei, dem Könige nicht beweisen könne, daß Wieland neben Voltaire zu stehen verdiene". Genaueres über den Dichter erfuhr Friedrich dann aus den anläßlich seiner Flugschrift erschienenen Erwiderungen; gegen Meierotto sprach er lobend von Wieland und seinem „in voller Absicht großen Verdienst um die Bildung des Geschmacks und der deutschen Litteratur", und in dem Gespräche mit Gleim (1785) scheint er die Frage aufgeworfen zu haben, ob Wieland oder Klopstock größer sei. Herder, der in einem Jahrzehnt von der Berliner Akademie dreimal mit einem Preise gekrönt wurde, war dem Könige sicherlich bekannt, vielleicht sogar durch die Abhandlung: „Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung" (1780), — ein Werk, das auf Veranstalten jener Berliner gelehrten Körperschaft im Druck erschien. Über keinen der genannten Dichter aber hat sich der König so offen und so absprechend geäußert als über Goethe. Dessen

1) Leonard Meister: Friedrich des Großen wolthätige Rücksicht auch auf Verbesserung teutscher Sprache und Litteratur. Zürich 1787 S. 112. — D. Fr. Strauß: Klopstocks Leben, s. Ges. Schriften X, S. 155 flg. (s. auch Briefe der Schweizer). — Fisch S. 92. — Krause S. 90.

Götz von Berlichingen, der in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts auch in Berlin volle Häuser machte, erschien ihm als eine abscheuliche Nachahmung der schlechten Stücke eines Shakespeare, dessen Werke er als lächerliche und der Wilden Kanadas würdige Farcen bezeichnete. Dieses Urteil hat Friedrich auch später nicht geändert, wenigstens hatte Meierotto den Eindruck, als schätze er Goethe als Schriftsteller nicht eben sehr hoch.[1]) —

Die Kenntnis, welche der König somit von dem deutschen Schrifttume hatte, war äußerst lückenhaft und völlig unorganisch, aber doch umfassender, als man nach der Lektüre seines Buches über die deutsche Litteratur zu glauben geneigt ist. Sie beschränkte sich auf solche Werke, die ihm zufällig in die Hände fielen, oder von denen er durch seine Umgebung erfuhr. Sie genügte nicht, ihm über die geistige Fortentwickelung in Deutschland einen vollen Überblick zu gewähren und ihn in engere persönliche Fühlung mit dem Geistesleben seines Volkes zu bringen. Gleichwohl muß man sagen, so seltsam es auch klingen mag, daß das Streben des Königs, den man antideutsch gescholten hat, im letzten Grunde doch darauf hinauslief, in ein wirklich innerliches Verhältnis zu dem deutschen Schrifttume zu kommen; er hegte, wie er an den Konrektor Moritz (21. Jan. 1781) schrieb, den landesväterlichen Wunsch, daß die deutschen Schriftsteller an Würde und Glanz den auswärtigen den Rang streitig machten. Schon als Kronprinz blickte er mit tiefem Schmerze auf die trostlosen litterarischen Zustände. „Jetzt verfallen die Künste von Tag zu Tag, schreibt er an Voltaire (6. Juli 1737), und ich sehe mit Thränen in den Augen, wie das Wissen aus unserer Heimat flieht, und die anmaßende Unwissenheit und Verwilderung der Sitten sich den Platz aneignet.

Du laurier d'Apollon dans nos stériles champs
La feuille négligée est désormais flétrie.
Dieu, pourquoi mon pays n'est-il plus la patrie
Et de la gloire et des Talents?"

Zwei Jahre später schrieb Friedrich der Große in seiner Epître an Mylord Baltimore (10. Okt. 1739):

„Ah! quand verrai-je enfin ma stérile patrie
Réformer de son goût l'antique barbarie,
Offrir un doux asyle aux beaux arts négligés,
Réchauffer leur ardeur, dans son sein protégés,
Et faisant refleurir l'esprit et le génie,
Rendre la gloire aux arts, et les arts à la vie" (Oeuvres XIV. S. 87).

---

1) Vergl. S. 331, Anmerkung 2. Über Herder: B. Suphan: Friedrichs des Großen Schrift über die Deutsche Litteratur. Berlin 1888, S. 20 flg. — Über Goethe: De la litt. all. S. 22. Meister S. 113.

Und in den Mémoires de Brandebourg bedauert er, daß die Dichtkunst, die Sprache der Götter, durch den Mund schlechter Schulmeister oder ausschweifender Studenten geschändet werde, und daß die Gebildeten zu faul oder zu stolz seien, um die Leier des Horaz oder die Trompete des Virgil zu handhaben (vergl. S. 332, Anm. 1).

Mit solchen weichherzigen Klagen indessen, wie sie auch Emanuel Geibel in seinem an sich schönen Gedichte „Sanssouci" den König anstimmen läßt, begnügte sich dieser keineswegs. Es ist vielmehr durch untrügliche Urkunden festgestellt, daß der König seit seinen Jugendtagen oftmals tief darüber nachgedacht hat, wie man die litterarischen Zustände in Deutschland zu bessern vermöge.[1]) Und am Ende seines Lebens griff

---

1) Vergl. S. 324, Anmerkung 2. — Ferner auch die für das Folgende wichtigen Stellen aus Briefen an Voltaire: Nos Allemands ont l'ambition de jouir à leur tour des avantages des beaux-arts; ils efforcent d'égaler Athènes, Rome, Florence et Paris. Quelque amour que j'aie pour ma patrie, je ne saurais dire qu'ils réussissent jusqu'ici; deux choses leur manquent, la langue et le goût. La langue est trop verbeuse; la bonne compagnie parle français, et quelques cuistres de l'école et quelques professeurs ne peuvent lui donner la politesse et les tours aisés qu'elle ne peut acquérir que dans la société du grand monde. Ajoutez à cela la diversité des idiomes; chaque province soutient le sien, et jusqu'à présent rien n'est décidé sur la préférence. Pour le goût, les Allemands en manquent sur tout; ils n'ont pas encore pu imiter les auteurs du siècle d'Auguste; ils font un mélange vicieux du goût romain, anglais, français, et tudesque; ils manquent encore de ce discernement qui saisit les beautés où il les trouve, et sait distinguer le médiocre du parfait, le noble du sublime, et les appliquer chacun à leurs endroits convenables. Pourvu qu'il y ait beaucoup d'r dans les mots de leur poésie, ils croient que leurs vers sont harmonieux; et, pour l'ordinaire, ce n'est qu'un galimatias de termes ampoulés. Dans l'histoire, ils n'omettraient pas la moindre circonstance, quand même elle serait inutile.

Leurs meilleurs ouvrages sont sur le droit public. Quant à la philosophie, depuis le génie de Leibniz et la grosse monade de Wolff, personne ne s'en mêle plus. Ils croient réussir au théâtre; mais jusqu'ici rien de parfait n'a paru. L'Allemagne est actuellement comme était la France du temps de François premier. Le goût des lettres commence à se répandre; il faut attendre que la nature fasse naître de vrais génies, comme sous les ministères des Richelieu et des Mazarin. Le sol qui a produit un Leibniz en peut produire d'autres.

Je ne verrai pas ces beaux jours de ma patrie, mais j'en prévois la possibilité. Vous me direz que cela peut vous être très-indifférent, et que je fais le prophète tout à mon aise en étendant, le plus que je peux, le terme de ma prédiction. C'est ma façon de prophétiser, et la plus sûre de toutes, puisque personne ne me donnera le démenti. — Pour moi, je me console d'avoir vécu dans le siècle de Voltaire; cela me suffit. (Oeuvres XXIII, 24. Juli 1775.) Und XXIII 395 flg. 8. September 1775: à Voltaire:

er sogar selbst zur Feder, um das zusammenzustellen, was er glaubte, seinem Volke sagen zu müssen. Es geschah dies 1780 in der Schrift: „De la littérature allemande; des défauts qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger“, — ein Werk, das eine Fülle von Gegenschriften hervorrief, und an dessen Erwiderung selbst ein Goethe dachte.[1]) Man hat dieser Flugschrift vorgeworfen, daß sie auf einer völlig mangelhaften Kenntnis der Neuerscheinungen beruhe, ein durchaus schiefes Bild von der damaligen deutschen Litteratur entwerfe und einen Zustand der Sprache und des Schrifttums schildere, welcher schon seit Jahrzehnten nicht mehr bestanden habe, wie sogar der ganz zum Franzosen gewordene Melchior von Grimm in seiner Kritik hervorhebt (Brief an Friedrich II. vom 29. Juni 1781). Und es ist zweifellos richtig, daß der König in dieser Streitschrift — denn als solche wurde sie aufgenommen — zu den Werken der zeitverwandten deutschen Schriftsteller, die sich getroffen fühlten, Stellung hätte nehmen müssen, anstatt diese völlig unerwähnt zu lassen und sein Urteil mit Hinweisen auf Männer einer längst vergangenen Zeit zu begründen. Aber abgesehen von den zahlreichen Irrtümern des verunglückten theoretischen

---

Vous avez raison de dire que nos bons Germains en sont encore à l'aurore des connaissances. L'Allemagne est au point où se trouvaient les beaux-arts du temps de François Ier. On les aime, on les recherche; des étrangers les transplantent chez nous; mais le sol n'est pas encore assez préparé pour les produire de lui-même. La guerre de trente ans a plus nui à l'Allemagne que ne le croient les étrangers. Il a fallu commencer par la culture des terres, ensuite par les manufactures, enfin par un faible commerce. A mesure que ces établissements s'affermissent, naît un bien-être qui est suivi de l'aisance, sans laquelle les arts ne sauraient prospérer. Les Muses veulent que les eaux du Pactole arrosent les pieds du Parnasse. Il faut avoir de quoi vivre pour s'instruire et penser librement. Aussi Athènes l'emporta-t-elle en fait de connaissances et de beaux-arts.

Le goût ne se communiquera en Allemagne que par une étude réfléchie des auteurs classiques, tant grecs que romains et français. Deux ou trois génies rectifieront la langue, la rendront moins barbare, et naturaliseront chez eux les chefs-d'œuvre des étrangers.

Pour moi, dont la carrière tend à sa fin, je ne verrai pas ces heureux temps. J'aurais voulu contribuer à leur naissance; mais qu'a pu faire un être tracassé les deux tiers de sa course par des guerres continuelles, obligé de réparer les maux qu'elles ont causés et né avec des talents aussi médiocres pour d'aussi grandes entreprises? La philosophie nous vient d'Epicure; Gassendi, Newton et Locke l'ont rectifiée; je me fais honneur d'être leur disciple, mais pas davantage.

1) Die Entstehungsgeschichte von Friedrichs Flugschrift, die seinem Minister Herzberg gewidmet ist, schildert letzterer eingehend in seinen Huit Dissertations, Berlin 1787, S. 38—58. S. auch Daniel Jacoby: Friedrich der Große und die deutsche Litteratur. Basel 1875, S. 29 Anmerkung.

Teiles bildet die kleine Schrift, deren Inhalt gewissermaßen nur eine weitere Ausführung der in Friedrichs Briefen an Voltaire 1737 und 1775 geäußerten Gedanken darstellt, ein wichtiges litterarisches Denkmal, das eine dauernde Stellung in der Geschichte des deutschen Schrifttums auch verdient. Nicht eine gelehrte Abhandlung hatte der König schreiben wollen, sondern nur seinen Standpunkt ausführlich darlegen, in der Überzeugung, daß in der Republik der Wissenschaften die Meinungen frei seien. Er bezeichnet in einem Briefe an d'Alembert selbst sein Werk nur als das eines Kunstliebhabers (dilettante), der, Anteil nehmend am Ruhme seines Volkes, den Wunsch hege, daß es die schönen Wissenschaften in derselben Weise vervollkommne wie die Nachbarvölker. Er will sich nützlich erweisen und selbst ein wenig dazu beitragen, er möchte gern, daß seine Zeitgenossen ihm wirklichen Grund zum Lobe gäben, niemand sei bereitwilliger als er, ihnen Lobsprüche zu spenden, die ebenso aufrichtig als wahr sein würden. Es ist die Liebe zu seinem Volke, die ihn antreibt; er glaubt auch nicht zu streng zu urteilen, sondern meint, die Deutschen nur mit Rosen geschlagen zu haben; als denkender Lehrmeister seines Volkes ist er sich bewußt, daß man die nicht erniedrigen darf, welche man ermutigen will, daß man ihnen vielmehr zeigen muß, auch sie hätten Talent, und es fehle ihnen nur der Wille, es auszubilden.[1]) So ist die Schrift Friedrichs das Werk eines denkenden Staatsmannes, den bei seinem Thun nicht kleinliche Gedanken leiten, der immer große Gesichtspunkte im Auge hat, der das schriftstellerische Schaffen nicht als müßiger Schöngeist betrachtet, sondern es

1) à d'Alembert: 6. Jan. 1781. Oeuvres XXV S. 191. Pour moi, je touche à l'état d'impassibilité où l'âge mène les vieux radoteurs; je vois, sans m'inquiéter, naître et mourir ceux dont le tour vient ou pour entrer au monde, ou pour en sortir . . . . . . Pour vous donner une preuve de ma tranquillité, je vous envoie une petite brochure qui tend à marquer les défauts de la litt. allemande et à indiquer les moyens de la perfectionner. Le colonel de Grimm, qui est Allemand, pourra vous mettre au fait de ce qui regarde cette langue, que vous n'avez pas apprise, et qui n'en a pas valu la peine jusqu'ici; car une langue ne mérite d'être étudiée qu'en faveur des bons auteurs qui l'ont illustrée, et ceux-là nous manquent entièrement; mais peut-être paraîtront-ils quand je me promènerai dans les champs Élysées, où je présenterai au cygne de Mantoue les idylles d'un Germain nommé Gessner et les fables de Gellert. Vous vous moquerez des peines que je me suis données pour indiquer quelques idées du goût et du sel attique à une nation qui jusqu'ici n'a su que manger, boire, faire l'amour et se battre; toutefois on désire d'être utile; souvent un mot jeté dans une terre féconde germe, et pousse des fruits auxquels on ne s'attendait pas.

à d'Alembert: 24. Febr. 1781. XXV 195. L'ouvrage que je vous ai envoyé est l'ouvrage d'un dilettante qui prenant part à la gloire de sa nation, désirerait qu'elle perfectionnât autant les lettres que l'ont fait les

in seinem großen organischen Zusammenhange mit dem Leben des Volks im vollsten Umfange sieht, der mit scharfem Blicke nach dem Grunde des von ihm beobachteten Übels späht und dieses rücksichtslos an der Wurzel zu fassen sucht. Und die Grundsätze, die ihn bei seinem Handeln leiten sollten, hat der König nirgends so klar und bestimmt zusammengestellt als gerade in diesem Buche.[1])

Bevor ein Volk an die Pflege der schönen Wissenschaften wirklich denkt, meint Friedrich der Große, bestrebt es sich, für das zum Leben und Bestehen unbedingt Nötige zu sorgen. Diese Fortschritte sind sehr langsam; so liegt beispielsweise in Rom zwischen der Zeit des älteren Scipio Africanus und dem Konsulate des Cicero ein Zwischenraum von 160 Jahren. Daher ist auch in Deutschland nicht die Nation für den Mangel an guten Litteraturwerken anzuklagen; ihr fehlt es nicht an Geist und Genie, und nur die Umstände haben sie verhindert, sich zu gleicher Zeit wie ihre Nachbarn emporzuschwingen. Während zur Zeit der Renaissance unter dem Schutze kunstsinniger Gönner in Italien die Künste auflebten, befehdeten sich in Deutschland aufs heftigste zwei Religionsparteien; und im nächsten Jahrhundert, wo in Frankreich die unter Ludwig XIV. auf den Höhepunkt gelangte Blüte der schönen Wissenschaften begann, wütete auf deutschem Boden der Dreißigjährige Krieg, an den sich unaufhörliche Kämpfe gegen die damals furchtbare ottomanische Pforte und gegen die in Deutschland wiederholt eindringenden Franzosen anschlossen. „Als die Türken Wien belagerten, oder als Mélac die Pfalz verwüstete; als die Flammen Dörfer und Städte verzehrten; als sogar das Heiligtum des Todes von der zügellosen Frechheit der Soldaten geschändet ward: glaubt man, daß man bei solchen Zeiten in Wien oder in Mannheim Sonette und Epigramme gemacht habe? Ruhige Zufluchtsstätten verlangen die Musen; sie fliehen die Orte, wo Verwirrung herrscht und alles sich aufzulösen droht." Erst nach dem spanischen Erbfolgekriege traten bessere Zeiten ein; der Landbau hob sich überall, die Gewerbe entwickelten sich, unbedeutende Flecken verwandelten sich in blühende Städte. Die männliche Thatkraft der Deutschen beschränkte sich nicht darauf, die alten Verluste wieder gut zu

---

nations ses voisines qui l'ont précédée de quelques siècles. Loin d'être sévère, je ne l'ai fouettée qu'avec des roses; il ne faut pas abaisser ceux que l'on veut encourager; au contraire il faut leur faire voir qu'ils ont le talent, et qu'il ne leur manque que la volonté de le perfectionner; et en cela, une pédanterie grossière et le manque de goût sont les plus grands obstacles qui les arrêtent . . .

1) Das Folgende im allgemeinen nach Friedrichs Flugschrift, jedoch mit teilweiser Benutzung anderer wesentlicher Äußerungen.

machen; sie strebte höher und verstand es, das zu erreichen, was unsere Vorfahren nur geplant haben. Der dritte Stand schmachtet nicht mehr in der früheren schimpflichen Erniedrigung, und die Väter sind in der Lage, für die Ausbildung ihrer Kinder zu sorgen, ohne sich in Schulden zu stürzen. Die Hindernisse, welche den Genius unserer Ahnen niederhielten, sind somit beseitigt; schon bemerkt man, wie ein edler Wetteifer alle Gemüter ergreift, und im allgemeinen ist der nationale Geschmack so entschieden für alles, was dem Vaterland Ehre bringt, daß es fast nicht anders sein kann, als daß auch die Deutschen von den Musen in dem Tempel des Nachruhms eingeführt werden. Noch ist aber eine Bedingung unerfüllt, ohne welche das deutsche Volk nie Werke hervorbringen kann, die denen der Griechen und Römer ebenbürtig sind: Die Ausbildung der Sprache. Ein Schriftsteller vermag nicht gut zu schreiben, falls die Sprache, die er gebraucht, weder gebildet noch geglättet ist. In Deutschland nun findet man eine barbarische Sprache, die sich in ebensoviele Mundarten teilt, als Deutschland Provinzen hat, und zwar ist jeder Kreis davon überzeugt, daß sein Rotwelsch (patois) das beste sei. Verworren, rauh und wenig klangreich erscheint das Deutsche. „Was sanft und schön ist, kann es gar nicht so angenehm ausdrücken als andere Sprachen", sagt der König zu Gottsched. Außerdem mangelt ihm die Fülle bildlicher Ausdrücke, die so nötig sind, um neue Wendungen zu liefern und einer gebildeten Sprache Anmut zu verleihen. Schon in der Histoire de mon temps klagt Friedrich der Große, daß das Deutsche zu wortreich sei, und einen weiteren Hauptmangel sieht er gleichfalls schon frühzeitig darin, daß man den Gebrauch der Wörter nicht festgestellt habe, indessen glaubt er nicht, daß bei der Zersplitterung Deutschlands eine Akademie wie die französische möglich sei (an Voltaire 6. Juli 1737). Und auch in seinem Buch über die deutsche Litteratur bedauert er, daß es noch kein mit allgemein volklicher Genehmigung versehenes Wörterbuch gäbe, worin man eine die Reinheit der Sprache begründende Sammlung von Wörtern und Redensarten vorfände. Was man in Schwaben schreibt, bemerkt Friedrich weiter, ist in Hamburg unverständlich, und der österreichische Stil erscheint in Sachsen dunkel. Es ist daher von Natur unmöglich, daß ein mit dem schönsten Genius begabter Schriftsteller diese rohe Sprache überragend gut handhaben kann. In Griechenland und in Italien, wo die Sprache auch in Mundarten zerfiel, setzten die Dichter, Redner und Geschichtsschreiber dieselbe fest, und das Publikum richtete sich danach in stillschweigendem Übereinkommen. In Deutschland dagegen hört man ein reizloses Kauderwelsch (un jargon dépourvu d'agrément), das jeder nach Laune handhabt, wobei oftmals die Ausdrücke wahllos verwendet und

die eigentlichen und sinnvollsten Wörter vernachlässigt werden. Außerordentlich hat auch der geringe Gebrauch seitens der französisch sprechenden Höfe und der lateinisch schreibenden Gelehrten der Entwickelung des Deutschen geschadet. Über die schlimmen Folgen, welche die Anwendung fremder Sprachen nach sich zog, war sich Friedrich der Große schon frühzeitig klar; er sagt in der Histoire de mon temps, daß die Heimatsprache, da sie nur im Munde des Volkes blieb, nicht den fein abgeschliffenen Ton erhalten konnte, den sie in der gebildeten Gesellschaft gewinne (s. auch an Voltaire 24. Juli 1775).

Ein weiterer Grund für die geringe Entwickelung der deutschen Sprache und des deutschen Schrifttums liegt nach Friedrichs Ansicht in dem Mangel an guten Studien, die man vernachlässigt hat, um den von Fremden erhobenen Vorwurf der Kleinigkeitskrämerei zu vermeiden. So ist der Geschmack völlig unausgebildet geblieben, und es fehlt den Deutschen, wie Friedrich am 28. Januar 1773 an d'Alembert schreibt, fast ganz eine gesunde Kritik; sie besitzen die feine Unterscheidungsgabe nicht, welche die Schönheiten erfaßt, wo sie dieselben findet, das Mittelmäßige vom Vollendeten, das Edle vom Erhabenen zu trennen und jedes am richtigen Platze anzuwenden weiß. Wenn es nur viele r in den Worten ihrer Dichtung giebt, dann glauben sie schon, so schreibt Friedrich an Voltaire (24. Juli 1775), daß ihre Verse harmonisch sind, welche übrigens für gewöhnlich lediglich aus einem Kauderwelsch schwülstiger Ausdrücke bestehen. Und in der Histoire de mon temps heißt es: „Unsere Schriftsteller haben immer gesündigt, weil sie das Wesentliche nicht vom Unwesentlichen schieden, die Thatsachen nicht aufklärten, ihre schleppende, an Inversionen und Beiwörtern zu reiche Prosa nicht gedrungen machten und weit mehr als Schulfüchse denn als geistreiche Männer schrieben." Und noch 1781 klagt Friedrich der Große d'Alembert gegenüber, daß die Deutschen an der „Redediarrhöe" (logon diarrhoea) litten und eher stumm als haushälterisch in ihren Worten zu machen seien.[1])

1) L'usage de cette langue étrangère fit encore du tort à la langue nationale, qui ne restant que dans la bouche du peuple, ne pouvait point acquérir ce ton de politesse qu'elle ne gagne que dans la bonne compagnie. Le principal défaut de la langue est qu'elle est trop verbeuse; il faut la resserrer, et en adoucissant quelques mots dont la prononciation est dure, on parviendrait à la rendre sonore. Oeuvres II S. 48 flg. — Nos auteurs ont toujours péché faute de discerner les choses essentielles des accessoires, d'éclaircir les faits, de resserrer leur prose traînante et excessivement sujette aux inversions, aux nombreuses épithètes et d'écrire en pédants plutôt qu'en hommes de génie. (Anfang 1748 geschrieben. Vorrede. Bd. I.) — Nos Allemands ont le mal qu'on appelle logon diarrhoea; on les rendrait plutôt muets qu'économes en paroles. (à d'Alembert 24. Febr. 1781.)

Um aber selbst mitzuwirken, die kommende Blütezeit herbeizuführen, muß man vor allem an der Vervollkommnung der deutschen Sprache arbeiten. Die Pflege derselben muß allgemeiner werden. Wir brauchen große Dichter und große Redner, welche die Sprache bilden und harmonisch machen; von den Philosophen, die Irrtümer zu entwurzeln und neue Wahrheiten zu entdecken haben, ist eine Hilfe nicht zu erwarten. Solange nun große Genien fehlen, muß man versuchen, ob nicht mittelbare Beihilfe (secours intermédiaires) einige Fortschritte bewirken kann. Neben gedrungener Kürze ist Klarheit das wichtigste Erfordernis für alle, die sprechen und schreiben; denn wozu dienen die richtigsten, stärksten und glänzendsten Gedanken, wenn man sie nicht verständlich macht? Zur kraftvollen Ausbildung des Stils nun können die Übersetzungen der alten Schriftsteller helfen, die sich mit der größten Kraft und Anmut ausgedrückt haben. Neben den Alten wie Xenophon, Thukydides, Demosthenes, Aristoteles (die Poetik besonders), Epiktet, Mark Aurel, Cäsar, Sallust, Tacitus und Horaz (Ars poetica) können auch neuere Werke, wie die Gedanken des La Roche-Foucault, die Persischen Briefe und der Geist der Gesetze Montesquieus, Muster liefern, an denen sich die deutschen Schriftsteller zu bilden vermögen. Dadurch werden letztere auch genötigt, an ihren eigenen Werken mit größerem Fleiß und Eifer zu arbeiten und nur wirklich vollendete Werke herauszugeben. Auch auf diejenigen, welche fremde Sprachen nicht verstehen, üben die Übersetzungen einen heilsamen Einfluß; sie bilden den Geschmack und erfüllen die Köpfe mit neuen Ideen. — Von seinem Vorschlage, den rauhen Klang der meisten deutschen Wörter durch Anhängen eines —a an die Endung —en zu mildern (statt geben: gebena), verspricht sich der König selbst keinen Erfolg: das Volk, welches in jedem Lande über die Sprache entscheidet, würde wie gewöhnlich fortfahren zu sagen: geben, nehmen, und wenn selbst der Kaiser samt seinen acht Kurfürsten auf einem feierlichen Reichstage dagegen ein Gesetz erließe.

Der andere Grund für die geringen Fortschritte der schönen Wissenschaften, der Mangel an gründlichen Studien, ist nur durch völlige Umwandlung des Anfangs- sowie des Hochschulunterrichts zu erreichen. Die kleine Zahl der guten und geschickten Erzieher entspricht nicht dem großen Bedürfnis der deutschen Schulen, und doch ist eine wirkliche Bildung der Jugend nur möglich, wenn die Lehrer keine Mietlinge und Pedanten sind, wenn sie sich nicht auf Kleinigkeiten versteifen und die Köpfe der Jugend nicht mit totem Wissen vollpfropfen, sondern immer das Wichtigste gebührend hervorheben, durch Lob und Tadel die Teilnahme der Schüler anregen und vor allem danach streben, deren Urteil zu bilden.

Ebenso wie an den Schulen fehlt auch an den Universitäten eine allgemeingültige Unterrichtsmethode. Weder die Juristen noch die Philosophen gewähren eine wirklich umfassende Bildung; bei der Medizin läßt es sich nicht entscheiden, ob sie eine Kunst ist oder nicht, in der Geschichte wird die Chronologie und die Genealogie übermäßig betont. In Zukunft muß jedem Professor — ebenso wie jedem Lehrer — die Methode vorgeschrieben werden, welche er in seinen Kollegien beim Lehren zu befolgen hat. Der Philosoph soll, ausgehend von der Definition des Begriffs Philosophie, einen Überblick über das gesamte philosophische Wissen und seine geschichtliche Entwickelung geben. Der Jurist beherzige, daß wir nicht mehr im Zeitalter des Wortkrams, sondern in dem der Thatsachen leben; der Geschichtsprofessor gebe einen Überblick über die gesamte Weltgeschichte und behandle den Ursprung der Rechte, Sitten und Gesetze, sowie die staatliche Entwickelung besonders in der neueren Zeit. Er soll nicht bloß im Gedächtnis der Lernenden Thatsachen aufhäufen, sondern ihr Urteil bilden, ihre Denkweise berichtigen und ihnen Liebe zur Tugend einflößen.

Diesem soeben in Umrissen dargestellten Programm hat Friedrich der Große während seines ganzen Lebens nachgestrebt. Er war thatsächlich ein Beschützer und Förderer der Landessprache. Auf den herrschenden Kanzleistil, über den er auch Gellert gegenüber klagte, versuchte er wiederholt verbessernd einzuwirken, indem er in Verordnungen 1764 und 1785 verlangte, daß alle Berichte in einer auch für Laien verständlichen Schreibart abgefaßt sein sollten. Ferner veranlaßte er im Jahre 1743 die Begründung einer Königlichen deutschen Gesellschaft in Königsberg, deren Zweck nach der darüber erlassenen Kabinettsordre die „Excolierung der deutschen Sprache" sein solle. Und in den Satzungen der Akademie der Wissenschaften vom 24. Januar 1744 wurden die Worte der ersten Stiftungsurkunde vom Jahre 1700 wiederholt: „Es soll bei dieser Societät unter andern nützlichen Studien, was zur Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinheit und zur Ehre und Zierde der teutschen Nation gereicht, absonderlich mit besorgt werden, also daß es eine teutsch gesinnte Societät der Scienzen sey." Auch die von ihm so warm empfohlenen Übersetzungen der Alten suchte der König auf jede Weise zu fördern. Für die Horazübersetzung, welche ihm der Pfarrer Lange zusandte, hatte er freundliche Worte des Dankes und der Anerkennung, ebenso auch für die Bemühungen Patzkes in Magdeburg, der den Tacitus ins Deutsche übertrug. Den Moralphilosophen Garve, den er 1779 in Breslau kennen lernte, regte er zur Übersetzung von Ciceros Pflichten an, besprach mit ihm eingehend die Art der Verdeutschung und belohnte ihn durch Über=

sendung eines anerkennenden Schreibens und Erteilung einer Pension von 200 Thalern. Alle Bestrebungen, die auf Verbesserung der Sprache hinausliefen, erkannte er gern an. Mit Freude sprach er von dem Erscheinen des ersten deutschen Wörterbuchs (von Adelung) und bedauerte nur, daß ein so nützliches Werk nicht schon hundert Jahre vor ihm erschienen sei. Lobende Worte fand er auch für die ihm zugesandten Schriften des Konrektors Moritz (Brief vom 21. Jan. 1781), die seinen vollen Beifall fanden, ja er ermunterte ihn „zur ferneren Vervollkommnung der deutschen Sprache". Auch dem Rektor Heynatz drückte er seine Anerkennung für die „Anweisung zur deutschen Sprache" aus. Und in dem Gespräche mit Meierotto, dem er sein Erstaunen darüber kundgab, daß die Deutschen kein eigentliches Heldengedicht besäßen, wies er anregend auf die Geschichte des Gustav Wasa (gemeint ist wohl Gustav Adolf) hin; diese sei so reichhaltig an Materie, der Held so wichtig und erhaben, daß man keinen besseren Vorwurf zu einer Epopöe finden könne. Das deutsche Theater, das der König im ganzen sehr gering schätzte, unterstützte er bei einer Gelegenheit gleichwohl, indem er dem Leiter Schönemann im Jahre 1742 außer dem Bauplatz auch Bauholz und vielleicht sonstige Materialien schenkte. Andrerseits scheute sich aber der König auch keineswegs, Bestrebungen kurzerhand zu verwerfen, die ihm wertlos erschienen, wie es sein Urteil über die Sammlung mittelhochdeutscher Gedichte von Professor Myller zeigt, die er keinen Schuß Pulver wert erachtete. Ebensowenig hielt er mit seiner Meinung über den Götz von Berlichingen zurück, — das einzige Mal, wo er in ausgesprochener Weise in litterarischen Dingen eine bestimmte Partei ergriff. Ein Hauptverdienst des Königs war es jedoch, daß er unermüdlich daran arbeitete, durch völlige Umgestaltung und Verbesserung des gesamten Schulwesens in weitesten Schichten Bildung zu verbreiten, und so dazu beitrug, den Boden für die aufblühende Dichtung der Zukunft bereit und empfänglich zu machen.[1])

Weiter aber erstreckte sich der unmittelbare Einfluß Friedrichs des Großen auf die deutsche Litteratur nicht. Der preußische König war kein Ludwig XIV., der das gesamte geistige Leben seines Volkes in den Dienst der Monarchie zwang, ihm eine feste, dem höfischen Geschmack entsprechende Richtung angab und es dazu benutzte, den Glanz seines Hofes zu erhöhen. Er stellte sich nicht aus eigenem Antrieb in den Mittelpunkt der zeitgenössischen Litteratur, wie es der Roi Soleil gethan hatte, von

1) Heinsius S. 67 flg.; Preuß: Fr. d. Gr. III 330—335, 357—368; Danzel S. 162; Fisch S. 58 flg.; Meister S. 113; De la litt. all. S. 6. Außerdem die Briefe in den Oeuvres de Frédéric le Grand.

dem allerdings die Forschung nachgewiesen, daß sein Verhalten keineswegs der Ausfluß eines großgesinnten, verständnisvollen Mäcenatentums war, welches von inniger Liebe zu Kunst und Wissenschaft getragen wurde, sondern in dem Bestreben seinen Grund hatte, eine Art „Weltlitteratur“ in allen europäischen Sprachen zu schaffen, die sich um den Namen des Königs gruppierte und ihn zum Inhalt und Zweck haben sollte.[1]) Friedrich der Große bedauerte es selbst wohl gelegentlich, daß er nicht mehr thun könne, um die Wiedergeburt der schönen Wissenschaften herbeizuführen (vergl. S. 342, Anm. 1), im allgemeinen jedoch war er davon überzeugt, daß der organische Entwickelungsprozeß, den das gesamte Volksleben durchzumachen habe, schrittweise und langsam, aber mit innerer Notwendigkeit vor sich gehe, und daß man warten müsse, bis die in ihrem Wirken freie Natur handle.[2]) Fördernd eingreifen konnte man nach seiner Meinung einerseits durch Schaffung erträglicher wirtschaftlicher Zustände, da die Menschen nur dann erst Gelegenheit hätten, sich zu unterrichten und frei zu denken, andrerseits durch Pflege und Verbesserung der Sprache und durch Verbreitung von Bildung. Alle andern Einwirkungen mußten ihm verfrüht und übereilt erscheinen, als nutzlose Vergeudung von Kräften, die man augenblicklich fruchtbringender verwenden könnte, oder als verhängnisvolle Einschränkungen der natürlichen Entwickelung, welche das Wachstum hemmten oder es in ungesunder Weise — treibhausartig — beschleunigten, aber damit zugleich ein frühes Welken und Absterben bedingten. Dieser Überzeugung gab der König auch in der Antwort Ausdruck, die er Mirabeau auf dessen Frage erteilte, warum er, der Cäsar der Deutschen, nicht deren Augustus habe werden wollen: „Welchen

1) S. G. Cohn: Ludwig XIV. als Beschützer der Gelehrten. 1870 in Sybels Historischer Zeitschrift Bd. 23 S. 7. — P. Sſymank: Ludwig XIV. in seinen eigenen Schriften und im Spiegel der zeitverwandten Dichtung. Leipzig 1898, S. 7—12.

2) à d'Alembert 28. Jan. 1773. XXIV S. 659. Pour nos Tudesques, ils ont vingt idiomes et n'ont aucune langue fixée; cet instrument essentiel qui manque nuit à la culture des belles lettres. Le goût de la saine critique ne leur est pas encore assez familier. J'essaye de rectifier les écoles sur cette partie si essentielle des humanités; mais peut-être suis-je un borgne qui veut enseigner le chemin à des aveugles. Quant aux sciences, nous ne manquons ni de physiciens ni de mécaniciens; mais le goût de la géométrie ne prend pas encore. J'ai beau dire à mes concitoyens qu'il faut des successeurs à Leibniz, il ne s'en trouve point. Quand les génies naîtront, tout cela se trouvera. Je crois cette chance supérieure à votre calcul. Il faut attendre que la nature, libre dans ses opérations, agisse; nous autres pauvres créatures, nous ne pouvons ni réclamer ses efforts, ni prévenir les mouvements qu'elle s'est proposé pour opérer ces productions tant désirables.

größeren Vorteil", erwiderte er, „hätte ich den deutschen Schriftstellern gewähren können, als daß ich mich nicht um sie bekümmerte und ihre Bücher nicht las?" (Mirabeau: Mémoires, Brüssel 1837, Bd. VI, S. 175 flg.).

Im Gegensatz zu dem im ganzen unbedeutenden unmittelbaren Einfluß auf die Gestaltung der deutschen Litteratur war der mittelbar von dem König ausgeübte außerordentlich groß. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie", sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit (I. Teil, 7. Buch). Und noch in ganz anderer Weise wirkte die Persönlichkeit des großen Königs auf die Entwickelung der Litteratur ein. Die geringe Achtung vor dem deutschen Schrifttum seiner Zeit und die ablehnende Haltung, die er ihm gegenüber einnahm, feuerten die Gemüter gerade zu immer neuen Kraftleistungen an, und wieder ist es Goethe, der zuerst auf diese pädagogische Wirkung des Königs hingewiesen hat. „An dem großen Begriff", sagt er, „den die preußischen Schriftsteller von ihrem Könige hegen durften, bauten sie sich heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein- für allemal nichts von ihnen wissen wollte... Man that alles, um sich von dem Könige bemerken zu machen, nicht etwa um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf deutsche Weise, nach innerer Überzeugung, man that, was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Recht anerkennen und schützen sollte." Und so stand dieser, zum Teil ohne es zu wollen, in gewissem Sinne doch im Mittelpunkte der deutschen Litteratur, und es erscheint als durchaus gerechtfertigt, das Zeitalter, in dem er lebte, auch in der Litteraturgeschichte als das Friedrichs des Großen zu bezeichnen.

Die deutsche Litteratur ging andere Bahnen, als der König gehofft und gewünscht hatte. Unter seiner Regierung war auch in Deutschland der sogenannte „klassische Geist", wie ihn der französische Geschichtschreiber Taine nennt, zur allgemeinen Geltung gekommen. Diese Gedankenrichtung mit ihrer Neigung zum Rednerischen, Regelmäßigen, Graziösen, Formschönen und Korrekten, mit ihrer Vorliebe für allgemeine Ausdrücke und einander engberührende Ideen (idées contiguës) beruhte nicht so sehr auf der schöpferischen Einbildungskraft als vielmehr auf der Vernunft und dem gesunden Menschenverstande. Sie erstrebte die Ausbildung vielseitiger, harmonischer Persönlichkeiten, die richtig und klar dachten, ihre Gedanken stets in geschmackvoller Weise ausdrückten und mühelos, spielend alle ernsten und feinen Genüsse des Geistes auskosteten. Friedrich der Große war auf deutschem Boden der letzte große, die Mitwelt überragende Vertreter dieses Geistes, und sein Buch über die deutsche

Litteratur bildete die letzte weithin tönende Kundgebung desselben vor dem völligen Verfall. Im Sinne dieser Dichtung hoffte und wünschte der König eine Renaissance der schönen Wissenschaften in Deutschland. Griechische, römische und französische Werke sollten den Deutschen einen guten Geschmack vermitteln und bei ihnen heimisch werden. Ihr höchstes Ziel müsse sein, die Dichter des augusteischen Zeitalters nachzuahmen, besonders Horaz und Virgil, den Friedrich als den größten aller Dichter ansieht.[1]) Indessen rangen sich gerade gegen Ende von Friedrichs Herrschaft neue Kräfte im Gesamtleben des Volkes empor. Das absolute Königtum und der aufgeklärte Despotismus hatten ausgleichend und demokratisierend gewirkt, und durch die Aufklärung war das Individuum von tausend alten Fesseln und Vorurteilen befreit worden. Jetzt verlangte es kühn nach Anerkennung und Geltung, nach einem vollen Sich-Ausleben. Die Herrschaft des klaren, kühlen Verstandes ging zu Ende, unter Kämpfen und Gärungen kam eine Richtung empor, die tief innerliches, leidenschaftliches Miterleben und eine warme Sprache des Herzens in der Dichtung forderte. Friedrich der Große, der allmählich völlig vereinsamte Philosoph von Sanssouci, der nach seinem eigenen Geständnis damit zufrieden war, im Zeitalter Voltaires gelebt zu haben, verstand diesen neuen Zeitgeist nicht mehr, und wo er mit ihm wie durch den Götz von Berlichingen in wirkliche Berührung kam, da konnte sein Urteil nicht anders lauten als schroff und zornig ablehnend. Hemmen konnte er die geistige Bewegung nicht, in mächtigen Wogen ging sie sieghaft über ihn hinweg. Aber in ergreifender und ehrfurchterweckender Tragik erhebt sich aus jener Zeit gerade die Persönlichkeit des gealterten Fürsten. „Wir werden", so ruft er am Schlusse seiner Flugschrift aus, „unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie zu seinem Vorteil lesen wollen; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, die Höfe werden es mit Entzücken sprechen, und es ist möglich, daß unsere Sprache, geglättet und vervollkommnet, sich zu Gunsten unserer guten Schriftsteller über ganz Europa ausbreite. Diese schönen Tage unserer Litteratur sind noch nicht da, aber sie nahen heran. Ich verkündige sie, sie werden erscheinen. Ich werde sie nicht mehr sehen; mein Alter verbietet mir

---

1) Vergl. S. 342, Anmerkung 1. — un Virgile que je regarde comme le plus grand des poètes (au d'Alembert 28. Jan. 1783). — S. auch die beiden schönen Aufsätze: „Über Friedrichs des Großen Poesie" und „Über die Beziehungen Friedrichs des Großen zu der Entwickelung der deutschen Litteratur". M. Haupts Opuscula III S. 137 flg., 156 flg. Ein bisher noch in keiner Bibliographie angeführtes Werk ist das (mir unerreichbar gebliebene) Programm des städt. Realgymnasiums zu Königsberg i. Pr. Der Titel der Abhandlung ist: Louis Bernhardt: Über den Einfluß Friedrichs des Großen auf die deutsche Litteratur. 1870.

diese Hoffnung. Ich bin wie Moses; von weitem sehe ich das Gelobte Land, aber betreten werde ich es nicht." So blickt der König wie ein Seher auf das nach seiner Meinung nicht mehr ferne Zukunftsland der deutschen Litteratur; er bemerkt nicht, daß er in Wirklichkeit schon auf dem ersehnten Boden steht; er sieht nicht, wie zu seinen Füßen die junge deutsche Dichtung ihre ersten kräftigen Sprossen treibt und alles einer baldigen Blüte entgegendrängt, und er ahnt nicht die merkwürdige Ironie des Schicksals, daß der von ihm so sehnsüchtig erwartete Prometheus, der vom Himmel die belebende Flamme zu holen berufen war, für die deutsche Litteratur in der Person dessen erstehen sollte, dessen Erstlingsdrama er in so schroffer Weise verworfen hatte: in dem Dichter des Götz von Berlichingen: Wolfgang Goethe!

Eine neue Zeitschrift für höhere Schulen.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Seit dem 1. Januar 1902 erscheint bei Weidmann in Berlin eine Monatsschrift für höhere Schulen, die von dem Königlich Preußischen Kultusministerium angeregt worden ist und von dem Geheimen Ober-Regierungs-Rat Dr. R. Köpke und dem Geheimen Regierungs-Rat Dr. A. Matthias herausgegeben wird. Die Zeitschrift will nicht nur dem Fachmann dienen, sondern allen Gebildeten Anregung und Aufklärung in allen pädagogischen Fragen geben, allen, denen daran gelegen ist, das Leben der Schule mit dem frisch pulsierenden Leben unseres Volkes in inniger Berührung zu halten. Goldene Worte sind es, die A. Matthias zur Einführung dieser wichtigen und wertvollen Zeitschrift auf den ersten zehn Seiten des Januarheftes spricht. Alle Gebiete des höheren Unterrichts sollen hier nach allen Seiten hin behandelt, alle Schulgattungen mit gleicher Liebe umfaßt, alle Richtungen in ihrer Eigenart gefördert werden. Ganz besonders will die Monatsschrift die Schulreform weiterführen, wie sie durch den Kaiserlichen Erlaß vom 26. November 1900 ins Leben gerufen worden ist; sie will die Gleichwertigkeit der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen aber nicht nur fortgesetzt verkündigen, sondern vor allem tiefer gründen und weiter ausbauen. Die Anstalten sollen zu gegenseitiger Wertschätzung geführt werden, zu der Erkenntnis, daß alle drei Anstalten, nur mit andern Mitteln und auf andern Wegen, das gleiche Bildungsziel erstreben: den Jüngling in seinen geistigen Kräften bereit zu machen, daß er eindringlich, willensstark und einsichtsfähig die Besonderheiten seines späteren Berufes zu ergreifen und die

zahllosen Schwierigkeiten auf seiner weiteren Bahn ohne Bevormundung, auf sich allein gestellt, zu überwinden vermag. „Man begreift es schwer", bemerkt Matthias treffend, „daß man in unserm Lande und in unserer Zeit, wo man nie genug Freiheiten haben zu können meint, dem Grundsatz des Allerhöchsten Erlasses, welcher der Bewegung der Individualität den freiesten Spielraum gewährt, indem er jeden nach seiner Façon seinen Bildungsweg in Frieden ziehen läßt, nicht in allen Kreisen volles Verständnis entgegenbringt und es nicht begreifen will, daß auch auf den realen Anstalten Ideale so gut gepflegt werden können wie auf den Gymnasien." Diese ideale Bildung sieht Matthias nicht nur durch den altsprachlichen, sondern vor allem durch den deutschen Unterricht gesichert, den alle drei Schulgattungen gemeinsam haben. Unsere Jugend soll keinem wichtigen Gebiete des wirklichen', frisch pulsierenden Lebens ablehnend oder verständnislos gegenüberstehen, sie soll realistisch gebildet sein; aber unsere Jugend soll auch das Bedürfnis und die Gewohnheit haben, in den Einzelerscheinungen und Einzelvorgängen die allgemein gültigen und ewigen Gesetze herauszufinden und in der lebendigen Wirklichkeit die ewige Idee zu empfinden, und daher soll unsere Erziehung idealistisch sein und bleiben.

Eine besondere Aufgabe wird der Zeitschrift gestellt, indem sie die knappen Fassungen und Auslassungen der durch die Schulreform geschaffenen neuen Lehrpläne und Lehraufgaben, sowie die Verfügungen der Central- und Provinzialbehörden weiter ausführen, begründen und erläutern, verdeutlichen und mit frischem Geist erfüllen soll. Die Lehrpläne sollen nicht beengende Normen und Vorschriften für den Lehrer bilden, sondern es soll eine freie Auffassung und Anwendung derselben angebahnt werden. Nicht bureaukratische Korrektheit, ängstliche und künstliche Gleichmacherei und Bevormundung soll in den Schulen herrschen, sondern kraftvolle Eigenart und lebendige Persönlichkeit. Endlich will die Zeitschrift die Schule in steter lebendiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten. Der Lehrer soll als eine wissenschaftlich gebildete, geistig angeregte und selbständig denkende Persönlichkeit die Gegenstände seines Gedanken- und Wissenskreises in freiester Weise zu handhaben verstehen und in unmittelbarer Frische und Begeisterung der Jugend darzubieten wissen. Dazu bedarf er aber der fortgesetzten innigsten Verbindung mit der Wissenschaft, und wenn er diese festhält, so wird ein Hauch wissenschaftlicher Wärme und wissenschaftlichen Geistes von ihm ausgehen, der die Jugend erwärmt und begeistert. Damit aber der Blick nicht einseitig auf das deutsche Schulwesen und die deutsche Wissenschaft gerichtet bleibt, soll auch das ausländische Unterrichtswesen in angemessener Beschränkung in den Kreis der Betrachtung gezogen werden.

Fürwahr, ein großes und herrliches Programm, das hier aufgerollt wird. Und Köpke und Matthias sind ganz die Männer, die mit freiem Geiste, auf hoher Warte stehend und weitausschauend, fern von aller bureaukratischen Verknöcherung, von einseitiger Schablonenarbeit, von gymnasialem oder realem Dogmatismus und methodischer Erstarrung oder verkünstelter Unterrichtstechnik, dieses Programm durchzuführen vermögen. In einer klassisch schönen, meisterhaften Sprache hat Matthias ein Bekenntnis abgelegt, das den Mut der Herausgeber ebenso bekundet wie ihren festen Willen, den großen Gedanken des Kaiserlichen Erlasses vom 26. November 1900, der einen weithinragenden Markstein in der Entwickelung des preußischen Erziehungs- und Unterrichtswesens bedeutet, in lebendige That umzusetzen. Sie besitzen aber als die Kapitäne dieser neuen Zeitschrift nicht nur den Mut, sondern auch die umfassende und tiefgehende Erfahrung, die klare Besonnenheit, das künstereiche Geschick und das warme, begeisterungsfähige Herz, um ihr festgefügtes Fahrzeug auf dem weiten, wildbewegten Ozean der öffentlichen pädagogischen Meinung sicher zum Ziele zu lenken. Beide hochverehrte Männer werden auch die gefährliche Klippe einer ausgeprägt amtlichen Stellungnahme des Blattes sicher zu vermeiden wissen.

Das erste Heft enthält einen Aufsatz von P. Geyer in Dortmund: „Die Gleichwertigkeit der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen auf dem Gebiete der ethisch bedeutsamsten Lehrfächer“. Auch dieser Aufsatz steht auf einer bemerkenswerten geistigen Höhe. Der bekannte Verfasser der bei Reuther u. Reichard in Berlin im Jahre 1900 erschienenen trefflichen „Schulethik“ zeigt hier in wohlgelungener Weise, daß die Gleichwertigkeit in der Hauptsache in der Gleichheit des geschichtlichen, des deutschen und des Religionsunterrichts und der Lehrziele in diesen drei Fächern zu suchen sein wird. Ganz zutreffend bemerkt Geyer: „In der That, das Gymnasium braucht keine Schutzzölle und Ausfuhrprämien, um sich im Wettbewerbe mit anderen Schulgattungen zu behaupten. Das Gymnasium der Vergangenheit ist die Pflanzstätte der großen Philosophen, Historiker, Philologen und Juristen[1]) gewesen, auf die wir stolz sind, aber es hat auch noch keinen verhindert, ein Bismarck, ein Virchow oder ein Helmholtz zu werden. Warum sollte sich das auf einmal geändert haben? Anderseits wird man zugeben müssen, daß ein Realschulabiturient, der sich mit achtzehn oder zwanzig Jahren für Hellas und Rom begeistert, mit dreißig sehr wohl im stande sein kann, einen Lehrstuhl für klassische Philologie am Gymnasium oder an der Hochschule zu bekleiden. Leute wie Schliemann brächten

1) Nicht auch der Theologen und Ärzte?

das fertig. Übrigens läßt sich nachweisen, daß es vielfach gerade die Irregulären, die Überläufer und Liebhaber gewesen sind — z. B. Schiller in Philosophie und Geschichte, Goethe als Naturforscher —, die anregend oder gar bahnbrechend gewirkt haben. Kein Wunder; sie traten frischer, unbefangener, selbständiger an die Sache heran, der Fachmann dagegen, der von Jugend auf unter dem Einfluß der zunftmäßigen Überlieferung, der Historie, wie Nietzsche sagen würde, leidet, sieht zuweilen — den Wald vor lauter Bäumen nicht." In der That, eine Zeitschrift, die so zu sprechen weiß, bietet die Gewähr, daß sie sich von allen hergebrachten Vorurteilen und von dem lieben Fachphilisterium, das in unserer Zeit seine Kreise immer enger und enger zieht, vollkommen frei halten und mit wirklich voraussetzungslosem, objektivem Denken alle Schul- und Erziehungsfragen, die unsere Zeit so gewaltig bewegen, prüfen und behandeln wird. Auch die Schlußsätze des Geyerschen Aufsatzes sind von so bedeutungsvoller Eigenart, daß sie hier wörtlich wiedergegeben seien: „Man hat in den letzten Jahrzehnten reichlich viel Rücksicht auf den Durchschnitt der Begabung, auf die Gleichmäßigkeit der Klassenleistungen genommen — „das Gesetz ist der Freund des Schwachen, alles will es nur eben machen, möchte gerne die Welt verflachen" —, und vielleicht empfiehlt es sich, auch einmal im Fahrwasser Nietzsches zu segeln und künftig der geistigen Aristokratie unter den Schülern mehr entgegenzukommen, als dies heute geschieht und geschehen darf. Die Abhandlungen, die Opitz, Klopstock, Schiller und doch gewiß noch manche andere in dem Alter unserer Abiturienten geschrieben haben, können jetzt gar nicht mehr geschrieben werden, aus dem einfachen Grunde, weil begabte Köpfe heute zu wenig gefördert werden. Welche Maßregeln zu treffen seien, daß die deutschen Abiturientenaufsätze nun auch wirklich für den Staat den Prüfstein für die Reife ihrer Verfasser und zugleich für die Gleichwertigkeit der humanistischen und der realistischen Anstalten abgeben können, diese Frage muß besonders behandelt werden." Mit diesem Ausblick auf eine künftige beherrschende Stellung des deutschen Aufsatzes in unseren höheren Schulen schließt die schöne Arbeit Geyers.

Dem Programm der neuen Zeitschrift entsprechend, das auch die Schulgeschichte als Bestandteil mit enthält, behandelt A. Heubaum „Die Geschichte des ersten preußischen Schulgesetzentwurfs (1798—1807)" und giebt eine feinsinnige erziehungsgeschichtliche Studie, in der namentlich Massow, der Nachfolger Woellners, und Heinrich Stephani (1761—1850), der erste entschlossene Vertreter der Lautiermethode, nach ihrer Persönlichkeit und ihren Gedanken und Plänen in plastischer Klarheit gezeichnet werden. Ganz besonders erfreulich ist es, daß in

dem ersten Hefte auch Wilhelm Münch zu Worte kommt, der in seiner lebendigen und durchgeistigten Art, in jener bekannten vornehmen, knappen und präcisen Form, die ihm eigen ist, „die Erziehung zum Urteil" behandelt. Er geht von der richtigen Erfahrung aus, es komme im ganzen in unseren Schulen und auf unseren Universitäten bei der ernsten, schweren, wissenschaftlichen Facharbeit darauf an, daß der Schüler vieles aufnehme, viel mühsam Erarbeitetes und Erdachtes bescheiden empfange und sein Urteil zurückhalte. „Und doch", fügt er mit Recht hinzu, „ist das Bedürfnis, sich seinerseits auch urteilend zu ergehen, dem gesunden Geiste eigen. Er bedarf dessen zu seiner Selbstentfaltung, und in Zeiten, wo ihm die Gelegenheit nicht geboten wird, sich in besonnenem und begründetem Urteil zu üben und sich damit einer wertvollen Kontrolle zu unterwerfen, ergeht er sich nebenher in wildwüchsigen Urteilen, maßlos durchweg und einseitig, gern absprechend und geringschätzig gegenüber dem, was ihm die Autoritäten als das Verehrungswürdige hinstellen, und im ganzen unfruchtbar, zusammenhanglos. Es ist ungefähr so, wie die Nötigung zu andauerndem körperlichem Stillhalten dann das Bedürfnis eines wilden Sichtummelns hervorruft." Mir scheint diese Beobachtung durchaus zutreffend zu sein, und ich stimme daher dem hochgeschätzten Verfasser durchaus bei, wenn er eine Vermittlung zwischen der Pflicht der Receptivität und dem Rechte der Spontaneität auch auf dem Gebiete der Erziehung für wünschenswert hält. Die Schule soll sich auch eine Anregung des Urteils bei der Jugend zu einer ernstlichen Aufgabe machen und die Schüler zum Vorbringen des wirklich selbst Gedachten hinleiten. Er verlangt dabei eine andere, freiere Stellung des Lehrers dem Schüler gegenüber. Er fordert umfangreicheren Anschauungsunterricht bis in die oberen Stufen hinauf. Deutsch, Naturgeschichte, Geographie und Geschichte, insbesondere Privatlektüre und deutscher Aufsatz sollen besonders in den Dienst einer gesunden Urteilbildung gestellt werden.

Daß die vorliegende Monatsschrift für höhere Schulen vor allem durch die Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, die in Berlin vom 6. bis 8. Juni 1900 gepflogen wurden, angeregt und ihrer Idee nach aus diesen herausgewachsen ist, bezeugen auch die nun folgenden beiden Aufsätze „Zur römischen Kaisergeschichte" von Johannes Kreutzer und „Zur Behandlung der römischen Kaisergeschichte auf der Schule" von Adolf Harnack. Bekanntlich wurden im März 1900 gutachtliche Äußerungen über zehn den Unterrichtsbetrieb betreffende Fragen eingefordert. Von diesen bezog sich Frage 6 auf den Geschichtsunterricht, und hier wurde auch ausdrücklich gefordert, für den Unterricht in der römischen Geschichte namentlich mit zu erörtern, ob dabei

die nachchristliche Zeit genügende Beachtung gefunden habe. Über diese Frage hat Harnack bereits für die Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts ein Gutachten abgegeben, das im Anhange der Veröffentlichung der Verhandlungen (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1901, S. 364 flg.) mitgeteilt ist. Harnack fordert, bei der Behandlung der römischen Kaiserzeit den Eintritt des Christentums in die Weltgeschichte, die Spannung zwischen Kirche und Staat und die allmähliche Verbindung des Christentums mit der geistigen Kultur der Antike und damit die relative Versöhnung beider zu schildern vom Standpunkte der allgemeinen Weltgeschichte aus und unter Hinweis auf die wichtigsten Stücke der Litteratur, in dem Religionsunterrichte in Prima aber denselben Gegenstand vom Standpunkt der Kirchengeschichte zu beleuchten. Als diese Thesen Harnacks zur Verhandlung standen, erklärte Mommsen, daß nur die Augusteische Zeit und die Konstantinsche Epoche behandelt werden sollten. Darauf antwortete Harnack: „Keineswegs genügt es, ein Bild zu geben von Augustus' Zeiten, um dann gleich auf Konstantin überzugehen und solche Persönlichkeiten wie Hadrian, Trajan und die beiden Antonine beiseite zu lassen. Von ihnen hat uns Herr Mommsen selbst einmal gesagt in einer gelegentlichen Bemerkung, daß die Menschheit damals vielleicht ihre glücklichste Zeit gehabt hat. Ich möchte das Glück damals und jetzt nicht abwägen, aber daß es eine große, in vieler Hinsicht vorbildliche Zeit war, ist unzweifelhaft. Ein Kaiser wie Hadrian hat bereits das Römische in das allgemeine Weltbürgerliche übergeführt, und die römische Administration hat es verstanden, die Völker zusammenzubringen, auszugleichen und ohne Eisenbahnen den Erdkreis zu einer Einheit zusammenzupressen. Studieren wir jene Zeit, so lernen wir nicht nur eine Staffel in der allgemeinen Geschichte kennen, sondern einen geschichtlichen Zustand, der einen Höhepunkt bezeichnet, der im folgenden Jahrtausend nicht wieder erreicht ist und der uns auch bescheiden macht in Bezug auf das Urteil über unsere eigenen Fortschritte; denn er zeigt uns, daß unsere Fragestellungen nicht neu sind, und daß ein großer Teil unserer angeblich modernen Errungenschaften auf dem geistigen und dem technischen Gebiete schon jener Zeit bekannt war. In vielem sind wir gewiß weiter gekommen; aber das meiste haben wir nur fortgebildet, und in manchem sind wir noch nicht wieder so weit, wie die Kaiserzeit war. Wie ich mir von Bauverständigen habe sagen lassen, haben die Römer damals z. B. besser ventilierte und besser geheizte Häuser, namentlich aber bessere Badehäuser gehabt als wir, so daß gerade die Herren Techniker noch von ihnen lernen können." (Verhandlungen S. 145 flg.) Kreutzer hat nun in seinem Aufsatze in der vorliegenden Zeitschrift einen Lehrgang dieser Geschichtsperiode und didak-

tische Grundsätze für die Behandlung gegeben, denen Harnack im allgemeinen zustimmt. In dem nächsten Aufsatz: „Die Frage der Gymnasial- und Realschulbildung in Frankreich“ behandelt Josef Caro die Darlegungen der von der französischen Deputiertenkammer eingesetzten Kommission, die das gesamte höhere Unterrichtswesen in Frankreich untersuchen sollte, auf Grund des Buches von Ribot, La Réforme de l'Enseignement Secondaire. Bücherbesprechungen und eine Abteilung „Vermischtes“, in der regelmäßig Erlebnisse aus der Unterrichtspraxis mitgeteilt werden sollen, beschließen das reichhaltige Heft.

Weitere Hefte sind uns noch nicht zugegangen, aber der Charakter der neuen Zeitschrift läßt sich aus dem ersten Hefte mit voller Deutlichkeit erkennen; denn dieses Heft hat die Bedeutung eines Programms. Und dieses Programm ist so hervorragend und gewaltig, daß man der weiteren Entwickelung der Zeitschrift nur mit größter und lebhaftester Spannung entgegensehen kann. Wie es scheint, wird die Zeitschrift mit manchem Schlendrian in unserem Erziehungswesen endgültig aufräumen. Manche heute noch scheinbar felsenfest gegründete vorgefaßte Meinung wird gestürzt, manche eingefleischte Pedanterie vernichtet und mancher pädagogische Aberglaube, auf den heute noch Tausende schwören, als solcher enthüllt werden. Möge die Zeitschrift vor allem mit daran arbeiten, daß die freie, lebendige Persönlichkeit in unserem ganzen Unterrichts- und Erziehungswesen immer mehr und immer herrlicher zur Entfaltung gelange! Denn wo sollen wir denn wieder immer neue wirkliche Persönlichkeiten herbekommen, wenn der Erzieher, nach dessen Vorbild sich doch die Jugend unbewußt modelt, nicht selbst eine solche ist! Nichts ist der Erziehung eines lebendigen, kraftvollen und eigenartigen Geschlechts hinderlicher als sklavische Abhängigkeit des Erziehers von hergebrachter Schablone, von toten Vorschriften, von alleinseligmachenden Methoden, von bloßen theoretischen Forderungen und Erwägungen. Bodenwüchsig und bodenständig, von frischem Erdgeruch erfüllt, muß alle echte Erziehung sein, und auch der Lehrer muß in sich das Königsgefühl freier Selbstbestimmung und selbständiger Entscheidung allen Lehr- und Lebensfragen gegenüber tragen, wenn wir unser Volk wieder zu einem Geschlecht von Königen erziehen wollen.

Möchte die Zeitschrift, die eine große Frage zu lösen berufen ist, unsere Fachkreise mit ihrem Geiste durchdringen, die lebendigen Geister unter uns entflammen und die langsam und schwer Beweglichen aufrütteln, damit der gesamte Lehrerstand wie eine gewaltige Armee des Geistes die Erziehungsfrage in den Mittelpunkt unseres nationalen, politischen und sozialen, wie unseres geistigen, ästhetischen und sittlichen Lebens rücke! Möchte sie aber auch über die Fachkreise hinaus alle

Gebildeten unseres Volkes ergreifen, damit die Erziehung alle Lebensfaktoren durchdringe, damit unser ganzes Volk zu dem Bewußtsein emporsteige: Dein höchster Reichtum, dein herrlichstes Kleinod, dein köstlichster Ruhm ist die deutsche Jugend, die du von überliefertem Wust entlasten, in frischer, kräftestählender Übung des Körpers und des Geistes für ein großes und ganzes Leben befähigen und in unschuldvollem Neubeginnen zu göttlicher Hoheit und Schönheit führen sollst! So möge der Gang der neuen Zeitschrift durch unser Volk und durch alle Kulturstaaten ein Siegeslauf sein, die Welt erobernd durch den deutschen Geist. Glückauf!

Altes und Neues über Magnus Gottfried Lichtwehr.

Von Dr. **Otto Ladendorf** in Leipzig.

Gottsched hat sich jederzeit gern als Dichtermäcen aufgespielt. Es schmeichelte seinem Ehrgeiz, bei so manchem Talente und Talentchen litterarische Patenstelle zu vertreten. Allzuviel Glück hat er damit nicht gehabt. Denn gerade die begabtesten seiner Schüler, die Bremer Beiträger, sind ihm zeitig genug über den Kopf gewachsen. Ein wirklich poetisches Gemüt konnte eben die Herrschaft der Regel nicht auf die Dauer als Evangelium betrachten. Aber auch der ihm treu verbleibende Rest der Anhänger und die später noch neu Gewonnenen haben ihm im Grunde mehr geschadet als genützt, insofern ihm auch ihre poetischen Sünden mit zugerechnet wurden. Nicht einmal an der Gefolgstreue dieser Ergebenen hat er rechte Freude gehabt. Eine so ehrliche Kämpfernatur wie der Lausitzer Baron Otto von Schönaich, der, unbekümmert um der Gegner Toben, auch in Zeiten der Not bei dem bestgehaßten Sprachmeister furchtlos aushielt, gehört schon zu den Ausnahmeerscheinungen. Als es mit Gottscheds litterarischem Kredit so unaufhaltsam zu Ende ging, da dünkte sich mancher seiner Anhänger selbst der Nächste und strebte nach einer Stellung abseits der Parteien Gunst und Ungunst. Auch der Wurzener Magnus Gottfried Lichtwehr war solch ein vorsichtiger Mann. Freilich über seine Zugehörigkeit zur Schule Gottscheds hat man lange gestritten. Er selbst hat es öffentlich in Abrede gestellt, und Gottsched hat ihm darin Recht gegeben. Der Grund ist unschwer zu erkennen. Veranlassung dazu war Mendelssohns wiederholte Behauptung, die sogar bei anderen (Magdeburger Zeitung vom 13. Februar 1762) zu Gottscheds Verdruß lebhaften Anklang fand, all das Schlechte und Verwerfliche an den sonst so trefflichen Fabeln Lichtwehrs sei einzig der „elenden Gottschedischen Schule" schuld zu geben, aus der er stamme. Dagegen setzten

sich nun beide zur Wehr, allerdings aus verschiedenen Beweggründen. Das konnte auch, wie sich gleich zeigen wird, mit einem Scheine des Rechten geschehen. Daher wird auch in der von Lichtwehrs Enkel Magnus von Pott besorgten Gesamtausgabe der Schriften (Halberstadt, 1828) die Frage kurzab im verneinenden Sinne entschieden. Dem ist aber nicht so. Der Dichter Lichtwehr ist durchweg als Gottschedianer zu beurteilen, obwohl nicht geleugnet werden soll, daß er allmählich bei gesteigerter Erkenntnis eine innere Abkehr vollzogen haben muß. Dies Verhältnis Lichtwehrs zu Gottsched zu klären, sind eine Anzahl bisher unveröffentlichter Briefe des Dichters wohl im stande, die sich in der wertvollen Gottschedischen Korrespondenz der Leipziger Universitätsbibliothek im Original vorfinden und hier in ihren wichtigeren Bruchstücken der Darstellung eingefügt werden sollen. So können sie wenigstens als Ergänzung der grundlegenden Mitteilungen von Friedr. Wilh. Eichholz (Halberstadt, 1784) einem zukünftigen Biographen Lichtwehrs als kleine Beiträge zur Charakteristik zu gute kommen. Einen solchen verdient aber der Dichter gewiß, den nicht nur Ramler bewunderte und Gerstenberg überschwenglich als das größte Genie in der Fabel pries, das er kenne, sondern von dem sogar der besonnene Mendelssohn bekannte, daß viele seiner Fabeln dem strengsten Kunstrichter Trotz böten und einen Mann zu verraten scheinen, „dem das Ideal samt den sichersten Regeln, dasselbe zu erreichen, tief in der Seele eingegraben liegen" (236. Litteraturbrief).

Soviel steht fest: die äußeren Beziehungen Lichtwehrs datieren erst seit dem Jahre 1751. Denn obwohl er seit dem Jahre 1737 in Leipzig studierte, hörte er doch keine Vorlesungen von Gottsched. Erst im angegebenen Jahre ist der Dichter in des Wortes eigentlichem Sinne von Gottsched entdeckt worden. Denn da stöberte er in dem Laden des ziemlich obskuren Verlegers W. Deer in Leipzig ein bestäubtes Exemplar der Lichtwehrschen Fabeln auf, das unbeachtet an der Thüre hing. Er blätterte darin und entdeckte in dem anonymen Verfasser mit richtigem Blick sofort seines Geistes Kind. Der glückliche Zufall wurde von Gottsched unverzüglich — auf Reklame hat er sich ja immer wie selten einer verstanden — zu einer warmen Empfehlung des Buches in seinem kritischen Hauptorgan, dem „Neuesten aus der anmuth. Gelehrs." (Oktober 1751), benutzt. Diese Anpreisung, in der er den Grund seines Wohlgefallens ganz offen angab, die korrekte „Mittelstraße", auf der der Dichter wandele, wurde der Geburtstag von Lichtwehrs Ruhm. Man fing an, sich für den neuen Fabulisten zu interessieren, und keiner war dem Lobredner dankbarer als der Gefeierte selbst. Durch einen Brief vom 5. November 1751 knüpfte er, damals jung verheirateter Regierungs-

referendar in Halberstadt, mit dem vielvermögenden Litteraturprofessor an. Gleich in diesem ersten Schreiben legt er das unumwundene Bekenntnis ab, daß er seine Fabeln — und allein darauf gründet sich Lichtwehrs Bedeutung für die deutsche Litteraturgeschichte — getreu nach Gottscheds Anweisung gedichtet habe. Die Stelle lautet:

„Die vier Bücher Äsopischer Fabeln, die ich während meines Aufenthalts in Wittenberg in müßigen Stunden zu entwerfen Gelegenheit gehabt, sind so glücklich gewesen, Ew. Hochedelgeb. zu gefallen. Es bringt mir recht viel Ehre, dieses günstige Urtheil von einem so grossen Kenner der Deutschen Musen erhalten zu haben. Ich nehme mir daher die Freyheit, dafür den verbindlichsten Dank abzustatten. Es freuet mich dabey nicht wenig, daß mich das Zeugnis von Ew. Hochedelgeb. überzeuget, daß ich diejenige Vorschrift beobachtet, die Dero vortrefliche Critische Dichtkunst denen Fabel Schreibern gegeben. Denn dieses schöne Buch habe ich bey Verfertigung meiner schlechten Verse mir lediglich zur Richt Schnur dienen laßen. Die der Jugend anklebende Blödigkeit hat mich gehindert, Ew. Hochedelgeb. nähere Bekanntschaft zu erlangen, da ich in Leipzig studirte, welches ich nunmehro sehr bedaure."

Somit scheint das vielgescholtene Lehrbuch der Poetik wie bei Elias Schlegel, Schönaich und manchem anderen Anfänger auch für Lichtwehr Anregung und Rüstzeug zur poetischen Produktion zugleich geboten zu haben. Etwa mit dem Erscheinen der 2. Auflage (1742) fällt der Beginn der ersten Fabelentwürfe. Die in Dresden begonnene Arbeit wurde dann in Wittenberg wesentlich gefördert und in Quedlinburg 1745 abgeschlossen. Der in Berlin vergeblich gesuchte Verleger fand sich endlich durch seines Vetters Hecht Bemühungen in Leipzig, nicht zum Vorteil des Dichters, insofern Deer als Ratsdiener von Beruf von den anderen Buchhändlern geradezu boykottiert wurde. So kam es, daß Lichtwehrs Fabelsammlung, die bereits 1747 nach argen Verdrießlichkeiten über einen eigenmächtigen Korrektor, von dem wütenden Verfasser als „vermaledeieter Verse-Henker" tituliert, im Druck vorlag, schon sehr rasch zum Ladenhüter wurde.

Sobald nun Gottsched mit Lichtwehr in Briefwechsel gekommen war, befolgte er die übliche Taktik, durch ungewöhnliche Liebenswürdigkeiten den neuerworbenen Freund möglichst fest an sich zu ketten. Bald bemüht er sich, ihn zum Mitarbeiter für seine Zeitschrift zu werben, bald regt er neue Aufgaben an, sucht sie wohlwollend zu fördern als Aristarch und Herausgeber, schließlich strebt er nach persönlicher Bekanntschaft und dergl. mehr. Eins seiner wohlfeilsten Mittel war die Diplomierung. Es wirkt nachgerade erheiternd, wenn man erfährt, mit welcher Geschäftig-

keit namentlich die Königsberger Gesellschaft Gottscheds Bestellungen auf Ehrendiplome erledigt. Dort war Professor Flottwell seine rechte Hand, der seinen Stolz darin findet, Gottscheds Weisungen postwendend zu gehorsamen und nach eigenem ergötzlichen Bericht einmal mitteilt (13. April 1751), daß er sich sogar durch einen Expreßboten die nötigen Unterlagen verschafft habe, als der Protektor gerade in ländlicher Sommerfrische weilte und die Mitglieder in den Ferien zerstreut waren. Es gehörte damals beinahe zum guten Ton, eins oder mehrere solcher Gesellschaftsdiplome aufzeigen zu können, die ja in sichtbarlicher Weise das litterarische Interesse der damit Ausgezeichneten bekundeten! Daß man aber bei dieser Unsitte nicht nur auf die Eitelkeit, sondern wohl auch auf den Beutel der Betreffenden spekulierte, beweist z. B. die Verpflichtung der Göttinger Gesellschaft, außer dem üblichen Büchergeschenk auch noch einen Dukaten in bar zu erlegen. Diese Geldschneiderei konnte der Freiherr von Schönaich noch auf Jahre hinaus nicht verschmerzen, dem auch von dort ein solches Prunkstück unerbeten ins Haus gesandt worden war.

Lichtwehr nahm das ihm von Gottsched ausgewirkte Ehrendiplom der Königsberger Gesellschaft gern entgegen. Sein Neujahrsbrief vom 2. Januar 1752 beweist es. Spröder verhielt er sich Gottscheds Drängen gegenüber, neue Fabeln aufzusetzen. Nicht unwitzig kleidete er seine Absage in die mit überschickte Fabel „Der Springer“ (Neuestes a. d. anmuth. Gelehrs. 1752, 228 flg.):

„Singt schön, singt feurig, muntre Dichter!
Erzwingt das Lob der strengsten Richter;
Doch hört auch, wenn es Zeit ist, auf!“

Das konnte aber Gottsched unmöglich ernst nehmen. Deshalb fügte er in der Anmerkung sogleich hinzu: „Allein ist es nicht zu früh, aufzuhören?“ Ebensowenig schien ihm, dem Unermüdlichen, die angeführte Arbeitsüberbürdung des Dichters eine stichhaltige Entschuldigung zu sein. Immer und immer wieder treibt er deshalb durch freundliches Mahnen und teilnehmenden Rat den Resignierten zu neuer Produktion, der zumal seit seiner Beförderung zum Regierungsrat an Stelle des als Regierungspräsidenten nach Küstrin berufenen Herrn v. Windheim unter der Last seines Amtes stöhnt, daß er kaum Atem holen könne, und auf künftige, bessere Zeiten vertröstet (Brief vom 19. Mai 1752). Von einer ganz anderen Seite läßt den Dichter ein Schreiben vom 8. Februar 1753 erkennen.

Denn darin giebt er ein lebhaftes Interesse für Gottscheds altdeutsche Bestrebungen kund, indem er dessen Hypothese über das Alter des Heldenbuchs, das er immer „als einen Verehrungswürdigen Überbleibsel der uhrältesten Dichtkunst“ der Deutschen gehalten habe,

durchaus beipflichtet (S. Waniek, Gottsched. Seite 648). Ja, er regt seinerseits sogar eine neue Ausgabe an, wodurch sich Gottsched den Liebhabern der deutschen Altertümer ungemein und aufs neue verpflichten werde. „Ich habe solches selbst mehr als einmal unternehmen wollen. Allein, der Stand, darein mich das Schicksal gesetzt hat, wirft mir täglich Hindernisse in den Weg. Ew. Hochedelgeb. kann ich versichern, daß ich manchmal gantze Wochen kaum einige Stunden übrig behalte, um mich etwas zu erholen. Acten, Urthel, Commissionen, Verordnungen, Berichte nach Hofe, Beratschlagungen im Capitel, Termine und Termins Bescheide verfolgen einander: et sic dilabitur aetas." Gleichwohl hat der „arme Lichtwehr", der den gelehrten Gönner um ein mitleidiges Gedenken in seinem harten Joche bittet, doch ein paar lyrische Gedichte beigelegt, die er im letztvergangenen Winter „mit Murren der Minerva" verfertigt habe. Beide, ein Lob dieses Winters und eine Verherrlichung des von seinem Großvater ererbten alten Edelhofes zu Quedlinburg in Nachahmung einer Horazischen Ode (Carm. II, 18), beweisen ebenso wie alle anderen lyrischen Ergüsse seiner Feder, daß ihm der Sinn für tieferes poetisches Empfinden unbedingt versagt war. Es macht nichts aus, ob er ein trockenes Frühlingslied anhebt oder in gutgemeinten Strophen seine Augenkrankheit ergebungsvoll beklagt. Und schaut aus der Schlußstrophe des erwähnten Winterliedes (vergl. Pott, a. a. O. S. 265) nicht der leibhaftige Philister heraus?

„Glaubt, Kinder! ein fröhlich Gemüthe,
Ein Zimmer, das warm ist, sechs Hüte
Von Zucker, ein Zentner Kaffee;
Ein Fäßchen mit Domherrngetränke,
Das stärkt die erfrornen Gelenke,
Das hilft für das kältende Weh."

Über die Wertlosigkeit solcher Leistungen täuschte er sich selbst nicht für die Dauer. Das zeigt die Beseitigung des lyrischen Anhangs, den er, durch Gottscheds kritiklosen Beifall ermutigt, kühn der 2. Auflage seiner Fabeln beigegeben hatte, in den folgenden Ausgaben. In dem eben erwähnten Briefe findet sich aber noch folgende interessante Randbemerkung: „Wir haben ja noch einen Dichter allhier, den Herrn Gleim, den Ew. Hochedelgeb. vielleicht kennen. Ich habe aber nicht die Ehre, ihn zu kennen; die Ursach will ein andermal melden." Das ist zwar in den noch folgenden Briefen nicht geschehen. Doch liegt die Vermutung nicht fern, daß ihm, dem Gottschedianer, der bekannte Intimus Klopstocks, der den Messiassänger so oft und so lange als Gast im Hause hatte, von vornherein verdächtig war. Denn aus seiner Antipathie gegen diesen und seinen Anhang macht er durchaus kein Hehl. Diese

wichtige Auslassung, worin er sich klipp und klar für das ästhetische Programm erklärt, welches Gottsched so hartnäckig verfocht, findet sich in seinem Briefe vom 25. Juni 1753. Es ist die Antwort auf Gottscheds Brief vom 18. Juni 1753. (Siehe Eichholz a. a. O. S. 122 flg.)

Zugleich nimmt er darin offenbar Bezug auf Gottscheds Gutachten von der heroischen Versart der neuen biblischen Epopeen (Neuest. a. d. anmuth. Gelehrs. 1752, 205 flg.): „Ich kann es Ew. Hochedelgeb. nicht verdenken, wenn es Denselben empfindlich fällt, daß das Reich der Teutschen Dicht Kunst durch die Klopstockische Neuerungen dergestalt zerrüttet wird. Es muß einem Manne, dem Teutschland in Verbeßerung der Sprache so viel zu danken hat, freylich schmerzen, wenn er siehet, daß einige schwülstige Geister sich um die Wette bemühen, den bisherigen guten Geschmack der Teutschen gegen das falsche Gold des Lohensteins, Miltons und Ariosto zu vertauschen. Die Hexe zu Endor, die nach etliche 1000 Jahren zu Hamburg wieder erschienen seyn soll, wird mich niemahls bezaubern; übrigens muß ich Ew. Hochedelgeb. aufrichtig gestehen, daß ich nicht begreife, wie die Klopstockianer so blind seyn zu glauben, daß ihre Vers Art dem Virgil und Homer ähnlich sey. Diese letztere haben das Sylbenmaaß, die Kürtze und Länge derselben, die Abschnitte in jedem Vers und s. w. auf das strengste beobachtet. Dieses thun aber die Herrn Klopstockianer gar nicht, sie können es auch nicht; zumal wenn sie nach den Regeln der Alten sich genau richten wollen. Unsere Sprache ist dazu nicht aufgelegt. Der Vers in der teutschen Bibel ist bekannt:

Und Isaac schertzet mit seinem Weibe Rebecca.

Dieser Vers ist nach den Regeln der Alten Verse. Ich biete den Klopstockianern Trotz, nur zwanzig Verse dieser Art zu machen. Folglich sind alle ihre Gedichte nichts als eine geradebrechte, und übertriebene Prose. Auf diese Weise, wenn ich in den Schriften des Confucius die Zeilen als Verse absetzen wollte, so wäre der Confucius ein Dichter im Klopstockischen Geschmack."

Das Urteil ist sehr bezeichnend. Als überzeugtem Gottschedianer galt ihm eben Klopstocks rhythmischer Schwung und kühne poetische Phantasie nicht weniger tadelnswürdig als die gewiß überstiegenen und schwülstigen Produkte mancher seiner Nachahmer. Bei der Gelegenheit äußert er sich, Gottsched durchweg beistimmend, auch über Voltaire, dessen historische Befähigung er ernstlich bezweifelt. Dabei verdammt er zugleich mit kräftigem Kernworte seine unerquicklichen Streitigkeiten mit dem Präsidenten der Berliner Akademie, Herrn v. Maupertuis. Die deutschen Gelehrten hätten wahrlich mehr zu thun, als solche „Pedantische Kindereyen"

zu lesen. Er mochte wohl selbst herzlich überdrüssig geworden sein, Gottscheds fortlaufende Berichte darüber im „Neuesten" zu verfolgen. Alles Nähere versparte er sich auf Gottscheds Besuch, der im Spätsommer desselben Jahres in Halberstadt erfolgte, als der Leipziger Organisator wieder eine seiner beliebten Agitationsreisen zu den Getreuen in der Provinz und den befreundeten Höfen unternahm. Schon im Novemberstück des „Neuesten" (1753, S. 868) kündigt er dann einen neuen poetischen Plan des Halberstädters an, ein deutsches poetisches Recht der Natur. Damit beschäftigen sich die zwei noch zu erwähnenden Briefe. In dem ersten vom 20. Juni 1754 bedankt sich Lichtwehr höflichst für das ihm übersandte Exemplar von Gottscheds Auszug aus Batteux' Einleitung in die schönen Wissenschaften und findet sich wegen des ihm darin erteilten „sinnreichen Lobes" ganz beschämt. Die beigelegten Proben aus dem 1. und 2. Buche seines Lehrgedichtes wurden eilfertig dem Publikum im „Neuesten" (1754, S. 537 flg.) dargeboten. Der Abschluß erfolgte freilich erheblich später, als Gottsched erhoffte. Noch am 13. April 1756 versicherte Lichtwehr: „An meinem Rechte der Menschheit (denn so soll dereinst die Auffschrift heißen, wenn es dem Phöbus gefällt) arbeite ich so fleißig, als es meine bisher sehr vermehrte Amts Geschäffte zulaßen wollen". Erst im Frühjahr 1758 trat das Werk nach nochmaliger Titeländerung[1]) als „das Recht der Vernunft" ans Licht. Den Verlag bei Breitkopf hatte Gottsched verschafft, der ebenso für die Widmung an den König Friedrich von Preußen Sorge trug, zumal er es diesem bereits in der Audienz vom 15. Oktober 1757 gebührend angekündigt hatte. Das Gedicht bedeutet keinen Fortschritt in Lichtwehrs Schaffen, sondern ist höchstens als deutlicher Beweis dafür zu verwerten, daß eben jede poetische Kunstübung, wo die innere Begeisterung fehlt, notwendig zum Handwerk der Gelegenheitsreimerei führt. Allerdings hatte Lichtwehr in Selbsttäuschung erklärt: „Ich behalte zwar das Wolfische Lehrgebäude dabey jederzeit vor Augen. Ich suche aber dabey nie zu vergeßen, daß ich ein Gedicht und kein Kompendium schreiben will. Der große Maro vom Feldbau und der Lukretz sind die Muster, die ich mir dabey vorstelle, Gott gebe, daß ich ihnen gut nachahmen möge" (13. April 1756). Aber er besaß gar nicht das Vermögen, einen so spröden Stoff künstlerisch zu bewältigen. So stellt sich das Gedicht dar als eine wohlmeinende, aber saft- und kraftlose moralische Vorlesung in fünf Abteilungen, die die Wolffischen Paragraphen in steifen Alexan-

1) Gottsched an Lichtwehr am 28. November 1757: „Die Menschheit klingt bei uns im Deutschen so fremd, daß man sie blos im theologischen Verstande bei der Menschheit Christi, als ein theologisches Kunstwort, leiden will. Menschlichkeit aber scheint wieder etwas ganz anders zu sagen."

drinern versifiziert unter Beibehaltung der philosophischen Terminologie — von Poesie selbst in den eingestreuten schmückenden Einlagen kaum die Spur! Als Kompendium praktischer Lebensklugheit und als Ausfluß der redlichen Gesinnung des Verfassers ist es natürlich ganz ehrenwert. So fand das Werk als Lehrgedicht bei der zeitgenössischen Kritik schon die verdiente Ablehnung. Mendelssohn hatte recht, die Deutschen waren durch Haller verwöhnt. Nur Gottsched war beflissen, Fluß und Lebhaftigkeit hervorzuheben, und belohnte den Verfasser mit der schon sparsamer gespendeten Ehrenmitgliedschaft der Leipziger Gesellschaft der freien Künste.

So zeigen die mitgeteilten Briefe, wie richtig schon Mendelssohn Lichtwehrs litterarische Erscheinung beurteilte, als er im 236. Litteraturbrief betonte: „Ein Weltweiser aus der Schule des Pythagoras, darf nicht eben ein Schüler des Pythagoras seyn; Genug, wenn er dessen Grundsätze annimmt." Diese aber hat sich Lichtwehr gründlich zu eigen gemacht und niemals ganz verleugnen können. Da er nun nach dem eben genannten Lehrgedicht nichts Neues mehr veröffentlicht hat außer einigen Zusätzen und Verbesserungen seiner Fabeln, so kommen nur diese als poetischer Befähigungsnachweis in Betracht. Und da muß ihm auch heute noch manches Rühmenswerte nachgesagt werden. Er behauptet seinen Platz unter den ersten deutschen Fabeldichtern an der Seite Hagedorns und Gellerts, den ihm schon die Zeitgenossen zugestanden haben. Freilich bedingt für uns — darauf weist Minor in seiner Auswahl mit Recht hin — auch die Wertschätzung seiner Fabeln weit mehr ihr moralischer als ihr poetischer Inhalt. Wir betrachten eben diese kleinen poetischen Gebilde mit ganz anderen Blicken als das Publikum des achtzehnten Jahrhunderts. Und die Zeit, wo Gottsched die Fabel geradezu zur ersten poetischen Gattung erklären konnte und wo eine reine Fabelepidemie, und zwar nicht nur in deutschen Landen, ausbrach, ist denn doch vorbei. Die von Mendelssohn gewünschte ausführliche Kritik der Lichtwehrschen Fabeln, zumal der in ihnen sich findenden erstaunlichen Ungleichartigkeit, steht noch aus. Daß aber daran allerdings die Befangenheit des Dichters in den poetischen Anschauungen Gottscheds nicht geringe Schuld trägt, liegt nach dem Gesagten nahe. Ueberhaupt haftet dem Menschen wie dem Dichter ein gewisser philiströser Zug unverkennbar an. Ihm fehlte nicht nur die geistige Freiheit des wahren Künstlers, sondern auch der Reiz des Erlebten. Ramler hatte nicht so unrecht mit seinem Bedauern: „Schade, daß dieser Dichter nicht in einer Residenz lebt, oder keine poetischen Freunde hat. Er würde der beste Fabeldichter seines Volkes werden können!" So aber verkümmerte das hübsche Talent Lichtwehrs zusehends.

Immer mehr spann er sich in sein Studierzimmer ein, namentlich seit der aufregenden Fehde mit dem Allerweltsverbesserer Ramler, der ja auch das geistige Urheberrecht seiner Fabeln so wenig respektierte, immer geflissentlicher mied er den Umgang mit litterarisch angeregten Genossen, immer tiefer vergrub er sich hinter Mappen und Aktenstößen. So bethätigte er sich wohl als braver Hausvater und tüchtiger Beamter, zum Dichter war er fortan verdorben. Um so tragischer mutet es an, daß gerade dieser musterhafte Jurist durch einen taktlosen Verweis, den er von seinem Vorgesetzten Herrn v. Carmer bei einer Inspektion vor versammelten Kollegen und in Gegenwart der jüngsten Referendare wegen seines umständlichen Vortrags erhielt, eine tödliche Kränkung erfuhr.

Vermißt man aber auch bei Lichtwehr Hagedorns glatte Eleganz ebenso wie Gellerts anmutige Geschwätzigkeit, so erfreut er doch durch eine besonders liebevolle Versenkung in die Geheimnisse des Tierlebens, durch kindliche Naivetät und Lauterkeit der Empfindung und einen gesunden, wenn auch etwas hausbackenen Humor. Daher ist Lichtwehr auch heute noch nicht vergessen. In den Lesebüchern der Jugend bildet manche seiner Fabeln und Erzählungen einen festen Bestand, z. B. „Der Hänfling“, „Der Vater und die drei Söhne“, daneben wohl auch: „Der Löwe und der Wolf“, „Der kleine Töffel“ u. s. f. Einzelne Wendungen sind geradezu zu geflügelten Worten geworden. Als ein Beispiel für viele die Schilderung der Katzenmusik in der Fabel: „Die Katzen und der Hausherr“:

„In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.“

Auch die oft parodierte Fabel von der Kröte und der Wassermaus sei noch genannt und besonders die vorzügliche Satire gegen die Spielwut in den „seltsamen Menschen“, die dem Grafen Fr. Leop. zu Stolberg die Vorlage gab für seinen dankbaren Nachruf, den er dem Lehrer der Kindheit weihte (Deutsches Museum, 1783, S. 289 flg.). Es bliebe noch ein Wort übrig über einen Vorzug der Lichtwehrschen Fabeln, den man immer gern eingeräumt hat, über die Originalität der Erfindung. Der Dichter hat sich darauf, ganz im Sinne Gottscheds, das meiste zu gute gethan. Deshalb hat er sich auch den Beinamen eines deutschen Lafontaine, mit dem damals so viel Unfug getrieben wurde, von Ramler energisch verbeten mit dem selbstbewußten Hinweis: „Es wird aber für mich Ehre genug seyn, wenn ich der Nachwelt unter meinem eigenen Nahmen bekannt bleibe“. Er gleicht in diesem Bestreben ganz Gellert,

dem er auch hinsichtlich seiner milden Kritik der gesellschaftlichen Schwächen recht nahe verwandt ist. Ob er freilich seine Selbständigkeit mit demselben Rechte oder Unrechte wie dieser behauptete, das mag einer späteren quellengeschichtlichen Untersuchung vorbehalten sein. Denn Ellingers Aufsatz (Zeitschr. für deutsche Philologie, 17. Bd., S. 314 flg.) bringt zwar aufschlußreiche Beobachtungen über Lichtwehrs Fabelstil und Metrik, bedarf aber hinsichtlich der Quellenkritik noch der Ergänzung. Auch der Nachwirkung auf spätere Fabeldichter wäre noch genauer nachzugehen. Der Einfluß auf Gleim und Pfeffel ist ja bekannt.

Sprechzimmer.

1.

Wir gingen mit ihm spazieren = ich und er gingen spazieren.

Tobler sagt in seinen Verm. Beitr. III, 14 flg., daß sich für die französische Ausdrucksweise „nous chantions avec lui“ im Sinne von „nous chantions, moi et lui“ keine entsprechende deutsche Wendung finde. Hierzu bemerkt Ebeling in Herrigs Archiv, CIV, 1. 2. S. 129 flg., daß er wiederholt auch aus dem Munde Gebildeter dieselbe Spracheigentümlichkeit vernommen habe, und führt seine Beispiele namentlich an. Diese Wahrnehmungen kann ich insofern ergänzen, als ich im südlichen Ostpreußen, dem gemischt polnisch und deutsch sprechenden Masuren die Redeweise: wir gingen mit ihm aus, wobei es sich nur um zwei Personen handelt, überall angetroffen habe. Daß hier nicht etwa ein Plur. maj. vorliegt, geht daraus hervor, daß die Verstärkung von wir durch beide sehr häufig begegnet. Meiner Ansicht nach ist der polnische Ursprung ziemlich gewiß, denn auch E.s Beobachtungen sind in Schlesien, also einer unter polnischem Einflusse stehenden Provinz, gemacht. Wer kann darüber Auskunft geben, ob die fragliche Ausdrucksweise auch in rein deutschen Gegenden üblich ist?

Elbing. **Friedrich Kraz.**

2.

Goethes Wandelnde Glocke in Loewes Komposition.

Goethe dichtete die Wandelnde Glocke am 22. Mai 1813 in Teplitz, nachdem einmal sein Sohn August einem ängstlichen Knaben das Wackeln der Glocke mit einem aufgespannten Regenschirm vorgemacht hatte. Das kindliche und doch so tief sittliche Gedicht von der Ermahnung zur Pflicht durch überirdische Macht hat Loewe ebenso lieblich

wie verständlich komponiert (Opus 20, 3). Mit den einfachsten Mitteln erzielt er, der Meister, auch hier die volle Wirkung.

Auf Vorspiel verzichtet er. Nach Strophe 2 folgt ein Zwischenspiel von vier Takten, nach Strophe 4, 1. Hälfte ein kürzeres von zwei Takten, am Schluß ein Nachspiel von zwei Takten. Das erste Zwischenspiel wiederholt die Anfangsmelodie als Nachklang der kindlichen Sorglosigkeit, gleichsam als abweisende Antwort auf die Ermahnung der Mutter und als Überleitung zu den Worten: „Das Kind, das denkt: die Glocke hängt ja droben." Das zweite Zwischenspiel nach der ersten Hälfte der 4. Strophe deutet kurz den Schrecken der hinterher wandelnden Glocke an, seine Erklärung findet es durch die folgenden Worte: „Doch welch ein Schrecken!" Das Nachspiel wiederholt in aller Kürze die Gesamtstimmung.

Das Gedicht ist wie gewöhnlich bei Loewe durchkomponiert, so jedoch, daß die Melodie der ersten Strophen im ganzen beibehalten wird. Diese Melodie geht streng im Takte ($^2/_4$), wie im Pendelschlage, ohne pathetische Unterbrechung. Jede Strophe erhält zweimal vier Takte, Strophe 5 ist durch Wiederholung der Worte „es lauft, es kommt" um zwei Takte verlängert. Die Schlußstrophe ist um einen Takt länger, jedoch wird durch diese Verlängerung nur das Ritardando auf dem Schlußworte „laden" markiert. Die ganze Komposition ist also nach Takten folgendermaßen einzuteilen:

Takte	Teil		Takte	Gruppe
1— 8	Strophe 1	=	4 + 4	I
9—16	Strophe 2	=	4 + 4	I
17—20	Zwischenspiel	=	4	I
21—28	Strophe 3	=	4 + 4	I
29—32	Strophe 4, erste Hälfte	=	4	II
33—34	Zwischenspiel	=	2	II
35—38	Strophe 4, zweite Hälfte	=	4	II
39—48	Strophe 5	=	4 + 2	II
49—56	Strophe 6	=	4 + 4	III
57—65	Strophe 7	=	4 + 4 + 1	III
66—67	Nachspiel	=	2	III

Die Anfangsmelodie ist so schlicht wie möglich, die einfache Erzählung von Kind und Mutter wiedergebend. Die unbetonten Silben und schlechten Taktteile liegen in der Tonhöhe über den betonten Silben und guten Taktteilen, wodurch die Melodie einen spielenden, tändelnden Charakter erhält (I). Auf dem Höhepunkte tritt eine andere Melodie ein: „doch welch ein Schrecken" (II), die jedoch bei den Worten: „es lauft, es kommt" wieder in die erste übergeht (III).

Ein besonderer Reiz liegt in der Begleitung, welche ohne alle Übertreibung die Stimmung und die Situation der einzelnen Strophen

wiedergiebt. Wir empfinden die behagliche Pflichtvergessenheit des Kindes, den Ernst der Mutter, die von der Glocke erregte Furcht, die noch in der Erinnerung nachklingt, und die Befriedigung, welche die hergestellte Ordnung gewährt. Dies ist die Stimmung in den einzelnen Strophen. Die Situation aber wird veranschaulicht durch den musikalischen Ausdruck für das wiederholte Erklingen der Glocke, für das Wackeln hinter dem Kinde, für die Flucht des Kindes und für den einmaligen Glockenton der Schlußstrophe. Bei den Worten: „Die Mutter sprach: die Glocke tönt" hören wir dreimal und dann noch dreimal einen langgehaltenen mahnenden Ton. Bei der Stelle: „doch welch ein Schrecken" spielt die Begleitung in der Oberstimme eine in Sechzehnteln schwingende Oktave und in der Unterstimme dazu fünfmal eine in Terzen heruntergehende Doppeltonleiter. Die Flucht des Kindes, sein immer schnelleres Laufen ist durch die zunehmende Häufigkeit der Begleitungstöne ausgedrückt, welche von Sechzehnteln in Doppeltriolen übergehen, also von 8 für den Takt auf 12 für den Takt. In den beiden Schlußtakten auf „decken" und „Schnelle" haben wir sogar eine kurze Tonleiter in Zweiunddreißigsteln. Bei der Erinnerung des Kindes: „gedenkt es an den Schaden" ertönt noch einmal das Fluchtmotiv in Triolen, am Schluß: „durch den ersten Glockenschlag" der vom Anfang her bekannte Glockenton.

Man könnte diese Begleitung eine realistische Tonmalerei nennen. Sie ist es in gutem Sinne, denn die Musik ist nirgends über das hinausgegangen, was sie mit ihren Mitteln zu leisten vermag. Das Glockenklingen gehört in den Bereich der Töne[1]), das Wackeln und das Laufen in den Bereich der Bewegung.

Friedenau. Prof. Dr. **H. Draheim.**

3.

Zu Grimms Märchen „Hänsel und Grethel".

Anklänge an das deutsche Märchen enthält das lettische „Die Hundsköpfe" in der Sammlung von Viktor von Andrejanoff (Reclams U.-Bibl. Nr. 3518) S. 19 flg. Hier wird ein verirrtes junges Mädchen von den Hundsköpfen mit Nußkernen und süßer Milch gemästet. Von Zeit zu Zeit stechen sie eine Nadel in des Mädchens Oberarm, um zu sehen, ob

1) Das Glockenklingen haben wir bei Loewe auch in Oers Glocken zu Speier (die Kaiserglocke — die Armesünderglocke), in Schillers Graf von Habsburg („ein Glöcklein hört' er"), in Rückerts Glockentürmers Töchterlein („mit jedem Glockenschlage") und in Tom dem Reimer; es ist aber nicht stereotyp; in Rückerts Süßem Begräbnis hat es Loewe bei den Worten „Maienglocken zu Grab dir getönet" wohlweislich weggelassen.

es schon fett genug ist. Schließlich will es die alte Mutter der Hundsköpfe im Backofen braten. Dem Mädchen aber gelingt es, ganz wie im deutschen Märchen, die Alte zu veranlassen, ihr zu zeigen, wie sie es machen soll, und sie dabei selbst in den Ofen zu schieben. Wenn die Verfolger in wilder Wut das Wasser, in dem sie des Mädchens Gesicht sich spiegeln sehen, auslecken, so daß sie platzen, so ist auch dies ein in deutschen Märchen öfter erscheinender Zug. Ob die Entlehnungen direkt aus dem Deutschen stammen, was bei der deutschen Kultur in den Ostseeprovinzen nicht unwahrscheinlich wäre, oder ob diese Züge aus der gemeinsamen Urheimat der Letten und Germanen herübergenommen sind, kann ich nicht entscheiden. Über die Verbreitung dieses Märchens hat Wilh. Grimm im 3. Bde. der Kinder- und Hausmärchen 3. Aufl. S. 25 flg. gehandelt.

Northeim. **R. Sprenger.**

4.

Zur Betonung einiger Stellen in Schillers Prolog zum Wallenstein.

Die deutsche Betonung hebt das Wichtige hervor. Welches das ist, bleibt oft zweifelhaft. Ist im Prolog V. 13 zu lesen: Wir sind die Alten noch oder: wir sind die Alten noch? Ich möchte mich für das erste entscheiden, da Schiller die Schauspieler vom Schauplatz abheben will. Wäre Alten zu betonen, faßte wir also die jugendlichen Kräfte und wachsenden Talente zusammen, so würde neben anderm schon die Wiederholung: wachsenden Talents, die sich vor euch ... ausgebildet stören.[1])

Ebenso schwankt die Betonung in:

> Denn wer den Besten seiner Zeit genug
> Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Den Besten und seiner Zeit sind durch die vorausgehenden Zeilen bekannt, und Bekanntes verliert an Ton. Gleichwohl machen sich beide Glieder geltend, jenes durch seine Bedeutsamkeit und den Superlativ, dieses als Gegensatz zu alle, obwohl es als erstes Glied alle nachsteht, da der Hörer erst beim zweiten merkt, daß ein Gegensatz vorliegt.

Die Zahl der Gegensätze, die obendrein Gesagtes wiederholen, erschwert auch die richtige Betonung der Verse:

---

1) Wer betont: Wir sind die Alten noch und in wir die gegenwärtigen, in den Kräften und Talenten nicht mehr in Weimar weilende Schauspieler erblickt, betont so, um das spätere Würdigsten vorzubereiten.

Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Ich möchte betonen: Im engen Kreis verengert sich der Sinn; es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken. Kreis und Sinn, Mensch und Zwecken haben als Hauptwörter den stärksten Wortton, als schroffe Gegensätze des Innern und Äußern den stärksten Satzton, während verengert und wächst als Verba finita zurücktreten. Engen und größern kommt schon als Eigenschaftswörtern ein Wortton zu, der Kreis und Zwecken fast gleichsteht.

Plauen i. V. Dr. H. Schuller.

5.

Zur Geschichte des Badens.

Daß das Baden und Schwimmen in den Flüssen und Teichen im 18. Jahrhundert arg verpönt war, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Als die Brüder Stolberg, die bekannten Dichter, öffentlich badeten, erregten sie damit großes Ärgernis. U. Bräker, der arme Mann im Tockenburg, rühmt sich in seiner Lebensgeschichte (Reclam S. 32), daß er sich von seinen Genossen nicht habe überreden lassen, schamlos zu baden. Daß solche Bäder geradezu als unchristlich galten, geht aus Seumes Selbstbiographie hervor, wo ihn sein Lehrer tadelt, daß er nicht ordentlich in die Kirche gegangen sei und meist zu Zollikofer (dem bekannten freisinnigen Theologen), daß er sich oft gebadet und über einige Dogmen frei und profan gesprochen habe. Auch in dieser Beziehung scheint erst die Zeit der Freiheitskriege Wandel geschafft zu haben, wo man sich wohl erinnerte, welches Lob Tacitus den alten Deutschen wegen des abhärtenden Badens in kalten Flüssen erteilt hatte. Heute würde man einen Vorwurf, wie ihn der Magister Schmidt dem jungen Seume machte, schwerlich begreifen.

Northeim. R. Sprenger.

6.

Überall = überhaupt.

Gelegentlich einer Anfrage teilte mir ein Fachgenosse mit, daß er in einer Arbeit über Kleist den Gebrauch des Wortes „überall" in der Bedeutung von „überhaupt" als eine Einwirkung der Sprache Schillers angesehen hat, bei dem sich dieselbe Eigentümlichkeit findet. Dieser Gebrauch ist bei Fritz Reuter gäng und gäbe, z. B. Stromtid II, 35: Hewwen Sei in so'ne Saken oewerall wat markt? Dieser Gebrauch des oewerall (überall) für „überhaupt" ist in Mecklenburg hoch- und niederdeutsch noch heute in allgemeinem Gebrauch, vorzugsweise aller-

dings in fragenden, bedingenden und negierenden Sätzen, z. B.: „Ick heww em aewerall nich sên", auch hochdeutsch: „Ich habe ihn überall nicht gesehen" im Sinne von: Ich habe ihn überhaupt nicht gesehen; dat is aewerall nich wohr = Das ist durchaus nicht wahr.

Doberan i. M. O. Glöde.

7.

Die Mundart, ein Mittel, auf frühere Gestalt der Wortstämme zu schließen.

Viele Mundarten scheiden die kurzen e-Laute, die die Schriftsprache alle mit e bezeichnet. Hier in Plauen im Vogtlande klingt das Stamm-e in Beck = Bäcker, Becken, Decke, Ecke, Hecke, hecken, Reck, Recke, schmecken, strecken, wecken geschlossen, in Dreck, Fleck, Heuschrecke, lecken, Quecksilber, scheckig, schlecken, Schreck, Speck, Zweck offen. Dort ist e altes kurzes a, hier e oder i. So kann der Schüler aus dem ihm geläufigen Laut auf die ursprüngliche Wortgestalt schließen. Er schärft das Ohr und treibt Grammatik gründlich und ohne großen Apparat. Er unterscheidet stecken in die Erde und stecken in der Erde, dort geschlossenes, hier offenes e, weshalb ich das ziellose stecken nicht mit Kluge von stakjan, sondern von ahd. stëckên herleiten möchte.

Wie vor ck lassen sich alte a und e unterscheiden vor tt, cht, ss, tz, ff.

a hatten Bett, Kette, Klette, Mette, Mettwurst, retten, Vetter, Wette, Zettel.	e hatten betteln, Brett, Wetter.
a hatte Hecht.	e hatten flechten, Knecht, schlecht, recht, Specht.
a hatten besser, Esse, Essig, Fessel, Kessel, Messer, Messing, Nessel.	e hatten Presse, seßhaft, messen, Messe, essen, fressen.
a hatten letzen, Gesetz, ergetzen, letzte, netzen, setzen, wetzen.	e hatten Steinmetz, Fetzen.
a hatten Löffel mhd. leffel, Scheffel (Getreidemaß), Schöffe (mhd. scheffe).	e hatten Neffe, Pfeffer, treffen.

Ausnahmen giebt es natürlich; aber sie gerade sind lehrreich. Sie beruhen auf späterem Eintritt des Wortes in die Mundart, auf dem Einfluß der Schriftsprache, dem Trieb zu differenzieren, oder auf bloßem Lautwandel. So hat Scheffel = Getreidemaß geschlossenes e, Scheffel = Gefäß offenes e, obgleich beide auf scaf zurückgehen. Umgekehrt sind alle kurzen e vor l-, m-, n-, r-Verbindungen offen, also in blenden, merken,

fremd, Nelke, obgleich hier a stand; nur in Eltern, Held, Kelch, Pelz, Schelm, welch, zwölf (mhd. zwelf) deutet die geschlossene Aussprache des e noch auf altes a.

Plauen i. V. Dr. H. Schuller.

Eduard Grisebach, G. A. Bürgers Werke. Mit einer biographischen Einleitung und bibliographischem Anhang. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Grote, 1894. 8°. LXXVIII, 504 S.

Ein gutes Buch kommt nie zu spät! So möchte ich denn auf Eduard Grisebachs Bürger-Ausgabe nachdrücklich hinweisen. Die Ausgabe, die 1872 zuerst erschien und die nunmehr seit 1894 in 5. Auflage vorliegt, hat sich von jeher großer Beliebtheit erfreut. Der Grund ist leicht einzusehen; sie vereinigt zwei große Vorzüge, die sich leider bei deutschen Büchern noch immer nicht häufig genug beisammen finden: sie ist billig und gut! Man sieht hier in einem Bande für 4 Mark alles vereinigt, was nötig ist, um Gottfried August Bürger im Rahmen seiner Zeit zu würdigen und zu verstehen. Und das will viel sagen, wenn man die früheren Ausgaben von Bürgers Werken betrachtet. Diese bieten meist nur die Gedichte Bürgers. Aber was wußte die große Welt von Bürger, dem Prosaiker? So gut wie nichts! Denn trotz Adolf Strodtmanns großartiger Sammlung der Briefe von und an Bürger (4 Bände, Berlin 1874), eines Werkes, das für das Studium jener ganzen Zeit von grundlegender Bedeutung und eine Quelle ersten Ranges ist, — also trotz dieses Werkes wurde Bürgers außergewöhnliche Befähigung für den Prosastil kaum beachtet. Strodtmanns Werk ist leider zu groß und weitschichtig angelegt, als daß es über die Fachkreise hinaus viel hätte bedeuten können. Zu dem beabsichtigten Lebens- und Charakterbild kam Strodtmann nicht, was tief zu beklagen ist; er starb 1879, ohne Bürgers Leben geschrieben zu haben! Daß Strodtmann auch dem Prosaiker Bürger gerecht geworden wäre, ist nach jener bedeutenden Leistung — der Herausgabe von Bürgers Briefen — nicht zu bezweifeln. Hier füllt nun Grisebachs Ausgabe eine empfindliche Lücke aus, die noch heute bestehen würde! Wer sich die Mühe nimmt, bei Grisebach Bürgers Prosa zu studieren, wird bald inne werden, daß sich auch da keine der glänzenden Eigenschaften verleugnet, die Bürger, den Dichter, zu einem Lieblinge des deutschen Volkes machen. Auch seine Prosa ist von packender Kraft und Klarheit, im Ausdruck von prächtiger Plastik! Auch in ihr wogt jenes Feuer, jener ungestüme, lebhaft vorwärts- und emporträngende Geist, der den

Leser mit sich fortreißt; auch hier fehlt es nicht an Gedankenblitzen, an schlagenden Vergleichen, an tiefempfundenen, ja ergreifenden Stellen, an einer Fülle gesunder Gedanken und scharfer Beobachtungen. Es ist Eduard Grisebach zum Verdienst anzurechnen, daß er — als erster! — auch dem Prosaiker Bürger gerecht wird. Grisebachs Name ist ja niemandem fremd, der sich ernstlich mit deutscher Litteratur beschäftigt; vor allem ist er unter den Männern mit in erster Reihe zu nennen, die in der Beurteilung Bürgers mit der altüberkommenen Schablone gebrochen, neue Wege eingeschlagen und eine gerechtere Würdigung des vielverkannten, unglücklichen Dichters angebahnt haben.

Aber auch gegen die früheren Auflagen ist die vorliegende fünfte ein wesentlicher Fortschritt; denn eine Seite von Bürgers Thätigkeit war Grisebach bisher entgangen und kam in seiner Ausgabe nicht genügend zum Ausdruck: Bürgers Wirken als Professor der deutschen Sprache in Göttingen, sein Anteil an der theoretischen Geistesarbeit des 18. Jahrhunderts. In dankenswerter Weise hat Grisebach seine treffliche Ausgabe nach dieser Richtung erweitert und damit ein Gesamtbild von Bürgers Leben und Schaffen geboten, wie wir es bisher nicht hatten.

Grisebach hat seine Bürger-Ausgabe nicht nur so eingerichtet, daß sie zu genußreichem Lesen in weiteren Kreisen, wo man nicht besondere wissenschaftliche Zwecke verfolgt, geeignet ist, sondern er hat sie auch mit allen nötigen Handhaben für den ausgestattet, der an ein wissenschaftliches und kritisches Studium jener Zeit heranzutreten wünscht.

Der Auswahl von Bürgers Werken schickt Grisebach eine eingehende und gründliche biographische Einleitung (S. XIII—XLIX) voraus, worin er die Resultate seiner eigenen eindringlichen Bürgerstudien wiedergiebt, aber auch die Forschungen anderer gewissenhaft benutzt. Daß das alles unter treulicher Angabe der Quellen und mit allen bibliographischen Finessen geschieht, versteht sich bei Grisebach, dem feinen Bücherkenner und -liebhaber, von selbst. Er hat daher der Einleitung eine Zusammenstellung der authentischen Quellen, die er immer wieder anführt, vorangestellt. Die Biographie Bürgers wurde für die 5. Auflage von Grund aus neu bearbeitet; sie entwirft ein ergreifendes Bild jenes unglücklichen Lebens, in dem Schuld und Sühne eine so unheimliche Rolle spielen. Tief erschüttert sehen wir Bürger trotz seiner reichen Begabung, trotz seines regen und emporstrebenden Geistes und trotz seines heißen Ringens als Mensch und als Dichter zu Grunde gehen. Als wertvolle Urkunden Bürgerscher Denk- und Schreibart bei den verschiedensten Anlässen und in mannigfachen Lebenslagen sind dem Lebensbild eine Anzahl Briefe Bürgers beigegeben (S. L—LXXVIII):

über die Lenore (1773), über Molly bei deren Tode (1786), ferner die verhängnisvolle „Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen [Elise Hahn!] nicht hintergehen will" (1790), endlich das ihm durch die Not abgepreßte Bittgesuch um Gewährung eines Gehaltes, das er etwa ein Jahr vor seinem Tode schrieb (1793): ein Jahr lang blieb es unbeantwortet!

Es folgt die Erste Abteilung: Gedichte (S. 1—190), und zwar I. Buch: Balladen und Romanzen (vollständig!), II. Buch: Lieder an Molly (auch vollständig), III. Buch: Sprüche und vermischte Gedichte (Auswahl). Ein Anhang, Bearbeitungen fremder Gedichte und Varianten zum Ganzen enthaltend, schließt sich an. „Lieder an Molly" hat Grisebach das zweite Buch der Gedichte genannt, weil Bürger selbst in seiner Ausgabe letzter Hand (1789) auch solche Gedichte, die vor seiner Liebe zu Molly entstanden waren, noch nachträglich durch Einfügung ihres Namens zu Molly-Liedern machte. Sehr wertvoll ist es, daß Grisebach das ausführliche Verzeichnis der Gedichte mit Angaben über Entstehungszeit und ersten Druckort versehen hat. So läßt sich leicht unterscheiden und auffinden, welche Gedichte der ersten von Bürger veranstalteten Ausgabe (1778), welche der zweiten (1789) angehören, welche in der Zwischenzeit, endlich welche nach 1789 entstanden, bez. veröffentlicht worden sind.

Die zweite Abteilung ist den Prosaschriften Bürgers gewidmet (S. 191—489). Diese erscheinen zwar auch hier nur in Auswahl, aber, wie schon erwähnt, in einer Vollständigkeit wie in keiner anderen Bürger-Ausgabe und — ebenfalls wichtig! — in guten, kritisch durchgesehenen Texten; Grisebach hat die große, aber reichlich lohnende Mühe nicht gescheut, den ersten Druckort jeder in seiner Ausgabe aufgenommenen Prosaschrift ausfindig zu machen, und hat das wertvolle Verzeichnis dieser ersten Druckorte als Anhang hinzugefügt. Er giebt natürlich nur die wichtigsten Prosaschriften Bürgers, dennoch sind in seiner Auswahl deren eine ganze Reihe, die weder in der Berliner Ausgabe von 1825—26, noch in den Göttinger Ausgaben von 1835 und 1844 — den vollständigsten bisherigen — zu finden sind.

Unter Bürgers Prosaschriften sind drei Gruppen von besonderer Bedeutung: 1. die Aufsätze zur Verdeutschung Homers, jener großen Aufgabe des 18. Jahrhunderts, an deren Lösung Bürger einen so ehrenvollen, auch von Goethe warm anerkannten Anteil hat, 2. die Vorreden zu seinen Gedichten 1778 und 1789 und 3. seine Schriften zur Volkspoesie und zur deutschen Sprache. Die letzteren sind diejenigen, welche bisher zu unbekannt waren. Es ist das wesentlichste Verdienst von Grisebachs Bürger-Ausgabe, daß er die

Schriften dieser Gruppe in erfreulicher Vollständigkeit giebt. Ich will wenigstens die wichtigeren von ihnen nennen; vielleicht, daß dadurch mancher zu ihrem Studium angeregt wird: „Aus Daniel Wunderlichs Buch" (1776, 1777), „Von der Popularität der Poesie" (1784. Diese beiden über die Volkspoesie), „Über die deutsche Rechtschreibung" (1782), „Vorschlag zu einem deutschen Rechtschreibungsvereine" (auch heute wieder eine brennende Frage!), „Über deutsche Sprache. An Adelung" (1783), „Über Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten" (sein 1787 gedrucktes Programm für seine Universitätsvorlesungen über diesen Gegenstand: voll bahnbrechender Gesichtspunkte!), „Fragmente über deutsche Schreibart", „Huebnerus redivivus, d. i. kurze Theorie der Reimkunst für Dilettanten" (1791), „Rechenschaft über die Veränderungen in der 'Nachtfeier der Venus'". Sie alle sind reich an feinsinnigen Bemerkungen und Beobachtungen.

Daß Grisebach auch Bürgers polemische Schriften: seine Antworten auf Schillers bekannte Kritik, ferner einige Freimaurerreden und einige Rezensionen Bürgers mit aufgenommen hat, sei im Vorbeigehen erwähnt.

So bietet Grisebachs Bürger-Ausgabe, obwohl sie nur eine Auswahl ist, ein treues Bild von der Vielseitigkeit und Menge der Bemühungen Bürgers. Freilich, das letzte Wort über den auch von der Nachwelt arg zerzausten Dichter und Denker Bürger — der weit besser ist als sein Ruf! — ist damit noch lange nicht gesprochen! Nur auf drei Gebiete möchte ich hier verweisen, die meines Wissens[1]) noch der Bearbeitung harren und sich ihrer sicher lohnen: Bürgers Verhältnis zu Schiller, Bürger als Philosoph und Vorkämpfer Kants und die Bedeutung der umfänglichen, lange nach seinem Tode erschienenen Lehrbücher Bürgers über den deutschen Stil und die deutsche Sprache.[2]) Die kritische Untersuchung dieser drei Fragen würde sicher auf Bürger, seine Bestrebungen und seine Zeit manch neues Licht werfen, und erst dann werden wir sagen können: Nun wissen wir ganz, was Bürger war und bedeutete.

Gohrisch b. Königstein. **Julius Sahr.**

---

1) Eine unterdessen erschienene Biographie: Wolfgang von Wurzbach, Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Werke, Leipzig 1900, ist mir noch nicht bekannt geworden.

2) Lehrbuch der Ästhetik, Berlin, 2 Bände, 1825; Lehrbuch des deutschen Stils, Berlin 1826, 572 S., beide herausgegeben von Karl Reinhard; vergl. darüber Lyon, Festschrift zum 70. Geburtstag R. Hildebrands 1894 S. 312.

Burggraf, Julius, Goethe und Schiller. Im Werden der Kraft. Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe, 1902. 8°. 30 Bogen. Preis: geh. 5 Mark, in Leinen gebunden 6 Mark, in Halbfranz 7 Mark.

Verfasser hat sich durch sein gediegenes Werk „Schillers Frauengestalten" bereits einen ansehnlichen Namen erworben. In vorliegendem Buche wird der Werdegang der beiden deutschen Dichterheroen bis zu ihrem 30. Jahre in Bild und Gegenbild aufgerollt, so daß uns die noch schwankenden, aber immerhin bedeutsamen Eindrücke ihrer frühen Entwickelung und ihrer Sturm- und Drangperiode bis zur völligen selbständigen Charakterentfaltung vor Augen geführt werden. Man sieht deutlich die sittliche Persönlichkeit und Eigenart beider vor sich erstehen. Der zweite, dichterische Teil zerfällt in die Abschnitte: Spiel und Lust, Heiligtümer des Herzens, Im Lenz der Liebe, Lebensreife und Berufsfreude; er klingt mit Hinweis auf die in Angriff genommene Statue des jungen Goethe in Straßburg aus in eine berechtigte Lobpreisung des auf den Realismus des modernen Lebens übertragenen ethischen Idealismus der alten Klassiker und des vor allem von Comenius und seinen Anhängern, aber, wie Ludwig Keller bewiesen, auch schon in den ältesten Akademien und Sozietäten ununterbrochen geübten innerlichen Humanitätschristentums. So wird das junge, nunmehr erstarkte Deutschland auf die rechten Quellen seiner freien Lebenskraft hingewiesen, und unsere Jugend kann an der Hand solcher Grundsätze der Zukunft voll Freude ins Auge blicken.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Christian Schmitt, Neue Gedichte. Straßburg i. E., Ludolf Beust, 1901. 142 S.

Christian Schmitt, ein Elsässer aus dem Hanauerland, jetzt Sekretär an der Landes- und Universitätsbibliothek in Straßburg, hat in seiner Heimat einen Namen von gutem Klang. Seit Jahren schon wirkt er als Schriftleiter der vom Alsabunde herausgegebenen litterarischen Monatsschrift „Erwinia". Seine formenstrenge, gedankenreiche Dichtung ist oft in Anspruch genommen worden, wenn es sich um Festprologe und andere Gelegenheitsdichtungen, auch solche auf bekannte Melodien, handelte, und im Straßburger Stadttheater kennt man ihn sehr wohl. Es ist eine in mannigfachen, besonders aber in volkstümlichen Formen sich bewegende Lyrik, welche in klarer, fließender Sprache den meist sanften, gelegentlich auch gegen Haß und Unrecht trotzigen, immer aber durchaus wahren Gefühlen des Dichters Ausdruck giebt. Die neue Sammlung umfaßt folgende Unterabteilungen: I. In freier Luft: seine Naturbeobachtungen,

Äußerungen der Wanderlust, aber auch Visionen, wie sie in den Bergwaldungen der Vogesen den Wanderer wohl überfallen können. II. Erlebnis und Erfahrung. III. Gau und Reich, erfüllt von einer treuen, warmen Gesinnung für das Deutschtum, die sich aus dem elsässischen Heimatsgefühl allmählich wieder belebt und keinen besseren Herold finden konnte. IV. Aus dem häuslichen Kreise: das Familienglück des Dichters, dem doch auch die Trauer nicht erspart blieb. V. Persönliches und Gelegenheitliches: besonders hübsch der Sonettenkranz zum Stöberdenkmal. Adolf Stöber ist das Vorbild, dem Christian Schmitt ersichtlich nacheifert. Möge die Anerkennung, die der greise Dichter seinem jungen Verehrer noch hat aussprechen können, diesem auch in Deutschland Leser und Freunde verschaffen!

Straßburg i. E. **E. Martin.**

P. Stötzner, Osterfeiern, herausgegeben nach einer Zwickauer Handschrift aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Zwickauer Gymnasiums. Zwickau, Ostern 1901.

Die hier abgedruckten Osterfeiern befinden sich in einem Bande der Zwickauer Ratsschulbibliothek, der die Signatur XXXVI, I, 24 trägt. Der Band stammt aus der Bibliothek des Mag. Stephan Roth, der in Zwickau 1492 geboren und 1546 gestorben ist. Nachdem er in Wittenberg zu den Reformatoren in ein nahes Verhältnis getreten war, wurde er in seiner Vaterstadt Syndikus und Schulinspektor. Um die Einführung der Reformation in Zwickau sowie um dessen Schule und Bibliothek hat er sich sehr verdient gemacht. Das erste Stück (I) ist wie die übrigen nicht ein Osterspiel im engeren Sinne des Wortes, sondern eine Osterfeier, das heißt eine dramatische Darstellung der biblischen Vorgänge am Ostermorgen, die in den Frühgottesdienst des Ostersonntags, die Ostermatutina, eingelegt wurde. Die ganze Osterfeier setzt sich aus Worten des Evangeliums, einzelnen Prosastellen, die dem Bibeltext angepaßt sind, und alten Kirchengesängen zusammen. Nichts ist hinzugethan, was die kirchliche Weihe stören könnte, wie es in den Osterspielen geschieht, die deshalb ja auch aus dem Gotteshause hinausverlegt werden mußten. Diese Zwickauer Osterfeier Nr. I weist den übrigen lateinischen Feiern gegenüber eine selbständige Gestaltung auf, die jedoch erst zu den späteren Entwickelungsformen der Osterfeiern gehört und schwerlich vor dem 14. Jahrhundert entstanden ist. Mit dieser lateinischen Feier steht das dritte Stück, die zweite lateinisch-deutsche Osterfeier, in engster Beziehung. Vielleicht sind III und I beide aus einer gemeinsamen, für uns nicht nachweisbaren Quelle geflossen. Es folgt dann die Besprechung der ersten

lateinisch-deutschen Osterfeier (Stück II). Der lateinische Grundstock lehnt sich an andere bekannte Osterspiele an. Der Verfasser kommt hier zu demselben Ergebnis wie bei I und III. Auch hier haben wir es, trotz bewußter oder unbewußter Anklänge an einzelne Stellen anderer Osterspiele, mit einer selbständigen Bearbeitung der Osterfeier zu thun. Diese Feier ist noch mehr als Nr. III wegen ihrer größeren Selbständigkeit für die Gesamtentwickelung der Osterfeiern von Wichtigkeit, zumal da rein kirchliche Osterfeiern mit deutsch-lateinischem Text nur in geringer Zahl vorhanden sind. Das vierte und letzte Stück der Zwickauer Handschrift, das „Planctus Mariae Salomeae" betitelt ist, nimmt eine eigene Stellung in der Litteratur der Osterfeiern ein. Während alle übrigen Marienklagen in dialogischer Form abgefaßt sind, ist unsre Klage ein Monolog. Die Sprecherin ist die Maria Salomea, also die eine Schwester der Großmutter, die in den Osterfeiern mit aufzutreten pflegt.

Wenn man die Ergebnisse von Stötzners Studie zusammenfaßt, so steht sicher fest, daß die vier Stücke der Zwickauer Handschrift trotz aller Anklänge an die sonst bekannten Osterfeiern einen selbständigen Typus zeigen, daß wir es also nicht mit Abschriften, sondern mit selbständigen Bearbeitungen und Übersetzungen bez. Nachdichtungen der lateinischen Texte zu thun haben. Die einzelnen Stücke haben untereinander vielfache Beziehungen und rühren also wohl von ein und demselben Bearbeiter her. Die Handschrift ist von Stephan Roth angefertigt worden. Das Ganze macht den Eindruck einer Dirigierrolle, wie sie der Leiter eines solchen Spiels in Händen zu haben pflegte. Die Spielanweisungen deuten auf eine bestimmte Kirche hin mit einem Altare „sanctae Annae". In keiner der Zwickauer Kirchen war um Roths Zeit der Hauptaltar der St. Anna geweiht. In Joachimsthal aber hieß das einzige Gotteshaus der jungen aufblühenden Stadt sehr wahrscheinlich St. Anna-Kapelle, belegt ist der Name erst später. Hier sind also sehr wahrscheinlich unter der Leitung Roths die Osterfeiern dargestellt. Sicher ist jedenfalls, daß auch im sächsisch-böhmischen Erzgebirge im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts lateinisch-deutsche Osterfeiern in der Kirche abgehalten worden sind. Der Verfasser hat die einschlägige Litteratur gründlich studiert und durch seine Arbeit unsere Kenntnis von dem Wesen der Osterspiele bereichert.

Doberan i. M. O. Glöde.

Dr. Heinrich Bockeradt, Ein letztes Wort in der Abschiedsstunde. Zwölf Schulreden bei der Entlassung der Abiturienten. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1902. 107 S.

Von der Erfahrung ausgehend, daß an wegeweisenden Schriften für die Jünglinge, welche nach Erledigung ihrer Gymnasialstudien zu den

akademischen Studien übergehen, gerade kein Überfluß ist, hat Dr. H. Bockeradt, Direktor des Gymnasiums zu Recklinghausen, der uns als Verfasser einer Reihe den Zwecken des deutschen Unterrichts dienender Schriften wohlbekannt ist, zwölf von ihm bei der Entlassung von Abiturienten gehaltene Schulreden herausgegeben. Er wurde dabei, wie er selbst in der Vorrede sagt, von dem Gedanken geleitet, „daß es vielleicht dem einen oder anderen Freunde der Jugend nicht unwillkommen wäre, diese Ansprachen in der handlichen Form eines Buches zu besitzen, sei es, um selbst daraus zu ersehen, wie sich diese weihevollen Stunden des Abschieds in der Schule gestalten, oder sei es, um sie einem Angehörigen, der den wichtigen Schritt aus der Schule in das Leben thut, gleichsam als Reisehandbuch mit auf den Weg zu geben".

Der Gedanke des geschätzten Verfassers ist ein trefflicher, und wir begrüßen diese Reden als eine willkommene Bereicherung unsrer pädagogischen Litteratur. Denn es ist in ihnen ein gut Stück reichster Erfahrung auf dem Gebiete der Lehr- und Erziehungskunst, eine Fülle gutgemeinter Ratschläge, welche aus einem warm für das Wohl der Jugend schlagenden Lehrerherzen hervorquellen, eine große Zahl ausgezeichneter, zum eignen Nachdenken anregender Gedanken niedergelegt, und wahrhaft goldene Saatkörner sind in ihnen enthalten, die, im Herzen rein und deutsch empfindender, für alles Edle und Schöne begeisterter Jünglinge ausgestreut, aufgehen und herrliche Frucht tragen werden.

Ein besonderer Vorzug dieser Abschiedsreden scheint es uns zu sein, daß der Verfasser in glücklicher Weise die Klippe eines allzu pastoral gefärbten Tones vermeidet. Nichts ist verkehrter, als in solchen Stunden vor die jungen, von jugendlichem Kraftgefühl und berechtigtem Stolze über den errungenen Erfolg erfüllten Abiturienten als Bußprediger hinzutreten, der ihnen das Leben mit seinen Versuchungen schwarz in schwarz malt und strengste Askese von ihnen fordert. Gewiß soll das geistige Haupt der Lehranstalt, der Mann, in dessen Händen zumal im letzten Schuljahre zum großen Teile die Leitung der jungen Geister lag, in der Abschiedsstunde ein ernstes Mahnwort an die Abgehenden richten; er soll aber mehr wie ein wohlwollender, gütiger Vater zu seinen in die Ferne ziehenden Söhnen, wie der gereifte, lebenskluge, in den mannigfachen Wechselfällen des menschlichen Daseins wohlerfahrene Mann zu noch unerfahrenen Jünglingen und erst in der Entwickelung begriffenen Charakteren sprechen, anstatt eifernd und polternd mit beredtem Munde und glühender Phantasie den Pfuhl der Sünde vor dem Geiste seiner Zuhörer auszumalen.

Den reichen Inhalt der zwölf Reden lassen schon die nachfolgenden Titel ahnen: 1. Non scholae, sed vitae discimus. 2. Sapere aude, in-

cipe! 3. Das Abschiedswort eines Heldenvaters. 4. Das Wahre, Gute und Schöne. 5. Der Geist des klassischen Altertums in seiner Bedeutung für das Leben. 6. Über die Freiheit. 7. Über die Ehre. 8. Über die Jugendfreundschaften. 9. Über Wissen und Charakter. 10. Drei Jungfrauengestalten. 11. Ein Blumenstrauß. 12. Die Abschiedsstunde.

Um wenigstens einen flüchtigen Einblick in den Geist der Bockeradtschen Beredsamkeit zu gewinnen, wollen wir ganz kurz den Inhalt der hervorragendsten seiner Reden charakterisieren. In der zweiten z. B. wird unter Benutzung des Horazischen Sapere aude, incipe! mit Recht zu Felde gezogen gegen „eine von jenen studentischen Ansichten, die sich wie eine ewige Krankheit fortschleppt, nämlich die Ansicht von dem sogenannten ersten oder Fuchssemester, in dem man weiter nichts zu thun habe, als in wildem Taumel die neue Freiheit in schlaraffenmäßigem Nichtsthun zu verschwenden". — In der dritten Rede legt Bockeradt seinen Ausführungen jenen berühmten Homerischen Spruch zu Grunde, den der alte Hippolochus seinem Sohne Glaucus mit auf den Weg giebt, als dieser den von den Griechen bedrohten Trojanern zu Hilfe eilt:

Αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων
Μηδὲ γένος πατέρων αἰσχυνέμεν

und deutet alsdann in geistvoller Weise dies Abschiedswort des Heldenvaters auf die Abiturienten, die jener Kernspruch wie ein fester Polarstern sicher durch alle Schwierigkeiten und Fährnisse des Lebens hindurchtragen werde. — Die fünfte Rede preist den Geist des klassischen Altertums, der „in den vielfach nüchternen und reizlosen Strebungen und Regungen des modernen Lebens zu einer Art von Jungbrunnen wird, der stete Jugendlichkeit und Frische verleiht, wie der Nektar den olympischen Göttern". Zugleich wird nachgewiesen, daß jener Geist in einem bis zu wunderbarer Feinheit ausgebildeten Sinne für die Schönheit der Form besteht, bei einem unerschöpflich reichen Inhalt, und in einer großartigen Schlichtheit, Einfachheit und Wahrheit, die Winckelmann einmal trefflich als „edle Einfalt" bezeichnet hat. Zum Schluß wird den Abgehenden ans Herz gelegt, sich immer zu bemühen, die beiden in den Griechen und Römern verkörperten Strebungen der menschlichen Natur zu einer harmonischen Einheit zu verbinden: die griechische hilaritas und die römische gravitas, und gleichzeitig darnach zu trachten, „im zukünftigen Leben den Geist des Altertums mit dem Geiste des Christentums zu vermählen, würdige Zöglinge der Alten und warme Heger und Pfleger christlicher Gesinnung zu sein und so das höchste und idealste Ziel zu erreichen, das in unserem vom niedrigsten Realismus so vielfach angefressenen Zeitalter dem gebildeten Menschen gesteckt werden

kann". — In der lesenswerten Rede „Über die Freiheit" (Nr. 6) wird unter Verwerfung eines Zerrbildes der Freiheit, wie es die geschäftige Phantasie manchmal in den Köpfen der den Gesetzen strenger Schulzucht entronnenen Abiturienten zu schaffen liebt, diesen das herrliche Wort Iphigeniens entgegengehalten: „Folgsam fühlt' ich immer meine Seele am schönsten frei".

Unter den letzten sechs Reden haben dem unterzeichneten Recensenten Nr. 10 und 11 am besten gefallen. Die erstere führt uns in rhetorisch wohlabgerundeter Form drei Idealgestalten vor Augen, die den jungen Abiturienten auf ihrer ferneren Lebensbahn in lichter Klarheit voranleuchten sollen: die Jungfrau von Orleans, die demütige, fromme Gottesstreiterin, als eine Begleiterin und Wegweiserin durch die Irrpfade des Lebens, Iphigenie, die edle Wahrheitsheldin, als die Führerin auf der so vielfach durch das nächtliche Dunkel der Lüge verdüsterten Straße des Lebens, Antigone, die Märtyrerin der Bruderliebe, als eine furchtlose, unerschütterliche Bekennerin der menschlichen Treue. — In der elften Rede endlich bindet der bisherige Lehrer und Erzieher seinen jungen Freunden im Anschluß an die Klassenlektüre des letzten Schuljahres einen duftigen Blumenstrauß aus den schönsten, gehaltvollsten Sentenzen des wegen seiner tiefen Lebensweisheit zu allen Zeiten so hochgepriesenen Sängers von Venusia, des alten und doch ewig jungen Horaz, um den Abiturienten „vor dem Eintritt in die Welt noch einmal einen Einblick in die ernsten und die frohen Seiten des menschlichen Lebens zu geben, sie an die sittliche Aufgabe, die wir hienieden zu erfüllen haben, und an die echten und rechten Freuden, die wir auch schon im Diesseits genießen können, in faßlicher Form zu erinnern".

Wir legen das kleine, aber inhaltsvolle Buch mit dem herzlichen Wunsche aus der Hand, daß es in der deutschen Lehrerschaft recht viele Leser finden möge, und sind überzeugt, daß der Wunsch des Herausgebers, den er in der Vorrede ausspricht, „das Wohl der Jugend nicht bloß innerhalb der engen Schranken des Amtsbezirkes, sondern überall zu fördern, wo Ohren sind zu hören", kein eitler und vergeblicher Wunsch gewesen ist.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke von Dr. Hans Gerhard Gräf. Erster Teil: die epischen Dichtungen. Erster Band. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening, 1901.

Jeder Lehrer, der den schönen Beruf hat — wir meinen eigentlich: den schönsten, den es auf dieser Erde geben kann —, der heran-

wachsenden Jugend das Verständnis zu öffnen für das Denken und Dichten der größten deutschen Geister, wird dieses Buch mit wärmstem Dank begrüßen. Keine Schul- und keine Schülerbibliothek eines Gymnasiums oder Realgymnasiums darf es entbehren. Dem bescheidensten, rastlosesten Fleiße und der lautersten Verehrung unseres größten Dichters entsprossen, ist es nichts weniger als ein bloßer „Versuch", sondern vielmehr eine Leistung ersten Ranges, wie sie zur Zeit vollkommner nicht gedacht werden kann. Als einen „Versuch" darf man etwa ein Büchlein bezeichnen, wie es vor beinahe 50 Jahren A. Diezmann in betreff Schillers zusammentrug: „Friedrich von Schillers Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse über sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften, nebst seinen Urteilen über berühmte Personen und Werke, Ansichten über Welt und Menschen, Religion und Philosophie, Kunst und Litteratur, geschrieben von ihm selbst", Leipzig 1854. Obwohl schon der Titel den Geist wissenschaftlichen Ernstes ausschließt und trotz seines geringen Umfanges hat es dem Unterzeichneten hundertmal mehr Aufschluß gegeben über das Wesen und Wachsen, Denken und Dichten unseres größten und volkstümlichsten Dramatikers als alle Biographien, ästhetisch-litterarischen Abhandlungen und Litteraturgeschichten. Auch die geistvollste Zergliederung, Erklärung und Beurteilung klassischer Werke macht dem Lehrer meistens mehr Vergnügen als dem Schüler und bewahrt diesen nicht davor, jene kostbarsten Bildungsschätze mit den Genusregeln, den mathematischen Formeln und den unregelmäßigen Verben aller drei Sprachen in den großen Topf der Vergessenheit zu werfen oder gar wegen des daran haftenden Schulgeruchs mit einem gewissen Ekel als für immer abgethan zu betrachten. Wertvoller erscheint es, in ihm die Erkenntnis zu fördern, daß das Verständnis und die Schätzung hoher und höchster idealer Werte unendlich ist, und daß es weder den Zeitgenossen noch den Nachkommen je ganz gelungen ist, die Größten unter den Großen vollkommen zu begreifen. Gerade dadurch wird Liebe, Verehrung und Freude an dem immer erneuten Eindringen in der zu schnellem Aburteilen geneigten Seele des jugendlichen Gymnasiasten geweckt werden. Goethes bekanntes Motto vor den „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des Westöstlichen Divans" (1819): „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen" gilt sicher auch in dem weiteren Sinne, daß man gut thue, demutsvoll und selbstlos in das Heiligtum seiner stillen Arbeitszelle einzutreten, um Aufschluß zu erhalten über sein Wollen und Suchen, Schwanken und Zweifeln, Verwerfen und Verbessern.

Aus mehr als 80 Werken, darunter 32 Brief- und allen erschienenen Gesprächssammlungen, hat G. zusammengetragen, was Goethe selbst über seine Dichtungen geäußert hat, und zugleich in kurzen,

durchaus sachlichen Anmerkungen jede wünschenswerte Auskunft gegeben. Indem er oft zu den brieflichen Äußerungen die bezügliche Stelle der Antwort mitteilt, erhält die Geschichte der Entstehung, Vollendung und Beurteilung eines Werkes bisweilen einen wahrhaft epischen Charakter. Man möchte es für höchst verdienstlich halten, wenn der Lehrer des Deutschen hin und wieder einem begabteren Schüler das Einzelthema gäbe, auf Grund dieses Buches über den Torso der Achilleïs, über die Novelle, über Reineke Fuchs, den Plan des Tell und vor allem über Hermann und Dorothea zu schreiben; freilich dürfte der Schüler nicht die vortreffliche Arbeit von H. Schreyer kennen (Goethe-Jahrbuch X S. 196 flg.). Dazu käme die zweite Aufgabe, diesen Aufsatz verständnisvoll der Klasse vorzulesen.

Auf diesem Wege dürfte der erleuchtete Primaner am ehesten der Gefahr entgehen, wenn er etwa bemerkt, daß nicht nur Homer, sondern auch unsere Klassiker bisweilen „geschlummert" haben, zu der hohen Überzeugung aller Modernen zu gelangen: „wie wir's" — ohne große Anstrengung — „so herrlich weit gebracht". Er wird sich scheuen, sie als „veralteten Ballast" mit aller Schulware zu verwerfen oder sich gar auf „Goethes Ausspruch" zu berufen „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum", sondern erkennen, daß der Dichter diese Worte dem Satan in den Mund legt, um einen unreifen und sinneslüsternen Maturus sicher zu verführen.

Wenn der wertvollste Gewinn von aller Schulweisheit zweifellos der ist, daß der Jüngling mit selbstloser, idealer Hingabe arbeiten lerne, so kann es für ihn kein besseres Vorbild geben als das unserer Klassiker.

Schließlich dürfen wir nicht unterlassen, der Verlagsanstalt von Rütten u. Löning Dank zu sagen für den vortrefflichen Antiquadruck, die würdige Ausstattung mit äußerst feinsinnigen Kopfleisten und Schlußvignetten von der Hand des Professors Steinhausen und für den verhältnismäßig billigen Preis, der den weitesten Kreisen die Anschaffung des in seiner Art einzigen Werkes ermöglicht; Mitglieder der Goethe-Gesellschaft erhalten es sogar für 6 Mark.

Dresden. Diestel.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 23. Jahrgang, Nr. 2. Februar 1902. Inhalt: Osthoff, Vom Suppletivwesen der indogerman. Sprachen, bespr. von Bartholomae. — Dieter, Laut- und Formenlehre der altgerman. Dialekte II, bespr. von Behaghel. — Hillscher,

Die Verfasserfrage im ahd. Tatian, bespr. von Dietz. — Pomezny, Grazie und Grazien in der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts, bespr. von Harnack. — Leviticus, Laut- und Flexionslehre der Sprache der Servatiuslegende Heinrichs von Veldeke, bespr. von Ehrismann.

—— Nr. 3 und 4. März—April. Inhalt: Benecke, Wörterbuch zu Iwein, bespr. von Behaghel. — Drescher, Arigo, bespr. von Bahder. — Cohrs, Die ev. Katechismusversuche vor Luther, bespr. von Kück. — Thiele, Luthers Sprichwörtersammlung, bespr. von Köhler. — Hebbel, Werke. Herausgegeben von R. M. Werner 2. 3., bespr. von Petsch.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 17. Jahrgang, Nr. 3. März 1902. Inhalt: Goethe und die Fremdwörter nach den Neubearbeitungen seiner Werke. Von Oberlehrer Dr. Matthias. — Eine Gesetzesstelle. Von Oberlehrer Dr. Karl Scheffler. — Zur Sprache des neuen Zolltarifgesetzes. — Folgen des papiernen Stils. Von Dr. W. Reichel. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Nr. 4. April 1902. Inhalt: Ein lustiger Aufsatz J. A. Schmellers. Von Prof. Aug. Brunner. — Die Rache des Sprachgeistes. Von August Engels. — Zentralbahnhof oder Hauptbahnhof? Von Geh. Oberbaurat Alfred Blum. — Der rote Faden. Von Prof. E. Nestle. — Deutsch-Französisches aus Belgien. Von Dr. G. Rauter. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal.

Schwäbischer Merkur. 1902. Nr. 100. 1. März. Inhalt: Eb. Nestle: Süddeutscher, wehre Dich Deiner Sprache.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Litteratur und für Pädagogik. 5. Jahrgang 1902. IX. und X. Bandes 2. Heft. Inhalt: I. Abteilung (9. Band): Kulturschichten und sprachliche Schichten in der Ilias. Von Direktor Prof. Dr. Paul Cauer in Düsseldorf. — Das dramatische und das tragische Problem in Schillers Braut von Messina. Von Oberlehrer Ernst Bergmann in Braunschweig. — II. Abteilung (10. Band): Hat das Reformgymnasium eine Zukunft? Von Prof. Dr. Ludwig Weber in Berlin. — Die Dienstinstruktionen für Leiter und Lehrer höherer Lehranstalten in verschiedenen Staaten Deutschlands und in Österreich. Von Prof. Dr. Hans Morsch in Berlin. — Aus Heinrich Kunhardts Leben. Von Dr. Friedrich Lübecke in Bremen.

—— IX. und X. Bandes 4. Heft. Inhalt: I. Abteilung (9. Band): Neue Bücher zur griechischen Geschichte. Von Prof. Dr. Adolf Bauer in Graz. — Die Volksausgabe von Sybels Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von Privatdozent Dr. Gustav Wolf in Freiburg i. B. — Wilhelm Hertz. Ein Gedenkwort. Von Prof. Dr. Wolfgang Golther in Rostock. — II. Abteilung (10. Band): Kunsterziehung innerhalb des altklassischen Unterrichtes. Von Oberlehrer Dr. Ludwig Gurlitt in Steglitz. — Die Kunst und die Schule. Von Prof. Dr. Fritz Baumgarten in Freiburg i. B. — Über das Nationalbewußtsein unserer humanistischen Poeten und klassischen Dichter. Von Oberlehrer Dr. Max Wiesenthal in Barmen.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 13. Jahrgang. 6. Heft. Inhalt: Zulassung der Oberrealschul-Abiturienten zum juristischen Studium, von Dr. Hintzmann. — Kraft und Bewegung. Von Prof. M. Möller, Braunschweig. — Über Willenserziehung. Von Direktor Dr. Baar, St. Wendel.

—— 7. Heft. Inhalt: Bericht über die sechste Hauptversammlung des Vereins zur Förderung des lateinlosen höheren Schulwesens am 5. und 6. Oktober 1901 in Elberfeld, erstattet von Prof. Presler-Hannover.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 13. Jahrgang. 8. Heft. Inhalt: Die Zukunft des lateinlosen höheren Schulwesens. Von Direktor Quossek in Krefeld. — Kraft und Bewegung. Von Prof. Möller in Braunschweig. — Der neue Auf- und Ausbau der höheren Schule in Frankreich nach den Kammerdebatten. Vom Herausgeber. — Mädchen-Oberrealschulen? Vom Herausgeber.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1902. Heft 3. Inhalt: Rost, Der deutsche Aufsatz im Seminar. — Meinhold, Zum Lateinunterricht im Seminar.

— Heft 4. Inhalt: Galle, Pädagogisches aus alten deutschen Rechtsdenkmälern. — Leubuscher, Der schulhygienische Unterricht an den Schullehrerseminaren. — Roßner, Die Organisation des Unterrichts in der Hygiene an Lehrerseminaren.

Das litterarische Echo, 4. Jahrgang, Nr. 7, Januar 1902. Inhalt: Hans v. Hopfen, Der Dichter und sein Beruf. — Martha Sommer, Stijn Streuvels. — Heinrich Hart, Ein Weltanschauungsroman. — Hermann Wunderlich, Sprachgeschichtliches. — Stijn Streuvels, Sonntags. — Ernst v. Wildenbruch, Nochmals der Schillerpreis.

— Nr. 9, Februar 1902. Inhalt: Wilhelm Weigand, Zwölf Aphorismen. — Rudolf Presber, Wilhelm Busch, der Philosoph. — Richard M. Meyer, Goetheschriften. — Felix Poppenberg, Der Triumph der Empfindsamkeit. — Josef Theodor, Die Tragödie des Hochmuts. — Paul Remer, Unterm Regenbogen. — Hans Bethge, Gedichte.

— Nr. 10, Februar 1902. Inhalt: Otto Hauser, Das Sonett. — Anton Bettelheim, Auerbach und Grabbe. — Alfred Klaar, Neues von Philipp Langmann. — P. H. Hartwig, Ein Raabe-Schüler. — Wilhelm v. Scholz, Neue Dramen. — Theo Schäfer, Neue Skizzenbücher.

— Nr. 11, Erstes Märzheft. Inhalt: Otto Hauser, Das Sonett. — Alfred Ruhemann, Gustave Van Zype. — R. M. Werner, Lyrisches. — Paul Legband, Historische Dramen. — Zur Naturgeschichte des Pessimismus. Von Otto Lyon.

— Nr. 13, Erstes Aprilheft. Inhalt: Oskar F. Walzel, Schweizer Alpenromane. — Karl Storck, Jung-Elsaß. — Cajus Moeller, Die Karl Johanstraße. — Ilse Frapan, Ein japanisches Drama. — Ludwig Geiger, Neues über Jean Paul. — Hans F. Helmolt, Weltgeschichtliche Litteratur. — Arthur Fitger, Hermann Allmers.

— Nr. 14, Zweites Aprilheft. Inhalt: Georg Steinhausen, Der deutsche Brief. — Camille Mauclair, J. H. Rosny. — Josef Flach, Neue polnische Romane. — Fritz Lienhard, Lamprechts Litteratur-Betrachtung. — Reinhold Kaupo, Das Nationalepos der Esten. — Fedor von Zobeltitz, Zur Geschichte des Buchschmucks. — Stefan Zweig, Neue Frauenlyrik.

— Nr. 15, Erstes Maiheft. Inhalt: Wilhelm Holzamer, Übersetzungslitteratur. — Isolde Kurz, Im Spiegel. — Max Ewert, Historische Erzählungen. — Albert Geiger, Heidelberger Novellen. — Bodo Wildberg, Bühnengeschichten. — Heinrich Pudor, Neu-isländische Lyrik. — Isolde Kurz, Der Reisesack.

Hessische Blätter für Volkskunde. Band I, Heft 1. Inhalt: Zum Geleite. — Besprechung. Von Prof. Dr. Hermann Usener, Bonn. — Aus Karl Bernbecks Sammlungen zur oberhessischen Volkskunde. Von Prof. Dr. Herman Haupt, Gießen. — Himmelsbriefe. Von Prof. Dr. Albrecht Dieterich, Gießen. — Religiöse Volkskunde. Von Prof. Dr. Paul Drews, Gießen. — Hessische Vierzeiler. Mitgeteilt von Prof. Dr. Adolf Strack, Gießen.

Der Deutsche Schulmann. 5. Jahrgang, Heft 4. Inhalt: Universität und Volksschullehrer. Von Dr. Hermann Walsemann in Potsdam. — Schulpolitische Rundschau. Von H. Hofmann. — Das neueste französische Jahrbuch für das Volksschulwesen. Von Direktor Kemény in Budapest. — Anregungen: Ein Universitätsprofessor über das Universitätsstudium der Volksschullehrer. — Aus dem Seelenleben des Kindes. — Ist das Studium der Philosophie und Psychologie überhaupt für den Lehrer nützlich?

Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. 1. Jahrgang, Heft 4, Januar 1902. Inhalt: Leitspruch von Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, Mahnruf an Jung-Deutschland. — Wilhelm Jensen, Der Tag von Stralsund. Ein Bild aus der Hansazeit. — Aussprüche aus dem „Goldenen Buch". — Friedrich Hirth, China im Zeichen des Fortschrittes. — Karl Dove, Totensonntag am Meere. — M. Wilhelm Meyer, Die gemeinsamen Züge im Weltenbau (Schluß). — Albert Klein, Kaisers Geburtstag auf See. — Fritz Lienhard, Persönlichkeit und Kultur. — J. Trojan, Weihnachtserinnerung. — Freiherr O. von Zedlitz und Neukirch, Zolltarif und Reichssteuerreform. — Aussprüche Bismarcks. — Karl Peters, Die Weltstellung Englands. — W. von Massow, Deutsches Land und polnische Flut. — H. von Wißmann, Meine Kämpfe in Ostafrika. III. Das Gefecht gegen Sunda. — Aphorismen von Wilhelm von Polenz.

—— Inhalt des Februarheftes: Wilhelm Jensen, Der Tag von Stralsund. Eine Geschichte aus der Hansazeit (Schluß). — Otto Hintze, Weltgeschichte und Weltpolitik. — Hans von Wolzogen, In medio Veritas. Sprüche. — Hermann Muthesius, London, Die moderne Umwandlung unserer ästhetischen Begriffe. — Rudolf Sohm, Das größere Deutschland und die innere Politik. — Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Über die Moore. — Freiherr Wilhelm von Kardorff, Ein politisches Gespräch mit einem Nordamerikaner. — Johannes Trojan, An unsere Jungen auf See. — Marius, Die moderne Entwickelung der Kriegsflotten. — Hans Schliepmann, Unser Lesejammer. (Eine Zeitpredigt.) — Karl Tanera, Wie müssen wir Deutschen mit den Chinesen verkehren? — Peter Jessen, Knabenhandarbeit und die sozialen und wirtschaftlichen Aufgaben unserer Zeit. — Erich Marcks, Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck. — Albert von Boguslawski, Die Kriege Friedrichs des Großen. Werke des Großen Generalstabes, Kriegsgeschichtliche Abteilung II.

Die Gesellschaft. Halbmonatsschrift. Herausgeber Dr. Arthur Seidl, München. 18. Jahrgang. 1902. Heft 1. Inhalt: Merkur, Die Amerikanisierung der deutschen Schiffahrts-Gesellschaften. — G. Krais, Über Theaterzensur. — Oskar Friedländer, Christian Dietrich Grabbe. — Erwin Schmidhuber, Gedichte. — Paul Nikolaus Coßmann, Aphorismen. — Münchener Nekrologe. Wilhelm Weigand, 8. Adolf Stäbli. — Th. von Galetzki, Karl Kämpf.

—— Heft 2. Inhalt: Hans Schmidkunz, Zur Einheitsschule. — A. K. T. Tielo, Hermann von Lingg. — Gustav Meyrink, Krank. — A. K. T. Tielo, Gedichte. — Rudolf Klein, Kunst und Religion. — René Schickele, Noch einmal Jung-Elsaß.

Neu erschienene Bücher.

Dr. Badstüber, Heinrich von Kleist. Wien, A. Pichlers Witwe, 1902. 58 S.

Dr. W. Holzgraefe, Schillersche Einflüsse bei Heinrich von Kleist. Wissenschaftliche Beilage der höheren Staatsschule zu Cuxhaven. 1902. 32 S.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Germanischen Philologie. 22. Jahrg. 1900. 2. Abteilung. Leipzig, O. R. Reisland, 1902.

Dr. Joseph Knepper, Jakob Wimpfeling. Sein Leben und seine Werke. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1902. 375 S. Preis 5 M. 50 Pf.

Dr. Nathan Pulvermacher, Berliner Vornamen. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Lessing-Gymnasiums. Ostern 1902. 31 S.

Dr. A. Müller, Über die geschlossene Lektüre im Deutschunterricht der Realschulen. Auerbach i. V., Adolf Gröger, 1902. 17 S.

Meneau und Wolfromm, Der Frühling. Deutsche Sprachübungen. Paris, H. Didier, 1902. 90 S.

Duden, Die deutsche Rechtschreibung. 7. Aufl. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1902. 78 S.

Dr. Claudius Bojunga, Kurzer Leitfaden der deutschen Sprachlehre für höhere Mädchenschulen. Hannover, O. Goedel, 1902. 80 S.

Prof. Dr. Gust. Gemß, Wörterbuch für die deutsche Rechtschreibung. Berlin, Weidmann, 1902. 276 S. Preis 1 M. 50 Pf.

Dr. Karl Krüll, Leben und Werke des elsässischen Schriftstellers Anton von Klein. Straßburg i. E., E. d'Oleire, 1901. 218 S.

W. G., Hêmécht's-Ten. Letzeburg, P. Worré-Mertens, 1901. 94 S.

Otto Heilig, Allemannische Gedichte von Johann Peter Hebel. Heidelberg, Karl Winter, 1902. 137 S.

Hopf und Paulsiek, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, Abteilungen für Tertia und Untersekunda. Neu bearbeitet von Dr. Karl Kinzel. 27. Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn, 1902. 396 S.

Dr. Willy Scheel, Altdeutsches Lesebuch. Abteilung für Obersekunda und Prima Berlin, Mittler u. Sohn, 1902. 10. Aufl. 183 S.

K. Erbe, Die neue deutsche Rechtschreibung. Nebst einem Wörterverzeichnisse. Stuttgart, Union, 1902. 56 S.

Dr. C. Nohle, Goethes Faust I und II. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1900. 124 u. 156 S. Preis 75 u. 90 Pf.

Dr. H. Gaudig, Die Nibelungen von Fr. Hebbel. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1900. 160 S. Preis 75 Pf.

Prof. Dr. Thomas Achelis, Grundzüge der Lyrik Goethes. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1900. 118 S. 1 M. 20 Pf.

Dr. E. von Sallwürk, Shakespeare. VII. Macbeth. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1901. 118 S. Preis 75 Pf.

Dr. Rud. Franz, Hilfsbuch zu Lessing. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1901. 160 S. Preis 1 M.

P. Tesch, Lessing-Briefe und Abhandlungen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1902. 170 S. Preis 1 M.

Dr. Theod. Matthias, Herder. Ausgewählte Prosa III. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1901. 99 S. Preis 75 Pf.

Cauer, Der Plan des Reformgymnasiums. Düsseldorf, L. Voß u. Cie., 1902. 16 S. 40 Pf.

H. Flaschel, Unsere griechischen Fremdwörter. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 79 S.

Hugo Hofmann, Praktisches Übungsbuch für den Unterricht im Rechtschreiben. Berlin W., Gerdes u. Hödel, 1902. 38 S. Preis 80 Pf.

Prof. Eb. Nestle, Wahrzeichen in Luthers Bibel. Sonderabdruck aus Theolog. Studien und Kritiken. Jahrg. 1902, 3. Heft. Friedr. Andr. Perthes, Gotha.

Dr. A. Gille, Ausgeführter Lehrplan der Realschule zu Ems. Ems, H. Chr. Sommer, 1902. 29 S.

Dr. Franz Wollmann, Der deutsche Sprachunterricht in der Volks- und Bürgerschule nach den Grundsätzen Rudolf Hildebrands. Wien, A. Pichlers Witwe, 1902. 58 S.

Dr. Martin Mertens, Geschichte des Gymnasiums zu Brühl. Brühl, Karl Martini, 1902. 68 S.

Karl Gneiße, Der Begriff des Kunstwerks in Goethes Aufsatz Von deutscher Baukunst (1772) und in Schillers Ästhetik. Straßburg, J. H. Ed. Heitz, 1901. 80 S.

Paul Mahn, Kreuzfahrt. Glossen an den Rand eines Lebens. Berlin W., F. Fontane u. Co., 1902. 214 S.

Gertrud Franke-Schievelbein, Der Gottüberwinder. Roman. Berlin W., F. Fontane u. Co., 1902. 300 S.

Max Grad, Wenn Früchte reifen. Novellen. Berlin W., F. Fontane u. Co., 1902. 275 S.

L. Bräutigam, Auf dem Heimwege. Geschichten und Skizzen. Berlin W., F. Fontane u. Co., 1902. 228 S.

Prof. Dr. U. Zernial, Hans Sachs. Auswahl aus seinen Dichtungen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1900. 139 S. Preis 80 Pf.

Dr. Joh. Seiler, Meier Helmbrecht. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1898. 74 S. Preis 60 Pf.

L. Schund, Shakespeares Coriolan. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1901. 168 S.

Dr. Heinr. Bockerabt, Ein letztes Wort in der Abschiedsstunde. Zwölf Schulreden bei der Entlassung der Abiturienten. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1902. 107 S.

Dr. Jöris, Über Homerübertragung mit neuen Proben. Leipzig, Gustav Fock, 1902. 72 S.

A. Schaefer, Kleiner deutscher Homer. Ilias und Odyssee im Auszuge. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1902. 158 S.

Dr. Alb. Waag, Über Sprache und Schrift im Hinblick auf die jüngste orthographische Konferenz und die neue deutsche Einheitsschreibung. Lahr i. B., Moritz Schauenburg, 1902. 19 S.

Dr. H. Sachs, Bau und Thätigkeit des menschlichen Körpers. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 160 S.

Dr. Theod. Matthias, Vollständiges kurzgefaßtes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. 2. Aufl. Leipzig, Max Hesse, 1902. 355 S.

Prof. Dr. O. Weise, Unsere Muttersprache. 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 263 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42I.

König Albert †.

König Albert in Todesgefahr?
Leise raunendes Ahnen! — — —
Zitternd verstummt es. — — Und doch! es ist wahr:
Halbmast wehen die Fahnen!

Sonst, wenn der Name Albert erklang,
Gab es ein Jubeln und Freuen:
Heute? Wir schreiten zum schwersten Gang,
Rosen aufs Grab Dir zu streuen.

Standest so freudig im Feuer der Schlacht,
Spähend des Feindes Blöße,
Herrlich in Deiner Tapferkeit Pracht,
Gründend des Reiches Größe.

Segen blühte um Deinen Thron,
Sproßte aus Deinen Spuren:
Köstlichen Schaffens goldiger Lohn
Reifte auf allen Fluren.

Innig, ein Kind an Vaters Hand,
Ging Dir Dein Volk zur Seite;
Seine Liebe, zum ewigen Land
Giebt sie Dir treu das Geleite.

Auf zu der Helden hohem Sitz
Steigst Du durch himmlisch Gelände:
Wilhelm und Bismarck, Moltke und Fritz
Reichen Dir grüßend die Hände.

Deine Krone, sie blieb der Welt,
Mächtiges Bild Deines Strebens:
Ruhe nun aus, Du herrlicher Held,
Dir ward die Krone des Lebens.

Dresden, am 19. Juni 1902.

Otto Lyon.

Zu König Alberts Gedächtnis.

Nun ging zu den Toten auch dieser große Fürst. Der letzte der Ritter des eisernen Großkreuzes schied von uns. Am 19. Juli 1870 war Blüchers Ruhm durch König Wilhelm I. in diesem Kreuze erneuert worden. Und am Schlusse jenes unvergleichlichen Ringens unserer Nation um ihre Einheit und Größe, um des Reiches Macht und Herrlichkeit war uns ein herrlicher Kranz von acht gewaltigen Helden beschieden, die das eiserne Großkreuz schmückte. „Gold gab ich für Eisen!“ So konnten mit den deutschen Frauen der Befreiungskriege diese Vollender unseres Sehnens und Träumens und mit ihnen unser ganzes Volk sprechen. Denn jener gottgesandte Krieg befreite unser Volk nicht nur aus politischer Zerrissenheit und Ohnmacht, er hob es auch empor aus dem Sumpfe des wissenschaftlichen und praktischen Materialismus, zu dem uns eine rein verstandesmäßige, seelenlose, innerlich dürftige Gelehrsamkeit und eine auf falschen Voraussetzungen aufgebaute wirklichkeitsfremde Philosophie in trägem Stubenleben und abstraktem Stubendenken geführt hatte. Jene acht herrlichen Ritter des Großkreuzes preisen wir daher mit ihrem Führer, Kaiser Wilhelm I., als Erneuerer und Befreier unseres Volkes. Und nun ist auch der letzte dahingegangen. Solange er noch bei uns weilte, ging von ihm ein belebender Strom thatsächlichen und leibhaftigen Erinnerns aus, in ihm stand jene große Zeit noch in Person mahnend vor uns. Und wir freuten uns täglich des Herrlichen, und in seinem Anblick gewannen wir immer wieder neue Kraft, den Idealen unseres Volkes mit unserem ganzen Leben zu dienen, und gelobten aufs neue, mit opferbereiter Hingabe unseres ganzen Menschen für unseres Volkes und der Menschheit Größe und Hoheit unermüdlich zu ringen und zu kämpfen. Bei König Alberts Heimgange ergreift uns ein Gefühl der Verlassenheit. Es ist still und einsam um uns geworden, trotz des vielgestaltigen Lebens, das vor uns weiter lärmt und tobt. Aber die Einsamkeit fühlen wir tief, tief im Innern unseres Herzens. Sie stand mit einem Schlage in unserer Seele, als der letzte der Paladine Wilhelms von uns ging. Wir fühlen es, daß in einem furchtbaren Kampfe der Klassengegensätze das brutale Gold wieder den Blick unseres

Volkes zu verblenden und die Herrschaft an sich zu reißen droht, daß wir wieder beginnen in Stubengedanken zu leben, daß gelehrte Schablone und abstrakte Theorie wieder wie Spinnen ihre Netze auswerfen, um unser geistiges und nationales Leben aufzusaugen. Wie einst nach Blüchers Heimgange ist mit König Albert das eiserne Großkreuz wieder aus unserem Volke verschwunden. Wann wird es aufs neue erstehen? Wann wird der matte Pulsschlag unseres nationalen und menschlichen Lebens wieder so gewaltig und mächtig belebt werden wie im verflossenen großen Jahrhundert? Wer wird der Erste sein, dessen Brust es wieder schmückt? Und wird unser Volk auch in Zukunft allezeit, trotz der schwächenden und lähmenden Einflüsse einseitig theoretischer Bildung, fanatischen Partei- und Klassenhasses, rücksichtslosen Jagens nach Besitz und Macht, die ewig junge Spannkraft und unverwüstliche Lebensfrische besitzen, um, wenn es not ist, in gleicher Einfalt und Demut, in gleicher schlichter Majestät durch die That den Grundsatz einer großen Zeit zu offenbaren: „Gold gab ich für Eisen?" Alle diese Fragen lasten mit bangem Drucke auf unserer Seele angesichts des großen Toten, den wir in diesen Tagen im tiefsten Schmerze bestattet haben.

Er war ein Erwählter. Gottbegnadet war sein Leben. Der mit Sehnsucht vom ganzen sächsischen Volke erwartete Erbe des Wettinerthrones wurde schon bei seiner Geburt mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt. Fürchtete man doch bis zum Jahre 1828, da König Anton vier Kinder durch den Tod verloren, die Ehe des Prinzen Friedrich August, des ältesten Neffen des Königs, kinderlos, dem zweiten Neffen des Königs, dem Prinzen Johann, bisher aber nur eine Prinzessin geboren war, das Aussterben des männlichen Wettinerstammes. Mit innigem Danke gegen Gott sang Prinz Johann bei der Geburt des lange ersehnten Kronprinzen in einer begeisterten Ode:

„Laßt zu der Götter Tempel uns alle heut'
Vereinigt treten. Kam doch dem Vaterland
Der Gottgeschenkte, der Vollender,
Goldne Geschlechter dereinst beherrschend."

Wohl selten hat sich ein Dichterwort so vollkommen erfüllt wie diese von dem wahrheitsuchenden Seher auf dem Königsthrone gesprochene Verkündung. Prinz Alberts Erziehung war, wie es bei einem so hoch- und edelgesinnten, von reinster und tiefster Humanität erfüllten Vater nicht anders möglich war, auf das Höchste und Edelste gerichtet. Die strenge Geisteszucht, die mit der Schulung in den alten Sprachen nach einer durch die Jahrhunderte überlieferten sicheren und klaren Methode untrennbar verbunden ist, führte ihn früh in die herrliche Gedankenwelt antiker Schönheit und Geistestiefe ein. Französisch sprach er schon als

Knabe mit voller Gewandtheit. In seiner Muttersprache gelangte er bald zu jener Knappheit, Klarheit und Präzision, zu jener anschaulichen Schärfe, die seine späteren Reden, Erlasse und Briefe auszeichnet. Er war ein hervorragender Redner, der es namentlich verstand, die Herzen der Soldaten durch wenige, aber stets zündende Worte im Sturme zu gewinnen. Seine religiöse Erziehung sollte nach seines Vaters Bestimmung so geleitet werden, daß „echte positive Religiosität mit fester Anhänglichkeit an die Grundsätze seiner Kirche, jedoch ohne jeden Widerwillen gegen andere Konfessionsverwandte im Herzen des Prinzen Wurzel fasse". König Alberts ganzes Leben hat bewiesen, wie voll der Erfolg einer solchen gesunden Erziehung bei ihm war. Gottesfurcht und echte Toleranz, verbunden mit männlicher Treue gegen seine Konfession, zeichneten ihn aus. Kein Wunder, daß unter seiner Regierung Sachsen sich stets eines schönen konfessionellen Friedens erfreute. Ebenso wurde er durch juristische und staatswissenschaftliche Studien für seinen Regentenberuf vorbereitet. Vor allem aber wurde auch seine Erziehung im Waffenhandwerk, in allen ritterlichen Künsten und körperlichen Übungen von Kind auf in gewissenhaftester und sorgfältigster Weise durchgeführt. Er war ein frischer, anspruchsloser Knabe von offenem Gemüt, der seinen Jugendgenossen gegenüber jedes Vorrecht der Geburt völlig verschwinden ließ. Diese schlichte Geradheit, herzgewinnende Offenheit und vornehme Einfachheit seines Wesens hat er sich sein ganzes Leben hindurch in bewunderungswürdiger Weise bewahrt. Seine Herzensgüte, seine Leutseligkeit, verbunden mit einem köstlichen, stets schlagfertigen Humor, die bei aller soldatischen Strenge und gebietenden Hoheit seiner angeborenen Natur überall zu Tage traten, verschafften ihm eine Volkstümlichkeit, eine Beliebtheit selbst bei den Geringsten im Lande, die in zahlreichen kleinen Geschichten, die von ihm und über ihn beim Volke in Umlauf sind, und in der herzlichen Verehrung, die bei deren Erzählung stets hervorleuchtet, auch über seinen Tod hinaus bis auf ferne, späte Zeiten fortleben wird. Diese kleinen Erzählungen, die im Volksmunde umlaufen, beruhen zum großen Teile auf wirklichen Erlebnissen. König Albert pflegte sich seiner Umgebung gegenüber bei Volksfesten, Städtebesuchen, Ausstellungen und ähnlichen Gelegenheiten in ungezwungener Weise, oft in köstlich treffenden Worten, häufig mit schlagendem Witz über Dinge und Menschen zu äußern. Auch einfache Leute aus dem Volke sprach er mit Vorliebe an und zog sie ins Gespräch. Volksdichtung und Sage haben sich daher schon heute seiner geliebten Person bemächtigt. Manche Anekdote, die schon vor mehr als hundert Jahren vom alten Fritz erzählt wurde, ist auf König Albert übertragen worden, der deutlichste Beweis der mythenbildenden, sagenwebenden Liebe des

ganzen Volkes. Soldatenlieder, die ihn als ruhmreichen Heerführer und Kriegshelden verherrlichen, werden bei Feld- und Turnmärschen ebenso gesungen wie bei frohen Volksfesten. Wem wäre nicht das Lied bekannt: „Kronprinz Albert steigt zu Pferde“?

Seine Volkstümlichkeit verdankt König Albert vor allem seinem Feldherrnruhme und seiner persönlichen Tapferkeit. Ein kühner, mutiger, entschlossener Mann hat noch immer der Menge imponiert. Schon als Knabe hatte er am 8. Oktober 1839 bei Bautzen seinem Vater bei der Parade das erste Infanterie-Regiment „Prinz Albert“ vorführen dürfen. Neben den wissenschaftlichen Studien nahmen seitdem die militärischen Übungen einen wichtigen Platz in seiner Erziehung ein. Im Sommer 1843 trat er beim Leibregiment ein und wurde am 24. Oktober desselben Jahres Leutnant. Mit seiner von Tag zu Tag wachsenden Begeisterung für das soldatische Leben ging ähnlich, wie es bei Bismarck zu beobachten ist, ein eindringendes Studium der Geschichte und der Biographien großer Männer Hand in Hand. So kam es, daß er bald erkannte, wie tief die Zersplitterung Deutschlands, wie weit es von der Höhe, auf die es in den Befreiungskriegen gestiegen war, durch eine unglückliche Politik der führenden Mächte herabgesunken war. Damals durchströmte ihn mit den edelsten und besten Deutschen die unendliche Sehnsucht nach Deutschlands Einheit und Größe. Als er Ende November 1847 die Universität Bonn bezogen hatte, der erste sächsische Prinz, der das that, fühlte er sich besonders von Dahlmann, dem weitschauenden geistigen Vorkämpfer für den deutschnationalen Einheitsgedanken, angezogen, ebenso von Perthes, mit dem ihn noch ein langer vertrauter Briefwechsel späterhin verband. Auch die Kerngestalt Ernst Moritz Arndts schaute er in Bonn. Überall umflutete ihn die Strömung für ein einiges großes deutsches Vaterland. Und er nannte, entsprechend den in Bonn eingesogenen Anschauungen, das Frankfurter Parlament „die Braupfanne deutscher Einigkeit“ und meinte: „Ein gutes Werk giebt es hier zu thun!“ Der damals ausbrechende schleswig-holsteinsche Krieg erschien allen Deutschgesinnten als das Morgenrot einer kommenden großen Zeit. Kein Wunder, daß Albert, der damals Hauptmann der Artillerie war, mit Freuden sich der sächsischen Brigade anschloß, die im März 1849 unter dem Oberbefehl des preußischen Generals von Prittwitz als Teil der Reichsarmee mit gegen Dänemark zog. Hier erstürmten sächsische und bayerische Truppen am 13. April 1849 die Düppeler Schanzen, und Albert kämpfte mitten unter den Seinen, vom dichtesten Kugelregen umsaust, so daß ihn Prittwitz zweimal zurückbeordern mußte. Graf Moltke schrieb über den jugendlichen Kämpfer, der mit frohem Wagemut klare Besonnenheit verband: „Er genoß schon damals die

Liebe und Achtung aller und verkündete im voraus die Eigenschaften, die ihn später als Feldherrn auszeichneten."

So hatte sich das militärische Wesen in Albert, wie später sein Vater urteilte, selbst Bahn gebrochen. Vor allem trat hier von Anfang an sein kameradschaftlicher Sinn leuchtend hervor. Nichts vermag ja Menschen einander so nahe zu rücken als die Zeltgenossenschaft im Kriege. Der Gedanke, daß jeden Kämpfer täglich und stündlich die todbringende Kugel treffen kann, die Hilfsbereitschaft kameradschaftlicher Treue, auf die jeder einzelne, der Hohe wie der Niedrige, hier angewiesen ist, das Bewußtsein, daß im Felde nur der Mann als solcher gilt, daß alles hier, bei dem rauhen Sturmwinde eiserner Wirklichkeit und zwingender Thatsächlichkeit, von dem Menschen abfällt, was eine faule Friedenszeit an Rang=, Standes= und Klassengegensätzen geschaffen hat: das alles bringt den Menschen dem Menschen in einer Stunde näher als moralische Belehrungen und philosophische Bücher in hundert Jahren.

Nach dieser Richtung hin hat der Krieg, der sonst so Schreckensvolles mit sich bringt, eine reinigende, vermenschlichende Kraft. Ein einziger Kanonenschuß ist mehr wert als tausend theoretische Bücher und Reden. Und Albert hat sein ganzes Leben hindurch diese Kameradschaft im vollendetsten Sinne geübt und hochgehalten. Er redete gern tüchtige Soldaten mit dem Vornamen an, besonders seine Mitkämpfer von 1849, 1866 und 1870, auch nachdem sie lange schon als Veteranen dem Civilstande angehörten. Er besaß ein außerordentliches Personengedächtnis und erkannte jeden wieder, mit dem ihn die Kameradschaft des Krieges, wenn auch oft nur in einem wichtigen Augenblicke, zusammengeführt hatte. Oft, wenn er später nach einem sächsischen Orte kam und die nach einem Worte von ihrem hohen Herrn dürstenden ersten Gesellschaftskreise ihn dicht umdrängten, trat er plötzlich aus dem geschlossenen Kreise hinaus und begrüßte einen bescheiden von ferne zuschauenden schlichten Mann etwa mit den Worten: „Nun, Wilhelm, wir haben uns seit Beaumont nicht wieder gesehen?" und konnte dann minutenlang mit dem so Beglückten plaudern. Jeder seiner Soldaten hat von dieser schlichten Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit einen tiefen Eindruck empfangen. Meisterstücke einer knappen, stets ins Schwarze treffenden Beredsamkeit waren Alberts Ansprachen an seine Soldaten. Ebenso waren seine Armeebefehle durch bündige Diction ausgezeichnet.

Aber seine echte Soldatennatur war es nicht allein, die durch ihre Frische und Unmittelbarkeit die Herzen zwang. Es kam dazu noch vor allem seine über die Enge der Heimat weit hinausgreifende deutsche Gesinnung. Unvergeßlich, ein stolzes Zeugnis seiner männlichen Gesinnung und seines

politischen Scharfblicks, bleiben die Worte, die er am 19. April 1849 an den deutschen Verein in Leipzig in seiner Antwort auf dessen Beglückwünschung zu dem Düppeler Erfolge schrieb: „Der Krieg hat, abgesehen von dem Recht und Unrecht, das schwer zu erklären, für mich eine höhere Bedeutung; es ist das erste Zusammenwirken der deutschen Stämme zu einem Ziele; es ist das der wahre Weg zur Einigung, und diese Bahn zu eröffnen, ist es Pflicht, namentlich des Fürsten, vorauszugehen, und gelte es das Leben; denn die Monarchie stirbt nicht durch den Tod eines Gliedes, aber Deutschland geht zu Grunde, wagt es nicht durchzukämpfen". Mit solchen Worten wies er auch jeden Versuch seiner Umgebung und seiner Freunde, seine Person mehr zu schonen, ein für allemal zurück. Albert erkannte vor allem, wie Kaiser Wilhelm I. und Bismarck, die Bedeutung des Heeres für die Lösung der deutschen Frage. Daher trat er auch, als Mitglied der sächsischen ersten Kammer, nachdrücklich für die Forderungen nach dieser Richtung hin ein. So in der Sitzung der ersten Kammer vom 27. Mai 1864, wo er sagte: „Vom Geiste des Offiziercorps, von der Bildung und Tüchtigkeit desselben hängt auch die Brauchbarkeit und Tüchtigkeit der Armee und von der Tüchtigkeit der Armee die Ehre derselben ab. Eine Armee, welche tüchtige Offiziere hat, wird sich auf dem Schlachtfelde ebenso bewähren als im Frieden, sie wird die Ehre ihres Landes, sie wird ihre Fahne stets hochhalten. Es können Zeiten eintreten, wo die Geltung unseres Vaterlandes von den Thaten unserer Armee abhängen kann, wo man weniger fragen wird nach unserer ausgezeichneten Industrie, nach unserem vortrefflichen Ackerbau und unseren guten Gelehrtenanstalten, sondern wo man fragen wird: Wie haben sich unsere Sachsen geschlagen? Und danach wird der Wert unseres Vaterlandes bemessen werden. Dies nicht zu unterstützen, können wir nicht verantworten, und wir erwarten daher, daß auch die zweite Kammer die Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen werde, deshalb unser Vaterland einst seine Selbständigkeit vielleicht einbüßen zu sehen."

Wie durchaus richtig und wahr hier der Kronprinz geurteilt hatte, bewies der Gang der Ereignisse. Die Jahre 1866 und 1870 haben dem Ausspruche des Kronprinzen, der vollkommen mit den Anschauungen der wilhelminischen Epoche zusammentraf, völlig recht gegeben. Kronprinz Albert bewies auch im preußisch-österreichischen Feldzuge von 1866 durch seine strategischen Maßnahmen, durch die geordneten Rückzüge seiner Truppen, daß er ein Meister der Kriegführung war. Gerade die Sieger von 1866 haben dies aufs lebhafteste anerkannt. Schrieb doch damals Moltke über die Haltung der sächsischen Armee bei Gitschin und Königgrätz: „Eine geschlagene Armee, die, dem Unvermeidlichen sich fügend, ruhig und geordnet das Schlachtfeld

verläßt, kann sich dem Sieger fast ebenbürtig an die Seite stellen, und wollte Gott, daß dies geschehe — und bald!" Die Haltung des Kronprinzen Albert und seiner Truppen wurde entscheidend für das Schicksal Sachsens. Entgegen dem Wunsche Preußens setzte Bismarck beim Friedensschlusse in Übereinstimmung mit dem Wunsche Österreichs die Erhaltung der Selbständigkeit Sachsens durch. Bismarck wußte, was ein selbständiger Staat mit einer solchen Armee unter so hervorragender Führung für Deutschlands Einheit und Größe zu bedeuten hatte. Und im Jahre 1870 bewiesen Kronprinz Albert, Prinz Georg und die sächsische Armee, daß Bismarcks weitschauender Geist sich nicht getäuscht hatte.

Wahrscheinlich hätte der Kampf um St. Privat mit einer Niederlage der Preußen geendet, wenn nicht Kronprinz Albert zur rechten Zeit eintraf und durch seinen kühnen Flankenmarsch, zu dem er sich im rechten Augenblicke vollkommen auf eigene Verantwortung aus seinem eigenen Antriebe heraus entschloß, die Schlacht gerettet hätte. Lebendig schildert uns der Dichter das Eingreifen der Sachsen:

„Aber was hilft's?" Die Schlacht, sie steht!
Und wehrlos werden wir niedergemäht!
Verderben blitzet der Kirchhofsturm! —
Und wir liegen stille mitten im Sturm!

Die Sachsen! Die Sachsen! Wo bleiben sie nur?
Ihr Kronprinz hat uns sein Wort gegeben:
Das löst er ein oder läßt sein Leben!
Sie müssen ihn halten, den Treueschwur!
Doch in Sainte Marie schlägt's halb sieben Uhr,
Und kommen sie nicht oder kommen zu spät, —
Der Stern Alldeutschlands hier untergeht!

Dies Warten, es ist nicht länger zu tragen!
Laßt auf uns springen und vorwärts jagen
In den sichern Tod und das Verderben,
Aber nicht hier liegen und wehrlos sterben!

O Sachsen! O Sachsen! Wo bleibt ihr nur?

Da! da kracht es herüber von Roncourt!
Da stärker! Und näher! Und schon ganz nah'!
Gott! Dank dir im Himmel! Die Sachsen sind da!

„Ja, die Sachsen sind da!" ruft der Adjutant,
Der, die Zügel verhängt,
Kommt herangesprengt.
„Ihr Kronprinz hat mich zu euch gesandt:
Sie trieben den Marschall Canrobert
Aus dem brennenden Roncourt vor sich her.
Sie hielten ihr Wort mit deutscher Treue!
Nun, ihr preußischen Garden, zum Sturm aufs neue!

Springt auf vom Boden! Die Rache ist nah'
Für all das Schlachten, das euch geschah.
Zum Sturme! Zum Siege! Mit lautem Hurra
Zum Sturm — mit den Sachsen! — auf Saint Privat!"

Und als sie sich trafen nach grimmem Morden
Die Preußen von Westen, die Sachsen von Norden
Im eroberten Kirchhof von Saint Privat, —
Da sind in Feuer und Blut die Sachsen
Und Preußen zu Brüdern zusammengewachsen!"

Wurde dem Kronprinzen Albert doch zur Belohnung für diese That die Führung der Maasarmee übertragen und damit außer den sächsischen auch preußische Truppen unter seine Führung gestellt, und zwar die Preußen des Gardecorps und des IV. Corps. Bekannt ist, wie er sich durch seinen berühmten ersten Armeebefehl, den er als Führer der Maasarmee ergehen ließ, die Herzen der preußischen Soldaten im Sturme gewann. Le Bourget galt als uneinnehmbar, und doch mußte es erstürmt werden, wenn die nachfolgenden Siege, namentlich die Entscheidung bei Sedan, möglich werden sollten. Man erwartete mit fieberhafter Spannung die Maßnahmen des Kronprinzen Albert. Da wurde der klassisch knappe und kurze Befehl Alberts ausgegeben: „Die Garde nimmt Le Bourget". Diese wortkarge Bestimmtheit, die den Meister der Strategie bekundete, erweckte das Vertrauen der preußischen Garde in solchem Maße, daß sie sich mit Todesmut, im felsenfesten Vertrauen auf den neuen Führer, in den Kampf begab. Und die Garde nahm Le Bourget. Mit Recht nennt man Albert mit Vorliebe den Sieger von Beaumont; denn diese Schlacht war eine der schwierigsten und bedeutungsvollsten des ganzen Krieges. Dieser Sieg trug die Entscheidung von Sedan schon im Keime in sich.

So wuchs Albert mit seiner Armee immer mehr zu einer untrennbaren Einheit zusammen. Und hochgeehrt vom Deutschen Kaiser, bewundert von des Kaisers Beratern und allen übrigen Heerführern, abgöttisch geliebt von seinem Volke kehrte er im Sommer 1871 mit seinen Truppen in die Heimat zurück und zog am 11. Juli in Dresden ein, unter begeisterungsvollem Jubel:

„Im Festschmuck prangen bunt die Straßen,
Und Siegesklänge hört man blasen,
Die Fahnen wälzen sich im Winde,
Schwer hangen blumige Gebinde,
Und Seligkeit und Jubel blinkt
Aus jedem Auge, lieblich winkt
Hoch vom Balkon als Siegerpreis
In Mädchenhand das Lorbeerreis:
Ein Held und Sieger zieht herein,
Und laut rauscht auf des Jubels Schrein,

Und manche Thräne rinnet nieder
In Veilchenkörbe, wieder, wieder
Winkt ihm von tausend Händen zu
Der Heimat Gruß, des Friedens Ruh.
Beaumont! St. Privat! Le Bourget!
O, Namen voll von Ruhm und Weh,
Sie gehn von Mund zu Munde brausend,
Und weiter rufen's Abertausend!
Noch siehst du ihn auf edlem Roß
Allein, voran dem Siegertroß,
Und ernstgerührt neigt er das Haupt,
Den Helm vom Lorbeer grün umlaubt,
Den Marschallsstab in müder Hand,
Zu seinem Volke mild gewandt,
Durch Blumen stieg des Rosses Huf
Und Frieden! klang der Herzensruf."

Und wie er durch seine eigene Thatkraft, mit kühnem Wagemut wiederholt sein Leben für des Reiches Macht und Herrlichkeit einsetzend, die Lösung der deutschen Frage mit herbeigeführt hatte, so ist er stets ein machtvoller Träger des deutschen Reichsgedankens geblieben bis zu seinem Tode. Bismarck hat das jederzeit mit freudiger Genugthuung anerkannt. Schon am 19. Dezember 1867 hatte Bismarck an Kronprinz Albert aus Berlin geschrieben:

Durchlauchtigster Kronprinz, gnädigster Herr! Ew. Königl. Hoheit haben mir durch das gnädige Handschreiben vom 15. eine hohe Freude bereitet und wollen Höchstdieselben mir gestatten, meinem unterthänigsten Danke durch diese Zeilen Ausdruck zu geben. Die gnädige Anerkennung, welche Ew. Königl. Hoheit meinen Bemühungen zur Abwehr unberechtigter Insinuationen zollen, dient mir zur Ermutigung in dem Bestreben, durch Kräftigung des gegenseitigen Vertrauens die Schwierigkeiten der neuen Situation zu überwinden. Ich sehe es als die nächste Aufgabe der Bundespolitik an, dahin zu streben, daß alle Bundesgenossen Preußens, namentlich aber der hervorragendste unter denselben, das Königreich Sachsen, es nicht bloß als eine Vertragspflicht, sondern als ein wertvolles Recht ansehen, dem Bunde anzugehören, ein Recht welches von allen Beteiligten hoch genug angeschlagen wird, um im eigenen Interesse für seine Erhaltung und Ausbildung einzutreten. Diese Bedeutung kann der Bund für seine hohen Genossen nur dann haben, wenn den Souveränen die Überzeugung bleibt, daß sie durch die Centralisierung eines Teiles ihrer Rechte in der Hand Eines unter ihnen eine nach menschlichen Begriffen sichere Bürgschaft für die Gesamtheit ihrer sonstigen Rechte erworben haben, und daß letztere gegen den Druck innerer Bewegung ebenso gewiß geschützt ist wie gegen äußere

Gefahren. In diesem Sinne der Gegenseitigkeit und Solidarität unter den hohen Genossen des Bundes sehe ich es für eine Pflicht des Bundeskanzlers an, das Ansehen und die Rechte der Fürstlichen Häuser innerhalb des Bundes mit ebenso gewissenhaftem Eifer zu wahren wie das des eigenen Landesherrn. Dem Durchlauchtigen Hause Ew. Königl. Hoheit gegenüber macht meine persönliche Verehrung mir diese Aufgabe zu einer Pflicht, die ich jederzeit mit freudiger Bereitwilligkeit erfüllen werde. Indem ich Ew. Königl. Hoheit den wiederholten Ausdruck meines unterthänigsten Dankes zu Füßen lege, verharre ich in tiefster Ehrerbietung v. Bismarck."

Charakteristisch für König Albert ist nach dieser Seite hin der Brief, den er kurz nach seinem Regierungsantritte an Bismarck schrieb:

Dresden, den 19. Nov. 1873.

„Verehrter Fürst! Die Freundlichkeit, welche Sie mir seit dem Anfange unserer Bekanntschaft, besonders aber in den Zeiten bewiesen haben, wo es mir vergönnt war, wenn auch als unterer Werkmeister, an dem Werke unserer Zeit, dem neuerstandenen Deutschen Reiche, mitzuhelfen, bewegt mich in dem wichtigsten Abschnitt meines Lebens, meinem Regierungsantritte, auch Ihnen zu nahen. Bei der schwierigen Stellung, schwieriger noch als Nachfolger eines Königs, der außer der Liebe seines Volkes ein Ansehen und Einfluß genoß weit über seine Stellung hinaus, bedarf ich der Unterstützung, wohl auch des guten Rats. An wen könnte ich mich wohl besser wenden, als an den Kanzler des Deutschen Reichs, der so oft erklärt hat, er gehöre allen Bundesfürsten gleichmäßig an. Mit vollem Vertrauen wende ich mich daher an Sie, wenn ich der Hilfe gebrauchen sollte, wenn ich weisen Rates bedürfte. Seien Sie dagegen versichert, auch ich werde alles, was Sie zum Heile des Reichs und deutschen Volkes unternehmen, so kräftig unterstützen, als es meine geringen Mittel erlauben, und hoffe, ein werkthätiges Mitglied, eine feste Stütze des Gebäudes zu sein, das mir vergönnt war mit dem Schwerte aufrichten zu helfen. Indem ich bitte, diese Zeilen nicht übel zu deuten, die Sie vielleicht in Ihrem Tusculum stören, verbleibe ich Ihr ergebener

Albert, K. v. Sachsen."

In einer Ansprache, die Bismarck am 30. Mai 1892 in Friedrichsruh an eine Abordnung des Deutschen Kriegervereins aus Mylau hielt, sind besonders die Worte bemerkenswert: „Unser gegenseitiges Verhältnis war nicht immer so, wie es jetzt ist. Der Feldzug 1870 hat uns aber einander näher gebracht, wir haben uns auf dem Schlachtfelde kennen und lieben gelernt. Zu diesem erfreulichen Ergebnisse haben die hohe

Begabung und der deutsche Sinn Ihres obersten Heerführers und jetzigen Königs, des damaligen Kronprinzen, wesentlich mitgewirkt. Was er erkämpfen half, hält er als treuer Bundesfürst fest. Sein Vater war ein Herr von hoher geistiger Begabung, aber er stand zur Armee nicht in den engeren Beziehungen wie Ihr jetzt regierender König. Sie bestärken mich von neuem in der frohen Gewißheit, daß wir stets gute Kameraden sein werden, wo immer wir uns begegnen. Ich hoffe, daß dies nicht nochmals auf dem Schlachtfelde nötig sein wird; es ist ein wohlthuendes Gefühl, daß auch im Frieden diese Übereinstimmung herrscht und gepflegt wird." Und in Dresden, in der Dankrede, die Bismarck im Hotel Bellevue im Juni 1892 während des Fackelzuges hielt, äußerte er: „Der Kaiser Wilhelm, der Kaiser Friedrich, Graf Roon, Graf Moltke sind zu ihren Vätern versammelt. Aber gerade Ihnen in Dresden lebt noch einer, der mit Degen und Feder in der wirksamsten Weise mitgewirkt hat an der Herstellung unserer deutschen Einheit: Ihr König Albert! Und ich kann meinem Dank für den Empfang, der mir heute zu teil wird, nicht kürzer und bezeichnender ausdrücken, als wenn ich Sie bitte, in den Ruf für den mir immer gnädigen Herrn und erfolgreichsten Mitarbeiter, nicht bloß an der Herstellung, sondern auch an der Ausdehnung und Erhaltung der deutschen Einheit, einzustimmen. Mit Vorsicht und Besonnenheit, mit Tapferkeit und Entschiedenheit ist Er einer der wesentlichsten Schmiede des Eisens gewesen, was uns zusammenhält." Auch Kaiser Wilhelm I. hat Alberts Verdienste wiederholt lebhaft anerkannt, und sein Nachfolger, Kaiser Wilhelm II., sah in ihm einen väterlichen Berater, mit dem ihn aufrichtige Freundschaft verband.

So gehört Albert nicht nur der sächsischen, sondern vor allem auch der deutschen Geschichte an. Bei dem 50jährigen Dienstjubiläum, das er als Soldat am 24. Oktober 1893 beging, wurde ihm von der Armee eine prächtige Kette zum Heinrichsorden verehrt, den er bekanntlich nach seiner ersten Waffenthat vor Düppel erhalten hatte. In seinen Dankesworten, die Albert an die Armee richtete, kommt so recht das innige Verhältnis des Fürsten zu seinen Truppen, mit denen er so Großes nicht nur erkämpft, sondern auch treu gehütet, zu warmem Ausdruck: „Wenn ich diese neugestiftete Kette vom Heinrichsorden aus den Händen meiner Armee annehme und trage, so thue ich dies nicht für eigenes Verdienst, sondern als eine Anerkennung für das, was die Armee geleistet hat, seit ich ihr angehöre. Ich feiere heute gewissermaßen meine goldene Hochzeit mit der Armee, und ich bin dieser meiner Jugendliebe immer treu geblieben. Ich habe mit der Armee gute und schwere Tage verlebt. Stets war aber die Armee dieselbe, immer gehorsam, pflichtbewußt, treu und hingebend. Daß ich diesen Tag heute unter so mannigfachen Ehren-

bezeigungen erleben kann, verdanke ich nur der Armee. Besonders habe ich diese Zusammengehörigkeit der Armee zu mir empfunden in schweren Tagen. Ewig unvergeßlich werden mir sein die Zurufe aus ihren Reihen — nicht von Offizieren, sondern von meinen Soldaten — auf dem Rückzuge von Königgrätz. In glücklichen Tagen habe ich sie ja auch oft gehört, aber von einer siegreichen Armee erklingen sie von selbst. So bin ich verwachsen mit der Armee, die mir stets Freude gemacht hat. Und so soll es bleiben für alle Zeiten!"

Die drei Grundsäulen, auf denen heute ein Staat beruht, waren in Albert verkörpert: Gottesfurcht, Wehrhaftigkeit und Anerkennung der schaffenden Arbeit als der mächtigsten sittlichen Gewalt. Mit einer innigsten Hingabe an Gott und seine Führung als treuer Bekenner seiner Kirche verband er eine wahrhaft christliche Toleranz gegen andere Konfessionen, besonders gegen den evangelisch-lutherischen Glauben. „Mein Glaube ist Dein Glaube" heißt es in einem bemerkenswerten Telegramm Alberts an Kaiser Wilhelm II. So wußte er auch in schwierigen Zeiten seinem Lande stets mit großer Feinfühligkeit und zartestem Takte den konfessionellen Frieden zu erhalten. Und wie er die Armee zu herrlichen Leistungen emporhob, so war er auch allezeit Hüter und Hort der wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und künstlerischen Wohlfahrt seines Landes. In den Werken wohlthätiger Liebe wurde er von seiner hohen Gemahlin, Königin Carola, die er einst in Liebe erkoren und die ihn in unvergleichlicher Hingabe und Treue bis zum letzten Atemzuge mit ihrer Liebe umgab, in bewundernswürdiger Weise unterstützt. Doch das ist alles so offenkundig und wurzelt so tief im Herzen unseres Volkes, daß es keiner weiteren Ausführung mehr bedarf. Niemand im sächsischen Volke hat es daher jemals als Byzantinismus empfunden, wenn König Albert in Reden, Schriften und Dichtungen verherrlicht wurde. Alle empfanden dies nur als etwas ganz Selbstverständliches, Natürliches und Notwendiges; denn man verehrte ihn niemals bloß als Fürsten, sondern vor allem auch als Menschen, durch den der Thron geschmückt wurde. Am Tage nach seinem Tode begegnete ich früh einem Trupp Arbeiter, die sämtlich über den linken Ärmel ihrer braunen gestrickten Jacken einen Trauerflor gestreift hatten, wie ihn ja auch bei einem Besuch in Chemnitz die Arbeiter genau so warmherzig begrüßt hatten wie die übrigen Bevölkerungskreise.

Wie Bismarck war Albert ein ganz vorzüglicher Jäger. Und wer als Jäger gelernt hat, sein Auge in der Abschätzung von Entfernungen zu schulen, sich in Geduld zu fassen und klug abzuwarten, bis das Wild in Schußweite gelangt ist, alle Schwierigkeiten und Hemmnisse zu überwinden, die sich dem Suchenden und Spürenden entgegenstellen,

dann aber, wenn der rechte Augenblick zum Schusse gekommen ist, rasch und entschlossen den flüchtigen Augenblick zur That auszunutzen: der wird auch in staatsmännischen Geschäften den rechten Augenblick zum Handeln zu finden wissen. Vor allem aber führt die Jagd den Menschen zu innigem Verkehr mit der Natur, vor der alle steife Hofetikette schwindet. Während der Jäger auf das Wild harrt oder nach ihm spürt, erfreut ihn das Rauschen der Blätter; er lauscht dem Gesange der Vögel und lernt ihre mannigfaltigen Stimmen unterscheiden; sein Auge erquickt sich an den verschiedenen Färbungen des Laubes und dem so wunderbaren Wechsel der Lichtwirkungen und Stimmungen in der ihn umgebenden Natur; er lauscht dem heimlichen, stillen Zauber des Waldes, und auch dem Leben der einfachen Leute, die in Wald und Feld thätig sind, tritt er näher. Und wer so immer wieder zur Natur und ihren reinen Freuden aus dem Gewühl des Stadt- und Hoflebens zurückkehrt, wer die einfachen Sitten der Landleute immer wieder aus neuen Erfahrungen kennen lernt und selbst als Jäger wieder zu schlichtem Leben und zu einfachen Sitten gelangt, der wird auch auf dem Throne der edlen Einfalt der Natur und der schlichten Menschlichkeit die Ehre geben und zwischen allen Verwirrungen und Verwickelungen moderner Kultur hindurch allezeit den rechten Weg zu finden wissen.

Von Alberts waltender Fürsorge für die Wissenschaft zeugt vor allem die bedeutsame Förderung, die er der Universität Leipzig und sämtlichen Schulen des Landes angedeihen ließ. Seit 1875 führte er den Ehrentitel eines Rector magnificentissimus der Leipziger Universität. Die prächtigen Hörsäle, Laboratorien und Sammlungen, die während seiner Regierung für die Universität Leipzig wie für die Technische Hochschule in Dresden geschaffen, die glänzende Reihe hervorragender Professoren, die an diese Stätten der Wissenschaft berufen wurden, die stattlichen Schulgebäude, die in allen Teilen des Landes entstanden, an deren Einweihung er häufig in Person teilnahm, z. B. noch in letzter Zeit an der Eröffnung des Lehrerseminars in Rochlitz, die außerordentliche Besserung und Hebung der sozialen und gesellschaftlichen Stellung der Lehrer aller Schulgattungen, die glänzende Durchführung des neuen Volksschulgesetzes, die hingebende und liebevolle Pflege der überaus zahlreichen gewerblichen Bildungsanstalten: das alles macht seine Regierung in Bezug auf das gesamte Unterrichtswesen des Landes zu einer hervorragend glücklichen. In Bezug auf sein Eintreten für die Kunst sei nur an seine mit namhaften Geldopfern verbundene Fürsorge für die Dresdner Hoftheater, für die Königlichen Sammlungen, für die Kunstakademie u. a. erinnert. Daß Albert es verstand, auch auf diesen Gebieten die rechten Männer an den rechten Platz zu stellen, beweist vor allem die Berufung

der Staatsminister von Metzsch und Dr. von Seydewitz, deren geniale, vornehme, umsichtige und weitblickende Verwaltung der hier in Frage kommenden Ressorts vor allem diese Blüte mit herbeigeführt hat, wie auch unter Graf Seebach und Schuch die Königlichen Hoftheater in glücklichster Weise zu beherrschender und maßgebender Stellung im heutigen Kunstleben gelangten.

Albert war in seiner liebenswürdigen Menschlichkeit und einfachen Herzensgüte ein wahrhaft vornehmer Herrscher, dem sein Volk innige Liebe und Treue auch über das Grab hinaus unverbrüchlich bewahren wird. Auf seinen Nachfolger, König Georg von Sachsen, wird es aber das Vertrauen, das es Albert zollte, um so lieber übertragen, als auch König Georg seine persönliche Tapferkeit und seine hervorragende Begabung als Heerführer in den Kriegen von 1866 und 1870 aufs glänzendste bewiesen hat. Hat er doch am 3. Juli 1866 den Rückzug der Sachsen in überaus besonnener Weise gedeckt und durch den musterhaft ausgeführten Marsch seiner Brigade durch die kleinen Karpathen nach Wien sich die Anerkennung aller militärischen Autoritäten erworben. An dem Ruhmestage von St. Privat nahm Prinz Georg heldenhaften Anteil, und als Oberbefehlshaber des ganzen sächsischen Armeecorps, das er bei Beaumont, bei Sedan, vor Paris, sowie bei dem blutigen Siege bei Villiers und Brie führte, hat er sich als umsichtiger und unerschrockener Stratege den unvergänglichen Lorbeer erworben, den ihm das dankbare deutsche Volk reichte. Und er wird das, was er mit erkämpfte, unser großes herrliches Deutsches Reich, mit der gleichen Treue und Besonnenheit hüten und schützen helfen wie sein verstorbener Bruder. Er wird zugleich wie dieser in echter Heimatsliebe seinem Sachsenlande ein wahrer Vater sein. In diesem festen Vertrauen auf seinen sturmerprobten Nachfolger, dem er einst auf den Höhen von St. Privat in warmer Dankbarkeit die Hand gedrückt hatte, konnte König Albert ruhig und ohne Sorge dahingehen. Der Umstand, daß Sachsen in seinem neuen König einen ehrwürdigen Träger des nationalen Einheitsgedankens und thatkräftigen Mitstreiter aus unserer großen Zeit sein eigen nennt, läßt uns am Sarge unseres inniggeliebten Landesherrn die Hoffnung aufpflanzen: König Alberts Geist wird auch ferner mit uns sein: der Geist der Gottesfurcht, der Wehrhaftigkeit und der freudig schaffenden Arbeit. Möge er uns und unserem Werke niemals fehlen!

Dresden. Otto Lyon.

Griechische Tragödien,

übersetzt von Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff.

Von Professor Dr. Morsch in Berlin.

Von den griechischen Tragödien sind bis jetzt im ganzen sieben von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff übersetzt worden: Des Sophokles König Ödipus, des Euripides Herakles, der Mütter Bittgang (Ἱκετίδες), Hippolytos, und die drei Stücke der Orestie, Agamemnon, das Opfer am Grabe, die Versöhnung. Zwei dieser Übersetzungen, 'des Äschylos Agamemnon' und des 'Euripides Hippolytos' sind gelehrten Kreisen nicht unbekannt; schon 1885 erschien der Agamemnon in griechischem Text und in deutscher Übersetzung bei Weidmann, und 1891 in demselben Verlag der Hippolytos, ebenfalls griechisch und deutsch, aber mit einer Vorrede versehen und mit einem 'philologischen Anhang' d. h. mit kritischen und erläuternden Noten. Diese schon vor Jahren ans Licht getretenen Ausgaben erregten neben manchem Widerspruch doch mit Recht große Bewunderung und freudige Teilnahme; um sie einem größeren Publikum zugänglich zu machen, entschloß sich der Verfasser, die zwei zuerst übersetzten Tragödien noch einmal herauszugeben und diese Reihe fortzusetzen, weil er wünschte, daß auf höheren Schulen, die nicht griechisch lehrten, die griechischen Tragödien in gutem Deutsch gelesen würden; ja er verfolgte wohl noch einen allgemeineren Zweck damit; die Ideale griechischer Bildung, die, zwar an sich göttlich, unvergänglich, doch durch äußere, behördliche Maßregeln ihm seit 1891/92 zurückgedrängt erschienen, wollte er dem deutschen Volke erhalten, weil er in ihnen eins der Mittel erblickt, dem drohenden „sittlichen und geistigen Verfall" desselben zu steuern. Schon deswegen verdienen die Übersetzungen oder vielmehr Nachdichtungen des berühmten Gelehrten auch in dieser Zeitschrift eine eingehende Besprechung; in einer solchen dürfen sie natürlich nicht vom kritischen und altphilologischen Standpunkt aus beleuchtet, vielmehr soll nur untersucht werden, ob und durch welche Mittel der Verfasser sein Ziel erreicht, welchen Vorbildern er gefolgt, was er in metrischer und sprachlicher Hinsicht geleistet, wobei es selbstverständlich auf Einzelheiten ankommt.

Über die Prinzipien seiner Übersetzung hat sich v. Wilamowitz-Möllendorff selbst ausgesprochen in dem Vorwort zum Hippolytos: Was ist übersetzen?

Zuerst stellt er fest, daß es nur eine „gedankenlos oder böswillig ausgesprochene Unwahrheit" sei, wenn man behauptete, es gäbe im Deutschen vortreffliche Übersetzungen der Griechen; Schleiermachers Platon sei wenig lesbar, Donners Sophokles gliche einer Hobelbank, Mörike und Geibel hätten den griechischen Wein mit ihrem Zuckerwasser getauft. Auch über den Voßschen Homer gießt er seinen Spott aus, wie überhaupt über die Versuche[1]), deutsche Hexameter nach griechischer Weise oder griechische Hexameter mit deutschen Worten zu dichten; Goethe selbst erspart er nicht den Vorwurf, für die Irrwege deutscher Übersetzungskunst verantwortlich zu sein. Goethe hatte in den alten Sprachen nicht allzu tief gehende Kenntnisse, er erfaßte ja, wie bekannt, den Geist der Antike mehr durch feines Verständnis seiner Divinationsgabe als auf dem Wege strenger Studien, und trotz zeitweise eingehender Beschäftigung mit antiker Litteratur hat er die Versuche und Theorien Wilhelm v. Humboldts und Fr. A. Wolfs begünstigt, welche deswegen falsch waren, weil sie nach dem Vorgang Klopstocks eine accentuierende Poesie und Sprache wie eine quantitierende behandelten.

Mögen die Deutschen also mit Recht darauf stolz sein, daß Schlegel ihnen einen deutschen Shakespeare geschaffen hat, wie Gildemeister einen deutschen Byron, ein deutscher Homer ist noch nicht vorhanden, die Kultur der englischen Dichter steht unserm Gefühle bedeutend näher als die Homers, den man, wie der Verfasser an trefflichen Übersetzungsproben zeigt, ins Mittelhochdeutsche in der Nibelungenstrophe wiedergeben muß, um in Form und Inhalt etwas dem Homer Entsprechendes zu erreichen. Homer ist bis heute, meint der Verfasser, eigentlich für uns unübersetzbar[2]), weil wir trotz vereinzelter kürzerer wohlgelungener Gedichte in Hexametern kein episches Vorbild haben, an das sich ein Übersetzer anlehnen könnte. Viel besser, meint er, steht die Frage bei der Übertragung der griechischen Tragiker.

Hier hat der Nachdichter mustergültige Proben in Goethes Helena und Pandora (warum nicht auch in der Iphigenie?). Vor allem gilt dies von den lyrischen Partien; wenn über diesen goethischen Teilen der Helena für uns ein gewisser, fremdartiger Schimmer ruht, so trifft dies genau zu für die attischen Chorlieder, welche den Attikern, besonders in ihren dorischen Sprachformen, ebenfalls nicht ganz heimisch klangen. Vorbildlich können auch jene lyrischen Gedichte Goethes aus seiner Sturm-

1) Vergl. Adalbert Schröter, welcher in seiner Geschichte der deutschen Homerübersetzung, 1882, ähnlich urteilt.

2) Hinweisen müssen wir auch hier, wie schon in dieser Zeitschrift, auf die sehr geschmackvolle Übersetzung der Odyssee von Hermann von Schelling, München, Oldenbourg, 1897.

und Drangperiode sein, in denen er, pindarischen Schwung versuchend, freie metrische Gebilde schuf; auf diese goethischen Oden als Muster für Übersetzungen griechischer Chorpartien hat übrigens bekanntlich schon G. Wendt in der Vorrede zu seinem Sophokles (Stuttgart bei Cotta 1884) aufmerksam gemacht. Mehr noch als dieser hat der jüngste Nachdichter der Griechen dabei nur auf den Sinn gesehen, das antike Satzgefüge aufgelöst, hier und da einiges ausgelassen, manches hinzugefügt, sodaß es im Deutschen oft mehr Verse werden als im Urtexte, manche Eigentümlichkeiten tragischen Stiles (Paronomasien, Stichomythien) hat er absichtlich oft nicht berücksichtigt und durch Verwendung moderner, ja modernster Ausdrücke die antike Färbung dem Sinne und dem Worte nach zu erreichen gesucht. Nicht nur goethische Metra hat er dabei benutzt, sondern auch dessen poetische Sprache, besonders die der „Pandora", hat er vortrefflich zu seinem Zwecke sich dienstbar gemacht, aber auch Schiller hat hier ihm seinen Tribut entrichten müssen. Doch, wie immer, können erst Einzelheiten hier jeden urteilen lassen, deswegen seien solche Proben, zuerst aus den Chorpartien, hier gegeben.

Mehrere Chöre, einer im „Herakles", ein andrer im „Hippolytos", sind dem Verfasser wohl am besten gelungen.

> Jugend, dich lieb ich, Alter, du drücktest
> Schwerer als Ätnas Felsen mein Haupt,
> Hast meiner Augen Licht mir umschleiert.
> Weder des Persers üppigen Thron,
> weder ein Haus voll Geld bis zum Giebel
> möcht' ich tauschen, Jugend, um dich."

Das Metrum ist nach Goethes „Pandora": „Wer von der Schönen zu scheiden bestimmt ist". Ähnlich wie Hippolytos:

> Eros, Eros,
> Wo du den Sterblichen antriffst,
> träufelst du schmachtendes Langen ins Auge,
> senkest du selige Wonnen ins Herz.
> Nimmer mit wildüberschwenglichen Trieben
> suche mich heim.
> Sengende Flamme noch Stich der Gestirne
> brennet so heiß wie die Pfeile der Kypris:
> Eros schießt sie, das himmlische Kind.

Goethisch ist auch das Versmaß Agamemnon 1407:

> Hast du mit Hexenkunst
> Mut dir zur That gemacht?
> Aßest ein Zauberkraut,
> trankest ein Gift, das tief
> Drunten im Meer sich braut?

vergl. Pandora 1418:

Erde, sie steht so fest! . . .
Wie sie sich quälen läßt! . . .
Furchen und Striemen ziehn
Ihr auf den Rücken hin
Knechte mit Schweißbemühn . . .

ein Versmaß, welches bei beiden häufig wiederkehrt, so in den „Choephoren“:

Ha, ich verzweifle,
Schaut, ihr gewaltigen
Flüche der Sterblichen
Herrschend im Geisterreich,
schauet uns letzte vom Stamme des Atreus
ratlos, verstoßen, verzweifelnd: o Gott,
Gott, wo ist ein Ausweg?

Wie hier gegen Ende das Maß sich ändert, so lesen wir das goethische Maß umgeben von andern 462:

Erbteil des Fluches,
Häßlicher Sünde
blutige Wunde.
Schmerzen, wer trüge sie,
Qualen, wer stillte sie?

Vortrefflich ist auch die Nachdichtung des sehnsuchtsvollen, von Gedanken an Weltflucht und Weltvergessenheit getragenen Chorliedes im „Hippolytos“:

O wär ich von hinnen,
O daß mich die Schatten
Der Wolken umfingen,
ein Gott mich befiedert
Den Scharen der Vögel
des Himmels gesellte!

Hier, wie im Anfang der Gegenstrophe:

Zum Garten der Götter
Der Flug mir gelänge,
wo menschlichen Schiffern
der Alte der Tiefe
zu fahren verwehrt.

ist das goethische Parzenlied in der „Iphigenia“ Vorbild gewesen:

So sangen die Parzen;
Es horcht der Verbannte
In nächtlichen Höhlen,
Der Alte, die Lieder u.s.w.

vielleicht ist hier der „Alte“ — im griechischen Text nur *ποντομέδων* — eine Erinnerung an Goethe, wenn auch in dem einen Fall Tantalus, in

dem andern Charon gemeint ist. Auch öfters kehren die Klänge des goethischen Parzenliedes wieder, so ganz deutlich im Herakles 1030:

> es weichen die Riegel,
> es springen die Pforten
> des hohen Palastes.
> Wehe,
> da liegen die Söhne
> entseelt um den Vater
> in grauser Gemeinschaft.

Dies wären wohl die wichtigsten Metra Goethes, welche zur Belebung antiker beigetragen; aber auch Theklas Klage:

> Laßt rinnen der Zähren vergeblichen Lauf —

ist wohl nicht ohne Einfluß auf den Beginn des Trauergesanges an Agamemnons Grabe:

> Laßt rinnen die Zähren,
> zerrinnen im Staub ...

ἱει δάκρυ καναχές. Andere sehr wohlgelungene Chorstellen seien hier noch angeführt, auch deshalb, weil sie zeigen, wie der Verfasser mit diesen freien goethischen Rhythmen doch das griechische Maß im allgemeinen wiederzugeben verstand. Der großartige Trauergesang am Totenhügel Agamemnons hebt an:

> – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
> ὦ πάτερ αἰνόπατερ
>
> – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑
> Vater, unseliger Vater,
> welches Gebet, welch' Opfer
> zieht dich empor aus der Tiefe,
> da der Schlummer dich fesselt?
> Licht und Nacht sind geschiedene Reiche.
> Doch an der preisenden Klage
> freu'n wir uns alle, des Atreus
> weiland Geschlecht.

Wer möchte sich nicht solcher deutschen Strophen erfreuen, ebenso wie der folgenden:

> Erde nähret reißend wilder
> Tiere Brut
> sonder Zahl.
> Tief in Meeres Schlüften wimmelt
> Ungeheuer
> Fischer Schrecken.
> Droben zieh'n Himmels Wolken
> blitzesschwanger,
> Und von dem Wüten der Windsbraut
> weiß zu erzählen
> was da fleugt und kreucht.

Oder hören wir in „der Mütter Bittgang“ den Chor der Flehenden:

Es flehen die Greisinnen, Greisin, dich an,
du siehst uns am Boden, wir fassen dein Knie,
erlös' unsre Söhne,
bestrafe den Frevel.
Die Erschlagenen liegen verwesend,
den Tieren des Feldes zum Fraße.
Du siehst an der Wimper die Zähre, du siehst
die Runzeln der Wange vom Hagel zerfetzt,
ein jämmerlich Schauspiel.
So raste die Trauer.
Die Erschlagenen darf ich im Sarge
nicht betten, nicht deckt sie die Erde. —

Klingt das wie eine Übersetzung?

Auch glauben wir originelle Poesie zu vernehmen in dem Chor im Ödipus:

Ach, die Leiden, die wir dulden,
wer zählt sie?
Seuche wütet im Volke,
Wehr weiß niemand und Waffen
wider die Pest.
Früchte des Feldes wollen nicht reifen,
Wehen nicht lösen der Kreißenden Bürde,
wandernder Vögel Zügen vergleichbar,
stärker als wilden Feuers Gewalt,
drängen sich Scharen von Sterbenden rings auf dem dämmernden Wege
zum abendlichen Hadesstrand;

im letzten Vers *ἀκτὰν πρὸς ἑσπέρου θεοῦ* wird das antike Metrum ganz genau innegehalten.

Eine schwierige Frage war es, wie diejenigen Teile einer griechischen Tragödie im Deutschen zu behandeln seien, welche zwischen Prosa und Poesie in der Mitte stehen, nämlich die Anapäste. Deutschen Anapästen hat bekanntlich der Verfasser den Krieg erklärt und in den meisten Fällen, ebenfalls Goethe folgend, serbische Trochäen, wie sie am Schluß der „Pandora“ stehen, anstatt derselben eingeführt. Und an vielen Stellen kann man diesen Wechsel nur billigen. Wer könnte z. B. jene lange Reihe von Anapästen ertragen, wie sie im „Agamemnon“ vorkommen und wie sie auch in einer deutschen Nachbildung stehen müßten, falls man wörtlich übersetzte. Man höre Droysen:

Zehn Jahre nun sind's,
Da gen Troja Priamos mächtiger Feind
Menelaos der Fürst, Agamemnon mit ihm
Mit gedoppeltem Thron, mit gedoppeltem Stab
Vom Kroniden geehrt, das gewaltige Paar
Der Atriden, von hier mit gewappneter Macht
Fortzogen zum Streit
Mit den tausend Argeischen Segeln u. s. w.

Oder auch Todt:

> Zehn Jahre sind's her, seit das mächtige Paar
> Der Atriden, die Fürsten des doppelten Throns,
> Menelaos der Fürst und Agamemnon,
> Zum gewaltigen Kampf gegen Priamos Burg
> Das Geschwader der tausend Segel von hier
> Wegführten in streitbarem Zuge.

Das ist alles sehr schön, leider aber geht es so ca. 50 Verse fort, und dann werden Anapäste ebenso eintönig wie deutsche Hexameter, von denen sie auch dem Klange nach bei uns sich schwer unterscheiden lassen. Und so ist Wilamowitz' Wiedergabe nur zu billigen:

> Zehn Jahre sind's, daß Atreus Söhne
> Priamos von Troja große Gegner,
> König Menelas und Agamemnon,
> beide Fürsten göttlichen Geblütes,
> beide stolz die Fürstenwürde wahrend,
> der Hellenenflotte tausend Segel
> aus den Häfen unsres Landes führten,
> auszufechten ihren Rachekrieg.

Aber nicht immer haben griechische Anapäste einen so ruhigen, würdevollen Gang; oft bezeichnen sie ja Affekte höchster Erregung, und wenn der Eumenidenchor V. 307 anhebt:

> *ἄγε δὴ καὶ χορὸν ἅψωμεν, ἐπεὶ*
> *μοῦσαν στυγερὰν*
> *ἀποφαίνεσθαι δεδόκηκεν,*
> *λέξαι τε λάχη τὰ κατ' ἀνθρώπους*
> *ὡς ἐπινωμᾷ στάσις ἁμά.*

so ist dieser Ton furchtbaren Gesanges sehr herabgestimmt, wenn Wilamowitz anhebt in trochäischem Fuße:

> Auf denn, reicht zum Reigen euch die Hände,
> singen wollen wir das grause Lied,
> unsres Amtes Pflichten zu verkünden,
> das wir üben in der Menschenwelt . . .
> Unser Ruhm ist grades Recht zu schaffen.
> Wo der Wandel rein, die Hände rein,
> kommen nimmer wir mit Zorn und Rache,
> und in Frieden fließt das Leben hin.
> Aber wer in Sündenschuld wie dieser
> eine blut'ge Mörderhand verbirgt,
> Dem erscheinen wir.

Das gilt für viele Fälle.

Ebenso ist er, nach meinem Dafürhalten wenigstens, zu weit gegangen in der **Verbannung des alten Trimeters**, des Senars. In der Übersetzung des Äschylos zwar finden wir den alten Trimeter,

welcher nicht bloß unserem äußeren Ohr die alte Tragödie näher bringt, aber bei Sophokles und Euripides hat er den modernen Blankvers zugelassen. Das ist gewiß bei Euripides zu billigen, sind ja doch seine Tragödien im Verhältnis zu seinen Vorgängern „entgöttert", und wenn seine Verse sich in den Dialogpartien oft nicht allzusehr über die Prosa erheben, so würde der schwer einherschreitende deutsche Trimeter, wie die goethische Pandora und einzelne Teile von Schillers „Jungfrau" und der „Braut von Messina" ihn aufweisen, diesem Charakter nicht entsprechen. Aber wie steht es mit Sophokles? Paßt auch für ihn das Versmaß der „Iphigenie" und des „Don Carlos"? In dem Vorwort zum „Hippolytos" hat der Verfasser diese Frage nicht erörtert; in den später erschienenen Übersetzungen der sophokleischen Stücke den Blankvers gebraucht, ohne Gründe anzugeben. Wenn er schon auf Mißbilligung, wie er sagt, für den jambischen Fünffuß in seinem Euripides rechnet, so wird er wohl auf noch geringere Zustimmung rechnen können, wenn sein „König Ödipus" in diesem leichteren Maße auftritt. Und in der That scheint uns gerade für die erhaltenen sophokleischen Dramen nichts weniger geeignet zu sein als dieser kürzere jambische Vers. Sophokles' Stücke dürfen doch wahrlich nicht herabgestimmt werden, am allerwenigsten der „König Ödipus"; durch die Verwendung des Blankverses geschieht dies aber, und unwillkürlich denkt man moderne Konversation in „Schillers Wallenstein" oder in Wests „Donna Diana" zu hören. Diese Erwägungen sind dem Verfasser natürlich auch aufgestiegen, und wenn er wie Hubatsch in seiner Übersetzung, entgegen der Übersetzung Wendts doch zu dem kürzeren Vers sich entschloß und trotzdem nicht glaubte, das tragische Pathos dadurch zu zerstören, so bleibt es nur zu bedauern, daß er seine Theorie nicht näher begründet hat.

Doch wenn je Theorie grau ist, so ist es die der Übersetzungskunst, hier kommt alles auf die goldenen Früchte am grünen Baume an; ob und wie solche in den Dialogpartien sich finden, wollen wir nun im einzelnen noch untersuchen.

Sehr glücklich scheint mir hier der Verfasser in der Nachbildung der durch die Verbindung mit einem Partizipium entstandenen griechischen Wörter zu sein, sei es daß das eine Wort ein Substantivum oder ein Adjektivum ist. Auch hier ist Goethe ihm Leitstern gewesen, zuerst hat wohl Klopstock für Goethe hier den Ton angegeben, dann hat die Lektüre griechischer Tragödien jenen selbständig hier zu Neubildungen von Wörtern schreiten lassen, welche nicht nur in Zusammensetzungen mit all- (allbegabt, allbezwingend), mit wohl- gott- (ein gottgesandtes Übel *θεήλατον κακόν*), sondern auch in jeglicher andern Komposition ein charakteristisches Merkmal der Iphigenia, der

Helena, der Pandora geworden sind. Wir führen an bei Wilamowitz: rauchgeschwärzt (*δύσκαπνος*), nachtgeboren, nachtumwittert (*νυκτίπλαγκτος*), taubenetzt (*ἐνδρόσιον εὐνήν*), schlummerscheuchend, thränengefreite Erinys (*νυμφόκλαυτος Ἐρινύς*), kindesgleich (*ἰσόπαις*, stützen mit dem Stabe unsres Alters kindesgleiche Schwäche), mutgeduldig (*τλησικάρδιος*). Wie man schon aus einigen dieser Beispiele sieht, gab mitunter das Griechische keine Veranlassung, gerade solche partizipiale Wortbildung zu wagen, und andere Stellen bestätigen dies, so wenn verschieden gemutet (in der ersten Ausgabe der Übersetzung vom Jahre 1885 steht einfacher: verschieden geartet) gebildet wird, während Äschylos Agam. 122 sagt: *δύο λήμασι δισσοὺς Ἀτρείδας*.

Und hier möge einiges folgen, das zeigt, wie sehr frei und selbständig der Verfasser mit dem griechischen Texte geschaltet, es lag ihm immer an erster Stelle daran, den Sinn zu treffen und ein geschmackvolles poetisches Deutsch zu formen. Einige der hier zu erwähnenden Stellen halten wir gerade für die Krone seiner Kunst, so wenn er Äsch. Agam. 643

δίλογχον ἄτην, φοινίαν ξυνωρίδα

wiedergiebt mit:

Verderbens Doppelschneide, Mordes Henkerpaar.

oder Choeph. 212:

εὐχὰς ἐπαγγέλλουσα, τυγχάνειν καλῶς

Nur für die Zukunft bitte noch um Trefferglück,

ebenso schaltet er frei, wenn er Hippolytos 534 den Anfang der Strophe:

ἄλλως ἄλλως παρά τ' Ἀλφεῷ

wiedergiebt:

Thorheit, Thorheit!
opfert das Volk der Hellenen zwar.

ebenso ist gehalten

Hipp. 701: *πρὸς τὰς τύχας γὰρ τὰς φρένας κεκτήμεθα*
Der Klugheit Maßstab ist ja der Erfolg.

Auch schadet es nichts, wenn dabei specifisch griechische Vorstellungen, besonders solche mythischer Art, zu Grunde gehen, z. B. wenn es Öd. rex 1228 nur heißt: Der Erde Riesenströme, wo im Urtext der Istros und Phasis steht. Ganz wörtlich dagegen ist jener berühmte Vers der Furienjagd wiedergegeben *λαβὲ λαβὲ λαβὲ λαβέ, φράζου* und zwar vortrefflich mit Beibehaltung des alten Metrums:

pack án, pack án, pack án, pack án, súch', such',

und hiermit hat dieser Vers seine endgültige klassische Verdeutschung gefunden, nach vielen vergeblichen Versuchen andrer:

Faß! Faß! Faß! Faß! Achtung (Todt)

und:

Faß ihn! Faß ihn! Faß ihn! Faß ihn! Hetz! (Droysen).

Gewiß, wenn man den Geist eines Verses wiedergeben will, muß man die Form der fremden Sprache zerbrechen, und ein Meister, wie von Wilamowitz-Möllendorff, hat dazu das Recht; indessen, wo es nicht nötig ist, da, wo auch unsre Sprache das fremde Idiom durch Worte wiedergeben kann, welche durchaus die gleichen Vorstellungen in uns erwecken, ist das Zerbrechen der Form nicht zu dulden; so ist es gekommen, daß an einigen Stellen mehr als im Urtext steht, d. h. daß die Übersetzung poetischer sein will. Warum z. B. Öd. rex 1235: Der Jokaste Königsauge brach, wo die einfache Botenmeldung: τέθνηκε θεῖον Ἰοκάστης κάρα solche verblümte, modern-romantisch angehauchte Redeweise verbietet? Das κάρα als „Haupt" für gefürstete Personen konnte nach Goethes Vorgang ohne Anstoß mit „Haupt" wiedergegeben werden. Aus ähnlichem Bestreben ist nach meinem Dafürhalten der berühmte Vers:

ὁ πᾶσι κλεινὸς Οἰδίπους καλούμενος

mißlungen. Einfache Übersetzungsarten, wie bei Hubatsch:

als der erlauchte Ödipus gepriesen

schienen ihm wohl die im Urtexte liegende ὕβρις nicht zu treffen; aber wenn er mehr bieten wollte und gab:

vor dessen Majestät sich jeder beugt,

wendet er eine Alltagsphrase an, noch dazu durch das Fremdwort das zerstörend, was des Dichters Vers erreichte: in landläufigen Worten seiner Sprache durch Mehrung von volltönenden Diphthongen Erhabenheit bis zur frevelhaften Überhebung auszudrücken.

Verleitete ihn so das Streben, mehr zu geben als das Griechische, zu einigen Mißgriffen, so mußte er an einigen Stellen doch weniger bieten. Die überkühne Verbindung zweier Metaphern, die doch im Munde von Wesen, wie die Eumeniden es sind, so charakteristisch ist, Eum. 252:

ὀσμὴ βροτείων αἱμάτων με προσγελᾷ.

Geruch von Menschenblut, er lacht mich an,

wagte er nicht hinüberzunehmen, wie Droysen: der Duft von frischem Menschenblute lacht mich an, sondern gab einfach: von Menschenblute weht uns süße Witterung an, das προσγελᾶν ist verschwunden.

Können wir hier sein Verfahren weniger billigen, so werden gewiß aber auch bei andern viele Einzelheiten Billigung finden, deren Eigenart wir teils in Neubildung, teils in Wiederbelebung einzelner Worte für die Übersetzung griechischer Tragödien erblicken. Sehr hübsch ist *νεῶν ἔπαρχος* als „Flotten-Herzog" wiedergegeben, ebenso im Agam. 1356: *οἱ δὲ τῆς μελλοῦς κλέος* durch „Zauberweisheit", die Neubildung hier um so gerechtfertigter, als im Griechischen *μελλώ* ein *ἅπαξ λεγόμενον* ist. Wer erfreute sich nicht an den Eumeniden als „Ekelschensalen", *βδελύκτροποι*, oder Öd. rex 17 „unflügge Jugend", — oder „Wucherwurzeln", Agam. 1565, an der schönen Wiedergabe von Öd. rex 152 *ἰήιε Δάλιε παιάν* durch: delischer Heiland, oder an Eum. 139 *δευτέροις διώγμασιν* „mit der zweiten Hatz"? — Goethe war ihm auch hier wieder oft genug Wegweiser, die „Mutter Nacht" *εὐφρόνης μητρὸς πάρα* kam zu Goethe wohl direkt von den Tragikern und von Goethe wohl wieder zu Wilamowitz-Möllendorff (Agam. 265; auch Eum. 416 *Νυκτὸς αἰανῆς τέκνα* gebraucht, wo *μήτηρ* nicht im Urtext steht); auch „Idas Feuer Urenkelkind" Agam. 311 *φάος τόδ' οὐκ ἄπαππον Ἰδαίου πυρός* erinnert an Goethes Helena: Orions Amme war die Ur-Urenkelin. Sicher stammt Agam. 14 aus Goethe: „denn statt des Schlafes ist die Furcht mein Bettgenoß — *φόβος γὰρ ἀνθ' ὕπνου παραστατεῖ* (so nur in der Ausgabe von 1885, in der neusten von 1900 mußte es abgeblaßt werden in: steht die Furcht an meinem Bett, mit Recht, denn *παραστατεῖν* ist allgemein gesagt), vergl. dazu im Nausikaafragment: „der Bettgenoß unsterblich schöner Frauen". Biblisch-goethisch ist gesagt: seine Kebse bracht' er heim — Helena: und kebste..., ebenso ist mit Recht wiederbelebt das so verspottete: „abegewendet", das sich in Faust II „Wasserstrom, der abestürzt" und in der Pandora findet: fliehe mit abegewendetem Blick", von wo es wörtlich hinübergeflossen ist in Agam. 781: da hebt sie sich abegewendeten Blicks: *παλιντρόποισιν ὄμμασι* (in der älteren Ausgabe übrigens ohne goethische Farbe: und wendet ab die Augen).

Auch andre Wendungen altertümlicher Art, die gerade nicht auf Goethe zurückgehen, hat er ins Leben zurückgerufen, so das bei H. v. Kleist sich findende „jemandem etwas stecken" in dem Sinne von: zustecken, einflüstern (Öd. rex 573: *εἰ μὴ σοὶ ξυνῆλθε*); diese Wendung ist aus ihrem Versteck wohl unnötig hervorgezogen worden, auch deswegen, weil der griechische Wortlaut zu so ungewöhnlicher Übersetzung keine Veranlassung bot; weniger bedenklich scheint mir die Hervorziehung des lutherischen Ausdrucks „Gemächte" = Gebilde, Öd. rex 870: *θνατὰ φύσις ἀνέρων*, nicht der Menschen sterbliches Gemächte.

Indessen hat die Übersetzung an einigen Stellen einen zu modernen Anstrich erhalten. Zwar das Wort „Schlüfte" (Choeph. 585: in des Meeres Schlüften ...., Eum. 396: sonnenlose Schlüfte, Eum. 1023 zu den Schlüften) könnte man sich noch gefallen lassen, aber wenn man Eum. 185 „Rabenstein" liest, — auf den Rabenstein gehört ihr, wo geköpft wird, wo geblendet wird, Verstümmelung der Knaben Menschenblüte knickt, gevierteilt wird, so wird man zu sehr ans Mittelalter erinnert; diese Vorstellungen sind dem Altertum zu fremd, als daß solche Wörter in eine Übersetzung griechischer Tragödien gehörten. Noch mehr Anstoß werden gewiß einige (deutsche) Wörter erregen, die teils ursprünglich Fremdwörter, jetzt eingebürgert, teils noch als Fremdwörter empfunden werden. Schon „Zeitung" will in eine griechische Tragödie uns nicht hineinzupassen scheinen, wie Agam. 644: *τοιῶνδε μέντοι πημάτων σεσαγμένον* — ja, wer mit solcher Zeitung schwerbeladen kommt — übersetzt wird. Freilich, liest man bei Todt: Mit solchem Leid belastet möchte man solch ein Erinyenlied ertönen lassen, oder bei Droysen: Ja, wem ein solcher Jammer aufgebürdet ist, so entsteht leicht die Vermutung bei denen, die den griechischen Text nicht einsehen, als wäre der Bote persönlich von solchem Leid wirklich betroffen, während doch nur im Überbringen und Melden von Unglücksfällen andrer das Leiden besteht. Diese Zweideutigkeit sollte wohl vermieden werden, und durch des Verfassers Übersetzung des Verses ist sie vermieden worden, aber warum denn nicht statt „Zeitung": Kunde, Nachricht? Der griechische Text bietet gar keinen Grund zu solch modernem Ausdruck, auch ist gerade an dieser Stelle des Boten Redeweise gar nicht vulgär, wie es der Ausdruck „Zeitung" ist. — Warum in den höhnenden, von Siegesübermut getragenen Worten der Klytämnestra: „und hier die Sklavin, die Orakelsängerin, ruht treu an seiner Seite, wie sie auf dem Schiff die Koje mit ihm teilte" der störende technische Ausdruck „Koje" (*ναυτίλων δὲ σελμάτων ἰσοτριβής*)? Warum nicht einfacher, im Stile Todts: sein Liebchen von der Bretterplanke, oder nach Droysens Art: die treue Buhle, die bei Ruderbank und Mast bei ihm umherlag? Vielleicht wird manchem ein Wort wie „Zeitung" oder auch „Koje" noch nicht so anstößig sein, aber kaum wird es einer billigen, wenn Agam. 21 *πυρὸς* mit „Fanal" wiedergegeben ist, mag auch vom rein sachlichen Standpunkte aus der deutsche Ausdruck sehr glücklich sein, oder wenn wir Hippolyt. 751 *πορθμίς* = Kreterjacht lesen, oder Od. 696 *εὔπομπος* = den rechten Kurs, oder Agam. 332: keiner sucht mit einem Zettel sich Quartier. Heut ist Fourier der Zufall (auch in der Ausgabe von 1885 finden sich diese Fremdwörter). Ähnlich wird jeder empfinden bei den Worten des Wächters Agam. 32: *τρὶς ἓξ βαλούσης*

τῆςδέ μοι φρυκτωρίας, wo in der ersten Ausgabe sehr schön übersetzt ist: mir fiel bei dieser Wache ja das große Los, während in der neusten, wahrscheinlich um des Wächters Rede volkstümlicher zu färben, die Schlimmbesserung steht: „ich warf auf dieser Wache ja den höchsten Pasch". Aber abgesehen davon, daß des Wächters Redeweise gerade in dieser Zeile von dem üblichen Sprachgebrauche nicht abweicht — der Verfasser wollte doch im Stile von Goethes Iphigenie, Pandora, Helena übersetzen —, finden sich in diesen Dramen dergl. Ausdrücke wie Pasch, Jacht, Koje, Fanal, Kurs! Durch solches Herbeiziehen von oft allerneusten Fremdwörtern, die wie Jacht sogar dem Sporte nahestehen, hat der Verfasser den tragischen Stil zerstört.

Dies ist auch an solchen Stellen geschehen, wo teils ganz vereinzelte, teils veraltete deutsche Worte und Wendungen zur Bezeichnung gewöhnlicher tragischer Ausdrücke stehen. Warum ist, während wir in der Ausgabe 1885 Agam. 145 lesen: Günstig flogen die Aare, doch nicht nur Freudiges kündend, in der neusten Ausgabe geändert: doch kann auch Unheil bergen der Angang? Warum lesen wir Öd. 972 von Polybos und seiner Frau: (κεῖται παρ' Ἅιδῃ Πόλυβος ἄξι' οὐδενὸς) die sind nun ab und tot, eine Redensart, welche auch Herakles 69 wiederkehrt: καὶ νῦν ἐκεῖνα μὲν θανόντ' ἀνέπτατο und jetzt ist all das ab und tot?[1]) Warum solche seltene, durchaus dialektische Wendung, die ich nur bei dem bayrischen Reiseschriftsteller Ludwig Steub augenblicklich zu belegen vermag (Kl. Schriften 1873, IV, Nach Hohenrhätien S. 68), in Versen, von welchen nur der im Herakles etwas poetischen Flug nimmt, aber auch zu solch ungewöhnlicher Wiedergabe den Übersetzer gar nicht zwang? Zu diesen wohl aus falscher Theorie mißglückten Proben seiner Übersetzungskunst mögen sich als letzte die Ausdrücke „Senne" und „Alm" anschließen, welche Öd. 1028 sich finden: ὀρείοις ποιμνίοις ἐπεστάτουν — ich weidete die Herde auf der Alm, und ebenda 1102: τῷ γὰρ πλάκες ἀγρόνομοι πᾶσαι φίλαι —. Apollon waltet der Herden auf Sennen und Alm. Sennen und Alm passen für Schillers „Wilhelm Tell", nicht für griechische Tragödien; sogar nüchterne Phantasie

---

1) Auch in „der Mütter Bittgang" 1138, wo im Urtext βεβᾶσι zu lesen, steht „ab und tot":

> Ab und tot. Weh mein Vater.
> Ab und tot, sie alle, fort
> in den Äther.

Als Redensart wird ab und tot sein in Heynes Wörterbuch zwar citiert, aber ohne jede Belegstelle. — Bei dem oben erwähnten Steub findet sich auch das Wort „Angang" wie bei v. Wilamowitz, z. B. S. 71: beim Angang der Fehde.

reiht solchen Begriffen ohne weiteres durch selbstgegebene Ideenverbindung andere Begriffe, wie Bergtrazeln, Schweizermilch, Schweizerkäse an, welche gleich blutzersetzenden Bakterien auf antik-tragisch gesättigtes Hirn wirken.

Es ist, wie gesagt, nicht recht begreiflich, wie ein Gelehrter, dem die Musen gewiß nicht abhold sind, diese Absonderlichkeiten in seinen Übersetzungen zuließ; aber da es nun einmal geschehen, ist es Pflicht jeder Kritik, hier nicht zu schweigen, ebenso wie es anderseits ihm gegenüber unbillig wäre, jeden Vers anzuführen, der vielleicht zu prosaisch übersetzt ist; in sieben Tragödien finden sich natürlich solche. Nur auf den Schluß der Choephoren und der Eumeniden sei hier hingewiesen; wenn man hier die Versabteilung fortließe, so würde man an den Worten kaum merken, daß man Poesie vor sich hat. „Also hat sich jähes Ungewitter über unserm Königshaus entladen, schon zum dritten Male schlug es ein. Erst der Knäblein jämmerliches Schicksal, da Thyestes Unerhörtes litt. Zweites Opfer war ein Mann"; oder: „nicht ohne Mitleid sah ich dieses Paares Fall; allein es ist der Abschluß (!) vieler blut'ger Greu'l u.s.w. Hier merkt man nur an dem Rhythmus, daß man Poesie liest, weder die Worte an sich noch die Wortstellung haben irgend etwas Poetisches. Wendungen wie Öd. rex 198: sonst ist's aus, selbstverständlich hätten auch noch ausgemerzt werden können, ebenso wie der unedle Ausdruck „schwindeln" in des Theseus Rede 849: „es schwindeln beide, Hörer und Erzähler" (κενοὶ γὰρ οὗτοι τῶν τ' ἀκουόντων λόγοι καὶ τοῦ λέγοντος) nicht stehen bleiben durfte oder die störende Häufung einsilbiger Wörter 977: denn wenn ich dies von dir mir bieten lasse; endlich ist das Wort alleine unerträglich im Herakles 635: das Geld alleine scheidet hoch und niedrig. Überhaupt sind, wenn ich recht empfinde, die jüngst erschienenen Übersetzungen nicht in jenem vollen poetischen Geiste geschrieben wie die früheren, der Agamemnon und der Hippolytos. Doch nun genug der Ausstellungen; will man einem Gelehrten wie v. Wilamowitz-Möllendorff gegenüber, der gewiß keine Zeile ohne vorherige Überlegung niedergeschrieben hat, ein abschließendes Urteil wagen, so wird man sagen müssen, daß die Neigung, den Sinn oder vielmehr, möchte ich sagen, die Stimmung mancher griechischen Verse ganz genau wiederzugeben, ihn zu einigen, nach meinem Dafürhalten nicht zu billigenden Modernisierungen verleitet, welche dem Geiste und der Sprache der Tragiker fernstehen. Es ist natürlich klar, daß diese einzelnen Ausstellungen einzelner Stellen den hohen Wert des ganzen Werkes nicht im geringsten herabsetzen können; zum ersten Male ist hier das Prinzip, die Sprache der klassischen Dramen eines Goethe für die Wiedergabe griechischer Tragödien zu verwerten, folgerichtig durch-

geführt, und dadurch sind vor allem die Chöre unserm Ohre und Verständnis nahegebracht. Sieht man von den obengenannten Übertreibungen ab, die sich leicht ausmerzen lassen — der Verfasser ist ja, wie ein Vergleich der früheren und späteren Ausgaben des Agamemnon und Hippolytos zeigt, Änderungen gar nicht abgeneigt —, so ist mit diesen Übersetzungen für absehbare Zeiten die Bahn gewiesen, welche Nachfolger betreten müssen. Vielleicht erregen die bezeichneten Verse nicht nur in kritischen Kreisen Anstoß, sondern jetzt auch bei dem Verfasser selbst, der zwar sich oft gebärden soll wie weiland Kaiser Augustus bei Horaz: cui male si palpere, recalcitrat undique tutus (Serm. II1, 20). Dies kann natürlich keinen, der es mit seiner kritischen Aufgabe ehrlich und redlich nimmt, irgendwie abschrecken. —

Goethe sagt (Unterh. mit v. Müller 18. August 1827): „Beim Übersetzen muß man sich nur ja nicht in unmittelbaren Kampf mit der fremden Sprache einlassen. Man muß bis an das Unübersetzbare herangehen und dieses respektieren, denn darin liegt eben der Wert und der Charakter einer jeden Sprache." Das ist gewiß schön und richtig gesagt, bewahrt aber nicht vor Abwegen. Denn fast jeder Übersetzer wird leicht versucht, immer wieder diesen unmittelbaren Kampf zu wagen, wie es auch ihm allein, seinem ganz subjektiven Ermessen anheimgestellt ist, zu beurteilen, was unübersetzbar ist, was nicht, während andere darüber naturgemäß anders empfinden. Daher bleibt es immer undankbar, Übersetzungen zu schreiben, freilich noch undankbarer, sie zu kritisieren.

Martin Greifs Ergänzung des Demetrius von Schiller.[1])

Von Prof. Dr. Julius Sahr in Gohrisch bei Königstein.

Keiner unserer Dichter ist dem Volke so ans Herz gewachsen wie Schiller. Die Wissenschaft hat mit dieser Vorliebe der Nation nicht immer gleichen Schritt gehalten. Während das wissenschaftliche Studium Goethes eigentlich nie geruht und sich ziemlich stetig in derselben Höhe erhalten hat, kann man dies von dem Schillers nicht sagen. Aber seit etwa zwei Jahrzehnten steht auch Schiller wieder im Mittelpunkt einer überaus regen Forschung, so daß das seltene Freundespaar auch darin wieder gleich behandelt wird.

---

1) Schillers Demetrius. Das Fragment, dazu ein Nachspiel mit Prolog und rhapsodischem, von vier lebenden Bildern begleiteten Epilog. Von Martin Greif. Leipzig, Amelang, 1902. 8°. IV, 60 S. Preis 1 M.

An der allgemeinen Liebe und Aufmerksamkeit hat Schillers letztes und unvollendetes Werk, sein Demetrius, stets lebhaften Anteil gehabt. Ist es doch voll der herrlichsten, zu goldklarer Sentenzenform ausgeprägten Gedanken! In welchem andern Werke hätte Schiller eine solche Summe politischer Weisheit niedergelegt? Das Lob der Gerechtigkeit im Staatsleben, die Regenten-Ratschläge König Sigismunds gelten noch heute, und das Wort von den Stimmen, die zu wägen, nicht zu zählen seien, ist in aller Munde. Wer kennt nicht die polnische Reichstagsscene und den Monolog der Marfa? Kurz, der Demetrius ist uns nicht weniger vertraut als die übrigen Werke unsres Lieblingsdichters.

Aber der Demetrius hat seit bald einem Jahrhundert noch aus anderen Gründen angezogen, gereizt, gefesselt: als Schillers größter Torso hat er auch immer wieder Dichter beschäftigt. Ein Wunder ist es wahrlich nicht! Zu dem großen Wurfe des Stückes, zu dem hinreißenden Zuge Schillerischen Pathos kommt hier noch das Geheimnisvolle des unvollendeten Werkes, über dessen Fortsetzung der Dichter zahlreiche, manchmal freilich miteinander schwer zu vereinigende Notizen und Entwürfe hinterlassen hatte. Das alles lockte zur Nachfolge, bez. zur Ergänzung des Torsos im Sinne Schillers. Nirgends im Demetrius zeigt sich ein Nachlassen der dichterischen Kraft; der Anlauf, den die Handlung nimmt, ist so mächtig, wie kaum irgendwo in Schillers Dramen, die Sprache so markig, so tönend, so geläutert, die Charaktere des Demetrius und der Marfa so königlich und hochgesinnt, der dramatische Zug so hochgespannt, daß man sich kaum denken kann, wie in alledem eine Steigerung noch möglich wäre. Und doch, es hätte eine kommen müssen!

Ich versage es mir, hier näher auf den Torso einzugehen; es ist in dieser Zeitschrift[1]) schon so oft und trefflich über diesen Stoff sowohl wie über Schiller im allgemeinen gehandelt worden, daß ich bereits Gesagtes nur wiederholen könnte. Statt dessen sei auf eine vielleicht weniger bekannte Äußerung Gottfried Kellers hingewiesen. In seinen Gedanken bei der Schillerfeier am Mythensteine (1860) kommt Keller auch auf den Demetrius zu sprechen und sagt[2]): „Schiller war, als er abscheiden mußte, zu der Reife gediehen, von jedem gegebenen Punkte

1) Ich nenne nur im XV. Jahrgange die trefflichen „Anzeigen aus der Schillerlitteratur" 1900—1901 von Unbescheid und die gehaltvolle Studie „Ehrgeiz und Liebe in Schillers Dramen" von Strack.

2) Ich entnehme die Stelle dem VII. Berichte Max Kochs über Neuere Goethe- und Schillerlitteratur (Berichte des Freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt am Main 1893 S. 392); sie steht in Kellers Nachgelass. Schriften und Dichtungen 2. Aufl. Berlin 1893.

aus die Welt treu und ideal zugleich aufzubauen. Die unmittelbare Beschreibung, sobald sie sich für Dichtung geben will, bleibt immer hinter der Wirklichkeit zurück; aber die dichterische Anschauung, die sich gläubig und sehnsuchtsvoll auf das Hörensagen beruft, wird sie gewissermaßen überbieten und zum Ideal erheben, ohne gegen die Natur zu verstoßen." Man kann hinzufügen, daß dies freilich nur einem Dichter von dem besonderen Schlage Schillers gelang; seiner Eigenart glückte es wirklich! Im allgemeinen, und das beweist z. B. kein Geringerer als Goethe, ist es nie vom Übel, wenn der Dichter das, was er schildert, auch geschaut hat; keiner indes besaß jenes innere Schauen in stärkerem Maße als Schiller.

Soviel nun auch vom Demetrius und seiner Fortsetzung an Notizen des Dichters vorliegt: die Frage, wie dachte sich Schiller die Lösung des Demetrius-Problems, wird für uns nicht befriedigend beantwortet. Hätte Schiller seinen Helden wirklich so bald schon als Betrüger hingestellt, der dennoch seine Rolle nicht aufgeben, sondern durchführen will? Oder wäre er im Verlaufe der Ausarbeitung vielleicht noch zu einer anderen Lösung gelangt? Welche psychologische Vertiefung wollte er seinem Helden mitgeben, welche Seelen-Regungen und -Kämpfe in seine Brust legen? Wir wissen es nicht: Dies und manches andere ist mit dem Hinscheiden Schillers unwiederbringlich dahin — und das alles wahrscheinlich und uns völlig glaubhaft zu machen, wäre wohl nur einem zweiten Schiller gelungen.

Es ist bekannt, daß Goethe, der doch wie keiner in der geheimnisvollen Dichterwerkstatt des Freundes heimisch war, den Demetrius selbst vollenden wollte. Die Stelle[1]) ist zu bedeutend, um sie ganz zu übergehen; einiges davon mag hier Platz finden: „Als ich mich ermannt hatte (von der Todesnachricht, die niemand vor ihm auszusprechen wagte), blickte ich nach einer entschiedenen, großen Thätigkeit umher; mein erster Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Von dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen: Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und anderen für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward ebensowenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen, wie seine eigenen hin- und herzuwenden. Und so hatte ich alle seine Stücke, vom Wallenstein an, zur Seite begleitet, meistenteils friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal, zuletzt wenn es zur Aufführung kam, gewisse Dinge mit Heftigkeit bestritt, wobei denn endlich einer oder der andere nachzugeben für gut fand. So hatte

1) In den „Annalen" unter dem Jahre 1805, auch abgedruckt in der Hempelschen Schiller-Ausgabe XVI, 331 flg.

sein aus- und aufstrebender Geist auch die Darstellung des Demetrius in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge, wie er die Exposition in einem Vorspiel bald dem Wallensteinischen, bald dem Orleanischen ähnlich[1]), ausbilden wollte, wie er nach und nach sich ins Engere zog, die Hauptmomente zusammenfaßte und hie und da zu arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereignis vor dem andern anzog, hatte ich beirätig und mitthätig eingewirkt; das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde, unsere Unterhaltung, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaktion eigener und fremder Stücke hier zum letztenmal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte" ... Aber es kam nicht dazu! „Nun war Schiller mir eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt ... Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit, die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand"[2]) ... Welch ein Zeugnis für das Verwachsensein beider zu einer Einheit, welch ein Zeugnis für Goethes Herz, das manche für kalt und selbstsüchtig hielten, und von dem einer, der urteilen durfte[3]), bezeugte: „Goethes Herz, das wenige kannten, war so groß wie sein Geist, den alle kannten."

Wenn nun trotz Goethes Verzicht zahlreiche Dramatiker nicht vor dem Wagnis, den Demetrius fortzusetzen, zurückschreckten, so möchte man gern annehmen, daß sie weniger der Ehrgeiz leitete, etwas Schiller Ebenbürtiges zu schaffen, als der ganz richtige Gedanke, daß Schillers Demetrius ebenso wie seine anderen Dramen auf die Bühne gehörte, daß es sich also darum handle, eine einigermaßen annehmbare, abgerundete Bühnendichtung herzustellen unter mehr oder minder genauer Anlehnung an Schillers hinterlassene Entwürfe.

So bescheiden selbst dieses Ziel gesteckt war, erreicht wurde es nicht. Keine der zahlreichen Demetrius-Dichtungen hat sich auf der Bühne zu halten vermocht; auch an dieser Aufgabe sind die Nachfolger Schillers gescheitert. Im Grunde genommen ist dies natürlich und nichts weniger als verwunderlich. Von 1817 an, wo Maltitz mit einem Versuche der

---

1) Davon haben sich schöne ausgearbeitete Scenen in seinem Nachlasse vorgefunden.

2) Auch dieses einzig schöne innige Verhältnis beider berührt Greifs Nachspiel mit einigen von feinem Verständnis zeugenden Versen S. 45 und 51.

3) Jung Stilling, unter anderen auch bei Koch a. a. O. S. 364 erwähnt.

Art auftrat, bis 1893 nenne ich nur folgende Namen: Bodenstedt, Kühne, Gruppe, Hebbel, Laube, Sievers, Weimar. Mancher dieser Dichter hat, wo er ganz er selbst sein konnte, Gutes, Eigenartiges, ja Bedeutendes geleistet; aber als Demetrius-Fortsetzer durfte eben keiner seiner Eigenart ungehindert folgen. Anderseits machte aber auch niemand ungestraft den Versuch, in eine fremde Haut — und sei es die eines Schiller — hineinzuschlüpfen. Es blieb demnach meist ein unglückseliges Mittelding übrig, das weder nach der einen noch nach der anderen Seite befriedigte.

So sind denn meines Wissens die Bühnen wieder auf dem Standpunkte angelangt, von dem sie nach Schillers Tode ausgingen: sie geben das Demetrius-Fragment nur noch allein. Damit stehen freilich die Bühnenleiter vor der wichtigen praktischen Frage: wie den Theaterabend ausfüllen? Denn dazu ist natürlich das Demetrius-Fragment viel zu kurz. Es mit einem anderen Schillerischen oder gar fremden beliebigen Stück zusammenzuspannen, geht nicht an. Man hilft sich nun wohl auf verschiedene Weise, z. B. dadurch, daß man noch Schillers Glocke, von lebenden Bildern begleitet, nachfolgen läßt.

So hübsch dies Auskunftsmittel auch ist, so bleibt es doch unbefriedigend. Mit dem Fallen des Vorhangs über dem letzten Auftritt des Fragments sind doch nicht auch die Gedanken des Zuschauers von diesem Stoffe abgeschnitten. Das müßten seltsame, oberflächliche Menschen sein, die damit ohne weiteres zufrieden wären und sich nun frohen Mutes die Glocke mit schönen lebenden Bildern auftischen ließen. Nein, hier klafft eine weite, innerlich nicht auszufüllende Lücke! Hier verlangt der Sinn des Zuschauers unbedingt etwas anderes, Besseres, Befriedigendes, selbst wenn er zugiebt, daß volle Genüge im Sinne Schillers niemand zu gewähren vermag!

Ein solch anderes, Besseres, Befriedigenderes sucht nun Martin Greifs Nachspiel zu Schillers Fragment zu geben. Der Versuch scheint mir im höchsten Grade beachtenswert und gelungen.

Hauptsache ist — und das beruhigt zunächst über das Schicksal von Greifs Dichtung — Greif verzichtet vollständig auf die dramatische Fortsetzung des Fragments. Er ist der erste Dichter, der aus der Geschichte der bisherigen Fortsetzungen und aus der Natur des Problems selbst die Lehre zieht: Die Hände weg vom Demetrius! Er verfiel der Verlockung dazu, die sicher stark genug war, nicht und zog die einzig logische Konsequenz, nicht in Wettbewerb mit Schillers Fragment zu treten. Auch daran that er sehr wohl, daß er überhaupt nichts dramatisch Bewegtes neben den Torso setzte. Ist Schillers Fragment eminent dramatisch, so ist nämlich Greifs Nachspiel durchweg lyrisch

gehalten. Wogt dort — bei Schiller — ein stark pulsierendes, fast ganz in Handlung aufgelöstes Leben, so tritt uns hier — bei Greif — ein feinabgetöntes Stimmungsbild entgegen, ein in gedämpften Farben gehaltenes Nachtstück, dessen Stärke lediglich im Auf und Ab der Gefühle liegt. Dramatische Bewegung hat Greif seinem Nachspiel nur soviel gegeben, daß es für sich Anteil zu erwecken vermag, aber ja nicht etwa soviel, daß es die Aufmerksamkeit des Hörers vom Demetrius, der geschickt immer wieder darin vorkommt, ablenkt. Ist der Hörer, wenn der Vorhang sich plötzlich über Schillers Fragment senkt, mächtig erregt, so übt Greifs Dichtung eine edel beruhigende Wirkung aus, die tief aufs Gemüt geht. Anstatt also mit Schiller zu konkurrieren, stellt Greif etwas anderes daneben, das Einzige, was selbständig neben dem unübertrefflich dramatischen Fragment bestehen kann: ein Stimmungsbild, etwas Lyrisches. So ward die Klippe, an der alle Vorgänger scheiterten, klüglich umschifft.

Aus noch einem Grunde ist dies weise gehandelt: In dem, was von Schillers Demetrius bühnenfertig vorliegt, kommt das weiche Element, das Gefühlsmäßige entschieden zu kurz. Uns ist beim Lesen des Fragments, als fehle den auftretenden Personen, ich möchte fast sagen, das beste Stück ihres Wesens, Gemüt, Herz! Demetrius geht ganz in seiner hohen Aufgabe, Zar von Rußland zu werden, auf; doch hat sein Ehrgeiz noch immer einen menschlich und männlich edlen Zug. Anders bei Marina; ihre Ehrsucht geht über das Weibliche, ja über das Menschliche hinaus. Ich bekenne offen, daß die Scene, wo Marina sich von dem polnischen Gesindel bereits als zukünftige Zarin huldigen läßt (die Greif S. 23 flg. nach Kettner vollständiger giebt als der Körnersche Text), mir geradezu einen widerlichen Eindruck macht. Sie kennt, wie sie selbst sagt, nur zwei Triebe des Handelns (S. 25):

> Die Liebe oder Größe muß es sein,
> Sonst alles andre ist mir gleich gemein.

Zu Demetrius treibt sie nun nicht die Liebe, sondern nur kalte, herzlose Selbstsucht; er soll ihr nichts als eine bequeme Staffel sein, um zum Höchsten emporzusteigen. Wie er zu ihr steht in seinem Herzen, erfahren wir nicht genauer. Marfa vollends, eine gesteigerte Gräfin Terzky, ist in jeder Faser ihres Wesens Heldennatur von überragender Größe, ein herber, gewaltiger, ans Dämonische grenzender Charakter, die wahre Heldin neben der innerlich kleinen Marina. Aber was sonst Menschenherzen bewegt oder ein weibliches Herz tröstet, liegt weit, weit hinter ihr (S. 28):

> Das ist eine feige Seele,
> Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
> Ersatz fürs Unersetzliche!

Ihr ganzes Wesen als Mutter und Zarin atmet nur noch glühenden Rachedurst!

Wo bleiben da die sanfteren, milderen Regungen des Menschenherzens? Wir wissen, daß Schiller beabsichtigte, auch sie in diesem Drama zur Geltung zu bringen in den zwei Episoden, die er für spätere Akte aufsparte: Demetrius-Axinia-Lodoiska und Romanow-Axinia. Aber zur Ausführung sind sie nicht gelangt! Um so willkommner ist es, daß Greifs Dichtung das ersetzt, was dem Fragment Schillers in dieser Hinsicht abgeht, indem sie den weichen, lyrischen Ton anschlägt. Das beruhigt und befriedigt. Denn Greif lenkt diese weichen Gefühle auf einen höchst würdigen Gegenstand, einen, der uns neben dem, was wir eben im Fragment gesehen, sofort fesseln kann: Schillers Tod. Ein innerer Zusammenhang besteht zwischen Fragment und Nachspiel; das plötzlich abgebrochene Schauspiel (Greif S. 40): „Da stockte jählings das entrollte Bild" — weist von selbst auf die Ursache des Stockens, des Dichters Tod hin. Das durch den Ansatz zum Trauerspiel geweckte tragische Empfinden, durch das Bruchstück selbst nicht zu befriedigen, findet also im Nachspiel die unbedingt nötige ernste Auslösung; das Scheiden des Dichters mitten aus Arbeit und höchster Anspannung, dem Tode des Helden auf dem Schlachtfelde vergleichbar, hat selbst etwas Tragisches; der Zuschauer bleibt in derselben ernsten Stimmung, und das Bedürfnis des Gemüts wird durch das Nachspiel befriedigt, ohne daß unsere Gedanken zu weit vom Demetrius selbst abgelenkt werden.

Ein kurzer Prolog (S. 39—41) stellt die Verbindung zwischen der abgebrochenen Vorstellung und dem Nachspiel her; er ist, wie der rhapsodische Epilog, der tragischen Muse in den Mund gelegt.

Im Nachspiel selbst (S. 41—52) werden wir in Schillers Arbeits- und Sterbezimmer versetzt. Es ist die Nacht vom 11. auf den 12. Mai 1805, also die Nacht der Bestattung des Dichters. Wilhelm von Wolzogen, Schillers Schwager, kehrt eben von seiner Reise heim; bei seinem Eintritt in die Stadt hatte er den Leichenzug erblickt, war ihm von ferne gefolgt und hatte so der Bestattung selbst beigewohnt, über die er berichtet. Eine bewegte Unterhaltung entspinnt sich zwischen ihm, seiner Gemahlin Karoline, dem alten treuen Diener Schillers Rudolf und dem bald darauf hinzukommenden Dr. Schwabe, der mit seinen Freunden soeben den Dichter freiwillig zu Grabe getragen hatte (an Stelle der Handwerkerzunft, die an der Reihe war). Den Dank Karolinens weist Schwabe mit den Worten ab (S. 49):

Nicht Dank verdient, was uns die Pflicht gebot!
Wie hätten wir auch anders handeln sollen,
Wenn wir die Schuld des Undanks gegen ihn
Nicht auf uns laden wollten, gegen ihn,
Der es verstand, uns ans Gemüt zu bringen,
Wie es kein anderer gleich ihm vermochte.
. . . .
Wie er den Blick emporgerichtet trug,
Wenn in Gedanken er versunken ging,
So war es stets sein Ziel, uns zu erheben
Und vom Vergänglichen emporzuziehn.

Als Schwabe begeistert das Glück preist, die ersten Aufführungen Schillerscher Werke miterlebt zu haben, wozu sie, die Musensöhne Jenas, jedesmal nach Weimar herüberpilgerten (S. 50):

Wie horchten wir in atemloser Stille,
Wenn, während in gewalt'gem Zug der Handlung
Bedeutungsvoll sich Bild auf Bild entrollte,
Im hohen Schwunge seiner Meistersprache
Des Schicksals Stimme selbst vernehmbar ward,
Die laut erklang, wie des Gerichts Posaune —

tritt Lotte, Schillers Witwe, plötzlich ein. Sie war unwillkürlich Zeugin seiner Bewegung geworden und dankt ihm (S. 50):

Die Worte waren Balsam für die Wunde:
Die also treu im Leben ihn geliebt,
Sie werden auch den Toten nicht vergessen!

Sie erfährt nun, welchen Liebesdienst die Freunde dem Verstorbenen geleistet (S. 51):

Zu wissen, daß er nach der Gruft gelangte
Auf Armen, die mit Liebe ihn umschlossen,
Gewährt mir einen wunderbaren Trost.

In diesem Rahmen wird uns der Dichter in seiner letzten Krankheit und Arbeit am Demetrius vorgeführt; sein Lebenskreis, seine Familie und gewohnte Umgebung, sein Wesen, letztes Wirken und Abscheiden tritt uns zwanglos entgegen. Schiller selbst wird trefflich charakterisiert, ebenso jede andere auftretende Person. Es wäre zu umständlich, dies hier auszuführen; aber so zart die Striche der Charakteristik Lottens, Karolinens, Wilhelms und Schwabes gehalten sind, so sicher und bestimmt sind sie hingesetzt und so getreu dem Wesen, wie es uns von ihnen überliefert ist.

Trotz der gedämpften Stimmung ist das Nachtbild farbensatt ausgeführt. Nirgends läßt Greif die Glut des Empfindens, die seine Verse beseelt, hell auflodern, nirgends tritt seine Wärme aus dem ernsten Rahmen, in dem das Nachspiel gehalten ist, heraus. Nichtsdestoweniger

weiß er ergreifend schöne Worte zu finden. Seine Sprache ist voll, melodisch und tönend; sie spitzt sich hie und da zu prächtigen Sentenzen zu. Und wie sind alle Umstände dichterisch ausgebeutet! Greif hatte sich z. B. mit der geschichtlichen, nicht aus der Welt zu schaffenden Thatsache abzufinden, daß Schiller so armselig, oder wie Goethe sagt, „gepränglos" mitten in der Nacht bestattet wurde. Er giebt dieser Thatsache durch den Mund der lebhaft erregten Karoline folgende schöne, verklärende Deutung (S. 46):

> Entweder mußten alle uns'ren Schiller,
> Mit Kränzen dicht bedeckt, zu Grabe führen,
> Oder die tiefe Nacht umschleiern seinen Sarg.

(Man beachte noch, wie hier der übervolle Inhalt die metrische Form sprengt und die letzte Zeile auffällig heraushebt: sie ist sechshebig und beginnt daktylisch!) Wie schön fügt ihr Gemahl dem hinzu (S. 46):

> Die Stätte, wo er liegt, kennt bald die Welt! . . .
> Ein Held setzt sich sein Denkmal selbst. —

Kann Schiller besser charakterisiert werden, als in folgender Wechselrede (S. 47):

> Karoline: Was schwer zu überwinden, zog ihn an.
> Er wollte uns ein fremdes Volk hier zeichnen,
> Wie er die Schweiz auch, die er nie gesehn,
> In seinem Wilhelm Tell uns farbig malte —
> Wilhelm: Begabt mit gottentstammtem Seherblick,
> Der eine Welt erschuf in seinem Innern,
> Wenn seinem Blick, die ihn umgab, versank.[1])

Wie herrlich sind Wilhelms Worte am Schluß des Nachspiels: Wilhelm (nach oben deutend):

> Dort müssen wir und nicht im Grab ihn suchen!
> . . . .
> In seinen Werken schuf er sich sein Denkmal.
> Hinweggenommen aus des Schaffens Höhe
> Steht er vollendet da vor unserm Blick,
> Und glücklich müssen wir im Tod ihn preisen.

Das sind Töne, wie sie inniger, wahrer und schöner nie zu Schillers Preise erklangen, damit hat Greif dem deutschen Volke aus der Seele gesprochen!

Doch genug der Proben: an solchen Schönheiten ist das kleine Nachspiel Martin Greifs reich; es ist ein Kabinettsstück feiner, liebevoller Dichterarbeit!

Was das Stoffliche anlangt, so hält sich Greif, wie dies meist seine Art ist, gewissenhaft an die geschichtliche Wahrheit. Soweit ich sehe, ist uns jeder Zug, den er beibringt, von Schillers letzten Worten

1) Es ist merkwürdig, wie sich dies mit dem Ausspruche Gottfried Kellers (vergl. oben S. 424) deckt, den Greif kaum gekannt hat!

„Immer besser, immer heitrer“ bis zu Nebenumständen, wie den karmoisinroten Vorhängen an dem Fenster seines Arbeitstisches, überliefert. Offenbar folgt Greif in alledem vorzugsweise der Biographie Karolinens von Wolzogen, und einen besseren Führer konnte er freilich nicht wählen. Denn in keiner anderen Lebensbeschreibung weht so der Duft des Persönlichen und Intimen. Kaum anderswo spricht der edle, reine, große Mensch, den wir in Schiller verehren, mit den tausend kleinen Zügen seines Wesens so zu uns, wie in Karolinens Schilderung. In diesem Betracht bleibt die Biographie dieser vertrauten und feinsinnigen Zeugin von Schillers Leben unersetzlich.

Dem Nachspiel läßt Greif einen rhapsodischen Epilog folgen, den vier lebende Bilder begleiten; er enthält den Bericht über die weiteren Geschicke des Demetrius bis zu seinem Tode und ist wiederum der tragischen Muse in den Mund gelegt. Damit giebt Greif indirekt, was die bisherigen Demetrius-Fortsetzer direkt vergeblich versuchten. Daß der Zuhörer über das weitere Geschick des Helden unterrichtet werden muß, dürfte kaum jemand bezweifeln. Sonst wäre der Eindruck des Theaterabends wieder unbefriedigend, trotz des schönen Nachspiels.

Unmittelbar auf das dramatische Fragment durfte der epische Bericht nicht folgen, das wird wohl jedem einleuchten: Neben Schillers Torso würde notwendigerweise auch der schönste epische Bericht so matt wirken, daß er gänzlich abfiele! Er vermag weder die dramatische Befriedigung noch auch die so wünschenswerte lyrische Besänftigung zu gewähren. Nachdem aber unser Gefühl durch das schöne, Schillers Tod behandelnde Nachspiel vertieft und beruhigt ist, sind wir eher in der Stimmung, das Weitere über Demetrius zu vernehmen; wir werden jetzt auch zufrieden sein, wenn es uns nur erzählt wird.

Greifs rhapsodischer Epilog ist kurz: sieben Seiten (S. 52—60), während Prolog und Nachspiel deren vierzehn füllen; ich finde das sehr richtig und angemessen. Der Dichter skizziert mit knappen, aber meisterhaften Strichen den weiteren Verlauf der Handlung. Ohne breitere Ausführung erfahren wir, was unumgänglich nötig ist, um dem Schicksal des Helden bis zu seinem Tode folgen zu können. Da uns dann das Geschick der Nebenpersonen gleichgültig ist, bricht der Dichter mit Demetrius' Tode ab und schließt nur noch eine kurze Apotheose Schillers an, die sich im Munde der tragischen Muse trefflich schickt. So endet das Ganze stimmungs- und weihevoll mit der Bekränzung der Danneckerschen Schillerbüste.

In dem epischen Schlußbericht fehlt es nicht an Ruhepausen. Diese sind willkommen; einmal deshalb, weil so das Ganze sich nicht zu hastig abwickelt, dann aber, um dem Hörer hie und da Gelegenheit zu

geben, die angedeutete Handlung innerlich weiter zu verfolgen oder den angeschlagenen Stimmungsakkord in sich ausklingen zu lassen. Zu den Pausen gesellen sich vier lebende Bilder, die die wichtigsten Höhe- bez. Wendepunkte der Handlung gewissermaßen sichtbar vor den Zuschauer hinstellen. Bisweilen fallen lebendes Bild und Sprechpause dicht aneinander, was besonders wirkungsvoll ist, so als Demetrius im Begriff steht, in Rußland mit Heeresmacht einzudringen (S. 53):

Da fordert Dimitri den Himmel auf,
Ihn zu begünst'gen nach dem Maß allein,
Als die Gerechtigkeit auf seiner Seite.
(Lebendes Bild mit Musikbegleitung.)
An sich zu glauben macht den Helden aus!
So unter hellen Klängen zieht er weiter.
(Pause.)

Natürlich hält sich Greif mit dem Thatsächlichen seines rhapsodischen Epilogs genau an Schillers hinterlassene Entwürfe, aus denen er das Wahrscheinlichste nach eigenem Ermessen gruppiert, dichterisch gestaltet und durch eigene Verse verbindet. Bringt er auch hier keinen die Thatsachen betreffenden Zug bei, der nicht aus Schiller zu belegen wäre, so ist hingegen die dichterische Einkleidung ganz sein Eigentum. Die Aufgabe war sicher von besonderem Reiz, aber auch nicht ohne Schwierigkeiten und forderte einen Dichter, der sowohl zart und verständnisvoll sich anzuschmiegen, als auch anderseits Selbständiges, Eignes zu bieten weiß. Greif hat sich dieser Aufgabe mit dichterischem Feingefühl entledigt und die einzelnen Bilder der weiteren Demetriushandlung zu einem packenden, einheitlichen und klaren Ganzen abgerundet.

Niemand wird von solcher poetischen Filigranarbeit die Lösung des Demetriusproblems im Sinne des angefangenen Schillerschen Trauerspiels erwarten, und Greif selbst hat gewiß nichts ferner gelegen, als die Absicht, mit seinem Nachspiel u. s. w. einen Ersatz für das, was an der Tragödie fehlt, bieten zu wollen. Ich glaube, er that gut daran: die drei und ein halb fehlenden Akte an Schillers Demetrius sind nicht zu ersetzen! Aber ich glaube, auch wir thun gut daran, uns mit diesem Gedanken zu befreunden, das Demetriusproblem zu denen, die ungelöst bleiben, zu rechnen und mit jenem Rezensenten zu bekennen: „Schillers Torso muß Torso bleiben!“ [1])

Was aber Greif mit seiner Dichtung gewollt hat, hat er erreicht: er hat die Möglichkeit gegeben, Schillers Demetrius fortan ohne äußerlich angeklebte Zuthaten aufzuführen. In Greifs Bearbeitung gehört dem Demetrius der ganze Theaterabend, obwohl Schillers Torso unangetastet

1) Hempelsche Schiller-Ausgabe XVI, 333.

bleibt und auch nicht fortgesetzt wird. Mit dem Demetrius beginnt der Abend, mit ihm schließt er. Auch das Nachspiel zwischen beiden lenkt nicht wesentlich von ihm ab; vor allem zwingt es dem Hörer nicht Stimmungen und Gedanken auf, die mit dem einmal angeschlagenen ernsten Tone unvereinbar oder sonst fremdartig sind, dafür aber gewährt es dem mächtig erregten Empfinden die unbedingt nötige Besänftigung.

Die Schiller-Greifsche Dichtung eignet sich meines Erachtens trefflich zum würdigen Abschluß eines Schiller-Cyklus, zur weihevollen Feier von Schillers Geburts- oder Todestag. Sie sei den Bühnen, wie Greif in der Vorrede sagt, zu „ernster Prüfung" anempfohlen.

Was den Demetrius-Text betrifft, so sei nur erwähnt, daß die Körnersche und Kettnersche Gestalt desselben hier kombiniert erscheint, daß ferner die Verstrümmer von Greif mit feinem Verständnis ergänzt und als solche kenntlich gemacht sind, so daß also der hier gebotene Bühnentext der vollständigste ist, den man sich nur denken und wünschen kann. Auch diese Zuthaten Greifs sind seines großen Vorgängers würdig.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß dieser schönen Gabe Greifs wie seinem ganzen Dichten zu teil werden möge, was nach Karoline von Wolzogens Zeugnis Schiller zu teil wurde und was sie ebenso schön als wahr ausspricht[1]): „O, man soll nicht säumen, dem Genius die schnell welkenden Blüten des Genusses lebendiger Teilnahme darzubringen! Jeder Besonnene weiß, was er ist; aber er fühlt und genießt es nur in andern; und dieser Genuß ist der schönste Lohn dem Dichter, der, um der Welt Freude zu schaffen, im stillen gar manches Opfer bringt".

Ein neues Hildebrandlied:

Die Professoren-Klingel.[2])

Von Richard Tuerschmann.[3])

Wieder mitgeteilt von **Theodor Distel** in Blasewitz.

Vor meines Freundes Thüre kam ich nach langer Fahrt,
Des großen Sprachvergleichers, einzig in seiner Art,
Von Fach-Autoritäten gepriesen weit und breit
Als unerreichtes Muster germanischer Gelehrsamkeit.

---

1) Schillers Leben u. s. w. Neue durchgesehene und vermehrte Auflage (Cottas Bibl. der Weltlitteratur) S. 259.

2) An Rudolf Hildebrand, der damals in Lehmanns Hause (Lehmanns Garten) zu Leipzig, drei Treppen hoch wohnte.

3) Man vergl. S. 49 flg. der „Gedichte von Richard Tuerschmann. Nach seinem Tode ausgewählt und für die Seinen und seine Freunde herausgegeben

Die farbigen bunten Mützen verschwanden aus der Stadt,
Desgleichen die Kamele, wintersemestersatt,
Begaben ferienfreudig allmählich sich auf's Land,
Ihn aber find' ich gewiß noch an sein Studierpult fest gebannt.

Nun zog ich an der Klingel, doch wie ich auch gelauscht,
Es schlurfte kein Pantoffel, kein Schlafrock kam gerauscht,
Ich zog zum zweiten Male, — zum dritten Male dann, — —
Bis die gequälte Klingel zu reden wie ein Mensch begann:

„Es zog der Herr Professor fort in die weite Welt
Mit seinem Wanderstabe und einem Sack voll Geld;
Er warf die hochgelahrten Bücher an die Wand
Und sprach: Des Menschen Wissen, genau besehn, ist eitel Tand.

Die arische Muttersprache, sie bleibet Konjektur,
Die Muttersprache aller rauschet in der Natur,
Die will ich nun studieren, wo sie in Wipfeln weht,
Wo sie in Buchwaldgründen in goldig-grünen Runen steht;

Wo sie im Wassersturze dauernd herniederbraust,
Wo sie mit Geisterstimmen um Felsenzinken saust,
Die Sprache, die der Hänfling, die Fink und Amsel singt,
Die wolkenhoch vom Himmel in tausend Lerchenliedern klingt.

Dann schloß er seine Thüre und maß mit einem Sprung
Drei Stufen auf einmal, wie einst Herr Siegfried jung.
Er lief und fuhr, ich weiß nicht, wes Pfades, noch wohin,
Dieweil ich arme Klingel hier innen angebunden bin.

Ich bin hier angebunden zum Dienst für jedermann
Und jeden kecken Buben, der den Griff greifen kann;
Ich klingle nicht vor Freude, ich klingle ohne Lust,
Nur Pflichterfüllung rühret den Klöppel in der Messingbrust.

Meine großen Schwestern oben auf dem Turm
Läuten in wilder Wonne lauter als der Sturm;
Sie sehen die Sonne wandeln am Himmel auf und ab:
Ich häng' im engen Winkel bei Spinnen wie im dumpfen Grab.

Ach könnt' ich doch wie meine kleinen Schwestern auch
In meinem Innern fühlen warmen Frühlingshauch,
Könnt' ich nur einmal blinken blank im Sonnenstrahl
Und läuten, wie ich wollte, im Wiesengrün, durch Waldesthal!

Ach, wär' ich Klang und Zierde am Hals der scheck'gen Kuh,
Dann spräch der Hirt: „Am schönsten läutest doch du!"
Dann säng' er wohl ein Liedel zu meinem hellen Klang
Und von den Felsen hallte der wechselvolle Zwiegesang.

---

von seiner Frau." (Meiningen, Mai 1902.) Das Gedicht hat T. auf einem Spaziergange an der Elbe zwischen Blasewitz und Tolkewitz mir im April 1896 vorgetragen. Um weiteren Irrtümern vorzubeugen, bemerke ich, daß T. am 26. Mai 1836 zu Penig geboren und am 13. Dezember 1899 zu Leipzig gestorben ist. Als Schlingreimer (z. B. „Birkenwald" — „wirken bald") halte ich ihn für unerreicht.

Es zog der Herr Professor fort in die weite Welt
Mit seinem Wanderstabe und einem Sack voll Geld;
Ich kann nicht sagen, wann er und ob er wiederkehrt,
Es kommt drauf an, wie lang er an seinem Reisevorrat zehrt."

So sang und sagt' im Pferche mit wehmutsvollem Schall
Die eingesperrte Lerche aus gelblichem Metall. —
Lange stand ich sinnend und war von Herzen froh,
Daß ich den Freund verfehlte; drum als ich fortging, sang ich so[1]):

„Der Dachs aus dumpfer Höhle, der Maulwurf aus dem Loch,
Gelockt von Licht und Wärme empor ans Grüne kroch;
Mit ihnen mein Professor aus Buch- und Staubverließ!
Der Lenz bringt allen Wesen Erlösung aus der Finsternis! — —"

Sprechzimmer.

1.

Ich habe mich heute über dich gefreut.

An dem Briefe von Rudolf Hildebrand, den Hermann Boll im diesjährigen Aprilheft dieser Zeitschrift mitteilt, habe ich meine herzliche Freude gehabt. Daß aber Hildebrand bei der Erklärung der sprachlichen Erscheinung, um die es sich hier handelt, fehlgegriffen hat, das möchte ich doch nicht mit Stillschweigen übergangen sehen.

Wenn wir sagen: „Ich habe mich heute über dich gefreut", niemals aber: „Ich habe heute über dich mich gefreut", obgleich doch „sich freuen" zusammen gehört, so soll es nach Hildebrand in der Absicht des Genius der deutschen Sprache liegen, daß die beiden Worte, die das Zeitwort darstellen, die anderen dazu gehörenden Worte in die Mitte nehmen, ebenso wie Artikel und Substantiv die attributiven Adjektive zwischen sich nehmen. Der Gedanke hat etwas sehr Anmutendes; aber — —

Die Wortfolge „mich — heute — über dich" findet sich nicht nur da, wo das Partizip „gefreut" darauf folgt, also von einem „in die Mitte nehmen" die Rede sein kann, sondern auch in „Gefreut habe ich mich heute über dich" und „Ich freute mich heute über dich". Sie findet sich ferner auch dann, wenn „mich" nicht reflexiv ist, also nicht einen Teil des Verbums ausmacht, so z. B. in „Er hat mich heute über dich ausgefragt", wie auch in „Er fragte mich heute über dich aus", endlich auch, wenn es ein Frage- oder ein Nebensatz ist, kurz überall,

---

1) Die folgende Strophe hatte der damals noch nicht „blinde Seher" an der Wohnung H.'s hinterlassen. Dieser soll entsprechend darauf geantwortet haben. Über T. vergl. man wenigstens Alfred Klaar in der „Bohemia" Nr. 351 von 1899, 1/2 der Beilage. Dort, in der letzten Spalte, hat es „Arnstadt" für „Arnheim" zu heißen. In Blasewitz besaß T. (bis 1896) das Grundstück Nr. 28 an der Friedrich August-Straße.

wo nicht eins der drei Satzglieder an die Spitze des Satzes tritt, wie wenn ich sage: „Mich hat er heute ...“ oder „Heute hat er mich nicht nach dir gefragt“.

Wenn also „mich“ von dem innerlich eng mit ihm verbundenen „gefreut“ räumlich getrennt wird, so geschieht dies nicht darum, weil diese beiden die anderen zu ihnen gehörenden Worte in die Mitte nehmen wollen, wie der Artikel und das Substantiv es thun, sondern weil unsere Sprache dem Pronomen „mich“, wie jedem abhängigen Personalpronomen, ein für allemal seinen Platz unmittelbar hinter dem Hilfsverb oder der einfachen Verbform angewiesen hat. Auch das wird seinen tieferen Grund haben. Doch den zu erforschen, steht mir nicht zu; das wäre Sache eines so feinsinnigen Sprachdeuters, wie der Mann es war, der hier einmal geirrt hat, Rudolf Hildebrand.

Berlin-Zehlendorf. Prof. **August Althaus.**

2.

Zur Redensart „den Stier bei den Hörnern fassen“.

In Nr. 10 des Jahrgangs 1900 dieser Zeitschrift werden von Spälter (Nürnberg) zwei Stellen aus einer Beschreibung der Schlacht bei Leipzig angeführt, in denen die Wendung „den Stier bei den Hörnern fassen (packen)“ soviel bedeutet wie „eine große Thorheit begehen“, was zudem aus der angeführten Parallele aus dem Französischen „prendre le tison, par où il brûle“ hervorgehe.

Die Stellen sind lehrreich; sie beweisen, daß früher die Redensart in diesem Sinne gebraucht worden ist; daß sie noch in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts so gebraucht wurde, zeigen die Erklärung, wie sie Borchhardt in der ersten Auflage der Sprichwörtlichen Redensarten (Leipzig, 1888) giebt („Von einem Waghalsigen, der etwas Gefährliches unternimmt“), und die dort von ihm angeführte Stelle aus den „Berliner Politischen Nachrichten“ von 1887: „Der imposante Durchbruch des nationalen Gedankens bei den deutschen Reichstagswahlen (am 21. Februar 1887) hat sie“ (d. h. die deutsch-feindlichen Hetzer in Frankreich) „etwas stutzig gemacht, und ihr momentanes Schweigen deutet möglicherweise darauf hin, daß es immer sein Bedenken habe, den Stier bei den Hörnern zu packen“. Trotzdem kann man wohl sagen, daß die Wendung jetzt allgemein nur in dem Sinne gebraucht wird, in welchem sie Spälter a. a. O. des weiteren bespricht und gegenüber den Stellen aus jener Beschreibung für unrichtig erklärt: „eine besonders schwierige oder als schwierig aufgefaßte Sache mit Ernst und ohne Rücksicht auf Gefahr in Angriff nehmen“.

Es ist nun wohl nicht recht diese zweite Anwendung der Redensart, die auch Wustmann in der zweiten Auflage der Sprichwörtlichen Redens-

arten zu Grunde legt, als falsch zu bezeichnen, da sie in der That dem jetzigen Gebrauche entspricht. Vielmehr möchte ich, um die beiden Anwendungen zu erklären, eine Verschiebung in der Bedeutung annehmen ähnlich dem Bedeutungswandel in manchen Wörtern (gemein, schlecht, milde u. a.). Eine solche Verschiebung des Sinnes ist auch bei der sprichwörtlichen Redensart nicht ohne Belege. Man denke nur an „zu guter Letzt" (= „zu guter Letze", Wustmann zweite Auflage S. 302 Nr. 757), „Kind und Kegel", „Hand von der Butter" (statt „von der Butten" (d. h. Weinbutten, in der die Trauben gesammelt werden, Wustmann S. 204 Nr. 515), „Daß dich das Mäuslein beiß'!" u. a.; überall hat das Sprichwort seine ursprüngliche Bedeutung aufgegeben und ist sogar teilweise entstellt; trotzdem werden die Wendungen allgemein in dem jetzigen Sinne gebraucht, der mit ihnen zunächst nichts zu thun hat.

Indem ich somit angesichts des zweifachen Gebrauches unserer Redensart einen Bedeutungswechsel annehme, glaube ich aber auch gleichzeitig den Schlüssel für ihre Erklärung gefunden zu haben. Wer diesen in der jetzigen Anwendung der Redensart sucht, kommt mit Wustmann zu der falschen Erklärung „ein gefährliches Unternehmen kühn da anfassen, wo es allein zu bewältigen ist"; denn den Stier bei den Hörnern zu packen, um ihn so zu bewältigen, dürfte wohl ein Ding der Unmöglichkeit sein, man müßte denn ein Herkules oder ein durch die Zaubermittel der Medea mit übermenschlicher Kraft ausgerüsteter Jason sein, wie ja auch Spälter ganz richtig bemerkt, daß die Toreros nie den Versuch damit machen. Wenn Stickelberger zur Lösung der Frage: „Was heißt den Stier bei den Hörnern packen?" (S. 57 dieser Zeitschrift in diesem Jahrgange) nach einer Stelle aus Edingers Lesebuche für schweizerische Progymnasien u.s.w. (II, Bern 1874) dies trotzdem behauptet, so übersieht er ganz, daß auch in dem dort beschriebenen Stiergefechte der Torero die Hörner des Stieres nur anfaßt, „um sich mit einem tollkühnen Satze über das Tier hinwegzuschwingen", nicht aber um den Stier zu bezwingen und niederzudrücken. Auch das Deutsche Wörterbuch, an das uns Stickelberger ebenfalls verweist, vermag uns nicht zu einer genügenden Erklärung der Redensart zu verhelfen; denn wenn es hier Band IV, 2, 1816 heißt: „Man packt einen Stier bei den Hörnern, wirft ihm das Seil über die Hörner, um ihn zu fesseln und wehrlos zu machen u.s.w.", so läßt sich dagegen anführen, daß auch bei diesem von Heyne angenommenen Vorgange dasjenige, was in unserer Redensart das eigentlich Charakteristische ist, das Packen des Stieres bei den Hörnern und das dadurch bewirkte Niederwerfen und Bezwingen des Tieres, Nebensache oder ganz überflüssig ist, da das Überwerfen des

Seiles über die Hörner oder den Kopf des Stieres ohne das Ergreifen der Hörner stattfindet. Die Redensart wird sich also auf diese Weise nicht erklären lassen. Vielmehr gehe man für die Erklärung des Sprichwortes auf die frühere, wohl ursprüngliche Anwendung, wie sie an jenen Stellen vorliegt, zurück, bei der sich die Deutung gewissermaßen von selbst ergiebt; denn den Stier, den Typus wilder, ungezähmter und unbeugsamer Kraft (vergl. „stiernackig", „sein wie ein Stier" u. a.), bei den Hörnern, der empfindlichsten und stärksten Stelle dieses Tieres, fassen zu wollen, ist in der That eine Thorheit, die sich für den, der sie begeht, bald unangenehm fühlbar machen wird. Indem sodann vom Sprachgebrauche als das Wesentliche bei dem Ausdrucke nicht sowohl das Wort Stier als vielmehr der Begriff des Anfassens und Zupackens empfunden wurde, trat eine Verschiebung der Bedeutung ein — vielleicht sind dabei ähnliche Wendungen, wie „jemandem zu Leibe gehen", „die Gelegenheit beim Schopfe fassen", mit beeinflussend gewesen —, und so entstand der jetzige Sinn „eine schwierige Sache mutig in Angriff nehmen", wobei der Gedanke an die Unmöglichkeit einer Bekämpfung des Tieres durch Anfassen mit den Händen natürlich ganz fallen gelassen ist.

Helmstedt. Dr. K. Linde.

3.

Etwas Erheiterndes.

Aus einem Briefe vom 9. Nov. 1899.

Bei der Besprechung von Staudingers Buch „Ernstes und Heiteres aus Mecklenburg" im Oktoberheft, 13. Jahrg. d. Ztschr., hebt Glöde zum Schluß einen hochdeutschen Spruch hervor:

„Die Mädchen denken alle ohne Zweifel,
Ein jeder Mann ist immer etwas Teufel,
Doch jede seufzt zuletzt so ganz verstohlen:
Es wär doch schön, wollt mich ein Teufel holen".

In Prosa kommen ähnliche Wendungen schon früher mehrfach vor; in Versen aber hat den Gedanken zuerst ausgedrückt und muß offenbar als Quelle für den aus Mecklenburg aufgezeichneten Spruch gelten ein nunmehr verschollener Dichter, von dem 1887 unter dem Pseudonym P. R. Turko „Trümmer aus dem geistigen Leben eines Gescheiterten" erschienen. Dort lautet ein Spruch:

„Die unvermählte Jungfrau spricht:
Verflucht sei jedes Mannsgesicht;
In jedem, ohne Zweifel,
Steckt ein verkappter Teufel. —
Jeweilen seufzt sie doch verstohlen:
Mag dreist mich solch ein Teufel holen!"

Wenn die mecklenburgische Fassung vielleicht besser sein mag, worüber sich streiten ließe, an der Ableitung aus den „Trümmern" ist nicht zu zweifeln. Doch das nebenbei.

Wilmersdorf b. Berlin. Dr. Arthur Kopp.

4.

Zu Ztschr. 15, 604.

Die richtige Form der Redensart „von Pontius zu Pilatus" findet sich in Meißners Skizzen 1796, Bd. 12, S. 310: „Man schickte ihn immer vom Herodes zum Pilatus".

Dresden. Carl Müller.

Kleine Mitteilungen.

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Hierüber schreibt man uns folgendes: „Kaum ein Volk verdankt seinen Dichtern so viel wie das deutsche. Geschlechter auf Geschlechter zehren von der Formenschönheit und dem gewaltigen Gedankengehalt ihrer Werke; deshalb hat uns die Dankbarkeit gegen unsere Dichter von jeher als Ehrenpflicht gegolten, und deren Nichtachtung ist immer hart verurteilt worden. Wenn nun aber auch das Andenken unserer großen Dichter in der mannigfachsten Weise geehrt worden ist — wir haben eine Goethe-Gesellschaft, eine Schiller-Stiftung, eine Grillparzer-Gesellschaft, eine Tiedge-Stiftung u. s. w., und in vielen Städten sind Dichter-Denkmäler errichtet worden —, so läßt sich doch kaum verkennen, daß auch damit jene Ehrenschuld noch nicht getilgt ist. Jetzt ist nun der Plan aufgetaucht — und die berufensten und klangvollsten Namen empfehlen seine kräftige Durchführung — der Gesamtheit unserer großen Dichter dadurch das unvergänglichste Denkmal zu setzen, daß man für Erfüllung ihres Herzenswunsches, der möglichsten Verbreitung ihrer Werke, in umfassender Weise zu sorgen suchen will. Wonach der Dichter mit heißer Seele strebt, ist ja, nicht nur von den Wohlhabenden, sondern von seinem ganzen Volke gelesen zu werden. Wie es aber mit der Bekanntschaft der Mehrzahl desselben mit den Meisterwerken der Litteratur bestellt ist, das haben uns in den letzten Jahren wiederholt Fachmänner gezeigt, die (gewiß zu allgemeinem Erstaunen) darauf hingewiesen haben, daß in vielen Dörfern der allergrößte und in manchen Städten ein sehr bedenklicher Teil der Einwohnerschaft kaum etwas von Goethe und Schiller, geschweige denn von unseren neueren Dichtern gelesen hat. Wie stark aber das Verlangen nach den besten geistigen Genüssen im Volke ist, hat der mächtige Aufschwung gezeigt, den im letzten halben Jahrzehnt das Volksbibliothekwesen überall in deutschen Landen genommen hat; kaum irgendwo hatte man geglaubt, daß das Bedürfnis nach Geistesnahrung sich so machtvoll äußern würde, daß die von den Volksbibliotheken dargebotenen Bücher fast nirgends der Nachfrage Genüge leisten können. Insbesondere in den ländlichen Volksbibliotheken wird dieser Mangel scharf empfunden; zumal dort die litterarischen Meisterwerke der letzten 50 Jahre nur in seltenen Fällen vorhanden sind. Billige Ausgaben, wie wir sie von unseren Klassikern in der Reclamschen, der Hendelschen und anderen Ausgaben besitzen, giebt es von Freytag, von Reuter, von M. v. Ebner-Eschenbach, von Raabe, Rosegger, Anzengruber, C. F. Meyer, Hebbel — kurz von der größten Zahl der litterarischen Meisterwerke der letzten Jahrzehnte nicht, da bis 30 Jahre nach dem Tode der

Dichter das Recht, sie zu drucken, nur ihren Verlegern zusteht. Die Geldmittel der ländlichen Volksbibliotheken sind aber viel zu geringe, als daß sie solche Schriften anders als einmal ausnahmsweise anschaffen könnten.

Schon vor 28 Jahren hat nun Gustav Freytag darauf hingewiesen, daß man einen Dichter so gut wie durch ein Denkmal durch die Begründung einer Stiftung ehren könne, die seine Schriften auch nach seinem Tode im Volk verbreite. Als es sich 1874 um die Errichtung eines Denkmals für den eben verstorbenen Fritz Reuter handelte, machte er den Vorschlag, man möge kein gewöhnliches Denkmal setzen, sondern lieber die Volksbibliotheken fortgesetzt mit den Schriften Reuters versehen. — Und in jüngster Zeit ist derselbe Grundgedanke u. a. in ansprechendster Form von Rosegger verfochten worden: „Die Denkmäler erstehen, die poetischen Schöpfungen verstauben. Als ob die Dichter geboren würden und ihre Werke schrieben, damit einmal eine Denksäule, eine Figur ihren Namen trüge! Die Hoffnung, der Stolz, das Leben und die Unsterblichkeit eines Dichters besteht aber darin — gelesen zu werden, mit seinen Schöpfungen im Volke zu wirken... Wenn das Kapital, das für ein Dichterdenkmal aufgebracht worden, auf Zinsen angelegt würde und aus denselben jährlich Hunderte von Werken des Dichters angeschafft und in der unbemittelten, aber lesefrohen und empfänglichen Bevölkerung richtig verteilt werden möchten — es wäre unvergleichlich zweckmäßiger, es wäre ein wahrhaft lebendiges, unvergleichliches Denkmal!"

Dieser Gedanke ist so erhebend und von einer so mächtig werbenden Kraft, daß man, wie schon angedeutet, nunmehr versuchen will, ihn in die That umzusetzen. Litteraturfreunde der verschiedensten Berufskreise in Deutschland, Österreich und der Schweiz und unter den Deutschen im Auslande haben sich zusammengethan, um eine Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung zu begründen, die in Hamburg ihren Sitz hat und die sich, nachdem ihr vom Senat der Freien Stadt Hamburg die Rechtsfähigkeit erteilt worden ist, jetzt mit einem Aufruf an die Öffentlichkeit wendet. Die Stiftung will unseren großen Dichtern — nicht nur denen der klassischen Zeit, sondern auch denen der letzten Jahrzehnte und der Jetztzeit — die schönste Ehrung dadurch erweisen, daß sie Jahr für Jahr die Volksbibliotheken (insbesondere auf dem Lande und in kleineren Städten) mit den Meisterwerken der Litteratur versorgt, und daß sie auch deren sonstige Verbreitung durch Herstellung gut ausgestatteter billiger Ausgaben fördert.

„Allerdings — heißt es in dem Aufruf — sind die Mittel, die zusammenkommen müssen, um die Stiftung auf eine der Bedeutung der deutschen Litteratur würdige Summe zu bringen, sehr erhebliche; solange jährlich weniger als 10000 Mark (denen ein Kapital von etwa 300000 Mark entsprechen würde) an Zinsen zur Verfügung stehen, kann ihre Thätigkeit dem vorhandenen Bedürfnis nur ungenügend Rechnung tragen. Aber wir vertrauen auf den idealen Sinn des Volkes der Dichter und Denker, das ja Jahr für Jahr ein Mehrfaches dieses Betrages für seine Dichterdenkmäler zusammenbringt! Jeder, der es an sich selbst erfahren hat, welche glücklichen Augenblicke die Werke unserer großen Dichter auch in unsere trübsten Stunden bringen können, jeder, der ihnen so manche Anregung, so manche stille Erhebung dankt, wird nach seinen Verhältnissen zu einer Stiftung beitragen wollen, die ein leuchtendes Beispiel der Verehrung des deutschen Volkes für seine unsterblichen Dichter und ein ewig fortwirkender Hort deutschen Geisteslebens werden soll. — Die Stiftung soll sich nicht auf das Deutsche Reich beschränken: so weit die deutsche Zunge klingt, soll sie ihre Wirksamkeit und ihr Werben entfalten. Alles, was zu der großen Einheit des deutschen

Kulturkreises gehört, soll teilhaben an ihren Segnungen und beitragen können, sie zur Blüte und Kraft zu bringen: unsern großen Dichtern zum unvergänglichen Denkmal!“

Von dem Gesamtvorstand, der den Aufruf unterzeichnet, seien genannt: Dr. Hans Hoffmann-Wernigerode (Verfasser der „Hinterpommerschen Geschichten“, der „Ostseemärchen“ u. s. w.), Dr. Emil Reich, Privatdozent an der Universität Wien, die Herren Otto Ernst, Dr. J. Loewenberg und Dr. Ernst Schultze-Hamburg, Ferdinand Avenarius-Dresden, Geh. Oberregierungsrat Schmidt, Vortragender Rat im Kultusministerium in Berlin, und die Vertreter mehrerer Schriftsteller- und Volksbildungsvereine (so des Deutschen Schriftsteller-Verbandes, des Deutschen Schriftstellerinnenbundes, des Wiener Volksbildungsvereins, des Verbandes der schweizerischen Vereine zur Verbreitung guter Schriften, der Deutschen Schillerstiftung, der Grillparzer-Gesellschaft, des Instituts für Gemeinwohl zu Frankfurt a. M. u. s. w.).

Außerdem aber wird der Aufruf von einer großen Zahl hervorragender Persönlichkeiten der verschiedensten Berufskreise in Deutschland, Österreich und der Schweiz unterstützt. An ihrer Spitze stehen der Reichskanzler Graf v. Bülow, der preußische und der österreichische Kultusminister, Exc. Dr. Studt und Exc. Dr. W. v. Hartel, der Weimarische Staatsminister Dr. Rothe, die Hamburgischen Bürgermeister Dr. Mönckeberg und Dr. Burchard und einige andere hamburgische Senatoren.

Aus der Menge der übrigen Unterzeichner seien nur einige genannt. Zunächst von lebenden Dichtern: Dreyer, Falke, Franzos, Fulda, Greif, Halbe, Jensen, Lauff, Liliencron, Lorm, Ompteda, Polenz, Rosegger, Saar, Maxim. Schmidt, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, Seidel, Spielhagen, Stettenheim, Stinde, Traeger, Trojan, Voß, Wildenbruch, Wilbrandt; Helene Böhlau, Marie von Ebner-Eschenbach, Marie Eugenie delle Grazie, Gabriele Reuter, Clara Viebig, Hermine Villinger; dazu die Witwe Hebbels, der Sohn Gustav Freytags. Dann eine Anzahl von Universitätsprofessoren, wie der Präsident der kais. Akademie der Wissenschaften Sueß-Wien, Paulsen, Schmoller und Wagner-Berlin, Martin-Straßburg, Köster-Leipzig, Reyer-Wien, Rein-Jena, Marcks und Thode-Heidelberg, Natorp und Rade-Marburg (Herausgeber der „Christlichen Welt“), Wernicke-Braunschweig, Rollet-Graz, Sauer-Prag, Münsterberg von der Harvard University. Auch sonst zeigen die Deutschen im Auslande lebhaftes Interesse: wir finden unter den Unterzeichnern u. a. noch Karl Blind-London, Vicekonsul Eckhardt-Mailand, den Direktor der Deutschen Schule in Brüssel Dr. Jahnke, den verdienten Vorkämpfer des Deutschtums in den Vereinigten Staaten Knortz-Evansville, dann Prof. Nobiling-São Paulo, Prof. Weiß-Old Charlton. Ferner haben viele Theaterdirektoren und Schauspieler den Aufruf unterzeichnet, so der Direktor des Hofburgtheaters Dr. Schlenther, zu Putlitz-Stuttgart, Frhr. v. Wangenheim-Braunschweig, Brahm, Lindau, Grube, Kraußneck, das Ehepaar Sommerstorff-Gessner, Emanuel Reicher-Berlin, Sonnenthal, Kainz, Lewinsky-Wien. Auch viele Schulmänner bemerken wir unter dem Aufruf, insbesondere Gymnasialdirektoren und Schulräte: Kerschensteiner-München, Lyon-Dresden, Biese-Neuwied, Altenburg-Glogau, Bliedner-Eisenach. Weiter mehrere Oberbürgermeister (Adickes-Frankfurt a. M., Schnetzler-Karlsruhe, Schmieding-Dortmund, Fuß-Kiel, Witting-Posen), Ministerialbeamte (Ministerialdirektor Althoff und die Geh. Oberregierungs- und Vortragenden Räte Schmidt, Schoeppa, Waetzold-Berlin, v. Seidlitz-Dresden). Auch Maler und Bildhauer sind zahlreich vertreten, unter ihnen die Professoren Max Liebermann und Schaper-Berlin,

Olbrich-Darmstadt, Franz Stuck, Oberländer, Maison und Obrist-München. Endlich unsere bedeutendsten Musiker: Weingartner, Nicodé, Schuch, Schilings, Humperdinck. Schließlich nennen wir noch Se. Excellenz M. v. Brandt-Weimar, Markgraf Alexander von Pallavicini-Wien, Julius Rodenberg-Berlin (Herausgeber der „Deutschen Rundschau"), Professor Dr. Francke (Herausgeber der „Sozialen Praxis"), Dr. Käthe Schirmacher-Paris, Malwida von Meysenbug-Rom.

Als besonders wichtig erscheint uns auch der Umstand, daß zahlreiche Buchhändler den Aufruf der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung unterzeichnet haben, und zwar Sortimenter ebensowohl wie Verlagsbuchhändler. Von bekannten großen Verlagsbuchhandlungen finden wir unter dem Aufruf die Namen des Geh. Kommerzienrats Kröner-Stuttgart, des Inhabers der Teubnerschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig Dr. Giesecke, Gebr. Paetel-Berlin, Engelhorn-Stuttgart, Janke- und Schuster & Loeffler-Berlin, Reclam-Leipzig, Hendel-Halle, Kürschner-Eisenach, Trübner-Straßburg, Voigtländer und Hirzel-Leipzig. Die Stiftung betrachtet es als ein besonders günstiges Anzeichen, daß sie ihre Thätigkeit in vollem Einverständnis mit der Buchhändlerwelt beginnen kann. Ihre Wirksamkeit wird so zugeschnitten sein, daß die berechtigten Interessen des Buchhandels durchaus gewahrt werden, während sie andererseits von dem Verlagsbuchhandel dasjenige Entgegenkommen erwartet, das sie beim Ankauf größerer Partien für billig hält.

Die Thätigkeit der Stiftung ist so gedacht, daß neben der Unterstützung der ärmeren Volksbibliotheken mit unseren besten Dichterwerken (s. oben) vor allen Dingen die Herausgabe hervorragender Dichtungen in Poesie und Prosa (soweit sie verlagsfrei sind) in guter Ausstattung und zu billigem Preise in Angriff genommen werden soll. Diese Ausgaben sollen ebenfalls zur Verteilung an jene Bibliotheken dienen, aber auch in allen Buchhandlungen für jedermann käuflich sein. Alle von der Stiftung verbreiteten Werke sollen geschmackvoll und dauerhaft gebunden sein, da nicht nur für Volksbibliotheken, sondern auch für Hausbibliotheken gebundene Bücher vorzuziehen sind. Denn die Beschaffung einer Hausbibliothek soll auch dem Nichtwohlhabenden erstrebenswert gemacht und durch jene Stiftungsausgaben erleichtert werden. Ein besonderes Augenmerk wird die Stiftung darauf richten, die Bücher auch äußerlich in tadelloser Gestalt herauszubringen: also in völlig deutlichem Druck, auf gutem Papier und in geschmackvollem und praktischem (nicht schmutzendem, abwaschbarem) Einband. Das erste von der Stiftung herausgegebene Buch wird ein „Balladenbuch" sein, in dem die schönsten Balladen der deutschen Dichtung vereinigt werden sollen.

Ein genaues Verzeichnis der von der Stiftung zunächst geplanten Buchausgaben und der Werke, die von Verlegern angekauft und an Volksbibliotheken abgegeben werden sollen, wird auf Wunsch von dem Schriftführer der Stiftung, Dr. Ernst Schultze-Hamburg, übersandt, von dem auch der Aufruf und die Satzungen zu beziehen sind. Auch nimmt der Genannte Beiträge (in jeder Höhe) entgegen. Die einmaligen Beiträge sollen zum Kapital geschlagen, die jährlichen dagegen zusammen mit den Kapitalzinsen fortlaufend ausgegeben werden. Zur Entgegennahme der Beiträge haben sich ferner drei große Bankinstitute bereit erklärt: für Deutschland die Deutsche Bank-Berlin und ihre sämtlichen Zweiganstalten und Depositenkassen, für Österreich die k. k. Postsparkasse auf Kontonummer 859112, und für die Schweiz die Schweizerische Volksbank-Bern und ihre sämtlichen Zweiganstalten. In Anbetracht der großen nationalen Bedeutung der Stiftung ist auch die Redaktion dieses Blattes zur Entgegennahme von Beiträgen bereit.

Wir hoffen, daß das groß angelegte Werk der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, das dem ganzen großen deutschen Kulturkreise zu gute kommen soll, überall, wo Deutsche wohnen, eifrige Unterstützung finden wird, und wir würden uns sehr freuen, seinerzeit von ihrem Gedeihen berichten zu können." Wir können uns diesen Wünschen nur aufs lebhafteste anschließen.

Dr. Edmund Bassenge: Der Streit vor Ilios. Drama nach griechischem Vorbild. Dresden, Verlag von Holze u. Pahl (vorm. E. Pierson), 1902. 56 S. Preis 80 Pf.

Dr. Edmund Bassenge, den Lesern unserer Zeitschrift schon durch manchen schätzenswerten Beitrag vorteilhaft bekannt, tritt uns heute als Dichter entgegen, der den gewiß reizvollen Versuch gemacht hat, den homerischen Stoff von jenem verhängnisvollen Streit zwischen Achill und Agamemnon und seinen bitteren Folgen einem einaktigen Drama zu Grunde zu legen.

Dem Drama ist ein Vorwort vorausgeschickt. Der Herausgeber unserer Zeitschrift selbst hat sich bewogen gefühlt, der Arbeit von Bassenge ein Geleitswort mit auf den Weg zu geben, das wegen der darin entwickelten allgemeinen pädagogischen und künstlerischen Ideen von besonderem Interesse ist. „Durch unsere ganze Zeit", sagt Lyon, „die so oft und doch zum Teil mit Unrecht oberflächlich denkend und fühlend sowie in bloßen sinnlichen Genuß versunken geschmäht wird, geht ein tiefes, ernstes Ringen nach dem höchsten und reinsten Menschheitsideal, das uns in dem Widerstreite der Klassengegensätze, der politischen und religiösen Kämpfe wie in dem oft rücksichtslosen Jagen nach Besitz, Ehre und Macht immer mehr verloren zu gehen droht." Auf Grund dieses Gedankens wird dann mit Fug und Recht gefordert, daß in dem Ringen nach einer wahrhaften, reinigenden Wiedergeburt der höchsten und vollkommensten Ideale unseres Volkes vor allem anderen die Kunst als ein bisher immer noch zu wenig gewürdigter Faktor mit in Rechnung gestellt werde. „Sie soll vor allem die umfassende Verstandesbildung unserer Zeit in harmonischer Weise ergänzen und Gefühl, Willen und Phantasie unseres Volkes, insbesondere unserer Jugend, die für solche Eindrücke am lebendigsten und tiefsten empfänglich ist, bereichern, beleben und stärken." Diese Worte enthalten, wie jeder, der mit den thatsächlichen Verhältnissen vertraut und in den Stand unserer modernen Pädagogik eingeweiht ist, zugeben wird, eine tiefe Wahrheit. Gerade in der heute fast zu einseitig betonten rein verstandesmäßigen Ausbildung unserer Schüler liegt die große Gefahr, daß neben dem Verstande des Menschen die andere nicht minder wichtige Seite seiner Ausbildung,

Gemüt und Phantasie, zu kurz kommt. Hier muß neben der Pflege der strengen, ernsten Wissenschaft als gleichberechtigter Faktor die Pflege der Kunst einsetzen, jener Verkörperung alles Idealen in dieser Welt des Realen. Mit Recht sagt der geistvolle Ästhetiker Georg Hirth: „Wer seinen Mitmenschen Kunstgenuß gönnt und bietet, der streut Saaten des Wohlwollens aus und macht sich verdient um den Glauben an Höheres, Ewiges, Unverweltliches; er hilft der Menschheit das Joch der Gemeinheit abschütteln".

Von diesem Standpunkt aus begrüßen auch wir mit warmem Interesse die in jüngster Zeit immer mehr in Aufnahme kommenden dramatischen Schüleraufführungen, gegen die freilich ästhetische und pädagogische Vertreter der grauen Theorie gleich einen ganzen Sack voll gewichtiger Bedenken ins Feld zu führen bereit sind, Angriffe, die von Lyon mit gewohnter Klarheit und Schärfe zurückgewiesen werden. Und könnte wohl gerade für eine dramatische Schüleraufführung ein geeigneterer Rahmen gefunden werden, als jenes von überschäumender Jugendkraft zeugende Ringen zweier von hehrem Heldenmute, glühender Vaterlandsliebe und schier übermenschlicher Seelengröße erfüllten Völker in der weiten Ebene des Skamander? Für Krieg und Kampf ist ja die Jugend, zumal die deutsche, stets so leicht zu begeistern; an der Wahrheit des Satzes: Dulce et decorum est pro patria mori hat sie niemals gezweifelt. Als ein außerordentlich glücklicher Gedanke erscheint es uns deshalb, daß Bassenge mit feinem Verständnis gerade die packende homerische Gedanken- und Gestaltenwelt als Vorwurf seines Dramas gewählt und es unsrer Gymnasialjugend ermöglicht hat, „selbst in das Gewand der homerischen Kämpfer zu schlüpfen und, nun selbst die Sprache jener unsterblichen Helden redend, das gelesene Wort in lebendige, selbstthätige Handlung umzusetzen".

Der manchem vielleicht etwas kühn erscheinende Versuch ist trefflich gelungen, und Bassenge hat die schwere, aber dankbare Aufgabe, die er sich gestellt, aufs wirksamste und glücklichste gelöst. Die größte Gefahr dabei war die, daß durch eine Dramatisierung des genannten Stoffes, da ja einmal das Drama mit anderen Mitteln als das Epos arbeitet, jener Zauber der homerischen Dichtung, der in einer edlen Einfalt und stillen Größe der Handlung besteht, verwischt werden würde. Aber diese Gefahr hat der Dichter glücklich vermieden: die dem naiven Kunstverständnis der Alten so überaus entsprechende Schlichtheit und Natürlichkeit ist überall beobachtet; auch bei wilden Ausbrüchen der Leidenschaft ist die klassisch-vornehme, wohlthuende Ruhe des Ausdrucks bewahrt. Sehr geschickt hat es auch Bassenge verstanden, die Einheit des Ortes und der Zeit festzuhalten, ein Vorzug, der für die wirkliche Aufführung

des Stückes ja wesentlich in Betracht kommt und dieselbe auch bei scenisch beschränkten Verhältnissen und geringem Material an Requisiten möglich macht. In diesem Zusammenhange sei auch erwähnt, daß das Stück keine einzige weibliche Rolle enthält, also auch aus diesem Grunde bequem lediglich von Schülern gespielt werden kann.

Der Aufbau der Handlung vollzieht sich, wie schon angedeutet, durchaus nach den Grundlinien, die durch das für ewige Zeiten gültige homerische Vorbild gegeben sind. Das Versmaß ist nach den Gesetzen der altgriechischen Tragödie gehandhabt. Der Dialog ist niemals schleppend, sondern fließt in vornehmer, erhabener Sprache lebendig und die Zuhörer stets in Spannung haltend dahin. Dem Gedankenreichtum der klassischen Tragödie entsprechend, hat der Dichter ferner ebenfalls eine beträchtliche Zahl schöner, gehaltvoller Sentenzen eingestreut, wie z. B. S. 16:

„Denn was ein Gott gebeut zu thun, ist erst Gesetz,
Das wohl noch keiner unbereut mißachtete“,

oder S. 30:

„Ein fauler Frieden ist es, den die Not erzwingt“,

oder S. 40:

„Ach weh! wie ist der erdgebor'ne Sterbliche
Des eignen Unheils Stifter doch und Förderer!“

Als eine Probe besonders kraftvoller, erhabener Sprache seien die Worte mitgeteilt, die dem Achill auf die Frage, wer seinen Liebling Patroklos getötet habe, in den Mund gelegt werden:

„Hektor! Ha, trefflich! Troischer Löwe, rüste dich!
Gesammelt ward in langem Ruh'n der Sehnen Kraft,
Der Rosse Raschheit und des Zornes Feuersglut
Wie Sommers Schwüle in der Wolken schwang'rem Bau;
Wenn nun es wettert, furchtbar wird sein Wüten sein!
Und nun hinaus! Bringt Waffen her! Ein Schwert! Ein Schwert!
Ich fühle alle Wut und Kraft der Welt in mir,
Und beben soll die Erde vor Achilleus' Zorn!“

Daß Vassenge ein gelehriger Schüler der Alten ist, der nicht nur in seiner ganzen Auffassung des Stoffes und dem Aufbau der Handlung streng im Rahmen der altgriechischen Tragödie bleibt, sondern auch im Stil tragisches Pathos mit rhythmischem Wohllaut prächtig zu vereinigen versteht, lehren schließlich auch seine meisterhaften Chöre, von denen insbesondere der eine, an der Leiche des Patroklos gesungen, wegen seiner dichterischen Schönheit abgedruckt zu werden verdient:

Strophe:

Nun steh' ich vor dir mit thränendem Blick
Und Klagegesang, du herrlicher Held,
Den alle geliebt.

Du warest es, der aus dräuender Not
Uns alle befreit mit siegender Hand.
Im Sturme gewannst du die Palme des Kampfs
Und flogest dahin übers dampfende Feld,
Wie der Sturmwind saust über Thäler und Höhn,
Und es flohen die Feinde und fielen vor dir,
Als hätte ein Gott sie geschlagen.

Gegenstrophe:

Nun liegst du vor mir mit klaffender Brust
Und schweigendem Mund, du blühender Sproß,
Und hörest mich nicht.
Wie oft in der Schlacht, wenn Feindes Geschoß
Dich drohend umflog, war Freude dein Blick;
Doch froh zu genießen erworbenen Ruhms,
Als Sieger zu grüßen das heimische Land,
Vergönnte dir nicht, der den Schlachten gebeut.
Es ergreift mich der Jammer um dich mit Gewalt,
Erschütternd die alternde Seele.

Epode:

Doch schweig, mein Mund.
Kein Schlachthorn weckt, kein Wehruf mehr,
Der bleich und starr du schweigend ruhst,
Vom Schlaf dich auf.
Gott Thanatos, der heut' dich entführt,
Kann morgen vielleicht schon klopfen mir.
Uns Staubentstammende eins nur ehrt:
Demutvoll stumme Ergebung.

Wir stehen am Ende unserer Ausführungen und glauben nachgewiesen zu haben, daß Bassenges Arbeit eine dankenswerte Bereicherung unserer dramatischen Litteratur bedeutet und daß das in Anlage und Durchführung gleich ausgezeichnete Werk sich vorzüglich eignet, die Schüler höherer Lehranstalten mit der homerischen Gedankenwelt aufs innigste vertraut zu machen. Die praktische Probe auf die hier gegebenen theoretischen Ausführungen ist überdies schon abgelegt worden. Im Januar dieses Jahres ist bei dem Winterfeste des hiesigen Annen-Realgymnasiums „Der Streit vor Ilios" von Schülern der Anstalt aufgeführt worden. Der Unterzeichnete hat selbst dabei Gelegenheit gehabt, sowohl zu sehen, mit welcher freudigen Begeisterung die jungen Mimen sich ihren zum Teil recht schwierigen Aufgaben widmeten und diese mit ehrlichem Fleiße zu lösen trachteten, als auch zu konstatieren, mit wie lebhaftem Interesse das anwesende Publikum den Vorgängen auf der Bühne von Anfang bis zu Ende folgte, um am Schluß für die trefflichen Leistungen dem Dichter und den Schauspielern reichen, wohlverdienten Beifall zu spenden.

Man sah hier wieder, daß trotz aller Verlästerung und Verunglimpfung der altklassischen Bildungselemente doch noch in ihnen eine gewaltige, auch modern empfindende und denkende Menschen packende, ja erschütternde Kraft liegt. Mit Recht sagt daher Lyon am Schluß seines Vorworts: „Heute beherrscht unsere Bühnen das grübelnde Problem. Es könnte nichts schaden, wenn diese Herrschaft wieder einmal durch die naive Handlung durchbrochen würde.“ Daß Bassenges wohlgelungenes Drama in diesem Sinne zu wirken vor allem mit befähigt ist, kann einem Zweifel nicht unterliegen.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Ludwig Bräutigam, Auf dem Heimwege. Geschichten und Skizzen. Verlag von F. Fontane und Co., Berlin 1902. 228 S. Preis geh. 3 M.

Der verdienstvolle Bremer Pädagoge Prof. Ludwig Bräutigam, von dem bereits mehrere anregende, auch in weiteren Leserkreisen geschätzte Bücher herausgegeben worden sind[1]), veröffentlicht in dem vorliegenden Bande eine stattliche Anzahl von Novellen und Skizzen, die den Freunden einer rechten Heimatkunst eine hochwillkommene Lektüre bieten werden. Es sind zumeist Früchte seiner Wanderfahrten, die er während eines langjährigen Aufenthaltes teils im Elsaß, teils, seit er seinen ständigen Wohnsitz im Norden hat, in die Bremen benachbarten malerischen Heidelandschaften unternommen hat, deren eigenartiger Stimmungszauber sich seinem poetisch veranlagten Gemüt wie wenig anderen voll erschlossen hat. Endlich dient ihm als Rahmen der vor uns entworfenen Bilder seine sächsische Geburtsprovinz, an der er mit zärtlicher Liebe hängt. Hierher gehört vor allem die Erzählung „Der Drache“, eine Dorfgeschichte, in der die Milieuschilderung besonders gelungen ist. In lebendigen Farben werden uns die abergläubischen Vorstellungen entrollt, in welchen ein ganzes Dorf mit all seinen Bewohnern befangen ist. Im Mittelpunkt der Handlung steht eine Familie, die, durch jenen finsteren Aberglauben der Heimatgenossen verdächtigt, zu Grunde geht bis auf ein Mädchen, das schließlich durch einen frischen Burschen von dem Verhängnis erlöst wird. Die Schicksale dieses jungen Mannes, dem die Lebensfrische und Gesundheit aus den Augen leuchten, verfolgen wir mit immer steigendem Interesse von seinem sechsten Lebensjahre an, bis es ihm, dem Angehörigen

1) Vergl. „Leibniz und Herbart über die Freiheit des menschlichen Willens“, „Das französische Bayreuth.“, „Der Marschendichter Hermann Allmers“ und namentlich das interessante im Jahre 1901 herausgegebene „Allmers-Buch“, in dem zahlreiche Verehrer dem bekannten Marschendichter zum 80. Geburtstage ihre Huldigung dargebracht und eine Reihe von Malern und Schriftstellern das Marschenheim in Bild und Wort begeistert geschildert haben.

eines aufgeklärten, zum Lichte strebenden Geschlechts, endlich beschieden ist, den alten Bann zu brechen und jenes Mädchen heimzuführen zu einem neuen glückseligen Leben. So triumphiert in dem weltabgeschiedenen Dorfe das Licht der Aufklärung über die Nacht des finsteren Aberglaubens: auf dem einst so verrufenen Hofe erblüht ein neues, gesundes Geschlecht mit hellblitzenden Augen und kräftigen Armen, das mit den letzten Resten dumpfen Aberglaubens bald aufgeräumt haben wird.

Im „Gemeensteen" führt uns der Verfasser in seine alte sächsische Dorfheimat an der Wyhra, wo er seine Jugend vom 6.—11. Jahre verbracht und auch später noch bisweilen glückliche, unvergeßliche Ferientage verlebt hat. Die größte Merkwürdigkeit des Dorfes war der sog. „Gemeensteen" (d. h. Gemeindestein), ein mächtiger erratischer Block. Dieser hatte einst als Malstein gedient, an dem die Dorfgenossen früherer Zeiten zu Beratungen zusammengekommen waren, und war seit Jahrhunderten bis auf die Gegenwart mit dem Leben und Treiben von alt und jung, arm und reich, hoch und niedrig innerhalb der Gemeinde aufs innigste verwachsen gewesen, bis er endlich von einem griesgrämigen Bauern, dem immer schon der Lärm in der Nähe des Steins ein Greuel gewesen, in einen Brunnen versenkt wurde „wie der Nibelungenhort in den Rhein bei Lorsch". — In derselben Gegend spielt die Erzählung „Auf heimatlichem Pfade", in der uns der Verfasser schildert, wie er einst zur Nachtzeit einsam und still in flüchtiger Eile wieder sein kleines Heimatdörfchen betritt, und die Erinnerungen seiner Kinderzeit gleich geisterhaften Schemen an seiner Seele vorüberziehen: das Ganze eine phantasievolle nächtliche Vision von eigenartigem Reize und reichem Stimmungsgehalte.

Zu den Heidebildern gehören „Eine Marschenfahrt", eine Verherrlichung der landschaftlichen und künstlerischen Schönheiten der Unterwesermarschen, des Gemäldes vom Bruderkuß, des Marschenheims von Hermann Allmers und der Bilder im Grafenhofe zu Stotel, sowie die Skizze „Teufelsmoorleute", die uns in die durch die Worpsweder Maler berühmt gewordene eigenartige, weltabgelegene, mit unbeschreiblicher Ursprünglichkeit ausgestattete Landschaft versetzt. Mit großer Kunst schildert uns hier Bräutigam „die Reize der urwüchsigen Landschaft, die zart rotblühenden Wiesen, die seltsam gestalteten einsamen Blockhütten, die still vorübergleitenden Torfschiffe mit ihren dunklen Segeln, die eigenartigen am Ufer kreischend auffliegenden Sumpfvögel, die wunderbaren Luftspiegelungen in der braunen Flut, die weißen und gelben Wasserrosen und die blauen Vergißmeinnicht am Flußrande, die das Herz weitmachenden Fernblicke über die meilenweiten Wiesen mit ihren im Eichengrün versteckten Gehöften am fernen Horizonte, das bunte

Schauspiel der grasenden Rinder und Pferde". In der Erzählung „Teufelsmoorleute" machen wir alsdann innerhalb des eben kurz skizzierten stimmungsvollen landschaftlichen Rahmens die Bekanntschaft einer etwa sechzigjährigen Alten, die uns zunächst ihrem Äußeren nach als „eine fast unheimliche Erscheinung, starkknochig, mit harten Gesichtszügen, mit breitem Munde und in unglaublichem Aufputze, mit einem schwarzen Strohhute von groteskter Form", kurz als eine auf den ersten Blick durchaus abstoßende, unsympathische Persönlichkeit geschildert wird, die sich aber dann im weiteren Verlaufe der Erzählung als einer von jenen heroischen Charakteren entpuppt, wie sie in schlichter Heldenhaftigkeit das Moor so oft hervorbringt, als ein rührendes Muster von Gattentreue und selbstlosester Aufopferung für ihren altersschwachen, kranken Mann.

Einen großen Teil des Buches nehmen die elsässischen Novellen ein: „Nach Deutschland!", „Herbsttage einer Elsässerin", erschütternde Selbstbekenntnisse einer edlen Frauenseele, Tagebuchblättern nacherzählt, und die interessante Erzählung „Auf elsässischen Spuren in Frankreich". Mit Recht betont Bräutigam hier, daß das Elsaß ein Gebiet ist hochbedeutsam für den Historiker, den Geographen, den Nationalökonomen, den Menschenfreund und nicht zuletzt für den Dichter.

So charakterisiert sich das vorliegende Buch in erster Linie als Heimatdichtung mit dem Hintergrund verschiedenartigster Landstriche des deutschen Vaterlandes, die in der empfänglichen, für alles Edle und Schöne begeisterten Seele des Verfassers tiefe, unauslöschliche Eindrücke hinterlassen haben und einen lebhaften Widerhall im Herzen des gebildeten Lesers wecken werden.

Daß Bräutigam aber auch über eine recht satirische Ader verfügt und Töne bitteren Sarkasmus ihm zu Gebote stehen, lehrt außer dem stark ironisch gefärbten Cyklus „Wohltätigkeit" insbesondere die prächtige Erzählung „Überstare". Er plaudert hier in anregendstem Tone, daß er manches Jahr von seinem Fenster aus in weltabgeschiedener Stille die friedlichen Starenzusammenkünfte belauscht habe, bis er eines Tages zu seinem Erstaunen bemerkt habe, daß in das bisherige traute Zusammenhocken der Vögel entschieden etwas Nervöses gekommen sei, ein Geist der Unrast, der Aufgeregtheit, kurz, daß in dem Starenstaate etwas faul sei wie im Dänenreiche zur Zeit des seligen Hamlet. Er habe dann, fährt er fort, als guter Deutscher von dem Vorrechte seines Volkes, den Sachen auf den Grund zu gehen, Gebrauch gemacht und, um hinter das Geheimnis zu kommen, einen von den schwarzröckigen Gesellen gefangen, der ihm, nachdem die Zunge gelöst worden sei, verraten habe, in seinem Garten seien Überstare! „Im Osten lebte ein Star", so erzählt der Gefangene, „der klügste, weiseste, tiefsinnigste, den

es je unter den europäischen Staren gegeben hat. Er piepste viel zusammen und flötete weise Sprüche, aber niemand kümmerte sich groß um ihn. Wie aber sein philosophischer Singsang immer verworrener und dunkler wurde, da piepten einige Gefährten unter uns, die viel Langeweile hatten: ‚Der ist unser Mann — pardon, unser Star'. Und als er dudelte: Es giebt eine Sklaven- und eine Herrenmoral, die Herrschernaturen stellen sich ‚Jenseits von Gut und Böse'. Der Star ist etwas, das überwunden werden muß. Schone deinen Nächsten nicht. Ein Recht, das du dir rauben kannst, sollst du dir nicht geben lassen .... da war das Unheil geschehen, das größte in der ganzen Starengeschichte. Nun piepen alle hohlen Fante und aufgeblasenen Tröpfe: ‚Wir sind Überstare! Wir wollen unser Ich ausleben, wir binden uns nicht an die blödsinnige Sittenlehre, die alte, beschränkte Starengeschlechter ausgebildet haben. Wir pfeifen auf alles!'" In dieser Weise geht die köstliche Parodie der Nietzscheschen Philosophie weiter, sogar einen Oberüberstar lernen wir kennen, der als „ein ziemlich derangiert aussehendes Exemplar der Gattung sturnus vulgaris, als ein dünnes, dürres Männchen" charakterisiert wird. Nachdem wir noch die Bekanntschaft mehrerer Überstare gemacht haben, so z. B. eines Überdichters, der jedem, „der halbwegs Miene macht, seine schwülstigen Verse zu loben, inbrünstig in seliger Verzückung die Hand — nein, pardon! den Schnabel drückt", und nachdem uns mitgeteilt worden ist, daß auch die Starenfrauen mit unersättlicher Gier den neuen Modephilosophen studieren, hören wir, daß schließlich die Seuche vom Überstarentum ganz von selbst verschwindet. Die Stare erfahren nämlich, daß es bei den Menschen schon längst etwas dem Überstarentum ähnliches gebe; sie erkennen jetzt, daß sie also in den großen Geistesbewegungen hinterher hinken und werden fast alle aus den bisherigen Narren wieder vernünftige Stare bis auf einige „philosophische Starengigerls", die jetzt „spiritistische Experimente unternehmen, Klopfgeister beschwören, sich in die ‚echte' Mystik versenken, zugleich aber auslauschen, ob nicht etwa wieder etwas ‚Allerneuestes' in Sicht sei".

Der beschränkte uns hier zur Verfügung stehende Raum verbietet es, auch den übrigen Erzählungen eine gleich ausführliche Besprechung zu widmen; es mag deshalb zum Schluß das interessante Buch Bräutigams allen denen, die ein gehaltvolles, gedankenreiches, eine eigenartige Schriftstellerpersönlichkeit verratendes Buch einer seichten Unterhaltungslitteratur vorziehen, aufs wärmste empfohlen sein: ein wahrer geistiger Genuß wird bei der Lektüre gewiß nicht ausbleiben.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Dr. **Martin Wohlrab**, Rektor des Königlichen Gymnasiums zu Dresden-Neustadt, Ästhetische Erklärung von Shakespeares Hamlet, Berlin, Dresden, Leipzig, L. Ehlermann, 1901. 8°. VII. 98 S. M. 1.50 (= Ästhetische Erklärung Shakespearischer Dramen von Dr. Martin Wohlrab 1. Band).

Eine neue Erklärung des Hamlet darf von vornherein auf die Beachtung, ja auf die warme Teilnahme der großen Shakespere-Gemeinde rechnen, und dies umsomehr, wenn es sich weniger um eine Wort- und Sacherklärung der vielen schwierigen Stellen dieses Dramas handelt, als um die Auffassung des ganzen Kunstwerkes, vor allem des Charakters des Hamlet selbst.

Niemand, der darüber etwas Neues zu sagen hat, wird sich durch das bekannte Sprüchlein Goethes:

Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihrs nicht aus, so legt was unter!

abhalten lassen; niemand, dem es ernst ist, die Dichtung zu verstehen, wird infolge dieses Sprüchleins darauf verzichten, solch neue Erklärung zu lesen. Gewiß hat auch Goethe mit seinem Spott nicht die treffen wollen, die dem Leser oder Hörer tiefsinnige Dichtungen verständlich zu machen suchen, besonders wenn der Erklärer in genauem Anschluß an den Text von der Dichtung als Ganzem ausgeht und von da aus die Einzelheiten beleuchtet, also nicht überhaupt Fremdes von außen in sie hineinträgt.

Diesen richtigen Weg schlägt Wohlrab mit seiner Erklärung des Hamlet ein; er nennt sie ästhetische, weil er das Drama vor allem als Kunstwerk betrachtet, weil er der äußeren und inneren künstlerischen Gliederung desselben nachspürt und auch bei Besprechung von Einzelheiten dies stets im Auge behält: „Die ästhetische Erklärung eines Schriftwerkes hat die Wort- und Sacherklärung zur notwendigen Voraussetzung und stellt sich die Aufgabe, es als ein einheitliches Kunstwerk verständlich zu machen. Sie hat den obersten Gesichtspunkt darzulegen, unter dem es aufzufassen ist, und zu zeigen, wie hiernach der behandelte Stoff gegliedert ist, bildet also den Abschluß der exegetischen Arbeit, indem sie die Einzelerklärung durch den Überblick über das Ganze vervollständigt. Doch wird sie zu dieser auch ihrerseits manches beitragen können, insofern dem, der seinen Blick aufs Ganze richtet, manche Einzelheit in einer neuen Beleuchtung erscheinen kann“ (S. V).

Unter Shakesperes Dramen dürfte schwerlich in der Auslegung eines heißer umstritten sein als der Hamlet. Dem gewaltigen erschütternden Eindruck des Trauerspiels wird sich freilich kaum jemand entziehen; auch der stumpfste Leser oder Zuhörer wird einen Hauch von des Dichters

Geist verspüren und empfinden, daß hier Gewaltiges und Furchtbares vor sich geht. Aber von diesem ersten naiven Eindruck bis zum Verständnis des Aufbaues, der Gliederung, der Charaktere, der einzelnen Handlungen und Begegnisse — welch ein Weg!

So hat denn auch keines von Shakesperes Dramen in der Geistes- und Litteraturgeschichte der modernen Kulturländer eine solche Rolle gespielt wie der Hamlet; wenigstens läßt sich das von England, Deutschland und Frankreich behaupten, und ich möchte hier im Vorbeigehen wenigstens auf die für seine Zeit treffliche Darstellung verweisen, die Karl Elze diesem Gegenstande gewidmet hat.[1]) Überblickt man diese Geschichte des Hamlet, so erscheint es zunächst verwunderlich, daß die Auffassung des Stückes, vor allem des Helden wirklich bis in neuere Zeit unsicher gewesen sein soll. Denn es läßt sich eine fast ununterbrochene schauspielerische Überlieferung gerade dieser Gestalt von des Dichters Zeit bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts verfolgen — bis in eine Zeit also, wo der Hamlet in England und Deutschland im Mittelpunkt allgemeiner Aufmerksamkeit stand.

Der erste Darsteller des Hamlet Richard Burbage († 1620) hat die Rolle unter Shakesperes eigener Anleitung einstudiert; ja auf ihn scheinen die berühmten Worte (V, 2) zu gehen: He's fat, and scant of breath[2]), die man glaubt, so schwer mit dem Idealbild des Dänenprinzen vereinigen zu können. Wir wissen nun, daß Burbage, solange er die Rolle spielte, damit stets die größte und unverminderte Bewunderung seiner Zeitgenossen errang; er muß ein wirklich großer Künstler gewesen sein. Nach ihm übernahm die Rolle Joseph Taylor[3]), der nach alten Angaben ebenfalls vom Dichter selbst in der Rolle unterwiesen wurde und jedenfalls Burbage als Hamlet gesehen hatte. Er vererbte die Rolle genau in der alten Auffassung auf Thomas Betterton († 1710). Von diesem sagt ein Zeitgenosse, auch ein Schauspieler (Elze S. XXXIII): „Betterton war ein Schauspieler wie Shakespere ein Dichter, beide ohne Nebenbuhler, beide geschaffen zu gegenseitiger Unterstützung und Verherrlichung ihres beiderseitigen Genius". Auf Betterton folgte nach kurzer Unterbrechung David Garrick († 1779), von dem an man die Wiederbelebung Shakesperes in England datiert. Daß dieser sich bemühte, die Rolle in den berühmten alten Traditionen weiterzuführen,

1) In seiner großen kommentierten Hamlet-Ausgabe, Leipzig 1857, S. XXIX—LVI.

2) Diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß diese Worte auch in einer Elegie auf den Tod Burbages vorkommen. Elze a. a. O. XXXII.

3) Er ist, irre ich nicht, der Bruder jenes Taylor, dem das beste Bildnis Shakesperes, das sogenannte Chandos-Portrait zugeschrieben wird. Die Taylors hatten offenbar lebhafte persönliche Beziehungen zum Dichter.

muß man als sicher annehmen; auf Garrick gehen die späteren Schauspieler zurück.

Und trotz dieser glänzenden, fast ununterbrochenen Reihe großer Darsteller, deren Auffassung schließlich vom Dichter selbst ausgeht, sollte diese Rolle sowohl wie überhaupt das Drama nicht ganz klar gewesen sein? Das wird begreiflich, wenn man erwägt, daß z. B. selbst der gefeierte Betterton, der die Rolle fünfzig Jahre lang spielte, am Ende seiner Laufbahn bekannte, „daß er diesen Charakter noch immer nicht in seiner ganzen Tiefe ergründet zu haben glaube“[1]). Tiefsinnige Werke sind eben nicht so leicht zu erschöpfen: da große Geister, ihre Dichter, damit der Zeit vorauseilen, so hat oft erst eine späte Nachwelt Aussicht, zu ihrem vollen Verständnis, zu ihrer wahren Würdigung vorzudringen.

Ich versage es mir, hier auf die Geschichte des Hamlet in Frankreich und Deutschland einzugehen. Nur das möchte ich hervorheben, daß Goethe es war, der den Schlüssel zum Verständnis des Hamlet gefunden hat, nachdem andere, besonders Lessing, wacker vorgearbeitet hatten. In Wilhelm Meisters Lehrjahren (1795—96) entwickelt er im vierten und fünften Buche in köstlicher Breite seine berühmt gewordene Auffassung vom Drama und besonders vom Charakter des Hamlet. An ihren Grundpfeilern ist auch heute noch nicht zu rütteln.

Seitdem ist wiederum mehr als ein Jahrhundert verstrichen — und der Hamlet kommt nicht zur Ruhe. Welche Übersetzer-, Gelehrten- und Erklärer-Arbeit hat das 19. Jahrhundert an dieser Tragödie geleistet! Und welch verschiedene Gestalt gewinnt — auch auf den von Goethe gegebenen Grundlinien — der Bau der Dichtung unter den Händen der verschiedenen Künstler und Erklärer! Bis in unsere Tage treten immer neue Kommentare auf, und trotzdem weicht Wohlrab von allen seinen Vorgängern wesentlich ab. „Meine Erklärungen — sagt er S. VI — mit Hamlet zu beginnen, könnte ich deshalb Bedenken tragen, weil erst die letzte Zeit zwei größere Werke über ihn gebracht hat: A. Döring, Hamlet. Ein neuer Versuch zur ästhetischen Erklärung der Tragödie, Berlin 1898, und Friedrich Theodor Vischer, Shakespere-Vorträge. 1. Band. Stuttgart 1899. Allein soviel Anregung und Förderung ich auch diesen Forschern verdanke, so kann ich mich doch ihrer Gesamtauffassung nicht anschließen. Ich glaubte, neue Wege einschlagen zu müssen, die, wie ich hoffen möchte, sich auch vom streng wissenschaftlichen Standpunkte aus empfehlen werden, und bin so auch zu neuen Ergebnissen gelangt.“

1) Shakesperes dramatische Werke, nach der Schlegel-Tieckschen Übersetzung herausgegeben von der deutschen Shakespere-Gesellschaft, 2. Auflage, Berlin 1877, VI. Band S. 12.

Wohlrab faßt Hamlet als Pessimisten auf. Zwar haben dies vor ihm schon andere gethan; aber nur einer, Friedrich Paulsen (Deutsche Rundschau LIX, 1889, S. 237—259) hat diesen Gesichtspunkt durchgeführt. Über sein Verhältnis zu Paulsen äußert Wohlrab folgendes (S. VI): „Wer diese Arbeit mit der meinigen vergleicht, wird überrascht sein zu finden, wie verschieden ein und derselbe Gegenstand unter einem und demselben Gesichtspunkte sich darstellen kann. Nicht nur meine Behandlung der Sache ist eine andere, sondern auch mein Ergebnis."

Nun, ich möchte gleich hier meiner Überzeugung Ausdruck geben, daß die neuen Ergebnisse Wohlrabs der Hauptsache nach — wie seinerzeit die Goetheschen — der Zeit trotzen und für die künftige Auffassung des Hamlet die Richtschnur bleiben werden.

Daß wir durch die Arbeit Goethes und des darauffolgenden Jahrhunderts an unserm Drama dem echten Hamlet wesentlich näher gerückt sind, kann man gewiß aussprechen, ohne sich einer Überschätzung der heute gewonnenen Ergebnisse schuldig zu machen. Ebenso aber bin ich überzeugt, daß sich innerhalb der nunmehr fest gezogenen Grenzlinien über die Auffassung einzelner Stellen, über ihre Bedeutung fürs Ganze sowie ihre Wertstellung untereinander, ja vielleicht über einzelne Charaktere bez. Charakterzüge auch künftig noch streiten läßt. Nur ist dieser Spielraum jetzt wesentlich enger als früher. Wie oben gesagt, stelle ich Wohlrabs Leistung sehr hoch — aber es wäre Vermessenheit, wollte ich behaupten, daß mir nunmehr alles und jedes im Hamlet klar wäre, daß dem Zweifel, der Ungewißheit kein Raum mehr gelassen sei. Gewiß kann man über die Deutung dieser oder jener Scene noch anderer Meinung sein als Wohlrab, gewiß wird man nicht jeden seiner Sätze unterschreiben.

Am meisten schwanke ich bezüglich der Auffassung von Ophelias Charakter. Hier vermag ich mich weder Goethe noch Wohlrab rückhaltlos anzuschließen. Ohne Zweifel bietet das Drama Anhaltspunkte für die eine wie die andere Auffassung; aber während in Goethes Darstellung mir Ophelia zu sinnlich erscheint[1]), zeichnet Wohlrab sie mir zu ideal. Auch Wohlrab betont, daß Ophelia mitten drin steht in der Lockerheit der Sitten und Gespräche jener Hofgesellschaft. Sollte ihr jeglicher Zug von Sinnlichkeit fehlen? Sollten des Laertes gewiß pomphaft aufgeputzte Warnungen, sollten die ihres Vaters ganz aus der Luft gegriffen sein? Und Ophelias schnellbereite Gegen-Warnung? Und die losen Liedchen, die sie im Wahnsinn singt? Ich kann nicht glauben, daß ein so großer Kenner des menschlichen und insbesondere des weiblichen Herzens wie Goethe in der Auffassung solcher Stellen

1) Hempel XVII, 239, 247.

so ganz fehl gegangen sei. Anderseits ist es mir aber unmöglich, mit Goethe zu sagen: „Ihr ganzes Wesen schwebt in reifer, süßer Sinnlichkeit“. Vielleicht daß hier, wie so oft bei Extremen, die Wahrheit etwa in der Mitte liegt!

Damit habe ich sogleich das wichtigste Bedenken ausgesprochen, das mir beim Studium von Wohlrabs Buche aufgestoßen ist. Einige weitere Einzelheiten, wo ich nicht ganz überzeugt bin, sind weniger von Belang. Im übrigen aber bekenne ich freudig, daß ich seiner Hamlet-Erklärung gegenüber mit der wärmsten Anerkennung nicht zurückhalten möchte. Ganz entschieden hat uns Wohlrab mit seinem Büchlein eine in jedem Betracht gediegene und bedeutende Gabe beschert, für die wir ihm zu herzlichem Danke verpflichtet sind.

Neben der Charakteristik Hamlets, auf die ich noch komme, ist dem Verfasser noch eines ganz vorzüglich gelungen: Plan, Aufbau und Gliederung des Dramas bis ins einzelne mit einer Klarheit ans Licht gestellt zu haben, daß man die tiefe, wunderbare Weisheit des Dichters, wie sie sich darin kund giebt, aufs deutlichste erkennt. Wohlrabs Arbeit liefert hierin, möchte ich sagen, die Ausführung zu den andeutenden Worten Goethes: „Der Held hat keinen Plan, aber das Stück ist planvoll“ und weiterhin, als Serlo meint, man müsse im Hamlet die Spreu vom Weizen sondern: „Es ist nicht Spreu und Weizen durcheinander — es ist ein Stamm, Äste, Zweige, Blätter, Knospen, Blüten und Früchte. Ist nicht eins mit dem andern und durch das andere?“[1]) Studiert man das Drama an der Hand von Wohlrabs Buch, so fällt es einem oft wie Schuppen von den Augen. Manche Stelle, zu der man bei aller Verehrung des Dichters, bei aller Bewunderung des Stückes und trotz der gelehrten Kommentatoren den Kopf schüttelte — weil sie aus dem Rahmen ihrer Umgebung bez. des Ganzen herauszufallen schien — reiht sich in die von Wohlrab dargelegte Auffassung so zwanglos ein, daß man sich fast wundert, nicht vorher schon auf diese Deutung gekommen zu sein.

Daß diese Wirkung nicht möglich wäre ohne zahlreiche Rückblicke und Zusammenfassungen am Schlusse einer Scenenreihe, eines Aktes oder einer Aktgruppe, das leuchtet ein; und daher wird wohl niemand dem Verfasser diese Wiederholungen zum Vorwurf machen. Man vergesse dabei nicht, daß das Buch doch nicht nur für Leser bestimmt ist, die mit der Dichtung schon vertraut sind, auch nicht nur für Erwachsene, sondern nicht minder für die heranreifende Jugend auf unseren Schulen, also für die Benutzung im deutschen und englischen Unterricht. Und allerdings meine ich, mit Wohlrabs Erläuterung kann man selbst ein

1) Hempel XVII. 246, 282.

so schweres Werk, wie der Hamlet ist, einem begabten Primaner, der zu selbständiger Vertiefung in eine Dichtung geneigt ist, unbedenklich in die Hand geben. Dann findet er sich zurecht.

Natürlich werden auch im Hamlet Verhältnisse berührt, die für unreife Menschen nichts sind. Wollten wir aber dergleichen durchaus von unseren Jünglingen fernhalten, so könnten wir getrost die Hälfte aller Dichtungen bez. Schriftsteller streichen, die den Oberklassen zufallen! Daß unsere Primaner solche und noch ganz andere Sachen lesen, würden wir damit natürlich nicht verhindern. Hier kommt es nur auf vernünftige Behandlung seitens des Lehrers an. Dann werden auch ein paar anstößige Stellen keinen Schaden anrichten. Gern gedenke ich noch jetzt eines Lehrers, der uns Primaner, wenn solche Stellen kamen, einfach als ernste Menschen behandelte und mit einigen treffenden und vernünftigen Bemerkungen darüber hinweghalf. Solch Vertrauen gegenüber jungen heranreifenden Männern ist, glaube ich, selten übel angebracht, wenn der Lehrer zu ihnen im richtigen Verhältnisse steht. Übrigens haben wir damals manche Dichtung, die auch nicht gerade für Kinder bestimmt ist und die im Unterricht nicht durchgenommen wurde, wie den Faust u. a., mit Eifer für uns gelesen — ich wüßte aber wirklich nicht, daß die für die Jugend nicht gerade passenden Stellen uns nachteilig gewesen wären. Man soll in dergleichen Dingen auch nicht zu zimperlich sein. Ich finde es daher geradezu lächerlich, wenn z. B. in der sonst nach Text und Kommentar sehr guten englischen Hamlet-Ausgabe von Clark und Wright (Clarendon Press Series, Oxford 1882) alle anzüglichen Stellen getilgt sind: mit Kindern kann man den Hamlet überhaupt nicht lesen, in England wohl ebensowenig wie bei uns!

Soviel im allgemeinen über Haltung und Verdienst von Wohlrabs Buch. Folgen wir nun dem Verfasser auf seinem Gange durch das Drama, besonders im Hinblick auf den Helden.

Der Betrachtung des Trauerspiels selbst schickt Wohlrab einiges Nötige voraus.

Das Verhältnis Shakesperes zu Saxo Grammaticus wird mit Recht nur gestreift, hat doch der Dichter nicht direkt aus dem dänischen Chronisten geschöpft. So genügt vollkommen der kurze Bericht (S. 1 flg.) über das, worin Saxo und Shakespere sich stofflich berühren. Auch die vielumstrittene Entstehungsgeschichte des Dramas, ferner das Verhältnis der Quartos unter sich und zur Folio von 1623 erörtert der Verfasser nicht ausführlich. Er hält sich an den Text der ersten Folio, aus dem er allerdings hie und da (z. B. S. 48) Folgerungen zieht, die die Vertreter der Quartos (so auch die Shakespere-Ausgabe der Deutschen Shakespere-Gesellschaft) nicht immer werden gelten lassen.

Auf diese Einleitung (S. 1—3) folgt ein Abschnitt, in dem der Verfasser versucht, an der Hand der im Stück verstreuten Andeutungen ein Bild zu gewinnen von „Hamlet bis zum Beginn des Stückes" (S. 3—8): Hamlets Jugend war eine glückliche, sein Verhältnis zu seinen Eltern das beste; er wuchs sorglos auf, ganz seinen Neigungen und Studien hingegeben, die ihn mehr vom Leben ab- und der Litteratur und dem Theater zuführten. An seine Willenskraft, an sein schnelles Entschließen und thatkräftiges Handeln waren keine Ansprüche herangetreten. Diesem sonnigen Bilde entspricht nur eine idealistische Lebensanschauung. Aus diesem schönen, dem Treiben der Welt entrückten Studienleben in Wittenberg ruft den Prinzen der jähe Tod seines Vaters nach Dänemark zurück. Wie ganz anders findet er die Verhältnisse, als er sie verlassen, als er sie sich gedacht! An seiner, des Sohnes und Thronerben Statt hat sein Oheim, ein dem Vater Hamlets ganz unähnlicher, ja entgegengesetzter Charakter, die Regierungsgewalt an sich gerissen, die er angeblich im Namen der Witwe führt. Dazu hat er sich der Zustimmung der Großen des Reiches zu versichern gewußt; ja nach nur zwei Monaten reicht ihm die Königin als Gemahlin die Hand. Wie sollte sich Hamlet zu alledem stellen? Erschüttert durch den Tod seines innig geliebten und verehrten Vaters, betäubt und gelähmt von den darauf folgenden sich überstürzenden Ereignissen, denen sein Empfinden nicht zu folgen vermochte, hatte er alledem keinen ernsten Widerstand entgegengesetzt. Nur das war ihm klar, daß eine immer tiefere Kluft sein Empfinden von dem seines Oheims und seiner Mutter trennte: so wurde er an denen irre, die ihm als nächste Angehörige in dieser schweren Zeit hätten ein Halt und Trost sein sollen; seine ganze lichte Vergangenheit brach zusammen; er befand sich in einer häßlichen Gegenwart, in der die sittliche Weltordnung aufgehoben schien. Dazu kamen trübe Ahnungen, daß sein Vater vielleicht gewaltsam beseitigt war. So war sein ganzes Innenleben erschüttert und nur einen Halt hatte er noch in dieser Not seine Liebe zu Ophelia, die sich offenbar in dieser Zeit entwickelt hatte. So treten wir an das Stück selbst heran.

Der erste Aufzug (W. S. 9—27) beweist, daß die düsteren Ahnungen Hamlets nur zu berechtigt waren; er führt uns infolgedessen Hamlets Entwickelung zum Pessimisten vor. Die zur Schau getragenen guten Gesinnungen des Königs, die freundlichen Worte seiner Mutter erweisen sich nur zu bald als Schein, als Heuchelei durch die furchtbaren Enthüllungen des Geistes. Diese treffen sein Gemüt wie Keulenschläge. Sein Vater ermordet, ermordet von dem, der seinen Thron und seine Stelle als Gatte einnimmt! Seine Mutter zum Ehebruch verführt schon zu Lebzeiten ihres ermordeten Gemahls! Und welcher

Gegensatz der Brüder! Und dieser Prasser, Ehebrecher, Mörder und Thronräuber führt edle Gesinnungen gegen das Volk, Liebe und Zärtlichkeit gegen Hamlet im Munde. Hamlet ist fassungslos, er verkennt seine Aufgabe nicht; aber sich seiner Energielosigkeit wohl bewußt, bricht er in die verzweiflungsvolle Klage aus:

Die Zeit ist aus den Fugen. Fluch und Pein,
Daß mir verhängt ist: richte du sie ein!

Zugleich kommt ihm der Gedanke, sich wahnsinnig zu stellen. So meint er um so besser der Sache auf den Grund zu kommen; denn sofortiges Handeln ist seiner Art fremd. Endlich wird in diesem Akte noch die Lösung der letzten Stütze vorbereitet, die Hamlet Halt gewährte: Polonius verbietet seiner Tochter den weiteren Umgang mit dem Prinzen (der davon natürlich noch nicht weiß). „So haben wir — sagt Wohlrab S. 26 — den Grund aufgedeckt, auf dem Hamlets Pessimismus beruhte: es ist der jähe Sturz aus einer schönen Idealwelt in eine häßliche Wirklichkeit. Man kann nicht sagen, daß ein solcher Sturz mit Notwendigkeit zum Pessimismus führt. Denn was hindert es, den Versuch zu machen, diese häßliche Wirklichkeit umzugestalten und den Idealen anzunähern? Freilich je größer die Kluft zwischen beiden ist, um so stärker und nachhaltiger muß die Kraft sein, die diese Umgestaltung ins Werk setzt. Diesen Weg, dem Pessimismus zu entrinnen, zeigt dem Hamlet der Geist, indem er ihn auffordert, dem Brudermörder den verdienten Lohn zu geben und so die gestörte sittliche Weltordnung wiederherzustellen. — Der erste Eindruck ist in der That die tiefste sittliche Entrüstung, die Hamlet dazu fortreißt, daß er gleich zur Rache stürmen will. Aber nach und nach macht sich sein Naturell geltend, das im Handeln noch so wenig erprobt ist. Er kommt in Bedrängnis und Verwirrung, wenn er mit dem, was er als Pflicht erkennt, das Maß seiner Kraft in Verbindung bringt. Und hierin erblicken wir das Tragische seines Geschickes: ein edler, hochbegabter Mensch wird vor eine Aufgabe gestellt, die Willenskraft erfordert, und diese fehlt ihm" — oder mit den berühmten Worten Goethes: „Eine große That, auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist".

Zwischen dem ersten und zweiten Akte liegen zwei Monate (W. S. 27—28). Zum Handeln ist Hamlet nicht gekommen, nur dazu, seine Stellung zum Hofe so zu gestalten, daß man ihn für wahnsinnig hält. Wohl aber treten in dieser Zeit die verhängnisvollen Wirkungen von Polonius' Verbot hervor: Ophelia weicht dem Verkehr mit dem Prinzen aus, ohne daß dieser über den Grund davon aufgeklärt wird; so kann Hamlet auch an der Liebe Ophelias, an die er bisher geglaubt hatte, zweifeln.

Der zweite Aufzug (W. S. 29—45) führt uns nun den Bruch Hamlets mit Ophelia und die Folge davon, die weitere Entwickelung seines Pessimismus vor. Bestärkt wird er darin noch durch den Abfall seiner Jugendfreunde Rosenkranz und Güldenstern. Denn auch sie erweisen sich nicht als ehrlich, sondern als hohle Höflinge und willige Werkzeuge des Königs. Wie Polonius suchen auch sie im Dienste jenes den Prinzen auszuhorchen über den Grund seines vermeintlichen Wahnsinns. Das Gesamtergebnis ist (S. 45): „Von seinen Angehörigen durch ihre Missethaten geschieden, von der Liebe, die ihm eine letzte Zuflucht, einen letzten Halt hätte bieten können, verlassen, von den Freunden seinem Widersacher, dem König, geopfert, von Spionen umgeben, steht Hamlet in einer Welt, die zum Verzweifeln öde für ihn geworden ist. Dazu mochte er das Gefühl haben, daß ihm bei seiner mangelnden Thatkraft und im Angesichte der ihm gestellten großen Aufgabe eine Ergänzung seines Selbst, wie sie ein rechter Freund ist, sehr nötig und erwünscht wäre. Zweifel steigern sich leicht in der Einsamkeit, heben sich, wenn Aussprache möglich ist. Es ist in der That sehr verständlich, daß alles dies den erwachten Pessimismus Hamlets nicht nur berechtigt erscheinen ließ, sondern auch noch erheblich verstärkte." — Dennoch liegt im zweiten Aufzug der Ansatz zu der einzigen planvollen Handlung, die Hamlet im Dienste seines Rachegedankens unternimmt: der Aufführung von Gonzagos Ermordung durch die Schauspieler. Sie wird hier eingeleitet und sie soll ihm Gewißheit geben über die plötzlich auftauchenden Zweifel, ob der Geist auch kein höllischer gewesen sei und seine Offenbarungen auf Wahrheit beruhten.

Der dritte Aufzug (W. S. 46—67) folgt dem zweiten unmittelbar. Er bringt zunächst das weitere Fortschreiten der pessimistischen Gesinnung: Hamlet erwägt grübelnd (denn diese Form nimmt all sein Denken an) die Frage des Selbstmords. Die ganze schale Welt und sein eignes Dasein hat keinen Wert mehr für ihn, er sehnt sich nach Ruhe; nur eines hält ihn ab, „sich selbst in Ruhstand zu setzen", der Gedanke, ob, wenn wir mit unserem Leben die irdische Pein enden — wir nicht am Ende im Jenseits größerer entgegengehen (der berühmte Monolog III, 1). Da naht Ophelia, anscheinend im Gebet. Bald durchschaut Hamlet, daß dies nur Vorwand und seine Begegnung mit ihr absichtlich herbeigeführt ist. Also auch die schöne Ophelia ist nicht „ehrlich" (honest)! Dies tötet den letzten Rest seiner Liebe zu ihr; nun tritt er auch ihr mit kaltem Hohne entgegen und vermag es, während der Aufführungsscene ihr gegenüber, als sei sie ein ihm fremdes Hoffräulein, zweideutige Reden nach Art des damals üblichen Hoftones zu führen. Die vorgeführte Pantomime bringt auch Hamlet die Gewißheit von

Claudius' Schuld: sie hat eine erschütternde Wirkung auf den König. Damit stehen wir an dem Höhepunkt des Dramas; die Entscheidung muß jetzt fallen. Die Gelegenheit zum Handeln ist da: Hamlet, auf dem Wege zu seiner Mutter, sieht den von Schuldbewußtsein gequälten König, der zu beten versucht. Einen Augenblick sieht es aus, als wolle Hamlet zu entscheidender That schreiten: aber wieder wird er „von des Gedankens Blässe angekränkelt“, theoretische Erwägungen halten ihn ab, die That unterbleibt! Dafür aber entladet sich bei seiner Mutter sein ganzer Grimm und Groll in leidenschaftlichen Worten: er „redet Dolche!“ Ja, wie sich Hamlet vorhin unbedacht von der sittlich nötigen That abhalten läßt, so läßt er sich hier zu einer unnötigen hinreißen in plötzlicher Aufwallung, er tötet den lauschenden Polonius. „Und so — Wohlrab S. 66. — hat das Stück die Eigenheit, daß es nur die Stelle markiert, wo die Handlung stattfinden sollte, die Handlung selbst aber nicht bringt. Sonach thut Hamlet nicht, was er thun sollte: er giebt dem König nicht den wohlverdienten Todesstoß, dagegen thut er, was er nicht thun sollte: er hält seiner Mutter vor, was sie gegen ihren ersten Gemahl gesündigt hatte. — Der Umschwung wird durch die Tötung des Polonius bezeichnet. Hamlet ahnt, daß sie schwere Folgen hat.“ Auch hierbei zeigt sich Hamlets Pessimismus. Keine Reue packt ihn, den so gemütvollen; ein Menschenleben gilt ihm bereits nichts mehr, ein fremdes so wenig wie das eigene. Weit davon entfernt, sich zu planvollem Handeln aufzuraffen, streift seine Denkart an Fatalismus: was da kommt, und wie es kommt, er nimmt es hin als vom Schicksal gewollt und gefügt: „Bereit sein ist alles!“

Dies alles tritt im vierten und fünften Aufzuge deutlich hervor. Hamlet versagte im entscheidenden Augenblick; er erwies sich damit als unfähig zum richtigen Handeln. Demnach rückt in den beiden letzten Aufzügen (W. S. 67—91) das Drama ohne wesentliches Zuthun des Prinzen vorwärts. Allerdings sind die weiteren Geschehnisse Folgen von Hamlets Handlung; aber die Bewegung geht nicht von ihm, sondern von anderen Personen aus, in doppelter Richtung: Erstens, des Polonius' Ermordung zieht Ophelias Wahnsinn, beides des Laertes Rachbegier nach sich — Zweitens, des Polonius' Ermordung treibt den König, der sich bedroht sieht, zu dem Entschluß, sich Hamlets zu entledigen. Beide, der König wie Laertes stehen in vollem Gegensatz zum Prinzen: kommt dieser vor lauter Grübeln nicht zum Handeln, so gehen sie frisch und skrupellos ans Werk. Zunächst — als letztes retardierendes Moment des Dramas — wendet sich des Laertes Ungestüm allerdings gegen den König; bald indessen finden sie sich als edle Bundesgenossen: ihrem gemeinsamen Anschlage erliegt Hamlet; zugleich aber werden sie selbst,

sowie die Königin, mit ins Verderben verstrickt. Die schließliche Tötung des Königs weiß der Dichter wiederum, ganz dem Charakter Hamlets entsprechend, als Werk einer augenblicklichen Aufwallung hinzustellen. Dennoch empfindet der Zuschauer dabei die lebhafteste Befriedigung, daß damit den König die gerechte Strafe ereilt.

Fällt also in diesen beiden Aufzügen dem Hamlet eine wichtige Rolle zu, so ist es immerhin nur die eines fast willenlosen Werkzeugs in der Hand der energischen Gegenpartei. Es kann dies nicht anders sein, weil es die notwendige Folge der völlig pessimistischen Denkart des Helden ist, deren Entwickelung wir in den drei ersten Aufzügen beobachtet haben.

Der Besprechung des Ganzen folgen noch einige sehr willkommene Übersichten: „Der einheitliche Gesichtspunkt" (S. 92 flg.), „Gliederung des Stückes" (S. 94 flg.) mit einem knappen tabellenartigen Überblick über das Ganze: A. Einleitung, B. Erregendes Moment, C. Vorbereitung der Handlung, D. Höhepunkt, E. Folgen von Hamlets Thatenlosigkeit, F. Katastrophe — endlich noch (S. 97 flg.) einige beherzigenswerte Bemerkungen über Zeit und Ort.

Es lag mir daran, anzudeuten, wie die wichtigsten Punkte von Hamlets Charakterentwickelung und Verhalten — und damit im Gange des Dramas selbst! — aus Wohlrabs Darstellung hervorspringen. Danach und nach den angeführten Worten des Verfassers kann man sich ungefähr ein Bild von seiner Auffassung und Beweisführung machen. Auf weitere Einzelheiten einzugehen, widerstrebt mir. Dies wenige mag genügen. Wenig ist es in Anbetracht der Fülle von Anregungen, die das Buch bietet. Es ist ganz unmöglich, im Rahmen einer Anzeige diesem Reichtume gerecht zu werden: Mag jeder das Buch selbst lesen; niemand wird es aus der Hand legen, ohne sich reich belohnt, wesentlich gefördert, lebhaft angeregt zu fühlen.

Wohlrabs Buch ist für jedermann verständlich, der den englischen Text oder eine Übersetzung der Dichtung vor sich hat. Ohne gelehrtes Beiwerk bewegt sich die Darstellung in völlig zusammenhängendem Texte. Diese Darstellung ist von musterhafter Klarheit und Schlichtheit. Ängstlich vermeidet der Verfasser jegliche Schönrednerei oder Geistreichigkeit; ich möchte das gerade bei Behandlung eines Werkes, wie es der Hamlet ist, als ganz besonderes Verdienst rühmen. So originell der Verfasser seine Ansicht durchführt, nirgends tritt seine Person in den Vordergrund; er bleibt rein sachlich. Aber was manchmal hinter einem seiner Sätze steht, sieht man, wenn man zu der betreffenden Textstelle einen ausführlichen gelehrten Kommentar vergleicht. Mit überlegener Ruhe, Besonnenheit und Umsicht entwickelt Wohlrab seine Anschauungen und

schreitet so — keinen Nebenumstand außer acht lassend — sicher und unfehlbar seinem Ziele zu. Auch einer anderen Gefahr ist er geschickt ausgewichen; ihr verfällt mancher, der eine mühsam gewonnene Überzeugung lebhaft verficht: nirgends geht dem Verfasser das Herz mit dem Kopfe durch. Und doch ist dies Herz voll, übervoll von den Schönheiten der Dichtung! Der Leser empfindet dies deutlich! Eine wohlthuende, nachhaltige, aber stets klug gezügelte und in den Dienst klaren Verstandes gestellte Wärme belebt allenthalben die Darstellung und geht auf den Leser über. Das Buch zeigt volle Beherrschung des Gegenstandes und erhebt sich zu künstlerischer Abrundung. All dies ist nur möglich, wenn jahrelange innige Vertrautheit mit dem Stoffe, in den der Verfasser ordentlich hineingewachsen ist, sich paart mit der reifen Weisheit und Erfahrung eines langen, reichen Lebens.

Das Büchlein ist äußerst sorgsam gedruckt und von dem Verleger innen und außen bei aller Einfachheit würdig und geschmackvoll ausgestattet; man nimmt es gern zur Hand. Es bildet das erste Bändchen einer zu erwartenden Reihe: Ästhetische Erklärung Shakespeareſcher Dramen.

Möchte das Hamletbändchen wie das ganze Unternehmen des verdienten Verfassers in weitesten Kreisen die gebührende Beachtung finden! Auch dies wäre „ein Ziel,' aufs innigste zu wünschen!"

Gohrisch b. Königstein. **Julius Sahr.**

Zeitschriften.

Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. 1. Jahrgang, Heft 3. Inhalt: Veritas, Deutschlands innere Verhältnisse. — Hans Fischer, Über das Duell vom ethischen Standpunkt. — Heinrich Brömse, Aus dem „intellektuellen" Hamburg. — Richard Huldschiner, Napolon! — Karl Straube, Max Reger.

Die Gesellschaft. 18. Jahrgang. 1902. Heft 6. Inhalt: Lic. Dr. Eugen Kretzer, Die Tragweite der Gobineauschen Hypothese. — Amélie Hey, Sully Prud'homme. Dieselbe, Dichtungen von Sully Prud'homme. — Walther Nissen, Peter der Hirt. — Anton Weis-Ulmenried, Italiens gegenwärtige Musikrenaissance.

—— Heft 7. Inhalt: S. Masur, „Hands off!" — Josef Hofmiller, Nietzsches Testament. — Hugo Oswald, Aphorismen. — Fr. W. von Oestéren, Drei Gedichte. — Heinrich Steinitzer, Drei Skizzen. — Martin Greif, Zu Carl du Prels Gedächtnis. — Wilhelm Zaiß, Um das Heidelberger Schloß.

—— Heft 8. Inhalt: Zu Hippolyte Taine's Gedächtnis: Leopold Katscher, Ein berühmter Kultur-Anatom. — Ernst Hardt, Taine's „Philosophie der Kunst". — Josef Hofmiller, Taine und die Gegenwart. — Josef Theodor, Über die Kritik als Wissenschaft und Erlösung. — Otto Grund, Die Grete. — C. Hans von Weber, Gedichte. — Ella Selleneit, Was der liebe Gott mit den alten Vollmonden macht.

Die Deutsche Schule. 6. Jahrgang, Heft 3. Inhalt: Hermann Lotzes Weltanschauung. Von Dr. Ostermann (Schluß). — Der gegenwärtige Stand der Hilfsschulfrage. Von Arno Fuchs. — Zur Methodik des Zeichnens. Von Dr. A. Görland (Fortsetzung).

—— Heft 4. Inhalt: Über den gegenwärtigen Stand der kunstpädagogischen Bewegung in Deutschland. Von Ernst Linde. — Der gegenwärtige Stand der Hilfsschulfrage. Von Arno Fuchs (Schluß). — Fedor Flinzer. Von Th. Wunderlich. — Ein Wort in betreff der echten Lehrkunst. Von Albr. Goerth.

Neu erschienene Bücher.

Prof. A. Koch, Über den Versbau in Goethes Tasso und Natürlicher Tochter. Beilage zum Jahresbericht des Friedrich Wilhelm-Realgymnasiums zu Stettin. Ostern 1902. 22 S.

Dr. Alb. Fries, Goethes Achilleis. Anhang. Berlin, E. Ebering, 1901. 17 S.

Prof. Dr. O. Lyon, Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. 2. Teil: Für obere Klassen. Ausgabe A, in einem Bande. 6. verm. u. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 317 S.

Eduard Castle, Nikolaus Lenau. Leipzig, Max Hesse, 1902. 120 S.

Joh. Meyer, Die Abweichungen der neuen von der alten Rechtschreibung nebst Übungsaufgaben, Diktaten und einem Wörterverzeichnis. Hannover, Karl Meyer (Gust. Prior), 1902. 32 S.

Prof. Dr. Karl Hille, Zur Pflege des Schönen. Jahresbericht des Kgl. Gymnasiums zu Dresden-N. Dresden, B. G. Teubner, 1902. 33 S.

Dr. E. Janber, Aufgaben zu deutschen Aufsätzen. Breslau, Ferd. Hirt, 1902. 102 S.

K. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den höheren Lehranstalten. II. Teil. 5. verb. Aufl. Hannover, Karl Meyer (Gust. Prior), 1902. 400 S. Preis 4 M.

Joh. Meyer, Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung. Ausgabe A in einem Hefte. 16. verb. Aufl. Hannover, Carl Meyer, 1902. 68 S. Preis 30 Pf.

Dr. A. Vogel, Deutsches grammatisch-orthographisches Nachschlagebuch. Berlin, Langenscheidt, 1902. 508 S.

Dr. Siegmund Benedict, Die Gudrunsage in der neueren deutschen Litteratur. Rostock, H. Warkentien, 1902. 119 S.

Berichtigung.

Die von mir in dieser Zeitschrift Jahrg. 14 S. 625 bestrittene Angabe Er. Schmidts über die Zahl der von Schiller in seine Gedichte aufgenommenen Xenien ist korrekt. Die Nummern 12, 31, 136, 293, auch die Anm. 1 nicht angeführte 181 haben erst später darin aus Wahrscheinlichkeitsgründen Aufnahme erhalten.

Unter den auf derselben Seite als Goethe gehörig beglaubigten Xenien ist statt 288 zu lesen 281, und zu den ausgemusterten 150 hinzuzufügen.

S. 635, Zeile 11 von unten lies „kläglich" statt „kläglich".

Wernigerode. H. Henkel.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher rc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42 I.

Goethes Verhältnis zu Schiller.

Von Otto Lyon in Dresden.

Einen fesselnden und die behandelte Frage überaus klärenden Aufsatz hat der Geheime Rat Prof. Dr. theol. et phil. Theodor Vogel in Dresden, der bekannte hervorragende Goethekenner, im 23. Bande des Goethe-Jahrbuches 1902, S. 99 ff. veröffentlicht: „Zu Goethes Urteilen über Schiller“. Der hochgeschätzte Verfasser führt zunächst aus, wie Goethe sein Verhältnis zu Schiller als einzigartig bezeichnete und wie diese Einzigartigkeit darauf beruhte, daß die beiden Dichter nach Goethes Worten „das herrlichste Bindungsmittel in ihren gemeinsamen Bestrebungen fanden und es für sie keiner sogenannten besonderen Freundschaft weiter bedurfte“. Goethe habe damit bestimmt genug ausgesprochen, daß seine Beziehungen zu Schiller anderer Art gewesen seien, als die, in denen er als junger Mann zu Herder, Lavater, Merck, Jacobi, später zu Meyer und Zelter, lebenslang zu Knebel gestanden habe. Der köstliche Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller bekunde höchstes Vertrauen, rückhaltloseste Offenheit, innerlichste Anteilnahme allerorten. Der Ton des Verkehrs sei aber andauernd ein wenn auch nicht förmlicher, so doch gemessener geblieben, wenn auch warme Herzenstöne von Jahr zu Jahr mehr durchklängen, besonders in Goethes Briefen während der jüngere Dichter in den seinigen überwiegend den Ton der Ehrerbietung bewahre. Eine Intimität des zwanglosen Sich-Gehenlassens ohne jede Pose habe zwischen Goethe und Schiller auch seit des letzteren Übersiedelung nach Weimar nicht stattgefunden, trotz regsten persönlichen und Familienverkehrs. Das dürfe man bestimmt aussprechen.

Keinesfalls erkläre sich dies aus einem etwaigen geheimen Nachwirken des „alten Grolls“, wovon nicht die Rede sein könne, ebensowenig habe etwa schriftstellerische Eifersucht zwischen beiden bestanden. Vielmehr habe sicher bis zu einem gewissen Grade einer völlig zwanglosen Intimität im Verkehre von Goethe und Schiller die Grundverschiedenheit der Naturen, dazu der Lebensführung und Lebensgewöhnungen, der Gesundheits-, Vermögens-, Familienverhältnisse und Arbeitsmethoden als Hemmnis entgegengestanden. Eine noch wesentlichere

Schranke habe aber der tiefe Respekt gebildet, den jeder der Freunde vor dem andern empfand. Immer tiefer sei dem jüngeren Dichter nach 1794 das Verständnis für die Unmittelbarkeit, volle Natürlichkeit und stille Größe der Goethischen Dichtung aufgegangen. Goethe, der sich nur aneignen konnte, was ihm gemäß war, habe sich schwerer in des Freundes dichterische Eigenart gefunden. Bis zu einem gewissen Grade sei dessen Poesie für ihn immer das Mädchen aus der Fremde geblieben. Bewundert habe er sie aber ehrlich und aufrichtig. Er habe anerkannt, daß Schiller ihm eine zweite Jugend verschafft, ihn wieder zum Dichter gemacht habe, daß sie sich auch da verstanden hätten, wo sie nicht einig gewesen seien, daß zuletzt im Grunde keiner ohne den anderen habe leben können, indem ihre Richtungen auf eins gegangen seien. Goethe habe aber Schiller nicht nur als bewunderungswürdigen, außerordentlichen Geist, sondern auch „als wunderlich großen, prächtigen Menschen" geschätzt, wie in seinen reiferen Jahren von allen Zeitgenossen etwa nur noch — nach gewissen Seiten — Napoleon den Ersten.

Besonders hervorzuheben sind dann die folgenden immer auf thatsächlichen Nachweisen beruhenden, geistvollen Darlegungen Vogels, die hier in einigen dem schönen Aufsatze auszugsweise entnommenen Stellen wörtlich angeführt seien:

„An Lebenserfahrung und geselliger Schulung durfte sich ja Goethe dem jüngeren Dichter weit überlegen fühlen, dem auf dem Parkett und in größerer Gesellschaft immer etwas Steifes, Unbeholfenes anhaften blieb. Im engeren Kreise aber, auf den Schiller seinen Verkehr nach Möglichkeit beschränkte, setzte ihn anderseits seine zielbewußte Energie und größere Unabhängigkeit von Stimmungen in Vorteil vor dem ungleich größeren Lebenskünstler Goethe. Nicht nur seine Produktion, auch sein geselliges Verhalten hatte Schiller trotz häufiger Kränklichkeit mehr in seiner Gewalt als Goethe, weil er immer, wie Goethe im Gespräch mit Eckermann vom 11. September 1828 es ausdrückt, „im Besitze seiner erhabenen Natur blieb". Dazu kam bei Schiller die Neigung und Gewöhnung, über alles zu philosophieren, alle Probleme, denen er begegnete, in Begriffsreihen einzuspinnen und schließlich in feste Formeln zu bringen, während der nicht minder tiefe Denker Goethe eine große Scheu vor derartigen eiligen Abschlüssen hatte. Gesellig ist aber ohne Zweifel im Vorteile, wer mit festen Parolen zu dienen vermag, wohin auch das Gespräch sich wende. In den Worten des Epilogs „raschgewandt, geistreich und sicherstellig" hat Goethe das wohl ausdrücken wollen.

Wenn in dem Gedenkblatte 'Glückliches Ereignis' (H. 33, 93) zu lesen ist: „Schiller hatte mehr Lebensklugheit und Lebensart als ich",

so klingt das zunächst paradox, und doch hat das Wort seinen guten Grund. Nach dem Zusammenhange will es besagen, daß Schiller besser als Goethe sich darauf verstanden habe, in seinem Auftreten und der Art seiner Meinungsäußerung anderen sich anzupassen. Das war in der That der Fall. Lebensklugheit in dieser Richtung war nie Goethes Sache. Unfähig, sich je anders zu geben, zu äußern, als es ihm ums Herz war, hat er lebenslang viele verwundet, viele sich entfremdet, die festzuhalten in seinem Interesse gelegen hätte, auch den Nächststehenden oftmals Anstoß gegeben. Anders Schiller. Wozu hat er in jungen Jahren sich nicht bequemt, um seinen Erstlingswerken Erfolge, sich eine Existenz zu schaffen! Wie diplomatisch weiß er das Publikum, die Rezensenten, die Schauspieler, vor allem aber einflußreiche Männer zu behandeln! Rasch genug hat seine edle Natur ja abgestoßen, was in diesem Gebaren nicht ganz lauter gewesen war. Etwas von dem klugen Rechenkünstler, als welchen Schiller seinen Wallenstein rühmt, ist ihm aber bei aller Idealität immer eigen geblieben. Wie unermüdlich trägt er sich als Schriftsteller mit immer neuen Entwürfen aller Art, einen hohen Grad nüchternen Spekulationsgeistes dabei bekundend! Wie litterarische Arbeiten am wirksamsten zu gestalten, am besten zu verwerten, wie die Verleger zu behandeln seien, darauf verstand sich bei aller innerlichen Geringachtung der großen Masse des Publikums und der Tagesströmungen (an Goethe, d. 18. Nov. 1796) der jüngere Dichter ebenso vortrefflich, wie der ältere, zumal in seiner früheren Lebenszeit, schlecht. Noch ein weiteres. Ärgernis zu geben hat der Schriftsteller Goethe sich nie gescheut, von Anfang bis zuletzt. Das Urteil weiterer Kreise war ihm gleichgültig, die Zustimmung weniger Vertrauter völlig genügend. Wie klug-umsichtig baut aber schon der Dichter der Räuber (im Vorwort und in den Selbstanzeigen) vor, daß sein Werk weder als staatsgefährlich, noch als sittenverderbend angesehen werden möchte. Auch weiterhin hat Schiller, der unablässig mit der Wirkung seiner Dichtungen rechnete (Gespr. m. Eckermann v. 14. April 1824), es zu vermeiden gewußt, dem Staate wie der Kirche Anstoß zu geben, wie er denn auch Hofratstitel und Adelsdiplom so wenig zurückgewiesen hat als z. B. den Ehrenbrief der französischen Republik. „Schiller, der weit mehr Aristokrat war als ich, der aber mehr bedachte, was er sagte, hat das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten; ich gönne es ihm von Herzen" sagt Goethe zu Eckermann am 4. Januar 1824. Wie aus dem Zusammenhang erhellt, hat Goethe damit keinen Tadel aussprechen, nur einen Unterschied der Naturen bemerklich machen wollen. Dem grandiosen Naturell Schillers, das erkannte er klar, war es ein ebenso unabweisliches Bedürfnis, die Masse der Gebildeten immer im

Auge zu behalten, um mit seinen Mitteln voll auf sie zu wirken, wie ihm, dem Sprecher, „auf seinem Wege ruhig fortzugehen, ohne sich um den Succeß weiter zu bekümmern, und von seinen Gegnern sonderlich Notiz zu nehmen" (Gespr. m. Eckermann v. 14. April 1824).

Goethes hohe Meinung von Schiller als Menschen erstreckte sich aber auch auf den innersten Kern von dessen sittlicher Persönlichkeit. „Und hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine", heißt es im Epilog. Den Schlüssel zu diesen Worten, wenn ein solcher noch nötig ist, giebt der Ausspruch gegen Eckermann vom 11. Sept. 1828: „Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab. Was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein. Wir andere dagegen fühlen uns immer bedingt — wir sind Sklaven der Gegenstände und erscheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns diese zusammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben." Dahingestellt bleibe, ob Goethe damit mehr die beneidenswerte Naturanlage des längst Abgeschiedenen oder das Ergebnis von dessen sittlicher Arbeit an sich selbst hat rühmen wollen; jedenfalls ist die Äußerung, wenn sie so oder ähnlich wirklich gethan worden ist, ebenso ehrend für den Lobenden wie für den Gelobten. Kein Wunder, daß Goethe mitunter den unabweislichen Drang seiner Natur, von den Dingen auszugehen, auf Grund von Wahrgenommenem und Erlebtem seine Gedankenwelt aufzubauen, als Druck und Schranke empfunden hat. Ist es doch unvermeidlich, daß bei dem mühsamen Herausarbeiten des Allgemeinen aus dem Einzelnen, wobei es ohne Aufenthalt und Irrungen nicht abgehen kann, dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, leicht fremd und fremder Stoff sich andrängt und herrliche Gefühle erstarren, wie es im Faust heißt. Wiederholt hat Goethe bezeugt, daß das dauernde Verweilen in idealen Höhen ihm erschwert worden sei durch die andere mit klammernden Organen an die Welt sich haltende Seele in seiner Brust. Hat er aber wirklich die Worte gesprochen: „so sollte man auch sein", so hat er damit eine Demut bekundet, die wohl manche seiner Verehrer als eine zu weit gehende bezeichnen dürften. Alle Ehre dem vortrefflichen Herzen Schillers, der Reinheit seiner Lebensführung, seinem musterhaften Verhalten als Sohn, Bruder, Gatte, Vater u.s.w.! Dagegen wird man aber wohl aussprechen dürfen, daß Goethe an aufopfernder Thätigkeit für viele Einzelne, an zielbewußter gemeinnütziger Thätigkeit seit 1776, zumal seit 1780 mehr geleistet hat, als von Schiller auch bei höchster Wertschätzung seines teils angebornen, teils erarbeiteten sittlichen Adels wird gerühmt werden können.

Gemeinhin wird Schiller m. E. viel zu sehr als der Schwärmerische, Sentimentale aufgefaßt. Ein sentimentalischer Dichter nach seiner Definition war er ja ohne allen Zweifel, aber sentimental in unserem Sinne wesentlich weniger als z. B. Goethe in der Wertherperiode. Idyllisches Behagen am Kleinen und Kleinsten, gar Schwelgen in diesem Gefühle war dem Zögling der Karlsschule fremd. Das zeigen vor allem seine Frauengestalten. Ist die Louise Millerin auch nicht in dem Maße Überweib wie die Amalie der Räuber, so ist sie doch eine idyllische Natur so wenig wie diese, von Fieskos kränklichempfindsamer Gattin ganz zu schweigen. Lebensgenuß, Lebensbehagen spielt bei Schiller so gut wie keine Rolle.

Alles rührt sich in seinen Bühnenstücken (als Dramatiker ist aber Schiller doch vor allem ins Auge zu fassen), um etwas zu erreichen, zu erlisten, zu erraffen, wie des Dichters Leben ein Ringen gewesen ist von Anfang bis fast zuletzt. Geht man auf den Grund, so will auch des Dichters Rhetorik, die in den Jugendwerken sich bis zum Widerwärtigen in Bombast spreizt, wirken, indem sie das Interesse steigert, Leidenschaften aufwühlt, Begeisterung oder Entrüstung weckt. Sie hat nichts gemein mit der behaglichen Schönrednerei, die sich gern in tönenden Worten ergeht, hat vielmehr einen agitatorischen Zug; der Dichter fühlt sich gleichsam als Volksredner, der Massen mit sich fortzureißen beflissen ist. Das Milde, Freundliche, Behagliche hat sich Schiller erst ganz allmählich angeeignet, seiner zum Gewaltigen (auch Gewaltsamen), Großartigen neigenden Natur abgerungen, auch die seelische Hoheit und Reinheit, die ihn in späteren Jahren so verehrungswürdig machte, sich in ernstem Ringen erst erarbeitet. Denn in dem Karlsschüler und jungen Regimentsarzte gärte entschieden neben Großem und Hohem auch diabolisch Rohes und Gemeines. Etwas von Schillers Herzblut haben sicher Franz Moor, Wurm, Fiesko so gut wie Weislingen, Clavigo, Mephistopheles von dem Goethes. Völlig überwunden hat Schiller auch bis zuletzt nicht eine gewisse leidenschaftliche Schärfe und einen Zug zum Molanten. Seine Xenien waren die treffendsten, aber auch bösartigsten gewesen; geradezu giftgetränkt sind aber verschiedene Auslassungen über Herder in den späteren Briefen an Körner (vom 1. Mai 1797, vom 12. Sept. 1803 u. s. w.).

Begreiflicherweise verweilen die volkstümlichen Besprechungen Schillers mit Vorliebe bei der abgeklärten Zeit in dessen Leben und Dichten, da die Welt sich, die ewige, in des Dichters reinem Gemüte spiegelte. Eine eindringende Charakteristik möchte aber mehr Aufmerksamkeit als es gemeinhin geschieht, dem gewaltigen Ringkampfe zuwenden, mittels dessen Schillers gigantische Persönlichkeit zu dem geworden ist, was sie in der reifsten

Periode war, unter gebührender Achtsamkeit auf alle die ästhetischen wie sittlichen Schlacken, von denen sie sich allmählich reinigen mußte.

Nach der Meinung seiner Mitschüler hatte Schiller wohl das Zeug, auch „ein großer Mensch im öffentlichen Leben zu werden". Goethe erklärte, daß Schiller ebenso groß wie am Theetisch auch im Staatsrat gewesen sein würde. Geht man derartigen Äußerungen nach und erwägt daneben, daß Heldengestalten von der Kraft und Hoheit, wie Schillers dramatische Muse sie uns vorführt, nur geschaffen werden konnten von einem mächtig angelegten, hoheitsvollen Dichter voll Thatkraft und Thatenlust, so dürfte man Schillers eigentlichem Wesen näher kommen, als wenn man sich überwiegend an dessen Auslassungen in der philosophisch beeinflußten Periode seiner Entwickelung hält."

Ich halte diese vortrefflichen Ausführungen Vogels, die in einer völlig objektiven, immer auf thatsächlichen Grundlagen ruhenden Behandlung dieser wichtigen Frage gegeben werden, für durchaus zutreffend; sie sind wohl geeignet, die falsche, theoretisch konstruierte und in die Luft gebaute Gestalt Schillers, die noch heute umflossen von einer gewissen Sentimentalität und idealistisch gefärbten Träumerei sowie gestützt durch eine auf unzulänglicher Basis ruhende philosophierende Ästhetik in unseren Schulen wie ein zu ewigem Wandeln verurteiltes Gespenst herumspukt, endlich einmal endgültig zu beseitigen und durch eine Wiedererweckung des wahren Schiller zu vollem Leben, zu einer Gestalt von Fleisch und Blut zu ersetzen, zugleich auch das volksübliche Bild Goethes zu berichtigen. Der vorliegende Aufsatz Vogels und mit ihm das Goethejahrbuch, das in keiner Schulbibliothek fehlen darf, die Anspruch auf wissenschaftliche Haltung macht, seien daher namentlich den Lehrern des Deutschen dringend ans Herz gelegt. Was in Heinemanns Goethe, der leider auch noch viel zu wenig in unsere Schulen eingedrungen ist, in so schöner Weise über Goethes Verhältnis zu Schiller ausgeführt ist, z. B. S. 477 ff., wird hier in einer weitausgreifenden Einzeluntersuchung in so umfassender Weise ergänzt, daß man ohne jede Übertreibung sagen kann: Es ist Vogel gelungen, das vielbehandelte Thema in eine neue fesselnde Beleuchtung zu rücken und ihm neue bisher nicht entdeckte Seiten abzugewinnen.

Zur deutschen Zeichensetzung.

Von Geh. Schulrat Dr. **Gustav Krüger** in Dessau.

Methodischer Leitfaden der deutschen Interpunktionslehre. Ein Hilfsbuch für Theorie und Praxis von Dr. A. Elster[1]). Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung, 1901. 72 S. 80 Pf.

„Die deutsche Interpunktionslehre", so lauten die Eingangsworte dieses zur rechten Zeit erschienenen Büchleins, „droht immer mehr zu verflachen. Selbst die Schule lehrt nicht mehr einheitlich, so daß man auch keine feste Kenntnis dieses Gegenstandes mehr in das Leben hinübernimmt. Das liegt daran, daß die Interpunktionslehre schon seit langer Zeit von Theorie und Praxis vernachlässigt wird, und nur so wird das Wort Goethes verständlich, daß er sie nie habe erlernen können. Dies zeigt jedoch, daß sie des Erlernens, der eingehenden Beschäftigung mit ihr wert ist." So will denn dieser „Leitfaden" dazu beitragen, „einer Krisis der deutschen Interpunktion entgegenzuwirken und bei allen denen Nutzen zu stiften, die die Interpunktion schon lange als ein Schmerzenskind betrachten".

Wer möchte bestreiten, daß der Verfasser hiermit die gegenwärtig obwaltende bedauerliche Sachlage zutreffend charakterisiert hat? Immer mehr schwindet dahin nicht nur bei der heranwachsenden Jugend, sondern auch bei Erwachsenen und im Kreise der „Gebildeten" das natürliche „Gefühl für richtige Satzzeichenlehre", das Bewußtsein, daß das richtige Verständnis der geschriebenen Sprache nicht nur erleichtert oder verfeinert, nicht selten vielmehr geradezu bedingt wird durch eine richtige Interpunktion. Was die Schule auf diesem Gebiete durch Lehre und Übung

---

1) Der Verfasser — nicht Philologe, wie ich zunächst vermutete, sondern Dr. iuris — ist seit mehreren Jahren wissenschaftlicher Mitarbeiter der Verlagsbuchhandlung von Dr. Gustav Fischer in Jena. In erster Linie daselbst als Leiter des Redaktionssekretariats des von Conrad, Lexis und Elster herausgegebenen großen „Handwörterbuchs der Staatswissenschaften" verpflichtet, für eine einheitliche sorgfältige Drucklegung in sachlicher Beziehung Sorge zu tragen, hat derselbe vielfache Gelegenheit gehabt, die heutzutage selbst unter den Gelehrten auf dem Gebiete der Interpunktion obwaltende Zerfahrenheit kennen zu lernen, und infolgedessen sich zur Aufgabe gemacht, in dem genannten großen Werke auch in dieses scheinbar nebensächliche Gebiet System nach logischen Gesichtspunkten hineinzubringen. Aus diesem lebhaften Interesse für die Sache sind zunächst einige Artikel über Fragen der Interpunktion im „Schulblatt für die Provinz Sachsen" hervorgegangen. Der Anklang, den diese Artikel gefunden haben, und „Ermunterung von berufener Seite" haben den Verfasser sodann „in dem Plane der Abfassung dieses Leitfadens bestärkt" (Seite 8). Krüger.

jedem Einzelnen mitgiebt, wie schnell geht heutzutage bei mangelnder Selbstkontrolle gar manches hiervon im weiteren Leben verloren, und wie leicht schleicht sich dann an die Stelle einer früher etwa bewahrten Sorgfalt die verkehrte, meist aus Flüchtigkeit oder Bequemlichkeit hervorgehende, überdies aber von einer, wenn auch unbewußten Rücksichtslosigkeit gegen den Leser des Geschriebenen zeugende Anschauung, daß es „auf derartige Kleinigkeiten nicht ankomme", daß es „gleichgültig" sei, ob hier oder dort ein Komma stehe oder fehle, ob ein Semikolon oder ein Kolon gesetzt werde u. dergl. m.! Noch schlimmer, wenn solche nachlässige Gewohnheiten, um nicht zu sagen: Liederlichkeiten, schließlich dahin führen, von Interpunktion innerhalb eines Satzes, vielleicht sogar auch am Ende desselben überhaupt keinen Gebrauch zu machen und an ihre Stelle eine Fülle gedankenloser Gedankenstriche oder ungezählter Punkte treten zu lassen!

Die Frage drängt sich auf: worin liegt der wesentlichste Grund derartiger Erscheinungen? Vor allem wohl darin, daß schulseitig das Erlernen und Anwenden der einzelnen einschlägigen Regeln oft nur mechanisch betrieben, oft nur gedächtnismäßig abgemacht wird, eine wirkliche Einführung aber in das „Wesen der deutschen Interpunktion", namentlich in die logischen Gründe jener Regeln zu wenig erfolgt und auch auf den höheren Lehrstufen den erwachsenen Schülern der „Geist der Interpunktion, welcher allein die richtige Zeichensetzung im einzelnen Fall ermöglicht", meist nicht zu klarem und infolgedessen fortdauerndem Bewußtsein gebracht wird.

Daher — um das Gesagte wenigstens durch einige Beispiele zu illustrieren — die zunehmende widersinnige Gewohnheit, der man heutzutage gelegentlich in Briefen sogar hochstehender Persönlichkeiten (nomina sunt odiosa) begegnet, auf die den Brief eröffnende Anrede nicht ein Komma oder ein Ausrufungszeichen, sondern ein Punktum (!) folgen zu lassen. Daher die seit Jahren nicht weniger sich steigernde Gewohnheit, von dem Semikolon nur einen sehr beschränkten oder überhaupt gar keinen Gebrauch zu machen, vielmehr in der Regel an einem schwächlichen Komma sich genügen zu lassen: Grund genug, um hier zu erinnern an die Klagen über „Hintansetzung" bei den „heutigen" Gelehrten, welche David Friedrich Strauß bereits in seiner im Jahre 1856 veröffentlichten geistreich-humoristischen Novelle[1]) „Der Papierreisende" dem Semikolon in den Mund legt:

— — — „Ein Schriftsteller meint, auch ohne mich auskommen zu können. Gut, es geht schon, warum nicht? Kopf und Fuß, Anfang und Ende haben seine Perioden wohl, auch Falten im Kleid,

1) D. Fr. Strauß, Gesammelte Schriften, II, S. 365 flg.

oft nur zu viele: aber keine Taille. Das wußte niemand besser, als eben Lessing: darum sind auch seine Sätze so schlank und wohlgewachsen, weil er kaum einen schrieb ohne mich." — — —

Mit vollem Rechte bezeichnet nun der Verfasser des vorliegenden Büchleins dieser unverkennbar zunehmenden „Verflachung" gegenüber die Interpunktionslehre („ein interessantes Gebiet, das jedoch näher betrachtet sein will; alsdann ist es aber auch ein dankbares Gebiet") als ein „Lehrmittel deutscher Logik", und in Einklang hiermit schickt er seinem „methodischen Leitfaden", „der nirgend befehlen, sondern nur empfehlen, untersuchen, klarlegen, ordnen und das Verständnis vertiefen will", als Motto voraus das Wort Beckers (Kommentar zur deutschen Grammatik, 1843, II, S. 550):

„Es ist wohl als die höchste Vollendung der Schriftsprache anzusehen, daß sie durch die Interpunktion auch die logische Form des zusammengesetzten Satzes bezeichnet; und wir dürfen uns nicht wundern, daß sie erst sehr spät diese Vollendung erreicht hat".

Von der richtigen Anschauung geleitet, daß die Regeln der Interpunktion „in einer ganz folgerichtigen, einheitlichen Richtung sich bewegen und der logisch-systematischen Behandlung durchaus zugänglich sind", hält sich der Verfasser „hinsichtlich des Inhalts und der Art der Darstellung auf dem Wege, den die z. T. guten Abrisse in größeren Grammatiken (Becker a. a. O.; Heyse, Deutsche Grammatik 1849; auch von Neueren Blatz u. a.) eingeschlagen haben". Hierdurch gewinnt dieser „Leitfaden" im Gegensatz zu den zahlreichen „Schulbüchlein", welche in knappster Form Interpunktionsregeln mit Beispielen, jedoch ohne nähere Begründung zu bringen pflegen, den Charakter eines wissenschaftlichen Leitfadens, der als solcher „zunächst an alle Lehrer für den Unterricht sich wendet, sowie an alle, die mit der Schriftsprache zu thun haben, zum eigenen Gebrauch". „Aber auch den Schülern der Oberklassen", fügt der Verfasser mit Recht hinzu, „insbesondere den Gymnasiasten, wird man diesen Leitfaden in die Hände geben dürfen.'

Ein „allgemeiner Teil" (S. 4—20) behandelt zunächst „Wesen und Grundregeln der deutschen Interpunktion". In Rücksicht auf die „verschiedenen Prinzipien", welche die Interpunktionslehre „verfolgen kann und zeitweise auch verfolgt hat", wird hierbei unterschieden zwischen „rhetorischer, logischer und grammatischer" Interpunktion und der letzteren als dem „denkbar besten Ausdrucke der Logik im Satze", als der „Interpretin der logischen Interpunktion" die Aufgabe zugewiesen, „dem logischen Gedankengange, der sich in der Grammatik ausdrückt, nachzuspüren und ihn mit dem feinen Mittel der Interpunktion verfeinert auszudrücken". Zugleich aber wird neben „regelrechten Ausnahmen",

wo „die Logik sich nicht des Umweges über die Grammatik bedienen kann", vielmehr „unmittelbar wirken muß", d. h. unmittelbar die Anwendung eines Satzzeichens fordert, von vornherein auch der „individuellen Freiheit" ihr Recht gewahrt, da diese „die höchste Vollendung der Methode in sich schließt, sofern sie nur sich im Geiste der logischen Regeln bewegt".

Die sich anschließende Ableitung der „Grundregeln" aus dem dargelegten „Wesen der Interpunktionslehre" geht davon aus, daß die Interpunktion vor allem (I.) dazu da sei, „Sätze voneinander zu trennen", und zwar a) „den Hauptsatz vom Hauptsatz", bezw. b) „den Hauptsatz vom Nebensatz" und c) „den Nebensatz vom Nebensatz"; ferner (II.) dazu, „Gliederpausen im Satze zu kennzeichnen"; endlich auch (III.), um „logisch-rhetorischen Zwecken zu dienen". Da „dem Satze von größerer Wertigkeit auch ein höherwertiges Zeichen entsprechen muß", so ist Fall I, a „das Hauptanwendungsgebiet des Punktes" (statt dessen eventuell Semikolon und „bei noch engeren Verbindungen" auch das Komma, „bei gewissem Satzinhalt" — s. das Folgende — das Kolon, Fragezeichen und Ausrufungszeichen), während man in Fall I, b und c bis auf seltene Ausnahmen „heute nur noch das Komma verwendet". In Fall II bezweckt die nicht durch den Satzbau geforderte, „insofern also rein logische" Interpunktion (Komma, bisweilen auch das Semikolon), „der im Tonfall sich ausdrückenden Gedankengliederung zu entsprechen". In Fall III endlich „fungieren das Fragezeichen, das Ausrufungszeichen und das Kolon, d. h. diejenigen Zeichen, auf welche der „Satzinhalt einen Einfluß ausübt (daher „im Grunde nur durch den Satzinhalt veränderte Punkte"), nicht nur „als Satzteilzeichen" (und zwar „irreguläre"), sondern „daneben noch als Satztonzeichen".

Aus der verschiedenen „Wertigkeit" („Dynamik") der einzelnen Satzzeichen leitet der Verfasser sodann nachstehende „Einteilung der einzelnen Satzzeichen" ab:

A. Echte Interpunktionen.

1. Zeichen erster Wertigkeit:

regulär:	irregulär:
Der Punkt.	Das Fragezeichen; das Ausrufungszeichen.

2. Zeichen zweiter Wertigkeit:

regulär:	irregulär:
Das Semikolon.	Das Kolon.

3. Zeichen dritter Wertigkeit:

regulär:	irregulär:
Das Komma.	—

B. Unechte Interpunktionen (Gedankenstrich, Parenthese, Anführungsstriche).

C. (Schriftzeichen, „die keine Satzzeichen, also keine Interpunktionen sind“: Bindestrich, Apostroph; „unter Umständen Parenthese, Punkt in verschiedenen Fällen“.)

D. (Elliptische Interpunktionen, d. h. „echte Interpunktionen, die ohne ihren Satz gesetzt werden, so: das Ausrufungs- und das Fragezeichen in Parenthese, die Häufung von Punkten und Gedankenstrichen“.)

Diese Einteilung liegt der in einem „besonderen Teile“ (S. 21 bis 72) sich anschließenden eingehenden Besprechung der einzelnen Satzzeichen zu Grunde. Es würde zu weit führen, wenn wir auch hier dem Verfasser in das Einzelne seiner Erörterungen folgen wollten. Daher begnügen wir uns, im allgemeinen auf die von einem feinen Sprachgefühle zeugende logische Schärfe und Klarheit hinzuweisen, mit welcher der Verfasser jedem dieser verschiedenartigen Zeichen gerecht zu werden versteht. Mag auch hier und da, wie von ihm selbst gelegentlich nicht in Abrede gestellt wird, eine andere Auffassung zulässig sein oder den Vorzug verdienen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß in dem vorliegenden Büchlein „Theorie und Praxis“ der deutschen Interpunktionslehre eine alle wesentlichen Punkte berührende und in den allermeisten Beziehungen das Richtige treffende, zu weiterer Arbeit auf diesem Gebiete anregende Behandlung erfahren haben. Die Zahl der den einzelnen Abschnitten der theoretischen Erörterung beigefügten, zweckmäßig gewählten „Lehrbeispiele“ ist nicht eben groß, aber ausreichend. Wer nach Weiterem etwa für unterrichtliche Zwecke verlangt, sei hingewiesen namentlich auf den reichhaltigen „Anhang“ des vortrefflichen Matthiasschen „Hilfsbuchs für den deutschen Sprachunterricht auf den drei unteren Stufen höherer Lehranstalten“ (Düsseldorf 1892).

Im einzelnen heben wir hervor die feinfühlenden Erörterungen, welche dem Komma, sowohl dem „satztrennenden“, wie dem „gliedertrennenden“, in besonders eingehender Weise (S. 30—67) zu teil geworden sind. Mit vollem Rechte; denn „die richtige Anwendung des Kommas ist das schwierigste und ausgedehnteste Gebiet der deutschen Interpunktionslehre und beansprucht ganz besonders feinsinnige Beachtung“ (S. 31). Sowohl in diesem Abschnitte, wie bei Behandlung der übrigen Satzzeichen verkennt der Verfasser nicht, daß die Anwendung mancher Regeln eine berechtigte Einschränkung erfährt durch die Individualität des Schreibenden, daß — mit anderen Worten — dem Temperamente und dem Geschmacke des Einzelnen auch auf diesem Gebiete innerhalb gewisser Grenzen ein Spielraum freier Entscheidung gebührt. Vergl. z. B.

S. 26: „Den Gebrauch des Ausrufungszeichens für den Denkenden fest umgrenzen zu wollen, ist mindestens leere Mühe, wenn nicht geradezu dem Charakter dieses Zeichens widersprechend. Denn wer hier binden will, legt der Empfindung Fesseln an!“ — „Le style c'est l'homme“; aber auch in der Interpunktion kann und darf sich unseres Erachtens innerhalb gewisser Schranken wiederspiegeln des Schreibenden Eigenart. Freilich — „zur Korrektur minderwertigen Stiles kann selbst die beste Interpunktion nicht berufen sein“ (S. 62).

Selbstverständlich gilt das eben Gesagte auch von dem Gebrauche des Semikolons. Gleichwohl werden, wie der Verfasser mit Recht betont (S. 28), „die genannten Fälle zu beobachten sein, damit die Anwendung des Semikolons als eines überaus feinen logischen Ausdrucksmittels sich wieder mehr und mehr ausbreite“ (s. o. D. Fr. Strauß über Lessing). Sympathisch würde es uns berühren, wenn der Verfasser zu Gunsten dieses heutzutage noch mehr als früher vernachlässigten und angefeindeten Satzzeichens über das auf S. 26 Bemerkte hinaus noch einen Schritt weiter gegangen wäre und für gegensätzliche, folgernde und begründende Satzverbindungen mit eigenem Subjekte (z. B. vor „denn“, dem leider auch der Verfasser nur ein Komma vorausgehen zu lassen pflegt) den Punkt, bezw. das den Punkt vertretende Semikolon als „Regel“ bezeichnet hätte.

Auf einem leichten Versehen beruht, daß auf S. 71 bei Erwähnung des „Punktes bei Abkürzungen“ gesagt wird: „ebenso bei der Kardinalzahl“ (statt „Ordinalzahl“).

Möge denn dieser „methodische Leitfaden“, der zur fruchtbringenden Belebung eines an sich trockenen Lehrstoffs den richtigen Weg zeigt, bald in den Kreisen der Schule, zumal der „höheren Schulen“, die verdiente Beachtung finden! „Wenn nur der Lehrer selbst der Materie so viel Liebe abgewonnen hat, daß ihre Methodik ihm interessant geworden ist und er sie so auch den Schülern vermitteln kann“ (S. 13), — an geeigneter Gelegenheit, die Interpunktionslehre „für die Geistesschulung des Schülers“ zu verwerten und ihn auch auf diesem Wege vor allem an klares, logisches Denken zu gewöhnen, wird es dem Lehrer auch in den oberen Klassen weder bei der deutschen Lektüre, noch weniger bei Besprechung der deutschen Aufsätze, bezw. der deutschen „Klassenarbeiten“ (der in Preußen sogenannten „kleinen Ausarbeitungen“ oder „deutschen Übungsarbeiten“) jemals fehlen. Was aber auf diesem Gebiete durch klare Einsicht und feste Gewöhnung wahrhaft geistiges Eigentum des Schülers geworden ist, das wird von selbst mindestens der Hauptsache nach ihm erhalten bleiben auch jenseits der Schule.

Nachwort. — Sicherem Vernehmen nach wird die durch die vorjährige Berliner orthographische Konferenz geschaffene deutsche Schrifteinheit für die Preußischen Schulen zu Beginn des nächsten Schuljahres (1903/04) in Kraft treten. Voraussichtlich werden die Unterrichtsverwaltungen der übrigen deutschen Staaten für denselben Termin sich entscheiden. Weiterem Vernehmen nach aber haben einzelne deutsche Bundesregierungen sich vorbehalten, das betreffende Regelheft und Wörterverzeichnis in einer besonderen Fassung herauszugeben, selbstverständlich ohne die auf jener Konferenz erzielten Beschlüsse selbst abzuändern. So beabsichtigt angeblich die Königl. Bayerische Staatsregierung, in der dortseitigen bezüglichen Publikation auch die Frage der Interpunktion zu behandeln[1]): eine Frage, welche nebst manchen anderen von der Tagesordnung der Berliner Konferenz augenscheinlich deshalb ferngehalten worden ist, um nicht das Erreichen des Hauptzieles, der Reichseinheit auf orthographischem Gebiete, möglicherweise irgendwie zu gefährden.

Wie aber, wenn jetzt, nachdem diese Einheit glücklich zum Beschluß erhoben worden ist, wenn noch jetzt auch Preußen als der größte deutsche Staat, von dem diese ganze Bewegung ausgegangen ist, sich dahin entscheiden möchte, für seine Schulen mit der Einführung der neuen Rechtschreibung gleichzeitig die Einführung einer auf das knappe Maß weniger Seiten sich beschränkenden „Interpunktionslehre", die doch im Grunde nichts anderes ist als ein integrierender Teil der „Rechtschreibungslehre", zu verbinden? Ein so günstiger Zeitpunkt, wie der jetzige, dürfte hierfür schwerlich jemals in Zukunft wieder sich bieten. Geht Preußen aber als Träger der Reichseinheit auch hierin voran, ohne sich von Bayern, Württemberg oder anderen deutschen Staaten überholen zu lassen, so werden zweifellos andere Schulverwaltungen auch auf diesem Gebiete um der wünschenswerten Einheit willen bereitwillig dem Großstaate Folge leisten, und die soeben errungene deutsche Einheitsschreibung wird dann nicht durch verschiedenartige Interpunktionssysteme gewissermaßen wieder durchlöchert werden. Allerdings ist die im Auftrage des Königl. Preußischen Ministeriums der geistlichen u.s.w. Angelegenheiten erfolgte „neue Bearbeitung" der „Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis" (Berlin 1902) bereits

1) Was Bayern angeblich noch beabsichtigt, hat Württemberg bereits ausgeführt, wie nachstehende, jüngst erfolgte amtliche Publikation bezeugt: „Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis. Mit einem Anhange über die Satzzeichen. Herausgegeben im Auftrage des Königl. Württembergischen Ministeriums für Kirchen- und Schulwesen". Stuttgart 1902, Metzler. 61 Seiten. (20 Pfennige.)

erschienen. Gleichwohl würde unseres Erachtens auch gegenwärtig noch bis Ostern l. J. Vorstehendes — etwa ebenfalls in Gestalt eines kurzen „Anhangs" — ohne große Schwierigkeit sich ausführen lassen, zumal da für eine kurze Zusammenstellung des Wesentlichsten, auf welche es hierbei nur abgesehen sein könnte, der Elstersche „methodische Leitfaden" als eine wohlgeeignete Grundlage sich darbieten würde.

Imperativische Namen.

Von Dr. **Philipp Keiper** in Zweibrücken.

(Nachtrag.)

Gleich nach der Veröffentlichung des ersten Teiles meiner nunmehr vollständig zum Abdruck gelangten Abhandlung über „Imperativische Namen" erhielt ich durch eine gütige Mitteilung des Herrn Kgl. Reallehrers Dr. Küffner in Ludwigshafen a. Rh. Kenntnis von einem ins Italienische übertragenen deutschen Befehlnamen. In Zürich kommt nämlich der Familienname Sparagnapani vor, den Dr. Küffner richtig als sparagna pane = „Spare Brot!" erklärt. Vilmar 84, bez. 75, verzeichnet folgende drei mit dem Zeitwort „sparen" zusammengesetzte Imperativnamen: Sparkäse, Sparschuh, Sparwasser. Vielleicht findet sich irgendwo auch Sparbrot oder Sparsbrot als Geschlechtsname — als Ortsnamen kann ich Sparbrod mit Sicherheit nachweisen: so heißt ein Dorf in der Rhön bei Bischofsheim, im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken.[1]) Im „Rhönführer" (verfaßt von Schneider) ist in der Einleitung dieser Ortsname neben einigen anderen ebenso charakteristischen als ein offenkundiger Beweis für die seit alter Zeit allbekannte Armut und Unergiebigkeit des Bodens der genannten Mittelgebirgsgegend angeführt. — Den von mir S. 153 besprochenen Namen Füllenbüttel deutet Dr. Küffner als: „Füll den Beutel!" — und ich stehe nicht an, diese Deutung als die zutreffende zu bezeichnen und ihr zuliebe meine Erklärung zurückzuziehen. Denn so fällt die Schwierigkeit weg, die sich immerhin ergiebt, wenn man „en" als Rest von „ein" auffaßt, während ja „en" als Abschleifung von „den" in sehr vielen Imperativnamen sozusagen lautgesetzlich erscheint. Nhd. „Beutel" lautet im Mhd. biutel und daneben (mitteld.) bûtel, bûdel,

---

1) Hingegen die Ortsnamen Spardorf, Sparhof, Sparneck, Sparmühle, Sparsee, und wohl auch Sparwiesen enthalten im ersten Glied auf keinen Fall das Zeitwort „sparen", sondern vermutlich einen Personennamen.

woraus sich durch Umlaut „Büttel“ entwickelt hat. In welchen Mundarten kommt letztere Form jetzt noch vor? Andere Befehlnamen, wie Habedank (auch Habedanc geschrieben), Streißguth[1]) (Karlsruhe) u.s.w., die Herr Dr. Küffner sammelte, finden sich bereits in Vilmars „Deutschem Namenbüchlein“; deshalb lasse ich sie hier beiseite. — Vielleicht kann ein Kenner der italienischen Sprache in den Spalten dieser Zeitschrift gelegentlich einmal darüber Auskunft geben, in welchem Umfang imperativische Satzzusammenrückungen als appellativische Gebilde und vielleicht auch als Eigennamen in dieser romanischen Sprache vorkommen, sowie zu welcher Zeit solche zum ersten Male auftreten, ferner, ob sie durchweg als Nachahmungen deutscher Vorbilder dieser Gattung aufgefaßt werden dürfen. Mir ist z. B. zufällig sparapane, Aufschneider, Müßiggänger, Taugenichts, aufgefallen, ein Wortgebilde, das augenscheinlich ein Imperativsatz ist: spara = zerschneide (von sparare) und pane, das Brot, also eigentlich: „Schneide Brot ab!“ Ein sparapane ist also ein „Brotschneider“ (gebildet wie „Beutelschneider“) = Brotdieb. Vergl. das S. 150 über französische Gegenstücke dieser Art, wie tire-botte, tire-bouchon, gagne-pain, gagne-petit, gagne-denier, chante-clair (Name des Hahns im französischen Reineke Fuchs), Bemerkte, sowie Personennamen wie Taillefer, Talleyrand und ähnliche, deren Zahl sich leicht vermehren ließe.

Weiterhin stellte mir Herr Gymnasiallehrer Dr. Miedel in Memmingen in dankenswerter Weise einige mir bislang unbekannt gebliebene Befehlnamen gütigst zur Verfügung, nämlich Schwingenstein = „Schwing' den Stein!“, also ein Seitenstück zu dem oben mitgeteilten Namen Schwingenschlögel, sowie zu Schwinghammer (Vilmar S. 84); doch ist hier wohl auch die Erklärung als Determinativkompositum „Hammer (Streithammer) zum Schwingen“ zulässig, worauf B. S. 48 mit Recht aufmerksam macht, vergl. Karl Martel (marteau). Das Steinschwingen und -werfen war bekanntlich eine uralte germanische Leibesübung und besonders auch bei Wettkämpfen üblich. Ich erinnere hier nur an Brünhilde im Nibelungenlied; vergl. Strophe 435 (Lachmann):

> Dô gie si hin vil balde: zornec was ir muot;
> den stein huop vil hôhe diu edel maget guot.
> si swanc in krefteclîche vil verre von der hant:
> dô spranc si nâch dem wurfe, ja erklanc ir allez ir gewant.

Der bayerische Herzog Christoph war berühmt durch seine Leibesstärke und durch seine Gewandtheit im Werfen eines großen Steines,

---

1) Vilmar S. 84: „Streisgut, 'Streu das Gut!', d. i. ein Verschwender, wie z. B. Kaiser Friedrich, der Träge und Geizige, seinen feurigen und unternehmenden Sohn Maximilian I. ein 'Streudasgütlein' zu nennen pflegte“.

worin es ihm keiner gleich that. Daran erinnert noch jetzt der bekannte „große Stein" in der königlichen Residenz zu München. — Vielleicht ist auch der obenerwähnte alte Augsburger Geschlechtsname Kerumbdenstain = „Kehr' um den Stein!" auf diesen Brauch des Steinwerfens zu beziehen.

Außer Schwingenstein giebt es in Memmingen noch einen offenbar sehr alten Befehlnamen: Fritzenschaft, den Dr. Miedel als „Friß den Schaftl" deutet. Ich halte diese Erklärung für richtig, wüßte wenigstens auf keinen Fall etwas Passenderes in Vorschlag zu bringen. „Schaft" bezeichnet in der älteren Sprache häufig auch den ganzen Speer. Oben führte ich aus Bacmeister S. 22 an: „Heinrich der Fraz" aus dem Jahre 1292, daneben erscheint „Heinrich Fratz" 1347. B. vergleicht hiermit „Hasenfratz[1]): fretzen = abfressen, abweiden, daher das Wort Fratzfrevel". Auf dieses fretzen, eine Zwillingsbildung zu fressen (aus got. fra-itan, d. i. ver=essen), ist nun auch fritz in unserem Namen als 2. Person Sg. Imp. zurückzuführen. Den Sinn des Namens erkläre ich mir mit Hilfe des oben mitgeteilten Befehlnamens Slikkenpfeil, d. i. „Schluck' den Pfeil!" Letzterer enthält die höhnische Aufforderung an den gegenüberstehenden Feind, den Pfeil, der auf ihn abgeschossen werden soll, zu „schlucken", d. h. ihn in den Körper aufzunehmen. Der Name „Frißdenschaftl" ist nun ein ganz ähnlicher Zuruf, mit dem der Gegner freundlichst eingeladen wird, den Speer, den der Zurufende abzuschleudern im Begriffe ist, zu „fressen", d. h. in seinen Leib eindringen und darin stecken zu lassen. Gewiß ein recht derber Kriegerwitz, in einer rauhen Zeit entstanden, wo unter anderm die Bezeichnung „Eisenfresser" als Ehrenname für einen furchtlosen, gegen körperliche Schmerzen unempfindlichen Kämpen mehr war als eine bloße Phrase, wie heutzutage! Es sei mir gestattet, hierzu eine Parallele aus Homer beizubringen, welche so ziemlich den gleichen Grad naiver Roheit und mitleidloser Siegesfreude zu lebendigem Ausdruck bringt. Ilias XIV, 454 flg. frohlockt der Troerheld Pulydamas, nachdem er seinem Gegner den „stürmenden Wurfspieß" „rechts in die Schulter" geschossen, daß er „hindurchfuhr", und der Feind „in den Staub sank, mit der Hand den Boden ergreifend", indem er folgendes laut ausruft:

---

1) Der Name lebt in der Schreibung Hassenfratz jetzt noch im bayer. Oberfranken fort. Er bedeutet wohl nicht, wie man anscheinend sich ihn volks=etymologisch zurechtgelegt hat: „Hasse den Fratz!" (Fratz, Fratze = häßlicher, unangenehmer Mensch), sondern soviel wie „Hasenfraß". Vergl. Hasenbein, Hasenfell, Hasenstab, Hasenzagel, d. i. Hasenschwanz, und ähnliche alte Familien=namen, die von diesem Tiernamen herstammen, bei Bacmeister a. a. O.

„Nicht ist jetzt, wie ich meine, dem mutigen Panthoiden
Aus der gewaltigen Hand umsonst entsprungen der Wurfspieß;
Sondern ihn trägt im Leib ein Danaer, welcher vermutlich
Nun, auf den Stab sich stützend, in Aïdes Wohnung hinabgeht!"
(Voß.)

Also ein ganz ähnlicher Sarkasmus, um den Gedanken auszudrücken, daß der Gegner, vom Speer durchbohrt (κόμισε χροΐ = hat ihn in seinen Leib aufgenommen, also gewissermaßen „gefressen"), demnächst sterben werde! — Ein sehr interessanter Name ist ferner der alte Memminger Geschlechtsname Laminet. Um 1600 wurde er noch Lauminit geschrieben, später Laminit. Dr. Miedel erklärt ihn, meiner Ansicht nach völlig zutreffend, da mhd. â = schwäb. au ist, als: Lâ mich nit!, d. i. „Laß (verlaß) mich nicht!"[1])

Ich habe selbst auch noch einige neue Befehlnamen nachträglich gesammelt, nämlich Scheibenbogen (Naabeck in der Oberpfalz), d. i. „Scheibe den Bogen!", weniger wahrscheinlich aus „Scheib' im Bogen!" abgeschliffen, dem Sinne nach wohl auf Kegelschieben oder -scheiben zu beziehen und neben die oben besprochenen Imperativnamen Scheibenwagen (Schibenwagen) und Scheibenzuber zu stellen.[2]) Vergl. auch von „schieben": Scheubenpflug und den oben nicht angeführten Namen Schiebenbaum V. 83. Ferner gehört der nicht seltene Name Hegewald nach dem Deutschen Wörterbuche IV 2, 784 „wohl nicht hierher (nämlich als identisch zu dem Gattungswort „Hegewald", gehegter, geschonter Wald), sondern ist aus der imperativischen Zusammensetzung Hegenwald = „Heg' den Wald!" entstanden." Rührenschopf = „Rühr' den Schopf!", zur Zeit in München vertreten, gehört zu den Namen, denen ein neckischer Sinn innewohnt: der erste Inhaber dieses Namens hatte wohl die Gepflogenheit, das Kopfhaar über der Stirn, bez. den Vorderkopf — denn auch diese Bedeutung hatte das Wort „Schopf" in der älteren Sprache — in einer Weise, die andern auffiel, zu „rühren", d. h. zu bewegen, zu schütteln. Mit dem Zeitwort „rühren" sind noch gebildet, abgesehen von dem oben erwähnten Namen Ruhrauf, d. i. „Rühr' auf!": Rührmund = „Rühr' den Mund!", Bezeichnung eines Singers oder Pfeifers, zumal eines Tanzpfeifers, nach Vilmar 83, Rührenschalk = „Rühr' den Schalk!", wobei schalc vielleicht in der

1) Mit „nicht" ist beispielsweise auch zusammengesetzt der Befehlname Lachnicht, der in der schwäbischen Stadt Öttingen in der Form Lachnit vorkommt.

2) Ein alter Personenname Scîbo steckt hingegen vermutlich in dem Namen des pfälzischen Dorfes Scheibenhardt, das am sogenannten Bienwald liegt. Das alte Wort hart für Bergwald, Wald findet sich, wie hier, noch in sehr vielen Orts- und Flurnamen im Süden und Nordwesten unseres Vaterlandes.

abstrakten Bedeutung „Schalkheit, Possen" (vergl. „mit einem den Schalk haben", „den Schalk an einen legen") zu fassen ist, sowie Rördanz = „Rühre den Tanz!", vergl. Hebe(n)danz, Schickedanz, auch Schickendantz geschrieben, und Reibedanz B. 83, da mhd. rîben auch „tanzen", eigentlich „den Fußboden reiben", und daneben „geigen" bedeutet. Endlich ist hier noch vorzubringen der altbayerische Name Trenkenschuh, der auch den Eindruck macht, als stamme er schon aus dem Mittelalter, d. i. „Tränke den Schuh!" Mhd. trenken bedeutet außer „tränken" auch „naß machen" und „ins Wasser werfen". Vielleicht ist der im bayer. Franken einheimische Name Scheidemantel gleichfalls der Klasse der Befehlnamen einzureihen, etwa gleichbedeutend mit dem S. 166 erklärten Namen Zuckmantel, verkürzt aus Zuckenmantel = „Reiß den Mantel herunter!", Bezeichnung für einen Räuber.

Zu dem oben erörterten Namen Gutschon bemerke ich noch, daß möglicherweise „schon" eine Entstellung von „Sohn" ist[1]), geradeso wie in Ravensburg im Jahre 1330 der Lebschanfte für Lebsanft urkundlich vorkommt. Anderseits könnte die ältere Form dieses Namens auch Gutenschon gelautet haben, aus Gut-und-schon umgemodelt, d. i. „gut und schön", vergl. Süß-en-guth = süß und gut.[2]) Die nicht umgelautete Form schon = schön hat sich z. B. noch erhalten im Namen des Ortes „Schongau" am Lech (Martin Schongauer!) und des gleichnamigen bei Münster, nordwestlich von Luzern, in alter Zeit Scongawa und Scongowa (Monumenta Boica c. a. 1080), zu ahd. scôni, pulcher, gehörig, ferner in Schonach (für Schönach), Schondorf (für Schöndorf), und andern alten Ortsnamen.

---

1) Vergl. die Namen Gut-mann neben Guter-mann und „von Guttermann" (früher in Augsburg), Gut-gesell, Gut-hans, Gut-kind, Gut-mut neben Guts-muts, Gut-schmid, Gut-waßer, daneben Gut-wein (wahrscheinlich umgedeutet aus ursprünglichem guot(e)-wine, d. i. „guter Freund" oder „Gefährte", vergl. „Gutgesell!"), Gut-zeit u. ä. bei Vilmar 39 und 40.

2) Einen unzweifelhaften Fall von Dvandva wüßte ich bei keinem mir bekannten Personen-, bez. Familiennamen aus der mittel- und neuhochdeutschen Sprachperiode nachzuweisen. Den öfter begegnenden Familiennamen Langguth deute ich nicht als kopulative Zusammensetzung, d. h. Dvandva: „lang und gut", sondern als determinatives Kompositum: „langes Gut", also als Übertragung einer ursprünglichen Ortsbenennung auf eine Person, welche der Besitzer des „langen Gutes" war. „Lang gut" wird übrigens auch in vielen Gegenden Deutschlands im Sinne von „gut genug" häufig gebraucht. — Justi in seiner S. 151 citierten Schrift sagt über das Vorkommen des Dvandva in unserer Muttersprache S. 82: „Im Deutschen findet sich dieser Fall oft, namentlich in der Volkssprache, z. B. schnee-milch (=weiß), schloß-kreide (=weiß), stein-bein-mutter-seelen (=allein), maus-racker (=tot), kohl-kessel-raben (=schwarz) u. s. f. Vergl. ferner den Absatz ebenda S. 87 von „Solcherlei Bildungen" an bis „vergl. Grimm Gr. IV 295".

Da, wie früher gelegentlich bemerkt, in einer Anzahl von Personen-, bez. Geschlechtsnamen „wein" im ersten und im zweiten Gliede nicht das Hauptwort „Wein" enthält, sondern das im Nhd. nicht mehr lebendige mhd. wine „Freund, Gefährte, Gatte", so ist es nicht ausgeschlossen, daß der oben behandelte Name Hol-wein, vorausgesetzt, daß er ursprünglich Holl-wein, Holl-win lautete, aus hold(e)win(e) durch Angleichung hervorgegangen ist, also diesen Sinn hat: „holder (treuer) Genosse", mithin die Umkehrung von Wein-hold = mhd. wine-holt darstellt, vergl. vriunt-holt. Was dagegen den Namen Schwendenwein betrifft, so halte ich an meiner Deutung „Weinverschwender", d. i. Weinvertilger, — vergl. den fingierten Namen Wînslunt („Weinschlucker"), sowie den bekannten „Weinschwelg" und „bierswende" — nach wie vor fest, mag auch Wini-swinth, die umgekehrte Folge der Wortstämme swinth, swinde (ge-schwind, stark, heftig) und wini, wine in Förstemanns Altdeutschem Namenbuch neben Swinde-rich, Swinde-râd (vergl. den Namen des elsässischen Dorfes Schwindratzheim) u. a. sich verzeichnet finden. Über die Namengruppe, die zu swind, alts. suith, gehört, s. Andresen „Die altdeutschen Personennamen in ihrer Entwickelung und Erscheinung als heutige Geschlechtsnamen" S. 88 und Dr. Franz Stark „Die Kosenamen der Germanen"(Wien 1868) S. 89. Über die zu wine, win gehörige handelt Andr. S. 99.

Zum Schluß möchte ich die Aufmerksamkeit der geehrten Leser auf drei oben erörterte Namen lenken, bei denen mir nunmehr ein anderer Weg der Erklärung den Vorzug zu verdienen scheint. Hinsichtlich des ersten, Fastenrath, kann ich freilich für die neue Deutung keinen positiven Beweis erbringen, immerhin aber halte ich jetzt dafür, daß trotz der Analogie von Schaffenrath, bez. Schaffrath, die zunächst sich darbietende Erklärung „Faß den Rat!" in Frage gestellt wird durch die Erwägung, daß Fastenrath von Haus aus sehr wohl ein Ortsname sein kann. Unweit der Heimat des Kölner Dichters und Übersetzers spanischer Dichtungen, östlich vom Rhein, wie in der Eifel und nach dem Hohen Venn hin, giebt es nämlich zahlreiche Ortsnamen, die auf rath endigen, z. B. Hollerath, Jünkerath, Simmerath u. s. w. Einige darunter sind mir auch als rheinpreußische Familiennamen bekannt, z. B. Clüsserath, Wingerath, Nöggerath. Sollte nun nicht auch Fastenrath zu dieser Klasse gehören, obwohl sich ein gleichlautender Ortsname weder in dem „Ortsnamenlexikon des Deutschen Reiches" von Neumann noch in dem zweibändigen, die Ortsnamen Deutschlands und Deutsch-Österreichs umfassenden Werke von Rudolph auffinden läßt? Absolut vollständig ist ja, was z. B. Einöden und dergleichen Wohnorte anbelangt, keins dieser beiden so nützlichen und verdienstlichen Sammelwerke. Übrigens könnte es sich hier auch um den Namen eines eingegangenen Ortes handeln.

Ebenso führe ich jetzt den Namen Helfenzrieder, bez. Helfenritter, auf einen Ortsnamen zurück. Auf die Schwierigkeiten, welche sich ergeben, wenn man in dem ersten Bestandteil von Helfenz- oder Helfenritter die Mehrzahl der Befehlsform des Zeitwortes „helfen" finden will, wurde schon oben hingewiesen. Ich betone hier noch einmal, daß unter der großen Zahl unserer Imperativnamen sich nicht ein einziger befindet, bei dem unzweifelhaft die zweite Person Pluralis des Imperativs vorliegt. Mit andern Worten: es kann bei diesen Satzzusammenrückungen die Variante der Pluralform des Imperativs an Stelle der Normalform der zweiten Person des Singularis nicht als zulässig anerkannt werden. Vilmar hätte übrigens mitteilen sollen, aus welchen Gegenden Deutschlands beide Namensformen stammen, und welche von beiden die ursprünglichere ist. Indes kann ich, wie ich glaube, nunmehr selbst hierüber Aufschluß geben und eine einwandfreie Erklärung darbieten. Mehrere Ortsnamen auf -ried (rieth) wurden bereits oben erwähnt. Mit Helfen im ersten Gliede sind zusammengesetzt folgende Ortsnamen: Helfenberg (so heißen fünf Dörfer in verschiedenen Gegenden Deutschlands), Helfenbrunn, Helfendorf (Groß- und Klein-Helfendorf), Helfenroth, Helfenstein (Name zweier Dörfer und einer Burgruine in Württemberg), ferner Helfenwang (Einöde in Oberbayern). Den einstämmigen Ortsnamen Helfens (Dorf in Österreich unter der Enns) haben wir auch zu dieser Gruppe zu stellen, die sich an einen altdeutschen Personennamen Helfo anlehnt. Ein „Helfenried" habe ich freilich nirgends gefunden, doch halte ich es trotzdem keineswegs für ausgeschlossen, daß ein solcher Ortsname doch irgendwo existiert oder ehemals existiert hat. Auf einen mit dem aus obigen Ortsnamen zu erschließenden Helfo, d. i. Helpo (nach Andresen), naheverwandten Personennamen Helfert, aus altem Helpfrid hervorgegangen, sind folgende Ortsnamen zurückzuführen: Helfers-dorf bei Gelnhausen, Helfers-kirchen bei Montabaur und Helferts-ried, ein Weiler in Oberbayern in der Tölzer Gegend. Vergl. hierzu noch Helfkam (kam aus ham = heim), Name eines Dorfes in Niederbayern. Gesetzt auch, ein „Helfenried" lasse sich nirgends nachweisen, so ist doch der Übergang von Helferts-ried in Helfens-ried (dafür mit leichter orthographischer Änderung: Helfenzried) sehr naheliegend. Denn bei Ortsnamen gewahren wir sehr häufig eine Mischung verwandter oder ähnlich lautender Wortstämme, bez. Personennamen. Dabei ist natürlich oft Analogie und auch Dissimilation mit im Spiel. Was letztere betrifft, weise ich z. B. darauf hin, daß in der Vorderpfalz und in Rheinhessen, wo die Namen der meisten Dörfer auf -heim endigen, der Volksmund fast regelmäßig statt der Genitivendung „en" (ahd. -in) eines im ersten

Gliede enthaltenen Personennamens „er“ eintreten läßt. So sagt das Volk für Mecken=heim immer nur Mecker=ẽm, für Monzen=heim Munser=ẽm, für Heppen=heim Hepper=ẽm u.s.w. Umgekehrt nun kann sehr leicht anderswo „er“ mit „en“ wechseln, so daß aus Helfer(t)s=ried Helfens= oder Helfen=ried wurde. Falls der hiervon abgeleitete Geschlechtsname Helfen(s)rieder in eine Gegend verpflanzt wurde, in der es keine Ortsnamen auf =ried gab, und wo der Sprachschatz des Volkes überhaupt das Wort „Ried“ nicht kannte, war nichts natürlicher, als daß auf dem Wege der Volksetymologie Umwandlung von Helfens= oder Helfenrieder in Helfenritter erfolgte. Dabei schwebte eben die Vorstellung eines Ritters und des Helfens vor. Auf diese Weise wurde also der ursprüngliche Bauer im Ried in den Ritterstand erhoben.

Ich komme nun zu dem Namen Hautum, den ich nur einmal so geschrieben vorfand, während ich die Schreibung Hothum als in Augsburg vorkommend feststellen kann. Von befreundeter Seite wurde ich inzwischen darauf aufmerksam gemacht, daß die Namensform Hodum viel häufiger begegnet, so in Giengen (Württemberg), wo der Familienname Hodum einer der ältesten ist. Diese Thatsache hat mich dazu bestimmt, meine oben vorgebrachte Erklärung des Namens Hautum, bez. Hotum, nunmehr durch eine andere, die mehr Wahrscheinlichkeit hat, zu ersetzen. An der Richtigkeit der Vilmarschen Erklärung des Namens Hauto = „Hau zu!“ will ich zwar nicht rütteln; denn hierfür spricht sehr die Analogie der ohne allen Zweifel echt imperativischen Familiennamen Haurand, Hauenschild[1]), verkürzt Hauschild, Hauenhut[2]), während Haueisen und Haustein, was V. 82 übersehen hat, m. E. ebensogut als Appellativa wie als Befehlnamen aufgefaßt werden können. Nach dem vorhin Gesagten kann nun Hautum nicht als Imperativname angesehen werden, da man sonst hier gegen die Regel die Mehrzahlform des Imperativs „haut“ (um!) als zulässig anerkennen müßte. Die 2. P. Sg. Imp. mit „um“ zusammengesetzt: „Hauum!“ — dies wäre die der Regel gemäße imperativische Kompositionsweise — ist aber bis jetzt als Name noch von niemand aufgefunden worden. In Memmingen kommt zwar der Familienname Umhau vor, den ich jedoch deshalb nicht gern für einen Befehlsatz halte, weil in solchen imperati=

1) Nach dem Deutschen Wörterbuch IV 2, 580 kommt Hauenschild, appellativisch gebraucht, „aus „Hau den Schild!“ als Schelte für Streitsüchtige“ bei Hans Sachs vor.

2) „Hut“ bedeutet in dieser Zusammensetzung wohl soviel wie Sturmhaube oder Helm. Hauenhelm findet sich als Eigenname bei Vilmar nicht vor, aber nach dem Deutschen Wörterbuch erscheint diese Zusammensetzung als Appellativ „aus Hau den Helm, imperatives Kompositum für Schwert“ in Wirks „Ehespiegel“.

vischen Gebilden die adverbiale Bestimmung in der Regel nach der Befehlsform des Zeitwortes folgt. „Umhau" bedeutet wohl etwas Ähnliches wie „Verhau". Vielleicht liegt darin auch eine Entstellung aus „unbehauen" vor. Mir ist nämlich Unbehauen als oberpfälzischer Familienname begegnet. Höthum oder Hödum halte ich jetzt für einen ursprünglichen Ortsnamen, am ehesten für die schwäbische Aussprache von Heidenheim (eine Stadt in Württemberg). Denn der Schwabe spricht ei wie oi; die Endung „en" konnte leicht ausfallen, und das dumpfe „ĕm" = heim färbt sich in mehr als einer Mundart Deutschlands um in das oben besprochene „um". Also nehme ich diese Entwickelungsreihe an: Hoidenĕm: Hoidĕm: Hoidum und daraus, mit Verengung des oi, schließlich Hōdum. Die Schreibung Hothum scheint das h von heim noch festzuhalten, wenn h nicht eher als orthographischer Schnörkel anzusehen ist. Auch von Hontheim könnte man vom phonetischen Standpunkt aus zu Hothum und Hodum ohne besondere Schwierigkeit gelangen, da das n vor t unschwer schwinden konnte. Doch erhebt sich gegen diese Annahme das Bedenken, daß das einzige Dorf mit dem Namen Hontheim, welches die Ortslexika aufweisen, an der Mosel liegt.[1]) Zu den oben von mir beigebrachten Beispielen: Pifflikum = Pfiffligheim, Edighum oder Edikum = Edigheim, Peppenkum = älterem Böbigheim lassen sich aus dem Gebiete des Rheinfränkischen noch manche andere sammeln. Es wäre verdienstlich, wenn jemand dieser beachtenswerten Erscheinung innerhalb des Bereiches der Ortsnamen auf -heim einmal näher nachginge. Ich will hier nur noch einige Hinweise geben. Neben Dahlheim (R.-B. Wiesbaden) und Ober- und Nieder-Dahlsheim (Rheinhessen) finden wir Dahlem (Rheinpreußen, Kreis Schleiden) und Dahlum (R.-B. Hildesheim, am Harz) nebst Groß-Dahlum (Braunschweig). Alle diese Formen gehen zurück auf die altdeutsche Form Dalaheim, woraus zunächst Dalhem und Dahlheim sich entwickelten, vergl. Förstemann, Ortsnamen, S. 445. Aus altem Ostarhem wurde Östrum (Kreis Geldern). Neben Berkheim (zwei Dörfer in Württemberg) und Bergheim (so heißen zehn Dörfer in verschiedenen Gegenden Deutschlands) steht niederrh. Berchem und anderswo Berkum (R.-B. Hildesheim), neben Bornheim (drei Dörfer dieses Namens in Rheinfranken) Bornum (eines in Anhalt, ein anderes in Braunschweig, Kreis Gandersheim). Nicht nur der Namensschatz der deutschen Israeliten, der ja erst aus neuerer Zeit stammt, weist Familiennamen auf, die mit Ortsnamen auf -heim identisch sind, neben solchen, die mit dem den Bewohner eines „Heim"dorfes bezeichnenden heim-er gebildet sind,

---

1) Ein Dorf Namens Hundheim giebt es in der Rheinpfalz.

sondern auch bei nichtjüdischen Familiennamen finden wir diesen zweifachen Brauch. Hier nur einige Beispiele: Oppenheim neben Oppenheimer, Bernheim neben Bernheimer (Israeliten); anderseits bei Christen: Dahlem und Thalheim, Feldheim (Veltheim)[1]), Sontheim, Flürscheim (d. i. Flörsheim), Türkheim, Mosheim (berühmter Theologe, 1694—1755), Haidheim u.s.f. — lauter Geschlechtsnamen, welche ohne jedwede formelle Änderung von den gleichlautenden Ortsnamen entlehnt sind. Daneben erscheinen andere christliche Familiennamen wie: Dexheimer, nach dem Dorfe Dexheim (Rheinhessen), Gönnheimer oder Gennheimer, nach Gönnheim (Pfalz), Hargesheimer und Herxemer, nach Harxheim und Herxheim (Pfalz), Hundemer, nach Hundheim (Pfalz), Meisenheimer, nach Meisenheim (Rheinpreußen), Sontheimer, nach Sontheim, Hessemer, nach Heßheim benannt, u.s.f. Auch der pfälzische Familienname Dercum ist von Haus aus ein Ortsname, vielleicht = Dürkheim, das im Volksmund Därkh'm heißt; Dercum selbst kommt vor als Name eines Weilers bei Eußkirchen (R.-B. Köln); ferner ist ebenso Schlickum identisch mit dem Namen eines Hofes bei Elberfeld. Weiterhin ist wohl der pfälzische Familienname Wasem eines und dasselbe mit dem Appellativ Wasen, das auch als Ortsname Verwendung gefunden hat: Wasen ist der Name mehrerer Dörfer und Einöden in Baden, Württemberg, Bayern und Österreich. Der Familienname Wasem hingegen steckt wohl in Wasemsfeld (Hof bei Neuwied). Diese Proben mögen zur Bekräftigung meiner jetzigen Deutung des Namens Hothum, bez. Hodum, genügen.

Während ich dies niederschrieb, kam mir noch ein neuer Imperativname unter die Augen, nämlich Reitenspieß (Nürnberg), d. i. „Reite den Spieß!", vielleicht eine höhnende Bezeichnung für einen, der Spießruten laufen mußte. Endlich möchte ich noch bemerken, daß Vilmar den von mir S. 165 Anm. erörterten Namen Schaltenbrand wohl im Sinne von „Stoße (schiebe) den Feuerbrand!" aufgefaßt hat, von „schalten", eigentlich mit der Schalte (Stange zum Fortstoßen des Schiffes) stoßen, noch in „einschalten" fortlebend. Vergl. auch den eine ähnliche Thätigkeit ausdrückenden Namen Schürebrant oder Schürnbrand und Schierenbrand, d. i. „Schüre den Brand!"

Der Name Feghelm (Ansbach) wird wohl aus Fegenhelm verkürzt sein, wie neben Hauenschild auch Hauschild im Gebrauch ist. Fegen bedeutet putzen, reinigen; daher das oft als Geschlechtsname vorkommende Wort Schwertfeger, d. i. Waffenschmied, eigentlich Schwertputzer. Ein anderer hierher gehöriger Gewerbename ist Harnischfeger, mhd. harnaschveger. Mithin deutet der Name Feghelm = „Feg' den

---

1) Auch Felden gesprochen und geschrieben.

Helm!" auch auf das Waffenschmiedhandwerk hin. Vielleicht ist ferner der Name Riesenstahl (Bonn) imperativisch zu erklären, von „riesen" und „Stahl". Das Wort Riese ist erst in neuerer Zeit aus dem Niederdeutschen in unsere Schriftsprache gekommen, vergl. engl. rifle, eigentlich: geriefte Büchse, altn. rifa (Kluge). Der Name Riesenstahl würde demnach einen Handwerker bezeichnen, der Riefen, kleine Rinnen, an Gegenständen aus Stahl anzubringen hat. Doch ist hier auch vielleicht Konkurrenz mit einem Ortsnamen auf — dahl (thal), der mit dem Genitiv eines Personennamens im ersten Glied zusammengesetzt ist, in Erwägung zu ziehen. Der alte Geschlechtsname Stubenrusch, den Bacmeister aus dem Jahre 1366 anführt, = Staubenrausch, d. i. einer, der in den Stauben rauscht, also wohl einen Buschklepper, einen schachaere, d. i. Räuber, Wegelagerer, bezeichnend, bietet sich uns in umgekehrter Ordnung der Wortstämme als Rauschenstaub (Bamberg), wobei „en" mundartliche Aussprache für „in" ist, wie so häufig. Mithin ist dies ein Befehlname: „Rausch in (der) Staud'l" oder „in den Stauben", und der Sinn der gleiche wie bei Stubenrusch.

Inzwischen habe ich auch den Gegenfüßler des oben besprochenen Familiennamens Hassenwein = „Haß (hasse) den Wein!"[1]) entdeckt, nämlich Liebenwein (Burghausen in Oberbayern), d. i. „Liebe den Wein!", den ich hiermit nachträglich der edeln Gilde der Zecher, bez. Zechernamen, einreihe.

Der von mir näher erörterte Name Fahrensohn (Fahrenschon) kommt auch in Mutterstadt (Rheinpfalz) vor. Ehrenfried, d. i. „Ehre den Frieden!", ist nicht nur als Vorname im Gebrauch, sondern findet sich auch da und dort als Geschlechtsname, so in Eichstätt. Dem Sinne nach zu den mit dem Zeitwort „hauen" gebildeten Befehlnamen, von denen oben die Rede war, und nicht bloß dem Sinne, sondern auch dem Wortstamme nach (soweit das Zeitwort in Betracht kommt), und zwar noch enger, zu Kloiben- oder Kliebenschädel, dieser Perle von einem Imperativnamen, gehört der durch Einheiratung jetzt in Zweibrücken vertretene Name Kliebenstein = „Kliebe (spalte) den Stein!" Man hat hierbei wohl an einen Degen zu denken, der ein Schwert aus so hartem Stahl führte, daß er damit sogar Stücke von Steinen abschlagen konnte, ohne daß die Klinge zersprang — ganz so,

1) An und für sich ist auch eine andere Deutung der beiden Namensglieder nicht von der Hand zu weisen: Hassen könnte der alte Personenname Hasso, jetzt Hasse, d. i. ursprünglich Hesse (Name des Stammes der Chatten oder Hessen) in der Kompositionsfuge sein und wein Umdeutung aus wine, also: Hessenfreund oder -gefolgsmann. In diesem Falle bedürfte man aber wohl näherer Zeugnisse über Alter und Heimat dieses Namens.

wie dies die Sage von dem todwunden Helden Roland bei Roncesvalles und seinem berühmten Schwert Durandarte vermeldet. Vielleicht ist der Familienname Rollwagen (Augsburg) zusammengezogen aus Rollen-wagen = „Rolle den Wagen!", so daß er ein Gegenstück bildet zu dem früher erwähnten Scheibenwagen. Doch kann der Name auch recht wohl identisch sein mit dem Gattungswort Rollwagen. In Framers-heim (Rheinhessen) kommt z. B. der ähnliche Geschlechtsname Stellwagen vor. Den im bayerischen Franken einheimischen Namen Ruckbeschel, auch Ruckbäschel geschrieben, habe ich oben mit Vilmar als Appellativ gedeutet = Rückentäschlein. Indes neige ich jetzt doch mehr dazu, diesen Namen und den naheverwandten Ruckstuhl in imperativischem Sinne aufzufassen. Hierzu bestimmt mich hauptsächlich der Umstand, daß beide Namen in unzweifelhaft imperativischer Fassung schon seit mehreren Jahrhunderten in Braunschweig einheimisch sind: Ruckenstol, Hans, 1534, und Ruketasche, Hans, 1603. Das „en" im ersten Namen ist der Rest des ursprünglichen „den", das „e" von „ruke" im zweiten Ersatz für „die". An Stelle der Tasche ist in Ruckbeschel das Verkleinerungswort „Täschel" getreten. Was den Sinn betrifft, so ruft der letztgenannte Name die Vorstellung eines wanderlustigen Gesellen in uns hervor, der oft und gern die Reisetasche, d. i. den Reiseranzen oder das Felleisen, „rückt", d. h. vom Rücken nimmt und in der Herberge ablegt, und umgekehrt. Beide Namen finden sich in der mir erst seit kurzem bekannt gewordenen gediegenen und wertvollen Abhandlung des Herrn Oberlehrer Otto Schütte in Braunschweig: „Braunschweiger Personennamen aus Urkunden des 14. bis 17. Jahrhunderts" (Wissenschaftl. Beil. z. Jahresber. d. Herzogl. Neuen Gymnasiums zu Braunschweig, Ostern 1901), und zwar im letzten Abschnitt: „Imperativische Namen" S. 18—22. Dort fand ich noch verschiedene andere Namen wieder, die ich im Verlaufe meiner Abhandlung behandelt habe, z. B. den vorhin besprochenen Namen Riesenstahl, der 1554 in der Schreibung Rivestal und 1648 als Riffenstahl urkundlich belegt ist. Auch Schütte hält diese beiden Namensformen für eine imperativische Bildung.

Ferner stoßen wir in seiner Schrift auf Zuckswert 1657, Stovesandt 1575 = Staubesand, Schadeland 1380 = „Schade dem Land!" und Scadhewolt 1333 = „Schade dem Wald!", wofür ich die Namensform Schadewald beigebracht habe. Auch einen Vetter des Rauschenstaud entdecken wir in Ruschindeborde 1416 = „Rausch in der Borde!" (was bedeutet niederd. Borde?). Ferner erwähne ich noch Dor den Busch 1329 = Durch den Busch; vergl. meine Erklärung von Dorkenwald. Dann Languth, d. i. „Lang aus!", von Schütte zu den in der 8. Rubrik aufgeführten „Ellipsen mit Ausfall des Imperativs"

gerechnet. Bei Languth kann man etwa hinzudenken: „Greift lang, im Sinne von weit, aus“ oder eher: „Ist schon lange draußen“, in der Fremde, bez. „Bleibt lange aus“. Vergl. den oben vorgekommenen Namen Bleibnichtlang.

Könnte nicht dieser niederdeutsche Name Languth auf seiner Wanderung nach einer anderen Gegend in Langguth verwandelt worden sein? Dann wäre es nicht nötig, nach einer Erklärung dieses Namens, wie die oben von mir vorgeschlagene, sich umzusehen.

Der Name Wagtsmitgott scheint auf den ersten Blick ein Befehlname mit der Pluralform zu sein, doch ist dies nur sozusagen eine optische Täuschung. Denn der Verfasser von „Dörpgeschichten“, welcher unter dieser Flagge segelt, hat den Namen eben nur fingiert, wie mir Herr Oberlehrer Dr. Wossidlo in Waren gütigst mitteilte. „Ein Familienname gleicher Art“, heißt es in seinem Brief, „ist mir niemals begegnet. Die „Dörpgeschichten“ sind der Großfürstin Maria Paulowna, Gemahlin Wladimirs, einer geborenen Mecklenburgerin, gewidmet. Das erklärt wohl den Namen, den der bescheidene Verfasser wählte“. Zugleich übersandte mir Herr Kollege Dr. Wossidlo seine ausgezeichnete, ebenso reichhaltige wie gründliche und von vollständiger Beherrschung des Stoffes zeugende Abhandlung über „Imperativische Wortbildungen im Niederdeutschen“, 1. Teil, 17 Seiten, Beigabe zum Programm des Gymnasiums zu Waren, Ostern 1890. Seitdem sind Herrn Dr. Wossidlo nach seiner Aussage Hunderte von neuen imperativischen Bildungen begegnet. Auch hat er imperativische Namen in größerer Zahl gesammelt. Leider kann er aber an die Herausgabe dieser Nachträge und Sammlungen zur Zeit nicht denken, da ihn die Vorarbeiten für die „Mecklenburger Volksüberlieferungen“, welche er zu veröffentlichen gedenkt, ganz in Anspruch nehmen. Ich kann hier nur meine Befriedigung darüber kundgeben, daß mein oben ausgesprochener Wunsch nach einer Sammlung der niederdeutschen Befehlnamen und sonstigen imperativischen Wortbildungen dank der verdienstlichen Thätigkeit der Herren Dr. Wossidlo und Schütte bereits zu einem guten Teil erfüllt ist. In Wossidlos Schrift finden sich, wie bei Schütte, manche Imperativnamen, die auch in hochdeutscher Sprachform vorkommen und größtenteils von mir in der vorliegenden Arbeit behandelt worden sind. Auf Einzelheiten mich einzulassen ist hier nicht der Ort. Auch unter den sonstigen imperativischen Wortbildungen begegnete mir Verschiedenes, was den Oberdeutschen gleichfalls geläufig ist. Merkwürdig ist, daß auch das Volk der plattdeutschen Zunge für die Diarrhöe sowie für den Branntwein mehrere imperativische Bezeichnungen hat. Von letzteren führe ich nur eine an, und zwar eine französische, die in

Mecklenburg üblich ist: Lisse-passe = laissez passer, d. i. „Laßt passieren!“ Man sagt z. B.: Einige Lisse-Passés, d. h. einige Gläschen Branntwein trinken.[1]) Im Französischen wird diese Imperativbildung bekanntlich ganz im Sinne eines Appellativs gebraucht, = „Erlaubnisschein“; vergl. passe-partout, Bezeichnung eines Dietrichs. Nachtragsweise bemerke ich, daß Andresen in seinem Buch über deutsche Volksetymologie den oben von mir erörterten Ausdruck Wuppdich für Branntwein nach dem Vorgang von Gompert für eine volksetymologische Umdeutung des russischen Wortes „Wutki“ ansieht — eine Vermutung, die mir zwar etwas kühn erscheint, doch wer wollte diesen Ursprung ohne weiteres für unmöglich erklären? Zu dem nach meiner Ansicht in „Wuppdich“ steckenden Stamm des Zeitwortes wipp-en gehört auch wippup, wippöppe, -öp(pe) u. ähnl., ferner wuppup (Wossidlo S. 8). Im „Daheim“ las ich unlängst den in Süddeutschland meines Wissens nicht vorkommenden Ausruf „Schwuppdiwupp!“, der an der betreffenden Stelle nach dem Zusammenhang soviel bedeutet wie sonst „Pardautz!“, d. i. „Da mit einem Male!“ oder dergl. „Schwupp“ und „Wupp“ reimen auch aufeinander.[2]) Ob das verbindende „di“ als Artikel oder sonst etwas aufzufassen ist, weiß ich nicht.

Schütte bringt S. 21 unter den Imperativen mit Akkusativobjekt auch den Namen Sudicum bei, aus den Jahren 1587 und 1588: „Su dick ume“ (Jost), d. i. „Sieh dich um!“ Dieser Name ist augenscheinlich derselbe wie der des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Südekum. Aber auch als Ortsname kommt er in hochdeutscher Gestalt vor: Siehdichum heißt eine Oberförsterei im Landkreise Guben, Reg.-Bez. Frankfurt a. O. Vergl. damit den im Eingang meiner Abhandlung erwähnten Ortsnamen Schaudichnichtum, sowie das bekannte Kinderspiel: „Schaudichnichtum, der Fuchs geht herum!“ — Ähnlich aufzufassen ist vielleicht Siehensbruch, d. i. „Sieh ins Bruch (Torfmoor)!“, Name eines Hauses, bez. einer Torfgräberei, im Kreise Neustadt, Reg.-Bez. Danzig.

Hingegen gehören nicht zu den Imperativnamen folgende Ortsnamen: Siehenshof, Siehmayr, Siehreiter. Ein Dorf in Oberbayern, zum Amtsgericht Friedberg gehörig, führt den Namen Sixtengern, der aus Siehsnichtgern, d. i. „Sieh' es nicht gern!“, nach der Angabe von Rudolph entstellt ist. Der Altbayer spricht bekanntlich sich statt hochdeutsch sieh und nit anstatt nicht. Aus sichsnit machte nun das Volk sixten, indem dabei der Name des heiligen Sixtus, der in der Form Sixt in Altbayern und Deutschösterreich als Taufname gäng und

1) Auch Schütte führt zwei volkstümliche Ausdrücke für Branntwein an: „Ein kleiner Reißmichnieder“ und „Stehaufwieder“.

2) Offenbar hat die Verbindung von „Schwupp“ und „Wupp“ zugleich tonmalenden Charakter; vergl. Schnurrdiburr, Rumdibum u. dgl. m.

gäbe ist, mit ins Spiel kam. Dagegen ist wirklich der Name Sixt enthalten in folgenden Ortsnamen, die sich sämtlich in den genannten Teilen des deutschen Sprachgebiets vorfinden: Sixberg, Sixtberg und Sixtenberg, Sixtengut, Sixtenmühle und Sixenmühle, Sixdorf (?), Sixenhof, Sixenreut (reit), sowie in: Six, Sixt und St. Sixt (Sankt Sixt) schlechtweg. Siehauf heißt ein Vorwerk im Kreise Heiligenbeil, Reg.-Bez. Königsberg; vergl. plattdeutsch „Kiek op!". Überraschend häufig tritt endlich der Ortsname Siehdichfür auf, d. i. „Sieh dich vor!", also ein echter Trutzname vom gleichen Schlag wie Schaudichnichtum, Kehrdichannichts, Murrmirnichtviel. Der Nachbar wird dadurch aufgefordert, sich vorzusehen, d. h. in acht zu nehmen. Nicht weniger als vierzehnmal kommt dieser Name in verschiedenen Staaten des Deutschen Reiches und in Deutschböhmen vor, wie das Ortsnamenlexikon von Rudolph ausweist. Einmal ist indes jetzt der Name durch Neufeld, ein andermal durch Neuried ersetzt. In Böhmen schreibt man ihn Siehdichfür und Sichtigfür. (Rudolph giebt auch die tschechische Übersetzung an.) — Herr Kollege Schütte vermutet nicht unwahrscheinlich, daß der Name Kneipzu auf falscher Übertragung ins Hochdeutsche beruhe, d. h. ursprünglich Knîp tau = „Kneife zu!" gelautet habe.

Wallensteins Lager, eine Symphonie über den Krieg.

Von Dr. Adolf Thimme in Magdeburg.

Bei der Betrachtung von Schillers Wallensteins Lager in der Schule ergiebt sich eine gewisse Schwierigkeit aus der Unübersichtlichkeit und scheinbaren Verworrenheit des Stücks. Der Dichter wollte nur ein „buntbewegtes Bild" des Treibens im Lager geben, sagt man oft, ein tieferer Gedanke, eine einheitliche Idee liegt nicht darin. Außerdem sagt ja im Prolog der Dichter selbst:

Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen —
Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführt,

und somit sei es nur als unselbständiger Teil des nachfolgenden größeren Dramas anzusehen.

Ganz recht, natürlich konnte es nur die Absicht des Prologs sein, die Einheitlichkeit des ganzen Wallensteindramas zu betonen, ob aber das Lager künstlerische Selbständigkeit, auch in der Idee, besitzt, mußte der Dichter dem Publikum zu finden überlassen.

Wenn es aber wirklich nur der Zweck des Lagers wäre, die unbedingte Anhänglichkeit der Soldaten an ihren Feldherrn zu zeigen sowie

die Stärke dieses Werkzeuges in der Hand des Meisters, so hätte es ja gar keinen anderen Sinn als der erste Akt der Piccolomini, wo die gleiche Ergebenheit der Generale gezeigt wird. Das ganze Lager würde somit überflüssig sein, denn wir sind ebenso überzeugt, daß die Gesinnung der Soldaten derjenigen ihrer Führer entsprechen wird, wie Questenberg selbst es ist, der ausruft: O weh uns, steht es so?, oder wie Octavio, der dem Kaiserlichen Rat nach Anhörung der Generale sagt: Drei Viertel der **Armee** vernahmen Sie!

Somit muß ich entschieden bestreiten, daß das Lager zum Verständnis der Haltung Wallensteins notwendig sei, die Stärke und die Art der Zuverlässigkeit des Heeres geht vollständig klar aus den Piccolomini hervor. Also ist die künstlerische Berechtigung, ans der heraus das Lager im Ganzen der Wallensteintragödie zu verstehen ist, durch jene Worte Schillers: sein Lager nur erkläret sein Verbrechen — keineswegs erschöpfend angegeben. Wichtiger ist ohne Zweifel schon, daß Wallensteins Person selbst bereits hier vor die Seele des Zuschauers geführt wird, daß sein Schattenbild uns auch hier begegnet, fesselt, bannt. Aber der eigentliche Sinn des Stückes liegt doch in anderem verborgen. Findet man ihn, so schließt sich alsbald das Kaleidoskopartige der Scenenfolge zu einem einheitlichen künstlerischen Gemälde zusammen.

Die erste Scene zeigt uns einen durch den Krieg verarmten Bauern mit seinem Knaben, sich in das Lager einschleichend, um durch Betrug und falsche Würfel sich ein wenig von dem wiederzugewinnen, was der Krieg ihm geraubt. Wie eine Hyäne des Schlachtfeldes mutet er an.

Dann treten Terzkys Karabiniere und Ulanen aus dem Soldatengewimmel des Hintergrundes hervor, und sogleich hören wir sie politisieren: die Verbindung mit dem Stoff des Wallenstein wird hergestellt, wir hören vom Herzog, von der Ankunft seiner Frau und Tochter und des Kriegsrats Questenberg im Lager. Wir sehen dann in der That eine kurze Reihe schnell wechselnder, bunter Bilder: ein Scharfschütz betrügt einen dummen räuberischen Kroaten im Handel um ein kostbares Halsband, ein Artillerist meldet, daß die Schweden Regensburg genommen haben, lustige Holkische Jäger treffen in der prächtigen Marketenderin eine alte Freundin wieder, ein Schulmeister treibt seine Buben zusammen, alles in grellstem Kunterbunt.

Bis in die sechste Scene hinein ist des Dichters Absicht nur, eine exponierende Übersicht über die Bestandteile des Lagers zu geben, der große historische Hintergrund bleibt durchaus in verschwommener Ferne, auch die politischen Sensationsnachrichten vom Fall von Regensburg und der Ankunft Questenbergs werden dem Zuschauer keineswegs in ihrer wirklichen Bedeutung klar. Das einzige mehr hervortretende Element

des Lagers ist die Terzkysche Truppe, vertreten durch Wachtmeister und Trompeter, die als eine Art von Leibwache sich in der Nähe der Person des Feldherrn befindet und einen besonderen Stolz darein setzt, auch von Politik etwas zu verstehen.

Im sechsten Auftritt kommt nun aber mit diesen politisierenden Soldaten der Jäger zusammen, der, durch den Hochmut der Terzkyschen gereizt, sein eignes Selbst mit seinem Stolz und seinem Glanze ihnen entgegensetzt. Im Gegensatz zu dem pedantisch-subalternen Wachtmeister, der zwar eine hohe Meinung von sich und seiner Weisheit hat, aber eigentlich keine hohe Meinung von seinem Stande bei uns zu erwecken weiß, gehen die Jäger mit Erfolg darauf aus, ihren Stand als solchen ins Licht zu setzen.

Indem sie dieses thun, geht plötzlich eine starke Veränderung in der ganzen Stimmung der Scene vor sich. Der Dichter geht gewaltig in die Höhe im Stil und Ton des Dialogs. Mit der leidenschaftlichen Erregung und den begeisterten Worten der Jäger geht die epische Ruhe, die bis dahin in den Gesprächen waltete, über in einen bewegten lyrischen Ton. Der zweite Jäger sagt:

> Wetter auch, wo Ihr nach uns fragt,
> Wir heißen des Friedländers wilde Jagd
> Und machen dem Namen keine Schande,
> Ziehn frech durch Feindes und Freundes Lande,
> Querfeldein durch die Saat, durch das gelbe Korn —
> Sie kennen das Holkische Jägerhorn!
> In einem Augenblick fern und nah,
> Schnell wie die Sündflut, so sind wir da,
> Wie die Feuerflamme bei dunkler Nacht
> In die Häuser fähret, wenn niemand wacht.
> Da hilft keine Gegenwehr, keine Flucht,
> Keine Ordnung gilt mehr und keine Zucht!

Ein wilder Sturmwind durchbraust diese Worte! Wir empfinden, daß das ein Element des menschlichen Wesens ist, von dem der Jäger spricht, der wilde Freiheitssturm, das elementare Durchbrechen des Kraftgefühls im Menschen, das notwendig ist wie das Feuer und Wasser, weil es Natur ist. Gewiß, es ist nichts Edles in des Jägers Fühlen, aber auch nichts Unedles, nur etwas Elementares, Natürliches, er fühlt sich wie die Flamme des Feuers, wie die Woge der über den Damm brausenden Flut, aber er fühlt sich auch im Recht der Natur, verderblich, aber notwendig, jenseits von gut und böse. Und es ist des Jägers höchste Wonne, sich eins zu fühlen mit dem gewaltigen, ihn mitreißenden und tragenden Element. Es ist eine ähnliche Wonne, wie Goethes Wanderer im Sturmlied fühlt, wenn er über Deukalions Flutschlamm

von Sturmwind und Wetter sich mitgerissen fühlt, als ein Sohn des Wassers und der Erde, göttergleich!

Und weil es so ist, weil der Krieg ein Element ist wie jedes andere, wie Feuer und Wasser, wie Krankheit und Not und wie die Sünde selbst, drum ist es mit Recht seit Jahrtausenden des Menschengeschlechts Bemühen, es einzudämmen, zu zwingen in eine bestimmte Bahn, darum ist derjenige aber auch mit Recht ein Gegenstand des Gelächters, der die Abschaffung dieses Elements zum Beschluß erheben möchte, und darum ist noch nie jemand, der so dachte wie bei Schiller die Gevatter Schneider und Handschuhmacher, ein Gegenstand der Bewunderung gewesen, und wenn es ein noch so gelehrter, civilisierter und humaner Professor wäre. Vielmehr trifft Max Piccolomini den Kern der Sache mit seinem Wort:

> Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen,
> Doch er ist gut, ist ein Geschick, wie sie.

Von dem gewaltig mitreißenden Geist aber, den der Jäger am Wallenstein rühmt, hat er selber ein gutes Teil: als er geendigt, ist der erst sehr bedenkliche Wachtmeister einverstanden: Jetzt gefallt Ihr mir, Jäger! Er, der Pedant, der etwas darin sucht, seine diplomatische kühle Ruhe zu wahren, ist mit fortgerissen; er, der sich besser dünkte, erkennt jetzt alle als gleich „fürnehm" an, und alle andern sind mit ihm bewegt. Die Schilderung von der elementaren Kraft und Schönheit des Krieges hat sie alle gepackt: alle sind in einheitlicher starker Stimmung, jeder Widerspruch ist verstummt. Es geht ein mächtiger Zug des Gemeinschaftsgefühls in Stolz, Kraft und Freiheit durch das Lager. Eine unsichtbare Gewalt fesselt sie aneinander, in trotziger Freude werden sie sich ihrer Macht bewußt.

In diesem Augenblicke tritt der Kapuziner auf. Das Bild der Einigkeit in Freiheit und Lust wird gestört. Karl Werder, der in seinem allzu geistreichen Buche über Wallenstein in den besprochenen Scenen nur „die Bestialität einer systematisch organisierten Räuberbande in monströsestem Stil" sich äußern hört, müßte im Gegensatze dazu nun den Kapuziner hier als einen ernsten Vertreter der Humanität ansehen. In der That hat ja der Kapuziner eine ernste Aufgabe: er zeigt uns die heimlich und hinterlistig gegen Wallenstein wühlende Gegnerschaft der Klerikalen. Aber von Humanität kann doch nicht die Rede sein. Denn er hebt an mit einer wütenden Aufforderung zum Kampf:

> Was steht Ihr und legt die Hände in den Schoß?
> Die Kriegsfuri ist an der Donau los! —
> Und die Armee liegt hier in Böhmen,
> Pflegt den Bauch, läßt sich's wenig grämen!

Der Krieg ist nach ihm eine Strafe Gottes für die Sünden der Soldaten (eine eigentümliche Logik!), besonders für ihren mangelhaften Kirchenbesuch, ihr Fluchen und Stehlen. Die Ursache aber, und damit kommt der Kapuziner auf seinen eigentlichen Zweck, ist der Wallenstein. Freilich wird diesem nicht etwa vorgeworfen, was man nach K. Werder erwarten sollte, daß er die Kriegsfurie entfesselt habe, sondern: 1. daß er den rechten Kirchenglauben nicht habe, 2. daß er Stralsund damals dem Kaiser trotz seines Prahlens nicht wiedererobert habe, 3. daß er den Teufel beschwöre.

Und da verlangt K. Werder, das solle man ernst nehmen? Ernst ist daran nur die Gefahr, die für den dramatischen Helden aus dem rasenden Hasse dieser klerikalen Hetzer hervorgeht. Ganz natürlich, daß dies auch die Wallensteiner empfinden und sich in diesem Gefühl nur noch enger zusammenschließen um ihres Feldherrn Person. Auch daß nur der Auswurf des Lagers, die allgemein verachteten Kroaten, den Rückzug des geistlichen Herrn decken, zeigt deutlich, wie es der Dichter gemeint hat.

In der letzten Scene des Lagers reißt uns nun aber der Dichter zu noch höherem Fluge mit. Der beim Falschspiel ertappte Bauer wird von den stolz und vornehm auftretenden Kürassieren ohne Widerspruch der andern befreit, und alles Interesse wendet sich diesen neuangekommenen Pappenheimern zu. Sie haben auch etwas Politisches mitgebracht: die Botschaft von der Forderung des Kaisers, Wallenstein solle einen bedeutenden Teil des Heeres zu dem Spanier stoßen lassen. In der allgemeinen Erregung ergreift der pedantische Wachtmeister die Gelegenheit, sich mit politischen Auseinandersetzungen wichtig zu machen. Man giebt natürlich dem Kaiser die Schuld an der drohenden Maßregel, aber es spalten sich die Parteien, die Terzkyschen wollen durch dick und dünn mit Wallenstein, die Tiefenbacher mit dem Kaiser gehen.

Da tritt wieder streitschlichtend der Kürassier zwischen die Parteien, und alle fügen sich ihm. Er meint, darüber sei kein Streit, daß der Kaiser ihr Herr sei, aber:

> Eben drum, weil wir gern in Ehren
> Seine tüchtigen Reiter wären,
> Wollen wir nicht seine Herde sein!
> Sagt selber, kommt's nicht dem Herrn zu gut,
> Wenn sein Kriegsvolk was auf sich halten thut?

Und weiter:

> Der Soldat muß sich können fühlen.
> Wer's nicht edel und nobel treibt,
> Lieber weit von dem Handwerk bleibt. —

Da stimmen die Jäger jubelnd ein:

Ja, übers Leben noch geht die Ehr'!

Und der Kürassier in immer höherem Fluge fährt fort, wieder in völlig lyrischem Tone:

Es grünt uns kein Halm, es wächst keine Saat,
Ohne Heimat muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen. —

Das ist die Kehrseite zu dem früher vom Jäger entworfenen Bilde! War dort die schrankenlose Freiheit des Kriegers verkündet, da er wie von der Woge seines Elements getragen und fortgerissen wird, so wird hier gezeigt, daß jene Freiheitswonne doch nicht ohne schwere Opfer erkauft wird:

Er muß vorbei an der Städte Glanz,
An des Dörfleins lustigen, grünen Auen,
Die Traubenlese, den Erntekranz
Muß er wandernd von ferne schauen.

Diese wehmütige Resignation auf das als schön erkannte Glück des Friedens macht den Kürassier zu dem edelmütigen, ins Heroische hinaufragenden Krieger, der trotzdem, daß er das klare Bewußtsein davon hat, verzichten zu müssen auf äußere Ehren und Würden, auf Wohlstand wie auf ruhiges Familienglück, lediglich seiner Freiheit, seiner Ehre, seines Selbstgefühls wegen, treu bleibt:

Frei will ich leben und also sterben,
Niemand berauben und niemand beerben,
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegschauen von meinem Tier!

Und doch weiß er genau, daß die Zeiten des Krieges, die ja der Soldat nicht herbeigeführt hat, auch wieder vorübergehen werden, dann wird es auch vorüber sein mit der Herrlichkeit des freien ehrlichen Soldaten, er wird abzäumen und dem zurückkehrenden Landmann weichen müssen.

Es ist für den Kürassier noch besonders charakteristisch, daß er bei all seinem Selbstbewußtsein sich nicht über seine Kameraden erhebt, dazu hat er wieder zu viel Gemeingefühl. Den Kroaten freilich verachtet er, wie alle, als ehrlosen Räuber, aber alle andern, den Wachtmeister wie die Jäger und die Arkebusiere, die Schneider und Handschuhmacher, behandelt er wie seine „wackeren Brüder". Es sind auch wirklich lauter wackere Leute, nicht „Auswurf", wie K. Werder meint, sondern brave Soldaten. Und wie sie sich fortreißen lassen von des Pappenheimers zündenden Worten! Selbst die Arkebusiere hätten gern mitgemacht, sie schleichen still beiseite, aus Ehrfurcht vor dem Kaiser, auch

sie getroffen von des Kameraden Wort. Die andern alle, Dragoner, Schützen, die Jäger voran, wenn sie auch nicht so ideale Charaktere sind wie der heroische, heldenhafte Kürassier, lassen sich gern begeistern vom Idealbild ihres Standes, sie glauben ihn alle recht zu verstehen, sie alle fühlen sich erhoben zu solch idealer Stimmung edlen Kriegersinns, zu solcher Höhe des Gemeingefühls im Stolze ihres Standes, daß schließlich die Spannung sich auslöst in einem mächtigen Gesange zum Ruhme ihres Elements, des Krieges, zu dem alle sich vereinen:

> Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd,
> Ins Feld, in die Freiheit gezogen!

Nur er, der dies Feuer entfachte, der Kürassier, steht lautlos dabei, wie der menschgewordene Heros des Krieges, umstrahlt vom Glanze der Begeisterung seiner Brüder.

K. Werder aber meint: „Der Rest von soldatischer Noblesse in den Pappenheimern ist keine Instanz gegen die Masse". —

Die Idee des Krieges ist es somit, die in dieser Schlußscene in unerhört glänzender Weise zum Ausdruck kommt. Der Krieg ist ein menschliches Element wie der Frieden auch. Er hat in sich die Kraft, in wilder Freiheit sich auszutoben, wie andere Elemente auch. Er ist an sich weder gut noch böse, er ist notwendig, — notwendig, wie das Leid und die Sorge und der Schmerz, aber notwendig, wie auch das Kraftgefühl und die Begeisterung und die Freiheit auf Erden sind. So ist der Krieg ein Schmerz und ein Leiden, aber auch ein Glück und eine Krone des Lebens. So kann auch die „Gestalt", die „Form" des Krieges, um schillerisch zu reden, ein menschliches Ideal sein, wie andere Ideale auch. Und der Dichter hat gewiß insonderheit das Recht, die hohe heitere Seite des Krieges zu zeigen mit seinem Glanz und Ruhm und seiner Mannesfreude. Das hat auch Schiller gewollt und gethan in unserm Stück, er wollte zeigen, wie der Künstler auch des Krieges Not und Qualm, ohne unwahr zu werden, verklären kann ins Ideale hinauf. Das meinen auch die Worte, mit denen der Prolog zum Lager schließt:

> Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!

Bunte Hermäa.[1])

Von Theodor Distel in Blasewitz.

„Hunde werden gefertiget" (gezeugt) schreibt Täntzer („Der Dianen hohe und niedere Jagdgeheimnisse", 1734, 196/7).

Zum Namen Arnolds von (aus) Westphalen. Der Baumeister der Albrechtsburg in Meißen ist Arnold Westürling genannt worden. In seinem Bestallungsdekret (1471) steht „Arnalt Westueling", d. i. Westphalus; man vergl. mich im „Archiv für die sächsische Geschichte" N. F. IV. — 1878 —, 317 flg.

Ein „Thun" für einen „Gegenstand" fand ich in Akten des 16. Jahrhunderts.

Was bedeutet der Jagdzuruf „Tirohl"? „Tire haut" (Achtung!) steckt darin.

„Kleinod" für „penis" ist mir öfters begegnet. Bei Ruprecht von Freising heißt es z. B. „Versweigt ein fraw auer die notnüft vntz an den dritten tach sie hab des mannes chlaneit ingenommen oder nicht so ...."

„Bi[e]rlich" 1528 (man vergl. Grimm) = cerevisia madens, d. i. trunken, nach Bier riechend.

Übertriebene Feinfühligkeit zeigte ein deutsches Schöffengericht, als es (1901) das Sprachbild „einen Faustschlag ins Gesicht" für beleidigend erklärte. Bismarck wurde (1847) von einem zuvorkommenden Herrn „die Nötigungspistole auf die Brust gesetzt".

Die Bezeichnung „Strafporto" ist widersinnig. Ich schlage dafür „Nachporto" vor.

Eine Probe aus dem Juristenlatein. Im „Corpus juris civilis" steht der Satz: „Qui iter habet, non habet actum!" Iter ist die Wege —, actus die Viehtreibegerechtigkeit. Bei Albrecht, einem der „Göttinger Sieben", übersetzte diese Worte einst ein schlimmer Kandidat: „Wer eine Reise vorhat, der hat sie nicht gemacht!", worauf ihm entgegnet wurde: „Qui examen habet, non habet actum!"

Ein mangelndes e. Das Gemälde des Stammvaters des sächsischen Königshauses ist lange verkannt gewesen, weil dem Fürsten ein roter Bart (statt ein solches Barett) angedichtet worden war.

---

1) So hieß, nach Lessing, bei den Griechen, was man zufälligerweise fand, denn Hermes war ihnen auch der Gott der Wege und des Zufalls.

Die Hundstage sind mir verhunzet worden, schreibt der gelehrte Lehrer Leibnizens, Daum.

Auspochen (Schülerausdruck auf dem Alumnate zu St. Thomae in Leipzig, z. B. 1861—69) = bekannt machen. Das Zeichen zum Aufmerken wurde durch Pochen gegeben.

Stief- und Halbgeschwister werden meistens identifiziert. Erstere haben kein, letztere nur mit einem parens verwandtes Blut.

Der Schalttag ist nicht, wie oft angenommen wird, der 29. Februar, sondern der 24. Februar: zwischen den 23. und 24. wird er eingeschoben.

„Du bist ein Narr" schreibt man auch:

„Durabit virtus bellis in secta triumphis
Et jus non nervos almaque rura regat!"

Hexameter und Pentameter aus je zwei Wörtern. Die Universität Cambridge forderte einst bei Übersendung des Hexameters: „Conturbantur Constantinopolitani" die Schwester Oxford zur Ergänzung des Pentameters auf. Diese schrieb: „Innumerabilibus sollicitudinibus".

Schanzen, für tüchtig arbeiten, nach der Strafarbeit beim Festungs- (Schanzen-)baue.

Der Okulist Georg Bartisch in Dresden (aus Königs-, nicht aus Osnabrück, wie die „A. D. B." angiebt) leitet („Augendienst" 1583, S. 4) „oculus" von „occulere" („weil es in der tieffe leit" — lucus a non lucendo! —) ab.

Was bedeutet „pagen"? Der „Schandflasche", des „Pagsteins" ist XIII, 795/6 Erwähnung geschehen. Das „Deutsche Wörterbuch" der Brüder Grimm erwähnt dieses, wie das dazu gehörige Stammwort nicht. Das letztere bedeutet „streiten", „habern" u. dergl. Eine Stelle aus dem Mühldorfer Stadtrechte thut dies dar. Sie lautet: „Welleich leicht weib pagent mit den worten die sy vermeiden solten wider ain burgerin oder wider ir genossin, der sol der fronbot den pagstain an iren halls henken und sol sy von gassen ze gassen treiben, vmb ir vnnuczes pagen, mit ainem gartt vnd die Stat verboten, das ist ir pueß".

Jemandem einen Schilling herunterhauen = ihn ohrfeigen.

Fürsten-Recht(?)schreibung um 1700. Kurfürst Johann Georg IV. zu Sachsen († 1694) schreibt z. B. „kürge" für „Kirche", sein brüderlicher Regierungsnachfolger Friedrich August I., als Polenkönig August II. — der Starke — († 1733), sogar die Stadt Prag

(echt sächsisch) „brach“ und folgendes: „La nouvelles de larres de Monsieur Batcoul mestras sen doustes boucous de mondes en esttonnemen suer tout çeus qui ont eus par des trestes quil as conclus avec Mr. Strattman . . . .“

Einen Bogen (= Buckel) haben.

Von Hiobs Truppen gefallen sein = die Lues haben.

Die leibigen Fremdwörter und anderes. In Dresden wurde jüngst neu renoviert, jemand einstruiert, ein ex (= x)beliebiger Mann erwähnt, eine Speise schmeckte bekannt (pikant), man war perplext, setzte einen Obelisk aufs Grab, Trummeaus und Spiegel, sowie eine badende (patente) Drehmangel standen zum Verkaufe. An der Kellerthüre der k. ö. Bibliothek steht noch „Kellerthüre“. Es regnet „draußen“. Hier wäre ebenfalls das hervorgehobene Wort wegzulassen.

Rudolf Hildebrand und ein Witz aus den „Fliegenden Blättern“. Als unser Hildebrand die Worte eines Strolches in den „Fliegenden Blättern“ („Oberländer-Album“ Bl. 51): „Und wenn ich auch rein gar nichts bin, ein ‘Zeitgenosse’ bin ich doch!“ erfuhr, lachte er anfangs so herzlich, daß ihm die Thränen liefen, dann wurde er ernst und sagte: „Bismarck, darüber werde ich Dir ein Breites schreiben!“ Ob er es wohl gethan hat? Gerade seine Briefe an den „Großen“ verdienen, bekannt zu werden.

„Gänse, Schweine und anderes Federvieh“ erwähnt das preußische Landrecht.

Sprechzimmer.

1.

Zu Ztschr. 15, 466.

Zu den Nachweisen Hildebrands, betreffend den „unpatriotischen“ Vers Goethes, füge ich folgende Stelle aus Gellerts Brief an Fräulein Erdmuthe von Schönfeld vom 26. Februar 1759 (Sammlung der Briefe S. 33): „Die deutsche Sprache ist keine gelehrte Sprache, und wie ich die Gelehrsamkeit überhaupt nicht so gar sehr liebe, so dulde ich sie am wenigsten an einem Frauenzimmer!“

Dresden. **Carl Müller.**

2.

Noch ein Wort zum Buttlerbrief, hoffentlich das letzte.

Die Frage, ob der Buttlerbrief, über den in dieser Zeitschrift 13, 119—130, 839—842 und 14, 783 flg. gehandelt worden ist, vom Dichter als ein Akt der Hinterlist Wallensteins gegen Buttler von jenem selbst geschrieben oder als eine Fälschung Oktavios gedacht sei, um Buttler von Wallenstein abzuziehen, ist eine von denen, auf die man bei völlig unbefangener Lektüre des Dramas eigentlich gar nicht kommen kann. Erst gar zu tiefes Eindringenwollen in die Tiefen des Kunstwerks, vorgefaßte, von einem allzu heiklen Ehrbegriff beeinflußte Vorstellungen vom Charakter des Haupthelden, Grübelei und Spitzfindigkeit können auf den Gedanken führen, als dürfe der poetische Wallenstein weniger als der historische einer derartigen Handlungsweise, wie sie der Buttlerbrief voraussetzt, für fähig gehalten werden, und der Brief müsse daher von Oktavio gefälscht sein. Eine aufmerksame Lektüre der betreffenden Stellen ergiebt, daß die letzere Annahme unmöglich ist. Sütterlin hat 13, 127 gezeigt, daß das, was im Drama — ob vorgeblich oder wirklich, lasse ich vorläufig aus dem Spiel — Wallenstein gegen Buttler thut, in Schillers Dreißigjährigem Krieg als ein Kunstgriff Wallensteins gegen Illo berichtet wird, um diesen enger an sich zu fesseln. Daß diese Geschichte auf einer Erfindung beruht, hat Schiller noch nicht gewußt. Für unsern Fall genügt die Beobachtung, daß Wallenstein es ist, der den Akt der Hinterlist gegen einen seiner Offiziere begeht. Denn es wird dadurch schon von vornherein höchst wahrscheinlich, daß Schiller, indem er im Drama diesen Vorfall von Illo auf Buttler übertrug, eben auch Wallenstein als den Schreiber des das Gesuch hintertreibenden Briefes im Auge hatte, — oder höchst unwahrscheinlich, daß er im Drama Wallenstein hätte anders handeln lassen. Aber auch die Art, wie der Dichter im Drama (W.s Tod 3, 4) Wallenstein über sein Verhältnis zu Buttler sich äußern läßt, ist nur verständlich bei der Voraussetzung, daß Wallenstein sich Buttler gegenüber einer Schuld bewußt ist. Worin soll denn das stille Unrecht, das er ihm abzubitten hat, anders bestehen, als in dem schnöden Begleitschreiben zu dessen Gesuch um den Grafentitel? Doch nicht bloß in dem, wie es ihm jetzt scheint, ungerechtfertigten Zweifel an der Treue Buttlers? Nein! jenes „Gefühl, des ich nicht Meister bin, Furcht möcht' ich's nicht gern nennen", das ihm in Buttlers Nähe schaudernd die Sinne überschleicht und der Liebe freudige Bewegung hemmt, ist gar nichts anderes, als die Regung des schlechten Gewissens, das ihm sagt, daß er von Buttler das Schlimmste zu befürchten hat, wenn er des Feldherrn schnöde Handlungsweise erfährt. Man sagt wohl, so rede das böse Gewissen nicht, aber man vergißt dabei, daß Wallenstein hier

kein Selbstgespräch führt, sondern sich im Gespräch mit Illo befindet, dem er sein Inneres nicht völlig zu erschließen gesonnen ist. Ja, er sagt diesem eigentlich schon mehr, als er nötig hätte, weil das Gefühl der innern Unruhe, des Schauderns vor Buttlers Nähe ihn nicht schweigen läßt, und weil der Dichter das Bedürfnis hat, dem Leser einen Einblick in das schuldbewußte Herz des Helden zu geben. Wie man angesichts dieser Äußerungen Wallensteins behaupten kann, er erinnere sich seines Vergehens gegen Buttler absolut nicht, ist rein unverständlich. Ein stilles Unrecht nennt Wallenstein sein Vergehen, weil es außer ihm niemand weiß, aber worin es besteht, das bindet er natürlich Illo nicht auf die Nase, sondern er redet nur allgemein von einem Gefühl der Furcht, das ihn in Buttlers Nähe überschleiche: warum der Geist vor diesem „Redlichen" ihn warnt, das weiß er ganz genau — so gut wie der Leser, er sagt es nur nicht. Wie er auch sonst seinen Vertrauten gegenüber nicht durchaus offen und ehrlich ist (vergl. Picc. 2, 5 am Ende), so versteckt er auch hier den wahren Grund seiner „Aversion" gegen Buttler hinter der allgemeinen Bemerkung, daß nicht jeder Stimme zu glauben sei, die warnend sich vernehmen lasse. In diesem Zusammenhang muß und kann natürlich Illo unter dem stillen Unrecht, das Wallenstein dem Buttler abzubitten hat, nur das verstehen, daß Wallenstein ungerechterweise gegen Buttler ein Vorurteil, eine unbegründete, an Furcht streifende Abneigung habe, während Wallenstein selbst, wie der Leser, recht gut weiß, daß dieses Unrecht viel tiefer liegt. Das zeigt ja gerade die große Kunst des Dichters, daß Wallensteins Worte diesen Doppelsinn haben! Aber freilich, wer aus Wallenstein einen Tugendhelden machen will, dem man jene Perfidie des Buttlerbriefes nicht zutrauen darf, der wird es ihm auch hier verübeln, daß er dem Illo nicht die volle Wahrheit offen sagt. Als ob er es je mit der Wahrheit so genau genommen hätte!

In der Hauptstelle über den Buttlerbrief, in der Scene zwischen Buttler und Oktavio (W. T. 2, 6), wo dieser jenem den Brief zeigt, in dem Wallenstein mit Verachtung von Buttler spreche und dem Minister rate, den Dünkel des Ehrgeizigen zu züchtigen, ergiebt sich aus dem Zusammenhang mit vollkommener Klarheit, daß dieser Brief keine Fälschung Oktavios sein kann. Ich will nicht davon reden, daß Schiller im ganzen Stück Oktavio als einen durchaus nicht unedlen Charakter darstellt, daß er selbst in der Anzeige der ersten Aufführung der Piccolomini die Handlungsweise Oktavios aus seinem Charakter heraus so gut entschuldigt, wie dies überhaupt möglich ist, so daß kaum anzunehmen ist, Schiller habe, wovon sich auch nicht die leiseste Andeutung im Drama selber findet, sich Oktavio als den Fälscher des Briefes gedacht: aber die Verhandlung mit Buttler selbst (W. T. 2, 6) setzt voraus, daß dieser

die Kränkung aus Wien, die Wirkung des Buttlerbriefs, schon erfahren hat, ehe Oktavio durch geheimes kaiserliches Patent das Kommando erhält, ehe überhaupt die Spannung zwischen dem Hof und Wallenstein soweit gediehen ist, daß Oktavio sich zum Handeln gegen diesen hergiebt. „Noch vor einem halben Jahr", sagt Buttler zu Terzky beim Bankett (Picc. 4, 4), „wollt' ich euch nicht geraten haben, mir abzudingen, wozu ich jetzt freiwillig mich erbiete". So weit ungefähr also denkt sich der Dichter den Vorfall zurückliegend. Damals würde man es in Wien noch nicht gewagt haben, auf ein empfehlendes Begleitschreiben des Feldherrn hin das Gesuch Buttlers abzuschlagen und „die Weigerung mit kränkender Verachtung zu verschärfen, den alten Mann, den treubewährten Diener mit schwerem Hohn niederzuschlagen". Es bleibt also nichts anderes übrig, als die nach allen Anzeichen natürlichste Annahme, daß nach des Dichters Meinung Wallenstein es ist, der mit Buttler das schändliche Spiel getrieben hat, daß er ihn einen empfehlenden Begleitbrief lesen und statt dessen einen verleumdenden nach Wien abgehen ließ. Woher Oktavio diesen erhalten hat, darüber läßt uns der Dichter im ungewissen; daß er ihn nicht von Questenberg hat, ergiebt sich aus Picc. 1, 3, wo dieser seine Besorgnis über Buttlers „böse Meinung" ausspricht und Oktavio erwidert: „Empfindlichkeit — gereizter Stolz — nichts weiter! — ich weiß, wie dieser böse Geist zu bannen ist". Da hat er also den Brief bereits in Händen, man sieht aber hier zugleich, daß er ihn nicht selbst geschrieben haben kann. Denn woher sollte er Buttlers Empfindlichkeit kennen, wenn er nicht schon vorher die Kränkung erlitten hätte? Und woher konnte Oktavio die wahre Ursache der Kränkung wissen, wenn nicht eben erst vor kurzem aus Wien, also von dem, der ihm den Brief in die Hände gespielt hat? Von Wallenstein selbst, dem Verschlossenen, Schweigsamen, jedenfalls nicht.

Gegen die bisher verfochtene Echtheit des Buttlerbriefs wird nun aber ins Feld geführt, eine solch gemeine Handlung hätte der Dichter seinem tragischen Helden nicht aufbürden dürfen. Diese Behauptung dürfte denn doch einem überfeinerten moralischen Gefühl entsprungen sein, das einem Manne gegenüber übel angebracht erscheint, der sich doch in der Wahl seiner Mittel trotz mancher schönen Sprüche über Treue, Freundschaft u. dergl., die er im Munde führt, völlig skrupellos zeigt, der seinem Freunde ins Gesicht sagt: Woher weißt du, daß ich nicht euch alle zum besten habe? (Picc. 2, 5), und der sich selber, wenn auch nur verschleiert, eines Unrechts gegen Buttler schuldig bekennt. Zu behaupten aber vollends, wenn Wallenstein den Brief geschrieben habe, so falle er im „Grunde" nur deshalb, weil er diesen schlechten Streich an Buttler begangen habe, und nicht um seiner eigentlichen tragischen Schuld willen (Z. f. d. d. U. 13, 126) das heißt doch den ganzen Gang der Handlung völlig verkennen. Wallen-

stein fällt auch so um seiner wirklichen Schuld willen, aber daß er gerade durch Buttler fällt — und ein Werkzeug zur Vollstreckung seiner Strafe mußte doch gefunden werden —, das motiviert der Dichter durch jenes Unrecht, das Wallenstein diesem zufügt und das dieser eben erst im kritischen Moment aus dem Munde Oktavios erfährt. Gerade daß Schiller die ganze Briefgeschichte von Illo auf Buttler überträgt, ist ein geschickter Griff des Dichters, der nicht nur die anfängliche Anhänglichkeit Buttlers an den Feldherrn und den plötzlichen Umschlag von Liebe in tödlichen Haß trefflich motiviert, sondern zugleich mit Notwendigkeit zu der Annahme drängt, daß Schiller den Brief als ein Werk Wallensteins angesehen wissen wollte.

Wenn sich so schon aus der Dichtung selbst mit kaum bestreitbarer Sicherheit die Echtheit des Buttlerbriefs ergiebt, so sollte man doch mit so scharfen Urteilen wie „Schiller erschiene so als eine Art dramatischen Stümpers" (13,123) oder: „bei der angenommenen Echtheit ist also das Ding jammervoll, kläglich" (13,126) etwas vorsichtiger sein, sonst fallen sie am Ende auf denjenigen zurück, der sie ausspricht. Es giebt aber auch noch ein untrügliches äußeres Zeugnis dafür, daß der Dichter sich den Wallenstein und nicht Oktavio als Schreiber des Briefes dachte, ein Zeugnis, das meines Wissens noch nicht in Betracht gezogen worden ist. In dem von Goethe und Schiller gemeinschaftlich verfaßten „Bericht über die erste Aufführung der Piccolomini", bei der diese auch noch den ersten und zweiten Aufzug von Wallensteins Tod, also auch noch die Scene mit dem Buttlerbrief umfaßten, in diesem Bericht also, dessen Inhalt Schiller jedenfalls auch in dem von Goethe verfaßten Teil kannte und billigte, heißt es (Goethes Werke, Hempel 28,667): „Ein ganz anderes Betragen wird (von Oktavio) gegen Buttler beobachtet, der aus lebhaftem Gefühl einer vom Hof erlittenen Beschimpfung in das Komplott eingegangen und sich entschlossen zeigt, es aufs Äußerste kommen zu lassen. Ihn überführt Oktavio Piccolomini durch Vorzeigung authentischer Dokumente, daß Wallenstein selbst der Urheber jener Beschimpfung gewesen und ihm dieselbe in der Absicht zugezogen habe, ein desto bereitwilligeres Werkzeug seiner Entwürfe aus ihm zu machen."

Hiermit dürfte die Frage nach der Echtheit des Buttlerbriefes endgültig in bejahendem Sinne entschieden sein. Auch wird man nicht mehr mit dem Verfasser des Artikels in 14,785 flg. sagen dürfen, es sei immerhin ein Mangel, daß Schiller diesen so wichtigen Punkt so dunkel gelassen habe. Er hat ihn durchaus nicht dunkel gelassen; das Dunkel ist nur durch zu weit getriebene Aufhellungsversuche heraufbeschworen worden. Wer das Drama ohne solche liest, wird keinen Augenblick im Zweifel sein, wie der Dichter verstanden sein will.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

3.

Ein „Carino" sein.

In den Provinzen Hannover und Sachsen hört man oft die Redensart: „Er ist ein Carino", d. h. ein verschmitzter Mensch, einer, der „es hinter den Ohren hat". Der „Carino" gehört zu den Helden bekannter Volksschriften, die vorbildlich geworden sind (vergl. Behaghel, Die deutsche Sprache 2. Aufl. S. 142). Er entstammt dem zuerst 1792 erschienenen komischen Roman des bekannten Freiherrn Knigge, wo es zu Anfang des 5. Kapitels von ihm heißt: „Der reisende Virtuose ... war, wie leider viele Menschen, die sich dieser Lebensart widmen, ein Erztaugenichts, der von den Schwächen anderer Leute lebte. Wenn er in einer Stadt die müßigen Musikliebhaber durch sein Talent, und die manntollen Weiber durch seine seelenlose (!) Figur bezaubert hatte, nistete er sich auf eine Zeitlang ein und blieb dort, bis irgend ein verübtes Bubenstück ihn nötigte, bei Nacht und Nebel fortzugehen, da ihm dann gewöhnlich die Flüche betrogener Gläubiger, mit Undank gelohnter Wohlthäter und verführter Mädchen nachfolgten. Dann trat er zwölf Meilen von da unter anderm Namen auf, hieß in St. Petersburg Monsieur Dubois, in Berlin Signor Carino u.s.w."

Der bis 1839 in sieben starken Auflagen erschienene Roman ist auch noch neuerdings, z. B. in Reclams Universal-Bibliothek, abgedruckt und ist „wegen der scharfen und aus dem Leben gegriffenen Zeichnungen wahrhaft komischer Charaktere" noch heute lesenswert.

Northeim. **R. Sprenger.**

4.

Die Grabschrift auf den Lübecker Bürgermeister Kerkering.

In der Marienkirche zu Lübeck befindet sich ein zum Gedächtnis des verstorbenen Bürgermeisters Kerkering, der etwas schiefbeinig war, errichteter Leichenstein. Derselbe zeigt ein Kruzifix, an dessen Fuß der Bürgermeister neben mehreren Lämmern steht und zum gekreuzigten Heiland emporblickt. Darunter liest man folgende Verse:

Hier unten liegt Hans Kerkering,
Der so scheev up sinen Foten ging.
O Herr, mack em de Schinken liek
Un help im in Din Himmelriek!
Du nimmst Di jo de Lämmer an,
So lat den Buck doch ok mit gahn.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

5.

Der deutsche Ursprung des schwedischen Smörgaastisches.

Smörgaas heißt deutsch „Buttergans". Der Name stammt daher, daß im Mittelalter die niederdeutschen und schwedischen Hausfrauen jedem Hausgenossen für eine Woche seine Portion Butter zuwiesen, die in Gestalt einer Gans geformt war. Als sich nun die Lebensführung in Schweden, wie in allen anderen europäischen Staaten, im Ausgange des Mittelalters namentlich infolge allgemeiner Einführung der durch die vielen Entdeckungen bekannt gewordenen und sogleich in Gebrauch genommenen Produkte überall üppiger gestaltete, fügte man andere appetitreizende Speisen hinzu, so daß sich im Laufe der Zeit der 50 bis 80 Platten umfassende schwedische Frühstücks- oder Smörgaastisch entwickelte. Er enthält alle erdenklichen Arten von eingemachtem Fisch, gesalzenem Fleisch, Käse, Mehlspeisen und Torten, alles in stark versüßtem Zustande, ist übrigens, wie Berichterstatter beobachtet hat, in der Hafenstadt Malmö ganz außer Mode gekommen, auch in Norwegen, nicht einmal in Christiania, Drontheim, Bergen, Molde und Drammen, wo es allein dieses Namens würdige Hotels giebt, anzutreffen. In allen schwedischen Städten außer dem genannten Malmö dagegen ist er sehr beliebt. Der Schwede selbst pflegt im allgemeinen nur sechs oder acht Platten des Smörgaastisches zu benutzen. Der Preis, der in den einzelnen Gegenden des Landes allerdings sehr verschieden ist, geht jedoch selbst in den besten Stockholmer Gasthöfen, sogar bei ausgedehntester Benutzung der Einrichtung, nirgends über 1 Kr. (= 1 M. $12^1/_2$ Pf.) hinaus.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

6.

Zur Auffindung des ersten deutsch-lateinischen Wörterbuches.

Das erste deutsch-lateinische Wörterbuch wird von Panzer und Graeße, von letzterem mit dem Zusatze: C'est probablement le premier lexique allemand-latin, zwar erwähnt, aber nicht weiter beschrieben, so daß es keiner von beiden selbst wohl jemals in der Hand gehabt hat. Das bekannte Antiquariat von Kerler in Ulm bietet jetzt ein Exemplar desselben für den Preis von 2000 Mark an. Es ist 1471 von Joh. Zainer in Ulm gedruckt, führt den Titel: Vocabularius Incipiens teutonicum ante latinum und besteht aus 282 Quartblättern.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Ein ... . Juli 1901
Ehrhart
Erzäh
...

In den Provinzen Hann...
„Er ist ein Carino", d. h. ...
den Ohren hat". Der „...
schriften, die vorbildlich...
Sprache 2. Aufl. S. 1...
komischen Roman de...
des 5. Kapitels vo...
leider viele Mensch...
der von den S...
die müßigen M...
durch seine ...
Zeitlang ei...
nötigte, ...
Flüche ...
führter
ander
Si...

...s Wört...
...uch örtlichen Sinn...
...c oben = ob im Sinne v...
...wert.

Th. Nestle.

8.

...„allgemeine Humanität" und die „Logen"
...ethes „Epimenides Erwachen".

...Auftritt des zweiten Aufzuges von Goethes „Epimenides ...elches patriotische Festspiel zuerst zur Siegesfeier am 30. März ...Berlin aufgeführt wurde, weissagt der Genius der Hoffnung ...ng der Befreiung aus den vorangegangenen Kämpfen und deutet ...t an einer Stelle das Wachsen und Emporblühen der in der Stille wirkenden Logen an, indem er das auf die Tugend gegründete Reich ausdrücklich nennt. Denn dieses ist zu verstehen, nicht der Tugendbund, wie man früher irrtümlich meinte. Die Verse lauten:

„Und nun vernehmt! — Wie einst in Grabeshöhlen
Ein frommes Volk geheim sich flüchtete,
Und allen Drang der himmlisch reinen Seelen
Nach oben voll Vertrauen richtete,
Nicht unterließ auf höchsten Schutz zu zählen
Und auszudauern sich verpflichtete:
So hat die Tugend still ein Reich gegründet
Und sich zu Schutz und Trutz geheim verbündet."

Wollstein. Dir. Dr. Karl Löschhorn.

9.

Schillers Persönlichkeit und Auftreten nach Dekan Göritz.

Der württembergische Dekan Göritz hat im Jahre 1838 Erinnerungen an Schiller veröffentlicht, die erst jetzt recht bekannt geworden sind. Wir teilen einige ganz besonders interessante Einzelheiten daraus mit. Von Göritz selbst wissen wir, daß er als Hofmeister eines adligen Studenten nach Jena gekommen war und als Württemberger sehr bald Zutritt zu Schillers Kreise gefunden hatte.

Schillers Persönlich[illegible] ... auf, die von Wossidlo in den
...n einem merkw[illegible] ... d. I abgedruckt sind. Es
...rde in Harn[illegible] ... s niederdeutsche Lied „Von
...nkische H[illegible] ... von Hero und Leander
...Beine, ... Beilage Nr. 2).
...r

...ch a...
...ute des Herz...
...it immer an seiner ...
abzuschwächen."

...nders wichtig ist ferner die Mitteilung, daß
...n, fast weiblich zarten Wesens sehr leicht maßlo...
...onnte. Dies zeigte sich in deutlichster Weise in der Art, wi...
wiederholt über den Geschichtsforscher Galetti aussprach, der ihm vorwa...
daß es seinen historischen Schriften, obwohl Stil und „Phantasie" derselben
glänzend wären, „an Richtigkeit der historischen Faktorum" fehle. Daher
stammten denn auch die von Schiller oft angewandten Sätze: „Der ist
gerade so ein Esel wie der Galetti" oder: „Das ist auch so ein verfluchter Kerl wie der Galetti".

Daß es Schiller häufig an äußerer Ordnung fehlen ließ, ist bekannt. Göritz erzählt, daß gerade des Dichters durchaus an Ordnung gewöhnte Mutter bei einem Besuche ihres berühmten Sohnes nicht nur die unregelmäßige Lebensweise desselben scharf tadelte, sondern seinen ganzen Hausstand auf den Kopf stellte. Schiller pflegte viel in der Nacht zu arbeiten, oft erst um 2 Uhr nachmittags aufzustehen, dann zu frühstücken und abends 8 Uhr zu Mittag zu essen, ohne daß seine ihm schwärmerisch ergebene Frau Lotte daran besonderen Anstoß nahm und dadurch leider den frühen Tod des Dichters mitverschuldet hat.

Schiller war schon in Jena so menschenscheu geworden, daß er sich durch keine Überredungskünste bewegen ließ, Besuche zu machen. Göritz berichtet, daß Goethe, als er Schiller zur Übersiedelung nach Weimar veranlaßte, diesem ausdrücklich versprechen mußte, ihn nicht an seinen Gesellschaften teilnehmen, sondern in solchen Fällen höchstens ein Tischlein für ihn allein decken zu lassen, was Goethe stets gern und mit peinlichster Gewissenhaftigkeit gethan habe.

Wollstein. Dir. Dr. Karl Löschhorn.

7.

oben = wegen.

In der Deutschen Litteraturzeitung vom 6. Juli 1901 Nr. 27, S. 1685 schreibt Universitäts-Professor Dr. Albert Ehrhard von Wien in einer Anzeige von A. E. Schönbachs Studien zur Erzählungslitteratur des Mittelalters, daß einer „oben seiner Sünden ewiglich zur Hölle verdammt sei“. Ist dies oben = ob = wegen mittelalterlich oder österreichisch oder Schreib- oder Druckfehler? In Grimms Wörterbuch kommen nur wenige Belege für oben = ob im ursprünglich örtlichen Sinn („oben der Erde“, „oben uns“) vor, keiner für oben = ob im Sinne von wegen. Auch der Genitiv ist beachtenswert.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

8.

Anspielung auf die „allgemeine Humanität“ und die „Logen“ in Goethes „Epimenides Erwachen“.

Im dritten Auftritt des zweiten Aufzuges von Goethes „Epimenides Erwachen“, welches patriotische Festspiel zuerst zur Siegesfeier am 30. März 1815 in Berlin aufgeführt wurde, weissagt der Genius der Hoffnung den Gang der Befreiung aus den vorangegangenen Kämpfen und deutet dabei an einer Stelle das Wachsen und Emporblühen der in der Stille wirkenden Logen an, indem er das auf die Tugend gegründete Reich ausdrücklich nennt. Denn dieses ist zu verstehen, nicht der Tugendbund, wie man früher irrtümlich meinte. Die Verse lauten:

„Und nun vernehmt! — Wie einst in Grabeshöhlen
Ein frommes Volk geheim sich flüchtete,
Und allen Drang der himmlisch reinen Seelen
Nach oben voll Vertrauen richtete,
Nicht unterließ auf höchsten Schutz zu zählen
Und auszubauern sich verpflichtete:
So hat die Tugend still ein Reich gegründet
Und sich zu Schutz und Trutz geheim verbündet.“

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

9.

Schillers Persönlichkeit und Auftreten nach Dekan Göritz.

Der württembergische Dekan Göritz hat im Jahre 1838 Erinnerungen an Schiller veröffentlicht, die erst jetzt recht bekannt geworden sind. Wir teilen einige ganz besonders interessante Einzelheiten daraus mit. Von Göritz selbst wissen wir, daß er als Hofmeister eines adligen Studenten nach Jena gekommen war und als Württemberger sehr bald Zutritt zu Schillers Kreise gefunden hatte.

Über Schillers Persönlichkeit berichtet er, daß seine Erscheinung und Sprache in einem merkwürdigen Gegensatz zu seinem Gesicht, das Anmut und Würde in harmonischer Weise vereinigte, gestanden habe. Er sagt: „Seine linkische Haltung, die geschmacklose Art, in der er sich kleidete, die langen Beine, die an den Knien zusammenstießen und sich dann wieder voneinander entfernten — das alles wirkte oft geradezu komisch. Sobald man ihm aber ins Gesicht sah, verging jedem die Lust zu scherzen, so lebhaft sprach aus diesen Zügen der hohe Geist und zugleich ganz wunderlich die Güte des Herzens. Selbst die Spuren von Schnupftabak, die man fast immer an seiner Nase bemerkte, vermochten diesen Eindruck nicht abzuschwächen."

Besonders wichtig ist ferner die Mitteilung, daß Schiller trotz seines sanften, fast weiblich zarten Wesens sehr leicht maßlos grob werden konnte. Dies zeigte sich in deutlichster Weise in der Art, wie er sich wiederholt über den Geschichtsforscher Galetti aussprach, der ihm vorwarf, daß es seinen historischen Schriften, obwohl Stil und „Phantasie" derselben glänzend wären, „an Richtigkeit der historischen Faktorum" fehle. Daher stammten denn auch die von Schiller oft angewandten Sätze: „Der ist gerade so ein Esel wie der Galetti" oder: „Das ist auch so ein verfluchter Kerl wie der Galetti".

Daß es Schiller häufig an äußerer Ordnung fehlen ließ, ist bekannt. Göritz erzählt, daß gerade des Dichters durchaus an Ordnung gewöhnte Mutter bei einem Besuche ihres berühmten Sohnes nicht nur die unregelmäßige Lebensweise desselben scharf tadelte, sondern seinen ganzen Hausstand auf den Kopf stellte. Schiller pflegte viel in der Nacht zu arbeiten, oft erst um 2 Uhr nachmittags aufzustehen, dann zu frühstücken und abends 8 Uhr zu Mittag zu essen, ohne daß seine ihm schwärmerisch ergebene Frau Lotte daran besonderen Anstoß nahm und dadurch leider den frühen Tod des Dichters mitverschuldet hat.

Schiller war schon in Jena so menschenscheu geworden, daß er sich durch keine Überredungskünste bewegen ließ, Besuche zu machen. Göritz berichtet, daß Goethe, als er Schiller zur Übersiedelung nach Weimar veranlaßte, diesem ausdrücklich versprechen mußte, ihn nicht an seinen Gesellschaften teilnehmen, sondern in solchen Fällen höchstens ein Tischlein für ihn allein decken zu lassen, was Goethe stets gern und mit peinlichster Gewissenhaftigkeit gethan habe.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Übungsstücke zur deutschen Rechtschreibung. In Anlehnung an die Satzlehre zum Gebrauch in höheren Schulen sowie zur häuslichen Benutzung bearbeitet von Dr. Paul Wetzel, Oberlehrer am Lessing-Gymnasium zu Berlin. 2., veränderte und vermehrte Auflage. Berlin, Weidmann. XII u. 135 S. Preis Mark 2.—

P. Wetzel hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, zur Einübung der deutschen Grammatik in den drei untersten Klassen der höheren Lehranstalten eine Sammlung von zusammenhängenden Stücken interessanten Inhalts zu bieten. Daß er damit Anklang gefunden hat, beweist die 2. Auflage. Derartige Bücher sind ein entschiedenes Bedürfnis, denn die deutschen Lesebücher, soweit sie mir bekannt sind, nehmen auf diesen Teil des deutschen Unterrichts gar keine Rücksicht, oder sie geben nur in einem Anhang ein dürftiges Material. Warum? Das ist mir immer unerfindlich gewesen, und Wetzels Buch beweist, daß es sehr wohl möglich ist, auf jeder Stufe des Lesebuches eine ganze Anzahl methodisch ausgewählter Stücke zur Übung in der Rechtschreibung in Verbindung mit der Satz- und Formenlehre dem Lesestoff einzufügen, ohne daß dem Schüler der Genuß am Lesen dadurch verkümmert wird. Wetzel hat seine Stücke als Ganzes nach orthographischen Gesichtspunkten geordnet, also so, daß bestimmte orthographische Erscheinungen in ihnen häufiger auftreten. Hiernach unterscheidet er fünf große Abschnitte: A. Verschiedene Buchstaben für gleichen oder ähnlichen Laut S. 1—68. Hierunter die einzelnen Teile nach den Vokalen und Konsonanten geordnet. B. Konsonantenverdoppelung und deren Unterlassung in deutschen und in Fremdwörtern S. 68—82. C. Vokallänge (Dehnungszeichen, Verdoppelung u. s. w.) S. 83—113. D. Anfangsbuchstaben S. 114—124. E. Besondere Zeichen (Bindestrich und Apostroph) S. 125—127. Jeder Einzelabschnitt besteht aus drei Lesestücken, deren erstes für die Sexta, das zweite für die Quinta, das dritte für die Quarta gelten soll. Diese Anordnung hat der Verf. aus dem Gesichtspunkte der Satzlehre getroffen, so daß also Nr. 1 hauptsächlich die einfachen erweiterten Sätze hat, Nr. 2 die zusammengesetzten und Nr. 3 Satzgefüge. Selbstverständlich ohne Pedanterie und ohne Störung des Flusses der Darstellung. Der Inhalt der Stücke ist außerordentlich mannigfaltig und doch dem Interessenkreise der verschiedenen Stufen sorgfältig angepaßt: Kulturgeschichte, Geschichte, deutsche und griechische Sage, Geographie sind vertreten, ausgewählt und bearbeitet aus deutschen und antiken Schriftstellern. Daß auch die antiken Autoren mit herangezogen werden (Cicero, Älian, Cäsar, Tacitus), ist durchaus zu rechtfertigen, auch für Realanstalten, da dieses Kulturgebiet seinen Bildungswert für alle Verhältnisse hat. Doch möchte ich hieran noch

den Wunsch schließen, Verf. möge bei der nächsten Auflage die Form dieser Stücke noch etwas mehr germanisieren. Man merkt bei vielen noch allzusehr die lateinische Quelle. Vielleicht ließe sich auch die Ausdrucksweise im ganzen noch mehr dem Schülerstandpunkte anpassen, da es sich doch im wesentlichen um Diktate handelt, bei denen der Ausdruck so leichtfaßlich wie möglich sein muß. Dabei noch ein Wort über die Verwendbarkeit des Buches. Soll es nur für den Lehrer sein und diesem die Diktate liefern, oder sollen es die Schüler in die Hand bekommen? Der ersteren Verwendung steht entgegen, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil aus dem umfangreichen Stoff zu Diktaten verbraucht werden kann, also immer nur Bruchteile aus den zusammenhängenden, lehrreichen Stücken. Der Hauptzweck also, die Schüler auch inhaltlich zu interessieren, würde dadurch in Frage gestellt. Darum scheint es mir seine eigentliche Bestimmung nur in der Hand der Schüler zu erfüllen, solange die Lesebücher nicht auch den grammatischen Unterricht gehörig berücksichtigen. Es muß dann neben dem Lesebuch gebraucht werden, die Stücke müssen in der für die Grammatik bestimmten Zeit durchgenommen werden und können dann sehr wohl und mit großem Nutzen teilweise wieder zu Diktaten dienen. Der Verf. hat sich über diesen Punkt nicht ausgesprochen, ich kann ihn aber nur so verstehen. Das ist allerdings eine kleine Mehrbelastung der Ausgaben, aber diese gilt für 3 Klassen und fällt daher kaum ins Gewicht. Die Erleichterung und Annehmlichkeit, die Lehrer und Schüler dadurch für den grammatischen Unterricht gewinnen, ist es wirklich wert. Wir wünschen von Herzen, daß die Mühe und Sorgfalt, die der Verf. auf die inhaltliche und formale Verbesserung seines Buches in der zweiten Auflage mit so schönem Erfolge verwandt hat, sich auch lohne, daß es immer mehr als wertvolles Hilfsmittel erkannt und gewürdigt werde.

Zum Schluß noch eine Frage: Wenn wir uns bemühen, den Schülern im Deutschen möglichst einfache Sätze zur Übung zu bieten und mit den einfacheren Satzgefügen erst in Quarta beginnen, warum wird denn im Lateinischen schon in Quinta, ja in Sexta mit so verwickelten Satzgebilden gearbeitet, wie man sie auch in den besten und verbreitetsten Übungsbüchern, z. B. denen von Richter und Ostermann findet?

Berlin 1900. **G. Boetticher.**

Nachschrift. Wie mir mitgeteilt wird, erscheint demnächst eine Neuausgabe des Büchleins in der neuen amtlichen Orthographie. Der Verfasser hat aber außerdem die Stücke mit Dispositionen versehen, so daß sie auch als Anleitung zu Aufsatzübungen dienen können.

Berlin 1902. **G. B.**

Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause. Nach mecklenburgischen Volksüberlieferungen zusammengestellt von Richard Wossidlo. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, Verlagskonto, 1901. 60 S. kl. 8°.

Das kleine Werk enthält 40 Seiten Text und 20 Seiten Musikbeilagen. Das Titelbild zeigt eine Bäuerin in der Tracht aus der Gegend von Rehna. Am Schlusse finden sich 2 Bilder. Das eine stellt eine altmecklenburgische Bauernstube dar, wo die 11 Personen des Stückes zum „Geschichtenerzählen" versammelt sind. Das zweite zeigt den von 8 Personen in derselben Stube ausgeführten „Schustertanz".

Das eigenartige Unternehmen Wossidlos wird von allen Folkloristen freudig begrüßt werden. Die freundliche Aufnahme, die dieser „Winterabend" dank der vortrefflichen Wiedergabe durch die Malchiner bei den Aufführungen in Malchin und Berlin gefunden hat, hat den Verf. im vorigen Jahre veranlaßt, das Stück dem Druck zu übergeben. In letzter Zeit ist es nun in vielen mecklenburgischen Städten aufgeführt, ganz kürzlich auch in dem Bauerdorfe Reddelich bei Doberan, hier zum ersten Male von lauter Landleuten in den eigentümlichen Trachten unserer Gegend, die im Dorfe heute noch vorhanden sind. Der Verfasser Wossidlo ist selbst zugegen gewesen und hat erklärt, daß er eine so gelungene und seinen Absichten so genau entsprechende Aufführung noch nicht gesehen habe. Die Darsteller kamen sich nicht als Schauspieler vor, sondern traten gleichsam in ihrem eigenen Hause auf in einer Sprache, die sie täglich sprechen.

In dem Stücke treten 11 Personen auf, Bauer und Bäuerin, deren Töchter Annmriek und Thriendüürt, die Großmutter, der Kuhfütterer Vadder Bihrens, der Großknecht Jochen, ein Hütejunge, die Mägde Fiek un Korlien und ein junger Bauernsohn Nawer Westphal. Im Vorspiel sitzen alle Personen, mit Ausnahme des jungen Westphal, am Tisch, es ist gerade abgegessen. Die Töchter und Mägde tragen das Geschirr ab. Der Bauer setzt sich in den Lehnstuhl, der am Ofen steht — es ist im Winter, kurz vor Weihnachten. Die Großmutter setzt sich in den andern und macht das Spinnrad fertig. Der Kuhfütterer flicht einen Korb, der Großknecht dreht ein Peitschenband oder schnitzt an einer Schaufel, der Junge an einer Kelle. Die beiden Mägde setzen sich ans Spinnrad, Annmriek holt die Garnwinde (Haspel), Thriendüürt stickt an einer Schürze, die Bauerfrau macht sich ans Flicken. Der Bauer zündet sich eine Pfeife an und trinkt Ingwerbier aus einem Zinnkrug. Die Großmutter erzählt die niederdeutsche Nibelungensage, wie sie von Wossidlo im Jahre 1894 aus dem Munde einer alten aus Seedorf gebürtigen Frau in Levenstorf aufgezeichnet worden ist. Der Kuhfütterer erzählt eine

Hexensage. Darauf geben sich alle Rätsel auf, die von Wossidlo in den „Mecklenburgischen Volksüberlieferungen" Bd. I abgedruckt sind. Es folgen Rätselfragen. Darauf singt Annmriek das niederdeutsche Lied „Von den Königskindern", eine Variation der Sage von Hero und Leander (Meckl. Volksüberl. II Nr. 674d, dazu die Musikbeilage Nr. 2).

1. Dor wiren twee Königskinner,
Dee hadden eenander so leef,
Bi eenander kunn' se nich kamen,
Dat Water was väl to deep,
Dat Water was väl to deep.

2. Leew' Harte, kannst du nich swemmen,
Leew' Harte, so swemme to mi,
Ik will di en Lücht upstäken
In See, to lüchten för di,
In See, to lüchten för di.

3. Dor wier ok en falsche Nonne,
Dee slek sik ganz sacht na de Städ',
Un ded' em de Lücht utpuusten,
De Königssaehn bleef in de See,
De Königssaehn bleef in de See.

4. Ach Fischer, leweste Fischer,
Wullt du verdeenen grot Lohn,
So smiet du din Netten to Water,
Un fisch mi den Königssaehn,
Un fisch mi den Königssaehn.

5. He smeet sine Netten to Water,
De Lod' dee sunken to Grund,
He fischde und fischede lange,
De Koenigssaehn was sin Fund,
De Koenigssaehn was sin Fund.

6. Dor namm de Koenigsdochter
Von 't Höwt de güldene Kroon,
Süh dor, woledele Fischer,
Dat is jug' verdeenede Lohn,
Dat is jug' verdeenede Lohn.

7. Se namm em in ehre Arme,
Dat Harte dat ded' ehr so weh,
Se sprung mit em in de Wellen,
Leew' Vader, leew' Moder ade,
Leew' Vader, leew' Moder ade.

Der Großknecht sagt darauf den Hochzeitsbitterspruch her, es folgen Leberreime. Dann werden Lieder gesungen, wozu sich die Melodien im Anhang finden: „Wie grün, wie grün sind doch die Tann", „Hans hatte großen Durst", „Oll Mann wull riden". Der Großknecht und der Kuhfütterer sprechen den „Schäfergruß", Fiek sagt den „Erntekranz-

die Kränkung aus Wien, die Wirkung des Buttlerbriefs, schon erfahren hat, ehe Oktavio durch geheimes kaiserliches Patent das Kommando erhält, ehe überhaupt die Spannung zwischen dem Hof und Wallenstein soweit gediehen ist, daß Oktavio sich zum Handeln gegen diesen hergiebt. „Noch vor einem halben Jahr", sagt Buttler zu Terzky beim Bankett (Picc. 4, 4), „wollt' ich euch nicht geraten haben, mir abzudingen, wozu ich jetzt freiwillig mich erbiete". So weit ungefähr also denkt sich der Dichter den Vorfall zurückliegend. Damals würde man es in Wien noch nicht gewagt haben, auf ein empfehlendes Begleitschreiben des Feldherrn hin das Gesuch Buttlers abzuschlagen und „die Weigerung mit kränkender Verachtung zu verschärfen, den alten Mann, den treubewährten Diener mit schwerem Hohn niederzuschlagen". Es bleibt also nichts anderes übrig, als die nach allen Anzeichen natürlichste Annahme, daß nach des Dichters Meinung Wallenstein es ist, der mit Buttler das schändliche Spiel getrieben hat, daß er ihn einen empfehlenden Begleitbrief lesen und statt dessen einen verleumdenden nach Wien abgehen ließ. Woher Oktavio diesen erhalten hat, darüber läßt uns der Dichter im ungewissen; daß er ihn nicht von Questenberg hat, ergiebt sich aus Picc. 1, 3, wo dieser seine Besorgnis über Buttlers „böse Meinung" ausspricht und Oktavio erwidert: „Empfindlichkeit — gereizter Stolz — nichts weiter! — ich weiß, wie dieser böse Geist zu bannen ist". Da hat er also den Brief bereits in Händen, man sieht aber hier zugleich, daß er ihn nicht selbst geschrieben haben kann. Denn woher sollte er Buttlers Empfindlichkeit kennen, wenn er nicht schon vorher die Kränkung erlitten hätte? Und woher konnte Oktavio die wahre Ursache der Kränkung wissen, wenn nicht eben erst vor kurzem aus Wien, also von dem, der ihm den Brief in die Hände gespielt hat? Von Wallenstein selbst, dem Verschlossenen, Schweigsamen, jedenfalls nicht.

Gegen die bisher verfochtene Echtheit des Buttlerbriefs wird nun aber ins Feld geführt, eine solch gemeine Handlung hätte der Dichter seinem tragischen Helden nicht aufbürden dürfen. Diese Behauptung dürfte denn doch einem überfeinerten moralischen Gefühl entsprungen sein, das einem Manne gegenüber übel angebracht erscheint, der sich doch in der Wahl seiner Mittel trotz mancher schönen Sprüche über Treue, Freundschaft u. dergl., die er im Munde führt, völlig skrupellos zeigt, der seinem Freunde ins Gesicht sagt: Woher weißt du, daß ich nicht euch alle zum besten habe? (Picc. 2, 5), und der sich selber, wenn auch nur verschleiert, eines Unrechts gegen Buttler schuldig bekennt. Zu behaupten aber vollends, wenn Wallenstein den Brief geschrieben habe, so falle er im „Grunde" nur deshalb, weil er diesen schlechten Streich an Buttler begangen habe, und nicht um seiner eigentlichen tragischen Schuld willen (Z. f. d. d. U. 13, 126) das heißt doch den ganzen Gang der Handlung völlig verkennen. Wallen-

stein fällt auch so um seiner wirklichen Schuld willen, aber daß er gerade durch Buttler fällt — und ein Werkzeug zur Vollstreckung seiner Strafe mußte doch gefunden werden —, das motiviert der Dichter durch jenes Unrecht, das Wallenstein diesem zufügt und das dieser eben erst im kritischen Moment aus dem Munde Oktavios erfährt. Gerade daß Schiller die ganze Briefgeschichte von Illo auf Buttler überträgt, ist ein geschickter Griff des Dichters, der nicht nur die anfängliche Anhänglichkeit Buttlers an den Feldherrn und den plötzlichen Umschlag von Liebe in tödlichen Haß trefflich motiviert, sondern zugleich mit Notwendigkeit zu der Annahme drängt, daß Schiller den Brief als ein Werk Wallensteins angesehen wissen wollte.

Wenn sich so schon aus der Dichtung selbst mit kaum bestreitbarer Sicherheit die Echtheit des Buttlerbriefs ergiebt, so sollte man doch mit so scharfen Urteilen wie „Schiller erschiene so als eine Art dramatischen Stümpers" (13, 123) oder: „bei der angenommenen Echtheit ist also das Ding jammervoll, kläglich" (13, 126) etwas vorsichtiger sein, sonst fallen sie am Ende auf denjenigen zurück, der sie ausspricht. Es giebt aber auch noch ein untrügliches äußeres Zeugnis dafür, daß der Dichter sich den Wallenstein und nicht Oktavio als Schreiber des Briefes dachte, ein Zeugnis, das meines Wissens noch nicht in Betracht gezogen worden ist. In dem von Goethe und Schiller gemeinschaftlich verfaßten „Bericht über die erste Aufführung der Piccolomini", bei der diese auch noch den ersten und zweiten Aufzug von Wallensteins Tod, also auch noch die Scene mit dem Buttlerbrief umfaßten, in diesem Bericht also, dessen Inhalt Schiller jedenfalls auch in dem von Goethe verfaßten Teil kannte und billigte, heißt es (Goethes Werke, Hempel 28, 667): „Ein ganz anderes Betragen wird (von Oktavio) gegen Buttler beobachtet, der aus lebhaftem Gefühl einer vom Hof erlittenen Beschimpfung in das Komplott eingegangen und sich entschlossen zeigt, es aufs Äußerste kommen zu lassen. Ihn überführt Oktavio Piccolomini durch Vorzeigung authentischer Dokumente, daß Wallenstein selbst der Urheber jener Beschimpfung gewesen und ihm dieselbe in der Absicht zugezogen habe, ein desto bereitwilligeres Werkzeug seiner Entwürfe aus ihm zu machen."

Hiermit dürfte die Frage nach der Echtheit des Buttlerbriefes endgültig in bejahendem Sinne entschieden sein. Auch wird man nicht mehr mit dem Verfasser des Artikels in 14, 785 flg. sagen dürfen, es sei immerhin ein Mangel, daß Schiller diesen so wichtigen Punkt so dunkel gelassen habe. Er hat ihn durchaus nicht dunkel gelassen; das Dunkel ist nur durch zu weit getriebene Aufhellungsversuche heraufbeschworen worden. Wer das Drama ohne solche liest, wird keinen Augenblick im Zweifel sein, wie der Dichter verstanden sein will.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

Christian Schmitt, Neue Gedichte. Straßburg i. E., Verlag von Ludolf Beust, 1901. 142 S.

Über Christian Schmitt, einen Sänger des Deutschtums im Elsaß, ist in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht schon eine Skizze veröffentlicht worden. (Vergl. 15. Jahrgang, 6. Heft.) Ich kann mich also hier kurz fassen, wenn ich seinen „Neuen Gedichten" ein Wort widme. Ich habe jahrelang im Elsaß gelebt und stehe jetzt noch mit dem trauten Lande am grünen Wasgenwalde in engster Verbindung. Ich weiß auch genau, wie es mit dem Deutschtum dort steht und wie viele der anerkennenden Berichte über die Wiedergewinnung jener alten Mark für das neue Reich eitel Schönfärberei sind. Ich kenne beispielsweise die Töchter eines Elsässers, der deutsch dichtete und der sich neben den Brüdern Stöber einen guten Namen in der deutschen Litteratur erworben hat, die sich aber als Erzfranzösinnen gebärden und davon nichts zu wissen scheinen, wie ihre Vorfahren deutsch sangen. Und solche Fälle von welscher Gesinnung sind nicht etwa bloß Ausnahmen. Man muß es am eigenen Leibe erlebt haben, wie gar manche Sprößlinge des schönen Landes über eine „Abtrünnige" herfallen, die einem Deutschen die Hand zum Ehebunde reicht. Da kann man es nachfühlen, wie es einem Manne wie Chr. Schmitt zu Mute sein muß. Da versteht man aufs innigste solche Strophen:

„Unsern Gegnern".

Aufs neue schart ihr euch zu Haufen
In blindem Groll und bittrer Wut,
Und wieder sehn wir Sturm euch laufen
Auf uns mit eures Hasses Glut.
Weil wir zu deutschem Thun und Lieben
Des Herzens Heimweg uns gesucht
Und nicht uns eurem Bund verschrieben,
Sind wir verfemt, sind wir verflucht.

Daß Chr. Schmitt schon vor Jahren alle Halbheit von sich geworfen, daß er aus seiner deutschen Gesinnung kein Hehl macht, daß er ein ehrlicher, offener Mann ist, dies giebt ihm seine charakteristische Stellung unter den Schriftstellern des Elsaß. Ich achte im Elsaß den Franzosen so gut wie den Deutschen, d. h. den Franzosen, der rein französischer Abstammung und dessen Muttersprache das Französische ist. Alle die aber sind Jammergestalten, die deutsches Blut in sich tragen, von deutschredenden Vorfahren abstammen und sich doch des Deutschtums schämen und die Welschen spielen wollen. Welch klägliche Rolle solch Entartete immer in der Geschichte einnahmen, hat Chr. Schmitt

offenbar eingesehen, und deutsch wie seine Abstammung ist sein Dichten. Wie mannhaft tritt er in seinem „Trutzlied“ den Spöttern entgegen:

> Und ob ihr frech mich auch Verräter
> An meiner Jugendheimat nennt:
> Ich weiß, vom Geist der alten Väter
> Ist meine Seele nicht getrennt!

Die Gesänge „Gau und Reich“ bilden in seinen „Neuen Gedichten“ für uns das Interessanteste. Sie sind eine epochemachende That, aus der deutlich herausspricht, daß im Elsaß eine neue Litteraturgeschichte, eine neue Dichtkunst anhebt, die sich von Frankreich abwendet und klar und entschieden dem neuen Deutschtum, Kaiser und Reich sich widmet. Was sagt die chauvinistische Presse Frankreichs zu den Gedichten eines Elsässers: „Zum 100jährigen Geburtstag Kaiser Wilhelms I.“, „Auf Bismarcks Tod“, „Alsatia vor Bismarcks Leiche“, „Germania zur See“, „An meinen Sohn“ und zu den schon genannten Gesängen: „Trutzlied“ und „Unsern Gegnern“? Der Haß der Feinde wird Chr. Schmitt, der sich auch in seinen übrigen Gesängen so mannhaft hält, wenig anfechten, vielmehr wird es ihn und die wenigen seinesgleichen kümmern, wenn ihre Lieder keinen Widerhall im neuen Reiche finden und wenn die deutsche Kritik achtlos an ihnen vorübergeht. Ihr Lehrer des Deutschen namentlich, drückt Männern wie Chr. Schmitt die Bruderhand und macht ihnen die Heimkehr ins deutsche Vaterhaus leicht.

Bremen. Prof. Dr. **Bräutigam.**

Allemannische Gedichte von Johann Peter Hebel, auf Grundlage der Heimatsmundart des Dichters für Schule und Haus herausgegeben von Otto Heilig, Heidelberg, Carl Winter, 1902. XV. u. 137 S.

Unter den verschiedenen Ausgaben der Allemannischen Gedichte Hebels nimmt die neue von Heilig eine besondere Stellung ein. Während man sich bisher damit begnügte, die Gedichte nach einer der Ausgaben nachzudrucken, die Hebel noch selbst veranstaltet hatte, wobei nur die Frage entstand, welche dieser Ausgaben den Vorzug verdiene, hat sich Heilig die Aufgabe gestellt, „den Leser in den Stand zu setzen, die Gedichte so zu lesen, wie sie nach dem Heimatsdialekt des Dichters in Wirklichkeit zu lesen sind“. Im Gegensatze zu Socin u. a., die der Meinung sind, daß Hebel kein Dialektdichter in dem Sinne sei, daß er in einer bestimmten Mundart gedichtet habe, die vielmehr annehmen, „er wähle mit feinem sprachlichen Sinn an Lauten, Formen und Sprachschatz

das aus, was allen, die die allemannische Mundart sprechen, gemeinsam sei", steht Heilig auf dem Standpunkte, daß Hebel in der Mundart des Wiesenthals (bei Hausen, Schopfheim) dichtete. Diese Auffassung hat Heilig in der Einleitung gegen Socin gründlich und, wie es uns scheinen will, nicht ohne Geschick verteidigt. Besonders gelang es ihm, an Ort und Stelle nachzuweisen, „daß die meisten der von Socin angezweifelten Wörter und Formen in Hausen als gut mundartlich empfunden werden, wenn sie auch zum Teil augenscheinliche Eindringlinge aus dem Schriftdeutschen sind". (S. XI.)

Selbstverständlich mußte Heilig, wenn er uns Hebels Gedichte in der Heimatsmundart des Dichters vorführen wollte, von der bisher üblichen, dem Hochdeutschen stark angenäherten Form absehen. Nur phonetische Schreibung gab die Möglichkeit, besonders dem, der die allemannische Mundart nicht beherrscht, ein klares Bild von den wirklichen Lautformen zu gewähren und seinem Ohr die Gedichte so erstehen zu lassen, wie sie in des Dichters Mund geklungen haben mögen.

Über das System, dem Heilig zur möglichst getreuen Wiedergabe des mundartlichen Lautstandes gefolgt ist, giebt die Einleitung Seite XII näheren Aufschluß. Man muß sich natürlich, ehe man an das Lesen der Gedichte gehen kann, mit diesem System und der Bedeutung der verschiedenen Lautzeichen vertraut machen. Allzu schwer ist dies nicht.

Überdies ist das Lesen der Gedichte dadurch erleichtert, daß Heilig den Hebelschen Text nicht nur in phonetischer Übertragung in den Dialekt des Wiesenthals, sondern auch in der von Hebel selbst gewählten Form abgedruckt hat. Er folgt hierbei mit Recht der besten kritischen Hebelausgabe von Behaghel, der übrigens auch, wie Heilig, der Ansicht ist, daß „Hebels Rede die unverfälschte Mundart des Wiesenthals ist".

Das Interesse für mundartliche Dichtung ist in unseren Tagen lebhafter erwacht denn je. Möge denn auch diese Ausgabe dem Manne neue Freunde zuführen, auf den die ganze Dialektdichtung des XIX. Jahrhunderts zurückgeht, von dem, wie Koch mit Recht sagt, „die ganze folgende Dialektdichtung in Süd und Nord ihr Bestes gelernt hat".

Möge man sich vor allem durch die sonderbare Form, in der hier Hebels Gedichte erscheinen, nicht abschrecken lassen; sie giebt uns die Möglichkeit, Hebels Gedichte einmal so zu lesen, wie er sie in die Öffentlichkeit gelangen ließ, sodann aber auch in der echten Gestalt der Mundart des Wiesenthals, der Heimat des Dichters.

Pfalzburg i. L. Dr. Kahl.

Laehr, Hans, Dr., dirig. Arzt der Heilanstalt Schweizerhof zu Zehlendorf: **Die Heilung des Orest in Goethes Iphigenie.** Berlin, G. Reimer, 1902. 86 S. 8°.

Die Befreiung des Orestes von seinem Schuldbewußtsein und von der falschen Auffassung des Verhältnisses der Gottheit zu ihm und seinem Geschlecht, sowie seine Aufrichtung zu neuer Thatkraft wird nach dem Verfasser zunächst dadurch ermöglicht, daß Iphigenie, das reine, vom tiefsten sittlichen Gefühle durchdrungene Weib, das an Orests blutiger That nicht den geringsten Anteil hat, den Bruder nicht als einen Verworfenen von sich weist, sondern ihm den Glauben wiedergiebt, daß seine Schuld anders als durch den Tod sühnbar sei. Damit verbinde sich zweitens die Erkenntnis, daß Iphigenie seine Schwester ist, die trotz des nach Orests Meinung auf dem Hause der Tantaliden lastenden Fluches rein geblieben, und daß sie durch der Götter Macht gerettet und für solche Reinheit bewahrt worden ist. „Muß das nicht an der Vorstellung rütteln, daß die Götter es auf Tantals Haus gerichtet haben, so daß der letzte nicht schuldlos vergehen soll?“ Weiter geselle sich dazu die erschütternde, zu der eben hervorgehobenen gegensätzliche Vorstellung, daß die Schwester gezwungen werde den Bruder zu schlachten, eine Handlung, die Orest selbst gräßlicher erscheint als die eigene That. Diese Vorstellung sei besonders geeignet, was er selbst verschuldet hat, in den Hintergrund des Bewußtseins treten zu lassen. Ferner wirke auch der Gedanke auf ihn ein, daß ihm nun, mit dem sehnlich herbeigewünschten Tode, endlich Befreiung von seinen Qualen beschieden sei. Mit diesen Vorstellungen aber verknüpften sich lebhafte Gefühle: aufwallende Liebe zu Iphigenie, dann das Entsetzen darüber, daß er von der Schwester getötet werden soll, welches doch wieder mit dem Vorgenuß des Friedens sich paare und anders geartet sei als das Entsetzen vor der eigenen That, weil Iphigenie ohne Schuld, nur durch den Zwang des Schicksals, ihn töten wird. Die Wirkung aber der bezeichneten Vorstellungen und Gefühle sieht L. in der Ablenkung von der eigenen That und Verzweiflung und in dem erwachenden Drange zur thätigen Hilfe, zur Rettung der Schwester. Freilich trete dieselbe nicht gleich zu Tage, weil Orest zunächst von einem neuen Anfall seines alten Übels ergriffen wird. Aber der Zustand der Ermattung, in den er dadurch versetzt wird, und die Ruhe seines Gemütes, welche die friedlichen Bilder bezeugen, die ihm jetzt vorschweben, ermöglichten es nun, daß alle jene Folgerungen aus den letzten Erlebnissen sich einstellten, nicht gestört durch die Erwartung kommenden Unheils.

Diese Erklärung der Heilung Orests wird aufs eingehendste begründet und ist mit der ebenso scharfsinnigen wie sachlichen Kritik vieler

in der neueren Zeit vorgebrachten Ansichten verknüpft. Sie betont neben den von anderen hervorgehobenen inneren Vorgängen, durch die die Wiederherstellung der sittlichen Selbstachtung in Orestes und seines Vertrauens in das gerechte und gütige Walten der Gottheit herbeigeführt wird, neue Gesichtspunkte, die vor allem das Wiedererwachen der Thatkraft in Orest mehr vom psychiatrischen Standpunkte aus begründen und mit der Aufhebung des Schuldbewußtseins und der Neubelebung des Vertrauens zu den Göttern nicht unmittelbar zusammenhängen. Man wird auch schwerlich etwas Ernstliches dagegen vorbringen können. Sie sind geeignet die Umwandlung des kranken Gemütes noch verständlicher zu machen. Eine einzelne Schwierigkeit der Dichtung aber scheint mir L. nicht richtig zu lösen.

Am Schluß der Vision, durch die Orest sich in die Unterwelt versetzt glaubt, steht zu der Ruhe, deren er sich im Verkehr mit seinen Geschlechtsgenossen erfreut, in auffallendem Gegensatz das schmerzliche Gefühl, mit dem er des Ahnherrn Fehlen bemerkt. L. deutet dies so, daß Orest zwar von der Pein des Schuldbewußtseins sowie von dem Gedanken befreit sei, daß auf ihm selbst wegen des Erbfluches der Zorn der Götter laste, daß aber die Vorstellung in ihm lebendig sei und bleibe, daß Tantalus, weil er für eigene Frevel büße, von der allgemeinen Erlösung seines Geschlechts ausgenommen sei. Diese Deutung befriedigt mich nicht, weil eine solche Auffassung Orests doch mit der andern, zu der er sich gerade im Verlaufe des Dramas wieder durchringt, daß jede Schuld sühnbar sei, im Widerspruch stehen würde. Und würden Götter, die „der Heldenbrust grausame Qualen mit ehernen Ketten fest aufgeschmiedet“ wegen eines an ihnen persönlich begangenen Frevels, als solche erscheinen können, wie sie am Schluß des nächsten Auftrittes Orest sich vorstellt, die gnädig-ernst der Menschen grausendes Erwarten in Segen auflösen?! Meine Auffassung der Stelle ist daher folgende.

Während Orestes schon den Frieden eines beruhigten Gewissens in der Vorstellung, daß mit dem Gefühl der Rache in der Brust des Verletzten auch das Gefühl der Schuld in dem Verletzenden schwinde, genießt, wirkt noch der Gedanke in ihm nach, der neben seinem Schuldbewußtsein allen Lebensmut in ihm gelähmt hatte, daß die Gottheit, wem sie einmal grolle, mit unversöhnlichem Hasse verfolge. Der Reflex dieses Gedankens ist die Vorstellung, daß Tantalus noch leide. Die der Vision folgende Scene, in der Iphigenie und Pylades wieder erscheinen, bedeutet nun in seiner Heilung nicht bloß insofern einen Fortschritt, als sie ihn aus dem Reiche der Phantasie in die Wirklichkeit zurückruft; vielmehr vollzieht sich erst in ihr die Wiederherstellung seines Gott-

vertrauens, dem er am Ende der Scene so tiefempfundenen Ausdruck giebt. Den Anstoß aber dazu finde ich in Iphigeniens Gebet. Während desselben erwacht Orestes aus seinem traumhaften Zustand, und jetzt, als er der Schwester Flehen hört, da kommt ihm die Gnade zum Bewußtsein, die ihm die Gottheit durch die Vereinigung mit seiner Schwester erwiesen hat. Denn vorher hatte er ja in dieser Wendung seines Schicksals nur eine neue Tücke derselben gesehen. Durch die nun sich bildende Überzeugung, daß es nur eine Huld der Götter gewesen, die ihn mit Iphigenie zusammenführte, und zugleich durch die Beobachtung des gläubigen Vertrauens, mit dem die Schwester sich an die Himmlischen wendet, durch sie kehrt ihm das Gottvertrauen und mit ihm der volle Lebensmut zurück.

Zum Schluß möge noch auf folgende besonders beachtenswerte Ausführungen der von uns besprochenen Schrift hingewiesen werden. L. deutet in eigenartiger und wohlzuerwägender Weise den „Wink" der Götter, der Orest nach seiner Behauptung zum Muttermord trieb, nicht als ein Orakel irgendwelchen Inhalts, sondern als die Stimme des eigenen Herzens, in der Orest den Willen der Gottheit zu vernehmen glaubte. Sodann ist zweifellos richtig, was er zur Erklärung der Sinnestäuschungen Orests vorbringt. Er will sie nicht als krankhaft im gewöhnlichen Sinne bezeichnen, sondern mehr denjenigen Sinnestäuschungen anreihen, „welche bei reizbaren, zumal künstlerisch veranlagten Naturen nicht so ganz selten sind." Sehr passend vergleicht er insbesondere Orests Vision mit der Sinnestäuschung Goethes nach dem Abschied von Sesenheim, die er in Wahrheit und Dichtung erzählt. Ferner erwähne ich Laehrs Erörterung der bekannten Worte Goethes:

Alle menschliche Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Er meint, in Übereinstimmung mit der gewöhnlichen Auffassung, Goethe habe dabei vorgeschwebt, daß Iphigeniens reine Menschlichkeit Orest entsühne. Seine treffliche Bestimmung des Begriffes reiner Menschlichkeit macht aber die Annahme, die ich selbst in dieser Zeitschrift (11. Jahrgang, 1897) und Wohlrab (Neue Jahrb. von Ilberg u. Richter, 2. Jahrgang, 1899) ausgesprochen und begründet haben, daß nach Goethes Meinung Orest selber durch sein Verhalten den Muttermord sühne, nicht unmöglich. Endlich sei noch hervorgehoben, wie L. nach Zurückweisung der Ansichten K. Fischers und A. Matthias' über den christlichen Gehalt der Iphigenie das Verhältnis des dem Dichter vorschwebenden reinen Menschentums zu dem griechischen Ideale des Philosophen bei Plato und des Großgesinnten bei Aristoteles bestimmt. Er schließt den Abschnitt mit den Worten: „Auf dem Boden des Christen-

tums, das für das Verhalten der Menschen untereinander das Gesetz aufstellte: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“; ist die Humanitätsidee des 18. Jahrhunderts ihrem Inhalte nach herangereift; auf christlichem Boden ist vor allem auch Goethes Iphigenie entstanden, die durch Liebe und gläubige Hoffnung im schuldigen Bruder die Heilung vom Fluche einleitet“.

Straßburg. **K. Gneiße.**

Capesius, Dr. J., Das Religiöse in Goethes Faust. Ein Vortrag. Hermannstadt, Druck und Verlag von W. Krafft, 1901. 8°. 27 S.

Der empfehlenswerte, in sechs Abteilungen zerfallende Vortrag entstammt einem Cyklus von Goethevorträgen im Hermannstädter Rathaussaale und ist daselbst am 31. Januar 1900 gehalten worden. Verfasser knüpft an das bezeichnende, auch sonst, z. B. von den Gymnasialdirektoren Biese und Guhrauer, gebilligte Wort Friedrich Paulsens, Die Hilfe, 1900, Nr. 1 über die beiden Hauptrichtungen, welche das geistige Leben des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert charakterisieren, an: „Das halbe Jahrhundert vor der Revolution hat zum Kennzeichen den Glauben an die Ideen, das nachfolgende halbe Jahrhundert den Glauben an die Macht... Verkörpert stellen sich beide Hälften des Jahrhunderts dar in zwei Männern von überragender Bedeutung: Goethe und Bismarck; in jenem ist die Freude an der Betrachtung, in diesem der Wille zur Macht die herrschende Seele. Es sind die beiden Seelen, die in dem deutschen Volke wohnen.“ Mit Recht erblickt daher Paulsen die Aufgabe Deutschlands im neuen Jahrhundert in der Vereinigung der Macht mit den Ideen oder in der Macht im Dienste der Ideen.

In der Broschüre selbst, in welcher Verfasser den historischen Weg einschlägt, also die Faustdichtung stufenweise nach den Hauptepochen ihrer Entstehung betrachtet, wird mit unwiderleglichen Gründen bewiesen, daß entgegen der älteren Auffassung der Theologen der Faust als eine tiefreligiöse Dichtung betrachtet werden muß. Wenn auch dieses Gesamtergebnis keineswegs neu ist, so ist doch der genetische Nachweis seiner Richtigkeit selten in solcher Kürze, Übersichtlichkeit und Klarheit geliefert wie hier. Richtig wird S. 20 erkannt, daß die Gestalt des Faust im vollendeten ersten Teile gegenüber dem von Erich Schmidt aufgefundenen Urfaust sehr bedeutend an Tiefe und Fülle gewonnen hat. Hierbei hebt Verfasser allerdings ebenfalls recht scharfsinnig hervor, daß dieser Faust noch viel weniger in die Gretchentragödie paßt, als der des ersten Entwurfs, und daß Goethe trotz aller seiner Bemühungen, die verschiedensten Seiten

des ungezügelten und unbefriedigten Strebens zu charakterisieren und psychologisch zu begründen, Fausts Gewissenlosigkeit und Erbärmlichkeit in der Gretchentragödie durchaus nicht genügend erklärt oder auch nur entschuldigt hat, ja daß diese Unebenheit dem Stücke stets zum Vorwurfe gemacht werden wird. Wie es im Himmel begonnen hat, so schließt es im Himmel, denn die Welt und der Mensch stehen in Gottes Hand und nicht in der des Teufels, der nunmehr das Spiel verloren hat. So findet denn auch Verfasser am Schlusse des zweiten Teils der Dichtung das echt christliche Bekenntnis vom alleinseligmachenden Glauben ausgeprägt. Goethe hat in seiner Erklärung an Eckermann vom 6. Juni 1831, in der er die Verse:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen.
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen:
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen"

zutreffend als den Schlüssel zu Fausts Rettung bezeichnet, ausdrücklich betont, daß Faust im Verlaufe der Zeit eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende entwickelt und ihm von oben die ewige Liebe zu Hilfe kommt. „Es steht dieses", fährt der Dichter a.a.O. fort, „mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade." „Bloß" wäre in diesen Worten allerdings besser zu streichen, Goethe meint aber den christlichen Glauben, wie er nicht tot ist, sondern sich in christlichen Werken ausprägt. Filtsch hat daher recht, wie Verfasser S. 27 bemerkt, wenn er in seinem Buche über Goethes religiöse Entwickelung, Gotha 1894, aufrichtig bekennt, daß ihm der große Dichtergenius eine zerschlagene Welt habe wieder aufbauen helfen.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Zeitschriften.

Preußisches Volksschularchiv. Herausgegeben von Kurt von Rohrscheidt, Regierungsrat. 1. Jahrgang, Heft 1. Inhalt: A. Abhandlungen. Die Haftpflicht der Lehrer. Von Landgerichtsrat Dr. Haase in Halle a. S. — B. Gesetze, Entscheidungen, Erlasse, Verfügungen. I. Behörden, Beamte, Vokationsberechtigte. II. Der Lehrer (Rechte, Pflichten, Stellung, Anstellung, Dienstzeit u.s.w.). III. Lehrergehalt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisenbezüge (auch Anzugs-, Umzugs-, Vertretungskosten, Unterstützungen u.s.w.).

Preußisches Volksschularchiv. Herausgegeben von Kurt von Rohrscheidt, Regierungsrat. 1. Jahrgang, Heft 2. Inhalt: Über die Verpflichtung der Gemeinden, neue Lehrer herbeizuholen (§§ 39—41 II, 12 A. L. R.). Von Regierungs-Assessor von Stockhausen in Merseburg. — Die Auslegung des Lehrerbesoldungsgesetzes in der Ministerialinstanz und der Rechtsprechung. Von Regierungsrat von Doemming in Berlin.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. IX. Band. Heft 3. Inhalt: Vier Münsterische Hofordnungen des 16. Jahrhunderts. Mitgeteilt von Dr. Reinhard Lüdicke in Münster. — Alte Gemeinderügen der Dörfer Rudelsdorf und Masten. Mitgeteilt von Dr. Vogel in Leipzig. — Zur Geschichte des Trinkgeldes. Von Dr. Arth. Kern in Breslau. — Frau Gottsched über Erziehung, Frauenberuf und Frauenbildung. Von Direktor Dr. Eduard Otto in Offenbach a. M.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 23. Jahrgang, Nr. 5. Inhalt: Heyne, Fünf Bücher Deutscher Hausaltertümer, bespr. von Behaghel. — Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, bespr. von Behaghel. — Erbe, Ludwigsburger Familienroman, bespr. von Socin. — Zehme, Germanische Götter- und Heldensage, bespr. von Golther. — Uhl, Das deutsche Lied, bespr. von Reuschel.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 17. Jahrgang. Nr. 5. Inhalt: Eine ernste Gefahr für Deutsch-Südwestafrika. — Crematist, Crematistik. Von Prof. Dr. H. Dunger. — Fremdwörter in einem Kinderbuche. Von Hermann Tauscher. — „Kontrollieren!" Von Z. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Litteratur und für Pädagogik. 5. Jahrgang 1902. IX. und X. Bandes 5. Heft. Inhalt: I. Abteilung (9. Band): Die Grundbegriffe der Kasus und Modi. (Mit Beziehung auf Morris, Prinzipien der lateinischen Syntax.) Von Professor Dr. Berthold Delbrück in Jena. — Juturna und die Ausgrabungen auf dem römischen Forum. (Mit 8 Abbildungen im Text.) Von Dr. Ludwig Deubner in Bonn. — Die Umwandlung des fränkischen Heeres von Chlodwig bis Karl den Großen. Von Privatdozent Dr. Gustav Roloff in Berlin. — II. Abteilung (10. Band): Was ist Bildung? Aus einer Kaisersgeburtstagsrede, gehalten am 27. Januar 1902 in der Aula des Kgl. Gymnasiums zu Neuwied von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Alfred Biese. — Ist das Studium der Psychologie und der Philosophie überhaupt für den Lehrer nützlich? Von Oberlehrer Dr. Bernhard Frenzel in Wattenscheid. — Gedanken über die Gestaltung des griechischen Unterrichts bei Einführung des Griechischen Lesebuchs von U. v. Wilamowitz. Von Geh. Regierungsrat Gymnasialdirektor a. D. Dr. Karl Kromayer in Straßburg i. E. — Die Eigenart des Gymnasiums. Von Prof. Dr. Hermann Lattmann in Ilfeld.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 13. Jahrgang. 9. Heft. Inhalt: Schwarz, Zum deutschen Unterricht an den Realschulen. — Möller, Kraft und Bewegung. (Schluß.) — Thaer, Zur Dreiteilung unserer höheren Schulen.

Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte, herausgegeben von August Sauer. Neunter Band, 1. Heft. Inhalt: Björnstjerne Björnsons Schauspiel „Über unsere Kraft". Von Bernhard Seuffert in Graz. — Die niederrheinische Liederhandschrift (1574). Von Arthur Kopp in Berlin (Fortsetzung). — Helena in der Faustsage. Von Siegfried Robert Nagel

in Pola. — Freiherr von Schönaich und das Prinzip der Korrektheit in der Dichtkunst. Von Hugo Spitzer in Graz. — Die Frankfurter gelehrten Anzeigen und Christian Garve. Von Daniel Jacoby in Berlin. — Einiges von und über Schiller. Von Reinhold Steig in Berlin-Friedenau. 1. Von einer verschollenen Handschrift des Fiesko. 2. Schillers Weidspruch. — Bettine von Arnim, Mitarbeiterin an einem historischen Werke. Von Ludwig Geiger in Berlin. — M. von Strachwitz' episch-lyrisches „Nordland" und „Romanzen und Historien". Von A. K. T. Tielo in Tilsit. 1. Sigurd Schlangentöter. 2. Das Lied von der armen Königin. 3. Das Lied vom falschen Grafen. 4. Türkische Justiz. 5. Sonst und jetzt. 6. Wie ein fahrender Hornist sich ein Land erblies. 7. Der gefangene Admiral. — Zur Textkritik von Klopstocks Salem-Ode. Von Ernst Consentius in Berlin. — Ovid bei Geibel. Von Viktor A. Reko in Wien. — Zu einer Handzeichnung H. Baldungs. Von Osw. von Zingerle in Czernowitz. — Ein Brief Goethes an Zacharias Werner.

Zeitschrift für Deutsche Wortforschung. III. Band, 1. und 2. Heft. Juni 1902. Inhalt: Steglich, Wilhelm, Über die Ersparung von Flexions- und Bildungssilben bei kopulativen Verbindungen. — Baumgartner, Eugen, Materialien zur neuhochdeutschen Wortbildung II. — Fabricius, W., Zur Studentensprache. — Albert, Peter P., Badener oder Badenser. — Bohnenberger, K., Hërre und plân. — Kluge, Friedrich, Kneipe. — Weise, O., Firlefanz, Quirlequitsch, Tripstrille. — Stosch, Johannes, Mädling. — Hintner, Val., Troje Tribweg, Viehweg, Viehtrib. — Sprenger, R., Kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz. — Schwally, Friedrich, Die Planetennamen in Wolframs Parzival. — Goetze, Alfred, Gleich. — Gombert, A., Robert Arnold über Richard Meyers Vierhundert Schlagworte.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1902. Heft 5. Inhalt: Kabisch, Die neuen preußischen Lehrpläne für den Religionsunterricht. — Galle, Pädagogisches aus alten deutschen Rechtsdenkmälern.

—— Heft 6. Inhalt: Galle, Pädagogisches aus alten deutschen Rechtsdenkmälern. — Steinweller, Die einklassige Seminarübungsschule.

Der Deutsche Schulmann. 5. Jahrgang. Heft 5. Inhalt: Die Konzentrationsidee. Von G. Roth in Koschmin (Posen). (Schluß folgt.) — Neue Beiträge zur naturgemäßen Reform des Aufsatzunterrichts in der Volksschule. Von R. Knilling in Traunstein.

Die Deutsche Schule. 6. Jahrgang. 5. Heft, Mai 1902. Inhalt: Das Verhältnis der Universität zur Lehrerbildung. Von Prof. Dr. Bernheim. — Gefühlswerte im Menschenleben. Von Otto Schulze. — Über den Idealismus als Grundlage der Methode Pestalozzis. Von Professor Dr. Natorp.

Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen, herausgegeben von Prof. D. Dr. W. Fries und Prof. Dr. R. Menge. Inhalt: Generalregister zu Heft 1—70.

Das Litterarische Echo. 4. Jahrgang. Nr. 17. Inhalt: Hans Benzmann, Die deutsche Ballade. — Paul Wiegler, Peter Altenberg. — A. von Ende, Amerikanische Belletristik. — Rudolf Krauß, Schiller-Litteratur. — Fritz Lienhard, Harts Verwandlungsphilosophie. — K. Th. Gaedertz, Plattdeutsches.

Deutsche Erde. Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums allerorten und allerzeiten. Herausgegeben von Prof. Paul Langhans. Gotha: Justus Perthes. 1. Jahrgang 1902, Heft 1. Inhalt: Otto Bremer, Bildet die reichsdeutsche Staatsgrenze gegen die Niederlande und Belgien eine Sprachscheide? — Henri Tollin, Die französischen Kolonien im Deutschen Reich. — Raimund Kaindl, Die Deutschen in der Moldau und Bukowina vom 14. bis zum 17. Jahrhundert. — Alfred Funke, Zahl und Stellung der Deutschen in Rio Grande do Sul. — Gustav Lenz, Die deutschen Schulen im Auslande. A. Europa (außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets). — Paul Langhans, Deutsche Gewinn- und Verlustliste für Nordschleswig 1901. — Johannes Zemmrich, Deutsche Gewinn- und Verlustliste für Österreich 1901. — Theobald Fischer, Die Deutschen in Marokko. — Karl Martin, Deutsche in Chile.

Die Gesellschaft. Münchner Halbmonatschrift. Herausgeber Dr. Arthur Seidl, München. 18. Jahrgang. 1902. Heft 4. Inhalt: Lic. Dr. Eugen Kretzer, Gobineau. — Alfred Frhr. Mensi von Klarbach, König Asoka. — Münchner Nekrologe. Helene Raff, Erinnerungen an Wilhelm Hertz. — Hans Benzmann, Neue Balladen. — Karl Heckel, Das Wunderland. — Fritz Rutishauser, Resonanzen.

—— Heft 5. Inhalt: Sigfried Fechheimer, Der Hofnarr Gottes. — Maria Stona, Neue Verse. — Paul Ehlers, Die Verdunklung der Konzerträume. — Hermann Konsbrück, Ein Reichsbau in München.

—— Heft 10. Inhalt: Wilhelm Michel, Der Streit der Nationalitäten. — Hermann Wendel, René Schickele. — Otto Flake, Ein elsässisches Drama. — Derselbe, Fünfzig Aphorismen. — Ernst Stadler, Zwei Dichtungen. — René Prévôt, Über das elsässische Dialektdrama.

Neu erschienene Bücher.

Prof. Dr. Felix Lindner, Zur Geschichte der Oberonsage. Rostock, H. Warkentien, 1902. 18 S.

Prof. Dr. O. Brenner, Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 68 S.

Lic. theol. Dr. K. Warmuth, Beredsamkeit und Stil nach Pascal. Sonderabdruck aus der „Neuen kirchl. Zeitschrift", 1902, Heft 4. Leipzig, Deichertsche Verlagsh. Nchf. (Georg Böhme).

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache an dem Kgl. Realgymnasium zu Döbeln. I. Teil: Sexta. 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 287 S.

Dr. W. Reichel, Entwurf einer deutschen Betonungslehre. Leipzig, Ernst Wunderlich, 1899. 78 S. Preis geb. 2 M.

Rob. Schneider, Text und Übersetzung zum gallischen Kriege des C. Julius Cäsar. I. Buch. Halberstadt, J. Schimmelburg, 1902. 65 S.

Dr. Heinr. Pudor, Die neue Erziehung. Leipzig, Hermann Seemann Nachf., 1902. 339 S.

Dr. Ed. Prigge, Deutsche Satz- und Formenlehre nebst Übungsbuch. Ausgabe B. 2. Aufl. Leipzig, Kesselringsche Hofbuchhdlg. (E. v. Mayer), 1902. 112 S.

Martin Greif, Schillers Demetrius. Leipzig, C. F. Amelang, 1902. 60 S.

Fritz Sommerlad, Streik. Ein Zeitstück in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson, 1902. 179 S.

Ernst Weber, Jugendträume: Der Barde. Balladen und Romanzen. München, C. Haushalter, 1902. 122 S. Preis 1 M. 50 Pf.

Dr. Joh. Weyde, Wörterbuch für die deutsche Rechtschreibung. Leipzig, G. Freytag, 1902. 271 S.

Prof. v. Sanden, Deutsche Sprachlehre für höhere Schulen. Lissa i. P., Fr. Ebbecke, 1902. 44 S.

Wilh. von Polenz, Wurzellocker. Roman in zwei Bänden. Berlin, F. Fontane u. Co., 1902. Preis 8 M.

Prof. A. R. Hohlfeld, Der Litteraturbetrieb in der Schule. Sonderabdruck aus den Pädagogischen Monatsheften, Januar—Februar 1902.

Prof. Dr. J. Hense, Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2. Teil: Dichtung der Neuzeit. 3. Aufl. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung, 1902. 466 S. Preis 4 M.

Paul Besson, Études sur le théatre contemporain en Allemagne: Gerhart Hauptmann. Paris, A. Laisney, 1900. 73 S.

Hermann Auer, Schulgrammatik der deutschen Sprache. 3. Aufl. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1902. 211 S.

Hubert Roetteken, Poetik. 1. Teil: Vorbemerkungen. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1902. 315 S.

Dr. Kurt Warmuth, Wissen und Glauben bei Pascal. Sonderabdruck aus dem Archiv für Geschichte der Philosophie, herausgegeben von Ludwig Stein, 1902. S. 343 flg.

Theodor Vogel, Zu Goethes Urteilen über Schiller. Sonderabdruck aus dem Goethe-Jahrbuch. 23. Band, 1902.

Riehl, Sechs Novellen. Schulausgabe mit Anmerkungen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., 1902. 239 S.

Dr. J. Loewenberg, Vom goldnen Überfluß. Eine Auswahl aus neuern deutschen Dichtern für Schule und Haus. Leipzig, R. Voigtländer, 1902. 272 S. Preis 1 M. 60 Pf.

Dr. Walther Hoppe, Das Verhältnis Jean Pauls zur Philosophie seiner Zeit. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 83 S.

C. Heyn, Geschichte Jesu. Leipzig, Ernst Wunderlich, 1900. 335 S.

Prof. Dr. Max Heynacher, Wie spiegelt sich die menschliche Seele in Goethes Faust? Berlin, Weidmann, 1902. 67 S. Preis 1 M. 40 Pf.

Lattmann, Grundzüge der deutschen Grammatik. 8. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1902. 108 S.

Burkhardt, Laaß und Schrader, Deutsche Fibel mit phonetischem Aufbau. Ausgabe A für Mittelschulen und höhere Schulen, Ausgabe B für Volksschulen. Leipzig, Theodor Hofmann, 1902.

Dr. Clodius, Die Partizipien der neueren Sprachen in attributiver Stellung und als Substantive. Im 3. Jahresbericht über die städtische höhere Mädchenschule zu Rastenburg (Ostpr.) für das Schuljahr 1901/1902.

Otto Liebmann, Gedanken und Thatsachen. 2. Band, 3. Heft. Trilogie des Pessimismus. Gedanken über Schönheit und Kunst. Straßburg, Karl J. Trübner, 1902.

Dr. Bernhard Patzak, Friedrich Hebbels Epigramme. Berlin, Alex. Dunker, 1902. 110 S. Preis 3 M.

A. K. T. Tielo, Die Dichtung des Grafen Moritz von Strachwitz. Berlin, Alex. Dunker, 1902. 254 S. Preis 7 M. 50 Pf.

Dr. F. Schmidt, Jugenderziehung im Jugendstil. Wiesbaden, Otto Nemnich, 1902. 68 Seiten. Preis 1 M.

Joh. Meyer, Des Kindes erstes Sprachbuch. Berlin SW., Carl Meyer, 1902. 40 S. Preis 25 Pf.

Dr. R. Jahnke, Vaterländische Gedichte aus der Zeit der Befreiungskriege. 2. Teil: Erläuterungen. Leipzig, Heinrich Bredt, 1902. 228 S.

August Engelien, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache. 5. Aufl. Herausgegeben von Dr. Herm. Jantzen. Berlin SW., Wilh. Schultzes Verlag (L. Grieben jun.), 1902. 619 S.

Henderson, Die ökonomische Lage der Kollegien im Staate Illinois, Nordamerika. Inaugural-Dissertation. Lucka, S.-A., Berger u. Behrend, 1902. 59 S.

Gotthold Boetticher, Deutsche Litteratur, Mittelhochdeutsche Periode: Die Blütezeit. Sonderabdruck aus der Festschrift der Gesellschaft für deutsche Philologie zur Feier ihres 25jährigen Bestehens. S. 256 flg.

Hermann Paul, Die Umschreibung des Perfektums im Deutschen mit haben und sein. Aus den Abhandlungen der Kgl. bayer. Akademie der Wiss. I. Kl. XXII. Bd. 1. Abteilung. München, Verlag der Kgl. Akademie, 1902.

H. Schiller, I. Der Aufsatz in der Muttersprache. II. Der Aufsatz im 4. bis 8. Schuljahre. Berlin, Reuther u. Reichard, 1902. 61 S.

Dr. Anton Beck, Die Amberger Parcival-Fragmente und ihre Berliner und Aspersdorfer Ergänzungen. Amberg, H. Böes, 1902.

Dr. R. Seyfert, Die Arbeitskunde in der Volks- und allgemeinen Fortbildungsschule. Leipzig, Ernst Wunderlich, 1902. 318 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42[I].

Schillers Siegesfest.

Von Dr. **Georg Siefert** in Jena.

Im 7. Hefte des Jahrganges 1900 dieser Zeitschrift behandelt P. Weizsäcker die Frage nach dem Sprecher der 8. Strophe in Schillers Siegesfeste und will dieselbe im Gegensatze zu Polack nicht dem Teuker, dem Bruder des gefeierten Telamoniers, sondern dem Redner der vorhergehenden Strophe, dem jüngeren Aias, zuweisen. Er stellt diese seine Meinung als 'die natürlichste' und allgemein gültige hin, die Polacksche dagegen als eine der allerdings nicht seltenen Künsteleien des bekannten Erläuterungswerkes. Ich kann mich dem nicht anschließen, muß vielmehr an Polacks Erklärung festhalten, die sich mir nach einer erneuten Prüfung des Zusammenhanges als die allein richtige ergeben hat.

Weizsäckers Gegengründe sind jedenfalls nicht stichhaltig. Der Hinweis auf die Wallensteinstellen, in denen die Gräfin Terzky ihren Schwager Wallenstein Bruder nennt, ist recht unglücklich; denn da handelt es sich doch nur um eine vertrauliche, auch uns im Familienleben geläufige Steigerung des verwandtschaftlichen Verhältnisses, wie es gerade unter Verschwägerten üblich ist. Zudem wissen wir und wußte so auch Schiller nichts von einer Verwandtschaft der beiden Aias, die Weizsäcker anzunehmen scheint; für die zweite Möglichkeit aber, die er noch andeutet, daß Bruder an unsrer Stelle soviel wie Kampfesbruder sei, bringt er keinerlei Beleg, er müßte denn an die Räuber gedacht haben, in denen Spiegelberg im Sprachgebrauch der Wertherzeit den Karl Moor als Bruder anruft.

Die Frage nach dem Sprecher der 8. Strophe zu lösen, muß viel weiter ausgegriffen werden, als Weizsäcker thut; es wird sich aus einer wie ich denke methodisch richtigeren Erörterung des Zusammenhanges nicht nur die Aufklärung weiterer Irrtümer desselben ergeben, sondern auch ein tieferes Verständnis des ganzen Gedichtes eröffnen, als es die landläufigen Kommentare bieten.

Gehen wir aus von der eigentümlichen Metrik des Gedichtes! Jede Strophe besteht aus 3 mal 4 Versen, das letzte Drittel mit anderem

Reimschema als die beiden ersten (effe gegen abab). Trotz dieses Fingerzeiges ist bisher stets die ganze Strophe dem betreffenden Redner zugewiesen worden, ohne die daraus sich ergebenden unlösbaren Widersprüche zu beachten. Betrachten wir die letzte Strophe! Dem wehmutsvollen Hinweise Kassandras auf die Vergänglichkeit alles irdischen Wesens, das in Rauch verwehen muß wie die stolzen Mauern Trojas, folgen die Verse:

'Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!'

Wie paßt diese Lebensweisheit Rudolf Baumbachs vom Genuß des Heute, unbekümmert um das, was die Welt morgen bringt, in den Mund der unglücklichen Gefangenen, die nur zu wohl weiß, wie der Mordstahl schon für sie geschliffen ist, die schon das Mörderauge glühen sieht und den Freuden der Welt endgültig Valet gesagt hat? Gewiß, in dem großen Monologe, den sie Schiller unmittelbar vor Achills feiger Ermordung sprechen läßt, preist sie das unbefangene Auskosten der Gegenwart als des Lebens höchsten Schluß; aber sie bekennt doch dort auch, daß sie keinen Anteil mehr habe an den Freuden des Augenblicks. Ihr ist das Durchleben des Heute nicht mehr vergönnt, und doch soll sie, die an Seele und Leib Gebrochene, die längst mit allem Irdischen abgeschlossen hat, mit einem Saltomortale, der einem Heine anstehen mag, aber keinem Schiller, aus der bangen Ausschau in die unheilschwangere Zukunft plötzlich wieder zurückkehren in die heitere Gegenwart, ja selber predigen, dieselbe zu genießen, ehe es zu spät ist? Es ist also klar: das letzte Drittel der letzten Strophe stammt nicht mehr aus Kassandras Munde.

Wenden wir uns zur 5. Strophe! Auf die ahnungsvolle, aber in vorsichtiger Unbestimmtheit gehaltene Warnung des vorausschauenden Odysseus vor Gefahren, die des heimkehrenden Siegers am heimischen Herde harren können, folgt die vergröbernde Verallgemeinerung:

'Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue.'

Man denke, Odysseus der Sinnesgenosse des Semonides von Amorgos! Derselbe Odysseus, der an der Treue seiner Gattin niemals irre ward, der im Vertrauen auf sie den Verlockungen der schönsten Nymphe widerstand, dessen eigenes Weib durch ihre Leidensgeschichte die ihm von den Erklärern zugeschriebene brutale Behauptung aufs schlagendste widerlegt hat. Wir müssen so auch in der 5. Strophe das letzte Drittel dem Redner der beiden ersten absprechen.

Oder die 4. Strophe! Mit kummerumwölkter Stirn denkt Agamemnon der Unzähligen, deren Gebeine im Skamanderthale schlummern, die nicht

in die süße Heimat wiederkehren. Die Worte, die er ihrem Gedenken weiht, läßt uns der Dichter freilich nur ahnen; aber dafür soll er ihm die Aufforderung an die Überlebenden in den Mund gelegt haben: Seid ihr wenigstens fröhlich und guter Dinge, denen noch frisch das Leben blüht! Wie fügt sich dieser triviale Rat in die schmerzlich sinnende, in wehmütiger Erinnerung sich verzehrende Stimmung? Es wäre ein Zeichen von Gemütsroheit, die Schiller dem ἄναξ ἀνδρῶν nicht zumuten konnte. Die Folgerung liegt wieder auf der Hand.

Gehen wir noch einen Schritt weiter! Der Schluß der 6., 9., 10., 11., 12. Strophe ist stets eine refrainartige Umschreibung oder Wiederholung der vorausgegangenen Gedanken. Wo sind sonst die Schillerschen Helden so geistesarme Schwätzer, die wie ein Redner, der den Faden verloren hat, ihre Gedanken wiederkäuend variieren müssen?

Wir sehen, je die ganze Strophe dem Agamemnon, Odysseus, Nestor, der Kassandra zuzuweisen, führt zu Widersinnigkeiten, und es fragt sich nun, wie kommen wir aus diesem Dilemma heraus? Nur so, daß wir für jede Strophe zwei Sprecher annehmen, einen Haupt- und einen Gegenredner, der die Gedanken des ersten vergröbernd, verallgemeinernd, wiederholend oder wohl auch den Gegensatz dazu bildend wieder aufnimmt. Diese Erklärung paßt aufs beste zu dem Charakter des Gedichtes als Gesellschaftslied. Wie das Lied an die Freude soll es eine edlere Geselligkeit fördern, als sie 'der glatte Ton der Freimaurergesänge' ermöglichte (Brief an Goethe vom 24. Mai 1803, an W. von Humboldt vom 18. August 1803). Die Form des Gesellschaftsliedes bedingt, daß der größere Teil jeder Strophe, sozusagen die beiden Stollen, dem Vorsänger, der Schluß, der Abgesang, dem Chorus der Zuhörer zufallen. Der erstere hat demnach die einzelnen griechischen Helden zu vertreten, die Sänger des Refrains eine Mehrheit, die wir hier nur in der Masse des Hellenenheeres suchen können, das den Trinksprüchen seiner Führer zuhört und auf sie antwortet, oft in einfacher Wiederholung, öfter aber auch in freier Umgestaltung des Gehörten. — Ähnlich ist es in der Braut von Messina. Auch hier folgt auf die Einzelreden der Chorführer mehrfach ein Echo des gesamten Halbchors, meist die letzten Worte des Kajetan oder Bohemund rezitierend, aber doch auch einmal, nach Manfreds Totenklage an Manuels Leiche, die Gedanken des Hauptredners in selbständiger Gestaltung umschreibend, ähnlich wie etwa in der 6., 8., 9. Strophe des Siegesfestes.

Redner und Chor im Wechsel, das ist der Schlüssel zum Verständnis unseres Gedichtes. Schiller liebt diesen Gegensatz; er hat sich, wie die Vorrede zur Braut von Messina zeigt, für den antiken Chor und dessen Verhältnis zu den Hauptpersonen lebhaft interessiert. Es darf

in diesem Zusammenhang auch auf das Eleusische Fest hingewiesen werden, dessen Aufbau ohne die Annahme eines Wechsels zwischen Redner und Chor schlechthin unverständlich ist. Der Dichter führt uns darin ein religiöses Fest, den Einzug der Mystengemeinde in den Demetertempel zu Eleusis, vor. Wie im christlichen Gottesdienste die Predigt von Jesu, seiner Geschichte und seinen Gnadengaben den Mittelpunkt bildet, vom Gemeindegesang eingeleitet und beschlossen, so vernehmen wir hier die feierliche Predigt des Hierophanten von der Demeter, ihrem Leiden, ihrem Mitgefühl, ihren Geschenken an die Menschheit, von dem Ackerbau und seinen Segnungen. Aber die andächtige Masse der Mysten bleibt nicht stumm; nicht nur in stiller Ehrfurcht huldigt sie der Königin, sondern in einem schwungvollen Choral sendet sie ihr ihren Dank, ehe der Priester beginnt; ja an einer entscheidenden Stelle unterbricht sie dessen Vortrag durch einen zweiten Gesang, und als er geendet, löst sie sich auf mit gemeinsamem Jubelhymnus. So denkt sich Schiller den Aufbau des eleusischen Festes; die einzige Handhabe, diesen zu verstehen, bietet er uns durch die Metrik, den Wechsel der raschen, leicht dahinrollenden Daktylen und der schwerflüssigen, wuchtig ins Ohr fallenden Trochäen. — Dem gleichen Zwecke dient das oben angeführte, eigenartige Reimschema des Siegesfestes.

Wir wollen jetzt unser Gedicht unter diesem neuen Gesichtswinkel betrachten. Der letzte Akt eines großen Dramas spielt sich vor unsern Augen ab. Vor uns liegen die blauen Fluten des Hellespontos, hinter uns die vom Skamander durchströmte troische Ebene, begrenzt von den Gipfeln des Ida und den rauchenden Trümmern der stolzen Königsstadt Priams. Längs des Strandes sind in langer Reihe die Schiffe der Sieger segelfertig aufgefahren; auf dem Vorderdeck drängen sich die Griechen jubelnd zusammen; hinter ihnen sitzen in Fesseln, gramgebeugt, die gefangenen Trojanerinnen.

Aber nicht sang- und klanglos scheidet man; es ist selbstverständlich, daß vor dem Abschiede von einer Stätte, auf der zehn schwere Jahre blutig gerungen und Unsägliches erduldet worden ist, die Gefühle der Freude wie der Trauer, des Dankes wie der Verzweiflung noch einmal offen und klar zum Ausdruck kommen. In Formen, die lebhaft an den Verlauf einer patriotischen Feier auf deutschem Boden erinnern, schildert der Dichter dies Fest. Auch bei uns würde bei solcher Veranlassung ein Redner oder auch mehrere auftreten und die Gedanken der versammelten Menge in beredten Worten zusammenfassen. Die Hörer bleiben aber nicht stumm; auch sie machen nach den Ansprachen mit lauter Zustimmung, gelegentlich auch mit lebhaftem Widerspruch, ihrem Herzen Luft.

Genau so verläuft das Siegesfest der Hellenen, nur daß die Masse der Soldaten nicht bloß durch ein kurzes Bravo oder Hurra oder durch ein dumpfes Murmeln den Eindruck, den die einzelnen Sprecher in ihr hervorrufen, andeutet, sondern in ausgeführter Rede darauf antwortet, wie es sich bei einer poetischen Schilderung, keinem stenographischen Berichte von selbst versteht, und bei dem redefreudigen und redegewandten Volke der Griechen erst recht.

Wenn ich nach diesen allgemeinen Darlegungen nunmehr versuche, eine Analyse des Siegesfestes zu liefern, so liegt es mir ganz fern, einen irgendwie in die Einzelheiten eindringenden Kommentar zu bieten; ich will vielmehr nur in großen Zügen durch die Klarlegung des Zusammenhanges die Richtigkeit meiner Auffassung des Gedichtes erweisen.

Die beiden ersten Strophen orientieren uns über die Voraussetzungen, den Schauplatz, die Personen. Wir hören am Schlusse der ersten das Jubellied der Sieger, während uns die zweite in schneidendem Kontraste zu den hinter ihnen sitzenden Gefangenen führt, die nicht mit stummen Zähren Abschied nehmen, sondern in lautem Klagegesang der zerstörten Heimat und den glücklicheren Toten ein Lebewohl auf Nimmerwiedersehen zurufen. Daß hier der Chor der Frauen spricht, zeigt schon der Plural „wir", ohne daß der Dichter, so wenig wie im folgenden, die Stelle, an der der Chor einsetzt, deutlich bezeichnet.

Mit Strophe 3 beginnt dann das eigentliche Siegesfest. Es entspricht durchaus antiker Sitte, hat aber auch sein Analogon in den Dankgottesdiensten, die z. B. nach dem Falle Sedans in ganz Deutschland veranstaltet wurden, daß es mit einer religiösen Feier beginnt, die ebenso selbstverständlich von dem Oberpriester des Heeres geleitet wird. An die Götter, die bisher treulich geholfen haben, richtet sich sein Dank, an die, deren Hilfe auf den unberechenbaren Wogen noch weiter nötig sein wird, seine Bitte. Der große Haufe hat für die feineren Gefühle der Dankbarkeit und der Vorsorge wenig Verständnis; ihm genügt vorläufig das glückliche Endergebnis des heißen Ringens, und er giebt dem mit lauten Worten Ausdruck.

Ebenso selbstverständlich ist, daß jetzt vor allem andern der Toten gedacht wird, die durch ihr Blut den Sieg erst ermöglicht haben. Auch heute noch gedenkt der Festprediger, der Festredner in erster Linie mit ehrenden Worten der Gefallenen, bildet die dankbare Bekränzung ihres Denkmals einen Hauptteil des Festprogramms. Natürlich übernimmt der Generalissimus Agamemnon selbst diese Aufgabe. Was er redet, sagt uns der Dichter freilich nicht mit dürren Worten; aber wir müssen annehmen, daß er den Gefallenen nicht nur eine stille Thräne der

Erinnerung weiht, sondern seinem Schmerze eindringliche Worte leiht, als deren Zusammenfassung wir das zweite Drittel der vierten Strophe ansehen müssen. Das profanum volgus empfindet dies wohl mit, aber nach gemeiner Menschen Art verweilt es nicht gern bei trüben Gedanken an die Vergangenheit so wenig wie an die Zukunft, sondern zieht aus der Ansprache des Oberfeldherrn die egoistische Folgerung: dann wollen wir wenigstens fröhlich sein, die das Geschick verschont hat, eine Folgerung des Agamemnon unwürdig, wie wir oben sahen, im Munde des Soldatenchores psychologisch durchaus berechtigt.

Dieser allzu hoffnungsselige Jubel verstimmt den ahnungsvollen Odysseus. Er kennt der Menschen Herzen und weiß, wie leicht sie dem Wandel ausgesetzt sind; gar manche Geschichten mögen ihm einfallen, in denen dem nach langer Irrfahrt Heimkehrenden ein kläglicher Empfang bereitet ward; seine Kenntnis der Verhältnisse an den hellenischen Höfen mag in ihm bange Sorge wecken, ob nicht unberechenbare Änderungen in den zehn Jahren der Trennung dort eingetreten sind. Deshalb mahnt er in ernsten Worten Freunde und Mannen, sich nicht allzufrüh und allzu zuversichtlich in freudiger Hoffnung zu wiegen.

Die Soldaten können sich dem Eindrucke dieser Worte nicht entziehen, auch sie haben ja oft genug an die Lieben im fernen Vaterlande und an ihr Liebstes, ihre Gattin, gedacht und an die Versuchungen und Gefahren, denen die des männlichen Schutzes Beraubte auf Schritt und Tritt ausgesetzt ist. Deshalb erfolgt plötzlich ein Stimmungsumschlag, wie man ihn mitunter in politischen Auseinandersetzungen zwischen zwei gleich redegewaltigen Gegnern bei dem Gros der Hörer beobachten kann; die Truppen pflichten dem klugen Laertiaden bei mit jener dem Durchschnittsmenschen so geläufigen urteilslosen und vergröbernden Verallgemeinerung einzelner Thatsachen. Daß sich ihr Vorwurf gegen die Gattin richtet, soll natürlich keine Anspielung auf Klytämnestra sein, wenn der Dichter auch sicherlich dabei an Agamemnons Untergang gedacht hat, sondern erklärt sich einfach so, daß jedem bei der Erinnerung an den heimischen Herd begreiflicherweise zuerst sein Weib einfällt.

Nur einer hört lächelnd, wie plötzlich Furcht vor der Untreue der Gattin die Herzen beschleicht. Dem Menelaos drohen solche Gefahren nicht; hält er doch sein endlich zurückerkämpftes Weib mit starken Armen umfangen. Er bemüht sich daher, den Gedanken der Versammelten wieder eine höhere und würdigere Richtung zu geben, indem er auf die bedeutsamste Lehre des großen Krieges hinweist. Wieder hat sich, so führt er aus, gezeigt, daß dem Frevel unnachsichtig die Strafe folgt; denn in unbestechlicher Gerechtigkeit herrschen die Himmlischen, der alte

Gedanke, daß die Dike das Weltgesetz ist, dem schon der Dichterphilosoph von Askra den ergreifendsten Ausdruck gegeben hat, deren hohes Lied bereits bei Herakleitos und Parmenides ertönt. Begeistert stimmt der Chor bei und preist den Kroniden, der mit gerechter Hand jedem das Seine zuwägt.

Doch aus dem Kreise der Führer erhebt sich Widerspruch. Der jüngere Aias, der ewig Oppositionelle, der widerhaarige Geselle der Kykliker, will nichts von der Gerechtigkeit der Götter wissen. Der Glückliche, wie Menelaos, mag sich rühmen; in Wahrheit ist die blinde Tyche die Weltenmeisterin, die planlos in die Tonnen des Geschickes greift und, ohne des Verdienstes zu achten, die schwarzen und die heiteren Lose verteilt. Wie hätte sie sonst die besten der Hellenen, einen Patroklos z. B., vernichten und den Auswurf des Heeres, den elenden Schwätzer und Feigling Thersites, erhalten können? (Vergl. Soph. Philoktet 435 ff.)

Dieser oberflächliche, auf die Urteilskraft des gemeinen Mannes gemünzte Beweis, der mutatis mutandis auch in der modernen Polemik gegen eine moralische und göttliche Weltordnung eine Rolle spielt, thut seine Schuldigkeit bei der Masse der Soldaten. Dieselben, die eben mit Menelaos die Gerechtigkeit des Zeus nicht genug rühmen konnten, stimmen jetzt in die freche Ableugnung des Aias ein, nicht ohne für sich die praktische Nutzanwendung daraus zu machen. Wir bewundern wieder in Schiller den feinen Herzenskündiger, der die Welt kennt und weiß, daß sie heute ihr Hosianna und morgen ihr Kreuzige ruft, je nachdem es ihr vorgeredet wird.

Indes, der Streit, der die Harmonie des Festes zu stören droht, wird nicht fortgesetzt; die 5.—7. Strophe sind eine Episode, mit der 8. wird die eigentliche Feier wieder aufgenommen. Des Oileussohnes Hinweis auf den Verlust gerade der edelsten Helden giebt den Anlaß, das, was Agamemnon in allgemeiner Form ausgesprochen, wieder aufzunehmen und der beiden glänzendsten und verdientesten Führer zu gedenken, die im Skamanderthale schlummern, des älteren Aias, der im Augenblicke der höchsten Not, des drohenden Untergangs die Rettung brachte, und des Götterjünglings Achill, der den grimmigsten aller Gegner erlegte.

Neoptolemos feiert den Achill, der gegen das Leben das schönere Los ruhmvoller Unsterblichkeit eingetauscht hat, dessen Thaten noch in fernen Jahrhunderten der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft. Niemand wird dem Sohne die Erfüllung dieser süßen Pflicht der Pietät streitig machen. Ebensowenig aber darf man dem Teuker das Recht nehmen wollen, des toten Bruders selbst zu gedenken, wie es

Weizsäcker thut. Gewiß, nur hier, sonst nirgends unterläßt es der Dichter, durch ein „sagte“ oder „sprach“ den neuen Redner einzuführen. Aber die Bezeichnung Bruder muß genügen; auch sonst finden sich ähnliche allgemeine Bezeichnungen; so heißen Agamemnon und Menelaos der Sohn des Atreus oder der Atride, und es bleibt der Kenntnis des Lesers überlassen zu bestimmen, welcher der beiden Atreussöhne redet. Schon Teukers Rolle in Sophokles Aias berechtigt ihn allein, auch seines Bruders zu gedenken, da der andern Toten gedacht wird, und ebenso paßt der leidenschaftliche, von dem Angegriffenen in taktvoller Zurückhaltung nicht erwiderte Ausfall gegen Odysseus nur in seinem Munde, aber nicht in dem des jüngeren Aias, der überall im antiken Epos als ein treuer Waffenbruder des Laertiaden erscheint.

Auch der letzte Grund Weizsäckers fällt hin; die 8. Strophe soll noch dem Sprecher der 7. gehören, weil sie keinerlei neuen Gedanken bringe, sondern nur den Inhalt der vorhergehenden variiere. Ich glaube demgegenüber gezeigt zu haben, daß die 8. Strophe einen sehr bedeutsamen Fortschritt in Handlung und Gedankengang bringt, der die Annahme eines neuen Redners nicht nur möglich, sondern nötig macht.

Einen echt ritterlichen Zug edelster Humanität bekundet die auf Neoptolemos' Ansprache folgende Rede des Diomedes. Ist der vornehmsten hellenischen Helden, zumal des Achill gedacht worden, so soll auch der tapfersten Feinde und ihres großen Führers Hektor nicht vergessen werden. Hat ihm auch ein grausames Geschick den Lorbeerkranz des Sieges versagt, so verdient doch sein hohes Ziel, die Verteidigung der Vaterstadt, und sein Ende, der Tod für die heimischen Penaten, rühmende Anerkennung aus Feindesmund. Auch die Soldaten sind nicht so herzlos, dem gefallenen Gegner die Ehre zu weigern; ein tieferes Mitgefühl beseelt sie freilich nicht, denn sie wiederholen nur ziemlich gedankenlos die Worte des Diomedes. — Solch würdige Gesinnung gegenüber dem unterlegenen Widerpart ist im allgemeinen noch nicht hellenische Art (doch vergl. Max Schneidewins schönes Buch über die antike Humanität); unserem milder und freier denkenden Zeitalter ist sie das Naturgemäße. Man denke an die Ansprachen unseres Kaisers auf den Schlachtfeldern des Elsaß, in denen er auch den dort schlummernden Franzosen hohes Lob spendete, oder an die Anerkennung, die noch in jüngster Zeit dem toten Burengeneral Joubert seitens des englischen Höchstkommandierenden zu teil ward.

Von den abgeschiedenen Trojanern wendet sich der Blick zu den armen Überlebenden, denen in gleich edler Denkart Trost und Zuspruch

gespendet wird. Diese Aufgabe übernimmt der greise gütige Nestor, und wir wollen es dabei Schiller nicht verargen, wenn er ihm, durch die bekannte Homerstelle und den Reimzwang veranlaßt, den wenig anmutenden Beinamen „der alte Zecher" giebt. Von den Genüssen, in denen die Sieger schwelgen, sollen auch die Gefangenen ihr bescheidenes Teil haben. Wie Achill im 24. Gesang der Ilias dem Priamos, reicht Nestor der tiefgebeugten Königin Hekuba den Becher, sie mahnend, wie einst Niobe (vergl. Ilias 24, 602 flg.) im Tranke des Sorgenbrechers ihren Schmerz für kurze Weile zu vergessen. Auch des Chores bemächtigt sich eine leichte gerührte Teilnahme für die unglücklichen Frauen; daß dieselbe aber ebensowenig in die Tiefe geht wie bei der Ehrung Hektors, zeigt die refrainartige Wiederholung der Worte Nestors am Schlusse jeder der beiden Strophen, die seine Ansprache enthalten.

Das letzte Wort aber bleibt nicht den Siegern, sondern — ein feiner und tiefer Zug — den Besiegten. Der Lehre, die sich aus dem blutigen zehnjährigen Kriege allerdings nicht dem oberflächlichen Beschauer, wohl aber dem die Fernen der Zukunft überblickenden Auge des Weisen enthüllt, verleiht Kassandra, die klügste und unseligste aller Troerinnen, den erschütterndsten Ausdruck, der Überzeugung von der Vergänglichkeit alles Irdischen. Die Farben entlehnt Schiller teilweise dem Horaz; aber diese wehmütige Resignation ist doch auch zugleich ein Stück hellenischer Weltanschauung.

Wie die Soldaten die eindringliche Mahnung der Seherin aufnehmen, das haben wir schon früher gesehen, und so können wir uns denn den Abschluß des Festes, den uns der Dichter nicht mehr mitteilt, dahin ergänzen, daß unter fröhlichen Gesängen die Anker zur Heimfahrt gelichtet werden, nur zu vielen zu neuem unverhofften Leide.

Erinnerungen an Ernst Moritz Arndt.

Mit einem bisher ungedruckten Gedichte.

Mitgeteilt von Dr. **Gustav Adolf Müller.**

Der Zufall brachte mir jüngst ein niedliches Blatt von der Hand des alten Vaters Arndt, des Stimmführers unserer volkstümlichen Romantik und vielleicht wuchtigsten unserer nationalen Liederdichter, als eigen ins Haus. Was den darauf stehenden, von Ernst Moritz Arndt selbst geschriebenen acht Versen einen besonderen Reiz verleiht, das ist zunächst das Datum ihrer Niederschrift: das Gedicht ist in den März-

tagen des Jahres 1849, und zwar in Frankfurt a. M. entstanden. Dieser Zeitvermerk erinnert uns daran, daß Ernst Moritz Arndt im Jahre 1848 Mitglied der berühmten National-Versammlung geworden war, in welcher er — als Anhänger der sogenannten erbkaiserlichen Partei — die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung erstrebte.

Freilich lassen die Verse nichts von dem Sturmhauch der damaligen politischen Umwälzungen und leidenschaftlichen Parteiungen verspüren. Sie deuten auch nicht auf jene Arndtsche Liederkunst, deren Offenbarungen mit der Zeit im tiefsten Zusammenhange standen und deshalb auf sie tief gewirkt haben. Als eine Probe aber jener Sangesweise des Dichters, die das deutsche, echt fromme Herz desselben wiederklingen läßt und die Liebe in ihren tausend Gestalten zur Muse hat, wohl auch als ein Beispiel dafür, daß bei Arndt nicht selten der Einfluß „Klopstockscher Stimmungen" zu verspüren ist, kann man die schönen Verse sicherlich anerkennen und wertschätzen.

Sie lauten folgendermaßen:

Ich denke, darum bin ich,
Und werde immer denken.
Der Spruch ist fein und sinnig,
Ich kann dir bessern schenken:
Ich liebe, Lieb' ist Sonne,
Die nimmer kann verglühen;
Drum werd' in Himmelswonne
Ich ewig glühn und blühen.

Darunter steht: „Zur freundlichen Erinnerung an Ernst Moritz Arndt, aus Rügen. Frankfurt 15. des Frühlingmonds 1849."

Das Blatt — ein freundschaftliches Gedenkblatt — trägt die markigen, großen Züge der Handschrift des Dichters, der die Verse in seinem 80. Lebensjahre geschrieben hat.

Der Inhalt des Achtzeilers erinnert an ein anderes Gedicht von Arndt, dessen Original-Handschrift das Körnermuseum zu Dresden verwahrt. Ich meine „Die drei L", von denen der Dichter singt:

„Licht, Liebe, Leben,
Das göttliche Drei,
Sie fliegen, sie schweben,
So hoch und so frei;
Sie fliegen, sie schweben —
O himmlischer Schein! —
In seligem Streben
Himmelaus, himmelein!
Ihr Adler und Tauben,
O mit euch zu fliegen,
In mutigem Glauben
Mit euch es zu wagen,
Von euren Flügeln getragen
Zu schweben, zu siegen,
Welch göttlich Behagen!
Ihr Kinder der Sonne,
Welch seliges Scherzen,
Welch Spielen, zum Herzen
Des Bornes der Liebe,
Der ewigen Wonne,
Des seligen Lichts!"

Eine weitere neue Erinnerung an den „Teutschesten der Teutschen" finde ich, während ich dies schreibe, in den jüngst veröffentlichten Lebenserinnerungen des bekannten Mecklenburgers Julius Wiggers aufgezeichnet. Sie datiert zwei Jahre vor der Entstehung der oben mitgeteilten Verse, vom 27. August 1847. Damals kehrte Wiggers auf einer Erholungsreise in Bonn ein. Hier besuchte er den alten ehrwürdigen Vater Arndt, der eine Villa am Wege nach Godesberg bewohnte. „Er erschien" — so erzählt Wiggers — „in blauer Bluse und brachte das Gespräch sofort auf Politik und sprach mit Feuereifer für die Einheit Deutschlands, die freilich von manchen der Fürsten keine Förderung finde, und tadelte die abwehrende Haltung Mecklenburgs gegen den Zollverein. Nach der in Norddeutschland in gewissen Kreisen herrschenden Sitte begleitete er seine Äußerungen mit leichten Faustschlägen gegen meine Brust, welche die Aufforderung oder die Erwartung ausdrückten, daß ich ihm zustimme. Manchmal erfaßte er zu gleichem Zweck auch meinen Arm oder meine Hand. Im Laufe der Unterhaltung sprach er sich über den, vier Jahre vorher in dem jugendlichen Alter von 19 Jahren zur Regierung gelangten Großherzog Friedrich Franz II., der als Erbgroßherzog kurze Zeit in Bonn den Studien obgelegen hatte und ihm dadurch persönlich bekannt geworden war, sehr hoffnungsvoll aus, und erkundigte sich angelegentlich, was man über ihn in Mecklenburg urteile. Mit herzlichen Worten und biederem Händedruck entließ mich der alte treue Volksmann."

Für die vielen, die heute noch, sei es aus hellem Patriotismus, sei es in froher, geselliger Runde, Arndtsche Lieder gerne singen und hören, mag endlich die Auffrischung einer dritten Reminiszenz von Interesse sein. Die „Wiener Morgenpost" schrieb beim Tode Arndts im Jahre 1860 u. a. folgendes:

„Der „Teutscheste der Teutschen"; der Mann, der einen hellen Gedanken, den Gedanken deutscher Einheit, mit der unverrückbaren Beständigkeit eines von einer fixen Idee Befangenen verfolgte; der zum verkörperten Begriff gewordene Vertreter echten, gesunden Deutschtums und exaltiertester Deutschtümelei: der greise Sänger des deutschen Vaterlandsliedes, Ernst Moritz Arndt, ist in der Mittagsstunde des 29. Jänners in Bonn eines sanften, ruhigen Todes gestorben. Er starb, da noch kaum die Tinte in der Feder trocken geworden, mit welcher er den letzten der hundert Dankesbriefe geschrieben, womit er in rührender Gewissenhaftigkeit die Beweise der Verehrung beantworten zu müssen glaubte, die ihm von nah und fern aus seiner Nation zu seinem 90. Geburtstage zugegangen waren. Den Trost, daß er persönlich und mit ihm die Sache, die er vertreten, der Nation teuer geblieben, konnte

der alte Mann mit ins Grab nehmen; der Trost, daß diese Sache, seitdem er zum ersten Male als ihr Anwalt aufgetreten, sonderlich gefördert und einem nächsten Ziele zugeführt worden sei, stand nicht an seinem Sterbebette.

Zwei Momente vor allem müssen Arndts Gedächtnis seinem Volke wert und unvergeßlich machen: daß er für seine Überzeugung stets mit seiner ganzen Existenz einzustehen bereit war und ihr auch wirklich zu Zeiten seine Existenz zum Opfer brachte, und daß er nicht bloß ein nach außen unabhängiges, sondern auch ein nach innen freies Deutschland anstrebte, daß es seinem Nationalgefühle nicht genügte, das fremde Joch von seinem Vaterlande genommen zu sehen, sondern daß er mit der gleichen Energie männlichen Sinnes gegen jeden inneren Druck, gegen jeden heimischen Versuch, den Bürgern Deutschlands ihr gutes Recht zu verkümmern, ankämpfte."

Übrigens ist Ernst Moritz Arndt als ein — „Preßsünder" ins Grab gestiegen, als ein „Verurteilter" gestorben. In sehr wenigen biographischen Aufsätzen findet man eine Erinnerung an die Gefängnisstrafe von 2 Monaten, welche die bayerischen Gerichte gegen ihn wegen eines Artikels aussprachen, der sich auf die napoleonische Zeit und die Haltung der Bayern unter General Wrede bezog. Diese preßgesetzliche Verurteilung hat Ernst Moritz Arndt mit sich ins Grab genommen.

Heinrich Heines Beziehungen zu Lüneburg.

Von Direktor Dr. Bechlin in Lüneburg.

Am 12. Oktober 1901 ist am Wahlstabschen Hause in Lüneburg, am Ochsenmarkt Nr. 1, eine Tafel aus schwedischem Granit mit der Inschrift angebracht worden:

Hier wohnte und dichtete Heinrich Heine 1823.

Diese dem Andenken des Dichters gewidmete Tafel giebt Veranlassung, den Beziehungen nachzuforschen, die Heine mit Lüneburg verbanden. Im ganzen ist er siebenmal auf kürzere oder längere Zeit in Lüneburg gewesen.

Heines Vater hatte im Jahre 1820 sein Geschäft in Düsseldorf aufgegeben und war nach kurzem Aufenthalt in Oldesloe im Frühjahr 1822 nach Lüneburg gezogen. Hier hatte der Bankier Salomon Heine aus

Hamburg für seinen Bruder im zweiten Stocke eines altertümlichen Hauses am Marktplatz eine Wohnung gemietet. Das Haus gehörte damals dem Bankier Wolf Abraham Ahrons und ging 1824 in den Besitz des Buchhändlers Wahlstab über. Zu jener Zeit erforderten die gesetzlichen Vorschriften bei der Aufnahme jüdischer Familien im Königreich Hannover die ausdrückliche Genehmigung der Regierung. Obgleich nun Samson Heine ohne Geschäft in Lüneburg zu leben gedachte, so bedurfte er doch, bevor die Genehmigung erteilt wurde, der Garantieleistung seines Bruders, der wiederum einen hiesigen Einwohner in der Person obigen Geldwechslers als stellvertretenden Bürgen zu stellen hatte. Nachdem diese Formalien erledigt waren, traf folgendes Regierungsschreiben ein:

„Unter den mittels Bericht vom 30. Mai d. J. einbezeugten Umständen finden wir nichts zu erinnern, daß dem Israeliten Samson Heine, der bisher zu Düsseldorf etabliert gewesen, der temporelle Aufenthalt für sich, seine Ehefrau und seine Kinder in der Stadt Lüneburg unter der Bedingung gestattet werde, daß dessen Bruder, der Bankier Salomon Heine zu Hamburg, sowie der als Bürge gestellte dortige Schutzjude Wolf Abraham Ahrons den in solcher Hinsicht übernommenen Verbindlichkeiten jederzeit gehörig nachkommen werden, widrigenfalls der gedachte Samson Heine angehalten werden wird, die hiesigen Lande sofort zu verlassen.

Hannover, den 2. Juli 1822.

Königliche Provinzialregierung
Dommes."

An den Magistrat zu Lüneburg.

Seit 1823 wurde infolge eines Reskriptes der Regierung jährlich der Personalbestand der jüdischen Einwohner aufgenommen. In dem zu diesem Zwecke aufgenommenen Protokoll des hiesigen Niedergerichts vom 20. August 1823 erklärte Samson Heine: „Er besitze keinen Schutzbrief. Der temporelle Aufenthalt sei ihm aber nach der Versicherung des verstorbenen Bürgermeisters Krukenberg gestattet, ihm aber nichts Schriftliches darüber ausgefertigt. Er lebe von seinen Einkünften und treibe kein Geschäft. Er sei aus Hannover gebürtig und habe vier Kinder: Harry, Studiosus in Berlin, 21 Jahre alt, Charlotte, verheiratet an Moritz von Embden in Hamburg, 18 Jahre alt, Gustav, 17 Jahre alt, Ökonom im Mecklenburgischen, Max, 15 Jahre alt, Primaner im Johanneum."

Merkwürdigerweise macht der alte Heine seine beiden ältesten Kinder einige Jahre jünger, denn Harry war bekanntlich 1799, Charlotte 1800

geboren worden. Fügen wir nun noch hinzu, daß nach den Gassen-Erleuchtungsrollen von 1825 und 26 der Israelit Heine, der die zweite Etage des Wahlstabschen Hauses Marktviertel Nr. 2 bewohnte, 10 Gr. 8 Pf. Leuchtengeld bezahlte, so ist dies alles, was bis jetzt in den Magistratsakten über Heines Eltern gefunden ist.

Gerade ein Jahr später traf der junge Dichter selbst in Lüneburg ein. Am 4. Mai 1823 schreibt er von Berlin: „Dieser Tage reise ich nach Lüneburg ab". So kam er denn eines Mittwochs (14. Mai) nachmittags um 5 Uhr in einem Wagen, den er sich in Lübtheen angenommen hatte, hier an. Er wollte ursprünglich nur einige Monate bleiben, weilte jedoch, von kürzeren Unterbrechungen abgesehen, fast 8 Monate in dem „freundlichen Städtchen".[1]) Da seinen Eltern aus der Liquidation des Geschäftes in Düsseldorf und dem Verkauf des dortigen Hauses nur ein kleines Kapital übrig geblieben war, von dessen Zinsen sie notdürftig existieren konnten, so lebten sie ganz zurückgezogen. Notgedrungen mußte ihm, der eben als stud. jur. aus Berlin kam, das Leben und Treiben in Lüneburg einförmig und tot vorkommen. Schon in seinem ersten Briefe an Moser klagt er, daß hier großer Rischeß (religiöses Vorurteil) herrsche, und in einem späteren (18. Juni): „Ich lebe hier ganz isoliert, mit keinem einzigen Menschen komme ich zusammen, weil meine Eltern sich von allem Umgang zurückgezogen haben. Juden sind hier, wie überall, unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen, die christliche Mittelklasse unerquicklich, mit einem ungewöhnlichen Rischeß, die höhere Klasse ebenso in höherem Grade. Unser kleiner Hund wird auf der Straße von den anderen Hunden auf eine eigene Weise berochen und maltraitiert, und die Christenhunde haben offenbar Rischeß gegen den Judenhund. Ich habe also hier bloß mit den Bäumen Bekanntschaft gemacht und diese zeigen sich jetzt wieder in dem alten, grünen Schmuck, und mahnen mich an alte Tage und rauschen mir alte vergessene Lieder ins Gedächtnis zurück und stimmen mich zur Wehmut". Und am 10. Juni an den Baron de la Motte Fouqué: „Ich lebe hier sehr isoliert, da meine Eltern noch nicht lange in Lüneburg wohnen, sich sehr zurückziehen und ich hier keinen Menschen kenne". Er beschäftigte sich viel mit seinem Bruder Max und unterhielt einen regen Briefwechsel mit seinen Freunden; außer den obengenannten mit Varnhagen, Robert, Lehmann und Immermann. 23 Briefe stammen aus der Zeit seines ersten Aufenthaltes in Lüneburg. Besonders Moser mußte ihn auf dem Laufenden erhalten, ihm die neuesten Erscheinungen der Litteratur mitteilen und ihm die Bücher senden, die er zu seinen Studien bedurfte.

1) Strodtmann: Heines Leben und Werke I, 337.

So schickte er ihm nach Lüneburg die histoire de la religion des Juifs von Bagnage de Beauval, Montesquieus Esprit des lois, Gibbons Geschichte des Verfalls von Rom, italienische Schulbücher und anderes, so daß Heine in einem Briefe aus Lüneburg an ihn scherzt: „Ewige Freundschaftsdienste, ewige Plackereien, Unruh! Beschwerden — ich rate dir, gieb die Freundschaft mit mir auf“. Von seiner Familie hatte er keine ermunternde Anregung zu poetischen Arbeiten zu hoffen. Im Gegenteil hatte das Erscheinen seiner Gedichte im elterlichen Hause Bestürzung erregt, wie er ebenfalls im Mai 1823 an Moser schreibt: „Meine Mutter hat die Tragödien und Lieder zwar gelesen, aber nicht sonderlich goutiert, meine Schwester toleriert sie bloß, meine Brüder verstehen sie nicht und mein Vater hat sie gar nicht gelesen“. Damals wird auch die Geschichte passiert sein, die Strodtmann (Heines Leben und Werke I, S. 339) aus den Erinnerungen Maximilian Heines berichtet. Im Heineschen Hause wurde nämlich Goethe sehr verehrt und oft von ihm gesprochen. Das verdroß den alten Heine: „Wie soll mein Junge aufkommen, wenn man immer nur von Goethe sprechen will?“ fragte er oft. Schließlich hatte er sich in einen wahren Haß gegen Goethe hineingelebt, und immer, wenn ihm ein Band von Goethes Gedichten in die Hände fiel, verfinsterte sich sein sonst so freundliches Antlitz. Um nun dem Kummer des Vaters ein Ende zu machen, verfiel Harry auf einen eigentümlichen Gedanken. Er ließ die Bücher umbinden, den Namen Goethe auskratzen und die Lücke mit „Schulze“ überkleben. Als der Vater nun einen Band öffnete und den Namen Schulze las, legte er vergnügt das Buch wieder hin und dachte, weder dieser Schulze, noch irgend ein Müller oder Meier werden dem Aufkommen meines Sohnes hinderlich sein. Die Mutter aber, die den Streich ihres Sohnes bemerkte, sagte zu ihm: „Mein Sohn, möchtest du einst halb so berühmt werden, wie Schulze, der Verfasser dieser Gedichte“. — Das eintönige Leben in Lüneburg wurde unterbrochen durch die Hochzeit seiner Schwester mit dem Kaufmann von Embden in Hamburg, die am 22. Juni auf dem Zollenspieker in den Vierlanden gefeiert wurde. Nach Lüneburg zurückgekehrt, schrieb er am 26. Juni an Lehmann, daß eine neue Tragödie in seinem Geiste entstanden sei. Nachdem er seinen Oheim in Hamburg besucht und von diesem Geld für eine Badereise erhalten hatte, weilte er zur Stärkung seiner Gesundheit vom 22. Juli an sechs Wochen im Seebad Cuxhaven und kam Anfang September 1823 nach Lüneburg zurück. „Es ist immer noch das alte, mürrische Lüneburg, die Residenz der Langeweile“, schreibt er am 15. September an seine Schwester. Denselben Ausdruck wiederholt er am 27. September in einem Briefe an Moser: „Ich bin jetzt wieder in Lüneburg, in der

Residenz der Langeweile". Er vertiefte sich in juristische Studien, doch vernachlässigte er dabei auch die Poesie nicht. Der Hamburger Aufenthalt hatte seinen Schmerz über den Verlust der Jugendgeliebten von neuem angeregt, und wenn auch der Anblick des Meeres ihn getröstet und gekräftigt hatte, so hatte er doch die Nachwehen jenes unglücklichen Liebestraumes noch nicht vollständig überwunden. Das spricht sich in den in diesem Herbst gedichteten Liedern aus. Denn nach Strodtmann (a. a. O. S. 361) ist die größere Hälfte des aus 88 Liedern bestehenden Cyklus „Die Heimkehr" in Lüneburg entstanden. Und wenn dies auch übertrieben sein mag, so schreibt Heine doch Moser: „Eine Menge kleiner Lieder liegen fertig, werden aber sobald nicht gedruckt werden". Jedenfalls sind folgende Lieder in Lüneburg gedichtet: Aus dem lyrischen Intermezzo: „Nacht lag auf meinen Augen". Aus dem Cyklus „Die Heimkehr": „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Wir saßen am Fischerhause", „Du schönes Fischermädchen", „Der Mond ist aufgegangen", „Auf den Wolken ruht der Mond", „Wenn ich an deinem Hause", „Das Meer erglänzte weit hinaus", „Was will die einsame Thräne", „Du hast Diamanten und Perlen" und einige noch unten zu erwähnende.

Das Gedicht „Du bist wie eine Blume" läßt Strodtmann in Lüneburg entstanden sein, während Karpeles (Heine. Aus seinem Leben und seiner Zeit S. 95) überzeugend nachweist, daß es im Frühling 1823 in Berlin gedichtet ist. Nebenbei sei bemerkt, daß dieser verdienstvolle Heineforscher irrtümlich (a. a. O. S. 96) Heines Reise nach Gnesen ins Jahr 1823 verlegt, während sie im Jahre vorher stattgefunden hat.

Ein anderes Gedicht aus dem Cyklus „Die Heimkehr": „Mein Herz, mein Herz ist traurig" hat Lüneburger Lokalkolorit. Es lautet:

„Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai;
Ich stehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Bastei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in stiller Ruh;
Ein Knabe fährt im Kahne,
Und angelt und pfeift dazu.

Jenseits erheben sich freundlich
In winziger, bunter Gestalt,
Lusthäuser und Gärten und Menschen
Und Ochsen und Wiesen und Wald.

Die Mägde bleichen Wäsche
Und springen im Gras herum,
Das Mühlrad stäubt Diamanten,
Ich höre ein fernes Gesumm'.

Am alten grauen Turme
Ein Schilderhäuschen steht;
Ein rotgeröckter Bursche
Dort auf und nieder geht.

Er spielt mit seiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenrot,
Er präsentiert und schultert —
Ich wollt', er schösse mich tot."

Die lokale Schilderung bezieht sich auf eine damals noch vorhandene Partie des jetzt abgetragenen Lüneburger Festungswalles der

jetzigen Ratsmühle gegenüber. Durch den Bau der Wittenberge-Buchholzer Bahn ist das damalige Landschaftsbild vollständig verschwunden.

Ebenso entstand die bittere Romanze „Donna Clara" in diesem Herbst in Lüneburg. In der tiefen Grundfärbung des Gedichts spiegelt sich die ganze Tragik von Heines Leben. Es handelt von jener Alkaldentochter, die die Juden haßt und dies ihrem Ritter, während sie ihm ihre Liebe schenkt, immerwährend vorhält:

„Ja, ich liebe dich Geliebter,
Bei dem Heiland sei's geschworen,
Den die gottverfluchten Juden
Boshaft tückisch einst ermordet."

„Laß den Heiland und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend.
In der Ferne schwanken traumhaft
Weiße Lilien, lichtumflossen."

Zum Schluß entpuppt sich der Ritter selbst als Jude — als Sohn des schriftgelehrten Rabbi Israel aus Saragossa. Aber während er die Romanze ernst aufgefaßt wissen wollte, lachten seine besten Freunde darüber. „Daß Dir die Romanze gefallen, ist mir lieb", schreibt er an Moser, „daß Du darüber gelacht, war mir nicht ganz recht. Aber es geht mir oft so, ich kann meine eigenen Schmerzen nicht erzählen, ohne daß die Sache komisch wird."

Nach einer mündlichen Tradition soll auch die Ballade „Belsazar" in Lüneburg entstanden sein. Er sei nämlich durch das gleichnamige Bild „Belsazar", das im Traubensaal des Lüneburger Rathauses, dessen Fenster und Fassade er von seiner gegenüberliegenden Wohnung sehen konnte, angeregt worden. Jedoch wird in den Heine-Ausgaben die Ballade in dem Cyklus „Junge Leiden" angeführt, dessen Gedichte 1817—1821 entstanden sind. Die meisten der Gedichte „Heimkehr" sind im Frühling 1824 gedruckt worden.

Allmählich lebte er sich in Lüneburg ein und seine Stimmung besserte sich; besonders gewann er in Rudolf Christiani, dem Sohn des damaligen Stadtsuperintendenten, einen treuen Freund. Bald nach seiner ersten Begegnung mit Christiani schreibt er (21. Oktober 1823): „In dem Dr. Christiani habe ich einen sehr gelehrten und litterarisch gebildeten Mann gefunden". Und am 7. November an seine Schwester:[1] „Ich werde hier sehr honoriert. Besonders bin ich oft in Gesellschaft bei dem Superintendenten Christiani. Der Dr. Christiani hat mich in ganz Lüneburg berühmt gemacht und meine Verse roulieren. — Bildung ist hier gar keine, ich glaube, auf dem Rathause steht ein Kulturableiter. Aber die Menschen sind nicht schlimm".

---

1) v. Embden, Heinrich Heines Familienleben. S. 17.

Christiani war 1798[1]) in Kopenhagen geboren, wo sein Vater deutscher Hofprediger war. Als sein Vater 1814 Stadtsuperintendent in Lüneburg wurde, besuchte er das Johanneum, studierte dann Jura in Göttingen. Schon auf der Universität schriftstellerte er und war bei der Herausgabe einer Zeitschrift „Wünschelruthe" beteiligt. Daher nennt ihn Heine in einem Briefe „alter Wünschelruthhäuptling". Einige Gedichte von ihm sind in dieser Zeitschrift veröffentlicht.[2]) Auch hatte er, des Dänischen mächtig, Oehlenschlägers Trauerspiel: „Hugo von Rheinberg" übersetzt. Trotz wiederholentlicher Mahnungen Heines hat er seine anderen litterarischen Versuche nicht herausgegeben. Nachdem er Dr. jur. geworden, ließ er sich als Advokat in Lüneburg nieder und erhielt 1820 vom Lüneburger Magistrat eine Expektanz auf eine erledigte Stadtsekretärstelle, 1824 bekam er eine solche zunächst ohne Salär, 1825 mit 450 Thaler Gehalt. Unübertrefflich hat ihn Heine in dem bekannten, um diese Zeit entstandenen Gedichte charakterisiert:

Diesen liebenswürd'gen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft traktiert er mich mit Austern
Und mit Rheinwein und Likören.

Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und so kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohl befinde.

Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmut, meinen Witzen,
Eifrig und geschäftig ist er
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends in Gesellschaft
Mit begeistertem Gesichte
Deklamiert er vor den Damen
Meine göttlichen Gedichte.

O, wie ist es doch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden.

Man sieht nicht recht ein, warum Frensdorff (a. a. O.) die Beziehung auf Christiani bestreitet.

Weihnachten 1823 schickte Heine ihm seinen „Ratkliff" mit einer Widmung, deren letzte Verse lauten:

„Ich und mein Name werden untergehen,
Doch dieses Lied muß ewiglich bestehen."

So oft Heine nach Lüneburg kam, verkehrte er mit Christiani. Nachdem er Lüneburg verlassen, korrespondierte er eifrig mit ihm. Diese

1) Nicht 1797, wie Frensdorff (Allgemeine deutsche Biographie) angiebt. Im Lüneburger Kirchenbuch befindet sich die Notiz: „Karl Rudolf Ferdinand Christiani gestorben am 21. Januar 1858 in Celle an Unterleibsentzündung. Stand: Doktor der Rechte und Obergerichtsanwalt. Alter: 59 Jahre 11 Monate 24 Tage", demnach Geburtstag am 28. Januar 1798.

2) Vergl. Ernst Elster, Heine und Christiani in der „Deutschen Rundschau" 1901, Heft 8, 9 und 10, wo diese Gedichte wieder abgedruckt sind.

Briefe, 15 an der Zahl, von Göttingen, Lüneburg und München geschrieben, sind neuerdings von Elster veröffentlicht (Deutsche Rundschau 1901, Heft 8—10). Nach der Julirevolution wurde Christiani in die Hannöversche Kammer gewählt und gehörte dort zu den besten Rednern der liberalen Opposition. Das war der Glanzpunkt seiner Wirksamkeit. Mit Stüve und Dahlmann nahm er eifrig an den Beratungen des Staatsgrundgesetzes teil. Die norwegische Verfassung von 1825, die alle Vorzüge des Adels, sogar die Titel abgeschafft hatte, war sein Ideal. Obgleich er sich gegen die meisten Paragraphen des Entwurfs erklärt hatte, stimmte er doch 1833 für die Annahme des Ganzen.[1]) Darauf beziehen sich in dem Heineschen Gedicht: „An einen ehemaligen Goetheaner" (1832) die Verse:

Für des Volkes Oberhoheit
Lüneburgertümlich kämpfst du
Und mit kühnen Worten dämpfst du
Des Despoten Bundesroheit.

In der Fremd' hör' ich mit Freuden,
Wie man voll von deinem Lob ist
Und wie du der Mirabeau bist
Von der Lüneburger Heide.

Bis 1841 war er Mitglied der zweiten Kammer, dann wurde seiner politischen Thätigkeit durch Verweigerung des Urlaubs ein Ende gemacht. 1833 verheiratete er sich mit einer Cousine des Dichters, Charlotte Heine, einer Tochter Isaak Heines, des ältesten Bruders von Heinrich Heines Vater. Der reiche Onkel Salomon gab seiner Nichte 80000 Mark Banko als Mitgift. Heine schrieb infolgedessen aus Paris (15. Juli 1833) einen scherzhaften Brief an ihn: „Mon cher cousin, Wir können uns also jetzt wie die Könige anreden, Du bist nun also wirklich Mitglied unserer Familienmenagerie u.s.w." Auch in seinem Essay über Ludwig Börne (1840) gedenkt er im 4. Buche Christianis: „Wenn mein Vetter in Lüneburg dies liest, erinnert er sich vielleicht unserer dortigen Spaziergänge, wie ich jedem Betteljungen, der uns ansprach, immer einen Groschen gab, mit der ernsthaften Vermahnung: Lieber Bursche, wenn du dich etwa später auf Litteratur legen und Kritiken für die Brockhausischen Litteraturblätter schreiben solltest, so reiß mich nicht herunter".

Während der Zeit seiner politischen Thätigkeit war Christiani immer provisorischer Stadtsekretär geblieben; als nun im Jahre 1839 die erste Stadtsekretärstelle mit bedeutend größerem Einkommen frei wurde, machte Christiani Ansprüche an diese geltend. Der Magistrat konnte sich aber über seine Wahl nicht einigen, die Regierung mischte sich hinein, und es begann ein bitterer Streit zwischen der Landdrostei und dem

1) Über Christianis politische Thätigkeit vergl. v. Hassel, Geschichte Hannovers, Band I S. 316 flg.

Magistrat, der fast zwei Jahre dauerte. Ein Teil des Magistrats hielt sich an die Exspektanz von 1820 gebunden und wollte überhaupt nicht wählen, sondern ihn gleich in sein neues Amt einführen, da es kränkend für ihn sei, wenn er nach 16 jähriger Thätigkeit noch nicht definitiv angestellt würde. Auch bestritt der Magistrat der Landdrostei das Bestätigungsrecht; der zweite Bürgermeister dagegen nahm an der Person Christianis Anstoß. In Bezug auf das Bestätigungsrecht mußte der Magistrat nachgeben; die Landdrostei erkannte, auch im Einverständnis mit dem Ministerium, die Rechtsverbindlichkeit der Exspektanz nicht an und brachte außerdem dem Magistrat ein altes Reskript in Erinnerung, wonach „keine dem Landesherrn widrige Person erkoren noch aufgenommen werden sollte". Da nun der Magistrat die Bestätigung Christianis nicht erreichen konnte — es war die Zeit kurz nach 1837 —, beschloß er die Sekretariatsstelle provisorisch zu besetzen, bez. betreffs Christianis es beim alten zu belassen. Obgleich die Regierung dem Magistrat bei 50 Thaler Strafe gebot, die Stelle definitiv zu besetzen, setzte derselbe doch nach mancherlei Weiterungen seinen Willen beim Minister durch (13. Oktober 1840): Christiani blieb demnach bis auf weiteres provisorischer Stadtsekretär mit 450 Thaler Gehalt sine spe succedendi. Von dieser Zeit an geht es mit Christiani bergab; er war ein hochbegabter Mann, aber ihm fehlte der sittliche Halt; namentlich war seine Spielleidenschaft für ihn verhängnisvoll. 1843 schrieb Heine, als er von Paris nach Hamburg kam, an einen Freund über Christiani: „Der Wicht hat sein ganzes Vermögen verplempert, welches meine arme Cousine ihm als Mitgift zugebracht, 140000 Francs, die mein Oheim ihm geschenkt, und er hat unter lügnerischen Vorwänden meinem Oheim eine andere enorme Summe abgepreßt, der nichts mehr von ihm wissen will. Er hat das alles im Spiel verloren und man hat alles bei ihm versteigert, bis auf die Nippsachen seiner Frau herab. Welch ein Unglück." Was die im Briefe erwähnte enorme Summe anbetrifft, so sind damit wohl die 18000 Mark gemeint, die ihm Salomon Heine gab, um sich in Lüneburg ein Haus zu bauen. Er wußte dem Oheim immer von den Fortschritten des Baues zu berichten, und als dieser sich einmal den Neubau ansehen wollte, fand es sich, daß damit noch gar nicht begonnen war. Als daher nach einiger Zeit der Senator Stolz aus Lüneburg nach Hamburg kam und den alten Heine bat, Christianis Schulden zu bezahlen, lehnte es dieser auf drastische Weise ab. Doch vermachte er in seinem Testament Christianis Frau eine jährliche Rente von 300 Thalern. Was sonst die Lüneburger Lokalchronik über Christiani erzählt, wird besser der Vergessenheit anheimgegeben. 1846 wurde er pensioniert und erhielt eine kleine Pension, worauf er eigentlich kein Anrecht hatte. In

diesem Jahre hielt er sich zu wissenschaftlicher Forschung in Kopenhagen auf und erneuerte seine Bekanntschaft mit dem dänischen König Christian VIII., dem er einst im Jahre 1819 Lüneburgs alte Bauten gezeigt hatte. Man wirft ihm vor, daß er den König zu dem bekannten „offenen Brief" veranlaßt habe, und wenn das auch nicht der Fall sein mag, so verlor er doch durch sein unvorsichtiges und zweideutiges Verhalten die Gunst seiner deutschen politischen Freunde für immer.[1]) Vergeblich bewarb er sich in den fünfziger Jahren um ein Mandat zur zweiten Kammer. Sein alter Freund Heine kann es nicht unterlassen, seiner im „Testament" spöttisch zu gedenken:

> Und eine Schlafmütz' weiß wie Kreid',
> Vermach ich dem Vetter, der zur Zeit
> Für die Heidschnuckenrechte so kühn geredet,
> Jetzt schweigt er wie ein echter Römer.

Als Advokat ohne Praxis in kümmerlichen Verhältnissen, von seinen Freunden verlassen, von seinen Mitbürgern wenig geachtet: so verbrachte er das letzte Jahrzehnt in Lüneburg. Er starb 1858 in Celle, wo er zufällig Geschworener war.

Elster beurteilt ihn in seinem sehr ansprechenden Artikel zu milde: „Auch Christiani schwirrte dahin 'mit des Völkerfrühlings kolossalen Maienkäfern, von Berserkerwut ergriffen', anfangs ein titanischer Ringer, dann aber erlahmend und wie Horaz den Schild nicht allzu rühmlich zurücklassend. Eines blieb er in allem Wandel: eine achtbare geistige Kraft." Jedenfalls wird auch für ihn das Horazische: non omnis moriar gelten.

Kehren wir nun zu unserm Dichter zurück, der bis nach Weihnachten in Lüneburg geblieben war und beschlossen hatte, im Januar 1824 zum zweiten Male sich in Göttingen immatrikulieren zu lassen. Am 9. Januar schreibt er an seine Schwester: „Übermorgen reise ich ab". Doch verzögerte sich seine Abreise noch bis zum 19. Januar. Wir ersehen aus einem Briefe, den er noch unterwegs aus Hannover an seinen Freund Moser schrieb, daß es ihm schließlich doch noch in Lüneburg gefallen und es ihm schwer geworden war, sich von den hübschen Lüneburgerinnen zu trennen: „Lorsque mon départ de cette ville s'approchait, les hommes et les femmes, et principalement les belles femmes, s'empressaient de me plaire et de me faire regretter mon séjour de Lunebourg. Voilà la perfidie des hommes, ils nous font des peines même quand ils semblent nous cajoler." Und an seine Schwester unter dem 31. Januar 1824: „Ich glaube, Lüneburg muß eine schlechte Luft haben,

---

1) Das Nähere siehe darüber bei Elster a. a. O. S. 141 und 142.

fast keine gesunde Stunde genoß ich dort. Die Leute haben zwar alles aufgeboten, um mir das Nest angenehm zu machen, namentlich zuletzt. Ich habe die Reise ohne besondere Vorfälle gemacht. Die Lüneburger Heide ist ein Drittel der Ewigkeit und hat mich hinlänglich gelangweilt".

Im Jahre 1824 kam Heine nicht mehr nach Lüneburg; die Ferien verwandte er zu einer Harzreise und zu einem Besuch Goethes in Weimar. Auch der größte Teil des Jahres 1825 verging, ohne daß er seine Eltern wiedersah. Am 31. Juli 1825 schrieb er an seine Schwester: „Von Vater habe ich erfahren, daß Du die Blumenauen Lüneburgs verlassen. Ich bin noch immer in dem gelehrten Kuhstall Göttingen. Mitte September bin ich jedenfalls in Lüneburg". Und so traf er um diese Zeit wieder in Lüneburg ein und blieb bis nach dem 12. November dort. Auch sein Bruder Max, der zu Ostern das Johanneum verlassen hatte und in Berlin Medizin studierte, verlebte in Lüneburg seine Ferien. Der Ruhm des Dichters war seit seinem ersten Aufenthalt gestiegen, und er wurde von den intelligenteren Kreisen des Städtchens sehr aufgesucht. Außer mit Christiani erneuerte er in dieser Zeit seine Bekanntschaft mit Philipp Spitta, dem Dichter von „Psalter und Harfe". Zugleich muß der Bruch ihrer Freundschaft in diese Ferien gefallen sein. Von dieser Bekanntschaft weiß der Biograph Heines Strodtmann noch nichts. Erst durch die Biographen Spittas Münkel und Ludwig Spitta sowie durch Karpeles (Heine. Aus seinem Leben und seiner Zeit) ist Näheres über die Beziehungen beider Dichter festgelegt. Auch wissen ältere Lüneburger über das Zusammensein beider Dichter manches zu erzählen. Doch ist aus den oben angeführten Werken nicht zu ersehen, in welchem Jahre sie in Lüneburg zusammen gewesen sind. Beide Dichter lernten sich im ersten Drittel des Jahres 1824 in Göttingen kennen, wo Spitta der Mittelpunkt eines kleinen poetisch angelegten Kreises war, der sich „Tafelrunde" nannte. Auch Heine verkehrte in diesem Kreise und lernte Spitta schätzen. Interessant ist der Umstand, daß Heine Spitta 20 Thaler borgte, wofür sich dieser eine Harfe kaufte. Ostern 1824 verließ Spitta die Universität und wurde Hauslehrer in Lüne, dicht bei Lüneburg gelegen, bei dem Amtmann Jochmus, in welcher Stellung er $4^1/_2$ Jahre verblieb.[1]) Korrespondiert haben beide wohl nicht, doch hörten sie durch gegenseitige Freunde voneinander. So schreibt ein Freund Spittas an denselben nach Lüne: „Heine hat mir mehrere Male gesagt, daß er Deinen Genius achte und schätze, und grüßt Dich

1) Auch an diesem Hause ist im Frühjahr 1902 eine Tafel mit folgender Inschrift angebracht worden: In diesem Hause hat der Sänger von Psalter und Harfe Karl Joh. Philipp Spitta vom 4. Mai 1824 bis zum 6. Dezember 1828 gelebt und gedichtet.

aufs allerherzlichste und verbindlichste". Spitta erwiderte die Grüße; er erhielt auch durch Christiani Nachrichten und Grüße von Heine. So schreibt letzterer am 24. Mai 1824 an Christiani: „Schreiben Sie mir, wie Ihnen Herr Spitta gefallen hat; er ist ein reiner Jüngling, wovon Sie sich gewiß sehr angesprochen finden werden". Und am 24. September: „Von Spitta habe ich unterdessen mehrere Gedichte zu Gesichte bekommen, die mich mit vieler Achtung erfüllen und die mir mehr zusagen, als ihm die meinigen; besonders waren es einige der letzteren, die er seinem Freunde Peters zugeschickt, die mich sehr angesprochen. — — Ich will aber doch etwas sagen, was viel in sich begreift: Spitta ist ein Dichter". Dieser hatte frühzeitig die Doppelnatur unseres Dichters erkannt, dessen Herz er in einem Gedichte, das er Peters zusandte, mit einer Hütte verglich, in der die Liebe zu Hause war, aber allmählich erstirbt; da kommt der Teufel, nimmt Besitz in der Hütte und erquickt sich an dem Bilde der bleichenden Liebe, während Engel im Schlafgemach wundermild singen. Das ganze sehr ansprechende und wenig bekannte Gedicht lautet:

Es geht der Teufel wandern
Durch Feld und Stadt und Land,
Da hat er sich unter andern
Zu einer Hütte gewandt.

Das war eine stille Klause
Und doch ein Freudensaal,
Da war die Liebe zu Hause
Mit Engeln ohne Zahl.

Die Liebe fing an zu kranken
Und legte sich hin zur Ruh',
Doch deckten mit Blütenranken
Die lieben Engel sie zu.

Und unter Thränengeträufel
Schliefen sie endlich selbst ein,
Da trat just der leidige Teufel
In die stille Hütte hinein.

Er will sich immer erfrischen
An der bleichenden Liebe Bild,
Es singen die Engel dazwischen
Im Schlafe so wundermild.

Und wer in die Hütte mag schauen,
Dem wird so wohl und so bang,
Er sieht den Teufel mit Grauen
Und hört doch den Engelsgesang.

Als Peters das Lied Heine vorlas und dieser hörte, wem es gelte, traten ihm die Thränen in die Augen. „Mein Bild ist getroffen", sagte er. „Grüße Heine", schreibt Spitta am 18. November 1824 an Haccius, „und sage ihm, daß er sich überzeugt halten könnte, wie sehr mich meine Schuld immer gedrückt habe, und daß ich sie längst entrichtet haben würde, wenn es mir irgend möglich gewesen wäre. Sprich mit Heine in meinem Namen. Sicher will ich sie zu Ostern bezahlen mit allem Dank, den ein so geduldiger und bescheidener Gläubiger verdient" (Münkel, Ph. Spitta, S. 46). Zu Ostern 1825 berichtigte er seine Schuld. Am 26. Mai 1825 schreibt Heine an Christiani: „Grüßen Sie mir Spitta, wenn er noch in Lüne ist. Er ist ein Mensch, worin Poesie ist, und ich achte ihn. Ich bin der Meinung, es steckt etwas mehr in ihm als ein auf der grünen Jünglingspfeife hingepiepstes Frühlings-

liebchen". Als nun Heine im Herbst dieses Jahres nach Lüneburg kam, besuchte er Spitta. Darüber berichten die ungedruckten Memoiren von Maximilian Heine (Karpeles a. a. O. S. 97): „Eine andere bedeutende Bekanntschaft, die wir durch Heinrich machten, war Philipp Spitta, der Dichter so ausgezeichneter geistlicher Lieder. Welch ein körperlicher und geistiger Gegensatz zu Rudolf Christiani, dem schönen Redner und Schönredner! Damals lebte Spitta bei dem Amtmann Jochmus in Kloster Lüne, nur durch eine Allee mit der Stadt verbunden, als Hauslehrer so fromm, so still, so gemütlich, wie es seinem liebenswürdigen Charakter entsprach. In seinem Gartenstübchen saßen Heinrich und ich manche Stunde, besonders an freien Sonnabendnachmittagen, und hörten mit wahrer Andacht dem Vorlesen seiner Gedichte zu, von denen die meisten in der Sammlung 'Psalter und Harfe' später erschienen sind. Seine einfache Sprache hatte einen Wohllaut, der tief ins Herz drang". Anderseits war aber natürlich, daß diese Freundschaft nicht lange dauern konnte, denn beide waren zu verschiedene Naturen. Heine konnte es nicht lassen, alles zu verspotten, was Spitta heilig war; sogar in Gegenwart von Spittas Zöglingen machte er eine hämische Bemerkung über ein Kruzifix, und Spitta fühlte wohl, daß sein Umgang mit dem Weltkind zu seinen sonstigen Anschauungen nicht paßte. Deshalb sagte er ihm endlich: „Willst du mir einen Gefallen thun, Heine?" „Recht gern", erwiderte Heine, „wenn ich's kann." „Nun so bitte ich dich", versetzte Spitta, „komm nicht wieder." In höchster Aufregung ging Heine fort und suchte eine Gelegenheit, sich zu rächen. Darauf bezieht sich die Stelle in Spittas Tagebuch: „Mir wurde erzählt, Heine habe in dem zweiten Teil seiner Reisebilder mich zur Zielscheibe seines Witzes gemacht, und zwar wegen der 'Lieder für Handwerksleute', die ich herausgab, als ich dich, Herr, noch nicht kannte. Dadurch wurde ich, was ich so gern vermeide, das allgemeine Gespräch der Leute". Ohne Zweifel meint Spitta die Stelle im zweiten Teil der „Reisebilder" in dem Buche „Ideen oder das Buch Le Grand", das größtenteils in Lüneburg gearbeitet worden war, wo es im 13. Kapitel heißt: „Eine andere Erfindung will ich zum Heile der Litteratur nicht verschweigen und will sie gratis mitteilen: Ich halte es nämlich für ratsam, alle obskuren Autoren mit ihren Hausnummern zu citieren. Diese 'guten Leute und schlechten Musikanten' — so wird im 'Ponce de Leon' das Orchester angeredet —, diese obskuren Autoren besitzen doch immer selbst noch ein Exemplärchen ihres längstverschollenen Büchleins, und um dieses aufzutreiben, muß man also ihre Hausnummer wissen. Wollte ich z. B. Spittas 'Sangbüchlein für Handwerksburschen' citieren — meine liebe Madame, wo wollten Sie dieses finden? Citiere ich aber: 'Vid. Sang-

büchlein für Handwerksburschen von Ph. Spitta, Lüneburg auf der Lünerstraße Nr. 2, rechts um die Ecke' — so können Sie, Madame, wenn Sie es der Mühe wert halten, das Büchlein auftreiben. Es ist aber nicht der Mühe wert".

Spitta war als Student noch nicht der fromme Sänger. Die „Tafelrunde" in Göttingen hatte ein Buch von ihm herausgegeben: „Sangbüchlein der Liebe für Handwerksburschen" — Heine hat also auch falsch citiert —, das den Volkston anschlug und großen Beifall fand. Er selbst wollte allerdings nicht viel von diesem Erstlingswerk wissen und übergab es gern der Vergessenheit; auch Heine hatte schon früher in einem Briefe an Christiani zwei Drittel dieser Gedichte unter aller Kritik genannt, während sein ehemaliger Freund, B. Rousseau, in der „Rheinischen Flora" von 1825 über das Sangbüchlein urteilte, die darin enthaltenen Volkslieder seien das Trefflichste, was wir in diesem Genre neben Goethe und Uhland besäßen, worüber sich Heine, von dem einige Gedichte in derselben Zeitschrift abgedruckt waren, sehr geärgert haben mochte.

Übrigens hatte Lüne für unseren Dichter, der sich für Frauenschönheit begeisterte, noch einen anderen Anziehungspunkt: es war die schöne Frau Amtmann Jochmus geb. Meyer, deren Bruder er ebenfalls in Göttingen kennen gelernt hatte. Schon ehe Spitta in Lüne war, schreibt Heine an Christiani (26. Januar 1824): „O die Jochma[1]), die schöne Oase in der Lüneburger Wüste. Ich beneide Sie, die schöne Frau oft zu sehen. Nur Dschami könnte ihr Äußeres beschreiben". Ebenfalls am 7. März: „Empfehlen Sie mich gelegentlich der schönen Sultanin in Lüne". Auch Spitta trat der Mutter seiner Zöglinge nahe, aber es ist bezeichnend für den frommen Sänger, daß er über ihr Äußeres kein Wort verliert. Nachdem Heine im November 1825 Lüneburg verlassen hatte, schreibt er von Hamburg aus im Dezember an Christiani: „Grüße mir alle Bekannte. Entschuldige mich nochmals bei Hagen[2]), daß ich ihn vor meiner Abreise nicht gesehen. Aber die schöne göttingleiche

1) Frau Jochmus war eine kluge, tiefreligiöse Frau, wie ihre Briefe an Spitta beweisen. Als sie im Februar 1829 mit Christiani und mehreren Familien nach Hamburg gefahren war, besuchte ersterer Heine und bestellte ihr von diesem laut über Tische Grüße, wenn er es nach dem zweiten Teil seiner Reisebilder noch wagen dürfe. Er hätte sich wieder, schreibt sie in einem ungedruckten Briefe an Spitta, nach seiner eigentümlichen Weise benommen, Thränen im Auge und einen Fluch auf den Lippen.

2) Karl Friedrich Haage, 1801 in Gotha geboren, kam in demselben Jahre nach Lüneburg wie Heine (1823) als adjunctus des Direktors des Gymnasiums, verkehrte viel mit dem Dichter, war ein bedeutender Schulmann, seit 1834 alleiniger Direktor des Gymnasiums. († 1842.)

Jochma, was willst Du dieser von mir sagen, wenn Du sie siehst? Sag' ihr, daß ich ein Lump sei, der es nicht verdient, von der Sonne beschienen zu werden. Sag' ihr, daß, wenn ich Celle[1]) ausnehme, sei sie die schönste Frau im ganz Hannoverschen. Ich bin ein Unglücklicher, oder, was noch mehr sagen will, ein Esel. Du glaubst nicht, wie sehr es mich quält, die Amtmännin nicht gesehen zu haben. Grüß auch mir Amtsassessor Melis, sowie auch Deine Familie, den Herrn . Penz[2]), ganz apart das kleine Mystikerchen".[3]) Daß er Spitta nicht grüßen läßt, ist ein weiterer Beweis dafür, daß der Bruch Michaelis 1825 erfolgte. Auch beweist der Brief, daß Heine in Lüneburg doch nicht so zurückgezogen gelebt hat, wie Strodtmann und andere behaupten. Bis Mitte November weilte Heine in Lüneburg. Einige Tage war er durch ein Knieleiden am Ausgehen verhindert. Fünf Briefe aus dieser Zeit, an Moser, Friedrick, Robert u. a., sind erhalten.

Er ging von hier nach Hamburg und überwachte den Druck des ersten Bandes seiner Reisebilder. Auch in Lüneburg hatte er daran gearbeitet, — außer dem Liedercyklus „Die Heimkehr" enthielt der erste Band die Harzreise und die erste Abteilung der „Nordsee".

Von einem kurzen Besuch in Lüneburg am 13. Januar 1826 erfahren wir durch ein an Christiani geschriebenes Billet von Lüneburg. Nachdem er sich im Sommer in Norderney und Helgoland aufgehalten hatte, traf er wieder am 23. September in Lüneburg ein und blieb bis Mitte Januar 1827 dort. Seine Eltern hatten Johanni 1826 ihr Logis im Wahlstabschen Hause mit einer andern kleineren Wohnung am Marktplatz vertauscht. Am 6. Oktober schreibt er an Friedrich Merckel: „Ich habe hier bereits acht große Seebilder geschrieben, höchst originell. Ich übereile mich gar nicht. Lüneburg ist nicht an einem Tage gebaut und Lüneburg ist noch lange nicht Rom. Mit Christiani verkehre ich hier wie gewöhnlich, er ist mir von allen Freunden der bequemste". Der zweite Teil der Reisebilder sollte, wie er an Varnhagen von Ense schrieb (24. Oktober), die zweite und dritte Abteilung der „Nordsee" enthalten, die letztere in Prosa, die erstere wieder in kolossalen Epigrammen, noch origineller und großartiger als die früheren, dann die Ideen oder das

1) Frau v. Anderten, Tochter des Generals von Bennigsen, die er in Norderney kennen gelernt hatte.

2) v. Penz war Leutnant im 5. hannoverschen Infanterieregiment (geb. 1791, † 1848).

3) Der Gruß an das kleine Mystikerchen ist ironisch zu verstehen. Gemeint ist der damalige Pastor an St. Nicolai Deichmann, später Senior an St. Johannis in Lüneburg (geb. 1792, † 1864). Er war nicht groß von Gestalt und der einzige Geistliche, der der pietistischen Richtung angehörte. Eine Predigt über die Wiedergeburt hatte den besonderen Beifall Spittas gefunden.

Buch Le Grand, die Memoiren über Polen und Briefe aus Berlin, geschrieben im Jahre 1822. „Doch ist dies die Form, ich schreibe die Briefe eigentlich jetzt." Auch die Gedichte „Neuer Frühling" wurden dem zweiten Bande der Reisebilder eingereiht. „Ich stecke im elften Seebild", schreibt er am 13. Oktober an Moser. Und an Christiani schickte er Mitte November das zweite Kapitel seiner „Ideen" mit dem Ersuchen, niemand etwas davon zu sagen. Auch das Gedicht „Einem Abtrünnigen", das sich auf die Taufe von Eduard Gans bezieht, ist in Lüneburg gedichtet worden: „Ich habe hier fürchterlich gearbeitet. Das verdammte Abschreiben ist das Bitterste", schreibt er an Merckel unterm 10. Januar 1827. Es stammen aus dieser Zeit 13 Briefe.

In seiner Erholungszeit verkehrte er mit Freunden und Bekannten, von denen einige oben genannt sind, ging viel mit Christiani spazieren, beteiligte sich an einem Klubessen im Kaulitzschen Gesellschaftshause[1]), wie er an Merckel 16. November 1826 schreibt, bei welchem ihm Obersyndikus Küster gesagt habe, daß er (Merckel) gesund und wohl sei.[2]) Auch sein Bruder Max weilte in den Michaelisferien wieder in Lüneburg. Wenn Heines Biograph Strodtmann über diese Zeit den Satz schreibt (a. a. O. I, 468): „Manchmal auch schlenderte er an freundlichen Herbsttagen nach dem nahegelegenen Wienebüttel hinaus, wo er in der Familie des dortigen Predigers, eines Schwagers von Merckel, anregende Unterhaltung fand", so ist hier Wahres und Falsches vermischt. Falsch ist, daß in Wienebüttel — dem jetzt zu der Irrenanstalt gehörenden Gute — ein Prediger wohnte, richtig, daß Heine häufig dorthin ging. So fragt er schon 1824 im März bei Christiani an, ob er oft nach Wienebüttel gehe, und am 1. November 1826 schickt er ihm ein Billet folgenden Inhalts zu: „Willst Du nach Wienebüttel gehen? Wenn das der Fall ist, will ich mich von Dir abholen lassen. Im Fall Du noch bei Tisch bist, wünsche ich Dir eine gesegnete Mahlzeit, bei der meinigen war heute leider nicht viel Segen und Braten. Trotzdem preise ich meinen Schöpfer und bin wohlgemut. Dein aufrichtiger Freund Heine". In Wienebüttel befand sich nämlich eine Kaffeewirtschaft, in der die Honoratioren des Ortes viel verkehrten, wie Superintendent

---

1) Dieser Klub hat seit 1789 bestanden und ist am 1. Oktober 1901 eingegangen. Im Jahre 1806 beschloß der Vorstand ein Buch anzuschaffen, in dem jeder den Klub besuchende Fremde seinen Namen einzuzeichnen hatte, wofür das Mitglied, das den Fremden einführte, sorgen sollte. So finden wir unterm 10. Oktober 1823 „stud. Heine von Christiani" eingeführt verzeichnet. Ebenfalls hat sich unterm 1. Oktober 1826 H. Heine, Dr. jur., selbst eingetragen.

2) Küster, geb. 1777, gest. 1860, seit 1814 Obersyndikus in Lüneburg. In den letzten 25 Jahren seines Lebens erblindet.

Christiani[1]), Prediger Merckel[2]), Protosyndikus Küster, der spätere Direktor des Johanneums Karl Haage, der Rektor der Realschule Volger[3]) u. a. Als eines Tages eine lebhafte Unterhaltung über religiöse Fragen stattfand und der Direktor Haage zu Heine sagte: „Ich begreife nicht, wie Sie bei solchen Ansichten Christ — Heine hatte sich 1825 in Heiligenstadt taufen lassen — werden konnten, antwortete dieser: „Der Taufzettel ist das Entreebillet der europäischen Kultur".[4])

Am 15. Januar 1827 traf Heine, um den Druck seiner Reisebilder persönlich zu überwachen, wieder in Hamburg ein und trat im April d. J. eine mehrmonatige Reise nach London an. Nach Karpeles (a. a. O. S. 195) war er am 7. April zu einem Besuch bei seinen Eltern in Lüneburg. Im Herbst desselben Jahres entschloß er sich, nach München zu gehen. Auf der Durchreise war er — zum sechsten Male — wieder vier Tage (26. bis 30. Oktober) hier. Er schreibt noch mehrere Briefe an Moser und Varnhagen v. Ense und eilt weiter. „Ich traue den Hannoveranern nicht sonderlich."[5]) Aus München (15. Dezember) entschuldigt er seine schnelle Abreise bei Christiani: „Liebster Genetiv von Christianus! Die Ursachen meiner schnellen Abreise von Lüneburg hast Du gewiß nicht begriffen. Es geschah nur, um jemanden zu vermeiden". Von München ging es dann im nächsten Jahre weiter gen Italien.

Im Sommer 1828 siedelten seine Eltern von Lüneburg nach Hamburg über, wo sein Vater schon am 2. Dezember infolge eines Nervenschlages starb.

Nach dem Tode seines Vaters war Heine noch einmal zum Besuch bei Christiani — vielleicht 1829 oder 1830 — in Lüneburg. Er redete vornehmlich vom Tode seines Vaters: „Ja, ja! Da reden sie von einem Wiedersehen in verklärter Lebensgestalt! Was thue ich damit? Ich kenne ihn in seinem alten braunen Überrock, und so will ich ihn wiedersehen. So saß er oben am Tische, Salzfaß und Pfefferdose vor ihm, das eine rechts, das andere links, und wenn wieder die Pfefferdose rechts stand und das Salzfaß links, so stellte er das um. Im braunen Überrock kenne ich ihn, und so will ich ihn wiedersehen".

---

1) Christoph Christiani, geb. 1761, seit 1814 Superintendent in Lüneburg, Begründer der hiesigen Volksschule (1816), gest. 1841 in Lüneburg als pensionierter Superintendent.

2) Johann Merckel, geb. 1795 zu Lüneburg, 1825 Hauptpastor an St. Lamberti, gest. 1859 ebendaselbst.

3) Wilhelm Friedrich Volger, geb. 1794 in Reetze bei Lüneburg, 1867 pensioniert, gest. 1879. Bekannt durch seine Lehrbücher der Geographie und Geschichte.

4) Später unter „Gedanken und Einfällen" veröffentlicht.

5) Er fürchtete wegen des zweiten Bandes der Reisebilder, die in Hannover zuerst verboten wurden, wohl für seine Freiheit.

Vier Thesen über die Frage: „Nach welchen Gesichtspunkten ist der deutsche Aufsatz in den oberen Klassen zu beurteilen?“[1])

Von Professor Dr. **Paul Schwartzkopff** in Wernigerode.

These 1. Es lassen sich fünf objektive Hauptgesichtspunkte für die Beurteilung unterscheiden: a) der sachliche, stoffliche oder psychologische, b) der logische, c) der sprachliche, d) der ästhetische, e) der mechanische, f) der sittliche.

Unter den sachlichen Gesichtspunkt gehört die Vollständigkeit und Fülle des Stoffes u. dergl.; unter den logischen die Richtigkeit der Auffassung des Themas, die Sachgemäßheit der Disposition, die Richtigkeit der Begriffsbestimmung überhaupt und die folgerichtige Art der Gedankenentwickelung; unter den sprachlichen die Sprachrichtigkeit; unter den ästhetischen die Formvollendung des Ausdrucks und Geläufigkeit des Stils; unter den mechanischen die Richtigkeit der Schreibung und Sorgfalt der Schrift. (Unter den sittlichen endlich fällt die Gesinnung, in welcher der Aufsatz geschrieben wird. Letzterer gehört indes noch mehr unter vier Augen, als in die Aufsatzcensur. Denn er kommt nicht sowohl für den Ausweis einer gewissen geistigen Befähigung und eine gewisse Höhe der intellektuellen Bildung, als vielmehr für die Beurteilung des Charakters und der sittlichen Persönlichkeit des Schülers in Betracht, braucht also für unsere Aufgabe nicht weiter berücksichtigt zu werden.)

These 2. Um diesen Gesichtspunkten Angemessenes leisten zu können, wird vom Schüler subjektiv normales Vorstellen, Denken und Darstellen erfordert. Der Fähigkeit unwillkürlichen Vorstellens entspricht der sachliche, der unterscheidenden und beziehenden Funktion des Denkens der logische Gesichtspunkt. Die Fähigkeit der Darstellung, welcher der sprachliche und ästhetische Gesichtspunkt entspricht, ist wesentlich von der Kraft der Seele, spontan vorzustellen und zu beziehen, zu unterscheiden und zu vergleichen, abhängig, also von dem sachlichen und logischen Gesichtspunkte. Das eigentümliche Zusammenwirken beider stellt sich in den Erscheinungen der anschauenden und kombinierenden Phantasie dar, deren Stärke wesentlich durch die Lebhaftigkeit und Innigkeit des Gefühls bedingt ist. Der mechanische Gesichtspunkt hat es mit den mechanischen Fähigkeiten der Seele zu thun.

These 3. Der Aufsatz hat das Ziel, daß der Schüler denken und sprechen lerne (untere Klassen) oder dies annähernd (obere Klassen) oder

1) Die rechte Auswahl und Vorbereitung des Aufsatzes wird im folgenden durchweg vorausgesetzt.

wirklich könne (Abgangsprüfung), also in seinem Kreise richtig urteile und das Urteil richtig ausdrücke. Daher ist bei der Wertbeurteilung des Aufsatzes der oberen Klassen der Hauptnachdruck auf den logischen und sprachlichen Gesichtspunkt zu legen. Der geistige Reichtum wird unter dem psychologischen Gesichtspunkt bezeugt und erkannt. Die schöne Form der Darstellung ruht auf dem ästhetischen Gesichtspunkte. Die Befriedigung der notwendigen mechanischen Voraussetzung des Aufsatzes endlich, welche sich auf seine Äußerlichkeit bezieht, ist einfach als in den mittleren Klassen erreicht vorauszusetzen, sollte daher normalerweise für die oberen nicht mehr in Betracht kommen. Der sprachliche Gesichtspunkt pflegt in den oberen Klassen in der Regel ebenfalls von einem überhaupt bildungsfähigen Schüler befriedigt zu werden. Der ästhetische aber kann an sich das Urteil nicht entscheiden, sondern es nur heben oder herabmindern (von einem durchaus erheblichen Ausfall der Forderung unter diesem Gesichtspunkte abgesehen).

These 4. Nicht ohne Schwierigkeit ist die Frage, ob ein Aufsatz noch oder nicht mehr genügt. Dies allein sind die entscheidenden Censuren. Die Schwierigkeit betrifft insbesondere das Wertverhältnis zwischen dem logischen und psychologischen Gesichtspunkte. Diese verhalten sich als Korrelate wie die innere Form zu ihrem Stoff. Sie sind demnach insofern gleichwertig für die Beurteilung der Leistung. Mithin sind Mängel unter dem sachlichen, falls sie nicht zu erheblich sind, durch gleichwertige Vorzüge unter dem logischen Gesichtspunkte und umgekehrt auszugleichen. Überhaupt ist das Urteil nicht einseitig unter dem logischen oder einem andern Gesichtspunkte, sondern so zu fällen, daß die Gesamtleistung in Betracht gezogen wird. Die Antwort auf die Frage, ob ein Mangel erheblich ist oder nicht, ist natürlich bis zu einem gewissen Grade stets subjektiv. Denn sie hängt zuletzt von der Persönlichkeit und Lehrerfahrung des Lehrers ab.

Zu 3 und 4. Zu besserem Verständnis meiner Meinung habe ich nur für 3 und 4 noch einiges hinzuzufügen. Die Fülle des Stoffes bezeugt den Reichtum des Geistes, Ausdruck und Stil seine Begabung nach der Seite des Gefühls und der Phantasie, die logische Befähigung seine Klarheit. Wo sich Fülle des Stoffs mit gutem Ausdruck und Stil verbindet, haben wir einen begabten Geist auch dann vor uns, wenn dieser es noch an einer gewissen Ordnung seiner Gedanken fehlen läßt. Je kleiner das Gebiet, desto leichter und schneller wird es geordnet; je umfassender, desto schwieriger. Es ist eine verhältnismäßig größere logische Kraft erforderlich, um ein größeres Gedankenreich zu beherrschen. So verleitet oft gerade den Begabteren die größere Fülle und Tiefe

seines Denkens zu Abschweifungen, und die Phantasie des jungen Dichters ist zur Anwendung von Bildern geneigt, welche zuweilen schief ausfallen müssen. Nicht zahlreich sind diejenigen, welche schon auf der Stufe der Prima gleichzeitig tief und scharf denken. Klarheit und geistiger Reichtum der Jugend stehen im Gegenteil vielfach im umgekehrten Verhältnis. Dies gilt von einer nicht geringen Zahl der das Mittelmaß überragenden Köpfe, welche genial, produktiv, künstlerisch, poetisch veranlagt sind. Diejenigen aber, deren Unklarheit im Denken nicht aus Armut, sondern aus Reichtum stammt, werden die nötige Klarheit im späteren Leben nachholen.

So werden die flacheren Geister hier den logischen Anforderungen fast immer besser entsprechen. Und doch ist ein geordneter gedankenleerer Aufsatz nicht höher zu stellen, als ein ungeordneter gedankenreicher. Beide sind ungenügend. Wollte der Lehrer nun einseitig logisch urteilen, dann würden meist die Mittelmäßigen ohne Anstand durchs Examen kommen, dagegen weit tiefer und bedeutender Angelegte als konfuse und unklare Köpfe durchfallen. Und doch werden gewisse langsamer zur Klarheit und Ordnung vordringende Denker, wie ein Wilhelm von Humboldt es in seiner Jugend war und viele andere, einst der Menschheit, ja selbst der Wissenschaft Größeres leisten, als manch schnell fertiges Küchlein.

Wir Lehrer aber, die wir nicht genial zu sein pflegen und es auch hier und da an rechter Geisterscheidung fehlen lassen, müssen acht darauf haben, daß wir genialen Schülern gegenüber nicht unbillig sind. Dies würden wir z. B. sein, wenn wir einen größeren Reichtum und eine höhere Schönheit der Gedanken nicht einen gewissen Mangel an Klarheit ausgleichen ließen. Wir sollen die geilen Ranken der Phantasie beschneiden, aber nicht die Phantasie töten, an der eben heute nicht Überfluß herrscht, und sollen den Geist nicht dämpfen. Selbst die Anfänge eignen Denkens im Sinne des Selbstdenkens bei Oberprimanern erscheinen mir nicht ohne weiteres als Kontrebande. Ich kann es nicht als richtig anerkennen, wenn man das Selbstdenken einschüchtert. Im Gegenteil glaube ich, daß die Schule vor allem zum Selbstdenken anleiten sollte. Wenn ich also auch das glatte Durchkommen klarer Gewässer nicht beanstande, so befürworte ich doch bei der Beurteilung des gärenden Mostes zukünftiger Edelweine mildernde Umstände, falls derselbe noch nicht gänzlich abgeklärt sein sollte. Sonst könnte es einem logischen Fanatiker leicht so gehen, wie es von den Lehrern Hegels erzählt wird. Sie stellten diesem im übrigen ganz gute Zeugnisse aus, sprachen ihm jedoch ausdrücklich jede philosophische Begabung ab. Sie haben sich damit zum ewigen Gelächter der Nachwelt gemacht.

Was die Schätzung des Dispositionsschemas im besondern betrifft, so möchte ich auch hier vor Überschätzung warnen. Ohne Zweifel kann man einen Gegenstand nur nach seinen wesentlichen Merkmalen richtig bestimmen. So hat auch jeder Aufsatz seine natürliche Gliederung. Wer gegen diese fehlt, behandelt das Thema falsch. Aber schon die Ordnung der Hauptglieder kann unter Umständen verschieden und doch gleichwertig sein. Anderseits kann eine bis ins einzelnste durchgeführte Anatomie des Gedankenganzen allerdings einen gewissen propädeutischen Wert haben und mag in diesem Sinne geübt werden. Ein solches Skelett hat aber für den einzelnen Aufsatz wenig Zweck; wenn man nur die Hauptteile festgestellt hat. Die Unterabteilung mit A, a, α, a', α' u.s.w. macht man in der Regel nicht vor, sondern erst nach dem Aufsatz.

Mag man nun aber auch theoretisch sich über die wichtigsten Gesichtspunkte für die Beurteilung der Aufsätze und ihr Verhältnis zu einander einigen, so wird doch die Frage, ob ein Aufsatz in dieser oder jener Hinsicht einen erheblichen oder weniger erheblichen Mangel zeige, sich nur in concreto beantworten lassen und selbst dann oft eine verschiedene Antwort, je nach der Persönlichkeit und Unterrichtserfahrung des Deutschlehrers, zu gewärtigen haben. Die Probe wird einst das Leben machen. Und dies urteilt oft anders, als mancher Gewaltherrscher der Schulbänke oder des grünen Tisches. Der einzige Schutz gegen die Gefahr verkehrter Beurteilung ist, daß man die Persönlichkeit des Schülers als ganze und die Leistung als ganze abzuwägen verstehe. Und dazu thun mehr ein unparteiisches, gesundes Auge, ein guter Menschenverstand und ein durch Übung entwickelter psychologischer und didaktischer Takt, als einseitiger Scharfsinn.

Über das Verhältnis der einzelnen Censuren zu einander zu sprechen, lohnt nicht. Das lehrt nur die Praxis. Nur auf sie gestützt lernen wir allmählich das Mittelmaß der Schülerleistungen einer bestimmten Stufe kennen. Danach kann man dann abschätzen, wie hoch gewisse Aufsätze dasselbe übersteigen, oder wie tief sie darunter sinken. Die entscheidenden Censuren, auf die es vor allem ankommt, sind nur die beiden: genügend oder nicht genügend; entscheidend zumal bei der Abgangsprüfung im Deutschen, bei welcher es keine Kompensation giebt, wo also eine nicht genügende Censur den Durchfall des Prüflings ohne weiteres besiegelt. Ich leugne keineswegs das Recht dieser Einrichtung. Im Gegenteil. Denn der Aufsatz ist, unter normalen Verhältnissen, ein sicherer Maßstab für die erreichte Gesamtbildung des Schülers. Jedoch wird eben im Hinblick hierauf gerade der gewissenhafte Lehrer im einzelnen Falle seinen angelernten Maßstab bis auf ein gewisses Maß zu modifi-

zieren haben. Nur so kann man eine durch die Sprödigkeit des übrigens regelrechten und gerechten Reglements bewirkte Ungerechtigkeit durch Billigkeit mildern. Die Schüler sind ja nicht um der Reglements willen da, sondern die Reglements um der Schüler willen. Wohl muß der Wahrhaftigkeit die Liebe geopfert werden. Wo aber ein starres Sachrecht gegen gewisse Persönlichkeiten zum Unrecht wird, muß es durch Billigkeit erweicht werden. Auch die Lehrer sollen nicht mit Kain fragen: Soll ich meines Schülers Hüter sein? Denn sie sind wirklich dazu bestellt. Nur muß alles mit unverletztem Gewissen geschehen.

Luthersches.

Von Dr. Friedrich Bothe in Frankfurt a. M.

I.

Unter demselben Titel bringt Pietsch in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung 1900, S. 26 einige Neuuntersuchungen von Ausdrücken, die schon viel von sich reden gemacht haben. Namentlich meint er aus einer bisher nicht beachteten Stelle in Luthers Werken einen festen Standpunkt gewinnen zu können für die Beurteilung von

„Das Wort sie sollen lassen stan
und kein dank dazu haben"

in „Ein feste Burg ist unser Gott".

Bisher neigte die Mehrheit der Auffassung R. Hildebrands zu, wonach dank = Absicht, Wille sein soll. Der Sinn, welcher dadurch entstünde, wäre ja recht treffend und stimmte in seiner trotzigen Kraft zu dem Lutherschen Wesen aufs bündigste. Nur kann ich nicht glauben, daß zu Luthers Zeit die eigenartige Konstruktion möglich sein soll, wonach „und" steht für „auch wenn" (sie keine Absicht, Willen, Lust dazu haben). Anderenfalls würde ich diese Erklärung mit Freuden mir aneignen.

Pietsch ändert nun etwas die Bedeutung von dank; wie Lyon, Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. XIV, 11, 739—745 meint, ohne rechten Grund. Er meint, ähnlich wie Bach, Nationalzeitung 1883, 3. Aug., „dank" müsse = „Gedanke" sein und folgert dies aus einer Stelle in Luther: Von heimlichen und gestolen brieffen (1529). Lufftsche Urdruck, Bl. C 4 a. Demnach soll unser Wort nun den Inhalt haben: sie sollen das Wort stehen lassen „und kein darauf gerichtetes Denken haben". Es wird ja so freilich die Schwierigkeit der Konstruktion beseitigt, aber dies geschieht

auf Kosten des Sinnes. Denn was ist so sehr Verurteilenswertes an dem Gedanken „dazu“, d. h. an das Wort? Man müßte „dazu“ schon fassen = dagegen. Und so scheint Pietsch es zu wollen, da er erklärt: „keinen Gedanken auf das Wort richten, es nicht einmal in Gedanken antasten“. Die Richtigkeit dieser Auslegung wäre doch aber noch zu beweisen; auch muß Pietsch zugestehen, daß Luther bei dem Worte „denken“ stets an sonst setzt. Zum mindesten würde, wie Lyon behauptet, Hildebrands Deutung von dank als Absicht hier ebensogut sein: keine Absicht gegen das Wort haben. Aber einem wie dem anderen fehlt das Markige, Wuchtige der Hildebrandschen Auffassung der ganzen Stelle. Die feine Scheidung der Abwehr von Gegnerschaft dem Worte gegenüber nimmt sich wie ein schwaches Hälmlein aus inmitten der gewaltigen Säulen, auf denen das Gebälk der Glaubensburg ruht. Auch meine ich, daß der Wortlaut des von Pietsch (a. a. O.) angezogenen Beispiels: „und sols keinen danck dazu haben“ ihn im Stiche läßt. Ich kann mich nicht dazu verstehen, das s in sols für ein bei Luther häufig auftretendes „überflüssiges“ s zu halten, wenigstens nicht, wenn eine gute Erklärung des Dastehenden möglich ist. Und bei Pietschs Stellungnahme wäre in der That seine Tilgung unumgänglich, da ja schon „dazu“ zu „danck haben“ in Beziehung steht. Daß Koglers Behauptung (Ztschr. d. Allg. Deutschen Sprachvereins 8, 81): keinen dank dazu haben = „keinen Gedanken daneben haben, nichts hineinklügeln“, auf schwachen Füßen ruht, ist schon von Kohlschmidt und von Fischer (ebenda 118) nachgewiesen.

Nun steht in Grimms D. W. 2, 729/730; 5, daß dank haben in späterer Zeit heiße: „sich jemandem verpflichtet fühlen“, in älterer Zeit dagegen soviel wie „für etwas belohnt werden“.

Aber ich glaube noch aus dem Beginne des 30jährigen Krieges einen Beleg bringen zu können, wo dank haben gleichzusetzen ist: Nutzen, Vorteil haben. In einer Flugschrift aus jenen Tagen fand sich die Wendung: Was Chur Sachsen Churf. Gnaden vor einen danck dabey haben. Ich habe mir damals, als ich die Schrift bei Abfassung einer historischen Arbeit verwertete, vermerkt, daß hier danck = Vorteil, Nutzen sei. Leider kann ich mich jetzt nicht von der Richtigkeit überzeugen, da ich die Schrift nicht zur Stelle habe. Sie ist in der Göttinger Universitäts-Bibliothek Tractatus bellum tricennale concernens H. Ger. un. VIII, 75; 24. Vielleicht sieht sie jemand ein und berichtigt mich oder bestätigt die Wahrheit. Im letzteren Falle wäre es möglich, daß auch Luther hat sagen wollen: Sie sollen das Wort stehen lassen und keinen Vorteil, Gewinn dazu (= dabei = daran? am Worte?) Nutzen davon (vom Stehenlassen?) haben.

Und doch glaube ich von einer anderen Seite her dem von Luther Gewollten noch näher kommen zu können.

Pietsch hat in dankenswerter Weise die von den verschiedensten Seiten und nach den verschiedensten Richtungen hin geäußerten Auffassungen von dank haben zusammengestellt. So erfahre ich denn, daß schon Scheffler in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 8 (1893), Sp. 35 für die Gleichsetzung von dank mit Lohn eingetreten ist. Und zwar meint er dank als lohnende Vergeltung ansetzen zu müssen. Ob in der That der sonstige Sprachgebrauch Luthers nur dies allein zuläßt, werden wir weiter unten zu prüfen haben. Ähnlich stellt sich Kohlschmidt (s. o.) zu der Frage: ihm ist Dank = Segen (Gottes). Fischer (s. o.) nimmt es für die Bedeutung Ritterdank, Turnierdank in Anspruch. Ebenso Sprenger, Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. 7, 683/4. Mir sagt dies nicht zu: nicht nur, weil wir es mit einem ernsten Kampfe, nicht mit einem leichten Spiele zu thun haben (der Plan ist das Schlachtfeld), R. Hildebrand, Beiträge zum deutschen Unterr. 1897; 366, sondern weil sie für ihr Abziehen gar keinen Siegespreis = dank erwarten könnten.

Ich stehe auf dem Standpunkte, daß keinen dank dazu haben gleich ist ohne dank in der Bedeutung ohne Anerkennung. Sie sollen das Wort stehen lassen und nicht einmal dafür bedankt sein, daß sie zurückweichen; es ist ganz selbstverständlich, daß sie es stehen lassen; wir fühlen ihnen gegenüber nicht das Gefühl der Verpflichtung für erwiesene Güte.

Auch der von Pietsch zum Beweise für die Richtigkeit seiner Gleichsetzung von dank und Gedanke vorgeführte Satz: „und sols keinen danck dazu haben" fügt sich gut der von mir für dankhaben vorgeschlagenen Bestimmung. Ja, es wird sogar das des heimlichen Einschleichens angeklagte s glänzend freigesprochen. Luther sagt dann: Herzog Georg soll mir die Freiheit lassen heimlich über ihn zu urteilen, wie ich es verantworten zu können glaube; und er soll dafür nicht etwa noch obendrein bedankt sein. Dann hängt der Genitiv s von danck haben ab; „dazu" hieße „noch dazu, noch obendrein". Daß „dazu" unabhängig von dank haben gebraucht werden kann, giebt Pietsch auch zu. Die in obiger Fassung liegende etwas derbe, gerade Art des Sprechens kann man unserem Luther wohl zutrauen, selbst wo es sich um die Person eines Fürsten handelt. Daß die Stelle in der lateinischen Übersetzung des Joh. Cochleus 1529 durch ac ne gratiam quidem eo nomine a me inibit (Futurum = soll) wiedergegeben wird, ist zwar nicht beweisend, aber dennoch interessant für die Denkweise von Luthers Zeitgenossen: sie muteten auch Luther diese scharfe Tonart wohl zu.

Anderseits ist der Wortlaut der lateinischen Übersetzungen von „Ein feste Burg ist unser Gott", die unsere Stelle mit sed quantumvis inviti relinquent (Sleidan) u. ä. geben, nicht entscheidend für dank = Wille, Absicht. (Vergl. v. Sallet, Nationalzeitung 1883, 5. Aug.)

Wenn ich also „dank" in der heutigen Geltung fasse, wäre „dazu" wie in der oben erörterten Stelle = noch dazu, obendrein und es wäre ein „es", ein Genitiv, zu ergänzen, was wohl angängig ist. Denn sonst hat dank haben in unserer Bedeutung den Genitiv bei sich: Walter 62, 24 so hân ichs doch vil hôhen danc. Nibelungenlied 874: der danne jage daz beste, des sol er haben danc. Luther, Geistliche Lieder: Wackernagel, Kirchenlied III, 29. 1870 des muß sie haben immer dank.

Oder „dazu" verträte geradezu den Genitiv in dem Werte von „dafür". Dann hinge es also von dank haben ab. Auch für diese Möglichkeit kann ich den Beweis antreten. Murner Ul. 74 heißt es: Wäre es ihnen nicht zu Willen und zu Dank, daß sie das dann nehmen vor Unwillen und haben keinen Dank dazu. Auch Sanders Ergänzungswörterbuch 134 nimmt für dank hier die von mir befürwortete Bedeutung an. „Danken dazu" = dafür findet sich im Florilegium Politicum des Christophorus Lehmann 1630, S. 117, der übrigens Dank nur noch in unserer heutigen Bezeichnung kennt: Bey großen Herrn muß mañ unrecht leidē und noch dazu danckē. Daß freilich bei diesem Beispiele „dazu" = „obendrein" sein kann, leugne ich nicht.

So stimmen denn beide Stellen aus Luther mit den übrigen überein: Sirach 29, 32: „Er muß herbergen und mit ihm trinken lassen und keinen Dank haben" und Lucas 6, 32 „So ihr liebet, die euch lieben, was Danks habt ihr davon?" Beidemal heißt Dank haben auch: Anerkennung finden, jemanden sich verpflichten, seine Dankbarkeit wachrufen. Das beweist der Urtext.

Ebenso muß diese Bedeutung gelten: wider Hans Worst: danck habe du schöne nachtigal; Dietz Lutherwörterbuch, Leipzig, Vogel, 1868; und Luther, Geistliche Lieder: des muß sie haben immer dank (s. o.). Es herrscht also in der Lutherschen Verwendung dieser Redensart Einhelligkeit: „Dankbare Anerkennung", nicht „lohnende Vergeltung", wie Scheffler (s. o.) wünscht, ist dank haben im Lutherschen Sprachgebrauche. Daß wir zwischen Lohn und Dank noch einen feinen Unterschied machen können und nach meinem Dafürhalten hier machen müssen, belehrt uns Conrad Ferdinand Meyer in Huttens letzte Tage. Scheffler selbst citiert Ztschr. d. Allg. Deutschen Sprachvereins 1893; S. 119 aus XVII, 15/16: Das reine Wort sie sollen lassen stan und dafür keinen Dank noch Löhnung han. So trete ich denn der Ansicht bei, die von Zweylinger,

Nationalzeitung 1883, 5. Aug. aus Peter Busch: Ausführliche Historie und Erklärung des Heldenliedes: Ein feste Burg u.s.w. Hannover 1731, vorgetragen wird: sie sollen das Deuteln am Worte unterlassen, dafür aber nicht etwa „ein Lobpreisen erhalten“. Ebenso faßt es Schulz (ebenda): ohne daß wir's ihnen groß Dank wissen.

Nur muß ich glauben, daß sie „das Wort“ nicht richtig erkennen. Welches Wort sollen sie stehen lassen? Es bezieht sich doch wohl „das Wort“ zurück auf „ein Wörtlein kann ihn fällen“, wo ja auch noch nicht gesagt ist, welches dieses Wort ist, durch das der böse Feind gefällt wird. Daß Wörtlein und Wort nicht identisch sein können, wenn Wort das Evangelium bedeutet, ist klar. Dann fragt man aber natürlich, welches denn nun das Wörtlein sei, das dem Bösen den Garaus machen kann. Da leitet uns Sleidans Übersetzung einen Weg, der hoffentlich zum Ziele führt: v. Sallet (a. a. O.) und Krey (Stettiner Zeitung 1883, 5. Okt.) weisen schon darauf hin, daß Sleidan sagt: Verbum *hoc* adversarii nobis non eripient. Wenn auch, wie oben gesagt, die Übersetzung nicht autoritativen Wert hat, kann sie doch einen Fingerzeig geben. Runze, Zeitschrift für wissenschaftl. Theologie 41 (1898), S. 435 interpungiert so:

> *das* Wort sie sollen lassen stan
> Und kein Dank dazu haben:
> Er ist bei uns u. s. w.

Danach wäre „das Wort“ der folgende Gedanke, daß Gott unser Helfer ist. Dies ist der Glaubensschild, den man dem Bösen entgegenhalten kann. Runze scheut sich aber, die Sache als bewiesen anzusehen: 1. weil an einer so bedeutsamen Stelle das Pronomen gebraucht wird, um Gott zu bezeichnen; 2. wenn der Rhythmus durch das betonte *das* schon unregelmäßig geworden wäre, sei erst recht kein Anlaß zu der Stellung „sie sollen“ gewesen statt „sollen sie“. Letzterer Grund fällt, glaube ich, bald in sich zusammen.

> Dás Wört sie sóllèn láſſèn stán

ist meines Erachtens zu sprechen. „Wort“ muß einen schweren Ton haben, „Das Wort“ hat eine Art schwebender Betonung, ähnlich wie in Goethes Fischer:

> Kühl bis ans Herz hinan.

Wie würde zu der Waltherschen Komposition von 1530 (Zelle, Progr. der X. Realschule, Berlin 1895, S. 14) die Stellung „sollen sie“ passen? Und wie überhaupt in den Rhythmus? In *sollen* müßte dann soll- in der Senkung, -en in der Hebung stehen, der in obiger Melodie c d entsprächen.

Die andere Frage wird auch zu lösen sein. Ist wirklich der Satz: er ist bei uns wohl auf dem Plan u.s.w. „das Wort“, also das „Wörtlein“ der vorigen Strophe? Ich denke, nein! Es muß ein kurzes Wort, ein Wörtchen sein, was man dem bösen Feinde entgegenruft. Und dieses Wörtlein heißt: Er. Ich bin der Herr, und außer mir ist kein Gott. Er, dieser biblische Name für Gott, ist unser Talisman, ist das Wort, dessen bloßes Aussprechen die Anschläge, den Bösen zu Schanden macht, ihn fällt, zu Boden schmettert. Und dieses Wort sollen sie (die konfessionellen Feinde) in seinem ganzen Werte, seiner Kraft stehen und gelten lassen, ohne daß sie von uns bedankt sein sollen. Nicht menschliche Kraft und eigenes Vermögen soll und kann dem Bösen trotzen, ihn aus dem Felde schlagen: Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben. Das Pronomen Er für Gott ist also beabsichtigt. Wenn nicht das „Wörtlein“ eine Beziehung zu „das Wort“ haben müßte, da anderenfalls die Nebeneinanderstellung für einen Unbefangenen seltsam wirkte und außerdem das „Wörtlein“ einer Erklärung, eines Inhalts bedürfte, würde ich „Wort“ = Evangelium setzen und erklären:

Sie (die Gegner) sollen das Evangelium stehen lassen, ohne daß wir ihnen gegenüber für diese Handlungsweise dankbare Gesinnung zeigen müßten; denn sie thun es nicht freiwillig, sie müssen es stehen lassen, weil Gott mit uns auf dem Plane, unsere Hilfe ist.

So aber entscheide ich mich für:

Das Wort sie sollen lassen stan
Und kein dank dazu haben:
„Er“ ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.

Ich bin darauf gefaßt, daß man in meinem Erklärungsversuche zuviel Künstliches sehen wird. Ich meinerseits glaube dagegen, daß man ohne Voreingenommenheit ihn sehr natürlich finden muß, weil nichts in die Worte hineingetragen, sondern nur das Material benutzt ist, welches sich uns selbst darbietet.

Nachtrag (zu „kein Dank dazu haben“).

So giebt uns auch der älteste Abdruck des Liedes, den wir kennen, die Verse mit einem Kolon: in „Form und ordnung Gaystlicher Gesang und Psalmen“ u.s.w., Augsburg 1529. Freilich ist das nicht ausschlaggebend; denn durch ein Kolon kann auch heutzutage ein begründender Satz eingeführt werden an Stelle eines „denn“. Jedoch ist es schon etwas wert, daß jene älteste Lesart meiner Auslegung nicht widerspricht.

Wenn Runze (a. a. O.) übrigens am Anfange seines Aufsatzes der Fassung den Vorzug giebt:

> Ein Wörtlein kann ihn fällen, —
> Das Wort: „Sie sollen lassen stan
> Und kein Dank dazu haben!"

wo also „Das Wort" nicht Accusativobjekt zu „lassen stan", sondern Nominativ, Ergänzung, Erklärung zu „ein Wörtlein" sein soll, so kann ich dem durchaus nicht beipflichten. Es ist gar zu sehr Gedankenpoesie, zu sehr getüftelt; auch geht dem Ganzen die Wucht, die Kernigkeit verloren, wenn die letzte Strophe gleichsam nur ein Anhängsel der vorhergehenden ist.

Die „stilwidrige Konstruktion" „sie sollen" wäre ja freilich auf diese Weise aus der Welt geschafft. Aber ich kann die Stilwidrigkeit nicht so stark empfinden. Runze führt ja selbst, S. 422, weitere Beispiele an, wo Luther dieser Stilform sich bedient: Auf ihn mein Herz soll lassen sich; ein neues Lied wir heben an. Im letzteren Beispiele liegt doch kein metrischer Grund zur Abweichung vor.

Die Verse, welche Runze herbeizieht, um „sollén sie lassen stan" als der Lutherschen Metrik nicht widersprechend nachzuweisen, leisten meines Erachtens das Gewünschte nicht. Es ist, wie ich glaube, nicht zu betonen: „nehmén sie den Leib", obgleich es parallel steht dem: „der Fürst dieser Welt" und „der ált böse Feind", ebensowenig wie ich der Ansicht bin, daß man in den „Zehn Geboten Gottes" lesen darf: „du sólt heilgén den siebend Tag" und „die Gébot áll uns gében sýnd" neben „Ich bín allein dein Gótt und Hérr". Vielmehr muß man bei Luther noch ein metrisches Gefühl voraussetzen, wie es dem Sänger des Nibelungenliedes eigen war. Das giebt Runze auch Zelle (a. a. O., S. 16) gegenüber zu. Nur schematisiert er dann das Versmaß zu sehr. Zwar will er „Der ált böse Feind" gelesen wissen: ált ist hierin **über**betont; die Senkung ist synkopiert und dafür ein Auftakt vorgeschlagen. Ähnlich verhält es sich aber in „Die Gebót áll" und „du sólt heilgen den siebend Tag", trotzdem der Vers nun nicht völlig den entsprechenden gleicht, welche keine Synkope aufweisen. Dieselbe braucht nicht in allen Strophen an der gleichen Stelle durchgeführt zu sein. So wäre denn auch „néhmen sie den Leib" zu betonen, dem ja übrigens „Frágst du, wér der ist?" an die Seite gestellt werden kann. Auch „Láß fahrén dahin" will mir nicht zusagen: ich lese entweder mit Zelle: „laß fáhren dahín", wo dann die synkopierte Senkung ebenso wie in den anderen Beispielen durch Einschiebung einer Senkung an anderem Orte wieder eingebracht wäre; oder laß fáhren dáhin. Für die Möglichkeit von „sollén sie" kann also meines Erachtens kein Beweis aus den von Runze angeführten Beispielen gewonnen werden.

Wohl aber muß ich mich mit Runze einverstanden erklären, daß Luther sagen konnte: Das Wórt sóllen sie lássen stán, wenn auch das ganz tonlose „sie" nicht schön klingt. Warum sollte er aber nicht ohne Synkope, also regulärer und „gefälliger", schreiben: däs Wórt sie sóllen lássen stán? So erscheint mir der Vers „rhythmisch rein". Luther vermochte doch wahrlich nicht vorauszusehen, daß man dereinst vielleicht aus dieser Stellung folgern könnte, daß „das Wort" Nominativ und das Folgende der Inhalt des Wortes wäre. Da er auch sonst diese Stellung des Subjekts nicht verschmäht, selbst wo das Metrum nicht der Grund ist, möchte ich in dieser Wortstellung nicht den zwingenden Beweis oder auch nur einen Anhaltspunkt dafür erblicken, daß „das Wort" nicht Accusativobjekt zu „stan lassen" sein könne. Ausschlaggebend wäre der Nachweis, daß Luther schon beim Dichten die Melodie vorgeschwebt hat. Denn dann mußte ihm die Belegung des schwachen -len in „sollen" mit zwei Noten rein unmöglich erscheinen (vergl. Zelle a. a. O., S. 6/7). Dasselbe ist der Fall wohl bei: „Ein neues Lied wir heben an", wo ja „Ein neúes Lied hében wir án" nach obiger Darlegung wohl möglich wäre.

II.

Weiter handelt Pietsch über die volkstümliche Redensart im Stich lassen.

Man führt dieselbe allgemein auf das Turnier zurück. Ich stimme zu, daß hier der Ausgangspunkt zu suchen ist. Vielleicht ist eine andere Wendung damit verwandt, nämlich „in der Patsche (sitzen) lassen" und „jemanden in die Patsche bringen" = einen in Stich setzen. Zimr. Chr. 3, 23; 11. Lexer, Mhd. Handwörterbuch II, 1186. Patsche bedeutet zwar einerseits Pfütze, Straßenkot; kann dann aber auch heißen: klatschender, schallender Schlag, westerwäldisch: Ohrfeige. Auch Plural kann Patsche sein von Patsch: hennebergisch „Patsche kriegen = Hiebe bekommen". Grimm, D. W. 7, 1507. Sollte es irgendwie mit battre, bataille in Beziehung stehen?

Die Anschauung bei „im Stich lassen" ist doch wohl ursprünglich die gewesen, daß zwei zusammen auf Gegner losrennen; der eine läßt aber schließlich den anderen allein anreiten: lassen = verlassen. So faßt es Weigand: in einer Gefahr schutzlos lassen; A. Richter, Deutsche Redensarten, Leipzig 1889, 144/45 jemanden ohne Hilfe lassen in einer Gefahr; Grimms D. W. 6, 226 unter lassen: in einer Gefahr oder drängenden Lage allein lassen. S. Hetzel, Wie der Deutsche spricht. Leipzig, Grunow, 1896: jemanden im entscheidenden Augenblicke verlassen. Das „im Stich" muß wohl zunächst = im Ansturme gewesen

sein. Und dahin paßt gut das von Pietsch gebrachte Lutherwort: wie eine zornige Bien das Leben im stich lassen. — Und doch heißt hier lassen wiederum soviel wie darangeben, verlieren. Diese Bedeutung hat „lassen" noch öfter in der Verbindung mit „im Stich"; aber nirgends sonst kann letzterer Ausdruck in der Zusammensetzung mit anderen Objekten die von Luther hier angewandte Wertung haben. Man kann z. B. „seine Habe, seine Heimat im Stich lassen" nicht erklären: seine Habe beim Angriffe aufs Spiel setzen. Und wenn man in der angeführten Lutherschen Wendung „das leben im stich lassen" gleichsetzt mit „das Leben verlassen, aus dem Leben scheiden, sich von ihm trennen", so ändert das an dem zuletzt Gesagten nichts. Wenn weiter Lessing 2, 258 sagt: „jemandem den Plunder im Stiche lassen", Grimm, D. W. 6, 226, so ist hier lassen = überlassen. Es kann noch aus dem Turnier erklärt werden, aber nur wenn man Stich = Gestech, Lanzenstechen setzt. Auch Goethes: „ich lasse dich mit ihr im Stich" und unser häufigstes „im Stich lassen" weiß von einem Verlassen beim Angriffe nichts mehr. Da ist Sanders Erklärung am Platze: sich davon machen, etwas stecken lassen. „Im Stiche" ist nicht mehr als Aktiv, sondern als Passiv zu verstehen. Es ist hier der Ausdruck der Hilflosigkeit. Dahin gehören: sein Weib im Stiche lassen u.s.w., wo z. B. das Weib als in der Verteidigung gegen das harte, rauhe Leben begriffen gedacht werden kann. Aber „die Habe im Stiche lassen" u. a. könnte man nicht einmal auf diesem Wege deuten. Da muß man schon ein allmähliches Weiterwuchern der Redewendung annehmen unter Nichtbeachtung der ursprünglichen Bedeutung.

Nun sagt aber Pietsch mit Recht, daß diese Formel wunderbarerweise vom Turnier selbst nirgends gebraucht wird; sie hat sich nur übertragen erhalten. Und von seiner eigenen Auslegung sagt er, daß seine Vermutung noch eines Beweises aus dem Sprachgebrauch bedürfe: Luther könne an der obengenannten Stelle „eine vorhandene Redensart im stiche lassen nur wortspielend von der Biene gebraucht haben". Da wird es gestattet sein eine Mutmaßung zu äußern.

Nicht nur, daß es heutigen Tages schwer fällt, die Redewendung ihrem verschiedentlichen Gebrauche nach aus dem Turnierkampfe herzuleiten, — auch schon um 1600 scheint jedes Bewußtsein dieser Entlehnung entschwunden gewesen zu sein. Man verflocht jenen Ausdruck völlig mit dem Kartenspiele, ähnlich den andern: man hat das Blättchen umgewandt, Ditfurth (die histor.-polit. Volkslieder des 30jähr. Krieges. Heidelberg 1882) 167; 254; und „auf dem Spiele stehen", Ditfurth 271; das Spiel verblettern = verlieren machen (bildlich gebraucht = die unrichtigen Karten werfen, so daß man zuletzt keine Stich-

karte mehr hat). Tractatus bell. tric. conc. H. Ger. un. VIII, 77; 12 der Göttinger Univ.-Bibl. Wenigstens führen mich dahin viel andere Verwendungen von „Stich". Stichblatt wird nun statt von der Lanze von der (höheren) Karte gebraucht, D(itfurth) 225. (Heute wieder umgekehrt vom Turniere: jemanden zum Stichblatte machen, nehmen.) Den Stich halten D. 118 (Halt den Stich — ich passe), ... haben D. 255 = gewinnen. Allweg verlor dies Blatt den Stich D. 223, bildlich gebraucht für besiegt; das doch nicht hält den Stich D. 198 = zum Siege verhilft. (Paul, D. W. 439 leitet diesen Ausdruck vom Zeuge her, das zum Nähen nicht mehr zu gebrauchen ist. So kennt es schon Frisch, Teutsch-Lat. Wörterb., Berlin, Nicolai, 1741: jam tenuis texturae est ut non consui possit.) habt acht, daß euch der Stich gelingt = die Sache glückt, D. 92. Namentlich der letzte Stich ist wertvoll: doch nit den letzten Stich halten D. 43 = nicht siegen (stichhaltig wohl hiervon abgeleitet: etwas, was ausdauert, die Oberhand behält, dem Widerpart standhält); jetzt hab ich den letzten Stich D. 267 (Gustav Adolf bezeichnet den Sieg bei Lützen als den Gewinn, den Sieg seines Lebens). Noch 1846 wird in „Die deutschen Sprichwörter", Frankfurt a. M., Verlag Brömer, angeführt: Behalt etwas auf den letzten Stich. Dies kann weder aus Pauls Herübernahme vom Zeuge, noch aus Hetzels (a. a. O.) Beziehung auf den Schild sich ergeben. Ich setze dies Stichhalten mit dem Ausdrucke: weder Fuß noch Farb halten (nicht standhalten und nicht echt sein) auf gleiche Stufe. [Steyr. Verfolgung 13 in der böhm. Deductio, Prager Druck, 1620.] Es ist = den Stich behalten, festhalten, sich nicht nehmen lassen.

So kommt weiter vor: alle Freunde bleiben im Stich D. 51. Dies kann entweder heißen: sie bleiben fern zu einer Zeit, die entscheidend ist: bleiben = fort-, aus-bleiben; oder sie werden genommen durch ein Stichblatt. Die letztere Auffassung „hält" am besten „stich": denn D. 185 steht: Du kalter Ungestalter du mußt bleiben im Stich (= unterliegen. Vielleicht ist unser bleiben [in der Schlacht] hiermit zusammenhängend?). Borchardt-Wustmann giebt aus Chrf. Lehmann Florilegium politicum 1639 N. 921 auch hierfür ein Beispiel.

So bin ich nun geneigt auch „alles im Stiche lassen" D. 225 zu verstehen als: alles zurücklassen als Stich, liegen lassen im Stiche für den mit einer Stichkarte Stechenden, den Sieger. „Jemanden im Stiche lassen" würde dann heißen: jemanden, der zu meiner Partei gehört (beim Spiele), nicht durch Beistehen, durch Überstechen vor dem Unterliegen, vor der Wegnahme des Stiches durch einen anderen retten. Vielleicht kann auch das oben anders gedeutete „in den Stich setzen" hierhergezogen werden (= aufs Spiel setzen, etwas in einen Stich

hineinlegen). Opitz: seinen Hals ... setzen in den Stich 2, 108. In H. Ger. un. VIII, 77, 1 (s. o.) steht sogar etwas stich setzen = aufgeben, im Stich lassen. (Vergl. „matt setzen".) Und hierher gehört Opitz 3, 309 die religion im stiche sitzen lassen (man hat sie in den Stich gesetzt und läßt sie, ohne sich um sie zu kümmern).

Daß manche Wendungen auch aus dem Speerkampfe erklärt werden können, gebe ich zu. Man hatte aber ganz und gar nicht das Gefühl damals bei der Anwendung, sondern man dachte an das Kartenspiel (vergl. o. Halt den Stich — ich passe). Jede Spur, welche in die Zeiten des Rittertums zurückführen konnte, war schon verwischt. Auch das im mnd. Wörterbuche von Schiller und Lübben gebrachte Beispiel den steke nicht holden, 4, 378, und die von Pietsch erwähnte Angabe von Lübben und Walther: im steke und lope laten sind der Herleitung vom Lanzenstechen nicht förderlich. Im Gegenteile kann man die letztere Formel analog dem alles blift im lope: Lauremberg 4, 278: etwas geht im Laufe, auf dem Wege zu Grunde, verloren (vergl. oben „bleiben"), auslegen: etwas auf dem Wege verlieren und im Stiche liegen lassen.

Die Verwertung von „Stich" bei Luther läßt meine Auffassung zum Teil sogar für das 16. Jahrhundert zu. Heyne, D. W. 1895. III, 807/8. Die den stich nicht trawen zu halten, 4, 449 b; das Herz .. gibt sich in den stich, 8, 728 a (vergl. unser heutiges „etwas in den Stich legen" aus Vertrauen zum Hintermanne: es ist Gefahr dabei). Allerdings wird man besonders in letzterer Wendung noch einen Nachklang aus der Ritterzeit verspüren. Ebenso kann zwar „den stich bieten" = „den Tod bringen" bei Seb. Frank Trunkenheit G 4 a aus dem Spiele erklärt werden, ähnlich unserem Tourné bieten (wiederum dem Turnier entlehnt!) und Schach bieten. (Ausgangspunkt für die übertragene Wendung: in Schach halten.) Aber anderseits haben die Verfechter der Turnieridee unser „die Spitze bieten" für sich und können mir entgegenhalten, daß ja in „den Stich bieten" Stich noch eine ganz andere Bedeutung hat als später. Ich bin daher geneigt für Luthers Zeit noch nicht die oben verfochtene Anlehnung der Redensart „im Stich lassen" an das Kartenspiel anzusetzen. Vielmehr war damals noch die von der ursprünglichen Bedeutung „jemanden beim Angriffe heimlich, feige verlassen" zunächst abgeleitete „etwas beim Angriffe verlieren", z. B. das Leben, üblich und im Bewußtsein. Das hat Pietsch durch die aufgefundene Redeweise Luthers bewiesen und widerspricht nicht der sonstigen Verwendung von „Stich".

Im 16. Jahrhundert ist dann der Wandel vor sich gegangen. Und darum hat Frisch (a. a. O.) die Herleitung der Wendung vom Kartenspiele genommen: „einem einen Stich lassen" übersetzt er mit relinquere,

deserere, aliquem; „Stich“ im „Charten=Spiel“ mit victoria. Letzteres paßt nicht ganz: „den (letzten) Stich haben“ heißt obsiegen. Frisch übersetzt „stechen“ mit chartae lusoriae folio ultimo vincere collusorem; aber in den Verbindungen „in den Stich setzen“, „im Stiche bleiben“ ist die Übertragung der Spielbedeutung „Sieg“ auf die Redensart nicht möglich. Daß Frisch das auch gar nicht hat sagen wollen, geht aus der Erläuterung von „einem einen Stich lassen“ hervor: „einem einen Sieg überlassen“ kann doch nicht bedeuten deserere aliquem. Oder es müßte zu erklären sein: jemanden (den Partner) verlassen, ohne Hilfe lassen, und dem anderen den Sieg einräumen, ihn im Stiche, im Siege nicht stören, nicht angreifen, um ihm den Sieg streitig zu machen. Dann wäre „lassen“ in „einem einen Stich lassen“ = überlassen (vergl. o.), in „im Stiche lassen“ = gewähren lassen, genießen lassen, in Ruhe lassen. Dies würde aber ganz und gar der Auffassung widersprechen, welche dem 17. Jahrhundert eigen war (vergl. o.) und ebenso der unsrigen. Selbst mit Frischs Übersetzung deserere, relinquere aliquem ist sie nur in der soeben dargelegten geschraubten Weise zu vereinbaren.

Der Beweis, daß die für uns so dunkel und so abgeblaßt gewordene Redensart „im Stiche lassen“ um 1600 schon vom Kartenspiele hergeleitet wurde, wird durch die seltsame Ausdrucksweise Frischs nicht abgeschwächt. Die ehemals ritterbürtige Redeweise war herabgekommen. Mit dem Schwinden der Turnierherrlichkeit, mit dem Verdunkeln des Ritterglanzes war sie heimatlos geworden. Sie irrte umher und fand einen Unterschlupf bei den Landsknechten, wo es zwar weniger edel, aber doch recht gemütlich zuging. Im Lagerleben beim Kartenspiele that sie sich weidlich gütlich und wurde der Allerweltsliebling, dessen Herkunft freilich im Dunkel lag.

III.

So fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen.

Wie ist dies so zu erklären? Entweder so ist soviel wie zu sehr, gar sehr, oder mit dem so wird ein Schnalzen der Finger verbunden gedacht; nicht so viel, ganz und gar nicht. Oder — und dieses halte ich für das Wahrscheinlichste — Luther hat in (unbewußter?) Anlehnung an die Sprache des „gemeinen Mannes“, des Volkes, die Konstruktion aufgegeben, hat anders fortgefahren, als ursprünglich beabsichtigt war. Eigentlich hätte es heißen sollen: nicht so sehr, daß wir am Gelingen zweifelten. Durch das Aufgeben der Konstruktion wäre etwas ungesucht Volkstümliches in den Ton des Liedes gekommen: An Stelle

eines für unentwickeltes Sprachbewußtsein und geringe Sprachgewandtheit schwierigen Nebensatzes steht ein schlichter Hauptsatz. Ähnlich ist's in Uhlands Schwäbischer Kunde: „Er trifft des Türken Pferd so gut" und „Deß Rößlein war so krank und schwach".

Sprechzimmer.

1.

Goethes Urteile über Prellerei in Gasthöfen.

In einem Briefe Goethes, der in dem im September 1901 erschienenen Bande der großen weimarischen Ausgabe veröffentlicht wird, beschwert sich der Verfasser über zu hohe Gasthofspreise bei der k. k. Kreishauptmannschaft in Karlsbad. Das Schreiben lautet:

„Gestern, als am 21. dieses (21. Juni 1811) fuhr ich mit den Meinigen nach Schlackenwerth. Es waren unser vier, wir kehrten zum „Roten Ochsen" ein und genossen, nachdem wir die Werke besehen, ein Mittagessen, mit dessen Detail ich weder beschwerlich sein, noch dessen Wert allzusehr herabsetzen will. Genug, man thut ihm sehr viel Ehre an, wenn man den Preis desselben dem der Picknicks auf dem Posthofe gleichstellen und die Person auf 9 bis 10 Gulden anschlagen möchte. Der Wirt jedoch verlangte 66 Gulden und für den Kutscher 10 Gulden, zusammen also 76 Gulden. Ich verweigerte die Zahlung und äußerte, daß ich diesen Vorfall des Herrn Kreishauptmanns Hochwohlgeboren anzeigen würde, welches hierdurch mit Beilage der 76 Gulden (soll heißen: unter Beilage der Rechnung über 76 Gulden) gehorsamst bewirkt wird. Es ist hierbei zu bemerken, daß nichts als das bloße Mittagessen und weder Frühstück, noch Wein, noch Kaffee genossen worden."

Besonders interessant ist nun der schon von Goethe gemachte, auch noch heutzutage von jedem, der Italien bereist, zu beachtende und wenigstens bei längerem Aufenthalt thatsächlich auch ohne Kenntnis des Goetheschen Briefes gegenwärtig schon sehr häufig ausgeführte Vorschlag, gleich zu Anfang den Wirt selbst nach dem Preise des Zimmers und der Verpflegung zu befragen, also die Feststellung eines Pauschalbetrages zu verlangen. Goethe selbst bezeichnet seinen Vorschlag als einen „nur maßgeblichen" und fährt fort: „Das bisher in Deutschland übliche Zutrauen, daß man in einen Gasthof einkehrt, Bewirtung verlangt und dem Wirt überläßt, zuletzt die Rechnung zu

machen, kann bei der gegenwärtigen Krise, bei dem Schwanken des Silber- und Papiergeldes in hiesigen Gegenden wohl kaum mehr stattfinden. Dem Wirt ist nicht zu verlangen, daß er die alten Preise halte, und nicht von den Gästen, daß sie sich exorbitante neue sollen gefallen lassen. In Italien, wo die Menschen einander zu trauen weniger geneigt sind, ist es durchaus hergebracht, daß man nichts in einem Gasthofe genießt, bis man seine Bedingungen gemacht hat". Goethe möchte ein solches vorheriges Besprechen den Gästen obrigkeitlich empfohlen und den Wirten vorgeschrieben sehen. Auch auf die sich in Italiens Städten überall aufdrängenden, vielfach behördlich nicht einmal anerkannten Ciceroni möchten wir Goethes Vorschlag ausdehnen; sie werden übrigens durch einen gedruckten illustrierten, oder wenigstens die wichtigsten Punkte beschreibenden Führer vollständig entbehrlich. Am meisten hüte man sich, in Begleitung eines Cicerone in Italien irgend etwas zu kaufen, da man in einem solchen Falle die Ware fast stets um das Doppelte teurer bezahlen muß.

Auch in Franzensbad beschwerte sich Goethe einmal über zu hohe Gasthofspreise.

Wollstein. Dir. Dr. Karl Löschhorn.

2.

Zu Schillers Gang nach dem Eisenhammer.

V. 25. Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll;
Und trat zum Grafen, rasch zur That
Und offen des Verführers Rat,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm ins Herz des Argwohns Samen.

Dr. J. Heuwes, Ausgewählte Balladen Goethes und Schillers, Paderborn 1893, S. 75 bemerkt: „Sämtliche Erklärer beziehen „rasch" und „offen" auf den Dativ Grafen. Aber diese Beziehung erweckt, abgesehen davon, daß sie eine äußerst mißfällige sprachliche Härte in sich schließt, auch insofern Bedenken, als die Charakteristik des Grafen, so treffend sie ist, entschieden verfrüht ist, der Ausdruck „Rat" auf den vorliegenden Fall gar nicht passen will und der Adverbialsatz V. 31 allzuweit nachhinkt". Auch K. Bellermann, Schillers Werke, I. Bd. S. 211 bemerkt: „Die grammatisch ungenaue Anfügung ist hier um so härter, als das erste Glied „rasch zur That" auch ganz gut auf Robert passen würde". Heuwes fährt fort: „Diese Erwägung legt die Frage nah, ob

„rasch“ und „offen“ nicht auf das Subjekt gehen könne, so daß unter „des Verführers Rat“ die Eingebung des Lügen- und Läster- (bezw. Schadenlustteufels) zu verstehen wäre“. Daß Schiller hier an den Teufel gedacht hat, der wohl „der Versucher“, aber nie „der Verführer“ genannt wird, halte ich auch deshalb für ausgeschlossen, weil es nicht sprachgemäß ist zu sagen „jemand ist dem Rate des Verführers offen“. Es müßte vielmehr heißen „jemandes Ohr ist dem Rate des Verführers offen“. Auch braucht ja nicht mehr ausdrücklich erwähnt zu werden, daß der Jäger dem Versucher sein Ohr leiht, nachdem schon vorher gesagt worden ist, daß „seine schwarze Seele schon längst von böser Schadenlust schwoll“. Was ferner den beanstandeten Ausdruck „Rat“ betrifft, so sagt ja der Graf selbst V. 239, daß er schlimm beraten sei. Alles führt darauf, daß die Worte „rasch zur That und offen des Verführers Rat“ sich auf Robert, den Verführer, selbst beziehen. Es ist dies allerdings nur möglich, wenn wir sie als verkürzten Zwischensatz fassen, der etwa zu ergänzen ist: „Rasch schritt er zur That und offen (ohne Umschweife) war des Verführers Rat“. Der Satz ist als Zwischenbemerkung des Dichters zu fassen. Wir pflegen solche Parenthesen in sogenannte Gedankenstriche einzuschalten, zu Schillers Zeit wurden aber dafür vielfach Kommata verwendet; man vergleiche z. B. V. 237 f.:

„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's Eurer Huld empfohlen sein!“

Man könnte nicht ohne Recht einwenden, daß dieser Zwischensatz nur störend wirke; doch fehlt es in dem Gedichte auch sonst nicht an müßigen, anscheinend durch Reimnot veranlaßten Zusätzen, wie V. 141 f.: „Da tönt ihm von dem Glockenstrang Hellschlagend des Geläutes Klang“. Nach Grimms Grammatik IV, 131 finden sich solche Ellipsen besonders in Sprichwörtern (also in volkstümlicher Rede) bei der Beteuerung und in Formeln gedrängter Fragen oder Ausrufungen. Nirgends aber nähert sich Schiller der Sprache des Volkes so sehr wie in unserer Ballade. Man vergleiche V. 179: „Was Brauch ist in dem Gotteshaus, Er hat es alles inn'“, wo inne haben (ndd. binnen hebben) = „genau kennen“ von den Erklärern wohl als unedle Ausdrucksweise (Heuwes) bezeichnet wird. Auch hocherhab'ner statt hocherhobner V. 172 ist alte volkstümliche Form. Vielleicht war die mangelnde Klassicität der Sprache mit ein Grund, weshalb W. v. Humboldt, wie Bellermann Schillers Werke Bd. I, S. 345 berichtet, das Gedicht weniger schätzte.

V. 41. Da rollt der Graf die finstern Braun:
„Was red'st du mir, Gesell?
Werd' ich auf Weibestugend baun,
Beweglich wie die Well'?

Leicht locket sie des Schmeichlers Mund;
Mein Glaube steht auf festerm Grund.
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff ich, der Versucher ferne."

Heuwes S. 76 bezieht sie V. 44 wie die übrigen Erklärer auf „Weibestugend". Dazu würde aber das Verbum locken nicht passen, das sich nur auf ein Concretum beziehen kann. Ich glaube daher, daß aus „Weibestugend" „Weiber" zu verstehen ist, wie in Hartmanns von Aue Jwein V. 639 vogele aus vogelsanc. Über diese Construction im Mhd. hat M. Haupt zu Hartmanns Erec 2, V. 7814 gehandelt; sie ist aber auch im Nhd., besonders in volkstümlicher Rede gebräuchlich.

V. 109. Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch.

Der Ausdruck „frischer erhitzen" ist der allgemeinen Sprache fremd und von Schiller dem ihm wohlbekannten Hüttenwesen entnommen. Über Frische, Frischen im Schmelzwesen vergl. Schmeller-Fromman, Bayer. Wb. I, 828; Grimms Wb. IV, 212, 213.

V. 133. So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden.

Heuwes faßt „Gnade" dogmatisch als „Vergebung der Sünden" und wirft Schiller Mißverständnis der katholischen Lehre vor. Ich glaube aber, daß V. 136 nur heißt: „So rufe auch für mich die göttliche Barmherzigkeit an". Den Ausdruck „Gnade finden" entnahm Schiller, wie Lessing im Nathan 4, 2 wohl der Lutherschen Bibel. Gnade ist hier, wie im Kampf m. d. Dr. 293: „Vergebung der Schuld". Auch Schillers Quelle hat in der deutschen Übersetzung von Mylius (s. Schillers Werke ed. Bellermann Bd. I, S. 345) nur die Aufforderung der Gräfin: „Betet für mich und Euch zugleich".

Zum Schluß noch eine Bemerkung zum Fortleben des Gedichtes. Bekanntlich hat Schiller den Stoff der Ballade aus der Novellensammlung von Rétif de la Bretonne „Les Contemporaines" entnommen. Obgleich nun die Geschichte erst durch ihn nach Saverne verlegt ist, wird jetzt bei Zabern eine Sage ähnlichen Inhalts erzählt. Mit Recht wird vermutet (s. Bellermann a. a. O. S. 346), daß sie erst auf Grund des Schillerschen Gedichtes und zwar um 1815 durch einen deutschen Offizier dort eingeführt sei. An ähnlichen Vorgängen fehlt es nicht. So wird in Pansfelde am Harz eine Sage erzählt, deren Stoff Bürgers frei erfundener Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" entnommen

ist, wie auch Washington Irvings Geistergeschichte Rip van Winkle, die, wie ich im Osterprogramm 1901 des hiesigen Progymnasiums nachgewiesen habe, einer Kyffhäusersage nachgebildet wurde, in den Dörfern am Fuße der Kaatskillberge als lokale Überlieferung angesehen wird.

Northeim. **R. Sprenger.**

3.

Das Gedicht am Sarge der Kaiserin Elisabeth in der Kaisergruft zu Wien.

Die rumänische Königin Elisabeth (Carmen Sylva) hat der ermordeten Kaiserin Elisabeth von Österreich ein Gedicht gewidmet, welches die violetten Bandschleifen des Edelweißkranzes tragen, den sie ihrer toten Freundin bei ihrem Besuche des Sarges in der Kaisergruft zu Wien dargebracht hat. Da wir in einem früheren Artikel die Kaiserin Elisabeth als Dichterin bereits charakterisiert haben, glauben wir auch das nachstehende, ihr gewidmete Gedicht, welches in schöner Rundschrift auf das Band geschrieben und von der Königin eigenhändig mit dem Namen Elisabeth in kräftigen Schriftzügen unterzeichnet ist, der Öffentlichkeit übergeben zu müssen. Es ist aus Sinaia, also aus den Höhen der rumänischen Karpathen, vom 30. August 1901 datiert und lautet:

Eine Handvoll Edelweiß.

Ich bringe Blumen Dir von höchsten Höhen,
Vor Deine Füße sie zu breiten, die
So rastlos wanderten nach fernen Zielen,
Nach der ersehnten Ruhe, klarem Wissen,
Nach Quellen ew'gen Lichts und ew'ger Reinheit.
Ich bringe Blumen Dir von jenen Wegen,
Die wir gewandelt in der ersten Frühe
Und uns erquickt am wunderbaren Blüh'n
Und an Gedanken, die so leuchteten
Aus Deinen Augensternen, daß der Tau
Sich staunend fragte, was ihn so verdunkelt.
So kühn Dein Geist gleichwie Dein Fuß; er schritt
Dahin durch unbegrenzte Weiten, durch
Des Abgrunds drohendes Geheimnis, durch
Der Frage unerforschte Schlünde, wahr
Wie Bergkrystall. — Der Krone Schatten hat
Den Scheitel nicht gedrückt, auf dem das Haar
Dir der Gedanken und der Seelenqualen
Verborgne Krone flocht. — Dir waren Schemen
Der Erde Herrlichkeit und Macht, denn Geist
War Dein Begehr, Du schönste aller Frauen,

Und Geist die Losung, da Du unbefriedigt
Von aller Freude Dich hinweggewandt,
In großer, stiller Nacht der Feder lauschtest,
Die Dich zu Geisteshelden führte, allem
Verwandt, was groß und frei gedacht hat. Darum,
Du hohe Schwester, leg' ich der Karpathen
Verschwieg'ne Wollenblume Dir zu Füßen,
Vor Deine Müdigkeit vom langen Wandern,
Vor Deine Ruhe! Laß sie leise flüstern
Von denen, die Dir nach zur Höhe streben
Und wandern, wandern in die Ewigkeit.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Georg Witkowski, Goethe. Leipzig, Berlin, Wien, Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie, 1899. gr. 8°. 270 S.

Die vorliegende Goethe-Biographie ist der erste Band der von Dr. Rudolph Lothar herausgegebenen Sammlung: „Dichter und Darsteller". Der zweite Band behandelt das Wiener Burgtheater und ist vom Herausgeber selbst geschrieben, der dritte „Dante" von Dr. Karl Federn. Die Behandlung Shakespeares ist in den Händen von Dr. L. Kellner, Anzengrubers von J. J. David, Heines von Dr. L. P. Betz, Schillers von Prof. Dr. Bellermann. Über das Berliner Theater wird Julius Hart schreiben.

Witkowskis „Goethe" hat zunächst den Vorteil, daß er gleich vollständig vorliegt. Auf dem für den Gegenstand ungemein knappen Raum von 264 Seiten wird das Leben Goethes behandelt. Die Schreibweise Witkowskis ist sachlich und ruhig, sie zeigt nicht die essayistische Art Bielschowskys, nicht die geistreich-prickelnde Richard Meyers, sie ähnelt am meisten der Heinemanns. Mit Meyer aber hat Witkowski gemeinsam, daß er stets den Blick auch auf die ganze deutsche Litteratur, auf die Weltlitteratur, auf die politische Lage und die Kulturverhältnisse richtet. So trägt das Werk — und das ist seine Besonderheit — mehr als jede andere Goethe-Biographie einen litterarhistorischen Charakter. Die 153 Abbildungen sind ganz vorzüglich.

Es ist nicht angemessen, bei Büchern von der Art des vorliegenden auf Einzelheiten einzugehen; das würde viel zu weit führen. Ein störender Druckfehler findet sich S. 14, Z. 2, wo es heißt: er war zwanzig Jahre älter als Lessing.

Freiberg (Sa.). Dr. **Paul Knauth.**

Dr. Adolf Matthias, Hilfsbuch für den deutschen Sprachunterricht auf den drei unteren Stufen höherer Lehranstalten.[3] Blasius, Düsseldorf 1902. 8°. 159 S.

Τῆς ἀρετῆς ἱδρῶτα — in diesem Büchlein steckt viel Arbeit und viel köstlicher Gewinn. Bei seinem ersten Erscheinen, 1892, ist es in dieser Zeitschrift (Band 7, S. 73) von dem Herausgeber derselben freudig begrüßt worden als ein dessen trefflichem Handbuche der deutschen Sprache verwandtes selbständiges Erzeugnis fördernder Thätigkeit auf dem Gebiete des deutschen Unterrichtes. Zweck und Mittel haben damals gleiches Lob geerntet. Wenn heute das Hilfsbuch, wo es zum dritten Male hinaustritt, obwohl fast unverändert, dennoch neue und gesteigerte Aufmerksamkeit erregt, so liegt dies einerseits an der seitdem erfolgten Festigung der Grundsätze über den Unterrichtsbetrieb des Deutschen und in Preußen besonders an dem Erscheinen der neuen Lehrpläne von 1901, anderseits aber an der Bedeutung des Verfassers, von dem man sich inzwischen gewöhnt hat etwas Außerordentliches zu erwarten und zu erhalten. Namentlich eine Bemerkung der Vorrede erregt Spannung, die nämlich, daß dies Buch in seinen ersten Anfängen in Zeiten zurückreiche, wo der Verfasser, „von direktorialen Amtsgeschäften ungestört, sich noch ganz dem Unterrichte widmen durfte". Wenn Matthias in dem Stande seiner Unruhe dem höheren Lehrerstande Deutschlands seine Praktische Pädagogik, dem gebildeten deutschen Hause sein Buch vom Sohn Benjamin geschenkt hat, über das noch vor wenigen Tagen ein hochstehender Mann und trefflicher Vater dem Referenten äußerte: „Wäre es mir nur früher bekannt gewesen, ich hätte manches anders gemacht", wenn er in derselben Zeit vielen Söhnen des Zweifels ein Wegweiser des Glückes geworden ist, wie muß da eine Arbeit beschaffen sein, die sich der völligen Sammlung des Verfassers zu erfreuen hatte und die doch wiederum nach ihrer kleinen Art und der Beschränktheit ihres Stoffes so weit von jenen großen Werken absteht!

Die Erwartung, mit der man unter diesem Gesichtspunkte an das Buch herantritt, erweist sich als nicht zu hoch gespannt, das Maß, nach dem praktische Leistungen des Unterrichts zu messen Matthias selber uns gelehrt hat, an sein eigenes Unterrichtsverfahren angelegt, als nicht zu groß. Wer so Knaben zu lehren und zu erziehen verstand, war berechtigt, Lehrern und Erziehern Regeln und Richtschnur zu setzen.

Matthias hat mit seinem Hilfsbuche den Beweis erbringen wollen, daß die von ihm als Hauptberichterstatter für die vierte rheinische Direktorenkonferenz 1890 aufgestellten Grundsätze über den deutschen Unterricht in den Unter- und Mittelklassen höherer Schulen praktisch durchführbar sind. Diese Grundsätze, entwickelt in einem der umfangreichsten (mit

Korreferat 100 Druckseiten, Band 35 der preußischen Direktorenversammlungen) und gründlichsten Berichte, die je über diesen Gegenstand ausgearbeitet worden sind, lauten in der abschließenden, von Matthias gewählten und von der Versammlung nahezu unverändert angenommenen Thesenfassung, soweit sie die Grammatik betreffen, folgendermaßen:

1. Unterricht in deutscher Grammatik ist in planmäßiger, selbständiger, von der Lektüre und den schriftlichen Übungen getrennter Unterweisung, nicht aber in systematischer Vollständigkeit zu erteilen. 2. Der Stoff ist in den Unter- und Mittelklassen auf die wichtigsten Gesetze der Syntax und Formenlehre zu beschränken mit besonderer Berücksichtigung der Fälle, in denen der Schüler erfahrungsgemäß zu Fehlern oder falschen Auffassungen neigt. 3. Der grammatische Unterricht sei in der Regel induktiv, ohne die deduktive Methode gänzlich auszuscheiden. 4. Ein grammatischer Leitfaden in den Händen der Schüler ist wünschenswert. 5. Die Interpunktionsregeln werden im Zusammenhang mit der Satzlehre behandelt.

Diese Sätze enthalten das Beste, was auf Grund von Überlegung und Erfahrung über den Gegenstand gesagt werden kann; sie schaffen Klarheit auch hinsichtlich der äußeren Handhabung des deutschen Unterrichts; die neuere Litteratur kommt trotz mancher Einzelabweichung nicht über sie hinaus. (Vergl. außer dieser Zeitschrift unter anderem: Le Mang, Neue Jahrbücher für Pädagogik 1897, S. 44; Vogel, ebd. 1893, S. 1; 1898, S. 272; 1899, S. 282; 1901; Petersen, ebd. 1898, S. 318, sowie die nicht einwandfreie Zusammenstellung bei R. Lehmann, der deutsche Unterricht, 2. Aufl. S. 109 u. 153 flg.) Die preußischen Lehrpläne, schon 1892 mit ihnen wesentlich in Übereinstimmung, gehen 1901 hinsichtlich der Art der Induktion und der Planmäßigkeit wohlüberlegt auf sie zurück mit der Erläuterung: „Die grammatische Unterweisung hat sich immer an bestimmte und mustergültige Beispiele anzulehnen und die grammatischen Kenntnisse früherer Stufen so zu wiederholen, daß Neues und Schwieriges sich in erweiternden Kreisen an früher erworbene Kenntnisse anknüpft und ein zusammenhängender Überblick gewonnen wird". Dieser Bestimmung entspricht die Einrichtung des Buches genau. Der Stoff ist in drei Stufen so für die unteren Klassen aufgebaut, daß jede dieser Stufen, in sich wiederum in Abschnitte und Nummern gegliedert, die Lehraufgabe einer Klasse enthält, also die erste, Sextastufe, die Redeteile, Deklination und Konjugation und die Lehre vom einfachen Satze, die zweite den einfachen erweiterten Satz und das Notwendigste vom zusammengesetzten, die dritte das Satzgefüge. Wie aber auf der ersten Stufe gewisse Elementarkenntnisse, die von der Vorschule mitgebracht werden müssen, vorausgesetzt und diese „Voraussetzungen" den einzelnen Nummern in

Klammern vorangeschickt werden, so dienen, in derselben Weise angedeutet, die Sextakenntnisse wiederum den Abschnitten der Quinta, diese denen der Quarta als Voraussetzung, die grammatische Gliederung dieser vorgerückten Stufen lehnt sich, soviel als möglich, der der Vorstufe an, und erst nach der kurzen Wiederholung jener Vorkenntnisse wird die erweiterte, eigentliche Aufgabe der neuen Klasse durchgenommen. Dieses Verfahren wirkt bei der anregenden Fassung jeder einzelnen Nummer und bei einer nur einigermaßen gewandten Auswahl von seiten des Lehrers schon an sich belebend. In Untertertia werden sodann die gleichartigen Abschnitte der drei Stufen zusammenfassend wiederholt und nach Bedarf durch die mit + bezeichneten Nummern vertiefend ergänzt. Ein lehrplanmäßig für Obertertia bestimmter Anhang über Wortbildungslehre, durch Knappheit, Reichhaltigkeit, geschickte Gruppierung und angemessene Schwierigkeit bemerkenswert, macht den Schluß.

Den Geist des Buches kennzeichnet am besten ein Satz des Vorwortes, der einem jeden, den es angeht, zu Nutz und Frommen als Motto über den Eingang gesetzt zu werden verdiente: „Mit dem deutschen Unterrichte braucht nicht notwendigerweise die tödlichste Langeweile verknüpft zu sein". Das aus gründlicher Sachkenntnis, aus völliger Beherrschung des Stoffes geborene überlegene Spielen mit dem Gegenstande und dabei die überall hervorleuchtende, andere erwärmende innere Teilnahme an demselben, jene Eigenschaften, die uns des Verfassers größere Werke mit stets neuer Anziehungskraft zu klassischen Ratgebern in Unterricht und Erziehung machen, sie geben auch diesem Hilfsbüchlein das Gepräge. Die Mittel, durch die Matthias hier die Schüler wie den Lehrer mitreißt, sind: die beständige Nötigung zu eigner Thätigkeit, die meisterhafte Verwendung von Musterbeispielen und der Humor. Systematik vermeidend und auch in den ersten sechs, nach Wortklassen, nicht Satzteilen, geordneten Abschnitten jeder Stufe die Wortform möglichst gleich im Satze betrachtend, läßt er dem Schüler von der ersten Seite an keine Ruhe, sondern zwingt ihn, selber zu suchen und zu finden, anfangs leicht (Nr. 1. „Die Hauptwörter zerfallen in Eigennamen und Gattungsnamen". Dazu nach einigen Beispielen: „Andere E. und G. sind aufzusuchen"), dann zu Schwererem aufsteigend und durch die mannigfachsten Fragen und Aufforderungen: „Wo sind hier ...?', „Beachte in den vorstehenden ...", „Ergänze in folgenden Beispielen ...", „Stelle die Frage ...", „Bilde aus diesen Wendungen Sätze, die jeden Doppelsinn ausschließen!" stets neu die Mitarbeit des Knaben hervorrufend. So wird dem Schüler überall Gelegenheit geboten, seine Sicherheit in jeder neu gewonnenen grammatischen Erkenntnis durch Umformung, Vervollständigung, Neubildung zu erweisen, und wenn es

hier z. B. heißt: „Es sind Sätze zu bilden mit den unpersönlichen Verben: es ahnt, bangt, behagt, bekommt“ u.s.w., so mag in solchen Sätzen nach der Vorschrift experimentum fiat in corpore vili die Alltagsphantasie des Knaben zu ihrem Rechte kommen. Diejenigen Beispiele aber, die er nicht ummodeln, sondern nur einen Augenblick auf ihre sprachliche Form hin betrachten, im übrigen aber genießen soll, die er nicht als Augenblicksgebilde vergessen, sondern dauernd behalten wird, das sind die Musterbeispiele, deren Fülle auf das trockne Land grammatischer Kategorien erfrischend ausgegossen ist. Ihre Quelle ist die ganze deutsche Litteratur, besonders die klassische Poesie und die volkstümliche Spruchweisheit; ihre Mischung mit einfachen, selbstgebildeten Sätzen dient ihrer Wirkung als Folie. Wovon die poetische Stelle, im Zusammenhang gelesen, freizuhalten ist, von der Verwertung zur grammatischen Lehre, dazu darf sie sprachbildend außerhalb dieses Zusammenhanges in erster Linie herangezogen werden. Der Sextaner, der an Roland Schildträger sich aufgerichtet hat und nun nächstens den Unterschied zwischen d e r Schild und d a s Schild behalten soll, begrüßt den Vers des Lehrers „die Lanze nahm er in die Hand“ als guten Bekannten, drängt sich, die andere Hälfte sagen zu dürfen, und denkt an Jung Rolands lustige Heldenthat. Erst der Sekundaner wird wissen, wohin das Wort gehört: „Es lösen sich alle Bande frommer Scheu“ und welcher vaterländischen Begeisterung der hohe Ausdruck „So lange rollet der Jahre Rad, so lange scheinet der Sonne Strahl“ seine Entstehung verdankt, aber indem er auf den unteren Klassenstufen bei irgend welcher grammatischen Erkenntnis eine klassische Stelle nach der andern kennen lernt und sie durch ihre gewählte sprachliche Form sich einprägt, wird sein Gemüt in den Gärten unserer Klassiker heimisch gemacht, noch ehe es die Blüten der Dichtung nach ihrem wahren Werte zu schätzen weiß. Üben so die Proben klassischer Poesie, bei der auch das geistliche Lied zu seinem Rechte kommt, eine erhebende Wirkung auf das jugendliche Gemüt aus, so fördern die zu den Beispielen herangezogenen, ja meist prosaischen Sprüche besonders den Verstand, durch knappe Form und augenfälliges Bild sich einprägend und durch versteckten Sinn oft zu starkem Nachdenken zwingend. Ein Verbrechen freilich wäre es, wollte der Lehrer der Sexta in Beispielen wie den folgenden nur etwa die Steigerungsformen, den Unterschied zwischen Relativ- und Interrogativpronomen und die Fragen des Adverbiums üben und nicht danach auch den Sinn erfragen: „Eine fette Küche macht ein mageres Testament. — Der ist weis' und wohl geehrt, der alle Ding zum besten kehrt. — Wessen Harnisch voll Spinneweben ist, darf das Maul nicht so voll nehmen. — Wer am Wege baut, hat viele Meister. — Gottes Mühlen mahlen

langsam, mahlen aber trefflich fein". Und wo käme überdies sonst im heutigen deutschen Unterrichte den Schülern das alte Gold der Volksweisheit recht zu Gesicht und zu Besitz?

Daß hierbei der Humor mitspielen darf, ist eine feine Tugend. Sollte nicht bei manchem Knaben ein kleines sonniges Lächeln einziehen ob des Satzes der Steigerungsübungen: „Das erste Lob ist schon darum das schönste, weil es zuweilen das letzte ist"? Oder sollte nicht bei den Fürwörtern das scherzhafte Beispiel „Habt ihr ihr ihr Eigentum zurückgegeben?" seine Wirkung thun? Desgleichen bei den Kasusübungen die Sentenz: „Besser unter (freier Himmel) schlafen als mit (der Igel) unter (eine Decke)"? Auch daß „Nur nicht stottern!" ein Befehlssatz ist, wird volles Verständnis finden. Recht wohlthuend ist dem Quintaner, der die Pronomina in Sexta erledigt zu haben glaubt, der überraschende Interrogativsatz „Welches Licht brennt länger, ein Talglicht oder ein Wachslicht?" und dem Quartaner bei der Betrachtung des Numerusverhältnisses zwischen doppeltem Subjekt und Prädikat die rätselhafte Wahrheit: „Es gehen viele Wege nach Darbstedt und Mangelburg". An dieses Gebiet grenzt auch die Frage (17): „Weshalb giebt es von folgenden Eigenschaftswörtern keine Steigerungsstufen: tot, ewig, recht, wahr; ganz, halb, viereckig; schriftlich, mündlich; hölzern, golden?" Eine Sextaner-Übung in philosophischer Propädeutik!

Zur Beurteilung der Art, wie der Verfasser als ein rechter Künstler den trockenen Stoff mit sicherer Hand zu lebensfrohen, Herz und Sinn erquickenden Gebilden formt, sei noch eine beliebige Stelle, die Schlußnummer der Quintastufe, herausgegriffen. „207. Es ist anzugeben, in welchen Satzgefügen die Handlung des Hauptsatzes vor der Handlung des Nebensatzes, nach der Handlung des Nebensatzes oder gleichzeitig mit der Handlung des Nebensatzes sich vollzieht." Recht gründlich, nüchtern, prosaisch. Aber nun die Beispiele: „1. Gesundheit schätzt man erst, wenn man krank wird. 2. Des Sonntags in der Morgenstund', wie wandert's sich am Rhein so schön, wenn rings in weiter Rund' die Morgenglocken gehn. 4. Es giebt Leute, die nicht eher hören, als bis man ihnen die Ohren abschneidet. 7. Dann erst hast du die rechte Macht, wenn du an deine Schwäche gedacht. 11. So oft der Frühling wiederkehrt, ertönen neue Lieder. 12. Nun da Schnee und Eis zerflossen und des Angers Rasen schwillt, hier an roten Lindenschossen Knospen bersten, Blüten sprossen: weht der Auferstehung Odem durch das keimende Gefild. 18. Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir". Und so fort bis zur letzten Nummer: „26. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht" eine einzige lachende Aue, geschmückt mit den Blüten lyrischer Dichtung und durchströmt von Bächen lebendiger

Weisheit, daß dem Schüler, dem Lehrer wohl dabei wird und er erst dann sich besinnt, daß er doch auch sein Stücklein dabei zu thun hat, wenn es nun streng grammatisch begehrlich weiter heißt: „Welche Fügewörter (Konjunktionen) leiten die adverbialen Zeitsätze ein? — Ordne sie nach ihrer Bedeutung (Vorzeitigkeit, Gleichzeitigkeit, Nachzeitigkeit). — Welche Adverbien im Hauptsatze weisen auf den Nebensatz hin?" u.s.w.

Die Art der induktiven Regelentwickelung, ihre Mischung mit knapper Deduktion, die geschickte Mannigfaltigkeit der Übungen, die Anleitung zur Betrachtung und aufsteigend zur Umformung erregt stets neue Bewunderung. Als Muster der Induktion seien aus dem Pensum der Untertertia die Nummern 28 (Pronomina) und 39 (Numeralia) genannt. Erfreulich ist auch die Wiederverwendung der alten elementaren Reimregeln über den Gebrauch der Präpositionen; eine originelle Erleichterung ist im Quarta-Abschnitt (151) die an die logischen voces memoriales erinnernde Verwendung von Merkworten (z. B. Pilatus, Diktator, Demagog) zur Befestigung der Ablautvokale. Die den Schülern zugemuteten Leistungen steigern sich sowohl innerhalb der einzelnen Klassenstufen (die acht letzten Übungssätze der Sexta zur Interpunktion sind schon ziemlich schwer) als auch in der Klassenfolge; der Tertianer findet so gut wie der Sextaner seine geistige Nahrung. Trefflich ist u. a. in Nr. 244 und 245 die Mustersammlung falscher und richtiger Beispiele über den Gebrauch von Präpositionen.

Mit der Grammatik zugleich wird induktiv die Lehre von den Satzzeichen eingeprägt. Randstriche bezeichnen die Stellen, wo Interpunktionsregeln zu finden sind. Diese Regeln schließen sich an die Wortklassen, Satzteile und Satzarten wie von selber an. So wird, vom Einfachsten ausgehend, der Gebrauch des Fragezeichens vorläufig nach den Übungssätzen zum Interrogativpronomen kurz abgethan mit dem Hinweis: „Beachte das Satzzeichen nach den Fragesätzen" und dann zusammen mit der Lehre von Punkt, Ausrufezeichen, Doppelpunkt und Anführungsstrichen bei den Arten der selbständigen Sätze vollständig erledigt. An die Relativbeispiele schließt sich in der Fassung „Beachte die Satzzeichen vor und nach den relativen Sätzen" die erste Kommaregel, an den Abschnitt über Attribut und Apposition in genauer Fassung die zweite, aus der Unterscheidung von Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit mehrfacher Satzteile wird in anregender Weise die wichtige dritte entwickelt und gleich gründlich eingeübt, und so tritt schon der Sextaner mit sicherer Kenntnis auf diesem Gebiete in die neue Klasse hinüber. Ergänzend treten dann in dieser bei den betreffenden Abschnitten die Kommaregeln bei erweitertem Subjekt, bei gehäuftem Attribut sowie die

ersten über beigeordnete Sätze mit verschiedenen Konjunktionen und die über das Satzgefüge hinzu, während in Quarta und nochmals zusammenfassend in Untertertia bei der Bei- und Unterordnung der Sätze alle Regeln erschöpfend und in dem anregenden Wechsel induktiven und deduktiven Lehrverfahrens behandelt werden.

Der Gebrauch des Buches ist vom Verfasser nun so gedacht: Nicht zu schriftlichen Übungen, auch nicht zum Auswendiglernen sind Beispiele und Regeln zu benutzen, sondern zu mündlicher Wechselarbeit zwischen Lehrer und Schülern. Der Lehrer fragt und fordert auf im Anschluß an die Fragen und Aufforderungen des Buches, die Schüler antworten, bald ohne Buch, bald aus demselben, wiederholen zu Hause und geben bei der Wiederholung in der nächsten Stunde selbständig das bei der ersten Durchnahme Erarbeitete wieder.

Fürwahr ein schönes Stück Lehre, das in dem dünnen Hilfsbuch enthalten ist! Anleitung zur verständnisvollen Erlernung einerseits, zur verständnisvollen, geistdurchdringenden Lehre der Muttersprache anderseits, dem Lehrer ein Beispiel dafür, was durch geschickte Behandlung aus dem sprödesten Stoffe gemacht werden kann, dem besseren Schüler ein Stück Erinnerung, das er gern in der Gestalt des Büchleins verstohlen in die höheren Klassen mit hinaufnehmen wird. „Das ist das beste Deutsch, das vom Herzen kommt" (S. 60 des Buches).

Zunächst für die grammatische Belehrung bestimmt, bereitet das Buch zugleich durch die Erweckung des Sprachgefühls und insbesondere von Quarta ab durch wiederholtes Hinüberspielen auf das Gebiet der Stilistik selber in trefflicher Weise die stilistische Empfänglichkeit vor. Seine Einführung wird sich für die fünf ersten Klassen aller drei Arten höherer Schulen als ein ausgezeichnetes Mittel erweisen, um den klaren Bestimmungen der neuen Lehrpläne über den Unterricht in der Muttersprache leicht in der besten Weise nachzukommen. Bei Ansetzung von wöchentlich einer halben Stunde für den grammatischen Unterricht nach diesem Buche ist ein sicherer Fortschritt der Schüler spielend erreichbar. Die dadurch „verlorene" Zeit wird durch die Entlastung der Lektüre und die verkürzte Besprechung der schriftlichen Arbeiten zum Gewinn. Die angestrengte Überlegung des Lehrers zu geistvoller Methode hat der Verfasser vorweggenommen, dem Lehrer selbst bleibt fast nur der Genuß und die Auswahl. Ob in den drei unteren Klassen gleichzeitig oder, was leichter ist, mit Sexta aufsteigend die Einführung des Buches geschehen soll, darüber möge jede Anstalt sich selber entscheiden.

Matthias hat mit diesem Buche den höheren Lehranstalten in einer theoretisch nahezu völlig, praktisch aber noch immer nicht ganz geklärten Frage den besten Weg gewiesen und die entscheidende Lösung gegeben

und damit bei der heutigen Stellung des Deutschen im Schulhaushalt einen neuen bedeutsamen Schritt zur Verbesserung des Schulwesens überhaupt gethan. Indem aber der Verfasser der Pädagogik zugleich erwiesen hat, daß er, der vollendete Theoretiker der Praxis, auch praktisch seine Lehre auf einem unscheinbaren, anscheinend undankbaren und doch so unendlich wichtigen Gebiete vollendet durchzuführen vermöge, hat er über die Grenze dieses Gebietes hinaus den akademisch gebildeten Lehrern überhaupt vorbildlich gezeigt, wie man im kleinsten Punkte die höchste Kraft sammelt und wie sich dies lohnt. So hat er sich auch hier wieder als Erzieher der Erzieher erwiesen und den jüngeren Berufsgenossen ebenso wie den erfahrenen das unbedingte Vertrauen auf die Zuverlässigkeit seiner pädagogischen Führung befestigt.

Stralsund. E. Noeske.

T. Resa, Gedichte. Königsberg, Thomas und Oppermann, 1900.

T. Resa ist keine Erobererin auf dem Gebiete der Lyrik, es fehlt ihr die eigene, selbständige Form, man glaubt, alte liebe Klänge etwa im Tone Stielers, Geibels, Baumbachs, Busses zu vernehmen; die Form ist rein, sorgfältig und klingend. Das eigentliche Lied, wie es Anna Ritter singt, tritt zurück vor dem lyrisch-epischen Gedicht. Die Dichterin hat schwere Lebenserfahrungen durchgemacht, aus denen ihrem Dichten Kraft erwachsen ist; aber zum Gestalten größerer Stoffe reicht diese doch nicht aus. Da entspricht den starken Worten nicht der Ton des Gedichtes, die Leidenschaft kommt nicht voll heraus, und statt der Kraft findet sich wie in den „Landsknechtliedern" Weichheit. Abgerundet sind einige anekdotische Gedichte wie „Mein Bub" und „To Hus". Auch sonst gelingt dieser feinen Frauenseele manches Gedicht, ja wo sie ganz persönlich spricht, wie in „Heimkehr" und „Bitte", vermag sie ihrer Dichtung auch wohl einmal ein selbständiges Gepräge zu geben.

Bernburg. Dr. Heine.

Feit, Paul, Prof. Dr., Gymnasial-Direktor, Einiges von der ästhetischen Ausbildung der Schüler. Antrittsrede. 1901. 10 Seiten. Programm des Königl. Friedrichs-Gymnasiums zu Breslau. Progr.-Nr. 189.

Die treffliche Rede geht von der *καλοκἀγαθία* der Griechen aus und zeigt zunächst, daß der Hellene nur den Schönen und Guten für *τελέως σπουδαῖον*, vollkommen brav und tüchtig, hielt, also der Begriff der Schönheit bei ihm zugleich das Ästhetische, Moralische und Intellektuelle umfaßte. Nun sei zwar die Frage nach der Verbindung der in-

tellektuellen Ausbildung mit der ästhetischen im Schulunterricht, wie so manches andere pädagogische Problem, noch nicht gelöst, doch sei Münch, wie Verfasser Seite 5 hervorhebt, im Unrecht, wenn er behauptet, eine solche Verbindung anzubahnen und völlig durchzuführen sei die Schule nicht imstande. Mit Zeit mißbilligen wir auch Jägers in seinem Buche über die Lehrkunst ausgesprochene Auffassung, wonach das sonst von ihm sehr empfohlene gute und sinngemäße Lesen erst einzutreten habe, wenn die Schüler eine mechanische Fertigkeit in demselben erreicht hätten, vorher aber der Lehrer durch eigene Darbietung das Verständnis und den Genuß nicht vorbereiten solle. Verfasser hält mit richtigem, ästhetischen Urteil Hektors Abschied von Andromache und das Zusammentreffen des Odysseus mit der Nausikaa für ewig schöne Scenen und verlangt vom Lehrer, daß er bei seinen Kunstbelehrungen, die sich selbstverständlich nur auf die hervorragendsten Werke der Architektur, Plastik und Malerei zu beschränken haben, stets den Zusammenhang der Kunst mit der Sittlichkeit betone. Auch soll der Lehrer darauf hinweisen, daß die ästhetische Lust, wie er Seite 9 ausführt, in der leidenschaftslosen Stimmung besteht, die bei wiederholtem Genuß sich an der wichtigen Wertverteilung erfreut, welche durch den Zusammenhang des Kunstwerks alle jene einzelnen seelischen Erregungen erfahren.

Daß unter Umständen dem Zeichenlehrer die Einführung in die Kunstbelehrung zu überlassen ist, erscheint gerechtfertigt. Die gediegene Arbeit verdient die beste Empfehlung.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift. Frankfurt a. M., Druck und Verlag von Gebrüder Knauer, 1899. gr. 8°. 300 S.

In festlichem, vornehmen Gewande bringt das Freie Deutsche Hochstift seinen Festgruß dem größten Sohne Frankfurts zu Ehren seinen Verehrern und Freunden und den Förderern seiner Werke dar. Es ist natürlich, daß sein Hauptgegenstand die Beziehungen Goethes zu seiner Geburtsstadt sind. Das Titelblatt stellt die Geburt Goethes nach dem großen Transparent von Moritz von Schwind dar. Es folgen sieben Aufsätze: „Goethes Beziehungen zu Wilhelm von Diede (Diède)" von Veit Valentin. Valentin teilt uns hier sechs noch ungedruckte Briefe Goethes mit. Der zweite Aufsatz „über die Familien Goethe und Bethmann" ist von Heinrich Pallmann in München geschrieben; er giebt einen interessanten, freilich nicht durchweg erfreulichen Einblick in die Geschichte des Frankfurter Goethedenkmals. Ein ausgezeichneter Beitrag zum Verständnisse von „Dichtung und Wahrheit" ist der dritte Aufsatz. Er stammt

aus der Feder von Elisabeth Mentzel und handelt über den jungen Goethe und das Frankfurter Theater; ebenfalls zur Erläuterung von „Dichtung und Wahrheit" und zwar des vierten Buches dient der Aufsatz von Alexander Freiherrn von Bernus auf Stift Rienburg über zwei Bilder aus Goethes Jugendzeit. Es sind zwei 1765 von J. Junker für François de Theas, comte de Thoranc, den sog. Königsleutnant, gemalte Blumenstücke. Den unvermeidlichen Aufsatz über den „Erdgeist" bringt Dr. Robert Hering. Sehr wertvoll, weil auf noch unbenutztem Materiale fußend, ist R. Jungs „Rettung" des Großvaters Friedrich Georg Goethe; Jung zeigt, daß er es war, der dank seiner Energie und Umsicht den Wohlstand des Goetheschen Hauses gegründet hat. Die mit einer großen Zahl schöner Abbildungen geschmückte höchst würdige Festschrift schließt mit einer Abhandlung O. Heuers über „Goethe und seine Vaterstadt" angemessen ab. Er legt besonders dar, warum Goethe aus der Frankfurter Bürgerschaft ausgetreten ist.

Freiberg (Sa.). Dr. **Paul Knauth.**

Michael Kramer, Drama in vier Akten von Gerhart Hauptmann.

„Der Tod ist die mildeste Form des Lebens: der ewigen Liebe Meisterstück" — vielleicht läßt sich von diesem Satze aus Hauptmanns Drama am besten verstehen. Freilich muß das Drama uns zugleich jenes Wort verständlich machen. Zwei Gedanken liegen darin: der Tod ist mild, und der Tod ist eine Form des Lebens.

Michael Kramer ist ein tiefernster Charakter, zu ernst, um das Leben in oberflächlichen Glücksgefühlen zu genießen, zu wahrhaftig, um sich Illusionen über seine Kunst und das Leben zu machen; aber tüchtig genug, um seine ganze Kraft an die Gestaltung seines Lebens und seiner Kunst zu setzen, männlich genug, um den Dingen klar ins Auge zu sehen, und voll tiefer Liebe für seine künstlerischen Aufgaben und für seinen Beruf als Vater und als Lehrer und Erzieher junger Künstler; ein Mann, der die Fähigkeit tragischen Erlebens in sich trägt: die Fähigkeit, großes Leid tief zu erfahren und darüber hinauszuwachsen; eine Persönlichkeit, nicht liebenswürdig, sondern herb, nicht anziehend, aber festhaltend den, der wie er Ernst und Tüchtigkeit hat. Wer durch seine Schule geht, lernt Selbstzucht und gewinnt einen inneren Halt, er lernt Großes und Kleines unterscheiden und an der Hauptsache festhalten. Zeugin ist seine Tochter Michaline in ihrer Tüchtigkeit und innern Freiheit, ihrer Selbstbescheidung und Treue, wenig weibliche Züge im Äußern, aber innerlich eine liebe Frauenseele. Zeuge ist Lachmann: Wenn Kramers Einfluß es ist, der diesen resignierten, halb gescheiterten Künstler

aufrecht erhält, so muß dieser Einfluß stark und nachhaltig sein. Ein Gegenbild ist die Mutter, oberflächlich und doch sorgenvoll, weil ihr der innere Halt und die Kraft fehlen. Sie hat mehr weibliche Züge als die Tochter, und doch weniger Frauenseele.

Die Tragik für Michael Kramer geht aus von seinem Sohne. Ein herrlich begabter Künstler der Anlage nach steckt in diesem herabgekommenen Jüngling, der nur zu kindisch und unerfahren ist, um ein vollendeter Lump zu sein. Um den wirbt der Vater, buhlt um seine Liebe — vergeblich. Der innere Reichtum der Künstlerseele ist vergiftet durch die sittliche Verkehrtheit des Jünglings, den äußere Mißgestalt und innere böse Neigungen zu äußerer und innerer Verwahrlosung geführt haben. In ergreifender Scene ringt der Vater um die Seele des Jünglings und des Künstlers — vergeblich. Hier ist, sofern man die Ausdrücke bisheriger Technik auf Hauptmann anwenden kann, die Höhe des Dramas, II. Akt, Schluß: Du bist nicht mein Sohn! — Du kannst nicht mein Sohn sein! Geh! Geh! mich ekelt's! Du ekelst mich an!!

Die Katastrophe folgt schnell. Ohne ursächlichen Zusammenhang mit dieser Trennung vom Vater bricht die verwahrloste, haltlose Existenz des Sohnes zusammen. Und nun findet der Vater im Tode den Sohn. „Der Tod hat eine versöhnende Kraft." Es war ja doch Leben von seinem Leben, das jetzt in dem Selbstmörder erloschen ist. Die sittlichen Verirrungen, die ihn schieden von seinem Vater, wer vermag sie auf ihre Ursachen zurückzuführen und das Maß von Schuld abzuwägen? Als eines der dunkeln Rätsel des Lebens sind sie mit diesem verschwunden. Aber was Großes in ihm war, das bleibt in der Erinnerung, das ist aus Seelentiefen aufgestiegen und leuchtet durch die erstarrten Züge des Toten hindurch, das spricht aus den hinterlassenen Skizzen, so fratzenhaft sie sind. Die ganze erhabene Majestät des Todes tritt hier ein, sie macht das Herz des Vaters unendlich weit, daß er nur noch das zusammengebrochene Große empfindet. Neben allem Geheimnisvollen des dunkeln Lebens bleibt klar und offenbar doch das Große, es zu verehren, auch wenn es in verdorbener und schmutziger Hülle erscheint.

Aber der Tod ist auch eine Form des Lebens. Ist's nur der Gedanke, daß der Tote verklärt in der Erinnerung lebt und in der Kraft, die von dieser Erinnerung ausgeht? Oder tritt hinzu der Gedanke von dem Unvergänglichen des Menschenlebens, das in neuen Formen und neuen Gestalten sich erhält, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft auf das Seelische übertragen? Wir können es nicht klar erkennen. Die Stimmungen und Gefühle des tiefbewegten, schmerzerfüllten und doch getrösteten Vaters an der Leiche seines Sohnes lassen sich nicht auf logisch klare Sätze bringen. Dichterisches Leben und Ideen sind etwas

Verschiedenes, und gerade dadurch, daß die Gestalten sich nicht glatt in einer Idee auflösen lassen, beweisen sie ihr Eigenleben. Und eine tiefe Wirkung wird auch diesem Schluß des Dramas sicher sein. Dennoch erfüllt er nicht, was das Drama verlangt. Die Anschauungen, die Michael Kramer ausspricht, müssen verstanden werden, wenn wir mitfühlen sollen, daß sich ihm durch das Erlebte ein Stück vom Sinn des Lebens und dadurch ein Trost enthüllt hat. Sie kommen aber zum Teil nicht aus dem Geahnten und dunkel Angedeuteten heraus. Es scheint wiederum wie in der „Versunkenen Glocke", als versagte die Kunst des Dichters, wenn sie zur Höhe geistigen Lebens aufsteigen will. Das ist um so einschneidender, als sich das ganze Drama auf dieses Ende zuspitzt. Die eigentliche Handlung liegt in der Seele Michael Kramers, und ihre Entwickelung ist einfach. Er sucht den verlorenen Sohn zu gewinnen, das ist der erste Teil; er findet den Sohn im Tode, das ist der zweite. Alles, was sonst an Handlung vorhanden ist, das Wirtshausleben des Sohnes, das Freundschaftsverhältnis Lachmanns und Michalinens, so lebensvoll es ist, so ist es doch nicht die eigentliche dramatische Handlung im Sinne der Dichtung, ja z. T. ganz undramatisch. Im letzten Akt ist Lachmann hauptsächlich dazu da, damit der Held einen hat, demgegenüber er sich aussprechen kann. Wiederum zeigt sich, wie Hauptmann in der Kleinmalerei Meister ist, wie auch die Charaktere lebensvoll herauskommen, wie aber das dramatische Leben zu kurz kommt. Die Charakteristik geschieht in diesem Drama mehr als sonst bei Hauptmann durch Aussprechen von Gedanken der Lebensanschauung; es liegt darin eine Gefahr für das Lebendigwerden der Charaktere. Hauptmann bewährt sich um so mehr als echter Dichter, als ihm dies trotzdem gelungen ist. Es sind keine theoretisierende Schemen, sondern Gestalten voll Lebens. Und wieviel Seele lebt in diesen Gestalten! Dieser Ausdruck der Seelengröße wird nicht gestört durch die dem Alltäglichen abgelauschte und doch nach dem Charakter der Redenden individualisierte Sprache. Wie die gewöhnliche Rede einen längern Satz zerschlägt und sich eines spröden Gedankens stückweise bemächtigt, dafür gelte als Beispiel, was Lachmann sagt S. 118:

„Wenn das Leben im tiefsten Ernst sich erschließt, in Schicksalsmomenten mit der Zeit, — ich habe auch Vater und Bruder begraben! — Der, wenn er das Schwerste überlebt ... dessen Schiff wird ruhiger, stetiger segeln, — mit seinen Toten, tief unten im Raum." —

Oder, wie Alltäglichkeit des Ausdrucks sich doch verträgt mit Größe des Gedankens, das zeigen Kramers Worte, mit denen er Lachmanns Bitte, ihn das Bild, an dem er male, sehen zu lassen, abschlägt, S. 54/55:

„Es ist ja nichts dran. Es ist ja noch nichts. Hör'n Se, machen Se mich doch nicht unglücklich! Es muß doch was da sein, eh' man was zeigt. Glauben Sie denn, das is 'n Spaß? Hör'n Se, wenn einer die Frechheit hat, den Mann mit der Dornenkrone zu malen — hör'n Se da braucht er ein Leben dazu. Hör'n Se, kein Leben in Saus und Braus: Einsame Stunden, einsame Tage, einsame Jahre, seh'n Se mal an. Hör'n Se, da muß er mit sich allein sein, mit seinem Leiden und seinem Gott. Hör'n Se, da muß er sich täglich heiligen! Nichts Gemeines darf an ihm und in ihm sein. — Seh'n Se, da kommt dann der heil'ge Geist, wenn man so einsam ringt und wühlt. Da kann einem manchmal was zu teil werden. Da wölbt sich's, seh'n Se, da spürt man was. Da ruht man im Ewigen, hör'n Se mal an, und da hat man's vor sich in Ruhe und Schönheit. Da hat man's, ohne daß man's will. Da sieht man den Heiland! Da fühlt man ihn. Aber wenn erst die Thüren schlagen, Lachmann, da sieht man ihn nicht, da fühlt man ihn nicht. Da ist er ganz fort, seh'n Se, ganz weit fort."

Mancher Lehrer wird im deutschen Unterricht nicht gern an Hauptmann vorübergehen und doch in Verlegenheit sein, welches Stück sich etwa zu häuslicher Lektüre und zu kurzer Besprechung im Unterricht eigne. Er könnte mit diesem den Versuch machen. Es veranschaulicht nicht nur in Sprache und Charakteren eine Richtung der zeitgenössischen Litteratur, sondern ist auch in seinen Vorzügen und Schwächen für den Dichter bezeichnend. Außerdem enthält es genug geistigen Gehalt, um auch in weiterem als nur ästhetischem Sinne bildend wirken zu können.

Bernburg. Dr. Heine.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 23. Jahrgang, 1902. Nr. 6. Inhalt: Meyer, Fragmenta Burana, bespr. von Creizenach. — Martinak, Psychologische Untersuchungen zur Bedeutungslehre, bespr. von Schuchardt. — Waag, Bedeutungsentwickelung unseres Wortschatzes, bespr. von Löschhorn. — Kluge, Rotwelsch, bespr. von Günther. — Ranisch, Die Gautrekssaga, bespr. von Mogk.

— Nr. 7. Inhalt: Wechsler, Giebt es Lautgesetze? bespr. von Subak. — v. d. Meer, Gotische Casus-Syntaxis, bespr. von Behaghel. — Vilmar, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 25. Aufl., bespr. von Behaghel. — Bartels, Deutsche Dichtung der Gegenwart, bespr. von Gaehde.

— Nr. 8 und 9. Inhalt: Fink, Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung, bespr. von Schuchardt. — Fink, Die Klassifikation der Sprachen, bespr von Schuchardt. — Vernaleken, Deutsche Sprachrichtigkeiten, bespr. von Behaghel. — Müller, Studien über das St. Trudperter

Hohe Lied, bespr. von Ehrismann. — Woerner, Fausts Ende, bespr. von Petsch. — Hock, Die Vampyrsagen in der deutschen Litteratur, bespr. von Helm.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 17. Jahrgang. Nr. 6. Inhalt: Heeressprache und Klassikerübersetzung. Von Kr. — Schlein haben, Schwein haben, Schleim haben auf jemand. Von Prof. Dr. H. Dunger. — § 172 des Reichsstrafgesetzbuchs. Von Oberlandesgerichtsrat Julius Erler. — Ein Nachwort zur „Gefahr für Deutsch-Südwestafrika". Von Oskar Streicher. — Zur Sprache des Feuerbestattungswesens. Von Prof. Dr. H. Dunger. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal.

—— Nr. 7 und 8. Inhalt: Was dürfen wir von der besten Rechtschreibung fordern? Von Prof. Dr. Oskar Brenner. — Äußerungen und Aussprüche über die deutsche Sprache in ungebundener Rede II. Von Prof. Dr. Paul Pietsch. — Wechselvordrucke. Orderpapiere (Aufgabepapiere). Von Landgerichtsrat Karl Bruns. — Deutsche Tennisausdrücke. Von Oberlehrer Fr. Wappenhans. — Mauke (Obstversteck) und Verwandtes. Von Prof. Dr. Rob. Sprenger. — Zu dem Aufsatze „Die Rache des Sprachgeistes". Vom Herausgeber. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Neu erschienene Bücher.

Prof. Dr. Wolfgang Golther, Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ring-Dichtung Richard Wagners. Charlottenburg, Verlag der Allgem. Musik-Zeitung, 1902. 112 S.

Dr. Heinr. Bockeradt, Homers Odyssee. Für den Schulgebrauch verkürzt und eingerichtet. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1902. 170 S.

A. Volkmer, Rednerische Prosa. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1902. 179 S.

Dr. Bernh. Werneke, Praktischer Lehrgang des deutschen Aufsatzes für die oberen Klassen der Gymnasien. 5. verb. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1902. 382 S.

K. Dorenwell, Orthographisches Übungsbuch. 7. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1902. 108 S.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Bearbeitung des Döbelner Lesebuchs für Mittel- und Norddeutschland von Dir. M. Evers und Prof. H. Walz. 5. Teil: Obertertia. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1902. 332 S.

Polack, Ein Führer durchs Lesebuch. 2. Teil, 1. und 2. Lieferung. 4. verm. Aufl. Leipzig, Th. Hofmann, 1902.

H. Gehrig und F. Stillcke, Lese- und Lehrbuch für kaufmännische Fortbildungs- und Handelsschulen. Leipzig, Th. Hofmann, 1902. 468 S.

O. Lyon und P. Polack, Handbuch der deutschen Sprache für Präparandenanstalten und Seminare. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 305 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42 I.

Sprache und Religion.

Von Geh. Regierungsrat Dr. **Wilhelm Münch** in Berlin.

Die Bedeutung der Sprache für unser geistig seelisches Leben überhaupt ist nicht entfernt so leicht zu bestimmen, wie es dem Unbefangenen scheinen mag. Daß ein Innenleben bei uns vorhanden sei, das nur seinen Ausdruck, seine äußere Darstellung finde in der Sprache, etwa so wie das in der Phantasie des Künstlers lebende Bild seine Darstellung findet in dem von ihm ausgeführten Gemälde, oder gar wie die Worte selbst ihre sichtbare Darstellung finden in der Schrift, oder das vom Komponisten erfundene Tonstück im Spiel auf dem Klavier, oder daß die Sprache nur eine Art von Werkzeug sei, nur ein besonders kompliziertes Werkzeug für den es handhabenden Menschengeist: das mögen naheliegende Vorstellungen sein, aber sie entsprechen dem wirklichen Verhältnis nicht. Wohl läßt sich nicht abgrenzen, was von geistigem Leben bleibt, wenn man den sprachlichen Ausdruck abzieht, hinwegdenkt. Aber darum läßt sich doch nicht behaupten, daß in der Sprache das Innenleben schlechthin verkörpert sei. Auch ohne irgendwie fälschen zu wollen, sagen wir mit den Worten vielfach mehr als in uns ist, denn sie sind ja nicht von uns persönlich erfunden, sind uns nicht auf den Leib gepaßt, mit unserm individuellen Seeleninhalt nicht verwachsen so wie die Schale mit der Nuß und als nur allmählich sich verhärtender äußerer Teil der Nuß. Als Erzeugnisse der Gemeinschaft sind sie für uns einzelne gewissermaßen fertige Kleider, in die wir hineinzuschlüpfen haben, welches auch unsere eigenen Leibes- oder vielmehr Seelenproportionen seien. Und so fühlen wir anderseits auch oft, wie noch mehr in uns lebt, als wir mit den Worten der fertigen Sprache ausdrücken können. So reich das große Instrument ist, so zahlreiche hohe und tiefe und Übergangstöne es hat, so viele Tonarten mit je einem eigenen Charakter sich darauf spielen lassen, so viel Schallverstärkung und Dämpfung dabei möglich ist: das Innere des Menschen, des gebildeten Menschen wenigstens, hat doch immer noch Zwischentöne, noch andere Tondistanzen und -gruppierungen. Für die Bezeichnung des Konkreten und namentlich des irgendwie Technischen besteht keine Not, selbst nicht oder doch kaum zwischen den verschiedenen Nationalsprachen der nämlichen Kulturperiode. Ja,

bei allem rein Verstandesmäßigen ist die volle Verständigung naturgemäß nicht schwer; Gedachtes und Ausgedrücktes kann hier restlos ineinander aufgehen. Anders in der Region der Gefühle. Und anders auch in der ganzen, großen Region der mit Gefühl irgendwie durchzogenen, in Gefühl gewissermaßen getauchten, von Gefühl mit gefärbten Begriffe, die in Wirklichkeit vielleicht den größeren Teil des gesamten sprachlichen Bestandes bilden.

Wenn Religion Leben ist, persönliches Innenleben, nicht bloß Wissen oder Denken oder Bekennen nebst etwas formal symbolischem Handeln, so unterliegt bei ihr der Parallelismus von Inhalt und sprachlichem Ausdruck naturgemäß der angedeuteten allgemeinen Schwierigkeit. Aber sollte diese nicht hier fühlbarer werden als irgendwo? Die Religion hat ihren Bestand durch die Gemeinschaft, aber ihre Echtheit in den einzelnen Seelen; im Innersten des einzelnen Menschen muß sie immer wieder ihren Grund finden, sonst schwindet ihre wirkliche Kraft. Die Gemeinschaft ist zwar von großer Bedeutung zur gegenseitigen Anregung der Gefühle und Strebungen, ja zur Übertragung, zur Stärkung und Verdichtung, und selbst zur Bewahrung über Zeiten der Mattheit und Abstumpfung hinüber. Aber die Gemeinschaft wird ihrerseits sehr wesentlich zusammengehalten eben durch die Sprache, und diese kann immer ebensowohl über die wirklichen inneren Empfindungen der einzelnen hinschweben als sie treu wiedergeben. Die Ausbildung unseres persönlichen Innenlebens und das Sicheinleben in die Bildungen der Sprache gehen gleichzeitig vor sich und sollen miteinander gehen, sich gegenseitig stützend und treibend. Aber statt dessen ist eben auch viel lockere Beziehung, ja ein beträchtliches Auseinanderfallen möglich. Dazu kommt nun hier, daß der Inhalt der Religion und der religiösen Sprache das Unendliche zu fassen strebt, während die Sprache ihrerseits endlich, abgrenzend, einschränkend ist, allem Geistigen nur durch sinnliche Bilder gerecht werden kann, und dem Geistlichen nicht anders. Und so ist sicherlich die Identität zwischen dem Inhalt des Gemein- und des Individualbewußtseins zugleich mit der zwischen dem Sprachinhalt und dem Gefühlsinhalt hier nichts weniger als selbstverständlich.

Ob man diese Sachlage im allgemeinen zu empfinden pflegt? Man ist ohne Zweifel der Schwierigkeit gegenüber sehr unbefangen. So scheint ein Hort gegen das Zerfließen religiösen Innenlebens gewonnen durch eine recht feste Sondersprache. Die unwandelbare religiöse Terminologie ist berufen, die Bestimmtheit der religiösen Vorstellungen in ihrer festen Eigenart zu sichern. Jene Ausdrücke, die einst aus einer besonderen Fülle der Empfindung geboren wurden, sollen diese Fülle auch immer neu aus sich heraus erzeugen und verleihen. In bestimmten Kom-

binationen werden sie dann zu Formeln, zu Symbolen. Daß die Menschen sich auf Formeln einigen, sich unter Formeln vereinigen, ist nicht etwa dem religiösen Gebiete vorbehalten. Für manche bedeutet dann die Formel nicht viel anderes als eine Flagge, unter der man gern in Reih und Glied marschiert; oder sie behauptet den Affektionswert des Gewohnten, Altüberlieferten. Aber daneben geht doch auch das unablässige Bemühen, sich wirklich in den inneren Besitz dessen zu setzen, was in den Worten verschlossen liegt, es sich und andern neu zu deuten, neu lebendig zu machen, erst im Innern zu erwerben, was von den Vätern ererbt worden ist. Ein Bemühen, das eben schon darum nicht enden kann, weil es Unendlichem gilt, und weil es sich von der gesamten inneren Erfahrung des fortlaufenden Lebens zu nähren hat.

Nun aber ist noch eine besondere Schwierigkeit nicht zu verkennen, obwohl sie thatsächlich nicht oft erkannt zu werden scheint. Weitaus die meisten Wörter der Sprache behalten nicht dauernd denselben Inhalt. Daß dieser irgendwo für den Verstand festgelegt wäre, würde nichts helfen. Es sind in Wirklichkeit fast immer feinere Gefühlsmomente dabei im Spiele; es stellen sich Obertöne und Untertöne mit ein, und, wie nun einmal die Wandelbarkeit in allem irdischen Lebensverlauf ist, die sich folgenden Generationen vermögen nicht den gleichen Stimmungsinhalt festzuhalten. Was als edel empfunden wurde, wird alltäglich, vielleicht gemein, vielleicht verächtlich, was als stark gefühlt ward, wirkt nur noch schwach, das Enge erhält weiteren Inhalt, das Weite engeren, das Vollkräftige wird blutleer, das Innerliche ein mehr Äußerliches, während zugleich auch das mehr Äußerliche sich vertiefen mag. Begriffe wie Buße, auch Reue, auch Demut, Verzeihung, fromm zeigen eine Entwickelung in dem letzterwähnten Sinn; die Zahl derjenigen mit entgegengesetztem Schicksal wird weit größer sein. Sicher ist es gerade die Religion, welche die Vertiefung vieler einst mehr kindlich oberflächlicher Termini bewirkt hat.[1]) Ihr gegenüber übt „die Welt" eine stetig veroberflächlichende, aushöhlende Wirkung. Was ist „Entschuldigung" noch gegenüber dem gewichtigen Begriff „Schuld", was „freundlich" gegenüber dem alten Sinn des Liebenden, u.s.w.! Und da die religiösen Menschen eben doch immer Menschen sind, vermögen auch ihnen oft die Worte nicht dauernd zu besagen, was sie einst den Vorfahren besagten. Am Glauben der Väter festhalten ist schon aus diesem Grunde nicht so leicht. Wir tragen eben doch das Herz der Väter nicht mehr in unserm Leibe, und die Gewichte unseres inneren Lebens sind jenen nicht gleich-

1) Der Beginn oder das erste Stadium dieser Entwickelung für uns Deutsche ist wissenschaftlich verfolgt in dem Buche von Rudolf von Raumer „Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache", 1845.

artig. Der Glaube an einen persönlichen Teufel ist ja im allgemeinen längst auch von den Theologen preisgegeben; aber taucht etwa in denjenigen Christen, die ihn noch festhalten, bei den Worten „der Böse, der Arge, der böse Feind, der Fürst dieser Welt" noch dasselbe persönliche Schreckensgefühl auf, wie bei den Frommen vor dreihundert oder sechshundert Jahren? Wird auch nur der Begriff „Furcht Gottes" die gleiche Seelenstimmung auslösen bei einer Distanz von Jahrhunderten? Wird nicht die Furcht von Schrecken und Angst oder doch Knechtsgefühl zu ehrfürchtiger Unterordnung sich herüberbewegt haben? Wie wenig fest ist in der Wortverbindung „in dem Herrn, in Christo" die Bedeutung der Präposition, welche Wandlung der Vorstellung und des Gefühls kann sich unter dem stehenbleibenden Ausdruck vollziehen! „Liebe zu Jesu" schließt etwas ganz anderes ein für das Gemüt eines Herrnhuters als eines beliebigen, vielleicht sehr rechtgläubigen und frommen Christen, und niemals hat die Stetigkeit des Bibeltextes und auch der Bekenntnisschriften oder der liturgischen Formeln gehindert, daß tief verschiedene Richtungen und Strömungen einander ablösten. „Sünde, Buße, Wiedergeburt" sind etwas viel Volleres, Gewaltigeres im Ohre oder in der Seele des Pietisten, des Methodisten, als des gewöhnlichen Christen. Und die nun verachteten Rationalisten, die in sehr viel ruhigere Ausdrücke ihr Christentum einkleideten und die dem jetzigen Geschlecht damit so leicht flach, öde, kraftlos erscheinen, fühlten wohl bei den geheimnislosen Ausdrücken so Volles und wurden davon so wohl durchwärmt und erhoben, wie nur je andere zu anderer Zeit von andersartiger Sprechweise. Ihnen bedeutete ein Wort wie „Vorsehung" nicht ein halb nichtssagendes Ausbiegen; Begriffe wie „Vervollkommnung, Tugend, Duldsamkeit, Menschlichkeit, Vernunft" bewiesen eine starke Federkraft in ihrem Innern. Aber auch diese verbraucht sich; neue Stimmungen suchen neuen Ausdruck — oder alte suchen sich mit altem zu erneuern.

In der That hat das neunzehnte Jahrhundert wiederzugewinnen getrachtet, was verdrängt schien. Dieses Jahrhundert hat ja, und namentlich sein letzter Teil, auf so manchen Gebieten eine Art von Retraktation vorgenommen, hat in halbbewußtem Mißmut über seine eigene Physiognomie allerlei Altes und Abgelöstes wieder hervorgeholt, die Stile der Vergangenheit in Kunst und Kunstgewerbe, und gegenüber litterarisch-geistigen Erzeugnissen anscheinend ganz überwundener Perioden wenigstens das verständnisvolle Wohlgefallen an diesen Erzeugnissen. Man wird den Umschwung der religiösen Anschauungsweise gegenüber der vorhergehenden rationalistischen Zeit nicht auf eine Stufe mit solcher Erneuerung stellen; es kann sich dabei nicht um den bloßen Reiz des Wechsels oder

um Wohlgefallen an dem fremdartig Echten handeln. Aber etwas von dieser Gemütsverfassung hat doch mitgespielt. Wenn die Sprache der „Kernlieder" der Reformationszeit immer wieder gepriesen wird, oder die kernige Sprache der älteren religiösen Litteratur überhaupt, so ist dabei im Hintergrunde die Sehnsucht nach jener primitiven Fülle, nach der unerschütterten Kraft, der naiven Unmittelbarkeit der Glaubensüberzeugungen; und die starke Sprache wenigstens läßt man gern wieder aufleben, um durch sie die kräftige Stimmung wiederzugewinnen. Daß die Worte uns treiben, Inhalt lebendig werden zu lassen, muß zugestanden werden; daß sie vielfach sich ohnmächtig erweisen und man mit den Worten zu haben glaubt, was man haben möchte, ist nicht zu verwundern.

Aber hier ständen wir ja bei der evangelischen Wertschätzung des Wortes überhaupt. Diese Wertschätzung hat ihre gewaltige praktisch-ethische Bedeutung schon in dem Gegensatz gegen das bloße Handeln, das äußere, symbolische, vielleicht auch schablonenhafte religiöse Handeln, gegen eine wesentlich auf äußerer Funktion beruhende Zugehörigkeit zur religiösen Gemeinschaft, auch gegen ein vages, unerleuchtetes religiöses Fühlen. Alledem gegenüber ist das „Wort" gleich Gedanke, gleich Geist, gleich Licht. Und es muß nur auch so genommen werden: Wort als Hülle oder umschließende Knospe für lebendigen Geist, aber nicht muß es als Hülse eine Schätzung empfangen, die nur der Frucht gebührt. Dann ist das Wort das Mächtige, Göttliche, Ursprüngliche, Lebenspendende, dann ist der „Diener am Wort" der Verwalter des höchsten Amtes. Doch diese Gedankenreihe soll uns hier nicht weiter beschäftigen; Theologen und Laien wissen, wieviel Kopfzerbrechen und Herzensweh sich mit dem Problem verbindet, und wohl auch, wieviel einzelne Probleme das große, ganze einschließt.

Übrigens ist doch das Bemühen um Bewahrung des Begriffsinhaltes mit den Worten nicht etwa schlechthin vergeblich. Wenn sie jenem allgemeinen Schicksal eines gewissen Wandels nicht geradezu entgehen können, die religiösen Begriffe behaupten sich durch ihre eigene Kraft stetiger als beliebige andere. Ja, die religiöse Sprache giebt sogar der allgemeinen Sprache ein starkes Element des Beständigen, mehr als die ebenfalls sehr konservative und konservierende Sprache des Rechtes oder welches Gebietes sonst. Nicht etwa bloß insofern, als Ausdrücke und Wendungen der Bibelsprache an hundert Stellen in die allgemeine Sprache übergegangen sind und sich darin behaupten: das würde nichts bedeuten, denn sie werden da großenteils in verflachtem Sinne fortgeführt. Aber manche Hauptbegriffe werden ihren eigenartigen und vollen Sinn immer behaupten und von grundlegender Be-

deutung, von höchstem normativen Charakter für das hinter der Sprache stehende innere Leben bleiben. Statt aller andern sei nur der Begriff „Demut“ angeführt.

Daß die Sprache des Kultus durch ausdrückliche Bewahrung archaischen Charakters die Stetigkeit ihres Gehaltes und ihrer Beziehungen nicht bloß andeuten, sondern womöglich auch sichern will, ist natürlich. Es war so zu allen Zeiten und bei allen Religionen. Die Festigkeit dieser Form, wie der Formen überhaupt (Ceremonien, Symbole, Tonweisen u.s.w.) läßt etwas von der Ewigkeit der höchsten Instanzen fühlen, denen der Kultus gilt, und sie deutet zugleich den Ausschluß aller individuell-subjektiven Rechte auf diesem Gebiete an. Hieratische Sprache also tritt zu den übrigen hieratischen Formen, und im Archaischen hat sie ihre natürlichste Erscheinungsform. Zugleich ihre harmloseste! Wie anders dort, wo als Sprache der Religion festgehalten wird, was für die meisten Religionsgenossen eine verständliche Menschensprache überhaupt nicht mehr ist! Die altslavische Kirchensprache behält immerhin für die neuslavischen Völker noch ein Maß von Verständlichkeit; aber der Koran ist und bleibt arabisch für die Mohammedaner aller Zungen; die römisch-katholische Kirche besitzt und behauptet ihr lateinisches Idiom innerhalb des Kultus zwar nicht schlechthin, aber doch für alle wesentlichsten Teile, für das Regelmäßige, Centrale, Sakramentale. Damit wird die Sprache für die Gemeinde ein bloßes Stück des Ceremoniells, des Symbolischen, und damit wiederum ist ein individuelles Mitempfinden, ein wirkliches inneres Mitdurchleben ausgeschlossen — ein großes Mittel zur Abwehr der Subjektivität und zur Beugung unter die Herrschaft des Gesamtgeistes. Es ist nicht Zufall, daß da, wo solcher Verzicht auf sprachliches Verständnis gilt, die musikalische Darstellung der Worte und Formeln zu hoher Pflege gekommen ist, und diese Seite erscheint wohl als das Erfreulichste bei jenem Verzicht, wie man übrigens ja auch in protestantischen Kirchen nach und nach auf die Vervollkommnung der musikalischen Seite um so mehr Wert legt, je weniger man durch die begriffliche Darbietung zu fesseln oder innerlich zu bewegen sich zutraut und zumutet. Noch weniger ist es Zufall, daß die Einsetzung der Muttersprache in ihr natürliches Recht vielfach mit der Abzweigung von neuen Richtungen, Sekten, Konfessionen erfolgt.

Doch auch da, wo die Muttersprache nicht geopfert ist, wird sie mitunter durch die übergroße Bevorzugung des Archaischen und die Pflege des Formelhaften, auch durch transcendente Art des Vortrags zu einer Starrheit gebracht, die sie einer Fremdsprache, in der Wirkung wenigstens, einigermaßen nähert. Man kann hier des anglicanischen Kultus mit seinen breit ausgedehnten liturgischen Bestandteilen gedenken;

aber auch anderswo wird wohl Wirkung gesucht mehr durch wiederholtes und gehäuftes Ausströmen des formelhaft Statarischen, als durch solche Rede, die von innen her gestaltet und bewegt ist und damit unmittelbar ins Innere treffen will. Man erzielt dann doch mehr nur Stimmung, die etwas halb Körperliches ist und nur halb seelisch; man übt vielleicht eine Art von hypnotisierender Wirkung, die aber wiederum mit dem echten Seelenleben wenig zu thun hat. Der Redende selbst versetzt sich mit jenen Wiederholungen, mit dem immer neuen Anheben und Ausströmen in eine Art von Ekstase (so weit er auch vom Schamanismus und ähnlichem sich entfernt wissen mag und entfernt heißen darf); und doch muß die Ekstase unwirksamer werden, je mehr sie zur Gewöhnung und zur beruflichen Technik Beziehung erhält. In den heiligen Schriften drückt sich vielfach ein ekstatischer Zustand der Schreibenden aus. Man mag von dem „Zungenreden" am ersten Pfingstfest oder von der Inspiration sich eine Vorstellung machen, welche man will, offenbar sind die Schriftsteller des Neuen Testamentes großenteils durch ihr innerliches Erfülltsein zu einer Neuheit, Fülle, Eigenart der Äußerung erhoben worden, wie ihre natürliche Geistesart und Bildung sie zuvor nicht ahnen ließ. Und es ist auch später wieder einigermaßen ähnliches in religiös tief erregten Zeiten oder Lebenskreisen hervorgetreten. Nachher aber liegt der Wunsch nahe, sich und andre an den Worten und durch die Worte ausdrücklich wieder zur Höhe jener begeisterten Stimmung emporzuziehen, was auf die Dauer so schlecht gelingen will. Ein gesundes Leben ist denjenigen Sekten geblieben, die von dem ekstatisch-enthusiastischen Zustand ihrer ersten Periode aus eine innere Umformung zur Stille erfahren haben, wie dies bei den Mennoniten (von Hause aus Wiedertäufern), bei den böhmisch-mährischen Brüdern (zuvor Hussiten) und andern der Fall gewesen ist; auch die Herrnhuter haben in diesem Sinne günstige Reformen durchgemacht, nachdem auch bei ihnen das Enthusiastische rasch ins Krankhafte sich entwickelt hatte. Die Sprache, die ihre schönsten Lieder reden, hat nur Innigkeit bewahrt, und das süßlich Läppische von ehedem deutet sich kaum noch in Spuren an.

Nirgendwo freilich sind doch Fülle und Maß der Sprache so wohl vereinigt, als in den beredtesten Kapiteln des Neuen Testamentes selbst. Die sogenannten paränetischen Teile der Briefe des Paulus, wie Röm. 12, 1. Cor. 13, Gal. 6 u.s.w., sind Proben der allerechtesten Beredsamkeit, bei der die innere Fülle, das flüssige Feuer des Herzens sich unwiderstehlich nach außen ergießt und damit gerade — ganz unbewußt natürlich — die Normen eindringlicher Redekunst sich von selbst verwirklichen. Die heilige Rhetorik des bekannten hohen Liedes der Liebe 1. Cor. 13 wäre von keiner Kunst und Berechnung zu übertreffen. Aber vielleicht

nachzuahmen? Für die gewöhnlichen Geister wird das Nachahmen auf diesem ganzen Gebiete immer wesentlich nur ein Spiel mit Einzelheiten bleiben; etwas von dem Schicksal der im Herbarium gepreßten Pflanzen erfahren die erhabenen Wendungen, als immer wieder citierte Citate sind auch sie immer in Gefahr, zu Formeln zu erstarren — wenn nicht wirklich von der Seele des Redners aus warmes Licht sie durchdringt.

Um beim Rhetorischen, auf das wir so gekommen sind, noch etwas zu verweilen, so ist es ja selbstverständlich, daß religiöse Rede immer eindrucksvoll sein will, und doch auch fast ebenso selbstverständlich, daß künstliche Berechnung der Mittel ihr fern bleiben soll. Auf einer Linie freilich wird Kunst sich hier sicherlich schätzbar erweisen: in der Meisterschaft der Beschränkung, des Maßes, der Einfachheit. Die besten Kanzelredner haben mehr auf diesem Wege ihre rednerische Vollendung bewährt als auf dem der pathetischen Überfülle. Selbst Bossuets Sprache ist nicht etwa durchweg majestätisch oder gar prunkvoll; der „Adler“ von Meaux schwingt sich nicht immer in die höchsten Lüfte — obwohl seine Zeit und seine Stellung und das damalige französische Kulturleben ihm oratorischen Hochflug nahe genug legten. Wie einfach ist die Predigtsprache unseres Schleiermacher, und wie echt und wirkungsvoll! Die große Schar der gewöhnlichen Geister, die zu regelmäßig feierlicher Beredsamkeit berufen werden (und wie könnte es anders sein, als daß in der so großen Zahl die mäßigen Begabungen vorwiegen, oder daß gegenüber der ungeheuren Aufgabe einer stets wiederkehrenden Redepflicht die Geistesleistungen auf einem bescheidenen Mittelmaß verbleiben), sie übernehmen einen Ton, ein Pathos, eine Rhetorik, wie sie eben überliefert werden, und wenn sie nicht dazu gelangen, etwas wirklich Selbstempfundenes immer wieder darzubieten oder wenigstens mit einzuverweben, so ist es ihnen Trost, daß sie nur „Diener am Wort“, nur Verkündiger eines gegebenen Inhalts sein sollen. Und so haben sich auch die Zuhörerschaften vielfach gewöhnt, geradezu an allem persönlich Eigenartigen Anstoß zu nehmen, nur eine bestimmte Terminologie und Phraseologie vernehmen zu wollen und alsbald der Person ein wenig zu mißtrauen, die sich irgendwie freier als in den fest gewordenen Sprachwendungen ergeht. Nur Häufung ist gestattet, Steigerung, Aufreihung, Verdichtung, aber nicht individuelle Verarbeitung und Darbietung.

Auch dem Vortrag gilt im ganzen dieser Maßstab. Vielleicht erscheint es fast als ein Scherz, wenn man für die Sprache des Kultus auch einen gewissen Kultus der Sprache fordert. Und doch hat diese Forderung ihr gutes Recht, das auch keineswegs überall verkannt wird. Daß die zu feierlicher Wirkung bestimmte Sprache mit möglichster Sorgfalt gehandhabt werde, in Aussprache, Betonung, Zusammenhang, das

wird eigentlich jeder billig finden, er müßte denn Künstelei und Pedanterie fürchten an Stelle der Innigkeit und Echtheit. In dem schon berührten anglikanischen Gottesdienst, wo das Liturgische — die Abfolge der Gebete, Verlesungen, Bekenntnisse u.s.w. — den Hauptbestandteil bildet, wird auf volltönend würdiges Aussprechen und Vortragen naturgemäß großer Wert gelegt. Geistlichen französischer Zunge ist die Sorgfalt der Rede bei allem irgendwie Öffentlichen und Zusammenhängenden selbstverständlich, natürlich und leicht. Man findet hier so viel Anmut wie drüben Würde. Auch bei uns in Deutschland ist das Bestreben zum Rechten jetzt wenigstens nicht zu verkennen: aber weithin ist der Zustand noch unbefriedigend genug. Eine mundartlich lässige Aussprache und Betonung mochte kaum Anstoß geben, solange man in den einzelnen Gegenden hübsch dauernd zusammenhockte und die Schwaben nur schwäbisch, die Thüringer nur thüringisch zu hören pflegten. Die stärkere Mischung der Stämme und die gesteigerte Empfindlichkeit gegen Eigensinn oder Lässigkeit der Sprache muß nun manches als Abzug an der Würde und als Störung der Stimmung empfinden lassen, was sonst unbeachtet bleiben mochte. Manche freilich erklären es auch jetzt für kleinlich, daß angesichts des großen inneren Zweckes so äußerliche Rücksichten Geltung haben sollen. Wir Deutschen stellen ja auch sonst gern das Innerliche so entschieden voran, daß für das Äußere keine Aufmerksamkeit bleibt. Aber das Äußere vermag doch dem Inneren schätzbaren Dienst zu leisten, und vernachlässigt vermag es ihm fühlbar zu schaden.

Übrigens kann die Verbindung zwischen Sprachpflege und religiösen Zielen noch in anderer Weise verkehrt sein. Man kann in der That auch thöricht genug sein, die Religion in den Dienst der Sprache stellen zu wollen, natürlich ohne sich dessen recht bewußt zu werden. Es gab bekanntlich eine Zeit von so glücklicher Naivetät, daß man lesen lehrte an der Bibel, und die Bibel möglichst zeitig ganz durchgelesen zu haben bedeutete damals zugleich den Abschluß der sprachlichen Lesebildung. Wir sind jetzt weit davon entfernt, die heiligen Schriften zur Lesefibel zu mißbrauchen, aber gelingt es uns darum überall, den Religionsstoff vor didaktischem Mißbrauch zu bewahren? Eine lange Reihe von Zweifeln ließe sich hier erheben, und auch unzweifelhafte Verfehlungen ließen sich aufzeigen. Man wird nicht mehr, wie im Mittelalter so lange, einen kümmerlichen Stoff formelhaft zu übermitteln sich begnügen. Auch nicht mit einem festen Einprägen des fest formulierten Katechismus, wie noch weit über die Reformation hinaus. Man ist sehr viel vorsichtiger geworden, beobachtet und überlegt im einzelnen weit mehr und richtiger, bemüht sich mit Ernst und Eifer auf allen Unterrichtsstufen um das mögliche Verständnis des zu Übermittelnden und Anzueignenden. Es

wäre ungerecht, das alles zu verkennen. Aber die Aufgabe bleibt an sich so wenig leicht und der Hemmungen sind im einzelnen so viele, daß es kein Wunder ist, wenn immer wieder hie und da und im ganzen recht häufig das Ergebnis des an die Sprache gebundenen und mit der Sprache arbeitenden Religionsunterrichts mehr Sprache ist als Religion.

Und sind nun etwa — damit wäre ein ferneres, letztes Thema zu berühren, das die Gegenüberstellung der beiden Begriffe nahelegt — die verschiedenen Sprachen gleichwertig in dem, was sie der Sphäre der Religion entgegenbringen? Sicher so wenig wie es die verschiedenen Nationalitäten sind, die Rassen, die Volksstämme. Der Versuch freilich wäre nichts Geringes, das Verhältnis der gegenseitigen Abhängigkeit und Beeinflussung zwischen diesen Faktoren auseinanderzulegen, zwischen der Volksart, der Sprache und der Religion, denn daß Abhängigkeit und Einwirkung hier auf den verschiedenen Linien gedacht werden kann und in verschiedener Richtung, ist leicht ersichtlich. Namentlich aber hat die Umgießung desselbigen Inhalts in verschiedene Gefäße, wie die Sprachen sie darstellen, naturgemäß eine modifizierende Wirkung teils auf diesen Inhalt selbst, teils auf das Gefäß, die Sprache. Wie deren Wortsinn sich darüber vertieft, ward schon oben durch einige Beispiele angedeutet. Und wie die religiösen Begriffs- und Gefühlsinhalte doch auch ihrerseits vom Charakter der Sprache beeinflußt werden, dürfte sich am bestimmtesten nachweisen lassen bei dem Übergang aus der Sprache des griechischen Orients in diejenige Roms: der Geist des gesamten lateinischen Christentums hängt schließlich nicht am wenigsten ab von dem Geist der lateinischen Sprache, dieser Sprache der festen Distinktionen, der verstandesklaren Beziehungen, der gesetzlichen Normierung; am wenigsten wäre die Entwickelung der Theologie zur Scholastik bei einer andern als dieser Sprache leicht vorzustellen.

Gedenken wir jedoch der Mannigfaltigkeit der sonstigen Idiome. Die Übersetzung der Bibel in die vielen Hunderte von Sprachen auf der Erde ist nicht bloß als extensive Unternehmung und Leistung etwas Gewaltiges, sondern schließt auch nach der inneren Seite eine Fülle von offenbaren und versteckten Schwierigkeiten ein, deren die Übertragung nur teilweise Herr wird, von denen viele Zweifel zurückbleiben und nicht wenig fragwürdige Lösungen. Feine Verschiebungen des Sinnes und namentlich des Eindrucks sind selbst bei nahe verwandten und bei kulturell ganz ähnlichen Sprachen von vornherein nicht unwahrscheinlich. Sie lassen sich denn auch, wenn man einmal genau zusehen will, leicht aufzeigen. Ein Neues Testament in englischer Sprache neben demjenigen in deutscher oder in französischer, in italienischer, in holländischer u.s.w., das ganz gleiche Angesicht trägt es nicht, oder doch nicht die ganz gleichen

Züge und Linien im einzelnen. Hie und da wird eine Stelle in der einen Sprachform dunkel, die in einer andern lichtvoll dasteht, und umgekehrt; ein Ausdruck wirkt geschlossen und gedrungen, der anderswo mehr auseinanderfließt; eine Bildung oder Wendung wird durch glückliche Originalität packend, der anderswo nichts gleich Wirksames gegenübersteht. Der bloße Wortklang, der Rhythmus der einzelnen Stellen, der Fluß der Worte spielen mit; kräftige Stammwörter und abgeleitete Bildungen können nicht gleich unmittelbar wirken. Der Charakter des ehrwürdig Archaischen, oder des erhaben Poetischen, des herzlich Vertrauten, des Unmittelbaren und edel Einfältigen wird an dieser oder jenen bestimmten Wendung der einen Sprache fühlbar, ohne sich darum an den gleichen Stellen in andern Sprachen wiederzufinden.

Nicht etwa als ob die verschiedenen Vorzüge dieser Art sich in einer und derselben Sprache zusammenfänden und andere verhältnismäßig leer ausgingen! Auch nicht als ob es einem einzelnen leicht gegeben sei, hier objektiv zu schätzen, parteilos zu urteilen! Wem könnte seine eigene, mütterliche Sprache aufhören, die verständlichste zu sein, am lebendigsten zu oder in ihm selbst zu sprechen? Gerade als Sprache der Religion, der grundlegenden religiösen Eindrücke bleibt sie ihm noch um so gewisser die eigentliche Muttersprache. Wer fremde Sprachen nur bis auf einen gewissen Grad, nach gewissen Seiten hinzulernt, wird sich schwerlich imstande fühlen, religiösen Inhalt in ihnen recht entgegenzunehmen; wem Französisch nur als Sprache des Salons bekannt geworden ist oder der Komödien und Romane, Englisch wesentlich nur als Geschäfts- und Reise- oder Zeitungssprache, Italienisch nur als Sprache der Musik, wer Holländisch nur als eine niederdeutsche Mundart hinnehmen konnte, der wird etwas wie Disharmonie oder inneres Hemmnis empfinden, wenn er in einem dieser Idiome den heiligsten und ernstesten Inhalt entgegennehmen soll. Ein reichlicheres Einleben in die Sprachen natürlich läßt dieses Hemmnis schwinden. Aber es bleibt doch, als wenn man eine vertraute Melodie in eine ungewohnte Tonart oder ein Musikstück von einem Instrument auf ein anderes übertrüge. Eine kleine Beimischung von Rhetorischem wird das Französische für uns doch auch hier leicht behalten, und schon die nationale Art des Vortrags hält diesen Eindruck aufrecht. Wesentlich weicher als wir es gewohnt sind fließt auch die biblische Beredsamkeit in der Sprache Italiens dahin, wesentlich gedrungener als unser Deutsch ist Englisch auch als Bibelsprache. Vielleicht tritt nirgendwo sonst im Englischen der Charakter des Gedrungenen, des kräftig Unmittelbaren, des schlicht Gewichtigen so stark hervor als gerade in der Bibelsprache, die so wenig romanische Worte einschließt, die mit den einsilbigen echt englischen oft ganze Perioden hindurch arbeitet

und auskommt.[1]) Und diese einsilbigen Wörter geben wohl in besonderem Maße das Gefühl, daß sie mit dem Sinngehalt ursprünglich und unlöslich zusammengehören, während sie anderseits im Munde des Sprechenden, des Vortragenden oder laut Lesenden als höchst elastisches Material sich leicht und mannigfaltig gruppieren und zur Wirkung bringen lassen. Gewissermaßen macht da der Mann mehr die Sprache als die Sprache den Mann.

An die Vortrefflichkeit von Luthers Bibelübersetzung zu glauben sind wir beizeiten gewöhnt worden. Wir glauben daran ungefähr wie an die Thatsache, daß die Erde sich um die Sonne drehe, das heißt wir denken gar nicht an das Verfolgen und Erfassen des astronomischen Beweises, aber es wäre uns lächerlich daran zu zweifeln. Und unsere Überzeugung ist ja auch in dem einen Falle so wenig wie in dem andern in Gefahr widerlegt zu werden. Aber außer den Germanisten (die vielleicht die vorlutherischen Verdeutschungen vergleichen) und den Theologen (die wenigstens die Vergleichung mit dem Original zu machen haben) denkt kaum jemand an eine Prüfung durch vergleichenden Umblick. Wer sie dennoch unternimmt, wird sich an zahllosen Stellen des schönen Gelingens erfreuen und der hohen und ganz innerlichen Kunst, die hier zu tage tritt. Es ist, wenn man insbesondere das Neue Testament in Betracht zieht, eine Umsetzung aus der vollaustönenden, fast weich organisierten und hinfließenden hellenistischen Sprache ins Knappe, Geschlossene, einfältig Kräftige. Schon daß Luthers Wiedergabe, rein äußerlich gemessen, kürzer zu sein pflegt, als das griechische Original, während doch der Gehalt voll herausgeholt ist, darf hier beachtet werden. Die Sprachen sind eben doch nicht gleich bloßen Gefäßen aus sprödem Glas oder starrem Thon, in die man einen lebendigen Inhalt hineingießen könnte, ohne daß der Stoff des Gefäßes davon beeinflußt würde und ohne daß der Inhalt selbst eine Einwirkung erführe. Scheint doch schon in der Welt der wirklichen Gefäße, der thönernen und gläsernen, der Inhalt durch das Material des Gefäßes hindurch in verschiedener Farbe, leuchtender vielleicht oder matter und trüber, und empfängt doch selbst das Glas- und Thongefäß von dem flüssigen Inhalt her einen verschiedenen Klang. Klang freilich und auch edle Farbe nur wo Ohren sind und Augen, um die Schwingungen der Luft und des Lichtes aufzunehmen und vibrierend zu verarbeiten. So denn auch mit der Sprache,

1) Man nehme eine Stelle wie Matth. 5, 29: „And if thy right eye offend thee, pluck it out, and cast it from thee; for it is profitable for thee that one of thy members should perish, and not that thy whole body should be cast into hell“. Oder 5, 44: „Bless them that curse you, do good to them that hate you, and pray for them which despitefully use you“. In diesen beiden Stellen zusammen kommen auf 59 Wörter 52 einsilbige: und diese Stellen stehen nicht etwa als etwas Besonderes da.

mit dem Wortgehalt, so zu allermeist mit der Sprache des Aufschwungs, der Liebe, der Begeisterung, der Religion.[1])

---

1) Man vergleiche, um einen etwas bestimmteren Eindruck von dem Verhältnis der Sprachen auch als Bibelsprachen zu haben, etwa die Aufzählung von „Früchten des Fleisches" und „Frucht des Geistes" nach Gal. 5, 20 und 22, die im Deutschen lauten: „Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord" und „Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit". Im Französischen (nach der Übersetzung der britischen und auswärtigen Bibelgesellschaft): „les inimitiés, les querelles, les jalousies, les animosités, les disputes, les divisions, les sectes" .... „la charité, la joie, la paix, la patience, la douceur, la bonté, la fidélité, la bénignité, la tempérance". Im Italienischen (nach der entsprechenden Ausgabe): „inimicizie, contese, gelosie, ire, risse, dissensioni, sette, invidie, micidi" ... „carità, allegrezza, pace, lentezza all' ira, benignità, bontà, fede, mansuetudine, continenza". Im Englischen (nach der anerkannten Übersetzung): „variance, emulation, wrath, strife, seditions, heresies, envyings, murders" ... „love, joy, peace, longsuffering, gentleness, goodness, faith, meekness, temperance". Wie wenig wirkt, um an das Ende anzuknüpfen, das Wort „temperance", oder „tempérance", oder „continenza" gleichartig mit dem besonderen deutschen Wort „Keuschheit"! Mäßigung, Enthaltsamkeit, die jenen Ausdrücken genauer entsprechen, sind uns etwas weit mehr Äußeres als Keuschheit, die eine Eigenschaft auch des innersten seelischen Empfindens ist. Allerdings steht auch im griechischen Original nichts anderes als *ἐγκράτεια*. Unsere Übersetzung ist hier für unser Gefühl zugleich Vertiefung. Freilich fehlen darum die Stellen nicht, wo z. B. die englische Übertragung eine besondere Kraft oder Zartheit des Ausdrucks aufweist. Aber nehmen wir ferner die eigenartig schöne Wendung bei Luther Phil. 4, 5: „Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen". Das Englische hat hier nur „moderation", das Französische „douceur", das Italienische „mansuetudine", aber auch das Griechische nur *τὸ ἐπιεικὲς ὑμῶν*: und alle diese Ausdrücke bleiben weit mehr in der Sphäre des Äußeren, des Benehmens; Lindigkeit kann nur im Innersten ihren Sitz haben. Will uns doch auch „Demut" unmittelbarer erscheinen als das etwas umständliche griechische Wort *ταπεινοφροσύνη*, und innerlicher als „humilité" oder „umiltà". Und ist uns nicht „Reue" mehr als Sinnesveränderung (*μετάνοια*), deutet es nicht einen inneren Schmerz mit an, eine Krisis, die nicht ohne Weh ist? Das altdeutsche Verb heißt ja geradezu: Schmerz empfinden, und etwa: bejammern. Anderseits vermissen freilich die Ausländer in unserer religiösen Sprache eine Unterscheidung wie die zwischen „amour" und „charité" oder „love" und „charity", oder griechisch *ἔρως* und *ἀγάπη*, oder *φιλεῖν* und *ἀγαπᾶν*; sie sind mitunter geneigt, hier bei uns an dem Vorhandensein des mit dem letzteren Wort bezeichneten besonderen, reinen, leidenschaftslosen, himmlischen Gefühls zu zweifeln, da eben unsere Sprache es nicht bis zur Hervorbringung einer solchen besonderen und bestimmten Bezeichnung gebracht habe. Wir werden das doch sehr zurückweisen. Wir mißbrauchen das Wort Liebe vielleicht gerade deshalb weniger leicht für das Gebiet des sinnlich Gemeinen, weil es geweiht bleibt durch seine Beziehung zu dem Reinsten und Edelsten. Ja, ich weiß nicht, ob nicht die Sprachgewöhnung in dieser Hinsicht geradezu auch einen gewissen Einfluß auf das sittliche Fühlen der Sprachgenossen auszuüben vermag, ihre Scheu zu erhöhen, ihnen eine kleine Hilfe zu bilden zur Selbsterziehung.

Zu Schillers „Wilhelm Tell“.

Von Prof. Ed. Damköhler in Blankenburg.

III, 3, 405. Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht,
Nicht aus Verachtung Eurer[1]) ist's geschehn.
Wär' ich besonnen, hieß'[2]) ich nicht der Tell.

Von größter Wichtigkeit ist die Frage, ob Tell das Hutgebot gekannt hat. Sie ist bisher weder mit dem nötigen Nachdruck gestellt, noch ihre große Bedeutung genügend erkannt. Darum ist auch ihre verschiedene Beantwortung nicht hinlänglich begründet und eine nochmalige Behandlung dieser Frage keineswegs überflüssig.

Düntzer, Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Wilhelm Tell. 6. Aufl. 1897. S. 244 meint, daß Tell „nach der allerdings etwas starken Annahme des Dichters von Geßlers alle empörendem Gebote nichts weiß“. „Stauffacher und Tell sind, als der Ausrufer mit dem Hute kommt, nicht auf der Bühne; sonst müßten sie für diesen neuen Hergang ein mißbilligendes Wort haben; sie treten erst, nachdem sie sich weiter besprochen und die Menge sich verlaufen hat, wieder auf.“ Und S. 250: „Doch hätte er (Tell) bestimmter hervorheben sollen, daß er nichts vom Befehle gewußt habe“. Den Ausdruck „aus Unbedacht“ faßt Düntzer im Sinne von „aus Unachtsamkeit“. Seine Unbesonnenheit, mit der Tell sich entschuldige, bestehe darin, daß er die beiden beim Hute stehenden Söldner nicht bemerkt habe. Hätte Tell wissentlich das Verbot mißachtet, so wäre das Tollheit, und er werde zum Lügner.

Gaudig, Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. 1898. S. 384 äußert sich folgendermaßen: „Diese Annahme Düntzers ist willkürlich, da weder das Auftreten noch das Abgehen der beiden in den scenarischen Bemerkungen angezeigt ist und da obenein ein solches Kommen und Gehen völlig unmotiviert wäre“, und S. 440: „Am schärfsten aber tritt die Unmöglichkeit der Voraussetzung, Tell kenne das Hutgebot nicht, durch Tells Entschuldigung heraus: er entschuldigt sich nicht mit Unkenntnis, sondern mit Unbedachtsamkeit“.

Bellermann, Schillers Dramen. 1898. 2. Teil, S. 502 nimmt auch an, daß Tell bei der Verkündigung des Hutgebotes zugegen war; die

---

1) In der Ausgabe von Thorbecke wird die Anrede bald groß, bald klein geschrieben, vgl. z. B. I, 2, 47, was in einer Schulausgabe nicht begegnen sollte.

2) „hieß“ ist in dem irrealen Bedingungssatze nicht richtig, steht jedoch in vielen Ausgaben.

Worte Tells: „Was kümmert uns der Hut? Komm, laß uns gehen" zeigten uns jemand, der von dem Hute wisse, aber ihn nicht sehen wolle.

Die beiden von Gaudig gegen Düntzer angeführten äußern Gründe sind durchschlagend. Wie das Drama vorliegt, müssen Stauffacher und Tell das Hutgebot kennen. Aber Düntzer, S. 99, ist der Ansicht, dieses erscheine an der Stelle, wo es jetzt stehe, viel zu früh; ursprünglich habe Schiller es im Anfange des folgenden Aufzuges bringen wollen, wo es besser an der Stelle gewesen wäre. Für diese Änderung weiß Düntzer keine Erklärung und fragt: „Oder ward diese Verkündigung etwa eingeschoben, um das Gespräch zwischen Stauffacher und Tell zu unterbrechen?" Dieser Grund scheint mir schon darum hinfällig, weil ein Schiller sich sicherlich besser zu helfen gewußt hätte.

Düntzers Ansicht schließt sich Gaudig an. S. 384 sagt er: „Anderseits ist allerdings die Anwesenheit der beiden während der Verkündigung des Hutgebotes undenkbar, da sie sonst irgendwie ihre Erregung über das tyrannische Ansinnen des Vogts bekunden müßten. Auch erwähnt Stauffacher in der 4. Scene mit keiner Silbe das Hutgebot, obwohl er hier dringende Veranlassung gehabt hätte". Noch einen andern Grund führt Gaudig an. Für ihn hat die scenarische Bemerkung zu I, 3, 94 „(Meister Steinmetz) eilt hin" nur dann Sinn, wenn Meister Steinmetz und seine Gesellen nicht bereits in die Tiefe gegangen sind, wie zu Vers 61 ausdrücklich vom Dichter bemerkt ist: „Sie gehen ab nach der Tiefe", sondern während des Zwiegesprächs zwischen Stauffacher und Tell auf der entgegengesetzten Seite des Vordergrundes arbeiten, um dann von hier aus in den Hintergrund zu eilen. Er folgert nun daraus: „Es ergiebt sich also, daß das Gefüge unserer Scene stark verschoben ist; diese Verschiebung erklärt sich aus der nachträglichen Einschaltung der Verkündigung des Hutgebotes; dieser Auftritt treibt wie ein Keil das Zusammengehörige auseinander; nimmt man diesen Auftritt heraus, so giebt sich das Zusammengehörige wieder zusammen". „Soll unsere Scene geheilt werden, so ist die Umstellung des 2. und des 3. Auftritts erforderlich; der Ausrufer würde also erst nach dem Abgang Tells und Stauffachers auftreten. Diese Umstellung ist ohne alle Schwierigkeit und ergiebt einen völlig glatten Verlauf der Handlung." Der Dichter des Wallenstein soll bei der nachträglichen Einschaltung eines Auftritts den richtigen Platz für diesen verfehlt haben! In der That, ein schwerer Vorwurf; aber er ist völlig ungerechtfertigt. Zunächst gestehe ich, daß ich nicht einsehe, weshalb die Bemerkung „Eilt hin" nur dann Sinn habe, wenn Meister Steinmetz und seine Gesellen nicht bereits in die Tiefe gegangen sind. Warum kann Meister Steinmetz nicht aus der Tiefe, wo er sich mit den Gesellen bespricht, nach der

Feste im Hintergrunde eilen? Wenn sie während des Gesprächs zwischen Stauffacher und Tell zuerst auf der entgegengesetzten Seite des Vordergrundes arbeiten, um dann von hier aus in die Tiefe zu eilen, so muß Meister Steinmetz doch auch von hier aus nach der Feste eilen. Auf der entgegengesetzten Seite des Vordergrundes, das soll doch wohl heißen, auf der den Zuschauern abgewandten Seite der Feste, können die Gesellen aber nicht arbeiten, da es in der scenarischen Bemerkung zu Anfang der dritten Scene heißt: „Die hintere Seite ist fertig, an der vorderen wird eben gebaut". Unthätig können sie aber auch nicht während des Gesprächs zwischen Stauffacher und Tell auf der Bühne stehen. Daher scheint es mir durchaus richtig, daß sie in die Tiefe gehen. Wenn Gaudig im Recht wäre, so würde ferner nach der Umstellung des Auftritts die Aufforderung des Meister Steinmetz: „Kommt, laßt uns mit den andern Abred' nehmen" unausgeführt bleiben, da es wegen Mangels an Zeit zu keiner Verabredung kommen kann. Düntzer bemerkt aber mit Recht, daß die Folge der Verabredung die Meidung des Platzes ist. Was jedoch am meisten gegen Gaudig spricht, ist, daß durch die von ihm vorgeschlagene Umstellung des zweiten und dritten Auftritts nicht ersichtlich wird, warum der Dichter den Auftritt nicht in den Anfang des folgenden Aufzuges gesetzt hat, wie er es ursprünglich beabsichtigte. Ob er hier oder an der von Gaudig gewünschten Stelle steht, macht im Grunde nicht viel aus; ja, im Anfange des folgenden Aufzuges wäre er wirkungsvoller gewesen als hier.

Was Schiller dadurch erreichen wollte, daß er den Auftritt an die jetzige Stelle verlegte, ergiebt sich eben aus dieser Anordnung von selbst, nämlich das wichtige Ergebnis, daß Tell das Hutgebot kennen sollte und mußte. Darum konnte der Auftritt weder an der ursprünglich von Schiller beabsichtigten noch an der von Gaudig vorgeschlagenen Stelle stehen, weil in beiden Fällen Tell bei der Verkündigung des Hutgebotes nicht zugegen gewesen wäre. Die bereits oben für die Richtigkeit der Annahme, Tell habe das Hutgebot gekannt, angeführten Gründe sind sekundärer Art, da sie sich aus der von Bellermann nicht beachteten oder nicht erkannten Grundidee ergeben, daß Tell nach der poetischen Gerechtigkeit nicht schuldlos leiden darf. Hätte Tell das Hutgebot nicht gekannt, so wäre er schuldlos; Unkenntnis des Gesetzes schützt zwar vor Gericht nicht, im Drama hat dieser Satz keine Geltung. Tell muß schuldig sein, und seine Schuld ergiebt sich aus seinem Charakter. Daß Tell nun zum Lügner werde, wie Düntzer meint, ist mit nichten wahr.

Wenn sich aus äußern und innern Gründen ergiebt, daß Tell das Hutgebot gekannt hat, so drängt sich die zweite wichtige Frage auf, warum er nicht, wie die übrigen Schweizer, den Platz, wo der Hut

aufgesteckt war, gemieden hat. Die richtige Antwort hat bereits Bellermann S. 502 gegeben: „Er ist offenbar, ohne daran zu denken, in die Nähe gekommen". Aber Bellermann begründet seine Ansicht nicht, sie hat daher zunächst nur subjektiven Wert. Um ihre Richtigkeit zu erweisen, wird es sich empfehlen davon auszugehen, welchen Eindruck das Hutgebot auf die bei der Verkündigung desselben anwesenden Schweizer gemacht hat. Das Volk lacht laut auf, nimmt das Gebot also nicht sehr ernst. Die Gesellen und Meister Steinmetz sind unwillig darüber, vermuten einen Fallstrick darin, die Schweiz an Österreich zu verraten, und machen die bedeutungsvolle Äußerung: „Kein Ehrenmann wird sich der Schmach bequemen". Als Ergebnis ihrer Beratung dürfen wir daher die Meidung des Platzes betrachten. Wie denken Stauffacher und Tell? Düntzer und Gaudig sind der Ansicht, wenn jene anwesend gewesen wären, müßten sie irgendwie ein mißbilligendes Wort sprechen. Stauffacher würde es auch wohl thun, aber Tells Art ist es nicht. Er hat kein tadelndes Wort für Wolfenschießens Vorgehen gegen Baumgartens Frau I, 1; für seine eigene schwere Bestrafung um kleiner Ursache willen III, 1; wegen des Baues der Zwingburg in Uri I, 3. Während der Aufsteckung des Hutes sind Tell und Stauffacher wahrscheinlich etwas beiseite getreten, wie es offenbar auch die beiden Hutwächter beim Auftreten Tells und seines Sohnes thun und doch die Vorgänge auf der Bühne beachten; Schiller wollte zunächst den Eindruck dieses Vorgangs auf das Volk und die Gesellen zeigen. Nach deren Abtreten ergreift — und darin glaube ich eine bestimmte Absicht des Dichters zu erkennen — Tell zuerst das Wort, aber nicht, um seinen Unmut zu äußern, sondern zum Abschied: „Ihr wisset nun Bescheid! Lebt wohl, Herr Werner!" und schneidet Stauffacher damit die Gelegenheit, weiter über das Hutgebot zu sprechen, ab. Der Sinn der Worte: „Ihr wisset nun Bescheid" ist für Gaudig S. 384 unklar. Sie beziehen sich natürlich auf das Vorausgehende, auf den Burgbau und das Hutgebot: Ihr wißt nun, wie Ihr Euch zu verhalten habt.

Charakteristisch ist nun, daß weder Stauffacher in Scene 4, wo sich allerdings Gelegenheit dazu bot, des Vorganges Erwähnung thut, noch Tell seiner Frau ein Wort davon sagt, sonst würde sie sicher ihren Mann bei seinem Gange nach Altorf daran erinnert, ihn gewarnt haben. Sind wir aber gezwungen oder berechtigt, dieselben Schlüsse daraus zu ziehen wie Gaudig und Düntzer? Zur Beantwortung dieser Frage ist folgendes von Belang. Auch von dem Vorgange in Scene I, 1 und von seiner Begegnung mit Geßler im Gebirge hat Tell seiner Frau keine Mitteilung gemacht. Von den Bedrückungen der Vögte werden die Gewaltthat Wolfenschießens gegen Baumgartens Frau, der Bau der Zwing-

burg in Uri und die Blendung Melchthals im Drama deutlich als Gewaltthaten bezeichnet, die unerträglich sind; des Hutgebotes wird weiter nicht gedacht. Hieraus folgere ich, daß dieses den Schweizern nicht so bedeutungsvoll erschien; daß man eine Verletzung desselben zwar zu vermeiden suchte, aber sonst nicht viel davon sprach, weil man der Gefahr leicht ausweichen konnte, indem man den Umweg um den halben Flecken machte. Darum wird auch Tell das Gebot wenig beachtet haben; arglos kam er in die Nähe des Hutes. Das ist um so erklärlicher, weil zwischen der Verkündigung des Hutgebotes und Tells Erscheinen in Altorf längere Zeit verflossen ist, wie äußerlich schon die dazwischen liegende 4. Scene des ersten Aufzugs, der ganze zweite Aufzug und die 1. und 2. Scene des dritten Aufzugs, die zum Teil recht lang sind, zeigen. Die darin behandelten Vorgänge nehmen längere Zeit in Anspruch. Wir dürfen nicht annehmen, daß schon zwei oder drei Tage nach dem Beschlusse Stauffachers, Melchthals und Walter Fürsts, je zehn Männer nach dem Rütli mitzubringen, hier getagt ward, da die Angelegenheit in aller Stille betrieben werden mußte. Wie lange nach dem Rütlibunde Tell nach Altorf ging, ist nicht zu bestimmen. Aus Hedwigs Worten „Auf dem Rütli ward getagt" ergiebt sich nur, daß es nachher geschah. Nach Tschudis Angabe war es am Sonntag nach Othmari, d. h. am 19. November, Baumgartens Rettung fiel auf den 28. Oktober, und bald darauf erfolgte das Hutgebot, so daß etwa drei Wochen zwischen dessen Verkündigung und Verletzung lagen. Daß das Gebot in der That nicht mehr alle Köpfe beschäftigte und ängstigte, sondern zeitweise fast vergessen wurde, zeigt deutlich der Umstand (III, 3, 11 ff.), daß sogar die Altorfer, als sie mittags vom Rathause kamen, nicht daran dachten, d. h. vergaßen, dem Hute die Reverenz zu erweisen. Wenn dies Altorfern begegnen konnte, so brauchen wir uns nicht zu wundern, daß es Tell aus Bürglen ähnlich erging, zumal da er in ein Gespräch mit seinem Knaben vertieft ist.

Die Bedeutung dieses Auftritts, der Zweck des Gesprächs zwischen Tell und seinem Knaben, ist von den Erklärern kaum geahnt. Das Gespräch zerfällt deutlich in zwei Teile. Im ersten wird die Gefährlichkeit der Lawinen für die Schweizer hervorgehoben, der zweite gipfelt in Tells Ausspruche:

„Ja, wohl ist's besser, Kind, die Gletscherberge
Im Rücken haben, als die bösen Menschen".

Düntzer bemerkt S. 244: „Nur zu bald soll er (Tell) persönlich erfahren, wie wenig ihn die Berge vor bösen Menschen wahren". Das ist gewiß richtig. Tells Ausspruch und seine gleich darauf erfolgende Verhaftung bilden einen schroffen Gegensatz. Aber ist der Auftritt nur

um dieses Gegensatzes willen da? Und mußte er in diesem Falle so lang sein? Wenn er keinen andern Zweck hat, so konnte er erheblich kürzer sein, inhaltlich bietet er zur Charakteristik Tells nichts Neues. Darum faßt auch Gaudig S. 438 den Zweck des Auftritts anders auf: „mit dem von ihm völlig frei erfundenen Gespräch zwischen Tell und seinem Knaben beabsichtigt der Dichter m. E., uns die seelische Verfassung zu zeigen, in der Tell dem Hute seinen Gruß verweigert; s. unten", „sie versenken sich in ein bewegtes Gespräch, während dessen die nähere Umgebung für die Sprechenden nicht vorhanden ist; gegen Ende des Gesprächs schickt sich Tell an, seinen Weg fortzusetzen. Da ruft sein Knabe aus: „Ei, Vater, sieh den Hut dort auf der Stange!" Tell hört den Ruf, aber ruft sich das Hutgebot nicht in die Erinnerung zurück, sondern antwortet: „Was kümmert uns der Hut! Komm, laß uns gehen!" „Um das Psychologische des Vorgangs zu verstehen, bedenke man das Träumerische, Sinnende in Tells Geistesart; sein Geist spinnt offenbar das Gesprächsthema noch weiter fort, so daß die Antwort auf den Ausruf seines Sohnes den Charakter einer mechanischen Abwehr trägt und Assoziationsvorstellungen, die sich mit der Vorstellung des aufgesteckten Hutes bei einem nicht präokkupierten Geiste einstellen müßten, nicht ins Bewußtsein hebt".

Gaudigs Auffassung hat vor der Düntzers den großen Vorzug, daß sie weit mehr in die Tiefe geht. Nach ihr hat der Auftritt den Zweck, die Verweigerung der Reverenz zu erklären, die, wie Gaudig S. 438 richtig annimmt, ursprünglich nicht in Tells Absicht lag. Aber ich glaube den entschiedensten Widerspruch gegen die Annahme erheben zu müssen, daß in der von Gaudig vermuteten, aber nicht erwiesenen seelischen Verfassung Tells diesem bei dem Ausrufe seines Sohnes das Hutgebot nicht in Erinnerung gekommen sei. Zwar sagt Geßler III, 3, 173: „Man sagte mir, daß du ein Träumer seist und dich entfernst von andrer Menschen Weise", aber wo im ganzen Schauspiel zeigt sich Tell so, daß wir berechtigt sind, eine derartige seelische Verfassung bei ihm anzunehmen, wie sie Gaudig vorschlägt? Im Gegenteil sagt Tell von sich III, 144: „Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen, Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft, Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Not". Dieser Tell soll ein Träumer sein in dem von Gaudig dargelegten Sinne? Ich kann's nicht glauben. Der Grund für die Reverenzverweigerung muß ein anderer sein, und unser Auftritt enthält ihn nicht. Gaudig hätte zunächst die Frage aufwerfen und beantworten müssen, warum Tell, der doch bei der Verkündigung des Hutgebotes zugegen war, den Platz nicht meidet, wo der Hut aufgesteckt ist, zumal da er gar nicht daran dachte, das Gebot zu verletzen. Nun, unser

Auftritt enthält den Grund hierfür. Das verhältnismäßig lange Gespräch zwischen Vater und Sohn, dessen Inhalt von Schiller gar nicht passender gewählt werden konnte, hat hauptsächlich den Zweck, Tell nicht auf den Hut aufmerksam werden zu lassen; Tell soll sich unerwartet, wie Gaudig richtig sieht, in der verhängnisvollen Lage vor dem Hute befinden. Der Auftritt ist nicht wegen des Gedankens da, daß die Gletscherberge nicht so gefährlich seien wie böse Menschen.

Für die Richtigkeit meiner Auffassung spricht noch folgendes. Nach der scenarischen Bemerkung gehen Vater und Sohn beim Auftreten „an dem Hut vorbei gegen die vordere Scene, ohne darauf zu achten“, sie kommen offenbar aus dem Hintergrunde und begeben sich nach der vorderen Seite der Bühne, wo der Hut steht, so daß sie also nicht vor dem Hute, sondern an, resp. hinter dem Hute vorbeigehen. Dadurch, daß der Knabe das Gespräch auf den Bannberg lenkt und nach diesem zeigt, blicken beide offenbar nach der dem Hute abgekehrten Seite, drehen ihm halb oder ganz den Rücken zu und bemerken nun den Hut nicht. Erst als sie ihren Weg fortsetzen und nicht mehr nach dem Bannberge blicken, sondern „vorübergehen wollen“, das soll doch wohl heißen, als sie vor dem Hute, sozusagen vor der Frontseite des Hutes vorübergehen wollen, erst jetzt sieht der Knabe den Hut und macht seinen Vater darauf aufmerksam, und erst jetzt läßt sich Tell eine Verletzung des Hutgebotes zu schulden kommen und wird von den Wächtern angehalten. Wäre Tell, wie Gaudig S. 441 will, zweimal am Hute vorbeigegangen, ohne zu grüßen, so müßte man fragen, warum die Wächter, besonders Frießhardt, ihn nicht gleich bei dem ersten Male festhalten. Da dies nicht geschieht, so kann auch noch keine Verletzung des Mandates vorliegen. Gaudig übersieht wohl, daß Schiller Tschudis Bericht keineswegs genau folgt.

Warum Tell, als er sich plötzlich vor dem Hute befindet, diesem die Reverenz nicht erweist, darüber hat er sich selbst klar geäußert III, 3, 139:

„Aus Unbedacht,
Nicht aus Verachtung Eurer ist's geschehn.
Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell“

und dennoch sind die Erklärer verschiedener Ansicht. Das Wort Unbedacht hängt mit bedenken, d. h. überlegen zusammen. Aus Unbedacht handeln bedeutet also 'ohne die nötige, richtige Überlegung handeln; handeln, ohne die Folgen recht zu bedenken'. Wer, wie Düntzer, leugnet, daß Tell das Hutgebot kannte, für den paßt natürlich diese sich ganz von selbst ergebende Deutung des Ausdrucks nicht. Daher erklärt Düntzer S. 250: „Aus Unbedacht entspricht ganz dem ohne Absicht bei Tschudi.

Tell sagt aber gar nicht, er habe etwas nicht bedacht, sondern aus Unachtsamkeit sei es geschehen, daß er den Hut nicht gegrüßt, und er entschuldigt es mit seiner ihm eigenen Unbesonnenheit. Diesmal bestand seine Unbesonnenheit darin, daß er die beiden beim Hute stehenden Söldner nicht bemerkt". Unachtsamkeit ist etwas ganz anderes als Unbedacht, und wenn Tell auch die Söldner bemerkt hätte, so hätte er dadurch noch keine Kenntnis vom Hutgebote gewonnen. Gaudig meint, wie wir bereits gesehen haben, daß trotz dem Hinweise seines Sohnes Tell das Mandat nicht zum Bewußtsein kam, sonst würde er dasselbe auch befolgt haben. Dieser Auffassung habe ich oben bereits widersprochen. Andere Erklärer schreiben Tell geradezu die Absicht zu, er habe sich um den Hut nicht kümmern wollen. So sagt Florin[1]): „Schon die Antwort, die Tell seinem Knaben giebt, zeigt, daß sich Tell um den Hut nicht kümmern will. Aber einen Befehl des Vogtes kennen und ihn nicht befolgen, das schreibt Tell hier seiner Einfältigkeit zu; freilich nur um sich 'glimpflich zu verantworten', wie Tschudi sagt". Zunächst sei bemerkt, daß Tschudi dies an dieser Stelle überhaupt nicht sagt, die betr. Worte stehen an einer ganz andern Stelle. Sodann muß ich bekennen, es wäre von Schiller ein arger Mißgriff, wenn Tell absichtlich dem Gebote des Vogtes, der an Kaisers Statt waltet, trotzte, und er könnte sich über die ihm auferlegte harte Strafe gar nicht beklagen. Ähnlich wie Florin äußert sich Kuenen[2]): „Tell will sich jedoch nicht gegen Geßlers Gebot auflehnen, er will es eben sorglos nicht beachten", und Heinze[3]): „Tell, zu derselben Ehrenbezeigung aufgefordert, will sich nicht fügen". Eine richtigere Auffassung hat Kallsen[4]): „Tell kennt allerdings des Landvogts Gebot; aber vor dem Hute sich bücken kann er nicht, einen Umweg machen wie die andern will er nicht. So geht er vorüber mit dem sorglos und halb spöttisch abweisenden Wort: Was kümmert uns der Hut". Im Anschluß an Kallsen sagt Bellermann[5]): „Er ist offenbar, ohne daran zu denken, in die Nähe gekommen; den Gruß zu leisten, ist ihm unerträglich; umzukehren und den langen Umweg um den halben Flecken zu machen, ist ihm auch wider die Natur. So läßt er's im Gefühl seiner Freiheit und Kraft darauf ankommen, ob man ihn wirklich anhalten werde, und geht ohne sich's recht zu überlegen, ruhig weiter". Zu beachten ist die Äußerung der Gesellen I, 3, 413: „Kein Ehrenmann wird sich der Schmach be-

1) Die unterrichtliche Behandlung von Schillers Wilhelm Tell. 1891. S. 100.
2) Schillers Wilhelm Tell. 1899. S. 50.
3) Aufgaben aus deutschen Dramen. Erstes Bändchen. 1894. S. 5.
4) Schillers Wilhelm Tell. 1884. S. 87.
5) A. a. O. S. 502.

quemen“. Tell ist ein Ehrenmann, und darum haben Kallsen und Bellermann recht, wenn sie meinen, es sei ihm unerträglich, den Hut zu grüßen. Daß er den Umweg um den halben Flecken nicht machen wolle, scheint mir unrichtig. Nachdem er einmal, ohne es beabsichtigt zu haben, vor dem Hute sich befindet, kann er, ohne den Gruß zu leisten, nicht mehr umkehren. Er muß entweder grüßen oder das Mandat verletzen, einen andern Ausweg giebt es nicht mehr. Nach Kallsen unterläßt er sorglos und mit halbspöttischem Worte den Gruß, nach Bellermann läßt er's im Gefühl seiner Freiheit und Kraft darauf ankommen, ob man ihn wirklich anhalten werde. Sorglosigkeit und Spott fehlen in Tells Charakter überhaupt. Tell ist kein Egmont, und Spott in so ernster Lage würde ihn uns entfremden. Ganz unverständlich ist mir, wie Tell nach den letzten Vorkommnissen den Ernst seiner Lage nicht hätte ahnen sollen; wie er im Gefühl seiner Freiheit und Kraft[1]) es darauf ankommen lassen kann, ob man ihn anhalten wird. Im Widerspruch hiermit steht der Umstand, daß er nachher von seiner Kraft keinen Gebrauch macht, und seine demütige Bitte: „Verzeiht, lieber Herr! Ich bitt' um Gnad', es soll nicht mehr begegnen“, die zugleich ein Schuldbekenntnis in sich schließt. Was könnte dem Schuldigen auch seine Freiheit nützen? Mir will es scheinen, daß Tell gar nicht wohl zu Mute war, als er sich urplötzlich vor die Wahl gestellt sah, den Gruß zu leisten oder nicht. Als Ehrenmann mag er ihn nicht leisten, andererseits bedeutet die Unterlassung desselben Auflehnung gegen den Vogt. Vor einer solchen Wahl hatte er noch nie gestanden. Im gewöhnlichen Leben, auf seinen gefahrvollen Wegen im Gebirge oder wenn es sich um die Pflicht gegen den Nächsten handelte, konnte er nicht im Zweifel sein, was er zu thun habe. Jetzt zum ersten Male gerät er in Konflikt, und da begeht der Mann, der nicht lange prüfen oder wählen kann, eine Unbesonnenheit. Hier zeigt sich eine gewisse Beschränktheit, eine Schwäche bei Tell, die ihm verhängnisvoll wird und ihn schuldig werden läßt. Antigone handelt aus Bruderliebe mit Bewußtsein gegen Kreons Gebot, sie treibt das Gefühl der Pflicht; Tell handelt wider des Landvogts Gebot „aus Unbedacht“. Wer ihm bewußte Absicht, Trotz als Leitmotiv zuschreibt, verkennt m. E. Tells Charakter völlig. Es ist tragisch, daß der Mann, der jeden Konflikt mit dem Vogte vermeiden will, ihn unabsichtlich selbst herbeiführt und sein Leben verwirkt. Um wieviel höher steht doch Schillers Tell als der Tschudis! Bei Tschudi findet sich keine Spur von einem Konflikt. Absichtlich geht Tell einige Male vor dem Hute vorbei, ohne zu grüßen, und erst am folgenden Tage

1) So auch Florin S. 102.

wird er vor den Landvogt geladen. Einen solchen Charakter konnte Schiller nicht gebrauchen, er mußte ihn vertiefen, er mußte aus dem Märchenhelden einen wirklichen Menschen schaffen, einen Helden mit menschlicher Schwäche, und das ist ihm gelungen.

Tell hat unbesonnen gehandelt; das sieht er auch ein, als die Wächter ihn anhalten. Im Gefühl seiner Schuld, aber nicht seiner Unschuld, wie Gaudig und andere meinen, verstummt er; schwer legt sich die Erkenntnis seiner That auf sein Gewissen. Erst als Frieẞhardt ihn einen Verräter nennt, der er ja nicht ist, legt er entrüstet Verwahrung dagegen ein, ein Beweis, daß er den Vorwurf der Mandatsverletzung anerkennt. Schweigend, aber nicht innerlich ruhig und mit dem souveränen Gefühl der Überlegenheit auf das um ihn entstehende Getümmel blickend, wie Kallsen glaubt, überlegt er, was zu thun ist. Sich mit Gewalt zu befreien oder befreien zu lassen, weist er mit Recht ab. Das wäre Auflehnung gegen den Vogt und würde neue Schuld auf ihn laden. Doch ehe er zu einem Entschlusse kommt, erscheint Geßler. Tell hat sein Leben verwirkt. Daß er nicht stirbt, wird durch Geßlers Eingreifen bewirkt. Dieser will ihn offenbar verderben, aber auf die martervollste, frevelhafteste Weise. Durch seinen bösen Willen bereitet er sich selbst den Untergang und rettet Tell. Das ist gerecht.

Für die richtige Beurteilung von Tells fernerem Handeln, besonders der Ermordung Geßlers, ist die Schuldfrage maßgebend, was bis jetzt noch von niemand erkannt ist. Tells Schuld fordert notwendig Sühne, und er büßt sie hart durch den Apfelschuß und die vorausgehenden Höllenqualen. Mit Recht sagt Bertha zum Landvogt:

> „Wenn dieser arme Mann auch Leib und Leben
> Verwirkt durch seine Schuld, bei Gott!
> Er hätte jetzt zehnfachen Tod empfunden".

Dadurch hat sich Tell gelöst, frei kann er nach Hause gehen, wie Stauffacher richtig bemerkt. Die Tellhandlung hätte hier ihren Abschluß erreicht, wenn nicht Geßlers böser Wille von neuem eingegriffen hätte, wozu allerdings Tells Verhalten Gelegenheit bot. Warum erschießt nun Tell den Landvogt? Diese Frage ist verschieden beantwortet, weil man sich über die Schuldfrage nicht klar war. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur, äußert sich Seite 610/11 also: „So hat sich auch Geßler gegen die Natur versündigt, indem er die Hand des Vaters wider den Sohn bewaffnete; von diesem Augenblick an ist er in der natürlichen Welt vogelfrei, und der beleidigte Vater 'rächt die heilige Natur', indem er den Tyrannen erlegt wie ein wildes Tier, das seinem Hause Gefahr droht". Hiernach erschießt also Tell den Vogt, um sich dafür zu rächen, daß er ihn zum Apfelschuß gezwungen hat. Ähnlich, wenn

auch weniger klar, sagt Hettner, Geschichte der deutschen Litteratur III, 2, 326: „Hier das persönliche Geschick Tells, das ihn zur persönlichen Notwehr und Rache und dadurch zur Tötung Geßlers forttreibt“. Wofür sich Tell rächt, sagt Hettner nicht. Notwehr und Rache als Beweggrund für Geßlers Ermordung nimmt auch Florin a. a. O. Seite 116 an: „Aber Tells Handlung entspringt nicht nur dem Gebote der Notwehr; er will auch sein Gelübde, das er in schwerer Stunde abgelegt, erfüllen, er betrachtet sich als Rächer der beleidigten Natur und darin können wir seinen Grundsätzen nicht beistimmen. — Dieses freudige Vorgefühl (IV, 3, 89—91) beweist, daß er durch den Tod des Tyrannen auch seine persönliche Rachelust befriedigen will“. Etwas anders heißt es bei Weitbrecht, Schiller in seinen Dramen. 1897, S. 305: „Wer mich zwingt, auf das Haupt des eigenen Kindes zu schießen; wer mich, wenn ich's in der riesigsten Selbstüberwindung gethan habe, erst recht von der Erde verschwinden lassen will, weil er weiß, was er mir gethan; wer dann in der Todesnot angesichts der empörten Elemente doch wieder meine Hilfe annimmt: den schieß ich nieder wie einen tollen Hund“. Auch Weitbrecht nimmt also im Grunde Rache für den Apfelschuß und Notwehr als Beweggrund für den Mord an. Dieselbe Auffassung findet sich bei Kern, Deutsche Dramen als Schullektüre. 1886, S. 19: „Denn steht es einmal so, wie es glücklicherweise in der Wirklichkeit nicht steht, daß ein Vater von einem blindwütigen Märchentyrannen, wie Scherer Geßler nennt, gezwungen werden kann, auf das Haupt des Sohnes zu schießen, dann kann auch der Märchenheld, wie man Tell mit noch größerem Rechte nennen könnte, diesen Tyrannen wie ein wildes Tier erschießen“, und bei Kuenen, welcher S. 85/86 meint, der Vogt habe Tell in seinem Frieden gestört, zum Ungeheuren gewöhnt und „so zum Morde getrieben“. Tell suche sich im Monolog zu überreden, daß er Geßler ermorden müsse, weil diese That ein Akt der Notwehr sei und er sie mit einem heiligen Eide gelobt habe, als der Vogt die widernatürliche Forderung an ihn stellte, auf sein eigenes Kind zu schießen.

Überall erscheint also der Apfelschuß als das Grundmotiv des Mordes; daneben das Gelübde, das aber doch erst eine Folge der Nötigung zum Schusse ist, und Notwehr. Dieser Ansicht kann ich mich nicht anschließen. Buttler mordet aus Rache, Tell kann und darf es nicht. Buttler ist Kreatur, Tell ist Held. Nirgends im ganzen Drama deutet Schiller auch nur mit einer Silbe an, daß Tell aus Rache handeln könnte. Wenn man meint, Tell wolle sein in schwerer Stunde abgelegtes Gelübde erfüllen, so wird sich noch zeigen, daß man dieses Gelübde ganz falsch aufgefaßt hat. Es wäre doch eine seltsame

und mit den sonstigen Anschauungen Schillers unvereinbare Doktrin, daß man einen Mord auch wirklich zu begehen verpflichtet wäre, weil man ihn in schwerer Stunde, im Moment höchster Erregung gelobt hat. Und das soll allen Ernstes unserer Jugend vorgetragen werden?

Warum Tell den Vogt erschießen will, sagt er selbst ganz klar IV, 3, 20 flg.:

„Da, als ich den Bogenstrang
Anzog, als mir die Hand erzitterte,
Als du mit grausam teufelischer Lust
Mich zwangst, auf's Haupt des Kindes anzulegen,
Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir:
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbarem Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz sein sollte".

Diese Stelle ist verschieden erklärt.

Düntzer sagt S. 290: „Das Gelübde stellt der Dichter hier zu seinem Zwecke anders als III, 3 dar. Dort gelobt sich Tell, sollte sein Schuß mißlingen, sofort den Landvogt niederzuschießen; von einer Absicht, auch bei glücklichem Erfolge sich nächstens durch seine eigene Ermordung an ihm zu rächen, ist keine Rede, und dies entspricht auch nicht Tells Charakter. Erst nach seiner Befreiung, wo ihm keine Möglichkeit, sich und seine Familie gegen Geßlers Wut zu schützen geblieben ist, kann er den Entschluß fassen, den Zerstörer seines Glückes aus dem Wege zu räumen. Aber der Dichter zog es vor, die grausame Lage, in welche der Landvogt Tell damals gebracht hatte, hier wieder in Erinnerung zu bringen, unbekümmert darum, daß Rache nun mehr als Notwehr diesen treibt".

Bellermann, S. 452, meint: „er (Tell) unterliegt hier einer höchst begreiflichen Selbsttäuschung: dies hatte er sich nur für den Fall, daß er den Knaben traf, gelobt. Ohne Geßlers nochmaligen Anruf wäre er, wie die Scene unmittelbar zeigt, nach Hause gegangen und hätte schwerlich noch einmal mit dem gefährlichen Gegner angebunden. Nicht das Gefühl der Rache für die erlittenen „Höllenqualen" bewaffnet seine Hand in der hohlen Gasse, sondern die Notwehr".

Gaudig äußert sich S. 467/468 folgendermaßen: „Welches ist nun der innere Grund für dies Gelübde? Aus Tells Worten kann nur soviel entnommen werden, daß der Grund in den Höllenqualen zu suchen ist, die ihn der Vogt mit „grausam teufelischer Lust" durchempfinden läßt. Doch geht das Gelübde wohl nicht aus dem Verlangen hervor, sich selbst am Vogt zu rächen; was er rächen will, ist die „heilige Natur", die der Vogt in ihm mißhandelte, als er an ihn die wider-

natürliche Forderung stellte, auf den Sohn zu schießen; nur ein solches Gelübde kann eine „heilige Schuld" genannt werden".

In einer Anmerkung meint Gaudig, Tell hätte das Gelübde erfüllt, auch wenn ihn Geßler ungehindert seines Weges hätte ziehen lassen. Weder Düntzers Ansicht, daß der Dichter hier das Gelübde zu seinem Zwecke anders als III, 3 darstelle, noch die Bellermanns, daß Tell hier einer Selbsttäuschung unterliege, ist für mich annehmbar. Ganz unverständlich ist mir Gaudigs Scheidung zwischen Tells eigenem Selbst und seiner heiligen Natur, die er rächen will, und die Auffassung, daß Tell sein Gelübde erfüllt hätte, auch wenn ihn Geßler ungehindert hätte ziehen lassen. Wollte Tell den Landvogt überhaupt wegen der Nötigung zum Apfelschusse ermorden, dann hätte er es vor dem Schusse thun müssen, wie Börne und Bismarck meinten und was auch Bellermann eines tüchtigen, mannhaften Schützen für würdig hält. Daß Tell es nicht thut, erklärt Bellermann aus dessen Charakter, den Schiller so darstelle, daß er eine solche That nicht vollbringen könne. Bellermanns Auffassung von Tells Charakter ist richtig; aber nicht, weil Tell so ist, schießt er den Vogt nicht nieder, sondern umgekehrt, weil er den Vogt nicht niederschießen darf, hat Schiller seinen Charakter so zeichnen müssen. Ich sage, Tell durfte den Vogt vor dem Apfelschusse nicht niederschießen. Durch die Verweigerung der Reverenz hatte er sein Leben verwirkt: „Dein Leben ist verwirkt, ich kann dich töten" III, 3, 200. Wenn ihm nun der Vogt die Wahl ließ, entweder sein Leben zu lassen oder nach dem Apfel zu schießen, so hatte Tell nicht das Recht, den Vogt zu ermorden, so wenig wie Melchthal berechtigt war, den Knecht des Vogtes zu schlagen, wie Walter Fürst sehr richtig bemerkt I, 4, 12:

> „Der Bube war des Vogts;
> Von eurer Obrigkeit war er gesendet.
> Ihr wart in Straf' gefallen, mußtet euch,
> Wie schwer sie war, der Buße schweigend fügen".

Gewiß ist Geßlers Forderung empörend, und hätte Tell ihn niedergeschossen, so wäre sein Thun zu begreifen, aber nicht zu rechtfertigen und des Helden eines Dramas würdig. Scherers Motivierung des Mordes ist sehr bestechend, aber nicht stichhaltig. Wie ich schon oben betont habe, ist der Apfelschuß die Sühne für die Unterlassung der Reverenz und hat mit Geßlers Ermordung nichts zu thun. Auch in der Sage, der Schiller folgt, erschießt Tell den Vogt nicht wegen der Forderung des Apfelschusses, und von den anwesenden Schweizern wird Geßlers Ansinnen zwar ungeheuer, unmenschlich, ein Frevel, eine Grausamkeit genannt; Rudenz behauptet, das sei des Königs Wille nicht; Rösselmann erinnert den Vogt daran, daß er für seine That Gott werde

Rede stehen müssen: aber von keinem wird geltend gemacht, daß Geßler rechtswidrig handle, während doch sonst mehrfach im Gedichte der Rechtsstandpunkt betont wird, z. B. I, 1, 87; II, 2, 287; III, 3, 344/345. Und welche Strafen kannte das Mittelalter! Weil Melchthals Vater keine Kunde von seinem flüchtigen Sohne geben kann, wird er geblendet. Es dürfte nicht überflüssig sein, an dieser Stelle an die mittelalterliche Strafe der Blendung zu erinnern. Cäsar VII, 4 erwähnt sie schon bei den Galliern. Für das Mittelalter habe ich mir gelegentlich folgende Fälle angemerkt. Ludwig der Fromme läßt seinen Neffen Bernhard blenden. 905 wird Kaiser Ludwig, Enkel Ludwigs II., von Berengar geblendet. 1156 läßt Wilhelm von Sicilien Richard von Capua die Augen ausstechen, und Karl IV. verbietet den Adligen, ihren Hörigen die Augen auszustechen.[1])

Auch nach dem Apfelschusse durfte Tell den Vogt nicht niederschießen. In diesem Falle wäre er ein Verbrecher geworden. Bellermann hat sicher recht, wenn er meint, daß Tell nach Hause gegangen wäre und mit dem Gegner nicht wieder angebunden hätte. Den Beweis liefert das Drama selbst. Als Tell nach der Ermordung Geßlers in der hohlen Gasse nach Hause zurückkehrt, fragt ihn sein Sohn Wilhelm, wo er seine Armbrust habe. Tell erwidert:

„Du wirst sie nie mehr sehn.
An heil'ger Stätte ist sie aufbewahrt;
Sie wird hinfort zu keiner Jagd mehr dienen".

Warum nicht? Doch nicht etwa, weil er damit den Vogt erschossen hat. Geßlers Ermordung kostet ihn keine Überwindung, kaltblütig schießt er ihn nieder. Aber vor dem Apfelschusse hat er Höllenqualen ausgestanden. Da mußte er aus Geßlers Munde hören:

„Man führt die Waffen nicht vergebens.
Gefährlich ist's, ein Mordgewehr zu tragen,
Und auf den Schützen springt der Pfeil zurück".
„Freut's euch, den Pfeil zu führen und den Bogen,
Wohl, so will ich das Ziel euch dazu geben".

Bogen und Pfeil, seine beständigen Begleiter, mit denen er sich manchen schönen Preis beim Freudenschießen erworben, sie werden jetzt für ihn verhängnisvoll. Damals hat er sicher im stillen gelobt, Bogen und Pfeil, die für ihn die Veranlassung zu dem gräßlichen Schusse nach dem Haupte seines Sohnes wurden, die ihn immer wieder an jene qualvolle Stunde erinnert hätten, hinfort nicht mehr zu führen. In gewisser Weise läßt sich hierzu die Stelle aus Schillers Ballade „Der Graf von Habsburg" vergleichen:

---

1) Bezold, Zur Geschichte des Hussitentums. S. 57.

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demutsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen".

Nach dem Schusse, der Tell kraftlos zusammenbrechen läßt, denkt dieser nicht daran, sich an Geßler zu rächen. Wenn er aber wegen der Nötigung zum Apfelschusse ihn nicht niederschießen durfte, weder vorher noch nachher, und demgemäß der Dichter Tells Charakter so gezeichnet hat, daß er über Geßlers Ansinnen nicht so in Wut und Zorn gerät, daß er ihn sofort ermordet, sondern den Schuß thut, ja, thun muß, weil er ihn thun kann und nur durch ihn sein und seines Kindes Leben rettet: wann wird er denn jenen nächsten Schuß thun, dessen Ziel Geßlers Herz ist? Die Antwort giebt uns unzweideutig das Drama selbst. Diesen nächsten Schuß wird Tell in zwei Fällen thun, nämlich einmal, wenn er seinen Knaben getroffen hätte:

„Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte",

sagt Tell selbst, und das ist ganz begreiflich. Zweitens in dem Falle, der wirklich eintritt, daß nach dem Gelingen des Apfelschusses und der damit geleisteten Sühne für sein Vergehen der Vogt ihn doch noch zu verderben suchte. Tell hat also nicht, wie die Erklärer meinen, gelobt, den Vogt unter allen Umständen zu ermorden, weil er ihn gezwungen hat nach dem Apfel zu schießen, das ist ein schwerer Irrtum; sondern er hat nur das Gelübde gethan, Geßler eventuell zu erschießen. Er handelt nicht aus Rache wegen erlittener schwerer Unbill; nicht, weil er einmal das Gelübde gethan hat; sondern aus gerechter Notwehr, in der er sich befindet, trotzdem er sein Vergehen zehnfach gesühnt hat. Aber man nimmt ziemlich allgemein an, daß Tell dem Vogte, seinem Feinde, gegenüber sein feierlich gegebenes Wort gebrochen, daß er sich einen Wortbruch habe zu schulden kommen lassen. So Börne u. a. Auch Bellermann giebt doch zu, daß Tell nicht gehalten, was er versprochen habe, meint aber trotzdem, an Tells Handlungsweise hafte nicht der kleinste sittliche Makel; was er thue, sei sein gutes, heiliges Recht: „Tell kann Geßler nicht mehr als jemand betrachten, dem er irgend eine menschliche Pflicht schuldig ist, so wenig ich sie einem Räuber schuldig bin, der mir mit drohender Waffe entgegentritt und sich dadurch außerhalb der menschlichen Gesellschaft stellt". Ähnlich sagt Gaudig S. 457: „Zwischen beiden besteht ein Kriegszustand, in dem der eine beim andern auf Gewaltthat und Überlistung, auf ein rücksichtsloses Handeln im eigenen Interesse gefaßt sein muß". Auch Kern ist S. 19 der Ansicht, daß unter den obwaltenden Verhältnissen Tell sein gegebenes

Wort, den Vogt retten zu wollen, nicht zu halten brauche. Scherers Meinung haben wir oben bereits gehört. Die vorgebrachten Argumente zum Zweck der Rechtfertigung des Wortbruches von seiten Tells kann ich nicht gelten lassen. Wortbruch bleibt Wortbruch unter allen Umständen, auch dem Feinde gegenüber, und Tell hat kein „gutes, heiliges Recht" dazu. Wenn Wortbruch vorläge, so müßte ich Kern zustimmen, daß Wilhelm Tell sich nicht zur Klassenlektüre eignete. Wie kann man Schülern gegenüber Wortbruch rechtfertigen!

Meines Erachtens liegt überhaupt kein Wortbruch vor; Tell hat gehalten, was er versprochen hat. IV, 1, 145 flg. sagt er:

> „Da sprach der Vogt zu mir: Tell, wenn du dir's
> Getrautest, uns zu helfen aus dem Sturm,
> So möcht' ich dich der Bande wohl entled'gen.
> Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hilfe
> Getrau' ich mir's und helf' uns wohl hiedannen".

Geßler fragt nur, ob Tell ihm aus dem Sturme helfen wolle, und Tell verspricht nur dies, aber nicht, ihn ans Land zu setzen und sich dann wie ein geduldiges Lamm wieder fesseln zu lassen. Er verspricht auch nicht, bei sich bietender Gelegenheit nicht zu entspringen. Er hat sicher das Recht, bei dem zwischen ihm und Geßler bestehenden Kriegszustande rücksichtslos im eigenen Interesse zu handeln, soweit er sich nicht durch sein gegebenes Wort gebunden hat, aber auch nur so weit. Ich behaupte nun, daß Tell sein Versprechen, dem Vogte aus dem Sturme zu helfen, gehalten hat. Sagt er doch selbst IV, 1, 160 flg.:

> „(Da) Schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn,
> Bis daß wir vor die Felsenplatte kämen,
> Dort, rief ich, sei das Ärgste überstanden".

Das heißt doch: dort ist die schlimmste Gefahr überstanden, dort sind wir gerettet. Und Tell hat sie gerettet, das ergiebt sich aus der ganzen Darstellung. Dessen ist sich Tell auch sehr wohl bewußt. Wie könnte er sich nach Küßnacht begeben in der bestimmten Absicht, Geßler dort zu erschießen, wenn er nicht wüßte, daß er ihn gerettet habe. Wortbruch kann ich nicht finden.

Man nimmt an, daß die Handlung im Wilhelm Tell nicht so straff gefügt ist wie in den andern Dramen Schillers. Die Eingangsscenen des 1. und 2. Aufzuges seien dem Gesamtziele keineswegs so untergeordnet, daß sie als notwendiger Bestandteil gelten könnten; sie schilderten die Lage der Dinge, die zu solchen Entschlüssen und Verschwörungen führen müsse, aber sie brächten sie nicht unmittelbar hervor; ihr Fehlen würde die übrige Handlung weder zerstören noch erschüttern. So Bellermann S. 436/437 und Gaudig S. 364. Mit dieser Auffassung bin ich

nicht ganz einverstanden. Die erste Scene des ersten Aufzuges halte ich für durchaus notwendig, auch wenn sie zunächst weiter keine Folgen hat. Wenn ich nicht irre, so sieht man den Hauptzweck der Scene in der That Baumgartens, die allerdings ohne Bedeutung für das Gesamtziel bleibt. Aber gerade darum glaube ich den Hauptzweck der Scene in Tells That sehen zu müssen; um Tells willen ist die Scene da. Ohne sie würden wir gar nicht verstehen, wie in dem Sturme auf dem See die Begleiter Geßlers und dieser selbst dazu kommen, Tell das Ruder anzuvertrauen. Wir müssen ihn vorher als den mutigen und starken Fährmann kennen gelernt haben. Und konnte der Dichter dazu eine bessere Gelegenheit wählen als die Rettung des flüchtigen Baumgarten, d. h. die Notlage des von den Vögten bedrückten Landes? Man möge noch beachten, daß bei Tschudi, Schillers Quelle, nichts von Baumgartens Rettung durch Tell steht; es heißt dort vielmehr: „Baumgarten entwich nach der That gen Uri; da enthielt er sich heimlich, wiewohl nit vil Nachjagens geschach“. Tells That ist Erfindung Schillers und der eigentliche Zweck der Scene.

Erscheint hier Tell als der mutige Mann der That, so wird man zu der Vermutung gedrängt, daß er sich dem Befreiungswerke nicht entziehen werde. Nach des Dichters Plane soll er aber am Rütlibunde nicht teilnehmen, deshalb muß er anderseits als der Mann des Friedens, der jeden Zusammenstoß mit den Vögten vermeiden will, dargestellt werden. Dazu dient die dritte Scene des ersten Aufzugs, aus der zugleich hervorgeht, daß Tell das Hutgebot nicht absichtlich verletzt haben kann. Sie ist notwendig zum Verständnis von Tells Verhalten vor dem Hute. Um Tells friedfertige Gesinnung darzuthun, läßt der Dichter ihn bei dem Bau der Feste und bei der Aufsteckung des Hutes zugegen sein und kein Wort des Unwillens äußern. Beide Handlungen sollen nicht bloß den Druck der Vögte, sondern in erster Linie Tells friedlichen Charakter zeigen. Aber die 3. Scene erklärt noch nicht, warum Tell den Platz, wo der Hut steht, nicht meidet wie die übrigen Schweizer. Die Erklärung hierfür giebt III, 1. Der eigentliche Zweck dieses Auftritts ist weder, uns einen Einblick in Tells Familienleben zu gewähren, wie manche anzunehmen scheinen, noch Geßlers Haß gegen Tell zu zeigen, obwohl wir diesen notwendig zur Erklärung für Geßlers Grausamkeit gegen Tell kennen müssen, sondern vielmehr zu zeigen, wie Tell dazu kommt, nach Altorf zu gehen und den Platz mit dem Hute nicht zu meiden. Als Kehrseite zu Tells heroischem Mute und seiner Friedfertigkeit gewahren wir hier eine uns fast unbegreiflich erscheinende, aber auf seinem guten Gewissen und seiner Stärke beruhende Sorglosigkeit oder, richtiger gesagt, Unbesonnenheit. Sie erinnert uns unwillkür-

lich an die Helden der Sage, wie Simson und Siegfried. An den Hut in Altorf darf Tell nicht erinnert werden; darum weiß seine Frau entweder nichts davon, oder sie denkt bedeutsamerweise nicht daran, wie auch Tell nicht, ein Beweis, daß er den Schweizern nicht mehr gefahrbringend erschien.

Alle Scenen des 1. Aufzuges basieren auf der Bedrückung des Landes durch die Vögte. Das treibende Motiv im Stück sind die verschiedenen Gewaltthaten der einzelnen Vögte gegen das gesamte Schweizervolk, den Bauer wie den Adel. Aber sie sind weder gleichzeitig oder so aufeinander folgend, wie wir sie im Stücke kennen lernen; denn Stauffachers Begegnung mit Geßler, der Burgbau und Abfall Wolfenschießens liegen Baumgartens That vorauf; noch ruft die erste die zweite u.s.w. hervor. Wegen einer einzigen Bedrückung wird sich ein ganzes Volk nicht erheben. Erst die Summe der voneinander unabhängigen Gewaltthaten bewirkt die allgemeine Erhebung der Bauern mit Ausschluß Tells. Ein Bestandteil des Schweizervolkes ist der im Lande ansässige Adel. Auch dieser hat von den Vögten zu leiden, aber in anderer Weise als der Bauer. Das lernen wir aus II, 1 kennen; darum ist diese Scene unentbehrlich. Aber keiner der drei Faktoren, weder der Bauer noch der Adel noch Tell, hätte für sich allein die Befreiung des Landes vollbracht, sie wird erst durch ihr Zusammenwirken möglich, wobei allerdings Tell der Löwenanteil zufällt. Daher die geringere Einheit des Stückes, deren sich Schiller sicher bewußt war. Wie leicht hätte er, ähnlich wie Wallenstein, Geßler zum Haupthelden machen können. Das hat er eben nicht gewollt, und darum ist Wilhelm Tell mit den anderen Dramen Schillers in Bezug auf Einheit nicht zu vergleichen.

Zum Schluß noch eine Einzelheit. I, 4, 201:

„Groß ist in Unterwalden meine Freundschaft“.

Hier wie II, 2, 497 steht Freundschaft nicht in nhd. Sinne, sondern bedeutet, wie noch mehrfach in unsern Dialekten, Verwandtschaft. Dies ergiebt sich aus II, 2, 76:

„Und als ich kam ins heimatliche Thal,
Wo mir der Vettern viel verbreitet wohnen“.

Nachtrag. Als ich das Manuskript schon abgeschickt hatte, gelangte ich in den Besitz von Hoffmeisters schönem Werke „Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke“. 5 Teile, Stuttgart 1838—1842, und fand teils zu meiner Verwunderung, weil in den von mir benutzten Schriften Hoffmeisters Ansicht nicht erwähnt wird, teils zu meiner Freude, daß in betreff des Wortbruches, den Tell Geßler gegenüber

begangen haben soll, bereits Hoffmeister sich in meinem Sinne geäußert hat. Teil 5, S. 186 sagt er: „Übrigens ist durch die urkundlichen Worte, die Tell den Knechten zuruft, daß wenn sie vor der Felsenplatte wären, sie das Ärgste überstanden hätten, was auch wirklich der Erfolg bestätigte, Börnes Bemerkung beseitigt, daß Tell den Landvogt und die unschuldige Schiffsmannschaft gegen das in ihn gesetzte Vertrauen verräterisch im Stiche lasse".

Modephrasen und Neologismen.

Von Dr. Otto Ladendorf in Leipzig.

Richard M. Meyer hat in seinen „Vierhundert Schlagworten" (Leipzig, 1901) eine Fülle sprachgeschichtlicher Beobachtungen zusammengefaßt, die, wie schon Gombert[1]) und Robert Arnold[2]) in ihren durch Kritik wie reiche Nachträge besonders wertvollen Besprechungen betont haben, nicht immer streng unter dem Begriff des Schlagwortes zu rubrizieren sind. Dahin gehören einmal eine Anzahl Redensarten, denen die Energie eines Schlagwortes überhaupt nicht recht eigen gewesen ist oder die sie ziemlich rasch verloren haben und wohl eher die Bezeichnung Modephrasen verdienen, und anderseits die Bemerkungen über vermeintliche oder wirkliche Neologismen. Zu beiden Gruppen möchte ich hier einige Berichtigungen, bez. Ergänzungen bringen. Über die eigentlichen Schlagworte werde ich in einem Aufsatze, der in Ilbergs „Neuen Jahrbüchern" erscheinen soll, handeln, wo auch Meyer zuerst seine Ausführungen mitgeteilt hat. Für die Modephrasen gilt ebenso wie für die Schlagworte, ja fast noch mehr, die Thatsache, daß wir das Geburtsdatum einer Redensart nur selten positiv genau angeben können. Oft müssen wir uns mit einer ungefähren Fixierung begnügen. Selbst auf das Sprachgefühl darf man sich nicht zu sehr verlassen. Wie oft zeigt sich, daß eine Wendung einem als jung erscheint, die schon eine lange Vergangenheit hinter sich hat. Auch hier trifft Meyers Bemerkung zu, daß man häufig nicht nur von der Geburt, sondern geradezu von Wiedergeburten einzelner Redensarten sprechen muß. Eine wie heikle Sache es daher mit der festen Einbezirkung unter bestimmte Jahresangaben ist, wie sie Meyer trotzdem versucht hat, haben die beiden obengenannten Forscher an lehrreichen Beispielen nachgewiesen. Auch die nachfolgenden Bemerkungen, die ebenfalls nur das Interesse an

---

1) Zeitschr. f. deutsche Wortforschung II (1901), 57 flg., 256 flg., 307 flg. III (1902), 144 flg., 159 flg.

2) Zeitschr. f. d. österr. Gymnas. LII (1901), 961 flg. LIII (1902), 487 flg.

Meyers anregender und gehaltvoller Arbeit bekunden sollen, werden es wieder bestätigen. Ich wende mich zunächst zu ein paar Phrasen, die Meyer unter die Jahresangabe 1840 einreiht.

1. „Er spricht wie ein Buch."

Dadurch, daß Feuchtersleben in diesem Jahre noch schreibt 'parla come libro stampato' scheint er in der Annahme bestärkt zu werden, daß diese Wendung jung sei. Das ist aber entschieden unzutreffend. Im Gegenteil handelt es sich hier um eine ziemlich alte Wendung, die mindestens bis ins achtzehnte Jahrhundert zurückgeht. Schon Goethe läßt in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" Serlo sagen: „Ich will reden wie ein Buch, wenn ich mich vorbereitet habe, und wie ein Thor, wenn ich bei guter Laune bin" (Weim. Ausg. XXII, 174). Wird aber an dieser Stelle zunächst nur allgemein Bezug genommen auf zusammenhängenden, fließenden Vortrag, so findet sich die Redensart bei Langbein bereits ausgeprägt mit dem dann meist darin enthaltenen tadelnden Nebensinn, der überdies gern in Form eines Zusatzes ausgedrückt wird. So schreibt Langbein 1804: „Er spricht doch wie ein Buch!" sagte der Bürgermeister halblaut zu seinen Nachbarn. „Ein mäßiges Lob!" rief ihm Kreisel mit Hohnlächeln zu: „denn viele Bücher sprechen sehr schlecht". — (Sämtl. Schriften, herausg. von Goedike VII, 37.) Für die Beliebtheit dieser Phrase legen zahlreiche Schriftsteller Zeugnis ab. Ich nenne W. Hauff (Hempel VII, 143) 1826. Franz Freih. v. Gaudy (Sämtl. Werke, herausg. von Mueller II, 68 u. 127) 1836. Die letztere Stelle ist besonders bezeichnend für eine flott darauflos schwadronierende Redeweise ohne inneren Gehalt. Aus Gust. Freytags „Soll und Haben" citiert Heyne, Deutsches Wörterbuch III (1893), 710 die Wendung „gesprochen wie ein Buch".[1]) Am interessantesten aber sind zwei epigrammatisch zugespitzte Sprüche, die beide vom gleichen Grundgedanken ausgehen, aber verschieden pointieren. Der eine hat politische Färbung.

> Ihr Deutschen seid gelehrt genug,
> Quartaner sprechen wie ein Buch.
> Wenn ihr das, was ihr wißt, auch wolltet —
> Wie bald ihr die Welt beherrschen solltet!

(Gottfr. Kinkel, Ged.² 1850, 404.) Der andere giebt eine prägnante Antithese litterarischer Art und findet sich in den Gedichten Heinrichs v. Mühler (2. Ausg. 1879, 11) unter der Überschrift „Deutsches Sprichwort":

---

1) Vergl. auch eine Stelle in Heinr. Laubes „Erinnerungen" (Ges. Schriften, 1882. XVI, 71).

Vor Gelehrsamkeit fast wir Deutsche möchten ersticken,
Darum sagen wir auch: „Hör' ihn, er spricht wie ein Buch!"
Besser würd' es wohl heißen, ein Lob dem geschriebenen Buche,
„Lies es, o Freund, denn es klingt wie ein lebendiges Wort".

Noch heutigestags beweist die Redensart ihre Lebenskraft. Mir wenigstens ist sie noch geläufig: „Er spricht ja wie ein Buch — es giebt aber auch schlechte Bücher".

2. „Er lügt wie gedruckt."

Auch über das Alter dieser Wendung ist Meyer im Irrtum, verleitet durch Büchmann, der nur die jüngere Redensart „er lügt wie telegraphiert" mit einem Bismarckwort belegt. Ebensowenig findet sich bei Borchardt-Wustmann (Die sprichwörtlichen Redensarten, 1894) ein Citat. Wir haben es hier vielmehr mit einer alten volkstümlichen Ausdrucksweise zu thun. Beweis eine Stelle in Simrocks deutschen Sprichwörtern (1846, 308):

Er lügt, wie wenn's gedruckt wär',
Und stiehlt, wie wenn's erlaubt wär'.

Erinnert sei auch an Lessings Übersetzung von Voltaires kleineren historischen Schriften (1752), worin das XIII. Kapitel überschrieben ist „Gedruckte Lügen" (Ausg. von Erich Schmidt, Berlin, 1892, 218flg.) Ein Ausdruck, der sofort aufgegriffen wurde in einem Aufsatze der „Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens" VI (1755) 151flg. Obige Phrase aber ist bereits dem Satiriker Daniel Falk ganz geläufig. Im „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire" (1797, 299) heißt es in rhetorischer Hyperbel: „Verdammt! Der Kerl lügt wie gedruckt".

3. „Manschetten haben."

Diesen Ausdruck bucht Meyer unter dem Jahre 1811 und billigt Heynes Erklärung „Besorgnis, Furcht haben". Dagegen habe ich ebensowenig etwas einzuwenden wie Gombert, soviel man auch gerade an dieser Wendung herumgedeutet hat. Doch möchte ich noch zwei charakteristische Belege hinzufügen. Der erste ist mir begegnet in Gaudys satirischer Schilderung einer italienischen Schenke (II, 85), wo er den Schneidergesellen im Tagebuch berichten läßt: „Mir aber war in der Mördergrube gar nicht recht kauscher zu Mut. Ich saß auf meinem Ränzel, machte mich so schmal, daß ich in eine Nadelbüchse hätte kriechen können, und will nicht in Abrede stellen, daß ich gehörige Manschetten gehabt". Vergl. dazu den Beleg bei Sanders, Wörterb. II, 237. Ferner erinnere ich an eine Neubildung Gutzkows, der im ersten Teil seiner Säkularbilder (Ges. Werke, 1846. IX, 368flg.) den Geist der

Universitäten entweder als akademischen Cynismus oder als akademisches Petitmaitre-Wesen bezeichnet, das er wiederum glossiert als „hofrätlichen Manschettengeist“. Da wird also der Ausdruck gebraucht für die übergroße Bedenklichkeit und Ziererei „patrizischer Elemente“.

4. „Rechnung tragen.“

Diese Redensart setzt Meyer ins Jahr 1848. Daß sie jedenfalls damals zu den oft gebrauchten, vielfach als neu empfundenen Wendungen gehört, obwohl sie thatsächlich mindestens ein Jahrzehnt älter ist, zeigt auch Gombert an lehrreichen Nachträgen, die freilich immer noch die Frage offen lassen, ob von demokratischer oder officieller Seite die Modephrase in Kurs gesetzt wurde. An der Anlehnung an die französische Formel tenir compte wird kaum zu zweifeln sein. Deswegen eifert auch Schopenhauer in seinen zwischen 1856—60 niedergeschriebenen Aufzeichnungen „Über die, seit einigen Jahren, methodisch betriebene Verhunzung der deutschen Sprache“ (Reclam Nr. 2919—20, 171 flg. Handschr. Nachl. herausg. von Grisebach) aufs heftigste gegen diesen „schändlichen Gallicismus“.[1] Zugleich zeigt aber dieser Ausfall gegen das „zum Ekel täglich wiederholte Rechnungtragen“, welche Rolle noch damals oder damals von neuem die Wendung spielte. Auch Hermann Kurz gebraucht sie in der 1861 veröffentlichten Novelle „Die beiden Tubus“ (Ges. Werke, herausg. von Paul Heyse. X, 43) ohne Bedenken: „Seinen physischen, moralischen und Gott weiß was noch für Idiosynkrasien Rücksicht erweisen, Rechnung tragen zu müssen“. Ein vom 27. Aug. 1872 datiertes Gedicht Hoffmanns von Fallersleben (Ges. Werke, herausg. von Gerstenberg V, 196) enthält sogar eine energische Verwünschung der „unsel'gen Rechnungsträgerei“, die es versäume, kräftig und unerschrocken gegen die „schwarze Bande“ der Jesuiten vorzugehen. Man sieht die Lebenskraft dieser Modephrase, die ja auch heute noch in der offiziellen Sprache gern eine Stelle findet, von neuem nachdrücklich bezeugt.

5. „Eine Rolle creieren.“

Ein Terminus aus der Theatersprache, den Meyer im Anschluß an Tiecks Liste neuer und vornehmer Redensarten als neueste Schlagwortwendung französischen Ursprungs anführt, einem Winke Paalzows folgend. Auch dies ist ein Irrtum. Ob die Wendung jetzt wieder üblich ist, weiß ich nicht. Doch ist es natürlich ganz gut möglich. Neu

1) Eine Variante ebenda lautet: „Rechnungtragen“ (dreimal auf jeder Seite, statt in Betracht nehmen, in Anschlag bringen, berücksichtigen u. dergl.) ist nicht bloß ein Gallicismus, sondern eine plumpe an sich unmittelbar sinnlose Übersetzung des tenir compte.

ist sie aber jedenfalls nicht, sondern sie begegnet schon in Gutzkows Schriften, der sie wohl auch eingeführt und in Umlauf gesetzt hat. In seinen „Erinnerungen an Seydelmann“ schreibt er (Aus der Zeit und dem Leben, 1844, 439): „Er fand, daß es für seinen Ruhm einträglicher sein würde, wenn er neue Rollen creirte, als wenn er alte neubelebte“. Derselbe Schriftsteller gebraucht die Wendung nochmals in einem Briefe an Max Ring vom 4. Juli 1862 (Deutsche Dichtung XXXI, 78): „Daß Frau Rettich alle Halmschen Rollen: Griseldis, Parthenia, Thusnelda 'creirt' hat, wissen Sie“. Beidemal hebt er aber typographisch doch den fremden Import hervor.

6. Ich nehme die Gelegenheit wahr, noch auf ein paar viel gebrauchte Reklamephrasen hinzuweisen, die mit dem durch die Einführung der Gewerbefreiheit erleichterten Aufkommen der schwindelhaften Schleuderbazare geprägt und rasch gäng und gäbe wurden: also etwa in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Das ist zunächst die Redensart „Fort mit Schaden“. Sie wird weder bei Meyer noch bei Büchmann erwähnt. Schon in einem vom 6. Mai 1841 datierten Gedicht Hoffmanns von Fallersleben (IV, 192) wird sie in übertragener Bedeutung angewandt als satirische Überschrift eines gegen die fürstliche Belohnung einer französischen Schauspielergesellschaft gerichteten polemischen Spruches, die in Berlin erfolgt war. Die eigentliche Bedeutung der Phrase zeigt ein ironisches Epigramm Dingelstedts recht klar (Nacht und Morgen 1851, 119), wo sie ebenfalls in der Überschrift erscheint:

Kauft großblümigen Zitz, neumodischen, um den Fabrikpreis!
Aber der Stoff ist grob, aber die Farbe verschießt.

Mit dieser marktschreierischen Anpreisung ist die andere eng verwandt: „Die Menge muß es bringen“. Sie erscheint z. B. in Scherenbergs Gedichten (2. Aufl. 1850, 63; vielleicht auch schon in der 1. Ausg. 1845) bereits arg verspottet:

Ein Ausverkauf in allen Dingen,
Alles umsonst und noch was zu:
Die Menge muß es bringen.

Auch hier zeigt der Zusammenhang, daß sich der Dichter gegen den unredlichen Massenvertrieb wendet, wo man „kramt en gros“. Die giftigste Verhöhnung dieser Phrase aber gab Heine in einem Gedichte, das er nach der als Motto beigesetzten Berliner Zeitungsannonce betitelte „Die Menge thut es“ (Ausg. von E. Elster II, 198flg.)

Im Anschluß hieran seien noch ein paar Bemerkungen geboten, die an einige rein sprachgeschichtliche Angaben Meyers anknüpfen. So führt er, wohl Heyne (II, 961) darin folgend, auf Heinrich Leo

7. den Ausdruck „naturwüchsig" zurück, der ihn 1833 zuerst verwendet haben soll. Ein Beleg dafür fehlt allerdings noch. Über die rasche Einbürgerung des Wortes belehren die von Matthias von Lexer (Deutsches Wörterb. VII, 471) und Heyne beigebrachten Stellen. Doch möchte ich besonders auf eine Entwickelungsphase hinweisen, wo das Wort lebhafte Verwendung gefunden zu haben scheint. Ich meine etwa um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, wo es wohl eine Art Modewort war zur Bezeichnung alles organischen Wachstums, und zwar in übertragener, bildlicher Form. So gebraucht es Jacob Grimm in seiner Vorlesung „Über den Ursprung der Sprache" vom 9. Jan. 1851 (Kleine Schriften I, 261) in der Wendung von „einer geschaffenen, naturwüchsigen Menschensprache". Auch auf das Volkslied ist es anscheinend gern damals übertragen worden. Das beweist eine satirische Anspielung Grillparzers, die wohl aus dem Jahre 1853 stammt (Sämtl. Werke, herausg. von August Sauer XIII, 183): „Ein Volkslied, das wie alle Volkslieder niemand gemacht hat, das naturwüchsig, wie einige von der Welt behaupten, von selbst entstanden ist".[1])

8. „Unentwegt."

Nach Paul (Deutsches Wörterb. 1897, 487) ursprünglich schweizerisch. Doch habe ich keinen Beleg gefunden. Meyer scheint geneigt, das Wort mit auf Johannes Scherr zurückzuführen, und notiert es unter dem Jahre 1863. Das kommt wohl der Sache näher als Bährs Angabe, der es noch 1886 als einen „sehr beliebten neuentstandenen Ausdruck" bezeichnet. (Eine kleine Stadt vor 60 Jahren, S. 133.) Ich vermute nach der Anwendung, die Heinrich Laube in einer Stelle seiner „Erinnerungen" von ihm macht (XVI, 40) weit frühere Herkunft und möchte es als einen demokratischen Modeausdruck der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts auffassen. Laube schreibt nämlich: „Robert Blum, obwohl gar nicht Schriftsteller, führte die Linke des Vereins unentwegt zu politischen Äußerungen". Es handelt sich hier um den Leipziger Schriftstellerverein, in dem Robert Blum, 1840—47 Kassierer am dortigen Stadttheater, eine führende Rolle spielte. Und in derselben Zeit scheint eine andere Wendung, die an sich ein gut Teil älter ist, wieder besonders beliebt geworden zu sein, die also auch Meyer mit dem „unentwegt" zusammengestellt und schon Wustmann in

---

1) Es scheinen dabei romantische Anschauungen nachzuwirken. Vergl. Friedr. v. Sallet, Ges. Gedichte 1843, 193 und Theodor Storm, der in seiner 1850 veröffentlichten Novelle „Immensee" (Sämtliche Werke 1901, 6. Aufl. S. 30) sich über die Volkslieder äußert: „Sie werden gar nicht gemacht; sie wachsen".

seinem Buch „Allerhand Sprachdummheiten" (2. Aufl. 1896, 353) als Modephrase ersten Ranges geißelt:

9. „Voll und ganz."

Vergl. dazu die Bemerkungen Gomberts (Zeitschr. f. deutsche Wortforschung II [1901], 313 flg.) und Wülfings (ebda., 343). Eine modische Redeblume ist die Wendung auch in Dingelstedts Gedicht von der „Christ-Nacht" (Nacht und Morgen, 1851, 218), worin er den Heiland des kreisenden Jahrhunderts herbeiwünscht, aber nicht als traumbefangenes Kind:

Rein, groß und fertig, voll und ganz,
Entsteig' er unsern Dämmerungen,
Wie Pallas einst im Waffenglanz
Aus des Kroniden Haupt entsprungen.

Die verwandte Form „rein und ganz" ist mir in Kinkels Gedichten (2. Ausg. 1850, 305) begegnet: „Will einer die zersprengten Juden Zum Volk gestalten rein und ganz". Dazu vergl. die Parallelbildung „voll und rein" in Gutzkows „Neuen Serapionsbrüdern" (1877, II, 112): „Die bedungene Summe ließ er sich voll und rein auszahlen".

10. „Zweifelsohne."

Dieses Adjektivum bezeichnet Meyer als eine Neubildung des Jahres 1865. Durchaus mit Unrecht. Denn in dieses Jahr fällt nur die von Büchmann (20. Ausg. 1900, 290) registrierte komische Phrase: „so reinlich und so zweifelsohne", die überdies Hoffmann von Fallersleben in dem vom 9. Jan. 1871 datierten Gedicht „Die Fremdwörtersucht" (V, 252) auf die deutsche Muttersprache ironisch anwendet: „Mit Wantrup kann man sagen nicht, daß sie 'So reinlich und so zweifelsohne' sei". Das Adjektiv selbst aber ist sehr alt und tritt nach Kluge (Etymolog. Wörterb., 6. Ausg. 1899, 441) schon um 1600 in der Nebenform „zweiffels ohn" auf. Auch Heinrich Campe notiert in seinem Wörterbuch der deutschen Sprache (1811, V, 962) das Wort „zweifelsohne", kennzeichnet es aber als ein „verwerfliches, für die Büchersprache untaugliches landschaftliches Wort". Dagegen hat sich das Adjektiv im neunzehnten Jahrhundert sehr rasch eingebürgert, auch bei guten Dichtern und Schriftstellern. Da Sanders und Heyne keine Belege bieten, seien ein paar angegeben. Schon 1811 ist das Wort Clemens Brentano geläufig in seiner Satire „Der Philister vor, in und nach der Geschichte" (Ges. Schriften, herausg. von Christian Brentano, 1852. V, 414). Ebenso begegnet es bei Gaudy 1836 (II, 108) und 1839 (VIII, 94). Aber auch im Reime findet es sich wiederholt bei Rückert zwischen 1836—39, z. B.:

Der Dichter war Jean Paul, der zweifelsohne
Sich ausgeschöpft, wie wenigen es glückt,
Das wunde Herz methodisch als Citrone
Zum letzten Tropfen ausgedrückt.

(Ges. poet. Werke, 1882. VII, 64.) Ähnlich im Reim auf — „Blütenkrone" (VIII, 16). Vergl. auch Robert Prutz (dramat. Werke. 1848, Einl. zum 3. Bd. XVII, 5).

Etwas onomatisches Unterrichtsmaterial aus der Formenkunde.

Von **Emil Zeißig** in Annaberg i. S.

Rudolf Hildebrand, der Pädagog unter den Philologen, der feinsinnige Kenner der deutschen Sprache, fordert in seiner wegweisenden und bahnbrechenden Sprachschrift: „Der Sprachunterricht sollte mit der Sprache zugleich den Inhalt der Sprache, ihren Lebensgehalt voll und frisch und warm erfassen". Dieser allbekannte Ausspruch, der ein Schuß ins Schwarze ist, darf aber nicht so verstanden werden, als solle sich einzig und allein das Unterrichtsfach, das auf dem Lektionsplane Deutsch oder sonstwie heißt, des Wortinhaltes annehmen. Im Grunde ist ja jeder Lehrgegenstand, er mag sich nennen wie er will, Sprachunterricht und jede Stunde nach dem alten didaktischen Satze eine Sprachstunde. So allgemein faßt auch unser Altmeister, wie aus seinen trefflichen Beispielen klipp und klar hervorgeht, das Wort „Sprachunterricht" in seiner angeführten Kardinalforderung. Den Wörtern auf den Grund zu gehen, ist nicht bloß Sache eines Unterrichtszweiges oder einiger Disziplinen. Den Wörtern in ihr Inneres zu schauen, bedeutet ein methodisches Prinzip, das gleich dem Anschauungsprinzipe im gesamten Schulunterrichte Beachtung verdient[1]), und so auch in dem Schulfache, das ich aus triftigen Gründen Formenkunde nenne, gewöhnlich aber den Namen Geometrie, Raumlehre oder Formenlehre führt.

Von allen neu auftretenden terminologischen Bezeichnungen hat der formenkundliche Unterricht den sinnlichen Hintergrund aufzuhellen. Die Litteratur unseres Faches hat es weder für die Volksschule noch für die höheren Schulen der Mühe wert gehalten, den konkreten Inhalt der Terminologie zu erschließen. Onomatische Betrachtungen mögen darum in der Schulpraxis zur größten Seltenheit gehören. Zu allermeist giebt man die Kunstausdrücke, die zum guten Teil fremdländischen Ursprungs sind, als selbstverständlich dem Schüler; sie werden nicht erklärt, sind

1) Eigentlich begreift Pestalozzis Anschauungsgrundsatz auch das Sehen auf den anschaulichen Untergrund der Wörter in sich.

sie ja — technische Ausdrücke. Man hat vielleicht auch Scheu gehabt, den hohen fachwissenschaftlichen Stoff so mit dem Alltäglichen und Einfachen auf eine Linie zu stellen. Nur bei wenig Schülern mag sich das anfängliche Staunen über den Neuling allmählich selbst in Verstehen auflösen. Jedoch dem Löwenanteile der Klasse bleibt jeder terminus technicus „eine leere Marke ohne Prägung im Kopfe" (Hildebrands Schrift S. 8), „eine leere, farblose Hülse, ein Nichts" (S. 7), eine Schale ohne Kern. Auch daran liegt es, daß der formenkundliche Unterricht für abstrakt, formal, spröde gilt und ins Bereich des Unfruchtbaren, Stoffleeren und Trockenen schlägt. Also die Klärung und Deutung der Wörter ist's, die unserm Fache (unter anderm) dringend not thut. Zur Onomatik gehört aber noch ein Zweites; sie hat in gebührender Weise auch die Wörter und Wortverbindungen in den Kreis der Besprechung zu ziehen, die einen gewissen fachmännischen Namen der Formenkunde enthalten, die in der Volkssprache Bürgerrecht erlangt haben und so auch vom Schüler frischweg im Munde geführt werden, ohne freilich immer den rechten Sinn damit zu verbinden. Nebenbei bemerkt, ist die Umgangssprache überaus reich an Wörtern und Redensarten, die mit den Fachnamen der Formenkunde stammverwandt[1]) sind, deren reale Grundlage zum Teil oder ganz der Formenkunde angehört, die mit der Zeit auf geistige Dinge und Vorgänge bezogen worden sind, mithin übertragene Bedeutung erhalten haben. Im einzelnen habe ich das Dargelegte für die Volksschulpraxis eingehend ausgeführt in meinen „Präparationen für Formenkunde" (2 Teile, Verlag: Herm. Beyer u. Söhne in Langensalza).

Eine Verständigung darüber herbeizuführen, wie die Deutung der Wörter anzupacken ist, kann ich mir in dieser Zeitschrift wohl ersparen. Ich will mir im folgenden nur erlauben, von einigen formenkundlichen Fachnamen das verwandte Wörtermaterial, möglichst so, wie ich's mir zugleich für die Schule brauchbar denke, vorzuführen. Zunächst soll von Wörtern und Redewendungen zur Behandlung in der Volksschulformenkunde die Rede sein. Ich habe aber auch den Versuch gemacht, alles das zusammenzustellen, was für Schüler höherer Lehranstalten als das Geeignetste erscheint.

1. Wortfamilie Punkt.

a) für die Volksschule: Zeitpunkt, Wendepunkt, ein schöner, sehenswerter Punkt, Aussichtspunkt, die wichtigsten Punkte, Punkt für Punkt beantworten, Punkt für Punkt widerlegen, pünktlich, punktieren,

1) Außer den stammverwandten kommen noch die sinnverwandten Wörter zur Erörterung.

punktierte Linie, Interpunktion, Standpunkt, Streitpunkt, Fußpunkt, Scheitelpunkt, Anhaltepunkte einer Eisenbahn, Anhaltepunkte beim Beweisen einer Sache, Eckpunkt, Ausgangspunkt, Anfangspunkt, Mittelpunkt, Endpunkt, Schlußpunkt, Punktaugen, Augenpunkt, Gesichtspunkt, Treffpunkt, Drehpunkt, Anziehungspunkt, Ruhepunkt, punktierte Note, Berührungspunkt, Kreuzungspunkt, Knotenpunkt einer Eisenbahnlinie, Lichtpunkt, Kostenpunkt, Zielpunkt, Angelpunkt, Gipfelpunkt, der springende Punkt (auf den alles ankommt), Kernpunkt, Schwerpunkt, Anknüpfungspunkt, Angriffspunkt, Hauptpunkt, Eispunkt, Gefrierpunkt, Siedepunkt, Schmelzpunkt, Taupunkt, Brennpunkt (Ellipse, Optik), Höhepunkt, Glanzpunkt, wunder Punkt, Punktum (abgemacht).

b) für höhere Schulen: Punkt ist das lateinische punctum, das Gestochene, von pungere = stechen, weil bei der römischen Schreibtafel der Punkt durch ein Stechen mit der Spitze des Griffels bewerkstelligt wurde. Kontrapunkt, Kulminationspunkt, Krystallisationspunkt, Punkttierchen, tote Punkte, Punktur (in der Heilkunde Öffnung mittels eines Stiches), Punktation (vorläufiger Entwurf eines Vertrages mit Feststellung der Hauptpunkte), Punktierkunst, punctum saliens (hüpfender Punkt, in der Anatomie die früheste Anlage des Herzens im bebrüteten Ei, also Lebenspunkt, übertragen: Hauptpunkt), punctum quaestionis (Fragepunkt), Konzentrationspunkt, Sättigungspunkte[1]), Folgepunkte[2]), Fundamentalpunkte (Gefrierpunkt und Siedepunkt)[3]), absoluter Nullpunkt (— 273° C.)[4]), kritischer Punkt[5]), Zerstreuungspunkt[6]), Nähepunkt[7]), Schwingungspunkt[8]), Schwingungsmittelpunkt[8]), virtueller Bildpunkt[9]), Mittelpunkt paralleler Kräfte[10]), Differenzpunkt. Point (frz.) = Punkt, Auge. Pointe, pointieren, pointiert.

2. Die Familie Linie.

a) für die Volksschule: gerade, krumme Linie, Grundlinie, Höhenlinie, Luftlinie, Lineal, Schlachtlinie (Schlachtreihe), liniieren, Wärmelinien, Bahnlinie (Haupt- und Nebenlinie), Schreiblinie, Notenlinien (Liniensystem), Grenzlinie, Schußlinie, Schraubenlinie, Falllinie, Zolllinie, in ab- und aufsteigender Linie, in erster, zweiter und letzter Linie, mit einem auf gleicher Linie stehen oder in eine Linie stellen,

1) „Sind alle Molekularmagnete gleichsinnig parallel gerichtet, so ist das Eisen bis zum Sättigungspunkte magnetisiert." (Lehrbuch der Physik von Rektor Meutzner S. 24.)
2) Ebenda S. 25. 3) Ebenda S. 94. 4) Ebenda S. 99. 5) Ebenda S. 114. 6) Ebenda S. 247. 7) Ebenda S. 262. 8) Ebenda S. 168. 9) Ebenda S. 235. 10) Ebenda S. 155.

Reuß ält. und jüng. Linie (indem man genealogische Verhältnisse durch Linien zu veranschaulichen suchte, erhielt Linie die Bedeutung „genealogische Reihe"), albertinische und ernestinische Linie, Liniatur, Richtlinien (auf Schreibpapier gezogen), Richtlinien in geistigem Sinne (Grundsätze), linealische Blätter, Höhenlinien (Isohypsen, die auf einer Karte Orte von gleicher Meereshöhe verbinden), Spirallinie, Wellenlinie, Fluchtlinie, Schlangenlinie, Seelinie, Linienschiff, Schneelinie.

b) für höhere Schulen: Früher gab es ein Maß „Linie", das der 12. Teil eines Zolles war. Niederdeutsch ist Linie auch Leine. Linie aus lat. linea. Lineargleichung, Linearperspektive, Linearzeichnung (Umrißzeichnung), Konturen (Außenlinie, Umrißlinie der einzelnen dargestellten Gegenstände), Linientruppen (stehendes Heer, im Gegensatz zur Landwehr), Lineamente (Gesichtszüge, Züge auf der inneren Handfläche), Brennlinien[1]), Wurflinie, Linienspektra[2]), Frauenhoferſche Linien, Treibwehr (Treiberlinie beim Treibjagen), Gratlinien (in der Baukunst), Isothere (Linie, die Orte von gleicher mittlerer Sommertemperatur verbindet), Isotherme (Linie, die Orte von gleicher mittlerer Jahrestemperatur verbindet), Isogonen[3]) (Linien, die Orte gleicher Deklination verbinden), Isoklinen[4]) (Linien, die Orte gleicher nördlicher oder südlicher Inklination verbinden).

3. Familie Winkel.[5])

a) für die Volksschule: Winkelmaß, Winkelholz, winklige Gasse, Stubenwinkel, Mundwinkel, Gesichtswinkel, Winkelschenke, Winkeladvokat. Abgelegene, versteckte Orte haben in ihrem Namen den Ausdruck: Winkel (beispielsweise Oberwinkel und Niederwinkel bei Waldenburg i. Sa.). Im Norddeutschen ist Winkel ein Krämerladen, daher wohl der Eigenname: Winkler. Winkelzüge machen (nicht geradeheraus reden, Ausflüchte machen, auf Schlacht, Damspiel und Schach übertragen), Krähwinkel[6]) (mehrfach in Deutschland vorkommender Dorfname). Blatt- und Schlupfwinkel.

b) für höhere Schulen: Deklinationswinkel, Inklinationswinkel, Einfalls- und Reflexionswinkel (des Lichtes, der Wärme, der Wellen), Grenzwinkel (Optik)[7]), Brechungswinkel, Sehwinkel[8]), Polarisations-

---

1) Physik von Meutzner S. 234. 2) Ebenda S. 251.

3) Isos = gleich; gōnia = Winkel. 4) isoklinēs = von gleicher Neigung.

5) Von winken (neigen, [ein]biegen), Wink (durch winkende Bewegung gegebenes Zeichen).

6) In Kotzebues Lustspiel: „Die deutschen Kleinstädter" ein fingierter Ort, Sitz beschränkten Philistertums.

7) Meutzners Physik S. 238. Grenzwinkel für Glas 42°, für Wasser 48°.

8) Ebenda S. 262.

winkel[1]), Elevationswinkel, Depressionswinkel, Ausschlagswinkel (Elongationswinkel)[2]), Supplementwinkel (Ergänzungswinkel), toter Winkel (der Raum vor Befestigungen [meist in den Gräben vor den Brustwehren oder in Terrainvertiefungen], der vom Frontalfeuer nicht bestrichen werden kann und deshalb von den Flanken unter Feuer genommen wird), Winkelspiegel, Winkelschule.

4. krumm.

a) für die Volksschule: krümmen (krumm machen), die Sache geht krumm, etwas krumm nehmen[3]) (übel nehmen, eigentlich schief auffassen), Krümmung (Krümme).

b) für höhere Schulen: Krummholz (1. allgemein „krumm gewachsenes Holz"; 2. speziell „gekrümmtes Holz, geschlachtetes Vieh daran zu hängen; 3. Krummholzkiefer, dazu Krummholzöl). Krummstab (speziell: „der krumme Stab des Bischofs"; unter dem Krummstabe: unter bischöflicher Gewalt)[4]).

5. Kegel.

a) für die Volksschule: Kegel heißt Pfahl, Pflock; kegeln, Kegelspiel, Kegelbahn, Kegelkugel, Spielkegel, Billardkegel, Bergkegel, Kegelventil, Kegel bei feuerspeienden Bergen, leuchtender Kegel in der Flamme.[5])

b) für höhere Schulen: kegghe (mittelniederl.) und keg (niederl.) = Keil, kag (nhd. schwäbisch bayr.) = Strunk, Kohlstengel. Conus (lat.) = kegelförmiger Frucht- oder Blütenstand, wie bei den Nadelhölzern (Coniferen). Kegelräder, Kegelschnäbler, Schriftkegel in der Buchdruckerkunst, Kegelschnecke (Conoidea), Kegel bei Kanonen (das Visier), Kegelschnitte.

Doch genug! Ich könnte mit einer Sammlung von vielen Beispielen dieser Art aufwarten, aber die Rücksicht auf den Raum verbietet es, sie hier vorzubringen. Es kommt hier auch nur darauf an, die Richtung, um die es sich handelt, im allgemeinen zu kennzeichnen. Vielleicht ist's mir ein andermal vergönnt, noch ein paar Beispiele vorzubringen. Ich kenne nichts, was mehr Frische und Leben in die Klasse brächte. Daß derartige onomatische Erwägungen unter der Hand allem andern Unterricht und der ganzen Sprache des Schülers zu gute kommen, leuchtet ohne weiteres ein und bedarf keines Beweises. Ich hoffe, mit

---

1) Meutzners Physik S. 272. 2) Ebenda S. 160. 166.

3) In der Regel nimmt man das krumm, was geradeheraus gesagt wird.

4) Paul, Deutsches Wörterbuch.

5) In der Redensart: „Kind und Kegel" bedeutet Kegel uneheliches Kind. Das Wort „Kegel" hier hat aber einen anderen Stamm.

meiner kleinen Darbietung für den so wichtigen und doch so wenig beachteten Gegenstand (in der Formenkunde) Teilnahme anzuregen und zugleich Mitteilungen hervorzulocken, die der Sache überhaupt weitere Beleuchtung geben würden, die sie so gut brauchen kann. Mögen die geneigten Leser, die es angeht, das Vorgetragene freundlich erwägen und im Unterrichte verwerten. Ich hoffe auf Nachfolge. Zuguterletzt bitte ich aufs herzlichste, meine schlichten Darlegungen für einen kleinen Beitrag zur Hebung und methodischen Ausgestaltung des formenkundlichen Unterrichts an niederen wie an höheren Schulen anzusehen, also des Faches, das bloß Bücherstudium treibt, Papierweisheit lehrt, sich um Natur und Leben, um die Wirklichkeit nicht kümmert, wo der unglückselige Aberglaube herrscht, daß die Schule bloß im Dienste der Wissenschaft stünde. Auch die liebe Formenkunde aller Schulgattungen muß herabsteigen von den dürren Höhen toter und leerer Abstraktion in die bunten, saftigen Gefilde des wirklichen Lebens. Ich sehe diese Zeit, wo es dazu kommen wird, vor mir wie eine lichte, ferne Höhe.

Miszellen.

Von Dr. **Friedrich Bothe** in Frankfurt a. M.

I. Parallelstellen:

Rückert: Du hast zwei Ohren und einen Mund;
Willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören — und
Wenig drauf sagen.

Ditfurth 137:
Darum han auch zwei Ohren
Und nur ein Zung und Mund
Der Mensch hat, daß er hören
Soll mehr zu aller Stund,
Als reden und auch schwätzen.

Sprichwörter/Schone/Weise Klugreden. Franckfort am Meyn/bei Christian Egenolffs Erben/Im Jar 1560. S. 359a. Darum̄ hat die natur dem menschen zwey ohrn angesetzt/vnd allein einn mund vnd ein hertz geben/daß er vil vnd beide parth hören soll/wenig aber reden vnd glauben.

Heine: Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Wie alt das Volkslied war, welches Heine am Rhein hörte und das er diesen Versen voll zartester Poesie zu Grunde legte, beweise

folgender Anklang in Ditfurths Histor.-polit. Volksliedern des 30jähr. Krieges, S. 271:

Der Tod spricht zu Wallenstein:
Es kommt ein Reiflein über Nacht,
Hat alle Blümlein welk gemacht,
Ab fallen ihre Blätter.

Vielleicht stand auch „weder Glück noch Stern" in der Vorlage, da in Strophe 11 desselben Liedes steht: verlöschen muß dein Stern = Glück. Freilich paßt diese Redewendung gerade auf Wallenstein sehr gut, dem der Tod zuruft:

Bau' auf der Stern' Aspektenschein,
Da wirst gar arg betrogen sein,
Wie von Aprilenwetter.

Dû bist mîn, ich bin dîn:
des solt dû gewis sîn.

Wie sehr diese doppelte Beteuerung des Besitzes im Volksgefühl wurzelte, zeigt Ditfurth, Histor.-polit. Volkslieder, 284: Weil du bist mein, Und ich bin dein. Ebenso 275. Beidemal ist es in einem Totenliede (Ferdinand II. und Bernhard v. Weimar †).

Einige volkstümliche Wendungen, in anderen Poesien wiederkehrend:

Claudius: Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht = Ditfurth s. o. 278: Wo Stein und Bein gefrieren ein.

Bürger: Hin ist hin = Ditfurth s. o. 244: Was hin, ist hin. Sprichwörter u.s.w., 1560, S. 107b. — Des Leibes bist du ledig = Ditfurth 270.

Drei muntre Burschen saßen gemütlich bei dem Wein = Ditfurth 214: Drei gute Gesellen saßen, Sie trunken und sie aßen. — Da wird das Lachen werden teuer = Ditfurth 227: Dörft zletzt theur werden's Lachen.

Mahlmann, Heiterer Lebenslauf: Das Glück auf einer Kugel steht und wunderbar regiert = Ditfurth 137: Das Glück hat eben Flügel, Und fleucht geschwind daher, Und weil's steht auf der Kugel, Wanken sein' Füße sehr. Ähnlich auch Ditfurth 131. Das erste Bild muß irgendwo Heine so gebraucht haben.

R. Baumbach: Morgen ist auch ein Tag, heute ist heut' = Ditfurth 135: Morgen kommt auch ein Tag.

Goethe: Hermann und Dorothea: Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke! Sprichwörter/Schone/Weise Klugreden u.s.w. S. 375a: Der nit für sich geht, geht hinder sich.

Schiller: Wallenstein. — In der Kapuzinerpredigt: Ja, freilich ist er uns allen ein Stein = Ditfurth 273: Wallenstein, du Allen ein Stein. — Die Kraniche des Ibykus: auf gedrangem Steg = Ditfurth 187: sie kamen ihm g'drang aufs gülden Gespor = nahe (das Enge ausdrückend, die geringe Entfernung).

II. Redensarten.

Die Redensart „Viel Geschrei und wenig Wolle“ scheint einen sehr humoristischen Hintergrund zu haben. Ein Schäfer vergreift sich beim Scheren der Schafe und nimmt ein Schwein vor, das nun entsetzlich quiekt. Da gebraucht der blöde Bauer jenes Wort. Wenigstens steht in Sprichwörter/Schöne/Weise Klugreden u. s. w. s. o., S. 359 b: Vil geschrey und wenig woll/sprach jhener schäffer/da schar er ein Saw.

Bis in die Pechhütte. Nach Grimm, 7, 1519, soll es bedeuten: „sehr lange, unendlich weit, immer fort“. Wie kann diese Geltung jenem Ausdrucke beigelegt sein? Vielleicht ist sie in der That mit dem: hier ist eine Pechhitze = große Hitze verwandt insofern, als das Arbeiten in der Pechhütte als sehr beschwerlich angesehen wurde wegen der ungeheuren Hitze. Wer sich zu dieser Arbeit verstand, mit dem mußte es schon „weit“ gekommen sein. So ist also der Ausdruck bezeichnend für etwas Ungewöhnliches, Fernliegendes. Vergl. Ditfurth, Histor.-polit. Volkslieder des 30jähr. Krieges: Du mußt ins Kupfer-Bergwerk hinein, S. 217 (von Tilly gesagt).

Etwas ausbaden müssen. Daß Weigand, D. W. 104, nicht recht hat, wenn er „ausbaden“ erklärt „ein unfreiwilliges Bad bis zu Ende erleiden“, daß vielmehr Grimm I, 827, das Wahre trifft: „der letzte wird angehalten, das Badwasser auszutragen“, glaube ich aus Ditfurth, Die histor.-polit. Volkslieder des 30jähr. Krieges, 119, belegen zu können: der Adler einmal Mir ein Bad austraget. (Die Schweiz spricht: der Habsburger wird mir noch einmal büßen.) — Es scheint hier also der Begriff nicht vorhanden zu sein, daß etwas Begonnenes zu Ende geführt werden muß, etwa wie „die eingebrockte Suppe ausessen“. Ditfurth, a. a. O., 255. Die von Hetzer ihm beigelegte Bedeutung: das Bad, das sie (man) vor einem benutzt haben, ausgießen und bezahlen müssen (a. a. O.), steckt nicht darin.

III. Ausdrücke.

Steckbrief. Während in den anderen Wörterbüchern nur die jetzige Bedeutung angeführt wird, giebt Paul eine Erklärung: der Name solle daher stammen, daß der Brief ursprünglich festgesteckt, angeheftet wurde. Ich glaube aber, man kann diese Wortbildung anders deuten.

Ganz wie heute ein Haftbefehl erlassen wird gegen jemand, der verhaftet werden soll, heißt Steckbrief: ein schriftlicher Auftrag, jemanden zu stecken, in den Stock zu legen, festzusetzen, aufzuhalten. Denn das ist die ursprüngliche Bedeutung. Ebendamit hängt zusammen: ins Stecken geraten, kommen; das heutige stocken, ins Stocken kommen = nicht weiter können, nicht vorwärtsgehen, festsitzen. Noch Frisch, Teutsch-Lateinisches Wörterbuch, 1741, sagt: stecken = etwas fest hineinthun in etwas; einem stecken heißt einen verarrestieren lassen; einen stecken und blöcken, agitare aliquem et custodiae tradere, inventi pedes cippo constringere. Heute: einstecken. Frisch: Steckbrieffe: litterae quibus ... magistratus rogantur, ut ... reos sistant et incarcerent. Eigentlich müßte es heißen: Stöckbrief, wie ich denn auch im hiesigen Archive den Ausdruck „Stockbrief" gefunden habe. (Anfang des 17. Jahrh.)

Stichwort: Sanders setzt es mit Schlagwort gleich. Ihm bedeutet es ein Wort, das etwas in prägnanter Kürze zusammenfaßt, namentlich im rechten Augenblicke, oder ein Merkwort. Wir gebrauchen es wohl nur noch in letzterer Bedeutung, namentlich in der Bühnensprache. Wenn Paul meint, daß es vielleicht von dem letzten Worte auf der Seite gesagt sei, welches das erste der folgenden vorwegnimmt, so vermisse ich die Erklärung des Wortes in dieser Bezeichnung. Daß Stichwort von stechen herkommt, zweifelt niemand an: ich habe in einer Schrift des 17. Jahrhunderts (30jähr. Krieg) in der heutigen Bedeutung von Stichwort „Stichelrede" gefunden. Acta Bohemica I. So wird unser Stichwort seinen Namen davon haben, daß der Spielende das letzte Wort gleichsam gegen jemand spricht, damit auf jemand abzielt. Oder sollte der dem Worte Stich — von Stichkarte her — anhaftende Begriff der Wichtigkeit darin stecken? Ditfurth a. a. O., S. 116 und 226.

Katthagen. Wenn Schütte, Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. XIV 3, 209, den ersten Bestandteil auf quat = „böse, schlecht" zurückführt, so glaube ich ihm hierin beitreten zu müssen. Und auch Teetz hat ja der Ableitung nicht widersprochen, XIV, 11, 734. Er möchte nur den in Pommern u.s.w. üblichen Begriff „klein, unansehnlich" darin suchen. Der Wert der Worte ist wechselnd: was klein und unansehnlich, was schlicht ist, wird gar zu leicht schlecht. Aber in dem -hagen steckt doch sicherlich der Begriff Wald (Hain = hagen). Gewiß wird die Kattenstrot in Gütersloh eine ursprünglich aus Katen, Köten, Koten gebildete Straße gewesen sein; die Bewohner waren Kossaten, Kotsassen. Es werden kleine Bauernhütten gewesen sein, um die herum der Acker lag. Der Ausdruck entspricht dem quatgazza im cod. Lauresham. II, 346, 1976 (Weigand, D. W.). In Westfalen kennt man noch jetzt die Kotten, im Harz die Köten oder Käten; z. B. die Behausung

eines Kohlenbrenners nennt man so. Trotz alledem kann aber Kattenhagen, wenn es jetzt auch Straßenname ist, ursprünglich den wilden Wald bezeichnet haben. Ähnliche Benennungen von Straßen finden sich häufig; sie geben uns eine treue Kunde von der einstigen Beschaffenheit des Ortes: so war z. B. die Bongartstraße in Bochum i. W. ursprünglich ein Baumgarten, ein Obstland außerhalb der Stadt, wo einst der Stuhl eines Freigrafengerichts stand. (Darpe, Geschichte der Stadt Bochum, Progr. Gymn., 1888, I, S. 24.) Ähnlich kommt in Frankfurt a. M. vor Am Weingarten (Wingert). Auch Brungert (Pflaumengarten) findet sich als Straßenbezeichnung. So möchte ich auch Kattenhagen anders verstehen als Kattenstrot. Man findet den ersten Bestandteil auch an Orten, wo er mit Kotte, Köte, englisch cot nichts zu thun haben kann, z. B. in Kattenäse im Harz (Eckerthal), einem Felsen, der den Winden sehr ausgesetzt ist und daher böse Nase benannt ist.

Sprechzimmer.

1.

Zu: Sprachpsychologisches aus der Schule (Ztschr. XV, 810).

Zu der Angleichung des vorausgehenden Substantivs an den Kasus des nachfolgenden Relativs bemerke ich folgendes. Durch frühere Erfahrungen im bergischen Lande aufmerksam gemacht, habe ich folgende aus Aufsätzen stammende Sätze meinem Merkbuche einverleibt: „Der Autorität, welcher das Kind zuerst Gehorsam schuldig ist, ist der Vater". „Den Laut, den das Kind zuerst gehört und dann schreiben gelernt hat, wird jetzt in Schreib- und Druckschrift gelesen." Der erste Satz fällt ins holsteinische, der zweite ins lauenburgische Gebiet. Der Provinz Hannover gehört folgender, vielleicht auch hinzuzuziehende Satz eines Aufsatzes an: „... und gerade ihm (Perikles), dem es möglich gewesen wäre, seine Vaterstadt zum Siege zu führen, raffte die Pest dahin". Daß diese Sätze schriftlichen Arbeiten 18- und 19jähriger Zöglinge entstammen, war besonders interessant. Beim näheren Nachforschen wurde kein Einfluß des Plattdeutschen zugegeben, sondern behauptet, so spräche man doch thatsächlich im Umgange. Die Richtigkeit dieser Behauptung bewies bei anderer Gelegenheit die Übersetzung des Satzes: Le Dieu que je sers me défend de verser le sang. (Ploetz-Kares Übungsbuch B 5. Aufl. S. 4.) Es wurde schlankweg von mehreren Schülern ohne jeden Anstoß übersetzt: Dem Gott, dem ich diene, verbietet mir ..., und sogar bei der Wiederholung stellte sich derselbe Fehler ein!

Dazu noch folgende Wahrnehmung: Bei Gelegenheit einer Festfeier sollte kürzlich ein Zögling einen Festgruß vortragen, in dem die Zeilen standen:

Doch euch, die ihr die Hand uns heute reichet,
Sei jetzt des Frohsinns Becher neu kredenzt.

Er sagte fest und ohne Anstoß wiederholt: „Doch ihr, die ihr ...“, und es bedurfte erst der Klarstellung des grammatischen Baues des Satzes, um die Angleichung zu verhindern.

Somit sind die Beobachtungen vom Oberlehrer Karl Schmidt thatsächlich nicht bloß lokaler Natur!

Lüneburg. Seminar-Oberlehrer Dr. **Meisner.**

2.

Zu Immermann.

Es ist wohl noch nicht bekannt, daß der Titel der gegen Platen gerichteten Streitschrift Immermanns: „Der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Cavalier“ nur die Nachbildung eines älteren ist. „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier“ ist ein deutscher erotischer Roman des 18. Jahrhunderts betitelt, dessen erste Ausgabe ins Jahr 1738 fällt.

Solingen. Dr. **Hans Hofmann.**

3.

Grenedes, nählich und Uneren. (Ztschr. XV, 358 flg.)

Grenedes, das a. a. O. für den Feuersalamander erklärt und trotz ziemlicher Unähnlichkeit an franz. grenouille angeschlossen wird, scheint denn doch, wenn man pfälzisch Grenstadt, Grünstadt vergleicht (Autenrieth, Pfälz. Idiotikon S. 56), eher als „Grüneidechse“ aufgefaßt werden zu können. Freilich darf man dabei nicht übersehen, daß der Feuersalamander schwarz und gelb, aber nicht grün ist; muß aber Grenedes wirklich für den Feuersalamander gehalten werden? Um weitere Auskünfte wird gebeten, auch um Angabe des Geschlechts von Grenedes.

Nählich ist uns nicht bloß aus dem Hunsrück in der Bedeutung kraftlos (s. Rottmanns Gedichte, 7. Aufl., 1889, S. 8, 166, 330), sondern auch aus Nassau (Kehrein 290: „es ist mir nählich“) und von der Eifel (Schmitz 228) bekannt. Lexer hat das Wort in der richtig hochdeutschen Form näulich im Deutschen Wörterbuch aus Spee beigebracht, Hildebrand ist darauf im Artikel genaulich zurückgekommen und schließt unserm nählich, näulich die zugehörigen Formen aus dem Mitteldeutschen, Niederdeutschen und Niederländischen an.

Uneren ist ein aus ältester Zeit herstammendes und längst richtig erklärtes Wort; wir brauchen nur auf Weigands Wörterbuch 2[4], 975, Schmeller-Fromm. 1, 116, insbesondere aber auf Schades Altdeutsches

Wörterbuch, 2. Aufl., 1051 flg. zu verweisen. Aus der nächsten Nachbarschaft von Kreuznach bringt das Wort Autenrieths Pfälz. Idiotikon 144; es steht auch in dem lustigen Schwank „Kreiznach is Trump“ von K. Hessel und ist dort in den Worterklärungen richtig zu mhd. untarn gestellt.

Leitmeritz. J. Peters.

4.

Kaum = nur, bloß.

Im Anschlusse an das Wort bereits = fast möchte ich auf eine andere Spracheigentümlichkeit hinweisen, die weniger häufig sein dürfte. Fragt man in hiesiger Gegend nach einer Person, z. B. dem Vater, und ist dieser nicht zu Hause, so kann man zur Antwort erhalten: Er ist kaum in die Stadt gegangen, d. h. er ist nur in die Stadt gegangen und kommt gleich wieder.

Eichstätt. Dr. Heinrich Weber.

5.

Wie spricht man den Namen Borries? Bekanntlich hieß ein hannoverischer Minister so, der in den letzten Jahren der Selbständigkeit Hannovers viel genannt und von nationalgesinnten Leuten nicht eben gerühmt wurde. Man sprach und spricht diesen Namen außerhalb Hannovers meist so, daß man stillschweigend voraussetzt, das e stehe zur Verlängerung des I-Lautes da. Aber das ist unrichtig. Das e ist hörbar, während das i fast zu j wird; der Name lautet Borrjes. Vermutlich ist er eine volkstümliche Verstümmelung von Liborius, dem Namen eines von den Katholiken im nordwestlichen Deutschland besonders verehrten Heiligen, nach dem früher viele Kinder getauft wurden. Liborius ist dann aus einem Eigennamen ein Familienname geworden, das Li fiel, wie das Se in Sebastian, als sich dieser Name in Bastian verwandelte, aus der Endsilbe us wurde es und die Form Borries mit der Aussprache Borrjes blieb. Aus „Antonius“ ist in ähnlicher Weise „Tönnias“ geworden, welche Namensform „Tönnjes“ zu sprechen ist.

Freienwalde a. Oder. Dr. Eduard Schulte.

6.

Speichelleckerei.

Mit Recht hat F. Graz (Ztschr. XIV, 210) sich gegen die gekünstelte Erklärung Schneidewins gewendet. Auch Goethe scheint sich der wörtlichen Auffassung anzuschließen, wenn er im Urfaust (V. 289 flg.) sagt:

Will einer an unserm Speichel sich lezzen,
Den thun wir zu unsrer Rechten sezzen.

Zürich. E. Hoffmann-Krayer.

7.

Der Geiger von Gmünd.

Dieses Gedicht Justinus Kerners ist wie wenige geeignet, zu erkennen, was ein Dichter aus einem an sich ganz unpoetischen Stoffe zu machen vermag. Daß die heilige Cäcilia die Patronin der Musiker ist, weiß ja jedes Kind, und daß sie einem armen Geiger durch ein Wunder ihre Huld erweist, ist ganz natürlich, aber in ihrer Legende findet sich von einem derartigen Wunder keine Spur, und auch in Gmünd weiß man von dieser Sage nichts, wenigstens nicht im Zusammenhang mit der h. Cäcilia. In Gmünd giebt es noch eine Kapelle „zur Herrgottsruhe", am Friedhof 1622 im Übergangsstil von der Gotik zur Renaissance erbaut, und an ein früheres Bild in dieser Kapelle knüpft sich die Sage vom Geiger von Gmünd (vergl. Meier, Sagen S. 44). Aber es ist keine Cäcilienkapelle, und es ist auch nicht bloß „noch ein Stein von ihr da". Aber in der Altertümersammlung des † Kommerzienrats Erhard, jetzt im Gewerbemuseum daselbst, finden sich zwei Votivbilder, darstellend einen Geiger, der vor dem Bilde der hl. Kummernus (St. Wilgefortis) knieend geigt. Diese sonderbare Heilige, von der die Sage berichtet, daß sie, um der Vermählung mit einem heidnischen Prinzen zu entgehen, Gott gebeten habe, sie in abschreckende Mißgestalt zu verwandeln, und daß ihr dann ein Bart gewachsen sei, worauf sie zum Kreuzestod verurteilt wurde, ist auf diesen Bildern als Gekreuzigte mit goldener Krone dargestellt, und auf dem einen der beiden Bilder ist am linken Rand die Geschichte ihres Martyriums angeschrieben, worauf es weiter heißt: — „und starb am Creutz, wer sie anrueffet in seinen Kummernussen, dem hilft sie mit Ihrer grosen fürbitt bei Gott und haist Kumernus, ligt in Holland in einer Kirchen, haist stangberg, wer sie will verEhren, der laß ein Bildnus in eine Kirchen machen, wo sie nicht ist. Es kam ein armes Geigerlein und geiget so lang, biß im das Bild einen guldenen Schueh gab, den nam er und trug in zum Goldschmid zu verkaufen. Der goldschmid sagte, er hat in gestolen, er sprach nein, das gecreutzigte Bild habe ihn gegeben. Mann fienge in und wolt in hinden. Da begerte er widerumb zu dem Bild, so woll er geigen, geb es ihm nit wider den Schuech, so soll man in hinden, er gienge wider zu dem Bild und geigete, das Bild gabe ihm wider den schueh, da last maen ihn frey und ledig noch Hauß gehen. Anno 1678. Renoviert 1767 ex: voto".

Diese Jahreszahl 1678 bezieht sich nicht auf das Ereignis, sondern auf die erste Widmung des Bildes, bei der durch Erzählung eines Beispiels die Wunderkraft der Heiligen bewiesen werden sollte. Der Vorfall knüpft sich also ursprünglich nicht an Gmünd, wie sich auch aus

anderen Bildern der h. Wilgefortis in Belgien und in Prag, sowie in Kirchheim (aus dem Ende des 14. Jh.) ergiebt, wo ebenfalls ein Geiger vor ihrem Bilde kniet, vergl. Detzel, Christl. Ikonographie 2, 677 flg. Von einem der Gmünder Bilder aber muß Kerner, wohl während seiner Wirksamkeit als Arzt in dem benachbarten Welzheim, Kunde erhalten haben. Aber was hat er nun aus dem dürftigen Gegenstand gemacht! Die h. Kummernus konnte er als Dichter nicht brauchen, deswegen hat er sie in die Schutzheilige der Musik verwandelt. Den Vorfall mit dem Geiger aber, der in der Legende an keinen bestimmten Ort geknüpft ist, hat er in das durch seine Goldschmiedekunst altberühmte Gmünd verlegt, und endlich dem Ganzen noch einen weiteren Reiz dadurch verliehen, daß er die ebenso bekannte Lebenslust und Musikfröhlichkeit des Gmünder Völkchens aus der wunderbaren Errettung des armen Geigerleins herleitet. — Wenige, aber tiefgreifende Änderungen an einer an sich höchst unbedeutenden, auf ganz andere Wirkungen berechneten Legende sind vorgenommen worden, und an Stelle einer auf Wunderglauben abzielenden Fabel ist ein reizendes kleines Kunstwerk getreten, das seinerseits geeignet ist, die alte Legende umzustoßen und als die allein echte Wendung der Sage Wurzel zu fassen. Denn so weit die deutsche Zunge klingt, wird man heutzutage in gebildeten Kreisen zwar wohl die Sage vom Geiger von Gmünd und der hl. Cäcilia, aber kaum die Legende von der wunderbaren Hilfe kennen, die die h. Kummernus einem armen Geigerlein gewährt haben soll.

Calw. P. Weizsäcker.

Max Grube, Im Bann der Bühne. Gedichte eines Schauspielers. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1901. 188 S.

Wohl jeder, der mit Interesse die Entwickelung der deutschen Bühne in den letzten Jahrzehnten verfolgt hat, kennt Max Grube als Schauspieler und seine mannigfachen Verdienste um die Hebung der deutschen Schauspielkunst, aber verhältnismäßig nur wenigen wird er in gleicher Weise als Dichter bekannt sein. Die folgenden Zeilen sollen deshalb vornehmlich dem Zwecke dienen zu zeigen, daß Grube nicht nur als ein berufener Priester im Tempel Apolls es meisterhaft versteht, die Gestalten dichterischer Phantasie auf der Bühne in vollendeter Weise zu wahrem Leben zu erwecken, sondern daß ihm die Muse ein schönes echtes Talent in die Wiege gelegt hat, welches ihn befähigte, selbst dichterisch thätig zu sein.

Das uns vorliegende Buch, mit einem wohlgelungenen Bilde geschmückt, das die hohe, geistkündende Stirn, die tiefen, seelenvollen

Augen, die charakteristisch scharf geformte Nase und den energischen Mund Grubes trefflich zum Ausdruck bringt, ist dem Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen „in unauslöschlicher Dankbarkeit" gewidmet, jenem edlen, feinsinnigen Mäcen, dem „Hort und Retter deutscher Kunst", unter dessen Ägide, wie bekannt, „die Meininger" das Banner deutscher Kunst überall siegreich entfalteten.

Äußerst sympathisch berührt uns schon der dem Buche vorangeschickte „Prolog"; zeigt er uns doch, daß trotz aller Begeisterung für seinen Beruf eine edle Bescheidenheit, die sonst gerade nicht zu den Haupttugenden berühmter Schauspieler gehört, unseren Dichter ziert. Er singt:

Gedichte? — Schau' ich es genauer an,
Sag' ich mir selbst: Das ist zu sang- und klanglos.
Nur Reime sind's, die jeder schmieden kann,
Und litterarisch wirklich höchst belanglos.

Und hat das Ding vielleicht ein wenig Wert,
Ist's, weil ihr einen Blick thut in den Krater
Des Feuerberges, wie es zischt und gärt
In diesem Hexenkessel von Theater.

Und wie darüber dennoch zauberschön
Ins klare Blau sich goldne Wolken heben,
Darauf zu lichten, unermessnen Höh'n
Des echten Künstlers Hochgedanken schweben.

Von alledem stell' ich euch Proben dar,
So will ich denn mein Bündelchen entfalten,
Was ich euch zeige, ist zum mind'sten wahr.
Wer Wahrheit will, braucht nicht das Maul zu halten.

Gleich in der nun folgenden ersten Abteilung, betitelt „In der Bühne Zauberbann!", findet sich eine Blütenlese von Gedichten vornehmster, reifster Kunst und echt lyrischen Schwunges. Zumeist sind es Selbstbekenntnisse und Erfahrungen, die der Dichter in seiner langen Bühnenlaufbahn gesammelt hat. So singt er S. 9:

Sah auf Thespis' leichtem Karr'n Kleppergang und Adlerflug,
Gar kuriose Geister, Liebe und Kabale.
Wenig Weise, viele Narr'n, Lust und Leid trank ich genug
Stümper mehr als Meister, Und aus einer Schale.

Kerners Wort: „Poesie ist tiefes Schmerzen, und es kommt das echte Lied einzig aus dem Menschenherzen, das ein tiefes Leid durchglüht" bewahrheitet sich auch hier wieder: in mehr als einem Gedicht läßt uns Grube einen tiefen Blick in das Ringen und Stürmen seiner Seele thun, wie er mit heißem Bemüh'n gesucht, „was rein und echt, was schön und wahr", bis er endlich die freudige, stolze Genugthuung empfand, daß das lautere Gold seines glänzenden Talentes immer herr-

licher und frei von Schlacken zu Tage trat. Wie wahr ist es, wenn er S. 18 ausruft:

Nur wer selber litt und stritt,
Wem das Leben mächtig
Nahm ein Stück vom Herzen mit,
Der wird schaffensmächtig;

Und des Zaubers Meister
Wird nur, wer zu schauen
Wagt in Nacht und Grauen
Auch die bösen Geister!

Eine außerordentlich starke dichterische Ergriffenheit, die beinahe suggestiv auf den Leser wirkt, verrät sich in fast allen seinen Schöpfungen, so z. B. in dem prächtigen Gedicht „Ferien" (S. 26), „Die Schmiere" (S. 31), über das ein Hauch wehmütiger Jugenderinnerung ausgegossen ist, und vor allem in dem „Jubiläum" (S. 35), wo es heißt:

Nun bin ich ein Vierteljahrhundert
Auf schwankenden Brettern gewandelt,
Ich wurde wohl manchmal bewundert,
Und oftermals übel behandelt.

Ich lernte so ziemlich das Lieben,
Doch habe ich leider das Hassen
Weit weniger gründlich getrieben,
Das hab' ich den andern gelassen.

Ich habe mit Herren und Fürsten
An prunkenden Tafeln gesessen,
Ich lernte auch Darben und Dürsten
Und Brot mit der Armut essen.

Oft saß ich auf herrlichem Pferde
Und dünkte mich nahe den Sternen,
Und sauste dann wieder zur Erde
Und mußte Bescheidenheit lernen.

Im Steigen und wieder sich Senken
Verrollte mir also das Leben,
Und soll ich mir's ernstlich bedenken:
„Möcht's doch für kein anderes geben!"

In der nächsten Gruppe „Kollegen" wird uns in plastischer Anschaulichkeit eine Reihe von Schauspielertypen vorgeführt, die wohl einmal den Lebensweg Grubes gekreuzt haben, scharf umrissene, lebensvolle Figuren von Fleisch und Blut, die uns wie Holzschnitte anmuten. Als besonders charakteristisch in dieser Art sei erwähnt (S. 46): „Die Naive":

Der Blick so licht
Und halb erschrocken,
Kindergesicht
In goldnen Locken.

O wer das thut
Ist zu beneiden.
Der hat es gut,
Den mag ich leiden.

Das Haupt gesenkt,
So süß vergessen.
Was sie wohl denkt?
Wer kann's ermessen?

Schwer wiegt der Preis
Meiner Toiletten,
Sie brennen heiß
Die bunten Ketten.

Was sie wohl denkt?
— Ich kann's euch sagen:
Wer mir wohl schenkt
Den Sealskinkragen?

Wen schiert's, wie sehr
Ich mich versündigt?
— Thu' ich's nicht mehr,
Werd' ich gekündigt!

Daß unter dem bunten Theaterflitter sich oft erschreckliches Elend und Schmutz birgt, lehrt auch das Gedicht: „Die Statistin" (S. 49),

in dem ein unsere Seele tief ergreifender Gedanke nicht in breiten abstrakten Reflexionen oder gekünstelten Versen, sondern in prägnanter Anschaulichkeit und Kürze meisterhaft zum Ausdruck kommt.

Ein wie scharfer Beobachter und geistvoller Menschenkenner Max Grube ist, zeigt sich an vielen Stellen, so z. B. in dem köstlichen Gedichte: „Der Geschickte" (S. 57), einem wahren Kabinettsstückchen witzigster Satire. Hier wird einer jener aalglatten Streber, wie sie naturgemäß auch auf den Brettern, die die Welt bedeuten, anzutreffen sind, in geistvoller Weise an den Pranger gestellt und mit bitterer Ironie von ihm gesagt:

Ist einer galanter,
Charmanter,
Pikanter?
Nein! Nein!
Er muß ein vortrefflicher Schauspieler sein!

Sehen wir schon hier, daß unser Dichter mit viel Geschick auch die blutige Geißel der Satire zu schwingen versteht, so erkennen wir dies noch deutlicher aus dem Gedichte: „Das Kunstgeschäft" (S. 72), in dem gewisse moderne Theaterdirektoren gebrandmarkt werden, denen nicht bloß die Wissenschaft, sondern auch die Kunst, die hohe, die himmlische Göttin, nur eine tüchtige Kuh ist, die sie mit Butter versorgt. Ein solcher Jünger Thaliens ruft aus:

Ich bin ein Feind der Vorurteile,
Mir macht man keinen blauen Dunst,
Besonders schafft mir Langeweile
Dies ewige Geschrei von „Kunst".
Kunst ist von Können abgeleitet,
Ich nenne Künstler einen Mann,
Der wacker seinen Beutel weitet,
So weit er ihn nur dehnen kann.

Die Kunst versteh' ich auszuüben,
Ein jedes Ding hat seinen Preis:
Gold und Demanten, Kraut und Rüben,
Wenn man's nur anzubringen weiß.
Ich pack' das Ding beim rechten Wickel,
Auch Menschen steh'n genug zu Kauf;
Mit diesem gangbaren Artikel
Mach' ich jetzt ein Theater auf.

Und zum Schluß heißt es:

Die Leute wollen was zu lachen,
Pikante Saucen sind beliebt,
Nur damit ist noch was zu machen,
Man wär' ein Narr, wenn man's nicht giebt.
Ob einige die Nase rümpfen,
Mein Genre, weiß ich doch, gefällt,
Und ob auch ein paar Blätter schimpfen,
Ich mache Geld, ich mache Geld!

Derselbe Gedanke spiegelt sich überdies auf S. 108 wider, wo wir lesen:

Theater wär' ein herrlich Ding,
Wenn nicht mit einem Eisenring
Das leidige Geschäft dran hing'!

Die Gedichte der dritten Gruppe, betitelt „Die Tragödie", tragen im großen und ganzen einen pessimistischen Charakter. Auch hier stimmt der Dichter Töne an, welche in unserer Seele einen wunderbaren Widerhall wecken, auch hier gelingt es ihm, mit reifer Kraft die volle Harmonie zwischen Gedankeninhalt und äußerer Form zu erreichen. Unseres lebhaften Beifalls erfreuen sich hier die Gedichte: „Geßler" (S. 79), „Kunstmarkt" (S. 87) und „Warum?" (S. 89), von denen man letzteres wohl als das schauspielerische Glaubensbekenntnis Grubes bezeichnen darf. Unser besonderes Interesse in dieser Abteilung verdient endlich noch das Gedicht: „Vision" (S. 81), eine formvollendete, in glanzvoller Sprache durchgeführte Schöpfung, die uns den ernsten, kunstbegeisterten Mimen darstellt, wie er in rastloser Arbeit darnach ringt, den vollen Gehalt, das „tiefste Wesen" solch problematischer Naturen wie Hamlet ganz zu erfassen.

Auch über die Gedichte der nächsten Gruppe, „Der letzte Akt" überschrieben, ist eine düstere Wolke pessimistisch-schmerzlicher Resignation gebreitet, die nur bisweilen siegreich von der Sonne eines, wenn auch bitteren Humors durchbrochen wird; vergleiche in diesem Sinne besonders das Gedicht: „Letzte Ehre" (S. 103).

Daß echtes Schauspielerblut in Grubes Adern rollt und er sich dessen wohl bewußt ist, verrät das erste Gedicht dieser Abteilung, welches mit den Worten schließt:

Doch bis zum letzten Atemzuge
Will ich die Luft der Bühne trinken,
Und dann, wie von des Rosses Buge,
Der todeswunde Streiter sinken.

Die drei folgenden Gruppen: „Anmerkungen für die Regie", „Anmerkungen für den Darsteller" und „Heikles Thema" (S. 105—121) bringen eine Fülle geistvollster Aphorismen, scharfe Gedankensplitter, von denen jeder verdiente abgedruckt zu werden. Einige Proben müssen genügen:

Wer herrschen will im Bühnenstaat,
Der sei vor allem Diplomat.
Doch hab' er solche Handschuh' an,
Daß er auch in ein Wespennest greifen kann.

*

Was Fliegen scheint, ist oft nur Flattern,
Grün ist der Lorbeer und der Kohl.
Nicht überall, wo Gänse schnattern,
Erhebt sich auch ein Kapitol.

*

Weibliche Hamlets.

Ein Weib als Hamlet und kein Mann?
Mit Freuden sag' ich ja.
Und nur um eines bitt' ich dann:
Einen Mann als Ophelia.

Schauspieler sind wie die Kleinen,
Wechseln in einer Stund'
Zehnmal mit Lachen und Weinen,
Neunmal davon ohne Grund.

*

Es ist auf der Theaterbahn
Mit dem Talent nicht abgethan,
Du mußt zu allen deinen Gaben
Auch etwas wie Charakter haben.

*

Das Überbrettl.

Die Bretter haben sie jetzt über
Und preisen laut das Überbrett,
Als ob man je durch Nasenstüber
Schon eine Schlacht gewonnen hätt'!

Die folgenden Serien: „Von meinem Privattheater" und „Knittelverse" sind nicht minder interessant als die vorausgehenden: die Gedichte sind der Niederschlag reichster Lebenserfahrungen auf dem Gebiete des Theaterwesens. Die satirische Ader Grubes, sein schlagender Witz und köstlicher Sarkasmus kommen begreiflicherweise in den „Knittelversen" zu besonders drastischem Ausdruck, mag es nun „Der Regisseur. Eine traurige Dichtung" (S. 147) sein, die mit den Worten schließt:

O Leser! Hast du einen Sohn,
So warne ihn bei Zeiten schon,
Lies ihm, es sei dir Vaterpflicht,
Oft dies abschreckende Gedicht.

O laß ihn, was er will auf Erden,
Doch Regisseur nur niemals werden!
Das ist der Weisheit letzter Schluß!
Erschauernd schweigt mein Pegasus.

oder mag „Die Kunst, gerufen zu werden" (S. 154), „Der Theaterzettel" (S. 160) oder „Das Freibillet" (S. 167) den Gegenstand unserer Lektüre bilden: überall gilt das Wort Ex ungue leonem!

Den Abschluß des ganzen Buches macht ein sehr originelles Gedicht, betitelt „Letzter Wille"; da es einerseits charakteristisch ist für die ganze Geistesrichtung und das ideale Streben Grubes, anderseits von hoher Formvollendung und künstlerischer Abrundung Zeugnis ablegt, sei es nachstehend mitgeteilt:

Einmal wirst du ja auch mir erscheinen,
Als ein äußerst unwillkomm'ner Gast,
Dürrer Kerl mit deinen Klapperbeinen,
Grade wenn es mir am mind'sten paßt.

Darum will ich keine Zeit verlieren,
Und bevor mir's auf die Nägel brennt,
Und bevor mir's geht an Herz und Nieren,
Mach' ich noch ein christlich Testament.

Zwar ich habe, kommt es einst zum Sterben,
Nichts von dem, was alle Welt begehrt,
Einen Schatz nur laß ich meinen Erben,
Und der hat nur idealen Wert.

Meine Liebe kann ich keinem lassen,
Gab sie Einer nur ein einzigmal,
Doch ich hab' an ehrlich gutem H a s s e n
Aufgehäuft ein reiches Kapital.

Haß auf jene nicht, die mich bestritten,
War ja selbst ein froher Kampfgesell,
Hab' auch viel von ihnen nicht gelitten,
Denn es gab mir Gott ein dickes Fell,

Auch nicht Haß auf jene stumpfen Seelen,
Denen Schönheit ein verschlossen Buch,
Laßt sie weiter sich im Staube quälen —
Blindgeborensein ist ärgster Fluch,

Aber Haß auf alle Volksverblender,
Die die Kunst verzerrt zu Künstelei'n,
Auf die Wucherer und Tempelschänder,
Die den Wunderbau der Kunst entweih'n.

Die mit ihren stinkenden Reklamen
Den Altar des Heiligsten umdampft,
Die zur hehren Hippokrene kamen,
Wie der Ochse zu der Tränke stampft.

Ausgelöscht sei ewig ihr Gedächtnis
Und verlacht ihr würdeloses Thun!
Peitscht sie aus dem Tempel! Mein Vermächtnis
Sei euch dies — dann will ich selig ruh'n!

Sapienti sat! Wir hoffen, durch vorstehende Anzeige recht viele, die Geschmack an guter, gesunder Lyrik finden, zur Lektüre der Grubeschen Gedichte angeregt zu haben und sind überzeugt, daß jeder, der mit

offenem Auge und empfänglichem Herzen dem Dichter auf seinen Bahnen folgt, mit dem Gefühl tiefster Befriedigung und hohen Genusses das Buch nach beendeter Lektüre aus der Hand legen wird.

Dresden. Dr. Woldemar Schwarze.

Dr. Hermann Schiller, Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Vierter Band: Geschichte der Neuzeit. Berlin und Stuttgart, Spemann, 1901. 971 S., dazu 19 S. Quellensammlung, Register (S. 20—54) und 3 Karten.

Der 4. und letzte Band von Schillers Weltgeschichte, der mit 1789 beginnt, schließt mit dem Jahre 1900 ab. Mit Befriedigung und Freude begrüßen wir die Thatsache, daß es dem inzwischen verstorbenen Verfasser vergönnt gewesen ist, das große Werk zu dem planmäßig gesetzten Ende zu führen, ehe er von seiner Arbeit zu einem höheren Dasein abgerufen wurde. Und mit Freude erfüllt die Kritik auch die schöne Pflicht, dem Verfasser für die stattliche Gabe seines Fleißes ein herzliches Dankeswort in die Ewigkeit nachzurufen. Anderseits darf eine gewissenhafte Kritik ihr Urteil auch durch den „mächtigen Vermittler" Tod nicht bestechen lassen, und sie darf sich überzeugt halten, damit auch im Sinne des Verstorbenen zu handeln. Weist er doch selbst in seiner Vorbemerkung zu diesem 4. Bande darauf hin, daß die Einzelforschung bei der Fülle der hier behandelten weltgeschichtlich wichtigen Thatsachen „in keinem früheren Bande noch so wenig kritisch vertieft und abgeschlossen" ist. Da „noch der größte Teil der Quellen verschlossen" bleibt, ist der Subjektivität bei der Darstellung der neuesten Geschichte ein besonders großer Spielraum und Einfluß eröffnet. Dem Wunsche, dieser Gefahr möglichst weit aus dem Wege zu gehen, ist es vielleicht zuzuschreiben, daß, wie es uns scheinen will, in diesem Bande der wirklich eigene Anteil Schillers an der Darstellung noch bescheidener hinter seine Quellen zurücktritt als in den vorangegangenen Teilen des Werkes. Denn zahlreich sind die Werke, denen Schiller hier in ausgedehnten Partien seines Buches sehr treu und fast wörtlich — oft wirklich wörtlich — gefolgt ist. Am stärksten ist wohl die „Histoire générale" von Lavisse u. Rambaud benutzt, für die Revolutionszeit bis 1795 Heinrich von Sybels Geschichte dieser Zeit in 5 Bänden, später Kämmels „Deutsche Geschichte", Sybels Werk über die Begründung des Deutschen Reiches, für die letzte Periode Werner Sombart, „Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert", Bruno Gebhardt, „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert"; für die Kulturgeschichte besonders Bücher wie Karl von Hases „Geschichte der protestantischen und

der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert", ferner die im Bondischen Verlag erschienenen gediegenen Werke von Theobald Ziegler „Die geistigen und socialen Strömungen des 19. Jahrhunderts" und von Richard M. Meyer „Die deutsche Litteratur im 19. Jahrhundert". So trefflich aber auch alle diese Werke sind, bei ihrer so reichlichen und oft wörtlichen Benutzung konnte die Gefahr nicht ganz vermieden werden, daß gerade der Vorzug dieser Weltgeschichte stark beeinträchtigt wurde, den die Einleitung in den Worten aussprach: „Die gleichmäßige Verarbeitung dieses Materials und die einheitliche Gestaltung der daraus gewonnenen Erkenntnis wird aber eher gewährleistet sein, wenn die Aufgabe in eine Hand gelegt wird". Was aber die Art und Weise der Benutzung anderer Werke angeht, so fragt man sich oft nicht mit Unrecht, ob es nicht besser gewesen wäre, einfach wörtlich zu citieren, als große Stücke aus anderen Büchern mit unwesentlichen Veränderungen zu entlehnen, eine Methode, die besonders auffällig ist bei der Benutzung von Kämmels „Deutscher Geschichte". Der Bericht über die Schlacht von Jena z. B. lautet bei Kämmel (S. 1038) in seinem Kernstück wie folgt:

„. . . Dazu wurde der Herzog von Braunschweig von einer Flintenkugel, die ihm beide Augen wegnahm, tödlich verwundet. Seitdem ging jede Einheit der Leitung verloren, jeder General that und ließ, was er wollte . . . So nahmen zwei Fünftel des Hauptheeres gar keinen Teil am Kampfe. Da begannen gegen 3 Uhr nachmittags die Bataillone des rechten preußischen Flügels, die sich meist verschossen hatten, zu weichen, das Eintreffen der Division Oranien konnte hier die Schlacht nicht wieder herstellen, und endlich gab auch Scharnhorst den Befehl zum Rückzuge. Der sonst so ruhige Mann war rasend vor Zorn. Und doch war die Schlacht noch keineswegs endgültig verloren. Zwar hatten die Preußen furchtbar gelitten, waren doch 47 Offiziere tot, 221 verwundet, der beste Beweis ihrer Tapferkeit, allein auch die Franzosen hatten 7000 Mann eingebüßt, fast ein Viertel ihrer Stärke, und fühlten sich ganz außerstande zu verfolgen. Doch der König wollte weder den Kampf erneuern, wie Blücher riet, noch links nach der Unstrut hinabbiegen, sondern befahl das Unglücklichste, den Rückzug auf Weimar".

Schiller (S. 230) schreibt dafür so: „. . . Zu allem Unglück verlor der Herzog von Braunschweig durch eine Flintenkugel beide Augen und wurde tödlich verwundet; damit ging alle Einheit der Leitung verloren, und jeder General machte nun, was ihm gut schien. So kam es, daß zwei Fünftel des Hauptheeres gar nicht in den Kampf kamen. Gegen 3 Uhr mittags begann der preußische rechte Flügel, der keine Munition mehr hatte, zu weichen, und endlich gab auch Scharnhorst das Zeichen zum Rückzug. Doch war die Schlacht, trotz der großen Verluste

der Preußen, noch nicht endgültig verloren; denn auch die Franzosen hatten fast ein Viertel ihrer Truppen eingebüßt und waren nicht imstande, den Gegner zu verfolgen. Der König wollte aber weder den Kampf erneuern, wie Blücher riet, noch nach der Unstrut abbiegen, sondern gab den unglückseligsten Befehl, nach Weimar zurückzugehen".

In dieser Weise könnte man viele, viele Seiten der beiden Bücher nebeneinandersetzen. Und wenn nur die vorgenommenen Abänderungen immer auch Verbesserungen wären!

Mehrfach aber sind dadurch nur Unrichtigkeiten oder doch Unklarheiten entstanden. S. 233, 2. Absatz, Z. 9 sagt Schiller, Napoleon habe im Januar 1807 Winterquartiere „vom Narew bis zum Kurischen Haff" genommen; bei Kämmel S. 1044, Z. 6 v. u. steht richtig „bis zum Frischen Haff". Hätte Napoleons Heer schon am Kurischen Haff gestanden, so hätte nicht Ney mit dem linken Flügel auf Königsberg vorgehen und von Bennigsen am 25. Januar bis nach Mohrungen zurückgedrängt werden können, wie auch Schiller, Kämmel folgend, weiter berichtet.

Vom Anfang April 1807 erzählt Schiller (S. 234 o.), daß die preußischen Rüstungen „mit Blüchers Hilfe" betrieben worden seien, nachdem er zuletzt vorher von Blücher gesagt hat (S. 232), daß er durch die Kapitulation von Ratkau französischer Gefangener wurde. Wie konnte er dann bei den Rüstungen helfen? Schiller übergeht, daß Blücher inzwischen (27. Februar) ausgewechselt worden war, was Kämmel, aus dem er entlehnt, aber berichtet (S. 1045—46).

S. 241, Z. 1 spricht Schiller von der Provinz Sachsen, die es damals — 1808 — noch gar nicht gab; bei Kämmel, S. 1056, Z. 21 steht da richtig „Schlesien".

Den zweiten Tag der Schlacht von Aspern verlegt Schiller (S. 266) auf den 23. Mai, für den ersten nennt er gar kein Datum. Die Schlacht fand aber am 21. und 22. Mai statt, wie Kämmel S. 1062 und 1063 richtig angiebt. Im übrigen ist Schillers Erzählung der Kämmelschen auch hier so entlehnt wie bei der Schlacht von Jena.

S. 274, Z. 22 v. o. heißt es: „die Parteien" nahmen zur Gründung geheimer Bünde ihre Zuflucht; natürlich muß es heißen: „die Patrioten", vergl. Kämmel S. 1072, Z. 5 v. u.

S. 294, Textzeile 5 v. u. steht fälschlich „(13. Februar)" statt (23. Februar), vergl. Kämmel S. 1083, Z. 6.

Unverständlich ist, warum Schiller, nachdem er (S. 300) die Verwundung Th. Körners bei Kitzen berichtet hat, den Tod des Dichters bei Gadebusch nicht erwähnt, soudern den hierauf bezüglichen Satz Kämmels zwischen zwei anderen, die er entlehnt, recht absichtlich überspringt. (Vergl. Kämmel S. 1090 und Schiller S. 303.)

Doch wir wollen uns nicht in Kleinigkeiten versenken und diese wenigen Proben genügen lassen als Beispiele dafür, wie manche Einzelheit noch der Erörterung wert wäre, wenn es eine genaue Prüfung Seite um Seite gälte. Nur eine wichtigere Sache sei noch erwähnt: Die Darstellung der Zolleinigung in Deutschland (S. 486) ist insofern ungenügend, als der am 14. Januar 1828 gestiftete Süddeutsche Zollverein gar nicht erwähnt ist, ebensowenig die Schaffung eines einheitlichen Verkehrsgebietes, das den größeren Teil Deutschlands umfaßte, durch den Deutschen Zollverein vom 1. Januar 1834. Das aber sind gerade die wichtigsten Schritte auf diesem Gebiete gewesen.

Das Urteil über den 4. Band von Schillers Weltgeschichte kann in Anbetracht der großen, zum Teil unüberwindbaren Schwierigkeiten, auf die der Verfasser in der Vorbemerkung mit Recht hinweist, nur anerkennend lauten. Ist auch vieles in dem Buche im Grunde genommen fremdes Gut, so ist es der sichtenden und ordnenden Hand des verstorbenen Gelehrten doch gelungen, ein tüchtiges, klares und in den Hauptsachen auch einheitliches Bild der Neuzeit im engeren Sinne zu entwerfen. Sollte man ein Gesamturteil über das ganze vierbändige Werk aussprechen, so dürfte es ungefähr in dieselben Worte gefaßt und dabei dem emsigen Fleiß des Verfassers noch ein besonders ehrendes Zeugnis ausgestellt werden. Nicht verschweigen wollen wir indes, daß es uns scheinen will, als sei der Zweck, der dem Verfasser bei seinem Unternehmen vorschwebte, nicht ganz erreicht worden, als sei ihm die Arbeit durch die wuchtige Fülle des Stoffes im Verlaufe des Schaffens mehr, als anfangs beabsichtigt war, in die Breite geflossen und sein Werk in allzu großer Entfernung von den Zwecken des Schulbuches und den Bedürfnissen des gebildeten Laien den großen Weltgeschichten, deren wir genug haben, zu nahe gerückt. Die deutsche Gelehrten-Gründlichkeit und die Liebe des Fachmannes zu seinem schönen und interessanten Stoffe scheinen uns auch diesmal die Erreichung des wünschenswerteren Zieles einer weisen Beschränkung ausgeschlossen zu haben. Für dieses Ziel war bisher der zweibändige Weber der beste Wegweiser; leider wächst auch dieser bei seiner im Erscheinen begriffenen Neu-Ausgabe auf vier Bände an und wird ein ganz anderes Buch.

Eine besondere dankbare Anerkennung verdient die als Ergänzung beigegebene, etwa 80 Seiten umfassende „Vergleichende (Synchronistische) Übersicht der Hauptthatsachen der Weltgeschichte", eine Arbeit, die in dieser Ausführlichkeit und Fortführung bis zum Jahre 1900 bisher noch nicht vorhanden war.

Dresden. Dr. **Baffenge.**

Zeitschriften.

Monatschrift für höhere Schulen. 1. Jahrgang. 2. Heft. Februar. Inhalt: Die Einwirkung der Lehrpläne von 1892 auf die Frequenzbewegung der Gymnasien. Von Oberlehrer D. Mälber in Hildesheim. — Wie kann das Realgymnasium tiefer in das Verständnis des klassischen Altertums einführen und zu geschichtlichem Denken erziehen? Von Realgymnasialdirektor Prof. G. Lambeck in Barmen. — Das Gymnasium und der französische Unterricht. Von Gymnasialdirektor Dr. F. Paetzold in Brieg. — Die Geschichte des ersten preußischen Schulgesetzentwurfs. Von Oberlehrer Dr. A. Heubaum in Berlin. — Zur Beurteilung der Schülerleistung. Von Provinzial-Schulrat Dr. E. Meyer in Coblenz.

—— 3. Heft. März. Inhalt: Die Geschichte des ersten preußischen Schulgesetzentwurfs. Von Oberlehrer Dr. A. Heubaum in Berlin. — Die Bildungswirren der Gegenwart (Weißenfels). Von Geh. Hofrat Prof. Dr. R. Eucken in Jena.

—— 4. und 5. Heft. April—Mai. Inhalt: Die Geschichte des ersten preußischen Schulgesetzentwurfs. Von Oberlehrer Dr. A. Heubaum in Berlin. — Reiseeindrücke bei einem Besuche höherer Schulen in Österreich. Von Oberlehrer Prof. F. Moldenhauer in Köln. — Zur Reform der philosophischen Propädeutik von Oberlehrer Prof. Dr. P. Geyer in Dortmund. — Die philosophische Propädeutik als Unterrichtsfach in der Prima unserer höheren Schulen. Von Prof. Dr. J. Rehmke an der Universität Greifswald. — Eine beachtenswerte Grillparzer-Biographie. Besprochen von Geh. Reg.-Rat Dr. A. Matthias in Berlin.

—— 6. Heft. Juni. Inhalt: Die Geschichte des ersten preußischen Schulgesetzentwurfs. Von Oberlehrer Dr. A. Heubaum in Berlin. — Die Entwickelung der deutschen höheren Schule in Tsingtau im Kiautschougebiet. Von Geh. Reg.-Rat Dr. A. Matthias in Berlin. — Zur Reform der philosophischen Propädeutik. Von Oberlehrer Prof. Dr. P. Geyer in Dortmund. — Die Reformbewegung im Betrieb der lebenden Sprachen auf unseren höheren Schulen. Von Oberlehrer H. Gerschmann.

—— 7. Heft. Juli. Inhalt: Die Reformbewegung im Betrieb der lebenden Sprachen auf unseren höheren Schulen. Von Oberlehrer H. Gerschmann. — Zur Reform der philosophischen Propädeutik. Von Oberlehrer Dr. P. Geyer in Dortmund. — Zur Programmfrage. Von Oberlehrer Prof. F. Pietzker in Nordhausen.

—— 8. und 9. Heft. August—September. Inhalt: Wie ist die einheitliche deutsche Rechtschreibung zustande gekommen? Von Direktor Dr. K. Duden in Hersfeld. — Gymnasium und Biologie. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. J. Reinke an der Universität Kiel. — Zur Abwehr gegen überhumanistische Regungen. Von Oberlehrer Dr. F. Marcks in Köln. — Ebenfalls zur Abwehr gegen überhumanistische Regungen. Von Oberlehrer Dr. J. Kreutzer in Köln. — Der Bestand der Reformschulen am 1. Juni 1902. Von Oberlehrer Prof. Dr. L. Viereck in Braunschweig. — Der Plan des Reformgymnasiums. Was verspricht er? Und was droht er? Von Geh. Reg.-Rat Direktor Dr. K. Reinhardt in Frankfurt a. M. — Über Stiftungen, Hilfs- und Versicherungskassen für die Hinterbliebenen der Lehrer an höheren Lehranstalten. Von Oberlehrer Prof. Dr. R. Busse in Berlin.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 13. Jahrgang. 10. Heft. Inhalt: Berechtigungen der württembergischen Realanstalten. Von Rektor Mayer-Cannstatt. — Grenoble und seine Ferienkurse. Von Robert Philippsthal.

—— 11. Heft. Inhalt: Über Individualisieren. Von Falk. — Religion, Moral und Schule. Von Liebermann.

Der Deutsche Schulmann. 5. Jahrgang, 1902. Heft 6. Inhalt: Die Konzentrationsidee. Von G. Roth in Koschmin (Posen). (Schluß.)

—— Heft 7. Inhalt: Das sittliche Handeln als oberstes Erziehungs- und Unterrichtsziel. Von H. Wigge. — Die Ermüdung der Schüler in neuem Licht. Von Dr. med. Baur.

—— Heft 8. Inhalt: Die Ermüdung der Schüler in neuem Licht. Von Dr. med. Baur. (Schluß.) — Die Erziehung unserer Schulneulinge zum Wissen. Von Lehrer F. W. Vogel in Annaburg i. S.

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band X, Heft 3 der neuen Folge. Inhalt: Herberich, G., Die Berechtigung der höheren Schulen in Preußen. — Herberich, G., Aus den neuen preußischen Lehrplänen. — Speidel, Th., Die neusprachliche Methode an der Mädchenrealschule in Sankt Gallen. — Seibl, A., Wie soll ich es machen? — Bericht über die II. Hauptversammlung des Bayerischen Neuphilologen-Verbandes in Nürnberg vom 3.—5. April 1902.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1902. Heft 7. Inhalt: Der fremdsprachliche Unterricht an den Lehrerbildungsanstalten.

Neu erschienene Bücher.

Dr. Rob. Petsch, Die Makkabäer von Otto Ludwig. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 95 S.

Dr. Max Laux und Johannes Boock, Die Erziehung des Deutschen zum Staatsbürger. Berlin, Horn u. Raasch, 1902. 54 S.

Fr. Wienstein, Friedr. Wilh. Dörpfeld. Sein Leben und seine Schriften. Halle a. S., Herm. Schroedel, 1902. 80 S.

Adelbert Schiel, Ignaz von Felbiger und Ferdinand Kindermann. Ihr Leben und ihre Schriften. I. und II. Teil. Halle a. S., Herm. Schroedel, 1902.

Otto Liebmann, Gedanken und Thatsachen. 2. Band, 3. Heft. Straßburg, Karl J. Trübner, 1902. 362 S.

H. Werneke, Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes. Essen, Baedeker, 1902. 42 S.

F. Gansberg, Schaffensfreude. Ein Weg zur Belebung des ersten Unterrichts. Leipzig, Th. Hofmann, 1902. 124 S.

Burkhardt, Laaß und Schrader, Deutsche Fibel mit phonetischem Aufbau. Ausg. A für Mittelschulen und höhere Schulen. Ausg. B für Volksschulen. Leipzig, Th. Hofmann, 1902.

Ludwig Sevin, Goethes ältere Zeitgenossen. Karlsruhe, J. J. Reiff, 1902. 112 S.

O. Lehmann und K. Dorenwell, Deutsches Sprach- und Übungsbuch. 1. Heft: Sexta, 91 S.; 2. Heft: Quinta, 100 S. Berlin SW., Carl Meyer, 1902.

Dr. jur. Leopold Banke, Die sogenannte unwahre Thatsache. Berlin W., R. Hoffmann, 1902. 71 S.

Rud. Peters, Die Braut von Messina. Leipzig, H. Bredt, 1902. 155 S.
Dr. H. Weimer, Geschichte der Pädagogik. Leipzig, Göschen, 1902. 168 S.
Karl Haehnel, Übersicht der deutschen Litteraturgeschichte. 3. verb. Aufl. Wien, Manzsche Universitätsbuchhandlung, 1902. 98 S.
Dr. Bernh. Schulz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. I. Teil, 1. Abteilung. Für die unteren Klassen. 12. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1902. 487 S.
R. Günther, Neuhochdeutsche Sprachlehre. Leipzig, Dürr, 1902. 130 S. Preis 1 M. 50 Pf.
Lessings Nathan der Weise with introduction by Tobias J. C. Diekhoff. New York, American Book Company. 368 S.
Joh. Meyer, Kleines deutsches Sprachbuch. Ausg. A. 3. Aufl. Berlin SW., Carl Meyer, 1902. 128 S. Preis 60 Pf.
Heinr. von Kleist, Michael Kohlhaas. Kritische Ausgabe von Prof. Dr. Eugen Wolff. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 150 S.
Dr. Rich. Zimmermann, Wagners Tannhäuser. Künstlerleben und Volkssage. Lübeck, Max Schmidt, 1902. 24 S.
Frick und Polack, Epische und lyrische Dichtungen, erläutert für die Oberklassen der höheren Schulen. 2. Abteilung: Lyrische Dichtungen. 3. Aufl. Leipzig, Th. Hofmann, 1902. 575 S.
Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. 1. Teil. 12. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1901. 542 S.
Goethe-Jahrbuch. 23. Band. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening, 1902.
Joh. Meyer, Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung. Ausg. B in zwei Heften. Berlin SW., Carl Meyer, 1902.
J. Stoffel, Der deutsche Sprachunterricht in der Volks- und Mittelschule. 2. Teil: Mittel- und Oberstufe. 3. Aufl. Breslau, Ferd. Hirt, 1902. 360 S.
Hugo Oswald, Sprechendes Leuchten. Berlin, Schuster u. Loeffler, 1902. 96 S.
Dr. E. von Sallwürk, Haus, Welt und Schule. Wiesbaden, Otto Nemnich, 1902. 124 S.
Dr. Kurt Warmuth, Wissen und Glauben bei Pascal. 2. Teil. Sonderabdruck aus dem Archiv für Geschichte der Philosophie. XV. Band, 4. Heft. Berlin, Georg Reimer, 1902.
Prof. Fried. Vollmer, Das Nibelungenlied. 2. Aufl., bearb. von Lic. Hans Vollmer. Leipzig, Heinr. Bredt, 1902. 153 S.
Dr. Carl Schüddekopf, Justus Möser, Über die deutsche Sprache und Litteratur (1781). Berlin W., B. Behr, 1902. 31 S.
Erich Schmidt, Joh. Rich. Reinh. Lenz. Berlin W., B. Behr, 1902. 35 S.
Dr. Hartwig Jeß, August Friedrich Ernst Langbein und seine Verserzählungen. Berlin, Alex. Dunker, 1902. 181 S.
Prof. Dr. O. Weise, Musterbeispiele zur deutschen Stillehre. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 29 S.
Prof. Dr. M. Erdmann, Verhandlungen der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 210 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42 I.

Alice Freiin von Gaudy.

Von Lic. theol. Dr. phil. **Kurt Warmuth** in Dresden.

Alice Freiin von Gaudy wurde am 10. März 1863 zu Berlin geboren. Ihr Vater, der dort als Oberstleutnant beim Kaiser-Franz-Garderegiment stand, war ein über zwanzig Jahre jüngerer Stiefbruder des bekannten Novellendichters und Humoristen Franz Freiherrn von Gaudy. Ebenso wie dieser besaß er dichterische Begabung und zeichnete sich namentlich durch ein überraschendes Sprachtalent aus: er beherrschte vollkommen gewandt sieben fremde Idiome. Von ihm hat Alice jedoch geistigen Einfluß nicht erfahren, er fiel bereits 1866 im böhmischen Kriege. Um so mehr machte sich die Leitung der feingebildeten, gemütstiefen, für alles Schöne empfänglichen Mutter geltend. Die sehr junge Witwe zog 1871 mit ihren drei Kindern nach Posen, wo Alice ihren ersten Schulunterricht genoß. Hier blieb sie bis zum Herbst 1876, ohne sich aber je in der Schule recht wohl zu fühlen. Denn es war ihr unmöglich, die Aufmerksamkeit nachhaltig auf Gegenstände zu richten, welche ihre Phantasie nicht anregten; nur Religion, Geschichte und Sprachen konnten sie dauernd fesseln.

Mit dem Dichten hat sie früh begonnen. Sobald sie schreiben konnte, füllte sie ihr Notizbuch mit Versen an, Nachdichtungen von Märchen und Rittergeschichten, zum Teil auch biblischer Stoffe. Ihre Phantasie bevölkerte sich mit den Gestalten der Sage und Geschichte. Schon regten sich die ersten Anzeichen selbständiger Auffassung und Schaffenskraft. Als Zehnjährige verfaßte sie ein Gedicht, „Urteil des Paris". Trotz klappernder Reime verrät es bereits eine merkwürdige Sicherheit des Rhythmus und Anschaulichkeit der Darstellung. Alice las und lernte damals mit Feuereifer Schillers Gedichte. War sie auch weit davon entfernt, ihren Gedankeninhalt zu begreifen, so wirkten doch Stoff und Form unbewußt auf sie ein. In die Posener Schuljahre fallen auch ihre ersten Sommerreisen nach den ihrer Mutter notwendigen Badeorten, Cudowa, Landeck, Karlsbad und köstliche Erholungstage auf den Gütern der schlesischen Verwandten. Den tiefsten Eindruck auf das junge Gemüt machte die Fahrt nach Karlsbad durch das romantische Elbthal, ein kurzer Aufenthalt in Dresden mit Besuch der Gemälde-

galerie und eine Besichtigung von Prag. Die altertümliche Stadt mit ihrer damals noch halb unter die Erde gesunkenen Synagoge, ihrem merkwürdigen Judenfriedhof, ihrem malerischen Hradschin voll Denkwürdigkeiten aus dem Dreißigjährigen Kriege und Erinnerungen an die von unserer Dichterin begeistert verehrte Maria Theresia wirkte mächtig auf die Phantasie der jugendlichen Besucherin.

Im Jahre 1876 kam Alice in die unter dem Protektorate der Kronprinzessin, späteren Kaiserin Friedrich stehende königliche Luisenstiftung nach Berlin. Mit dieser Übersiedelung begann ein neuer, wichtiger Lebensabschnitt für die Dreizehnjährige. Auch hier war es vorwiegend Geschichte, von dem ausgezeichneten Pädagogen Prof. Dr. Rudolph Foß vorgetragen, welche ihr Interesse auf das lebhafteste in Anspruch nahm. Ferner trugen Litteratur, Kunstgeschichte, Sprachen, Besuche der Sammlungen unter sachkundiger Leitung das Ihrige bei, Geist und Gemüt zu bilden. Dazu kamen die ersten Theatervorstellungen, zu denen dem Stift im Königl. Opern- und Schauspielhaus Plätze zur Verfügung gestellt wurden. Jungfrau von Orleans, Tasso, Iphigenie, Ein Glas Wasser, Freischütz, Oberon und andere Meisterwerke öffneten ganz neue Gesichtskreise und regten mächtig den Drang zu poetischem Schaffen an. Unter diesem Einfluß entstanden „Galeswintha“, „Isentraut“, „Ein Zufall“, „Glockenblumen-Märchen“ und „Karthagos Untergang“, Dichtungen, die später in die Sammlung „Mein Sonnenschein“ aufgenommen wurden.

Im Jahre 1879 wurde Alice in Berlin von dem alten Anstaltsgeistlichen, Pastor Müllensiefen, eingesegnet und kehrte jetzt nach Posen zurück. Den Winter benutzte sie zu weiteren fleißigen Studien in Geschichte, Litteratur, Kunstgeschichte und Sprachen, sowie zu häufigem Besuch des damals sehr guten Posener Stadttheaters, an welchem Agnes Sorma ihre ersten Lorbeeren pflückte und Gäste wie Barnay, Fr. Haase, Pauline Ulrich, Franziska Ellmenreich ihr Bestes boten. Hier war es das klassische Drama, welches sie mächtig anzog, namentlich Grillparzer, dessen Sappho sie vollkommen auswendig wußte. Auch die Rollen der Maria Stuart und Königin Elisabeth, der Jungfrau von Orleans, des Marquis Posa, Tasso und der Iphigenie hatte sie fehlerlos im Gedächtnis; dazu noch eine große Anzahl der berühmten französischen und englischen Monologe aus Shakespeare, Byron, Racine, Corneille und Viktor Hugo. Ihre größte Freude war es, diese Gestalten dramatisch zu verkörpern; sie ergriff jede Gelegenheit, für ihre von tiefer Begeisterung getragenen Darbietungen Zuhörer zu gewinnen. Ja, diese Ideenwelt beherrschte Alice so vollständig, daß sich bei ihrem erregbaren Temperament geradezu eine Leidenschaft fürs Theater entwickelte, und der unerfüllbare Wunsch, zur Bühne zu gehen, förmlich an ihr nagte. — Im Sommer 1880

begleitete sie ihre Mutter zum ersten Male auf einer größeren Reise nach Bayern und Tirol. Die frische, urwüchsige Schönheit des Bayerlandes, die reichen Kunstschätze seiner alten, malerischen Städte mit ihren historischen Erinnerungen, die herrlichen Sammlungen Münchens übten auf Alice einen mächtigen Zauber aus. Nach ihrer Rückkehr begann sie sich durch Unterricht im Italienischen und eingehende Kunststudien für ihre erste Reise in das Gelobte Land des Südens vorzubereiten. Dadurch sollte einer ihrer glühendsten Wünsche erfüllt werden. So durchstreifte sie denn vom Herbst 1882 ab bis gegen Ende des Jahres in Begleitung von Mutter und Schwester alle berühmten Stätten der hesperischen Halbinsel bis hinab zu den einsamen Ruinen von Paestum unfern des Golfes von Salerno. In Rom blieb man fünf Wochen und hatte durch eine daselbst lebende, den höchsten Kreisen angehörige Verwandtschaft die Gelegenheit, eine Audienz bei Papst Leo XIII. zu erlangen. Aus der nachgesuchten Einlaßkarte zum Massenempfang war unbeabsichtigt eine Einladung zur Privataudienz geworden. Die Damen sahen begreiflicherweise derselben mit einiger Verlegenheit entgegen; indessen jedes beklemmende Gefühl schwand angesichts des fast durchsichtig zarten Greises, dessen kluge, dunkle Augen gütig auf den Besucherinnen ruhten und dessen feine Hand sich ihnen zu freundlichem Gruße entgegenstreckte. Der Papst unterhielt sich eine Viertelstunde auf das liebenswürdigste mit den Damen. Er bediente sich der französischen Sprache, die er, als einstiger Nuntius in Belgien, geläufig und mit einem für Italiener ungewöhnlichen Wohllaut beherrschte. Die Worte aber, welche er an unsere Dichterin als Abschiedsgruß richtete, haben sich ihr unvergeßlich eingeprägt: „Soyez pieuse, sage et pure, afinque votre vie, cessant ici-bas, puisse recommencer un jour au paradis éternel!“

War schon die erste Reise nach Italien bedeutungsvoll und von günstigem Einfluß für Alices Entwickelung gewesen, so wurde es noch mehr die des folgenden Jahres 1883. Auf derselben genoß sie in vollen Zügen den Zauber italienischen Lebens, besuchte die Theater, nahm teil an der Geselligkeit von Venedig und Rom und freute sich an den eigenartigen Äußerungen der südlichen Volksseele. Der Niederschlag ihrer Eindrücke findet sich in zahlreichen Proben von „Mein Sonnenschein“, wirkt nach in den antiken Stoffen der Psychodramen, „Seelen“ genannt, und kommt sogar in den viel später erschienenen „Balladen und Liedern“ gelegentlich noch zu Worte. Von besonderem Einfluß auf ihre Dichtungen waren ihre Beziehungen zu Friedrich von Bodenstedt, den sie in Rom kennen lernte. Der greise Professor nahm sich des jungen Talentes voll gütigen Interesses an, prüfte ihre Arbeiten und zollte ihnen warme Anerkennung, zugleich auf ihre Mängel hinweisend.

Bei der bejahrten Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin", der Freundin Nietzsches, Malwida von Meysenbug, lernte Alice Lenbach kennen und besuchte mit den Ihrigen dessen Atelier. Berührungen mit Gregorovius, dem Minister Minghetti, dem Bildhauer Kopf, dem Kardinal Fürsten Hohenlohe, die alle dem Verkehrskreise der römischen Verwandten angehörten, belebten das reiche, wechselvolle Bild, das Alice von der alten Tiberstadt in sich aufnahm. Wie in einem Zaubergarten hatten sich hier auf dem Boden Roms alle Blüten entfaltet, von denen die Phantasie der Dichterin jemals geträumt. Herrliche Natur, edelste Kunst, geistvolle, liebenswürdige Menschen hatten sich hier zu einem Akkord vereinigt, wie er harmonischer und klangvoller nicht gedacht werden konnte. Vom Herbst 1884—87 schlug die Familie von Gaudy ihren Wohnsitz in Dresden auf, wo Alice in Beziehungen zu dem Dichter Albert Moeser trat, der ihrer poetischen Thätigkeit die wohlwollendste Förderung zu teil werden ließ und die Aufnahme einiger ihm vorgelegter Gedichte in das „Sächsisch-Thüringische Dichterbuch" vermittelte. Im Herbst 1887 aber wurde der Haushalt aufgelöst, und die Familie begab sich wieder für ein Jahr auf Reisen. Im Sommer 1888 finden wir die Dichterin in der Schweiz. Gemeinsam mit dem Eindruck der gewaltigen Natur wirkte hier auf sie die ideelle Bekanntschaft mit den drei großen Schweizern Konrad Ferdinand Meyer, Gottfried Keller und Jakob Burkhard, deren Werke sie mit wahrem Entzücken genoß: es konnte für diese wundervollen Schöpfungen kaum ein stimmungsvollerer Hintergrund gefunden werden als die Berner Alpen. Insbesondere ist K. F. Meyer derjenige, der von allen Dichtern den stärksten Einfluß auf sie gewonnen hat. Sie faßte eine begeisterte Verehrung für ihn und sandte ihm einmal als Ausdruck derselben ihren „Sonnenschein". In liebenswürdiger, charakteristischer Weise dankte der große Schweizer, und dieser Dank ist ihr zum Ansporn geworden, strenger als je mit sich ins Gericht zu gehen und selbst in der kleinsten Leistung einer gewissen Vollendung nachzustreben.

Im Oktober 1888 kehrte die Familie nach Dresden zurück, um hier nun für immer zu bleiben. Alice war jetzt Mitarbeiterin der angesehensten Zeitschriften, die in erster Linie Gedichte, aber auch Novellen, Skizzen, Essays und Übersetzungen aus dem Italienischen und Spanischen von ihr veröffentlichten.

In das Jahr 1891 fällt die erste Begegnung der Dichterin mit dem Grafen Friedrich von Schack, dem großen Münchner Kunstmäcen, der sich einer Kur wegen in Dresden aufhielt und wiederholt dahin zurückkehrte. Die Bekanntschaft mit diesem feinsinnigen Dichter und kunstbegeisterten Gelehrten war für sie von unschätzbarem Werte, und

reiche Anregungen schöpfte sie aus den unvergeßlichen Stunden zwanglosen Beisammenseins. Beider Vorliebe für die Schöpfungen der Antike und die Schönheiten Italiens schuf den im Alter so weit Verschiedenen einen gemeinsamen Boden, auf dem ihre dichterischen Neigungen sich ausleben konnten und ihre Sympathien sich begegneten. Zum Abschied übersandte Graf Schack der jungen Freundin 8 Bände seiner „Poetischen Werke", deren freundliche, diktierte Widmung der damals schon fast ganz Erblindete eigenhändig unterzeichnet hatte.

Im Jahre 1893 erlebte die Dichterin die stolze Freude, anläßlich eines in den „Litterarischen Blättern" bekannt gemachten Preisausschreibens für das beste Psychodrama ihre „Sankta Julia" mit dem ersten Preis ausgezeichnet zu sehen. Ermutigt durch dies unerwartete Gelingen, ließ Alice noch eine Reihe anderer Psychodramen folgen, die 1897 unter dem Titel „Seelen" in Reclams Universalbibliothek herauskamen.

1900 ließ unsere Dichterin bei Otto Elsner in Berlin einen neuen Gedichtband „Balladen und Lieder" erscheinen, der einen bedeutenden Fortschritt ihrer Kraft darstellt. Die Kritik hat ihn sehr warm aufgenommen.

Im glücklichsten Familienkreise, umgeben von der Liebe ihrer Mutter und Schwester, führt die Dichterin jetzt ein zurückgezogenes, harmonisches, durch die geistige Anregung Mitstrebender verschöntes Leben.

Alice Freiin von Gaudy zeigt in ihren Dichtungen einen männlichen, strengen, fast herben Geist; sie ist eine Vestalin im Tempel hehrer, echter Kunst, eine Hüterin des heiligen Feuers der Ideale voll innerer Hoheit und Seelengröße. Man fühlt es ihren Dichtungen an: der Grundsatz, der sie unbewußt beim Schaffen leitet, ist der: zu erheben, zu erfreuen, edle Empfindungen zu wecken.

Sie steht auf dem Boden des Christentums, wie aus dem Psychodrama „Barrabas" und den Gedichten „Die Welt ohne Gott", „Dennoch!", „Im Sturm" und den „Pietà-Liedern" hervorgeht.

Der Schönheit in Kunst und Natur gilt ihre Begeisterung. Sie hat eine Vorliebe für den Glanz des Mittelalters. Ein gesunder Optimismus beseelt sie. Ihr ganzes Schaffen ist getragen von der Liebe zur Kunst; sie spielt nicht, sie nimmt es ernst mit der Poeterei. Die Musik preist sie in einem Sonett als die höchste Kunst. Einer gewissen modernen Richtung in der Poesie, die im Überschwang der Gefühle sich ergeht und das eigene Ich zum Gegenstande psychologischer Zerfaserung macht, bleibt sie fern. Darum findet sich in ihren Dichtungen so wenig rein Subjektives. Persönliches Fühlen, künstlerisch aufgeputzt und zurechtgemacht, der Öffentlichkeit zu übergeben, ist nicht nach ihrem

Geschmack. Was sie zu sagen hat, trägt sie den Gestalten ihrer Dichtung auf, und wer dem Gefühlsleben derselben nachspürt, wird doch viel Persönliches herauslesen können.

Ihre Sprache ist knapp, klar, markig, voll Schlichtheit und Würde. Weiblicher Zartsinn, köstlicher Humor, feine Ironie, ruhige Plastik sind die Merkmale ihrer Darstellung. Keine Seufzer und Thränen, nichts Sentimentales und Weichliches, innere Gesundheit und ethische Energie sind ihre Kennzeichen.

Das rein Lyrische ist nicht ihr Gebiet. Sie ist eine durch und durch epische Dichternatur; die Ballade ist ihr Reich, in dem sie Fürstin ist. Sie liebt scharfe Kontraste, darin liegt wie bei Schiller die Wirkung ihrer Sprache. Ihre Dichtungen eignen sich trefflich zum Vortragen; ich denke besonders an „Noch hab' ich meine Krone!", „Irmingard", „Kaiserin Theophano", „Savonarolas Bußpredigt", „Am Sarge der Kaiserin Elisabeth", „1899", alle in den „Balladen und Liedern".

Reiche Anerkennung wurde ihr von litterarischen Autoritäten zu teil. Albert Moeser, mein hochverehrter Lehrer, auch mein Beichtvater in poeticis, dem sie ihre Gedichte zur Begutachtung vorgelegt hatte, schrieb ihr am Karfreitag 1887: „Ich habe Ihre beiden Gedichtbände gleich noch am selben Nachmittage durchgelesen, und schon daran können Sie sehen, daß mich dieselben interessiert haben. Ich habe dann auch in den folgenden Tagen noch wiederholt zu denselben gegriffen, und ich teile Ihnen gern mit, daß der Eindruck ein durchaus erfreulicher gewesen ist. Sie besitzen zunächst ein nicht gewöhnliches Formtalent. Das wird dadurch bewiesen, daß Sie in mehreren Sprachen fast mit gleichem Geschick dichten; ferner dadurch, daß Sie eine so schwere Form wie die Ode mit einem für eine Dame geradezu merkwürdigen Sprachgefühl behandeln. Und dieses zeigt sich ebenso sichtbar in den übrigen Dichtungsformen, die von Ihnen in rhythmischer und melodischer Beziehung meist trefflich gehandhabt werden. Wie über die Form, so kann ich mich auch über den Inhalt vielfach nur lobend äußern. Zunächst ist es frappant, daß das sentimentale Liebesgegirre, welches Damen in erster Linie meist Poesie nennen, bei Ihnen vollständig fehlt. Ich halte das für durchaus keinen Fehler; vielmehr beweist es, daß Sie nicht auf der gewöhnlichen Heerstraße einherlaufen. Im übrigen ist der Inhalt stets tiefgefühlt und geht aus ehrlichster Empfindung und Ergriffenheit hervor, was um so anerkennenswerter ist, wenn man bedenkt, wieviel erlogenes Zeug, speziell auch von Damen, für Poesie ausgegeben wird. Und da Sie das Glück gehabt haben, früh genug „große Gegenstände" zu sehen, so ist der Inhalt Ihrer Poesie meist auch ein höchst würdiger, was in erster Linie von den durch Italien veranlaßten

Gedichten gilt, welche überhaupt den besten Kern der Sammlung bilden ..." Ihrem ersten Gedichtbande „Mein Sonnenschein" gab Albert Moeser auf ihre Bitte hin ein Geleitswort mit auf den Weg. Er sagt darin: „Von der gewöhnlichen Herz- und Schmerzlyrik finden wir in dem vorliegenden Bande so gut wie nichts, und das rein Persönliche und Individuelle ist überhaupt in die engsten Schranken zurückgedrängt. Statt dessen wird angenehm auffallen eine Hinneigung zu dem, was „der ganzen Menschheit zugeteilt ist", und man merkt es den Gedichten an, daß die Dichterin sich da am wohlsten fühlt, wo diese Hinneigung den ergiebigsten Stoff findet, auf dem Boden Italiens und besonders Roms. Aber trotz dieser Richtung auf das Allgemeine bleibt sie in allen Gedichten ein echtes Weib. Denn nie bekommen wir bloß verstandesmäßige Reflexionen zu hören, sondern überall spricht das Herz, und selbst da, wo sie objektiv dichtet, wie in den Bildern und Balladen, wählt sie doch immer Stoffe, in denen gerade das Frauengemüt sich ausleben kann. Ich möchte diejenigen, denen es vor allem auf ehrliche und ungekünstelte Empfindung in der Poesie ankommt, und namentlich die Frauen auf diese Gedichte aufmerksam machen."

Friedrich Bodenstedt, dem sie die Gedichte übersandt hatte, schrieb ihr am 20. Mai 1888: „Über „Mein Sonnenschein" empfinde ich lebhafte Freude und wünsche herzlich Glück zu diesem vielversprechenden Erstlingswerk. Mit Vergnügen begrüße ich darin Bekanntes aus unsern römischen Unterhaltungen und kann nur wiederholen, was ich Ihnen schon damals sagte: daß ich Ihr Talent für ein starkes, entwickelungsfähiges halte; es berechtigt zu den höchsten Erwartungen. Ihre Formbeherrschung ist erstaunlich und äußert sich überraschend in der Leichtigkeit, mit der sich Ihnen das Englische, Französische und Italienische zu Vers und Reim fügt. Ihre italienischen Sonette sind tadellos, wie mir Signor Marchoretti, der gewiegte Kenner, versichert. Für das Gelungenste halte ich die „Wandermappe" mit ihrem feinen Stimmungsgehalt. In den „Oden" muß ich die klassischen Rhythmen meiner jugendlichen Corinna bewundern; in den Balladen, vorzüglich in den Wartburg-Legenden, die männliche Kraft des Ausdrucks und die ungekünstelte Wärme der Empfindung. Daß hier und da, z. B. in den „Bunten Bildern", ein bißchen Sentimentalität, die Ihrer gesunden Natur eigentlich fremd ist, als Backfischreminiscenz mit unterschlüpfte, thut dem Eindruck des Ganzen wenig Schaden. Der Leser soll eben nicht vergessen, daß neben dem Frauengemüt auch die Kinderseele in diesen Dichtungen zu Worte kommt. Später wird sich das alles klären, und bei einiger Selbstkritik müssen gelegentliche Härten im Vers, Dehnungen u. dergl. ohne Mühe verschwinden. Per aspera ad astra, meine liebe,

junge Freundin! Zügeln Sie Ihr Flügelroß nur weiter mit so sicherer, geschickter Hand: des Erfolges bin ich sicher."

Konrad Ferdinand Meyer, mit dem die Dichterin große innere Verwandtschaft zeigt, äußerte sich am 24. Juli 1891 folgendermaßen: „Es freut mich besonders, daß Sie die Ballade so glücklich kultivieren. Es ist freilich nicht ganz leicht, einen historischen Stoff — so wenig als ein Reisebild — in die Welt der reinen Poesie zu erheben, aber es giebt gute Stunden, wo es uns glückt."

Auch auf dem Gebiet des Psychodramas, wie es Meerheimb pflegte, hat sie Treffliches geleistet. Köstliche Perlen enthält die kleine, bei Reclam erschienene Sammlung, „Seelen" betitelt. Die preisgekrönte Dichtung „Sankta Julia" zeichnet sich durch scharfe, durchsichtige Charakteristik der Personen, treu gezeichnetes Zeit- und Lokalkolorit und psychologische Feinmalerei aus. Ergreifend ist die Versnovelle „Pflegebrüder", packend die Studie „Barrabas". Die Dichterin entwirft hier ein lebensvolles Bild von dem rauhen Empörer und schildert, wie der Wilde, von dem Anblick des Gekreuzigten getroffen und aufgerüttelt, schließlich selbst ein Jünger Jesu wird. — Auch eine Reihe feinsinniger Essays und Skizzen ließ sie in der Zeitschrift „Bühne und Welt" erscheinen, die ihr wegen ihrer Liebe zu den Brettern, die die Welt bedeuten, besonders ans Herz gewachsen sein mag. Ihre temperamentvolle Novelle „Zigeunerblut" brachte das Universum.

Einen bedeutenden Fortschritt zeigt die Dichterin in der zweiten lyro-epischen Sammlung „Balladen und Lieder".[1]) Albert Moeser, dem sie dieselbe schickte, schrieb ihr am 9. Januar 1900, also wenige Wochen vor seinem Tode: „Ich bin seit geraumer Zeit schwer krank (Wassersucht), bringe die meiste Zeit im Bette zu und habe auch Ihre freundliche Sendung am ersten Weihnachtstage im Bette empfangen. Nichtsdestoweniger habe ich gleich am Nachmittag das Buch zur Hand genommen und seinen Inhalt bis zum Abend mit Aufmerksamkeit durchgelesen. Schon hieraus können Sie ersehen, wie lebhaft mich Ihre neuen Gedichte interessiert haben, und wenn ich nicht sofort zur Feder gegriffen und Ihnen den Eindruck geschildert habe, so müssen Sie das mit meinem Krankheitszustande entschuldigen. Es ist keine Frage: Ihr Talent bewegt sich in aufsteigender Linie, und in dem neuen Buche haben Sie wieder schöne Beweise Ihrer fortschreitenden Entwickelung geboten. Daß Sie die historischen Gedichte vorangestellt, ist ganz in der Ordnung. Denn sie sind das Bedeutendste der Sammlung und geben derselben ihre wesentliche Signatur. Wie sehr ich derartige Gedichte stets geliebt habe,

---

1) Balladen und Lieder. Verlag von Otto Elsner, Berlin, 1900.

das wird niemandem ein Geheimnis sein, der meine Begeisterung für Herm. Lingg, K. F. Meyer rc. kennt und einen Blick in eine meiner Sammlungen geworfen hat; und die Bereicherung, die das Genre durch Ihre neuesten Leistungen erfahren hat, schließt sich allen Vorgängern würdig an. Sie haben mit feinem Kunstverstand eine Reihe dankbarer Stoffe ergriffen und dieselben mit männlicher Kraft, aber ohne je unweiblich zu werden, jedesmal in die passendste Form gegossen und haben bei jedem Stoffe mit feiner Unterscheidung die richtige Tonart getroffen. Auch die zweite Abteilung enthält nicht wenig erschütternde oder rührende Bilder und Gestalten. „Der Rebell", „Die Spinnerin", besonders „Der Brautschleier", „Leben für Leben" und viele andere sind Dichtungen, die ihren Eindruck auf empfängliche Gemüter nicht verfehlen können. In der 3. Abteilung würde ich „Frühling im Bois du Boulogne" und „Die rechte Frau" weggelassen haben. Im übrigen enthält auch diese Abteilung noch Perlen, und „Am See" (sehr ergreifend!), „Ihr Paradies" und „Wintertag" gehören gewiß zu den schönsten Stücken der ganzen Sammlung. Nehmen Sie vorlieb mit diesen wenigen anerkennenden Worten! Das Schreiben wird mir sehr sauer, und ich kann nicht ohne Schmerzen am Schreibtisch sitzen." Nur in tiefer Bewegung kann ich diese mit zitternder Hand geschriebenen Worte meines teuern Lehrers lesen. Ich habe sie angeführt, da sie willkommenes Licht auf die letzte Sammlung der Dichterin werfen. Möge es nicht die letzte sein! Wie verlautet, steht sie soeben im Begriff, einen neuen Band zusammenzustellen. Wenn sie dabei mit noch schärferer Selbstkritik als bisher verfährt, wird der Stern ihres Ruhmes an Glanz gewinnen.

Deutsche Poesie in lateinischem Gewande.

Von Dr. **Eugen Grünwald** in Berlin.

Traduttore — traditore.

Unter den Gaben, die uns der Büchermarkt zur 150. Wiederkehr des Geburtstages Goethes gebracht hat, finden sich auch Gedichte Goethes ins Lateinische übertragen von Ernst Friedrich Haupt (Weidmann). Der ungenannte Herausgeber hat damit ein 1841 zum ersten Male erschienenes Bändchen, das nun aber durch Hinzufügung anderer von dem lateinfesten Zittauer Bürgermeister übersetzter Goethestücke bis auf mehr als 100 Seiten angeschwollen ist, zu neuem Leben erweckt. Wirklich zu neuem Leben erweckt? Ob in unserer an nicht wenig Selbstverherrlichung krankenden, altertumsscheuen Zeit auch nur das gilt, was

derselbe Haupt am Kopfe einer 1842 herausgegebenen Sammlung eigener Übersetzungen deutscher Kirchenlieder ins Lateinische (Hymni sacri) schrieb: (lecturi,) quos scio fore non ita multos? Ob in einer Zeit, wo die klassischen Studien wenn auch noch nicht, wie es kürzlich ein laudator temporis acti gemeint hat, im Todeskampfe liegen, so doch gegen eine von der bekannten Lachmannschen „Unbefangenheit" zähe großgezogene, weit verbreitete vorurteilsvolle und undankbare Verblendung einen Verzweiflungskampf kämpfen, ob, frage ich, in einer solchen Zeit die ebenda zu lesende Hoffnung Haupts noch zutrifft, nonnullos (!) fore, qui horum lectione carminum et ... Romano eorum colore laetentur? Ach, ich meine, wenn der vielseitig und fein gebildete Vater des größeren Sohnes das erlebt hätte, was wir heute sehen, er hätte sein Licht ruhig unter den Scheffel gestellt.

Doch nun ist das Mädchen aus der Fremde einmal da, sehen wir zu, mit was für Blumen und Früchten sie uns beschenken will. Wenn eine solche Leistung auch nur einem beschränkten Kreise von Kennern genug thut, Belehrung oder Genuß verschafft, warum soll ihr nicht der Drucker längeres Leben verleihen, meinetwegen auch zu einer fröhlichen Urständ verhelfen? Aber da liegt's eben: wie sollen wir uns zu derartigen Übertragungen überhaupt stellen? Was unsere Litteratur, unser Verständnis, unser Geschmack dabei gewinnen, das möchten wir auf den folgenden Blättern untersuchen.

Den, wie man bald sehen wird, ziemlich weitschichtigen Stoff meinen wir am besten so zu gruppieren, daß wir zunächst mit Hilfe einiger Theoretiker und Praktiker der Übersetzungskunst die Grenzen dieser Kunst zu ziehen, sodann von Übertragungen in die alten Sprachen insbesondere zu handeln unternehmen, und endlich aus der Zahl der Übersetzer deutscher Poesie ins Lateinische einige herausgreifen, um an ihnen, als gleichsam an Typen verschiedener Übersetzungsweisen, die Ergebnisse der vorhergehenden Betrachtungen zu erläutern und zu stützen.

Der Austausch geistiger, insonderheit litterarischer Erzeugnisse durch unmittelbare oder mittelbare Kenntnisnahme — Nachahmung, Bearbeitung, Übersetzung — ist eine der selbstverständlichsten Folgen des Zusammenstoßens zweier civilisierten Völker. Mit der Zunahme des Bildungsbedürfnisses an Stärke und Umfang werden nun zwar beide Wege der Vermittelung mehr begangen und gangbarer, aber die zweite Art der Aneignung fremden Schrifttums wird für die große Masse immer die einzige bleiben müssen. Von den drei bei mittelbarer Herübernahme möglichen Verfahren ist aber die Übersetzung auf den ersten Blick das getreueste, das gerechteste und bei all den Schriftwerken, deren Reiz auch auf der dem Gedanken gegebenen Form beruht, das einzig gemäße.

Es dauerte nun freilich nicht lange, bis gewissenhafte Arbeiter auf diesem Gebiete sich mehr und mehr der Schwierigkeiten bewußt wurden, die sich bei dem Versuche, fremdes und eigenes Idiom zu völliger Deckung zu bringen, ergaben. Die deutsche Übersetzungskunst beginnt mit Luther; hören wir, wie er sich im Sendbriefe vom Dolmetschen (1530) darüber vernehmen läßt. „Ich weis wohl", heißt es da, „was für Kunst, Vleis, Vernunft, Verstand zum guten Dolmetscher gehört." „Ich hab mich des geflissen im Dolmetschen, das ich rein und klar Deudsch geben möchte. Und ist uns wohl oft begegnet, das wir 14 Tage, drei, vier Wochen haben ein einiges Wort gesucht und gefragt, habens dennoch zuweilen nicht funden." „Ach, es ist Dolmetschen ja nicht eines jeglichen Kunst." „Wacken und Klötze" hätten im Wege gelegen, sagt er an einer anderen Stelle, von denen niemand etwas ahne, der jetzt „ein gehofelt Bret" vor sich sehe. In den Summarien über die Psalmen (1533) lesen wir: „Wie denn alle Schulmeister leren, das nicht der Sinn den Worten, sondern die Wort dem Sinn dienen und folgen sollen". „Wer deudsch reden will, der muß darauf sehen ..., das er den Sinn fasse, und denke also: Lieber, wie redet der deudsche Man in solchem Fall?" Zuweilen sei der Originaltext wörtlich übersetzt worden, das gute Deutsch „ist zu schwach und giebt nicht den feinen, reichen Sinn, welcher in dem Hebräischen ist".[1])

Nach wenig belangreichen Versuchen des 17. Jahrhunderts beginnt dann im 18. mit dem neuerstandenen Interesse an der Antike, der Huldigung vor dem französischen Theater und endlich auch Shakespeare jenes in O. F. Gruppes Deutscher Übersetzerkunst (Hannover 1866, neue Aufl.) so fleißig und anschaulich geschilderte Erproben deutscher Sprachgewandtheit an fremden Übertragungen, das bis auf unsere Zeit nicht nachgelassen und uns erst jüngst mit Wilamowitzens meisterhaften Arbeiten beschenkt hat. Bodmer, Wieland und andere, die sich an Homer versuchten, fanden freilich so wenig Lessings und Herders Beifall, daß diese für eine prosaische Übersetzung des Epikers eintraten; Lessing aber hat sich an verschiedenen Stellen der Hamburgischen Dramaturgie über unsere Kunst ausführlicher geäußert. „Gute Verse", sagt er im 8. Stück, „in gute Prosa übersetzen, erfordert etwas mehr als Genauigkeit; oder ich möchte wohl sagen, etwas anderes. Allzu pünktliche Treue macht jede Übersetzung steif, weil unmöglich alles, was in der einen Sprache natürlich ist, es auch in der andern sein kann. Aber eine Übersetzung

1) Von Luthers Beispielen greife ich heraus Röm. 3, 28, wo er den Zusatz „allein" rechtfertigt; Luc. 1, 28, wo er „die Holdselige" (κεχαριτωμένη), Ps. 63, 6, wo er „Freude und Wonne" (für wörtl. „Schmalz und Fett") übersetzt; Ps. 68, 19, wo er „Gefängnis gefangen" als charakteristisch und kräftig beibehalten will.

aus Versen macht sie zugleich wäßrig und schielend. Denn wo ist der glückliche Versificateur, den nie das Silbenmaß, nie der Reim, hier etwas mehr oder weniger, dort etwas stärker oder schwächer, früher oder später, sagen ließe, als er es, frei von diesem Zwange, würde gesagt haben? Wenn nun der Übersetzer dieses nicht zu unterscheiden weiß; wenn er nicht Geschmack, nicht Mut genug hat, hier einen Nebenbegriff wegzulassen, da statt der Metapher den eigentlichen Ausdruck zu setzen, dort eine Ellipsis zu ergänzen oder anzubringen: so wird er uns alle Nachlässigkeiten seines Originals überliefert und ihnen nichts als die Entschuldigung benommen haben, welche die Schwierigkeiten der Symmetrie und des Wohlklanges in der Grundsprache für sie machen." „Die Übersetzung der Zelmire (von du Belloy) ist nur in Prosa. Aber wer wird nicht lieber eine körnichte, wohlklingende Prosa hören wollen, als matte, geradebrechte Verse? Unter allen unsern gereimten Übersetzungen werden kaum ein halbes Dutzend sein, die erträglich sind ... Die beste ist an vielen Stellen dunkel und zweideutig; der Franzose war schon nicht der größte Versificateur, sondern stümperte und flickte; der Deutsche war es noch weniger, und indem er sich bemühte, die glücklichen und unglücklichen Zeilen seines Originals gleich treu zu übersetzen, so ist es natürlich, daß öfters, was dort nur Lückenbüßerei oder Tautologie war, hier zu förmlichem Unsinn werden mußte" (19. Stück).[1] „Wie viel leichter ist es, eine Schnurre zu übersetzen, als eine Empfindung! Das Lächerliche kann der Witzige und Unwitzige nachsagen, aber die Sprache des Herzens kann nur das Herz treffen. Sie hat ihre eigenen Regeln; und es ist ganz um sie geschehen, sobald man diese verkennt, und sie dafür den Regeln der Grammatik unterwerfen und ihr alle die kalte Vollständigkeit, alle die langweilige Deutlichkeit geben will, die wir an einem logischen Satze verlangen" (20. Stück).

Wegen eines neuen Gesichtspunktes, der in der Beurteilung der Frage auftaucht, schließe ich hier Frau von Staël an, aus deren für Frankreichs Kenntnis deutschen Wesens und besonders deutscher Litteratur Epoche machendem Buche De l'Allemagne, wohl der vorurteilslosesten Anerkennung, die uns je vom linksrheinischen Nachbar zu teil geworden ist, ich folgendes ausschreibe: „L'art de traduire est poussé plus loin en allemand que dans aucun autre dialecte européen. Voss a transporté dans sa langue les poètes grecs et latins avec une étonnante exactitude, et W. Schlegel les poètes anglais, italiens et espagnols, avec une vérité de colorit dont il n'y aviat point d'exemple

1) Vergl. dazu aus Stück 32: „Corneille gut zu übersetzen, muß man bessere Verse machen können als er selbst".

avant lui.“ „La versification est un art singulier, dont l'examen est inépuisable; les mots qui, dans les rapports ordinaires de la vie, servent seulement de signe à la pensée, arrivent à notre âme par le rythme des sons harmonieux, et nous causent une double jouissance, qui naît de la sensation et de la réflexion réunies; mais si toutes les langues sont également propres à dire ce que l'on pense, toutes ne le sont pas également à faire partager ce que l'on éprouve, et les effets de la poésie tiennent encore plus à la mélodie des paroles qu'aux idées qu'elles expriment“ (9. Kapitel).

Näher auf den Grund der dem Übersetzer entgegentretenden Schwierigkeiten geht nun aber Schopenhauer ein, in dessen Parerga (§ 309) wir lesen: „Nicht für jedes Wort einer Sprache findet sich in jeder andern das genaue Äquivalent.[1]) Also sind nicht sämtliche Begriffe, welche durch die Worte der einen Sprache bezeichnet werden, genau dieselben, welche die der andern ausdrücken ..., sondern oft sind es bloß ähnliche und verwandte, jedoch durch irgend eine Modifikation verschiedene Begriffe.“ „Fast nie kann man irgend eine charakteristische, prägnante, bedeutsame Periode aus einer Sprache in die andere so übertragen, daß sie genau und vollkommen dieselbe Wirkung thäte. Sogar in bloßer Prosa wird die allerbeste Übersetzung sich zum Original höchstens so verhalten, wie zu einem gegebenen Musikstück dessen Transposition in eine andere Tonart. Musikverständige wissen, was es damit auf sich hat.“ „Und nun gar die Übersetzungen der Schriftsteller des Altertums sind für dieselben ein Surrogat, wie der Cichorienkaffee es für den wirklichen ist. Gedichte kann man nicht übersetzen, sondern bloß umdichten, welches allezeit mißlich ist.“

Damit halte man zusammen, was W. von Humboldt in einem Briefe an Schlegel schreibt: „Alles Übersetzen scheint mir schlechterdings ein Versuch zur Auflösung einer unmöglichen Aufgabe“ — Humboldt, von dessen 1816 erschienener Übersetzung des Agamemnon Gruppe (a. a. O. S. 205) urteilt: „Es war bewiesen, daß man im Deutschen könne, was für unerreichbar gegolten hatte“; damit halte man ferner zusammen, was K. O. Müller in der Vorrede zu seiner Übersetzung der Eumeniden (1833) klagt: „Jede Übersetzung, besonders aber die Nachbildung von poetischen Kunstwerken in anderer Sprache, ist eine nie völlig zu lösende Aufgabe, bei welcher der Übersetzer, im Streite mit hundert Pflichten, nichts erreichen kann, ohne anderes aufzugeben“. „Auch hier giebt nur

1) Vergl. auch Münch (in dieser Zeitschrift XIV, S. 58 ff.): „Von den Begriffen für sittliches, ja überhaupt seelisches Leben deckt sich kaum ein einziger hüben und drüben. Das französische cœur fällt nicht wirklich zusammen mit dem deutschen „Herz“, âme nicht genau mit „Seele“ u. s. w.“

Liebe, Begeisterung eine Freiheit in der Treue, ohne welche das Übersetzen eine Knechtsarbeit ist;" dazu setze ich endlich noch die Worte eines gebildeten Franzosen, Bentzon, die ich in der Revue d. d. M. (15. Oktober 1899) gefunden habe: J'aimerais mieux qu'on ne traduisît pas les œuvres d'art; un chef-d'œuvre sans sa peau me fait l'effet d'un écorché répugnant; croyez-moi, l'expression est la marque d'artiste par excellence, la caractéristique et la vertu d'un livre. Und ferner: Je laisserais volontiers aux traducteurs la besogne des bagatelles courantes et des ouvrages de science, mais non pas des livres de haute littérature — ein Gedanke, dem wir bald näher treten werden.

Schon E. F. Haupt legt uns nahe, die Ansichten des patre docto filius doctior vom Übersetzen in Belgers Buche (Moritz Haupt als akademischer Lehrer, Berlin 1879) nachzulesen, wo ihnen ein eigenes Kapitel gewidmet ist; wir treffen da — und das ist auch ein Stückchen Ironie der Weltgeschichte — auf einen unversöhnlichen Gegner der Übersetzungskunst. Haupts Ansicht gipfelte nach Belger in dem von Haupt oft gebrauchten Ausdrucke: „Das Übersetzen ist der Tod des Verständnisses". „Das Verständnis fremder, besonders alter Sprachen", sagte er einmal, „hat zwei Stufen: erstens, daß man übersetzen lernt, und soweit bringt man's etwa auf Schulen; die zweite Stufe ist, und damit beginnt das philologische Studium, daß man einsieht, man kann nicht übersetzen, d. h. daß man sich nicht mit dem Ungefähren und dem Surrogate begnügt, welches in jeder Übersetzung liegt, sondern daß man sich in die Gedanken und die Sprache der Alten einlebe. Es ist nicht möglich, aus einer Sprache in die andere zu übersetzen, ohne ein klein wenig zu ändern, nicht einmal bei sinnlichen Dingen — scamnum und „Bank" sind zwei ganz verschiedene Vorstellungen; das Innere, Feinere, Geistige vollends zeigt sich niemals so, daß es durch eine andere Sprache gedeckt werden könnte." „Es bleibt bei der Erlernung einer fremden zumal toten Sprache immer etwas Undefinierbares übrig."

Was deshalb leicht aus einer Übersetzung werden kann, macht, von ähnlichen Erwägungen ausgehend, Gruppe (a. a. O. S. 387) klar: „Gießt man ein Kunstwerk in eine andere Form, kein Zweifel, daß dadurch der Inhalt selbst berührt wird nach dem Maß, in welchem die Formen des Originals und der Nachbildung voneinander abweichen. Es mag möglich sein, den Text der Odyssee in die Stanzen des Ariost und Tasso umzuformen[1]), ja ein eigentümliches Talent mag dabei noch Leidliches, Lesbares, vielleicht sogar Anziehendes zustande bringen können, und man behauptet, daß es geschehen sei; allein es bedarf keiner Beweis-

1) 1897 bekanntlich durch Schelling geschehen.

führung, daß der Charakter sogleich ein anderer werden müsse, und daß man auf große Opfer zu rechnen hat, die dann wiederum nur durch fremdartige Zuthat eingebracht werden können. Was hier bei strophischer Form sogleich einleuchtet, findet in geringerem Maß aber auch bei jeder gereimten Form statt, ja im Grunde schon bei jeder Form, welche nicht die Form des Originals ist: es verschwindet sogleich der Maßstab für die Treue, der Erneuerer ist zu Abweichungen nicht nur genötigt, sondern sogar verpflichtet: wir haben nicht mehr Übersetzung, sondern je nach den Umständen entweder Be'arbeitung oder völlige Umdichtung."

Wir schließen die Reihe unserer Zeugen und Stützen mit dem Hinweis auf die ausgezeichnete Programmabhandlung von J. Keller, Karlsruhe 1892, „Die Grenzen der Übersetzungskunst", die in ihren Grundzügen hier wiedergegeben zu finden manchem willkommen sein mag. Der Verfasser geht aus von dem auf unsern Schulen geltenden Axiom von der Möglichkeit einer deckenden Übersetzung. Dies Axiom erschüttert er durch Heraushebung des Individuellen in der Sprache, worunter z. B. der Dialekt zählt — „der Dialekt ist nicht übersetzbar"[1]) —; individuellen Charakter hat aber jede Sprache, da sie in beständigem Flusse ist, auf jeder Stufe der Entwickelung, und das nicht nur lautlich, sondern auch nach Begriffs- und Vorstellungsform[2]), daher es unmöglich ist, daß in zwei verschiedenen Sprachen zwei Begriffe sich vollständig decken. Dann geht Keller auf das Problem des Verhältnisses der Sprache zum Denken ein, für dessen Lösung ihm W. von Humboldts Wort: „Die Sprache der Völker ist ihr Geist und ihr Geist ist ihre Sprache"[3]) maßgebend ist — woraus die Unmöglichkeit der dem Übersetzer gestellten Aufgabe mit Notwendigkeit folgt. Nun aber ist unser ganzer Sprachunterricht auf der Basis dieser unmöglichen Kunst errichtet; es muß also doch wohl ein gewisses begrenztes Maß des Übersetzbaren geben. Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß alles Intellektuelle in großen Zügen ohne Verlust zu übertragen ist. Nichtsdestoweniger wird die Übersetzung doch so hilflos im einzelnen sein, daß „eine Übersetzung, die gut ist, fremden Geist in unsern verwandelt, daß wir den fremden Geist überhaupt nicht kennen lernen;" hilfloser aber noch als dem Begriffsstand der fremden Sprache

1) Vergl. Goethe, Dichtung und Wahrheit VI: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft" u. d. folg.

2) Ausgenommen sind rein technische Ausdrücke in Kunst, Wissenschaft und Verkehr.

3) In der Abhandlung über den Dualis: „Die Sprache ist durchaus kein bloßes Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltansicht des Redenden".

wird sie den Schranken der Form gegenüber sein — Wortspiel, Lautsymbolik, idiomatische Formen aller Art, Wortstellung, Periodenbau —, und da ist die Übertragbarkeit des sprachlichen Kunstwerkes, wo das Volk nicht sachliche Inhalte, sondern sich selbst giebt, wieder besonders schwer — auch für die an fremde Kunstformen so anschmiegungsfähige deutsche Sprache. Die Übersetzung hochstehender fremdsprachiger Werke lesen, ohne die Originale zu kennen, heißt in der Regel nur schlechte deutsche Werke lesen. Verfasser kommt schließlich darauf hinaus, dem Schüler sei früh klar zu machen, daß eine völlig deckende Übersetzung nicht möglich sei, daß man dem Schüler größere Freiheit im Übersetzen gestatte, sobald er den Sinn des Originals verstanden habe, und endlich: nicht die Fertigkeit des Übersetzens dürfe Ziel sein, sondern möglichst eindringendes und umfassendes Verständnis der fremden Sprache selbst.

Mit diesen Stimmen, die wir durch andere, sachlich zu wenig von ihnen abweichende nicht zu mehr ermüdender als beweiskräftiger Stärke anwachsen lassen möchten, mag es vor der Hand sein Bewenden haben: ihren Spuren folgend wollen wir nun im Hinblick auf unser Thema das Verhältnis der deutschen Sprache zu den beiden klassischen näher ins Auge fassen und nachzuweisen versuchen, daß hier eine Herüber- wie Hinübertragung mindestens als ein magnum ausum angesehen werden muß[1].)

Wie heute in demselben Volke Gebirgsbewohner z. B. und Binnenländer durch ihre Lebensbedingungen auch auf sprachlichem Gebiete schon physiologisch in einen scharfen Gegensatz gerückt werden, so wirken in noch viel höherem Grade Lebensgewohnheiten und Lebensanschauungen, Geschichte und Bildung, das verschiedene Mischungsverhältnis von Phantasie und Intellekt, Empfinden und Wollen psychisch auf die Sprache ein, die das vornehmste Mittel der Äußerungen des Seelenlebens ist. Je größer in dieser Hinsicht der Abstand zwischen den Völkern und Ländern ist, desto weiter wird also der Abstand zwischen ihren Sprachen sein; und da leuchtet sofort ein, daß die durch weiteste Entfernung voneinander geschiedenen Gruppen unter den hier allein in Betracht kommenden Kultursprachen die alten und die modernen Sprachen sind. Diesen Schluß will freilich Keller a. a. O. nicht gelten lassen und mit der gewiß richtigen Erfahrung widerlegen, daß ein Kapitel aus Cäsar

---

1) Ich empfehle noch nachzulesen: Goethe, Gedächtnisrede auf Wieland (Mitte); Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller, u. d. 18. August 1827; Eckermann, u. d. 10. Januar 1825; Münch, Die Kunst des Übersetzens aus dem Französischen (Über Menschenart und Jugendbildung 7); v. Wilamowitz, Was ist Übersetzen? (Reden und Vorträge 1); Fr. v. Schack gegen Ende der Einleitung zur Schlegel-Griesschen Calderon-Übersetzung.

oder Livius leichter zu übersetzen sei als die Nibelungen oder ein Hebelsches Gedicht; aber doch besteht dieser Schluß zu Recht: ist Cäsar oder Livius leicht zu übersetzen, so handelt es sich eben um Begriffe und Verhältnisse, die sich mit unsern ganz oder fast ganz decken; sind die Nibelungen schwer, um das Gegenteil; die Dialektdichtung aber hat so ganz individuelles Leben, ihr Reiz liegt so wesentlich in der Form, ja in Laut und Vortrag, daß sie sich ihrem Wesen nach gegen die schriftliche Fixierung ablehnend verhält, wie das jeder Kenner des mecklenburgischen Platt an der Reuterschen Umschreibung merken kann. Richtig ist auch, was Keller über den relativen Zeitunterschied zweier Sprachen sagt, daß man z. B. mit Schillers Sprache den Chören des Sophokles gerechter werden könne als mit der Sprache der Nibelungen — aber auch diese Thatsache kann uns bei der geistigen Verwandtschaft jener beiden Dichter und jener beiden Sprachhöhen an unserm Fundamentalsatze nicht irre machen; giebt doch Keller selbst zu, daß Vossens Homerübersetzung deshalb so mangelhaft ausfallen mußte, weil damals der epische Volkston bei uns noch nicht gefunden war.

Wir gehen weiter. Es ist nun anderseits zu bedenken, daß die spätere Zeit das geistige Erbe der Vergangenheit antritt, daß sich das gebildete moderne Volk die wertvolleren Bestandteile der Bildung des alten in der Regel angeeignet und in sich verarbeitet hat. Danach würde a priori die Begriffswelt einer alten Sprache leichter durch die der neuen als umgekehrt gedeckt werden können, mit andern Worten die Übersetzung der alten Sprache in die moderne leichter als die der modernen in die alte sein.

Und das gälte schon für die Prosa. Sie hat freilich auch ihren Rhythmus, wovon weiter unten die Rede sein wird, ihre Farbe, sucht durch Wortwahl, Wortstellung, Satzbau ihre Wirkungen, ist schlicht oder pathetisch, will überzeugen oder rühren u. a. m. — aber sie ist doch lange nicht so gebunden wie die Sprache der Poesie. Hier erwachsen dem Übersetzer Schwierigkeiten aus der Form, die um so größer werden, je adäquater sie dem Inhalte ist, wenn sie, wie beim echten Kunstwerk, mit dem Inhalte in der Seele des Dichters geboren ist. „Le véritable poète", sagt Frau von Staël, conçoit, pour ainsi dire, tout son poème à la fois au fond de son âme; sans les difficultés du langage, il improviserait, comme la sibylle et les prophètes, les hymnes saints du génie." Darum sagt auch Lachmann[1]): „Wir waren immer der Meinung, daß sich niemand zu einer metrischen Übersetzung anschicken

1) „Über Vossens Tibull und einige andere Tibullübersetzungen" 1826, jetzt im zweiten Bande der von Vahlen herausgegebenen kleineren Schriften.

müsse, bevor er sich nicht die Form völlig unterworfen habe. Unter den Mißklängen, welche humpelnde Verse hervorbringen, verliert der behandelte Stoff, bei aller anderweitigen Trefflichkeit, mehr als die Hälfte seines Wertes ... Wie kann man denn vom Geiste des Ganzen sprechen, wo Geist und Körper so innig verschmolzen sind, daß der eine ohne den andern nicht bestehen kann." Der Dichter gießt seine Gedanken in ein Gefäß, das in die Sinne fallen und an und für sich Genuß bereiten soll; ohne diese Form mag der Inhalt immerhin lesens- und hörenswert sein — aber ein poetisches Erzeugnis im engeren Sinne hätten wir nicht vor uns. Unsere Einschränkungen beweisen schon, daß wir hier nicht von Dichtern reden, die Quintilian (X, 1, 89) versificatores quam poetae meliores nennen würde, auch nicht von solchen, die Goethe (Deutsche Naturdichter) meint, wenn er sagt: „Unsere Naturpoeten sind gewöhnlich mehr mit rhythmischen als dichterischen Fähigkeiten geboren", zumal da nach demselben Goethe (Für junge Dichter) „die deutsche Sprache auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt ist, daß jedem gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich, dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß, nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken"[1]); wir

> Bewundern nicht, wer mühlos leimt
> Der Worte klingelndes Gelichter:
> Der eine dichtet nicht und reimt,
> Der reimt nicht und ist doch ein Dichter —

wie wichtig aber die poetische Form für den Dichter sein und als solche empfunden werden kann, dafür giebt es keinen schlagenderen Beweis als den ihr in den klassischen Sprachen eingeräumten Einfluß auf die Prosasprache: trägt hier doch der Versaccent über den Wortaccent den Sieg davon. In Una salus victis nullam sperare salutem haben drei, in *Ἔνθ' ἄλλοι μὲν πάντες, ὅσοι φύγον αἰπὺν ὄλεθρον* vier, in *Ἀθανάτοισιν ἔδωκε, τοὶ οὐρανὸν εὐρὺν ἔχουσιν* alle Wörter ihren Prosaaccent eingebüßt. Wie beherrschend und übermächtig muß die Form dem Gedanken gegenübertreten, Herz und Sinne des Hörers — „denn die Poesie ist nicht fürs Auge gemacht" — gefangennehmen, als den ureigensten Charakter der Poesie ausmachend gefühlt werden, wenn jener Widerspruch zwischen dem natürlichen, tagtäglich an das Ohr schlagenden, durch eigene Gewöhnung zum sichern und selbstverständlichen Besitz gewordenen Accente und seiner Unterjochung unter den Bau des Verses nicht nur nicht störend, sondern als Reiz, als Schönheit, als Poesie empfunden wird! Ja, selbst die Cäsuren nahmen die alten Dichter zu

---

1) Man vergl. auch Eckermann, u. d. 29. Januar 1827 g. E.

Hilfe, um einen möglichst starken Gegensatz zwischen Vers und Prosa zu erzielen: dreimal wird in den oben angeführten griechischen Versen, fünfmal gar in dem Vergils durch den Rhythmus ein Wort zerschnitten, und abscheulich prosaisch klingt des Ennius

Sparsis hastis longis campus splendet et horret.[1])

Je fester nun aber das Netz des Rhythmus die Sprache umstrickt, je tiefer der poetische Born ist, aus dem der Dichter schöpft, je lebhafter und empfänglicher sein Publikum seiner Eigenart und Größe entgegenkommt, desto leichter wird die poetische Wirkung beeinträchtigt, ja zerstört werden, wenn den Gedanken des Dichters das Gewand, in das er sie hüllte, abgezogen wird, wenn sie, um vorerst davon zu reden, bei der Übersetzung in unpassender fremdartiger Kleidung erscheinen. Wir lassen hier natürlich die Übertragung von Poesie in Prosa ganz außer Betracht und können Goethe nur mit Einschränkung recht geben, wenn er in seinem Aufsatze über das Nibelungenlied sagt: „Jeder rhythmische Vortrag wirkt zuerst aufs Gefühl, sodann auf die Einbildungskraft, zuletzt auf den Verstand und auf ein sittlich vernünftiges Behagen. Der Rhythmus ist bestechend. Wir haben ganz nulle Gedichte wegen lobenswürdiger Rhythmik preisen hören" — um zu schließen: „Nach unserer oft geäußerten Meinung deshalb behaupten wir, daß jedes bedeutende Dichtwerk, besonders auch das epische, auch einmal in Prosa übersetzt werden müsse". Wem fällt dabei nicht Scherrs meisterhafte Prosaübersetzung des Liedes ein, die mir freilich mehr als Simrocks lang gerühmte Übertragung geeignet scheint, die Schönheiten der Dichtung zu erschließen — hier ist eben die dramatische Führung im ganzen und die dramatische Kraft und Fülle im einzelnen so groß, daß die Entkleidung von dem uns heute doch etwas unvollkommen an-

1) Im Deutschen ist allerdings die Vernachlässigung der Cäsur durchaus nicht immer unangenehm; man höre z. B. folgende Verse von Annette von Droste-Hülshoff:

Dunkel, dunkel im Moor;
Über der Heide Nacht;
Nur das rieselnde Rohr
Neben der Mühle wacht,
Und an des Rades Speichen
Schwellende Tropfen schleichen —

außerordentlich anschaulich tastet vorsichtig jedes Wort in der unheimlichen Umgebung. Und Mehring (Deutsche Verslehre S. 52) hat kein Recht, aus Scheffels „Trompeter" die Verse

Heil'ge große Stille ringsum,
Nur der Waldspecht pickte einsam
Hämmernd an die Tannenrinden —

als eintönig und mattfarbig zu tadeln; sie sind im Gegenteil sehr malerisch.

mutenden Versmaße keinen schwerwiegenden Verlust bedeutet; aber im allgemeinen kann Goethes „Meinung“ nur gelten, wenn man das „übersetzt werden müsse“ änderte in „übersetzt zu werden vertrage“. Und nach unsern obigen Ausführungen können wir nur mit einer noch stärkeren Korrektur Lichtenbergs Ausspruche[1]) beipflichten: das müsse eine schlechte Schrift sein, die durch Übersetzen viel verliere — es gilt das kaum für eine kunstvolle und charakteristische Prosa.

Nein, zumal bei poetischen Werken die Form zerbrechen, zeugt nicht von pietätvoller, nicht von weiser Hand. Wie müssen demnach horazische Oden in deutschen Reimversen, wie Schillers Siegesfest in lateinischen Distichen wirken! Man vergleiche nur in dem hübschen Büchlein Imelmanns Donec gratus eram tibi (Weidmann, 1899), einer Sammlung von etwa 30 Übersetzungen und Umdichtungen des horazischen Schmollduetts, die gereimten Übersetzungen Westphals, Gensichens, Bardts, Staedlers mit der Geibels: ich glaube, daß nicht bloß der Kenner des Originals in der treuen Nachbildung des lateinischen Metrums den Hauch horazischen Geistes spüren wird.[2]) Allerdings muß man das eine thun und das andere nicht lassen: die bloße Beobachtung der rhythmischen Form thut's auch nicht. „Daher“, argumentiert Schopenhauer an einer der oben angeführten Stellen weiter, „bleibt jede Übersetzung tot und ihr Stil gezwungen, steif, unnatürlich, oder aber sie wird frei, d. h. begnügt sich mit einem à peu près, ist also falsch.“ In jenen Fehler sehen wir bei Imelmann z. B. Voß fallen[3]), in diesen die dort vertretenen Franzosen. An der Klippe, zu wörtlich und damit undeutsch, oder zu frei und damit ungenau zu übersetzen, ist schon mancher gescheitert: Vossens Übersetzungen sind oft geradezu unverständlich; Zelter schreibt an Goethe (25. Oktober 1811): „Man müßte so geschwind als möglich Lateinisch lernen, um Vossens Deutsch zu verstehen“, und von seiner Homerübersetzung urteilt die Staël, daß sie aus Ilias und Odyssee Gedichte mit deutschen Worten, aber griechischem Stil mache, und fährt dann fort: L'antiquité y gagne; l'originalité propre à l'idiome de chaque nation y perd nécessairement. Umgekehrt führt W. von Humboldt a. a. O. seine Meinung, daß trotz sehr vorzüglicher Übersetzungen der

---

1) Zitiert von Schneidewin, Zeitschrift für Gymnasialwesen, Mai 1899.

2) Dasselbe wird man bei einer Vergleichung von Platens (vierzeilige Strophen mit trochäischen Blankversen) und Geibels (im Klassischen Liederbuch, Metrum des Originals) Übersetzung von Horazens Vides ut alta empfinden. Dann lese man Voß.

3) Gruppe a. a. O. S. 88: „Horazens feine Urbanität ist oft in bäuerliche Plumpheit verkehrt“; S. 90: . . . „Abstand, der nicht geringer ist wie Eutin von Rom“.

Alten ins Französische „dennoch auch nicht das mindeste des antiken Geistes mit ihnen auf die Nation übergegangen sei, ja nicht einmal das nationelle Verstehen derselben dadurch im geringsten gewonnen habe", auf die falsche von den französischen Übersetzern befolgte Regel zurück, „der Übersetzer müsse schreiben, wie der Originalverfasser in der Sprache des Übersetzers geschrieben haben würde".[1])

Wir Deutschen haben seit der klassischen Periode unserer Litteratur in der Übersetzungskunst bedeutende Fortschritte gemacht: mit den Mitteln, die unsere durch hervorragende Schriftsteller in allen Litteratur- und Stilgattungen gebildete, durch beispiellosen Kulturaufschwung und entgegenkommende Aufnahmefähigkeit genährte, durch große Denker und ein schreibfreudiges Volk in Tiefe und Breite geführte und geübte Sprache dem Übersetzer an die Hand giebt, kann er auch dem antiken Vorbilde bis auf das Hauptsche undefinierbare Etwas, das uns aber Keller mit Glück definiert zu haben scheint, gerecht werden.

Muß nun aber nicht bei dem Übersetzen aus einer so vervollkommneten Sprache, wie sie die deutsche ist, in eine alte Sprache die Schwierigkeit in umgekehrtem Maße wachsen? Allerdings haben das Griechische und Lateinische mit ihrem Formenreichtum, der nicht nur dem Ausdruck, sondern auch der Wortstellung zu gute kommt, mit ihrer allen rhetorischen Wirkungen dienstbaren Biegsamkeit, ihrer für den Rhythmus der Rede so wesentlichen Tondauer, die ein viel feineres Ohr verlangt als die Tonstärke — mit allen diesen Vorzügen haben die klassischen Sprachen auch vor der unsern ein gut Teil voraus, aber der Ideen- und Gefühlsreichtum, Reim und Strophenbau unserer Sprache halten doch jenen Vorzügen mindestens die Wage, ja, gerade sie zum Ausdruck zu bringen wird dem Übersetzer aus der modernen Sprache mit den Mitteln der alten in wer weiß wie vielen Fällen nicht gelingen.

Doch der Leser wird der grauen Theorie nun genug haben, obgleich wir noch einige Male in den trockenen Ton werden fallen müssen; sehen wir uns deshalb einmal ein wenig die Praxis an und prüfen wir an einigen Versuchen auf dem in unserem Thema bezeichneten Gebiete, ob ihnen gegenüber die Ergebnisse unserer Untersuchung Stich halten. Aus einer ziemlich reichhaltigen Litteratur[2]) dieser Art lege ich der folgenden Kritik zu Grunde: 1. Benjamin Gottlob Fischers Arminius et Theodora,

---

1) Geschickt und überzeugend hat Bardt im Nachwort seiner Übersetzung einiger Sermonen des Horaz (Weidmann 1900) die Ersetzung des Hexameters durch fünffüßige gereimte Jamben motiviert; nähern sich doch die Sermonen, wie schon ihr Name sagt, der oratio pedestris.

2) Das Neueste hat F. Müller gelegentlich der Recension des Hauptschen Bändchens in der Z. f. G., Januar 1900, aufgeführt.

Stuttgart 1822[1]) — griechisch-römischen Versen nachgebildete deutsche Verse haben in der Übersetzung die Form des Originals bewahrt; 2. Gustav Feuerleins lateinische Übersetzung sämtlicher Schillerschen Gedichte, Stuttgart 1831, 2 Bände — in antikem Versmaß, auch wo Schiller es nicht hat; 3. Haupt, E. Eckstein (Lyra germano-latina, Dresden-Leipzig 1894) und Fr. Strehlke (Deutsche Lieder in lateinischer Übersetzung, Berlin 1885), die das Versmaß des Originals immer beibehalten, jene mit strengerer, dieser mit laxerer Beobachtung der lateinischen Tondauer.

Mit Bezug auf die lateinische Übersetzung von Hermann und Dorothea sagt Goethe bei Eckermann (unter dem 18. Januar 1825): „Besonders lieb ist es (das Epos Hermann und Dorothea) mir in der lateinischen Übersetzung; es kommt mir da vornehmer vor, als wäre es, der Form nach, zu seinem Ursprunge zurückgekehrt." Der Übersetzer hat die Hexameter des Originals durch streng klassische Hexameter wiedergegeben. Dieser in Griechenland geborene Vers hatte sich schon, als er in Rom den alten Saturnischen Vers ablöste[2]), der Einwirkung des römischen Geistes (häufigerer Gebrauch der schweren Spondeen, der männlichen Cäsuren u. a.) nicht entziehen können, die modernen Sprachen mußten ihn ihrer Natur nach noch mehr Einbuße erleiden lassen.[3]) Ist in den klassischen Sprachen der logische Wert der Silbe im Verse durchaus irrelevant, der Accent des Wortes ferner ohne Einfluß auf den Vers — so schmiegen sich bei uns Rhythmus und Logik und Accent eng aneinander. Aber innerhalb der ihm durch seine Sprache und Metrik gezogenen Grenzen hat der Deutsche den fremden Gast virtuos gehandhabt, auch Goethe in Hermann und Dorothea, wenn man absieht von der im Deutschen jetzt durchgängig zulässigen Ersetzung des Spondeus durch den Trochäus[4]); absieht von der Zahl der spondeischen Verse, die hier und

1) Ich hatte zuerst die Übersetzung Josephs, Grafen von Berlichingen, Jagsthausen 1828, verglichen, sah indessen aus der gleich zu erwähnenden Stelle bei Eckermann, daß Goethe jene nicht gemeint haben kann; außer Fischers Übersetzung ist mir aber keine mehr bekannt. Fischer hat auch Vossens Luise ins Lateinische übertragen.

2) Vergl. Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache §§ 44, 62 flg.; Lyon, Poetik[3] S. 30, wo die wichtigere Litteratur über den deutschen Hexameter zu finden ist; Düntzer am Ende seiner Einleitung zu Hermann und Dorothea, wo die Freiheiten, die sich Goethe mit dem Hexameter gestattete, besprochen werden.

3) Das Französische, dessen Wortton innerhalb des Satzes viel zu sehr verschwindet und nicht Träger des stark ausgeprägten Verstons werden kann, hat ihn nicht verwenden können und durch den Alexandriner ersetzt.

4) Gruppe a. a. O. S. 366: „Ihrem innersten Bau zufolge macht die Sprache den trochäenfreien Hexameter unmöglich".

da eine malerische Wirkung erzielen (V: die weit und breit sich aufthut, da scheint mir ein graues Alter), aber öfter unmotiviert sind und dem Verse vor dem katalektischen letzten Fuße etwas Dickflüssiges geben (II: wovon noch nichts verkauft ist; VII: der schon so gesund Euch anblickt); absieht endlich von der in der Thesis stehenden und den Fluß des Verses hemmenden deutschen Länge (VII: Freunde, dieses ist wohl das letzte Māl, daß ich den Krug euch). Mit solchen Fehlern verschont der Übersetzer, der, um das gleich zu sagen, die fremde Sprache hervorragend beherrscht[1]), das rhythmisch geschulte Ohr des Hörers. Wenn mich der Eindruck, den die Übersetzung auf mich gemacht hat, nicht täuscht, beruht das ihr von Goethe gespendete anerkennende Urteil vorzugsweise auf der bei aller durch Abwechslung von Daktylen und Spondeen, männlichen und weiblichen Cäsuren ermöglichten freien Bewegung doch straffen Form des lateinischen Hexameters, der mit seiner gewissenhaften Berücksichtigung auch der Tondauer ein dafür empfängliches Dichterohr besonders gefangen nehmen muß; der versus „heroicus" hat außerdem mit seinem ernsten, majestätischen Gange in der That etwas Vornehmes und rückt auch das Kleine und Alltägliche in eine höhere Sphäre. Dazu kommt die männliche, reife, ehrwürdige, selbstbewußte Sprache eines in staatlicher und rechtlicher Kulturarbeit schöpferischen und bahnbrechenden Volkes; dazu endlich die über dem Ganzen ruhende Weihe des Klassischen, das für des Dichters Leben einst so bestimmend geworden war und seit Winckelmann, Klopstock und Lessing die deutsche Litteratur verjüngte und adelte. Das meint offenbar Goethe, wenn er sagt „der Form nach". Der Form nach scheint es ihm „zu seinem Ursprunge zurückgekehrt", das soll doch wohl heißen: das fremde Gewand, in dem das Zeitbild mit dem großartigen historischen Hintergrunde hier vor uns tritt, ist das dem epischen Gedichte entsprechende, natürliche, ursprüngliche.

Ganz abgesehen nun aber davon, daß Goethes Urteil in der Fassung etwas Hypothetisches an sich hat, bedenke man, um seine Tragweite nicht zu überschätzen, daß solche Aufzeichnungen von fremder Hand leicht etwas Schiefes bekommen und durch Außerachtlassung einer begleitenden Geste oder Miene eine bestimmte Nuance unterschlagen, sodann aber scheint der Ausdruck „vornehmer" schon an sich nicht ohne eine gewisse Ironie verstanden werden zu müssen: daß die neue, lateinische Form des Epos wirklich als ein Gewinn, als eine Vervollkommnung anzusehen

1) Aufgefallen ist mir die Übersetzung von (VII) „Und Ihr glaubtet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden": Atque putas habilem nacturum in me esse puellam, wo sich durch die metrisch zulässige Weglassung von in eine gute lateinische Konstruktion ergab — und andere Kleinigkeiten.

sei, das hat doch wohl Goethe nicht geglaubt noch sagen wollen. Überzeugen wir uns zunächst von der Ohnmacht des Übersetzers, mit den Ausdrucksmitteln der alten Sprache der modernen gerecht zu werden: wo Begriffe fehlen, stellt sich eben auch das Wort nicht ein.

VI, 137 flg.:

Denn der rote Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber ist der Saum des Hemdes zur Krause gefaltet
Und umgiebt ihr das Kinn, das runde, mit reinlicher Anmut;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund,
Und die starken Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Sitzt sie gleich, so sehen wir doch die treffliche Größe
Und den blauen Rock, der vielgefaltet vom Busen
Reichlich herunterwallt zum wohlgebildeten Knöchel —

übersetzt Fischer so:

Ecce sinum tumidum rubicundus supparus effert,
Adstrictus pulchre, et sedet arcta subucula nigrans,
Collarisque vicem terse crispa occupat ora
Interulae, et mentum pulporum suaviter ambit;
Intrepidum atque vigens capitis bellum eminet ovum;
Cirri argenteolis acubus multo orbe tenentur;
Nec, quamquam residet, praeclara statura latescit,
Quodque plicis multis de pectore defluit infra
Purpureum ad talos lepidos femorale[1]) puellae.

Weder in Wörtern noch Wendungen kommt der deutsche Dichter zu seinem Rechte: eine Rückübersetzung ist eigentlich gar nicht möglich, da die Bedeutung der lateinischen Namen z. B. für die Kleidungsstücke sich mit der deutschen nicht deckt und auch eine gequälte Umschreibung (collarisque u.s.w.) nichts hilft; das ganze Bild hat an Lieblichkeit und Anschaulichkeit fast alles eingebüßt; das mindeste, was man von einer Übersetzung verlangen darf, daß sie an sich verständlich sei und bei der Rückübersetzung die Schönheit des Originals ahnen lasse, erfüllt diese nicht. In andern Fällen hat das Lateinische wohl die Ausdrucksmittel, aber der Übersetzer hat wohl oder übel auf ihre Benutzung verzichtet und so den Dichter um schöne Wirkungen gebracht, wie wenn er IX, 174 flg.

Nicht die Nacht, die breit sich bedeckt mit sinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) soll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltsam herabschlägt,
Nicht der sausende Sturm —

übersetzt:

Nec nox, quae passim densis se nubibus ambit,
Nec tonitrus, cuius strepitus mihi fertur ad aures,
Nec qui vi vehemente foris effunditur imber,
Nec venti furiae teneant —

1) Findet sich weder im Lexikon noch in Beckers Gallus.

doch wollen wir nicht verschweigen, daß er den Schluß des ersten Gesanges so wiedergiebt:

> Ungula dura strepit, strepit impiger impetus axis,
> Ostia subque domus tonat, haud mora, rheda volucris —

wo die Häufung des (Zungen=) r glücklich das Rasseln des Wagens malt. Dabei kann man im ganzen dem Übersetzer die Anerkennung nicht versagen, daß er sich möglichst treuer Wiedergabe des Sinnes beflissen hat; daß er zu diesem Zwecke Umschreibungen nötig gehabt, Flickwörter, ja =Gedanken eingeschoben und so am Ende der Gesänge 10—20 Verse mehr als das Original aufweist, darf nicht wundernehmen: legte ihm doch das antike Metrum überdies dem Original ersparte Fesseln an. Hören wir den Anfang des Epos bei ihm:

> Tam solas numquam plateasque forumque videbam!
> Urbs purgata velut scopis, emortua tanquam
> Cernitur! E cunctis mihi quinquaginta videntur
> Vix superesse viris! Nova quantum cura videndi
> Hem, valet! Extorres ut cernat in agmine tristi,
> Unusquisque ruit curritque. Nec integra quemquam
> Terruit hora, viae qua distat ab aggere, fessis
> Quae superanda viris, urbs, quin contenderet illuc,
> Pulvere, qui solis medio est calidissimus orbe.

Aus den 7 Versen des Originals sind 9 geworden, nur der erste hier deckt sich mit dem ersten dort; für „ist“ hat Fischer das plastischere cernitur, für „gekehrt“ die Umschreibung purgata scopis; das „nicht“ fehlt bei ihm, ebenso das eher entbehrliche „unsern“; hem ist Flickwort; dann fehlt „armen“; in agmine tristi ist kaum lateinisch, ebensowenig viae agger; fessis quae superanda viris ist eine freie Erweiterung des Originals; pulvere ist grammatisch zu beanstanden; „im heißen Staube des Mittags“ wird in der Übersetzung ein ganzer Hexameter.

Zugleich als Übersetzungsprobe schreibe ich noch eine Stelle aus dem siebenten Gesange (37 flg.) aus:

> Dixerat atque gradus descenderat ipsa comesque
> Latos, inque labro fontis consedit uterque.
> Deprimit adversum corpus tractura puella,
> Atque aliam prendens hydriam se flectit ephebus.
> Coeruleumque polum trepidam sibi reddere cernunt
> Effigiem, nictantque sibi blandeque salutant.
> Tum laetus iuvenis: potum mihi porge! statimque
> Porgit, et innixi sociales vasibus, ambo
> Respirant.

Hier ist deprimit adversum corpus gesucht und geziert, tractura nicht ohne das Original verständlich und der Situation nicht angemessen (es ist kein Ziehbrunnen), aliam grammatisch falsch (denn die tiefsinnige

Frage eines neueren Erklärers: Wie viele Krüge trug Dorothea? beantwortet der Übersetzer, wie V. 112 bei ihm beweist, richtig), „im Spiegel" unübersetzt geblieben, statim Flickwort, sociales und respirant ungenau, vasibus ungebräuchlich.[1])

Wir erwarten den Einwand, daß solche Worttreue vom Übersetzer verlangen die Schwierigkeiten seiner Aufgabe verkennen, ihre Grenzen zu eng stecken, den Übersetzer auf Kosten des auch unter dem Zwange des Verses arbeitenden Dichters (vergl. oben Lessings Worte) herabsetzen heiße. Nein, zum wenigsten muß uns der Übersetzer für den Ausfall an Schönheiten des Originals durch andere Vorzüge entschädigen. Das kann man aber bei aller Anerkennung der Bemühungen des Übersetzers nicht für erreicht erklären. Mag man seiner Arbeit auch den color Latinus nicht absprechen, den color patrius hat das Original unter seinen Händen entschieden eingebüßt. Der Erdgeruch des Heimatlichen, das Gemütvolle, das Deutsche ist verloren gegangen. Wir bezweifeln, ob das Epos in dieser Gestalt je „Thränen ins Auge gelockt", ob der Dichter selbst beim Vorlesen des vierten Gesanges solche vergossen hätte und „so bei seinen eigenen Kohlen geschmolzen" wäre. Wie könnte aber auch die wuchtige, ernste, große Wirkungen bezweckende römische Sprache sich zur Schilderung gemütlichen Kleinlebens eignen! Wie selten haben sich ihre Dichter, selbst Satiriker, auf breitere Schilderung des täglichen Lebens und der kleinen Leute eingelassen! Ebensowenig, wie die bildende Kunst der Alten sich ihrer angenommen hat — der Kleine war für den Römer nur numerus, sein Interesse hing am Ganzen; wenn diesem der Kleine oder Einzelne in ganz besonderer Weise gedient hatte oder diente, fand der Achilles seinen Homer. Und nicht nur das Milieu vermag die Übersetzung nicht wiederzugeben, auch die ganze Stufenleiter der Stimmungen, die das Epos durchläuft, behagliche Ruhe, verhaltene Leiden-

1) Zur Vergleichung höre man Berlichingen:

> Dixerat atque gradus latos descenderat illa
> Cum socio gradiens; et muri in sede residunt
> Ambo, cingentis fontem. Haec inflectitur haustum,
> At reliquam prendens hydriam se flectit et ille.
> Caeruleoque vident caelo simulacra remissa,
> Quae sibi per fluctus adnutant blanda salutem.
> Iam laetus dixit iuvenis: mihi porrige potum.
> Illa hydriam praebet. Concordes ambo quiescunt
> Innixi vasis.

B. hat die (ihm gewidmete) Fischersche Übersetzung offenbar stark benutzt, nicht immer verbessert: in dieser Stelle ist gradiens überflüssig, concordes ungenau, aber „im Spiegel" hübsch durch die Konstruktion ersetzt und auch der grammatische Fehler Fischers vermieden; die Zahl der Verse kommt bei beiden Übersetzern der des Originals gleich.

schaft, Humor und ernste Weisheit, keimende Liebe und keusche Zurückhaltung, wilde Begierde und fromme Ergebung, seliges Genießen und wehmütiges Entsagen — der erschütternde Gegensatz zwischen dem friedlosen Hintergrund und dem nur vorübergehend getrübten Spiegel eines friedlichen Idylls: die Übersetzung vermag ihnen mit ihrer nivellierenden kühlen Gemessenheit nicht zu folgen. Der wahre Dichter schafft eben sein Gedicht, sein ganzes, Form und Inhalt, auf dem Grunde seiner Seele, und „poetischer Gehalt", sagt Goethe selbst (Ein Wort für junge Dichter), „ist Gehalt des eigenen Lebens", wird also durch jede fremde Vermittelung verzerrt und verkümmert überliefert. Der deutsche Klassizismus gewinnt durchaus nicht durch das klassische Gewand, sondern er erwächst aus denselben Wurzeln wie der antike und findet seine Nahrung nur im väterlichen Boden, in dem heimatlichen Volke — seinen Ausdruck in der Muttersprache.

Unser Urteil über Fischers Arminius et Theodora kann nur lauten: Der Verfasser kennt die lateinische Sprache und ihre dichterische Handhabung, zeigt aber, was sie nie und nimmer zu leisten imstande ist, weil es ihrem Geiste und Charakter widerspricht.

Wir kommen zu Feuerleins Übersetzung der Schillerschen Gedichte. Er steht dadurch Fischer am nächsten, daß er ausschließlich klassische Metren zu seiner Übersetzung verwendet, viele Hexameter und Pentameter, Senare, horazische Maße (sapphische, alcäische, archilochische, asklepiadeische Strophen), und zwar so, daß Schillers Hexameter und Pentameter durch ebensolche lateinischen wiedergegeben sind. Bei der Gewandtheit der Alten, abgerundete und zugespitzte Gedanken in diese Verse, zumal in das Distichon, zu fassen, ist es begreiflich, daß sich unter den übersetzten Votivtafeln manches Gelungene findet, z. B.

Der Schlüssel (Willst du dich selber):

Noscere si te vis, aliorum perspice mores;
Si vis nosse alios, inspice corda tua —

Wahl (Kannst du nicht allen):

Ars tua ni cunctis placet atque opus, elige paucos,
Queis placeas, multis nempe placere malum est.

Aber was sollen wir zum „Taucher", was zum „Grafen von Habsburg" in Distichen sagen, was zum „Handschuh" im archilochischen Versmaße! Wo bleibt denn dabei im „Taucher" die meisterliche Behandlung des Metrums, des Reims, der Sprache überhaupt, wo die dem Gegenstande, dem Ringen der Menschen mit dem Elemente, so entsprechende Strophenform mit ihren entschlossenen männlichen vier Anfangsversen, denen dann die beiden letzten Zeilen, das Zarte mit dem Strengen

paarend, beschwichtigend folgen! Wo bleibt die kunstvollste Strophe, die Schiller gebaut hat, die des „Grafen von Habsburg", mit ihrer schwungvollen, prächtigen, festlich-feierlichen Diktion! Wo bleibt nun gar erst die wirkungsvolle Tonmalerei des „Handschuh"! Nehmen wir eine beliebige Stelle aus dem letzten:

> Da fällt von des Altans Rand
> Ein Handschuh von schöner Hand
> Zwischen den Tiger und den Leun
> Mitten hinein.
> Und zu Ritter Delorges, spottender Weis',
> Wendet sich Fräulein Kunigund:
> „Herr Ritter, ist Eure Lieb so heiß,
> Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund,
> Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Hier haben wir zuerst das helle „da", das öfter bei Schiller etwas Neues, Unerwartetes, zur Aufmerksamkeit Zwingendes an sich hat: man erinnere sich nur an „Da hört man auf den höchsten Stufen" in den „Kranichen"; ferner den kurzen Vers „Mitten hinein", das Unabänderliche des Geschehnisses, das Aussichtslose jedes Versuches der Wiedererlangung andeutend; dann die apostrophierte, das Spottende und Herausfordernde malende Kunigund, womit man die schmelzende, schmachtende, vielverheißende Kunigunde der letzten Strophe vergleiche; auch das in den schnippischen Ton passende „Stund", und das „Ei" — als ob es sich um eine Liebeständelei handelte und Delorges sich nur zu bücken brauchte; man beachte endlich die, Eile und Entschlossenheit verratenden, Anapästen der den oben zitierten folgenden zwei Zeilen, mit den sich anschließenden außerordentlich malerischen Jamben „Mit festem Schritte", die etwas Furchtloses und Beruhigendes haben — und nun höre man Feuerlein:

> A roseis manibus podii de margine missum
> En! digitale volat.
> Inter utramque feram, tigridem fulvumque leonem
> Decidit hoc medium.
> Tum Delorgem equitem Cunigunda virago iocanti
> Voce lacessit: Eques!
> Si tibi tantus amor, quantum mihi dicere pergis,
> Hem! digitale refer!

Als ob der Übersetzer gefühlt hätte, in welch Prokrustesbett er den Dichter an solchen Stellen zwängt, schreibt er in der Vorrede: Interpres carmen, quod inscribitur Campana, quum interpretando huic aptum invenire metrum desperaret, non ausus est latine reddere. Illud poema plurimum suavitatis variatis modis debere nemo infitiabitur. Ja, das trifft doch aber nicht allein bei der „Glocke" zu! Feuerlein hat auf Wunsch des Verlegers eine von Prof. Fischer (wohl

dem uns schon bekannten) herrührende Übersetzung des Gedichts aufgenommen, die er selbst egregia nennt.[1]) Hören wir einiges daraus:

> Festinantque suos messorum laeta iuventus,
> Cum redeunt, festos concelebrare choros —

heißt bei Schiller:

> Und das junge Volk der Schnitter
> Fliegt zum Tanz;

die Stelle aus der Feuersbrunst:

> Kinder jammern, Mütter irren,
> Tiere wimmern
> Unter Trümmern;
> Alles rennet, rettet, flüchtet,
> Taghell ist die Nacht gelichtet —

wird zu

> Puerique queruntur
> Atque errant circum matres, contecta ruinis
> Bruta gemunt, ruitur, servatur, tuta petuntur.
> Splendorem medii sistit nox sera diei.

Wo bist du, Schiller, geblieben! Will man noch das Lob der tugendsamen Hausfrau hören?

> Intus et ecce domum moderatur casta marita,
> Prolis amata parens, sapienter in orbe suorum
> Cuncta regit, cohibet pueros, fingitque puellas.
> Haec sine fine manus exercet mobilis, auget
> Omnia solerti dum digerit ordine, lucrum u. s. w.

Kann sich hier noch Herz und Ohr an einem gelungenen Bilde weiden? Ökonomie, durch Metrum, Gleichklang, großartige Beherrschung des sprachlichen Materials über dem Ganzen ausgegossener Farbenglanz — alles unter den dröhnenden und spröden Lauten der Soldatensprache verschwunden! Und so überall: Wie rauscht es in Schillers „Macht des Gesanges", wo geheimnisvoll nach Geister Weise ein ungeheures Schicksal wirkt — und wie schmächtig und zierlich nehmen sich daneben Feuerleins alcäische Strophen aus, die in ihrer Engbrüstigkeit der gewaltige Schillersche Odem sprengen möchte! Wir müßten uns wiederholen, wenn wir noch mehr Beispiele anführen wollten: Feuerleins tadelloses Latein und metrisches Gewissen wiegen die Verluste, die der Sprachkünstler Schiller unter des Übersetzers Händen erlitten, nicht auf; obgleich er bei dem der fremden Sprache verwandten rhetorischen Charakter der Schillerschen Sprache Fischer gegenüber im Vorteil war, hat er doch dem Aar die

---

1) Eine Übersetzung des Gedichts von Quaßnigk, Cöslin 1871, war mir leider nicht zugänglich.

Schwingen gestutzt und ihn dem Adler Goethes gleich gemacht, daß er sich „mühsam kaum am Boden weghebt".

Doch ehe wir zu Strehlke übergehen, müssen wir Feuerlein noch einmal zitieren; er giebt die erste Strophe des „Siegesfestes" also wieder:

Arx Priami ruerat, Troianae gloria gentis,
  Et spoliis amplis dives Achivus ovat.
Iuxta Helles littus residentes navibus altis
  Helladis egregiae dulcia rura petunt.
Clamant: prora foco patrio est adversa, redimus
  Ad nostros, laetum fundite ab ore melos.

Daß hier der Charakter des Gesellschaftsliedes — und ein solches sollte es doch nach Schillers Absicht nun einmal sein — ganz verwischt ist, daß man insbesondere den Refrain schmerzlich vermißt, fühlt jeder. Hören wir nun einmal Strehlke:

Arx est Priami deleta,
Versa urbs in cineres;
Longa Graeci spe expleta
Spoliisque divites
Altis navibus sedebant
Ad ripam maritimam
Et cursum iam dirigebant
Ad amoenam Graeciam.
  Laetos cantus intonetis!
  Ad domesticos lares
  Iam conversae sunt naves.
  Domos vestras mox videtis.

Das ließe sich schon eher singen, und bei einer Vergleichung beider Übersetzungen durch ein Ohr, das die fremde Sprache nicht versteht, wird zweifellos der gewinnen, der den Rhythmus des Dichters, den Rhythmus von „Freude, schöner Götterfunken", beibehält. Strehlke macht also den Versuch, in dem fremden Gewande den deutschen Rhythmus beizubehalten. Wie wäre dies nun wohl vor dem Ohre eines alten Römers erträglich zu machen?

Cicero verlangt und begründet ausführlich (de or. III, 44, 173 flg.) die Notwendigkeit des numerose dicere; er sagt, der Redner unterscheide sich von dem seiner Kunst Unkundigen, quod ... sic illigat sententiam verbis, ut eam numero quodam complectatur et astricto et soluto — freilich versus in oratione si efficitur coniunctione verborum, vitium est,[1]) worin einen Widerspruch zu sehen der Verfasser nicht gelten lassen

1) Vergl. Tac. Ann. I, 1: Urbem Romam a principio reges habuere; Liv. ex.: Facturusne operae pretium sim; „esse videtur". Vergl. noch Cic. or. 66 und 189 und Arist. rhet. 3, 8: *ῥυθμὸν δεῖ ἔχειν τὸν λόγον, μέτρον δὲ μή· ποίημα γὰρ ἔσται ... ὁ δὲ ἴαμβος αὐτή ἐστιν ἡ λέξις ἡ τῶν πολλῶν. διὸ μάλιστα πάντων τῶν μέτρων ἰαμβεῖα* (wir trochäische) *φθέγγονται λέγοντες.*

will. Also Rhythmus in Prosa! Er ist ja auch uns als Erfordernis eines guten Stils wohl geläufig. E. Ebers entschuldigt sich in der Vorrede zu einem seiner Romane, daß ihm ganze Seiten in Jamben in die Feder gelaufen seien; er habe sie aber als der lyrischen Stimmung der Situation angemessen nicht tilgen wollen[1]) — Rhythmus in diesem Sinne meinen wir natürlich nicht, sondern den durch das richtige Wort an richtiger Stelle klaren und deutlichen, Reichtum und Fülle, Bildlichkeit, Innigkeit, Kraft, Biegsamkeit, Tonfall und Wohllaut zeigenden Stil, der Herz und Sinn bezaubert und gewinnt. Der alte Redner, der sprach, durch die Rede auf seine Zuhörer wirken wollte, hatte besonders nötig auf ihre Form zu achten und alle durch sie erreichbaren Effekte herauszuarbeiten.

Danach ist klar, was für ein Römerohr rhythmisch klang, ohne das antike Versgewand zu tragen: wenn der Übersetzer diesen Rhythmus innerhalb des deutschen Metrums erreicht, so hat er in der That, wie der Lateiner sagt, zwei Wände aus demselben Tünchgefäße geweißt. Betonung nur auf einer langen Silbe — verlangt der antike Vers; Betonung nach der täglichen Aussprache — verlangt die lateinische Prosa, die als einzige Betonungsregel kennt: eine lange vorletzte Silbe hat den Accent: homĭnis, aber humānus. Gerät nun aber diese Regel in Kollision mit unserm Rhythmus, d. h. fällt auf eine Arsis im Deutschen eine im Lateinischen nicht betonte — oder auf eine Thesis im Deutschen eine im Lateinischeu betonte Silbe, so giebt es für jedes lateinsprechende Menschenkind einen unerträglichen Mißklang, und man empfindet schmerzend, daß sich hier zwei unvereinbare Elemente mischen sollen, die ihrer Natur nach feindliche Brüder sind und bleiben müssen. Nun wagt Strehlke: ád rīpám marítimám; cursúm; larés; navés. Schlimmer noch ist der andere Fall: in Strophe 3 desselben Gedichts

---

1) Man erinnert sich hier der pathetischen Stellen des Egmont mit ihrer halbrhythmischen Sprache, die ein eigentümliches Mittelding zwischen Poesie und Prosa bildet (Wendt) und aus der schon Schiller am Ende seiner Recension ein Stück in jambischer Gliederung anführt. Auch P. Lindau giebt gelegentlich einer Aufführung des Trauerspiels im Berliner Schauspielhause (Mai 1890) einige Stellen jambisch wieder; so lauten die Schlußworte Egmonts bei ihm:

Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere
Zu steh'n und, rings umgeben von dem droh'nden Tod,
Das mut'ge Leben doppelt rasch zu fühlen.
Dich schließt der Feind von allen Seiten ein!
Es blinken Schwerter. Freunde, höhern Mut!
Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder!
Und diese treibt ein hohles Wort des Herrschers,
Nicht ihr Gemüt. Schützt eure Güter!

Néptūnúm; Str. 5 cústōdít; Str. 7 félīcés, lárgītúr; Str. 8 dévīcít, und so in fast jedem der übersetzten Gedichte.[1]) Den Hiatus wollen wir dem Übersetzer hingehen lassen — wir wollen ja bloß den Prosarhythmus; auch an dem Reime[2]), den wir ja auch erst von außen bekommen haben und in den mittelalterlichen Hymnen ohne weiteres Bedenken lesen, nehmen wir keinen Anstoß — aber jene Fehler gegen die lateinische Betonung außerhalb des lateinischen Metrums sind schlechterdings unerträglich und müßten vom Übersetzer vermieden werden; daß er das kann, beweisen Haupt und Eckstein.

Ist Strehlke wenigstens die Fessel des Reimes los, gelingt es ihm auch; man höre die Blankverse in Goethes „Grenzen der Menschheit":

Si pater priscus
Et venerandus
Placida de manu
Ex mobili nube
Fulmina spargit,
Terrae fecunda,
Oscula supplex
Margini vestis
Inferam imo,
Religione
Pavens et metu.[3])

Heines Frühlingslied lautet bei ihm so:

Leniter per animum
Soni serpunt suaves;
Sona, vernum çanticum,
Ubicunque aves.

Sona, dum audiveris
Flosculos florere;
Rosam si quam videris,
Hanc jube valere —

nicht übel, nur schade, daß der Hauptgedanke des Gedichts unter den Tisch gefallen ist; wo bleibt: „Kling hinan bis an das Haus", nämlich der Geliebten, der „Rose"? Und damit kommen wir auf die mehr innerlichen Verluste, die der Dichter auch bei dieser Art der Übertragung erleidet. Wie sie den Staub von den Schmetterlingsflügeln des Dichters streift, zeigt natürlich am empfindlichsten ein Gedicht, das ganz Stimmung ist:

Me latet, cur oriatur
In me tristitia;
Fabella prisca versatur
Nimium in anima —

welche bare Prosa! Und besonders beachte man den frostigen Schluß:

---

1) Freilich nehmen sich auch schon die alten Hymnendichter solche Freiheiten; z. B. finde ich bei Adam v. St. Victor póssimus, urbé, súspirat.

2) Vergl. was wir darüber weiter unten im Anschlusse an Ecksteins Übersetzungen sagen.

3) Aber auch hier in der folgenden Strophe: irrīdent.

Mox unda devorabit
Cum navi iuvenem;
Tantum virgo probabit (!)
Cantus dulcedinem.

Ich kann mir nicht helfen — mir scheint diese lateinische Reimerei den Bänkelsängerton der bekannten Studentenlieder glücklich zu treffen.[1]) Ob man dadurch, wie Strehlke in seiner Vorrede meint, eine Art Prüfstein für den Wert der deutschen Dichtung gewinne, und ob es für die studierende Jugend, die das Erlernen des Lateinischen mit Recht als eine mühevolle Arbeit ansehen müsse, eine Art Erholung sein könne, wenn sie dasselbe auf das vaterländische Gedicht angewendet finde, scheint mir ohne Umschweife verneint werden zu müssen.

Eckstein hat in einem zierlichen Heftchen 17 bekannte Gedichte von Goethe, Rückert, Heine, Lenau und anderen unter Beibehaltung von Reim und Rhythmus des Originals ins Lateinische übersetzt. Er läßt vorsichtiger als Strehlke lateinischen Wort- und Versaccent zusammenstimmen, ist aber um Tondauer ebenso unbekümmert wie jener. Ehe wir das an einigen Proben nachweisen, müssen wir uns aber mit seiner „Rechtfertigung des Reimes statt des Vorworts" auseinandersetzen. Er begnügt sich damit, an die Spitze des Bändchens folgende Worte August Fuchs' zu stellen: „Die Neigung zum Reime durchdringt die lateinische Sprache so sehr, daß nicht nur kein Dichter sich ihm ganz entziehen konnte, sondern daß selbst die Redner sich seiner gerne bedienten, und wir können wohl behaupten, daß der Reim im Lateinischen zu völliger Ausbildung und regelmäßiger Anwendung gelangt sein würde, wenn die lateinische Dichtung sich naturgemäß hätte entwickeln können". Darin steckt ein großer Irrtum, oder der Ausdruck ist wenigstens von grober Ungenauigkeit. Wie die saturnischen Lieder und später der lateinische Kirchengesang zeigen, wäre die lateinische Sprache auch einer andern Art der Versbildung fähig gewesen, wenn nicht Graecia capta ferum victorem cepit: sic horridus ille defluxit numerus Saturnius (Hor. ep. II, 1) und die griechische Prosodie mit ihrer rein quantitierenden Messung ihren Einzug in Latium gehalten hätte; aber das ausgebildete Maß haben die alten Sprachen gerade weil sie keinen Reim haben, und diesen wieder haben sie nicht, weil sie ihn ihrem ganzen Bau nach nicht haben können. Je reicher nämlich die Flexion ist, desto nichtssagender wird der Reim; denn wenn der Gleichklang sich nur auf Flexionssilben erstreckt, so ist das kein vollwertiger oder eigentlich gar keiner. Wir

1) Höhere Aspirationen verfolgt nicht Almania, Dreisprachiges Liederbuch von F. Weinkauff, Heilbronn 1885, 2 Bde., wo sich viel Gelungenes und amüsant zu Lesendes findet.

wollen die Stammsilbe im Reime haben, im weiblichen zumindest neben der Flexionssilbe; darum tadeln wir schon, wenn Schiller Königé auf Höh' reimt, während jenes nur beschönige, allenfalls sehnige, wenige ertrüge: Januar, Februar sind keine Reime[1]), aber auch matutina und regina, alis und mortalis — ganz abgesehen von der quantitativen Verschiedenheit der beiden i — nicht, und auch nur auf der Höhe des Schillerschen Reims stehen delicata und prata.[2]) Die romanischen Sprachen stehen also darin den germanischen nach, und selbst die klangreichen italienischen Reime sind doch meist nur äußerlich, d. h. solche von Endungen, wenn auch zugegeben werden soll, daß diese voll und tönend und musikalisch sind. Man höre z. B. die erste Strophe von Grossis La rondinella:

Rondinella pellegrina
Che ti posi in sul verone,
Ricantando ogni mattina
Quella flebile canzone,
Che vuoi dirmi, in tua favella,
Pellegrina rondinella? —

daneben halte man etwa Tennysons Love and death, dessen 15 Zeilen so reimen: light, Paradise, eyes, view, yew, sight, mine, flight, thine, tree, beneath, eternity (!), death, fall, all. Nach alledem sollte es in den Fuchsschen Worten nicht heißen „wenn die lateinische Dichtung", sondern wenn die lateinische „Sprache" sich naturgemäß hätte entwickeln können — sagen wir, etwa in der Richtung des gallischen Vulgärlateins. Der Reim ist also etwas den alten Sprachen Fremdes, weil nicht Gemäßes: seine Verwendung bei Übertragungen ins Lateinische eine auf Täuschung des Publikums berechnete Anlehnung an das Original, durch die aber die Übersetzung an Lokalfarbe einbüßt.[3])

Heines Frühlingslied sieht bei Eckstein so aus:

Sonitat blandissime
Vox mi delicata . . .
Exi, carmen, appete
Nemus atque prata.

Appete in hortulis
Ia matutina!
Rosam ubi conspicis,
„Ave", dic, „regina"!

Da bemerken wir, daß Strehlke die Alliteration in der ersten Strophe besser gelungen ist „soni serpunt suaves", delicata giebt nicht den

1) Vergl. bei Schiller: Timotheus — Ibykus.

2) Die Beispiele sind Eckstein entnommen.

3) Chamberlain (Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts II, 984) meint so: „Wir entdecken in unserer Dichtung — auch abseits von der Musik — eine Neigung oder vielmehr einen unwiderstehlichen Trieb nach der musikalischen Seite hin". „Die Einführung des den Alten unbekannten (!) Reimes ist nichts Zufälliges; sie entstammt einem musikalischen Bedürfnis" — das, fügen wir hinzu, für die Alten durch die im Verse maßgebende Tondauer stärker und eher als durch unsere Tonhöhe befriedigt wurde.

vollen Sinn des Originals, exi ist nicht so genau wie bei Strehlke sona, carmen unvollständiger als vernum canticum; die ia matutina, ohne Deckung in der Vorlage, nehmen sich neben rosam u. s. w. sonderbar, fast störend aus; regina könnte man in diesem Sinne allenfalls mit einer Stelle des Terenz (Eun. I, 2, 88) rechtfertigen.

Wanderers Nachtlied lautet bei Eckstein:

Per culmina saltus
Est pax
Somnusque altus.
En, solis fax
Exstincta jamdiu!
Aviculae silent sub alis.
Brevi, mortalis,
Dormies et tu.

Der Übersetzer giebt „Ist Ruh" durch zwei Zeilen wieder; die folgenden Verse des Originals fallen hier ganz aus oder werden durch En — jamdiu ersetzt — was man aber von übersetzen unterscheiden muß; alis sehr frei und dazu bei der gewählten Konstruktion recht wunderlich.

Wie die Stimmung vom Übersetzer weggeblasen wird, mögen noch zwei Beispiele darthun; die dritte Strophe aus Lenaus „Auf dem Teich" vergleiche mit der Übersetzung:

Weinend muß mein Blick sich senken;	Plorans oculos demitto . . .
Durch die tiefste Seele geht	It per cordis abdita
Mir ein süßes Deingedenken	Dulcis tui cogitatio
Wie ein stilles Nachtgebet!	Ut precantis murmura —

und Rückerts „Aus der Jugendzeit" hebt also an:

Ex juventula (?), ex juventula
Carmen agit me perpetuo;
Dudum perdita, dudum perdita
Vae, defleo!

Ja, möchte man da nicht Chamberlain (a. a. O. I, 181) recht geben, wenn er vom Lateinischen als „dieser unpoetischsten aller Sprachen" spricht?

Endlich Haupt. Belger sagt von ihm a. a. O.: „Er besaß einen feinen Sinn für das Schöne und war warm begeistert für unsere großen Dichter und für die Alten". „Seine Bildung ruhte ganz auf den Klassikern, ja in der Handhabung der lateinischen Sprache hatte er eine Fertigkeit, um die ihn mancher Gelehrte von heute beneiden könnte." In einem der uns vorliegenden Sammlung vorausgeschickten Carmen heißt es am Schlusse:

Auris facilis praebete,
Aequi sitis arbitri,
Nec vos mihi succensete,
Sacri manes Goethii!

Welchen Grund er zu dieser deprecatio hat, wollen wir sehen.

Haupt folgt wie Strehlke genau dem Rhythmus und Reime des Originals; ja, er folgt auch dem eigensinnigen Rhythmus des Dichters gewissenhaft, wie in den ersten Versen der drei Strophen in der „Bekehrten“:

Bei dem Glanze der Abendröte	Clara vespera cum[1]) ad latus
Ging ich still den Wald entlang,	Silvae ibam tacita,
Damon saß und blies die Flöte,	Tibia cantabat stratus
Daß es von den Felsen klang —	Damon rupe resona —

nur im dritten Verse der dritten Strophe, wo Goethe ebenfalls neun Silben hat, hat Haupt bloß acht — das einzige Beispiel von metrischer Abweichung von der Vorlage, das mir aufgestoßen ist. Man vergleiche in dieser Hinsicht noch die Übertragung aus „Faust“:

Ach neige,
Du Schmerzensreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Not!
Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod —

bei Haupt:

O specta
Luctu confecta
Propitia me miseram!
Tu lacerata,
Necem quassata
Aspectas nati horridam.

Was die Behandlung des fremden Idioms innerhalb des deutschen Metrums anbetrifft, so ist die Quantität inmitten des Verses, wo ihre Vernachlässigung am störendsten auffällt, meist gewahrt, aber nicht immer am Ende: es reimen in der „Bekehrten“ tacitā und resonā, osculīs und iuvenīs, lātus und strātus. Die Übertragung ist oft recht frei und ungenau, selten geradezu unlateinisch[2]), öfter gewunden. Im „Tischlied“ giebt Haupt

Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde —

bloß durch

Nolo hinc abire;

in „Gefunden“

Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus —

durch

---

1) Natürlich ohne Schleifung zu lesen.

2) Grobe Fehler gegen die Grammatik sind mir nicht aufgefallen; Anstoß könnte erregen: O si non sim in natis (O wär' ich nie geboren!); effodi cunctis radicibus (mit allen Wurzeln) u. a. Dagegen liest man bei Strehlke: Non te hostis domuit qui per se interiit (statt per te interiisti).

Ut ornaretur
Mox (!) hortulus;

in „An den Mond"

Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit —

durch

Dura tu et dulcia
Mi restituis;

in „Wanderers Nachtlied"

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust? —

durch

Ecce, iactant agitatu
Maeror me et vana spes —

doch ich will den Leser nicht durch Beispiele ermüden und möchte dem Verfasser gegenüber nicht in den Verdacht der Kleinigkeitskrämerei kommen. Viel wichtiger ist, daß auch dieser Übersetzung nicht der Vorwurf erspart bleiben kann, nicht nur die Klangschönheit, sondern das undefinierbare Poetische des Originals zu erdrücken: unter dem schweren Sturm der lateinischen Laute verweht die Stimmung — es bleibt ein Baum mit künstlichen Blättern. Oder wer kennt Mignons schwermütige Sehnsucht wieder in den Versen:

Nosti tellurem citris floridam
Hesperidumque malis auream,
Quam Zephyri afflatu pervolant,
Quam myrtus atque laurus decorant?
Hanc nostine? tu illuc me,
O adamate, perduc propere! —;

wer die feierliche Abendstimmung des erdmüden Wandrers in den Versen:

Quae delapsa caelitus
Luctus sedas ac dolores,
Te implorat languidus,
Dulces ut effundas rores (!):
Ecce, iactant agitatu
Maeror me et vana spes:
Me afflatu
Alma mulce requies! —?

Wenn der übermütige und neckische Ton der von Haupt übersetzten Goethischen Trinklieder auch aus den lateinischen Versen hervorzulugen scheint, so sprechen bei diesem Eindruck wohl nicht wenig Reminiscenzen an die Lieder der fahrenden Scholaren mit, die wir einst selber mit Behagen gelesen und gesungen haben; ich setze, damit man selbst die Wirkung auf sich prüfen könne, die beiden letzten — allerdings ziemlich frei übersetzten — Strophen der „Generalbeichte" hierher:

Quodsi tu absolvere
Culpa tuos velis,
Morem geret nutui
Quilibet fidelis,
Imperfectis ut desuescat,
Pulcro, bono convalescat,
Plenis ruat velis;

Ut morosis omnibus
Lepide illudat,
Nec degustet leviter
Vinum, sed obtrudat,
Oculo nec vacillante
Ingemiscat, sed flagrante
Ore os occludat.

Endlich unterbreite ich dem geneigten Leser zur Vergleichung drei Übersetzungen desselben Liedes, wenigstens der ersten Strophe, durch Haupt, Strehlke und H. Corvinus (Magazin für die Litteratur des Auslandes 53, 18); „Trost in Thränen" beginnt bei

Haupt:
Qui fit ut solus tristis sis
In nostro gaudio?
Te lacrimare certum est
Prodente oculo.

Strehlke:
Qui fit, cum omnes laeti sint,
Ut unus maereas?
Ex oculis te noscimus
Fudisse lacrimas.

Corvinus:
Qui fit, cum omnes gaudeant,
Ut tu sis corde tristi?
Ocelli rubri comprobant,
Tu lacrimas dedisti.[1])

Noch ein Wort über Haupts Übertragung von Kirchenliedern. Schon in dem von Haupt übersetzten Faustfragment trifft die Übersetzung der in der Kirche ertönenden Chöre auffallend den Ton: der katholische, zumal mittelalterliche, Gottesdienst tritt vor unser Auge, die Hymnen erklingen mit ihrem auch unserm Ohre vertrauten Rhythmus und Reime, das Mysterium vor profanen Ohren in der fremden Sprache verhüllend und doch oder eben dadurch für die erschauernde Menge erbauend und gnadenkräftig. Das Salve caput cruentatum enthalten wir ja auch unsern Schülern nicht vor, wenn wir das Karfreitagslied in den oberen Klassen besprechen — und so wird man auch Haupts lateinische Kirchenlieder am ehesten erträglich finden. Man höre z. B. aus „Befiehl du deine Wege" die dritte Strophe:

Aeterno tu amore,
O pater, prospicis,
Quae plena sint dolore,
Quae prosint liberis,

Et quod tu delegisti,
O dux fortissime,
Ad finem perduxisti
Divino numine —

und so scheinen mir besonders noch „Ach bleib mit deiner Gnade" (V) und „Nun laßt uns gehn" (X) mit der neuen Form eine fromme Würde angenommen zu haben. Aber man vergleiche auch hier die wundersame dritte Strophe aus Gerhardts „Nun ruhen alle Wälder":

---

1) Corvinus hat also den Rhythmus geändert, dafür aber gekreuzte Reime; lacrimas dare könnte man lateinisch höchstens mit einem Dativ sagen.

Der Tag ist nun vergangen,
Die güldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelszelt —

mit Haupts Übersetzung:

Iam tenebrae valescunt,
Iam sidera splendescunt
In alto aethere —

hält sie mit der naiven frommen Naturbetrachtung des Originals, die so wahr und schmucklos den großen Abendfrieden malt, einen Vergleich aus? Und so sitzt denn auch das lateinische Kleid einem biblischen oder überhaupt religiösen Stoffe dann am natürlichsten, wenn es ein historischer oder dogmatischer ist: dem tiefen religiösen Innenleben, das sich ja mit der poetischen Stimmung eng berührt, wird die Übersetzung nicht gerecht.[1])

Damit schließen wir unsere Kritik der einzelnen Übersetzer und fassen unser Endurteil über alle dahin zusammen: Alle Versuche der Übertragung deutscher Poesie ins Lateinische mögen wir nach der größeren oder geringeren Treue der Übersetzung, nach der Gewandtheit des Verfassers, Versmaß und Gleichklang des Originals wiederzugeben, nach der grammatischen, stilistischen, rhetorischen, kurz sprachkundigen Seite, dem color Latinus, abschätzen; mögen als Kenner des fremden Idioms an dem Ringen der mit beschränkten Ausdrucksmitteln arbeitenden alten Sprache mit der modernen unsere Lust haben — aber wir müssen darauf verzichten, mehr vom Original in der lateinischen Übersetzung wiederzufinden, „als dunkle Umrisse im Spiegel", ja oft läuft solche Übertragung auf nichts anderes als eine gelehrte Spielerei hinaus. So dankbar alle des Lateinischen Unkundigen eine gewandte Übersetzung eines römischen Schriftstellers in unsere Sprache begrüßen werden — wiegt doch eine gute Übersetzung oft den gelehrtesten Kommentar auf —, so treu unsere hochentwickelte Sprache Gedanken und Einkleidung der fremden Sprache wiederzugeben imstande ist, so vollendete Beweise solcher Übersetzungskunst unsere Litteratur aufzuweisen hat — ein Hinübersetzen, wie es mit einem nicht gerade empfehlenswerten terminus technicus jetzt heißt, ist für das deutsche Dichtwerk nicht nur kein Gewinn, sondern mit sehr seltenen Ausnahmen ein größerer oder geringerer Verlust. Und das ist nicht immer die Schuld der Übersetzers

1) Die von Haupt im Appendix angehängten lateinischen Lieder (mit deutscher Übersetzung) beweisen, wie meisterhaft er den Hymnenton treffen konnte, und würden in einem alten Hymnarium ihren modernen Ursprung gewiß nicht verraten. Sonst aber muß ich bei meinem Urteil bleiben, auch auf die Gefahr hin, von F. Müller (a. a. O.) unter die „mißvergnügten Kritiker" gezählt zu werden.

allein, sondern die Unmöglichkeit, über eine Pänidenticität, wie es Schopenhauer nennt, der beiden Sprachen hinauszukommen, die sich natürlich da am fühlbarsten machen wird, wo das reichere Idiom durch das ärmere gedeckt werden soll.

Eine Erweiterung unseres Themas, die nahe liegt, wäre eine Beurteilung der Übertragungen deutscher Poesie in das Griechische. Frau von Staël sagte a. a. O.: On remarque dans l'allemand un rapport grammatical avec le grec, und Lessing macht in der Hamburgischen Dramaturgie (19. St.) darauf aufmerksam, daß wir der griechischen Sprache durch die Übersetzung ungleich näher kommen können als der französischen, da jene durch den bloßen Rhythmus ihrer Versarten die Leidenschaften, die darin ausgedrückt würden, anzudeuten vermöge. Beides zusammen erschöpft aber die innere Verwandtschaft der zwei Sprachen noch lange nicht. Versuchen wir z. B. eine kurze Charakteristik der erotischen Poesie in den beiden alten Sprachen. In Rom ist sie vorwiegend sinnlich, wird durch das Äußere der Geliebten erregt und findet ihren Triumph in Properz' (3,14) tota nocte receptus amans. Und wenn auch vielleicht Weise (a. a. O. § 78) zu weit geht zu sagen, die Oden des Horaz machten den Eindruck, als ob sie aus der Drechslerwerkstätte hervorgegangen wären, so giebt doch einer der besten Horazkenner und -retter (Weißenfels, loci disputationis Horatianae S. 81) zu, daß im Vergleich mit dem römischen Dichter nostratium poetarum de amore carmina interius quiddam habere quodque ex secretioribus quasi animae fontibus haustum videatur, ... ut (eben jene Dichter) sanctius quoddam poesis genus condidisse videantur.[1]) Der Grieche hält weniger auf ein wohltemperiertes Innere, er scheut nicht die Preisgabe der Gefühle; Fragen des inneren Lebens kommen bei Philosophen und Dichtern zu tieferer Würdigung und nachdrücklicherer Aussprache; die gesellschaftlichen Gefühle, die von Mensch zu Mensch, sind stärker; das Individuum lebt sich mehr aus als in Rom, wo es immer zum Ganzen strebt. So kommt denn auch das stärkste und nachhaltigste aller Gefühle, die Liebe, bei Homer, bei den Tragikern zu lebhafterem Ausdruck, und die Stürme der Leidenschaft brausen durch Sapphos und des Alcäus Saiten.

Dazu kommt für den Übersetzer als hochwillkommenes Material der im Verhältnis zu der Schwestersprache reiche Wortschatz des Griechischen[2]),

1) Vergl. auch desselben schöne Bemerkungen zu der Sache im § 26 der Einleitung vor der Nauckschen Horazausgabe; Weise a. a. O. § 13; Bieses Aufsatz „Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten", in der Sammlung „Pädagogik und Poesie" Berlin 1900.

2) Cic. de fin. 1, 3, 10 ist Chauvinismus.

sein schon bei Homer überraschender Formenreichtum, seine leichte Kompositionsfähigkeit — man denke an die Zusammensetzungen mit Präpositionen, mit εὖ, mit ἀ privativum, dazu das Musikalische der an Selbstlautern reichen Sprache, „ihr höherer Sinn für Formenschönheit und gefällige harmonische Tonwirkung" (Weise a. a. O. § 32) — was Wunder, daß ein Sprachkenner und Sprachkünstler in diesem Idiom eher und gelungener als in der harten und ängstlich auf Wahrung ihrer Würde bedachten Sprache Roms deutsche Empfindung, deutsche Dichtung wiedergeben kann. Man höre, wie sich in A. Dührs griechischer Übersetzung[1]) von Hermann und Dorothea der Anfang des Epos ausnimmt:

Οὔ ποτ' ἐρήμας ὧς τοι ὄπωπ' ἀγορὴν καὶ ἀγυιάς,
εἴποις δ' ἂν κεκορῆσθ' ἠδ' ἐξαποτεθνάμεν ἄστυ.
οὐ πεντήκονθ', ὡς δοκέει, ἐλίποντο πολιτέων.
ὢ πολυπραγμοσύνης· ὁρμῶσι τροχῶσί θ' ἅπαντες
αὔτως θηεῖσθαι φυγάδων ταλάνων στόλον οἰκτρόν.
ἦ μακρὸν μὲν ἄπεστιν ὁδός, τὴν κεῖνοι ἴασιν,
κὰδ δ' ἔδραμον θερμῇσι μεσήμβριοι ἐν κονίῃσιν· —

da ist nicht nur Geist von Goethes Geist, sondern eine bis zu höchster Vollendung gebrachte epische Sprache, die dem Übersetzer verschwenderisch Material liefert. Daß sie ihm freilich schließlich auch nur in der oben ausgeführten Beschränkung zu Gebote steht, können wir hier nicht weiter verfolgen. Ich mache aber, um den Leser zu eigenen Vergleichen anzuregen, noch auf Kocks Übersetzung von Goethes Iphigenie (Berlin 1861) aufmerksam, deren Eingang ich hersetze:

Ἐς τήνδε δένδρων ὑψιγεννήτων σκιάν
αὔραις γεραιὸν βαιὰ κινούντων κάρα
θεᾶς τ' ἄφωνον ἄλσος, ἄστειπτον βροτοῖς,
πέφρικ' ἀεὶ στείχουσα καὶ ταρβῷ φρενί,
ὡς ἡνίχ' ἱρὸν πρῶτον εἰσέβην τόδε,
στέργειν δ' ὁ θυμὸς τάνθάδ' οὐ διδάσκεται.

Ob auch der anspruchsvolle Sophokleskenner darin nur, wie der Verfasser in der Vorrede bescheiden hofft, einen tenuis Sophocleae Camenae spiritus wiedererkennt? Aber, könnte man auch hier einwenden, der Übersetzer hatte wieder leichtes Spiel: hat doch der deutsche Dichter seine Fackel am klassischen Feuer entzündet, ist doch das Original so sehr in griechischem Geiste konzipiert, daß dem Übersetzer zu thun fast nichts mehr übrig bleibt. So füge ich denn zum Schlusse die griechische Übersetzung einiger lyrischen deutschen Strophen bei, die an sich wenig griechischen Geist atmen:[2])

1) Gotha 1888; sie ist dem Ehepaare Schliemann gewidmet.

2) Ich kann leider den Übersetzer nicht mit Sicherheit angeben; vielleicht ist es auch Kock. Man vergl. auch die Übersetzungen Weinkauffs a. a. O.

Βασιλεύς ποτ' ἦν ἐν Θούλῃ,	*Πρὸ τοῦ οὐδὲν ἐτίμα,*
πιστὸς ἔστ' εἰς Ἄιδου·	*τῷ χρῆτο πίνων ἀεί·*
θνήσκουσα τῷ ἡ κούρη	*δακρύων πίμπλαντ' ὄσσε*
δῶκ' ἔκπωμα χρυσοῦ.	*πίνοντι βασιλεῖ.*

Μέλλων ἄναξ θανεῖσθαι
διέθηκεν ὅτ' ἦν αὐτοῦ,
ὑπεῖξε πάντα παισίν,
κύπελλον δ' οὐχ ὁμοῦ u. s. w. —

und endlich Heines

Ἔχεις ἀδάμαντας θησαυρούς,
ἔχεις ὅσα πάντα σε δεῖ
ἔχεις τε καλλίστους ὀφθαλμούς·
φίλον τέκνον, τί πλεῖον βούλει;

Am vollkommensten wird sich freilich die Stimmung des Originals, den Gesetzen dichterischen Schaffens entsprechend, in der fremden Sprache wiederfinden, wenn sie sie auch in einem Originalwerke zum Ausdrucke bringt; um das an einem, wenn auch nicht den ganzen Umfang der Stimmung des deutschen Gedichtes umspannenden, griechischen Stücke zu zeigen, setze ich ein Fragment Alkmans hierher, das an „Wanderers Nachtlied" erinnert: hat man doch geradezu behauptet, Goethe sei durch den Griechen zu seiner Dichtung angeregt worden.[1])

Εὕδουσιν δ' ὀρέων κορυφαί τε καὶ φάραγγες
πρώονές τε καὶ χαράδραι,
φύλλα θ' ἑρπετά θ' ὅσσα τρέφει μέλαινα γαῖα,
θῆρες ὀρεσκῷοί τε καὶ γένος μελισσᾶν
καὶ κνώδαλ' ἐν βένθεσι πορφυρέας ἁλός·
εὕδουσιν δ' οἰώνων
φῦλα τανυπτερύγων.

Der große Übersetzungskünstler von Wilamowitz-Moellendorf (im Hippolytos, Berlin 1891) überträgt aber Goethes Zeilen in die Empfindungsform des dritten Jahrhunderts, also in ein Epigramm, so:

Πρώονες εὕδουσιν, καὶ ἐνὶ δρυσὶ νήνεμος αἰθήρ,
πτηνῶν δ' ἐν λόχμῃ πᾶν κατέδαρθε γένος.
τέτλαθι δή, φίλε θυμέ, μετ' οὐ πολὺ καὶ σὲ μέτεισιν
ἠρέμα κοιμήσων ὕπνος ὁ παυσανίας —

und wer die Goethische Einfachheit bewahren wolle, sagt derselbe Übersetzer, der müsse sich schon an Sappho halten und äolisch also anheben:

κορύφαις μὲν ἀπαίσαις
κατέσχε σίγα·
ἐπὶ δ' ἀκρεμόνεσσι
σίγαισ' ἄηται·
ὀρνέων δὲ θρόος κατ' ὕ-
λαν εὕδει· σὺ δὲ βαῖον ὄμ-
μεννον, ὄδωτα, καὶ σὺ κοιμάσῃ.

---

1) Vergl. darüber Biese, Pädagogik und Poesie (Berlin 1900), S. 68 flg.

Das leistet die griechische Sprache unter der Hand eines gewandten Übersetzers! Doch wir begeben uns hier auf ein Gebiet, das besser einer besonderen Behandlung vorbehalten bleibt, zu der übrigens Biese in den eben erwähnten Aufsätzen die beachtenswertesten Beiträge geliefert hat.

Und somit nehmen wir Abschied vom Leser in der Hoffnung, ihn für eine vergleichende Betrachtung der modernen und alten Sprachen unter einigen neuen Gesichtspunkten gewonnen zu haben, ohne ihn gerade durch allzu gehäufte Beispiele und sich wiederholende Kritik zu ermüden.

Paul Heyses Drama „Colberg" als Schullektüre.

Von Dr. **Richard Pappritz** in Frankfurt a. M.

Vor kurzem ist die Anregung gegeben worden, Heyses Drama „Colberg", wenn es die Zeit erlaubt, in der Klasse zu lesen. Vielleicht ist es nicht uninteressant, von den Erfahrungen, die der Unterzeichnete gemacht hat, etwas zu hören. Ich habe das obengenannte Stück im ersten Vierteljahr in der Untersekunda des Goethegymnasiums in Frankfurt a. M. gelesen. Die Schüler zeigten ein lebhaftes Interesse, und ich kann wohl behaupten, die Zeit, die ich auf die Lektüre von „Colberg" verwendete, ist keine verlorene. Heyses Drama, neben „Ehrenschulden" wohl das populärste unter seinen Bühnenwerken, ist keine Meisterleistung, unseren klassischen Dichtungen kann es nicht an die Seite gestellt werden. Zwei Fehler treten dem Leser vor Augen: zunächst ist die Umwandelung in der Gesinnung des Heinrich Blank nicht genügend motiviert. Täglich hatte dieser Jüngling gesehen, daß seine Mitbürger ihr Leben aufs Spiel setzten, Hab und Gut freudig opferten für die Vaterstadt. Dieser Heldenmut rührt ihn nicht, er sieht es als ein vergebliches, ja als ein unsinniges, sogar frevelhaftes Unterfangen an, dem siegreichen Imperator, dem fast die Welt gehorcht, Widerstand zu leisten. Da erklärt, als die Not am höchsten gestiegen ist, Stadtzimmermeister Geertz im Namen seiner Mitbürger, sie dächten nicht daran, sich mit ihrer Habe zu retten.

„Auf unserm Bürgereide wollen wir stehn
Und fallen, wenn es sein muß."

Heinrich hört zufällig diese Worte. Sie machen auf ihn einen solchen Eindruck, daß aus dem begeisterten Verehrer Napoleons ein glühender Patriot wird, der nichts Schöneres kennt, als in den Reihen seiner Mitbürger zu kämpfen und zu sterben.

Fehlerhaft ist ferner der Schluß: die glückliche Lösung ist nicht innerlich begründet, sondern erscheint als deus ex machina.

Doch, wie viele Vorzüge stehen diesen Schwächen gegenüber: eine fesselnde, schnell vorwärtsschreitende Handlung, eine schöne Sprache, die im zweiten Akt, in der Erzählung Roses, etwas vom Schillerschen Schwunge hat, ein begeisterter Patriotismus, ein sonniger, herzerfrischender Humor.

Nun kann ein Stück die mannigfaltigsten Vorzüge haben und doch nicht zur Schullektüre geeignet sein. Man denke an Schillers „Räuber“, Hebbels „Maria Magdalena“, Sudermanns „Ehre“. Im folgenden werde ich mich bemühen, zu beweisen, inwiefern das Heysesche Werk mit großem Nutzen in der Klasse gelesen werden kann.

Zum Geschichtspensum der Untersekunda gehört bekanntlich auch das Unglücksjahr 1806/07 und die Freiheitskriege. Das vorliegende Drama ist eine vortreffliche Ergänzung für den Geschichtsunterricht. Thatsachen, die in der Geschichte erwähnt sind, werden durch die Lektüre wiederholt. Das Drama giebt Gelegenheit, an früher durchgenommene Pensen, an den Siebenjährigen Krieg, die Belagerung Colbergs in jener Zeit, die Schlacht bei Torgau, Zieten anzuknüpfen. Der Schüler erhält durch die Lektüre ein Zeitbild aus dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, einer Epoche also, die in der Geschichte noch so häufig nur flüchtig durchgenommen wird. Denn welche Fülle kulturgeschichtlichen Materials hat der Dichter in sein Werk verwoben! Die Sprache hat eine der damaligen Zeit entsprechende Färbung, ich erinnere an die Deklination der Eigennamen („Nicht weit vom Mühlenthor, bei Lorenz Rungen“ ... „Was? Will das Bürschchen Nettelbecken lehren, was Bürgerpflicht?“). Die Verblendung des Militärs, sein Hochmut dem Bürgerstande gegenüber ist durchaus richtig, ohne Übertreibung gezeichnet. Das Gespräch zwischen Zipfel und Heinrich über die Bedeutung Friedrichs II. und Napoleons I. fordert geradezu heraus, abzuwägen, was jeder dieser Männer für das Vaterland und für die Menschheit geleistet hat. Vortrefflich läßt sich an diese Scene, die dritte im zweiten Akt, anknüpfen, wenn man später im Lesebuch von Muff den Aufsatz von Treitschke liest: Napoleon I.

Zwei Dichter sind es, mit denen sich der Schüler der mittleren Klassen hauptsächlich beschäftigt: Uhland und Schiller. Bei beiden tritt der Humor verhältnismäßig in den Hintergrund. Auf den meisten Schulen wird in Untersekunda Lessings „Minna von Barnhelm“ gelesen. Dieses Lustspiel ist ja gewiß nicht arm an Humor, aber derselbe ist für einen Sekundaner nicht leicht faßlich. Welcher Schüler im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren wird die Feinheit und Anmut empfinden, die in den Scenen zwischen Werner und Franziska liegt! Der Lehrer kann ihn darauf aufmerksam machen, der Schüler kann lernen, daß in

diesen Scenen Feinheit liegt, aber wird er es fühlen? Ganz anders verhält es sich mit dem behaglichen, breiten, so ungemein leicht faßlichen Humor Heyses! Man denke beispielsweise an das erste Auftreten Nettelbecks. Die kernige Art, mit der dieser Biedermann schildert, wie er sich beim Gouverneur Zutritt verschafft hat, gefällt jedem Sekundaner. Man braucht ihn auf diesen Humor gar nicht aufmerksam zu machen, er fühlt, er empfindet ihn. Ebenso erheiternd wirkt es, wenn Nettelbeck mit Rose überlegt, ob er den Gouverneur in seinem Briefe an den König als „Schlafmütze“ oder als „altes Weib“ bezeichnen soll. Nicht weniger amüsant wirken die Scenen, in denen Rektor Zipfel auftritt. Wahrlich, kein vernünftig empfindender Philologe kann sich durch diese vortrefflich gelungene Figur verletzt fühlen. Hätte doch der vielfach überschätzte Hans Hoffmann in seinem Novellenband „Das Gymnasium in Stolpenburg“ eine diesem ähnliche Figur gezeichnet! Wohl wirkt der Rektor Zipfel ein wenig komisch durch seine langen Reden, durch das Hineinmischen von lateinischen Wendungen. Anderseits, welch goldenes, echt deutsches Herz hat er! Wie wohldurchdacht ist alles, was er sagt! Köstlich sind die Mißverständnisse, die durch seinen Gebrauch von lateinischen Wendungen, beziehentlich Fremdworten entstehen. Akt II Scene 3 beispielsweise zieht er einen Vergleich zwischen Cäsar und Napoleon.

„Doch kann der Forscher sich nicht verhehlen,
Trotz dieser schlagenden Parallelen . . .

Würges:

Wer will uns schlagen? Was Parallelen?
Herr, wollt ihr uns hier bange machen?
Was wißt denn ihr von Festungssachen?
Dem Feind seine Parallelen sind
Nicht der Rede wert, das begreift ein Kind . . .

Nettelbeck, von dem wir oben geredet haben, ist der Mann aus dem Volke, der hauptsächlich, dank seinem gesunden Menschenverstand, das Richtige erkennt und thut. Ihm steht in Gneisenau der fein gebildete Offizier und Edelmann gegenüber, der Edelmann, der zugleich ein edler Mann ist: er will dem Volke geben, was dem Volke zukommt; er erkennt, daß Preußen sich nur dann erheben kann nach dem tiefen Fall, wenn die Kluft zwischen Militär und Civil, zwischen Adel und Bürgertum überbrückt wird. Wegen dieser volksfreundlichen Gesinnung Gneisenaus läßt sich leicht eine Parallele ziehen zwischen ihm einerseits, Lafayette und Mirabeau anderseits, Männern, die bei der Durchnahme der französischen Revolution erwähnt sind.

Nettelbeck, Gneisenau und Zipfel sind drei verschiedene Typen, aber in einem Punkte sind sie einig: in ihrer Liebe zu König und Vaterland.

Ein echter, wohlthuender, geradezu herzerwärmender Patriotismus durchzieht die Dichtung Heyses, die lange Zeit Repertoirestück des Königl. Schauspielhauses war. Die Vaterlandsliebe, die Heyse verherrlicht, hat nicht eine Spur von Chauvinismus. Als echter Dichter hat er in dem Verehrer Napoleons weder einen Schurken noch einen Dummkopf gezeichnet, oder gar einen bestochenen Verräter, sondern einen Irrenden, einen Phantasten. Unser Dichter hält sich auch völlig fern von jenem billigen „Hurra“- oder „Landsknechtpatriotismus“, wie er sich in einigen Dichtungen Detlev von Liliencrons widerspiegelt.

Erwähnen wir ferner noch, daß „Colberg“ durchaus decent ist, so daß eine Bearbeitung in usum delphini nicht notwendig ist, selbst wenn man bedenkt, daß diejenigen, die das Stück lesen sollen, im Pubertätsalter stehen. Keiner, welcher Religion oder Konfession er auch angehören mag, kann sich durch „Colberg“ in irgend welcher Hinsicht verletzt fühlen.

Ein nicht unwesentlicher Vorzug des Stückes besteht ferner darin, daß sich die meisten Rollen verhältnismäßig leicht lesen, auch ein Schüler wird ohne große Schwierigkeit den richtigen Ton treffen. Eine wichtige Aufgabe der Schule ist es, den Schülern die Fähigkeit beizubringen, laut, klar und verständnisvoll vorzulesen. In den unteren Klassen, auch noch in den Tertien, wird das Vorlesen im allgemeinen geübt, von Untersekunda an vielfach über Gebühr vernachlässigt. Nach meiner Auffassung nimmt man eine dramatische Dichtung am besten durch, indem man sie mit verteilten Rollen liest. Auf diese Weise hält man am leichtesten das Interesse der Schüler wach; sie werden so am besten den Gang der Handlung erfassen und in die Schönheiten der Dichtung eindringen. Der bei weitem größte Teil der Schüler liest gern und setzt seinen Ehrgeiz darein, die ihm anvertraute Rolle *gut* zu lesen. Darin kann der Lehrer pädagogischen Takt zeigen, daß er dem rechten Schüler die rechte Rolle anvertraut. Diejenigen Schüler, die eine größere Partie zu lesen haben, freuen sich gewöhnlich auf die betreffende Stunde. Sowohl in Untersekunda wie in Obersekunda schickten wir eine Deputation an den Lehrer des Deutschen mit der Bitte, uns mit verteilten Rollen lesen zu lassen. Als ich auf das Königl. Friedrich-Wilhelmsgymnasium in Berlin kam, sprachen meine Mitschüler mit Begeisterung von dem deutschen Unterricht, den sie bei einem Dr. Mayer — er ist jetzt Universitätsprofessor in Straßburg — gehabt hatten. Auch sie hatten mit verteilten Rollen gelesen. Ganz anders verhält sich die Sache, wenn der Lehrer die Dichtung nur in der Stunde *bespricht*. Der Schüler empfindet es als keine sonderlich angenehme Aufgabe, eine Reihe von Scenen, die in der Stunde aufs eingehendste erläutert

werden, zu Hause durchzulesen.[1]) Viele machen die Aufgabe nicht, verlassen sich auf ihr gutes Glück oder bitten einen guten Freund, ihnen einige Schlagworte anzugeben. Beginnt nun der Lehrer die genaue Analyse der Scenen, die die Schüler dem Inhalt nach schon kennen sollen, so läuft er gar zu leicht Gefahr, über die Köpfe der Knaben und Jünglinge hinweg zu docieren, sich ausschließlich an den begabteren Teil unter ihnen zu wenden, beziehentlich an diejenigen, die dem Stoffe ein besonderes Interesse entgegenbringen. Vor einem „Zuviel" muß hier dringend gewarnt werden. Verweilt der Lehrer gar zu lange bei einem Punkte, so wird dem Schüler einer der Hauptvorzüge der Schillerschen Muse, die packende, schnell vorwärtsschreitende Handlung, gar nicht klar. Den feinen Humor einer „Minna von Barnhelm", die ernste Schönheit einer „Iphigenie" wird er trotz der genauesten Analyse im allgemeinen nicht verstehen. Im Gegenteil: eine zu ausführliche Besprechung erregt vielfach einen gewissen Überdruß. Dagegen ist es die Aufgabe des Lehrers, das geographische, geschichtliche und kulturgeschichtliche Material, das eine Dichtung enthält, herauszuarbeiten. In dieser Hinsicht könnte, glaube ich, bisweilen mehr geschehen. Beispielsweise erscheint es mir sehr zweckmäßig, die Karte des Landes, das der Schauplatz des betreffenden Stückes ist, an die Wand zu hängen. Welche Vorarbeit für die Durchnahme des Krieges 1870/71 ist es, die in der „Jungfrau von Orleans" vorkommenden Orte aufzusuchen, ihre Lage den Schülern einzuprägen! Es ist dies eine Arbeit, die man gleichsam spielend, nebenbei verrichtet, ohne viel Zeit darauf zu verwenden.

Wenn man die Stücke schneller liest, so hat man den Vorteil, der gar nicht hoch genug geschätzt werden kann, daß man Zeit gewinnt für andere, bisher wenig berücksichtigte Schätze der deutschen Litteratur, für die Dichter, die um die Mitte und gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts wirkten. Glücklicherweise beginnt jetzt ein frischerer Geist durch den deutschen Unterricht zu wehen. Die Zahl der Herren, die ihre Betrachtungen mit dem Tode Goethes abschließen, wird kleiner und immer kleiner. Aus den Aufsatzthemen, die gestellt sind, ergiebt sich, daß neuere Litteratur mehr Berücksichtigung findet. So wurden beispielsweise in der Obersekunda eines Gymnasiums folgende Themata zur Auswahl gestellt: 1. Das Leben eines Leutpriesters (Scheffel), 2. Volkmar, der dankbare Sänger, 3. Ingrabans Fahrt nach dem Serbendorfe, 4. Immos Begegnung mit Hildegard, 5. Der Schüler Nikolaus, sein Schicksal und sein Charakter.

---

1) Auf den Übelstand, der aus dieser Doppelarbeit, sozusagen, entsteht, weist auch Lehmann hin in seinem Buch „Erziehung und Erzieher".

Die letzten Betrachtungen haben mich von meinem eigentlichen Thema entfernt. So will ich denn das oben Ausgeführte noch einmal kurz zusammenfassen: Heyses „Colberg" eignet sich durchaus zur Schullektüre. Die Schüler werden durch das Lesen des Stückes ebensoviel Freude wie Nutzen und Anregung haben. Vielleicht könnte man noch einen Schritt weiter gehen und einige Novellen Heyses zu einer billigen Schulausgabe vereinigen. Die Meraner Novellen, einige der Troubadournovellen — nachdem hier und da etwas gestrichen — erscheinen mir passend zu diesem Zwecke. Die letzteren sind auch insofern recht geeignet, als sie den Schüler in eine interessante Epoche einführen, von der er herzlich wenig weiß und hört. Ja, welcher Gebildete kennt denn die Zeit der französischen Troubadours, es sei denn, er habe zufällig Diez gelesen?

Ein anderer Vorschlag ist der, einige Novellen Heyses mit einigen Werken anderer Schriftsteller, z. B. Eichendorff: „Schloß Dürande", Heine: Auszug aus der „Harzreise", Storm und Rosegger, in einem Bande zu vereinigen.

Anzengruber.

Von Dr. **Robert Petsch** in Würzburg.

1. Ludwig Anzengrubers gesammelte Werke in 10 Bänden. Dritte durchgesehene Auflage. 10 Bände 8°. Stuttgart 1897/98, J. G. Cotta. 30 Mark.
2. Briefe von Ludwig Anzengruber mit neuen Beiträgen zu seiner Biographie herausgegeben von Anton Bettelheim. 2 Bände (LXIV; 333, 424 S. 8°). Stuttgart 1902, J. G. Cotta.
3. S. Friedmann, Ludwig Anzengruber. Leipzig 1902, Hermann Seemann. 199 S. 8°.

Auf Bettelheims Anzengruber-Biographie vom Jahre 1898 ist nun die zweite selbständige Schrift über den österreichischen Dichter gefolgt, und auch der erste Darsteller hat durch eine wichtige Urkundensammlung unsere Kenntnis erweitert und vertieft. Wir entnehmen diesem rüstigen Fortgang der Arbeit die Thatsache, daß Anzengruber nicht bloß unserm Publikum immer vertrauter, sondern auch mehr und mehr ein Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung wird, so daß über kurz oder lang auch die Schule genötigt sein wird, sich mit ihm zu beschäftigen. Grundlage für jedes tiefere Studium des Dichters wird ein für allemal die prächtige, nur trotz ihrer Bestimmung („Volksausgabe") etwas kostspielige Gesamtausgabe der Werke im Cottaschen Verlage bleiben, auf die wir

darum ausdrücklich hinweisen, obwohl die dritte Auflage bereits ein paar Jahre alt ist. Hier sind genau nach dem Plane des Dichters, der noch in den letzten Lebenstagen die Sammlung seiner Werke eifrig betrieb, die Schriften seiner reiferen Jahre zusammengestellt, ferner die von Anzengruber selber nicht zur Aufnahme bestimmte Bauernkomödie „Die Trutzige"; aus den Gedichten und den bisher nicht durchweg für die Publikation geeigneten Aphorismen des Meisters hat Bettelheim mit seinem Stabe eine Auswahl geboten, auch dem ersten Bande eine einführende Skizze vorausgeschickt. Die großen Romane „Der Sternsteinhof" und „Der Schandfleck" eröffnen den Reigen, Band 3 und 4 bringen die als „Dorfgänge" bezeichneten Novellen, Band 5 die Kalendergeschichten und Gedichte, Band 6 bis 10 die Dramen in chronologischer Reihenfolge.

Zu den meisten dieser Werke bringt der von Bettelheim herausgegebene Briefwechsel mit seinen reichen Einleitungen, Anmerkungen und Beilagen (wichtig vor allem: Anzengrubers „Tod und Teufel", die „Umarbeitung des Schandflecks", „Grillparzer und Anzengruber") eine Fülle neuen Materials, das uns nicht bloß über die Entstehungs- und Bühnengeschichte, sondern vor allem über die Auffassung und allmähliche Wandlung einzelner Stoffe und über die poetischen Anschauungen des Dichters belehrt. Auch seine Persönlichkeit wird uns jetzt klarer; manches Herbe verstehen wir nun besser, wenn wir die furchtbaren Jahre der Entbehrung, des wandernden Komödiantentums mit ihm durchleben, wenn wir ihn gegen die Verbitterung mannhaft ankämpfen und bei der geringsten glücklichen Wendung seiner Lebensumstände von Humor übersprudeln sehen. Freilich wirkt dieser Humor auf uns, die wir den Meister nicht lebend gekannt haben, nicht immer befreiend. Gern richtet sich seine Ironie gegen ihn selber, etwas Resignierendes geht bisweilen durch seine Worte — kein Wunder bei diesem Leben, das neben zeitweiligen Erfolgen so viele künstlerische Enttäuschungen bot, das von materiellen Sorgen eingeengt war und schließlich zu einer furchtbaren Erfahrung im seelischen Leben führte, zu der vom Dichter nicht verschuldeten Scheidung seiner Ehe.

Einer seiner Getreuesten, Peter Rosegger, an den ein großer Teil der vorliegenden Briefe gerichtet ist, hat seinen Stil schön charakterisiert[1]): „Welche Erinnerungen erwecken seine Briefe, die jetzt gesammelt vor mir liegen! Es ist schwer zu sagen, wie einem ums Herz wird, wenn Briefe des Freundes, die vor 30 Jahren von einer Poetenkammer zur anderen geflogen, die in kindlichem Scherz und trautem Ernste manche

---

1) Rosegger, Etwas von Ludwig Anzengruber. „Der Thürmer" Jahrgang IV, Heft 5.

Herzensfalte aufthaten, von der die Welt nichts zu wissen braucht, wenn solche Briefe aus dem vergangenen Jahrhundert gedruckt erscheinen, für immer und jedermann gleichsam in Krystall gegossen die flüchtigen Schalkereien und drolligen Himmelsstürmereien, wie sie junge Poetenseelen arglos getrieben haben! Ein kühles Schaudern giebt es, wenn der Freund, der längstverstorbene, wieder von den Toten aufersteht und einem lachend kecke Scherze zuruft über den Zaun herüber — über den Friedhofszaun. Sein Briefstil sucht seinesgleichen und — findet ihn nicht. Glücklich der Autodidakt, der kein Schulmeisterdeutsch zu vergessen hat! Wenn Anzengruber hergebrachte Worte und Satzbilder braucht, so thut er es zumeist ironisch, einen anderen Sinn hineinlegend. Wenn er dann wieder die niedlichsten und gemütlichsten Dinge in geschraubtem Pathos sagt, so wird damit stets die wohlthuendste Komik erzielt. Hat er Leides zu sagen, so geschieht es stets in den einfachsten, schlichtesten Ausdrücken, ohne Phrase."

Eben dieser Stil macht die Briefe nicht eigentlich zu einem Lesebuch. Sie können nicht „glatt" genossen werden. Fortwährend werden wir von diesem Proteus aus einer Stimmung in die andere hineingerissen, wir hören ihn gründlich und derb seine Meinung sagen, sehen ihn tapfer den Leiden des Alltags entgegentreten, kühl geschäftlich mit seinem Verleger verhandeln, wobei er oft dessen Vorteil weit über den eigenen stellt; dann wieder zuckt es ironisch um die Mundwinkel, und die Augen leuchten wohl schalkhaft auf. Seine Seele liegt nicht so klar vor aller Augen, wie man es gewöhnlich einem „Volksdichter" zumutet. Er ist ein Mensch mit seinem Widerspruch, und noch dazu ein Mensch des 19. Jahrhunderts. Von der Romantik des alten Wien ist blutwenig auf ihn übergegangen. Er ist Rationalist durch und durch. Mehrmals verwahrt er sich gegen Glaubenssätze, wie sie Rosegger in seinem Buch „Mein Himmelreich" anerkannt hat; praktischer Christensinn, strenge Sittlichkeit und Uneigennützigkeit im Verkehr von Mensch zu Mensch erscheinen ihm im ganzen genügend, um die Religion zu ersetzen. Das darf man niemals vergessen, wenn man seine Werke liest, durchdenkt, bespricht. Anzengruber ist ein Zweifler, aber ein ehrlicher Zweifler und vor allem ein grundehrlicher, biederer Mensch, den wir schätzen, achten und lieben können, auch wenn wir, wie der Schreiber dieser Zeilen, auf einem viel positiveren Standpunkt stehen als der Dichter. Diese Bemerkungen werden vielleicht auch für den Lehrer nützlich sein, der, wie die Verhältnisse nun einmal heute noch liegen, sich mit einem gelegentlichen Vorlesen einzelner Scenen aus den Bauerndramen oder mit der Auswahl kleinerer Erzählungen für die Privatlektüre wird begnügen müssen.

Denn nur diejenigen Werke des Meisters, die auf dem Lande und in kleinen bürgerlichen Kreisen spielen, kommen für seine litterarische Würdigung in Betracht — der Sprung auf das Burgtheater ist ihm mißlungen so gut wie Ferdinand Raimund. Sobald er bei seinen niederösterreichischen Bauern oder bei den Wienern bleibt, kann er alles sagen, was ihm das Herz bedrückt, auch das Tiefste, worüber er sich zergrübelt. Denn seine Bauerngestalten, die ja seinem eigenen Geständnis nach durchaus nicht etwa philologisch reinen Dialekt sprechen, sind nichts weniger als naiv oder im landläufigen Sinne „idealisiert". Der deutsche Bauer hat im allgemeinen einen harten, eigensinnigen und eigenwilligen Kopf. Wenn er dem Pfarrer noch so gläubig erscheint, der Schulmeister bekommt schon seine Zweifel zu hören, und Geistliche mit offenem Herzen und Blick haben uns gern darauf hingewiesen, daß der Typus des Übermenschen viel weniger in unserer verfeinerten Gesellschaft als z. B. unter den hartknochigen, selbstgenügsamen Bauern von Friesland zu finden ist. Solche „Großkopfeten" stellt Anzengruber vor uns auf. In den vornehmen Kreisen herrscht zwar dieselbe Aufklärung, die gleiche Selbstvergötterung, derselbe Egoismus, aber er tritt nicht so deutlich und brutal hervor wie auf dem Lande. Darin liegt das Geheimnis der Anzengruberschen Bauerndichtungen: Die Umgebung liefert ihm weniger übertünchte, das Allzumenschliche deutlicher offenbarende Gestalten, deren Gebaren denn der Dichter mit vollendeter Meisterschaft belauscht hat. Dafür liefern die Briefe Anhaltspunkte genug; wir können hier ihren persönlichen und kulturgeschichtlichen, ethischen und ästhetischen Gehalt unmöglich ausschöpfen, aber wir verweisen auf Stellen wie I, 186: „Die vielbesprochenen Bauernkomödien sind nur aus dem Grunde Komödien mit Bauern geworden, weil sich der Leitkonflikt in der Stadt in sehr unpoetischem Lichte zeigen würde", oder I, 291: „Ich meinerseits setzte mich hin und schuf meine Bauern so real, daß sie überzeugend wirkten, und so viel idealisiert, als dies notwendig war, um im Ganzen der poetischen Idee die Wage zu halten. Ich habe mir zuerst den idealen Bauer konstruiert aus Hunderten von Begegnungen, von Beobachtungen heraus und dann realistisch variiert nach all den gleichen Erfahrungen; ein eigentliches Studium hatte ich ihm nie gewidmet, ich faßte ihn mit einem Griff. Ich behandle alle Charaktere so, ich nehme erst den Menschen, hänge ihm das Standeskleid um, und dann gebe ich ihm so viel von der gewöhnlichen lokalen Umgebung, als sich mit den künstlerischen Intentionen verträgt. Für die lokalen Verhältnisse und Umgebungen habe ich immer einen Blick gehabt, der das Nebensächliche, so breit es sich auch machen wollte, sofort aus dem Bilde ausschied und das Unscheinbare, das Zierende rasch ausfand

und in das geeignete Licht rückte. Ich hatte als Knabe eine Zeitlang lebhaften Drang, Maler oder Bildhauer zu werden; als Schriftsteller verwebe ich das Nebensächliche, wo es der Treue der Schilderung wegen nicht umgangen werden kann, in die großen Züge des Gesamtbildes, und das Unscheinbare, Zierende bringe ich, so bescheiden es an sich ist, an passender Stelle zur Anschauung."

Ich habe die Stelle so ausführlich ausgehoben, weil in ihr ein gut Stück allgemeiner Poetik steckt, das mancher Leser dieser Zeilen im praktischen Unterricht wird verwenden können. Vielleicht erregt die Probe auch seine Lust, selber die Briefe durchzuarbeiten. Er nehme dann auch noch die Vorreden Anzengrubers zu seinen Dorfgängen und Kalendergeschichten hinzu.

Freilich, nicht jede Äußerung im Briefwechsel hat allgemeine Geltung. Anzengruber dichtet nicht „für die Kunst", sondern mit der bestimmten und mehrmals ausgesprochenen Absicht, aufklärerisch zu wirken. Er ist Volkserzieher und darum vor allem zum „Kalendermann" geschaffen. Als solcher hat er sich ja denn auch glänzend bewährt. So egoistisch und materialistisch der Bauer denkt und handelt, ein bißchen Mystizismus ist immer noch in ihm vorhanden, und gerade der ist es, der ihn eigentlich unglücklich macht. Nehmen wir den „Meineidbauer". Seine Habgier, seine Selbstsucht liegt klar vor aller Augen; das würde aber noch nicht tragisch wirken. Unser Mitgefühl erregt dieser Bösewicht erst dadurch, daß er vor seinem Gericht zittert, daß er die Rache des letzten Richters umgehen möchte, indem er seinen Sohn zum Geistlichen bestimmt, der ihn dereinst absolvieren soll. Also diese starke Seele ist in sich selbst uneins und geht daran zu Grunde, daß schließlich die Hoffnung auf den Sohn zu schanden wird. Oder eine falsche Pietät wird gegeißelt. „Ehre Vater und Mutter" ist gewiß ein gutes Wort; aber verdienen alle Eltern die Ehrfurcht ihrer Kinder? Anzengruber schafft ein Stück („Das vierte Gebot"), das uns zeigt, wie in gewissen Fällen die Kinder viel besser thäten, sich energisch vom Elternhause loszusagen, und wie es die Pflicht der öffentlichen Erzieher, der Geistlichen und Lehrer wäre, dem Jüngling hierüber die Augen zu öffnen. Auch hier wird der Mystizismus — denn als solchen faßt Anzengruber alle nicht lebenskräftigen Rudimente des Glaubens auf — ad absurdum geführt. Liebenswürdiger erscheint uns der Dichter, wo er den an kranker Einseitigkeit Leidenden nicht zu Grunde gehen, sondern geheilt werden läßt. Meist sind es sympathetische Mittel, die er anwendet: Irgend eine Figur, die geistig höher steht als ihre Umgebung — sozial freilich oft niedriger, z. B. der „Steinklopferhannes" —, öffnet dem Blinden die Augen, indem sie scheinbar auf seine Thorheiten eingeht,

ihn aber bis zu einem Punkte führt, wo ihn die Konsequenzen über das Irrige seines Weges belehren oder wo ihm ein Blick in die Wahrheit möglich wird. Die Bäuerin, der die Karte „Treff-As“ den Tod geweissagt hat, heilt ein schlauer Uhrmacher von ihrem Aberglauben und ihrer Todesangst, an der sie dahinsiecht, indem er ihr auf Grund „besserer Kartenkenntnis“ vorredet, die Karte bedeute einen Haufen Geld; er weiß nämlich zufälligerweise, daß der Gatte der unglücklichen Frau heute eine lange verlorengegebene Schuld einkassieren wird. Ähnlich wird der Bauer von seinem „Gewissenswurm“ geheilt, indem ihm die frühere Magd, die er unglücklich gemacht, ja der Hölle überantwortet zu haben glaubt, plötzlich als wohlsituierte, aber sehr streitbare Hofbesitzerin entgegentritt, oder die Bäuerinnen in den „Kreuzelschreibern“ stehen von dem Verlangen ab, daß ihre Männer nach Rom wallfahrten, als die Dirnen des Orts plötzlich unter dem Schutze der Männer gleichfalls eine Prozession in die heilige Stadt beschließen.

Es sind im Grunde nur Thorheiten, die zu heilen sind; Anzengruber hat im ganzen einen unverwüstlichen Glauben an die Güte der menschlichen Natur. Der „Hoisl-Loisl“ hat sich eine eigentümliche Lebensweisheit zurechtgezimmert: „Es zahlt sich nicht aus, gut und brav zu sein, also will ich halt schlecht sein“. Aber die Botenfrau des Dorfes weist ihn geschickt zurecht. Sie hat erfahren, daß es sich ebensowenig auszahlt, schlecht und böse zu sein. Wenn es denn doch keine Ewigkeit gebe und nach dem Tode alles hin sei, dann wolle sie wenigstens auf Erden glücklich sein, und das ist sie mehr beim Gutesthun als beim Bösesthun. Das ist auch Anzengrubers Ansicht. Der Mensch neigt von der Natur aus zum Guten, wenn er nur alles, was nicht seiner Natur entspricht, ausscheidet, sich auf seine eigenen Füße stellt und arbeitet. In dieser Selbständigkeit des Handelns hat er die wahre Beglückung des Menschen erkannt. Sobald die Bäuerin in „Treff-As“ wieder tüchtig arbeiten muß, verschwindet ihre alberne Todesangst von selber.

Ein Dichter, der ausgesprochen didaktische Zwecke verfolgt, wird natürlich sich nicht immer ganz freihalten vom Sittenpredigen, und besonders bei den Erzählungen Anzengrubers sehen wir nicht selten ein moralisierendes Zöpfchen heraushängen. Wir könnten es ruhig abschneiden. Aus den Dramen und Novellen treten auch ohne die ausdrückliche Aussprache die Grundgedanken klar genug hervor. Eher könnte den Erzählungen eine Einwirkung des spezifisch dramatischen Elements in Anzengruber schaden, die nur zu oft die Handlung in Dialog auflösen läßt. Das hängt mit seiner ungemein starken Anschauungsgabe zusammen, der wir auch manche ausführliche Personalbeschreibung verdanken.

Diese allgemeinen Anregungen mögen genügen, um zum Lesen und selbständigen Durchdenken der großen Ausgabe anzuregen. Friedmanns neues Werk möge dabei als Führer dienen, obwohl der geschätzte Verfasser des Werks „Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts“ hier noch mehr als in jener älteren Arbeit Inhaltsangaben statt der Analyse der dichterischen Absichten, der Auflösung des Kompositionsgewebes bringt. Seine Kritik liefert förderliche Gedanken, ist aber manchmal etwas allzu spitz und verkennt die ganz verschiedenen Anforderungen, die wir einerseits an die Tragödie, anderseits an die mehr holzschnittartige Technik der Bauernkomödie zu stellen haben, z. B. in der Besprechung des „G'wissenswurmes“, der ein ganz außerordentliches Werk ist und an Geschlossenheit der Komposition sicherlich über den „Meineidbauer“ hervorragt. Auch hält sich Friedmann — der übrigens nicht bloß die Dramen, sondern auch die epischen Werke bespricht — zu sehr an die Einzelarbeit und giebt uns nicht genug allgemeine Zusammenfassungen, z. B. über die Mischtechnik des Anzengruberschen Volksstücks, die Verbindung von Wort und Gesang, den Übergang vom Typischen ins Individuelle, den starken Hang des Dichters zum Theatralischen, der natürlich mit Rücksicht auf den gewünschten Zuschauerkreis seine gewisse Berechtigung hat. Immerhin wird Friedmanns Buch in Verbindung mit den Arbeiten Bettelheims zur Erweiterung und Vertiefung des Studiums der Werke unseres Dichters führen — und dieses zu fördern, war auch der Zweck der vorstehenden Zeilen.

Sprechzimmer.

1.

Zur Entstehung deutscher Operntexte im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Es ist im allgemeinen nur den Musikern von Fach bekannt, daß gute Operntexte zu allen Zeiten, namentlich aber im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, selten und gesucht waren. So erließ Karl Maria v. Weber im Jahre 1813 in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“ nachstehende Aufforderung:

„Der Unterzeichnete wünscht sobald als möglich in den Besitz eines guten Operntextes zu kommen, den er in Musik setzen und anständig honorieren will. Er fordert hiermit die Dichter Deutschlands die sich dieser Arbeit unterziehen wollen, auf, ihre Manuskripte, nebst

Bedingungen, baldigst einzusenden, indem er zugleich dafür steht, daß im Falle der Nichtbenutzung das Manuskript ohne den mindesten Mißbrauch wieder dem Verfasser zugestellt werden wird."

Prag, 12. März 1813.

Karl Maria v. Weber, Kapellmeister,
Direktor der Oper der königl. böhm. ständ. Theater
zu Prag.

So lautet der Aufruf, und man sieht schon aus der Geschichte des Operntextes zum „Freischütz", wie begründet gerade damals dieser Notschrei war.

Weber ist ohne Zweifel als Organisator der deutschen Oper zu betrachten. Er ist ein durchaus origineller dramatischer Komponist, wie es, außer Mozart, kaum jemals einen zweiten gegeben hat; auch hat er es durch die eigentümliche Tiefe und das wahre Gefühl, welches alle seine Kompositionen beherrscht, erreicht, daß er stets als Stern erster Größe glänzen wird. Ferner beginnt Weber auch dadurch eine ganz neue Epoche in der deutschen musikalischen Welt, daß er, wie bis dahin keiner, die besondere Wirksamkeit der Instrumente aufzufassen verstand. Als er am 10. Oktober 1816 auf einer Durchreise in Dresden den Dichter Johann Friedrich Kind, der, im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, sich 1814 von allen Advokaturgeschäften zurückgezogen hatte und seitdem nur der Poesie lebte, kennen gelernt, einigten sich beide über die Benutzung der Freischützsage zu einem Operntext. Kind hat viele Gedichte in sogenannten poetischen Blumensträußen, z. B. Malven, Tulpen, Lindenblüten u. s. w., veröffentlicht, die sich vor vielen gleichzeitigen Erscheinungen allerdings durch französische Leichtigkeit bezüglich des Inhalts und der Form vorteilhaft auszeichnen, aber im ganzen nicht viel poetischen Wert haben. Dagegen hat sich Kind s. Z. durch das „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" und den „Freischütz" Ruhm und noch heute Anerkennung erworben, während unter seinen, Leipzig 1821 in drei Bänden erschienenen „Theaterschriften" nur das Schauspiel „Van Dyks Leben" hervorzuheben ist. Die alte Volkssage vom wilden Jäger hatte Weber die innere Anregung zur Abfassung des Freischütz gegeben, der äußere Anstoß erfolgte, als er 1810 bei seinem Freunde Alexander v. Dusch auf dem Schlosse Neuburg bei Heidelberg Johann August Apels Gespensterbuch und in diesem die Erzählung: „Der Freischütz" fand. Apel ist den philologischen

Kreisen auch jetzt noch durch die von ihm verfaßte, s. Z. viel gerühmte „Allgemeine Metrik" (2 Bände, 1814 und 1816) bekannt, in der er ganz im Gegensatz zu den Auffassungen seines Lehrers G. Hermann und auch A. Boeckhs alle Metra als musikalische Takte darstellte und durch unsere Noten ausdrückte, anknüpfend an die Forderung von Voß, daß die rhythmischen Kategorien, wie sie die Philologen aufgestellt, den Taktverhältnissen der modernen Musik entsprechen müßten. Man kann daher Apels System als musikalisches bezeichnen, indem man das Hermannsche als philosophisches und das Boeckhsche als rhythmisches betrachtet. An Apels System klingt übrigens — beiläufig bemerkt — eine von Meißner im Philologus 1850 veröffentlichte und durch ein Vorwort von Lehrs in Schutz genommene beachtenswerte metrische Abhandlung an. Obwohl Weber und Apel schnell ein Scenarium für den Freischütz entwarfen und Dusch einige Auftritte im Konzept ausarbeitete, blieb dennoch die gemeinsame Arbeit beider volle sechs Jahre hindurch liegen, weil Weber inzwischen den Abu Hassan zu komponieren angefangen hatte und Dusch durch andere dringende Arbeiten an der Ausführung verhindert war.

Kind und Weber waren, obwohl sie anfangs betreffs der Ausführung der Textdichtung durchaus nicht übereinstimmten, wenigstens darin einig, daß die Volkssage vom wilden Jäger und die sich daran anschließende Erzählung Apels, wonach des Jägers Geliebte thatsächlich durch die Freikugel getötet wird, ihre Eltern aus Gram sterben und der Bräutigam im Irrenhause endet, für ein zeitgemäßes Stück ungeeignet sei. Sie legten daher einen viel erhabeneren Hauptgedanken dem Stück zu Grunde, nämlich den, daß die Vorsehung die Unschuld schütze und ihretwegen einem aus Schwachheit Fehlenden Langmut und Zeit zur Besserung gewähre; auch hatten sie im einzelnen gewichtige Bedenken gegen den Gang von Apels Erzählung. Sehr interessant ist daher Kinds begeisterter Ausruf: „Weber, ich dichte Ihnen den Freischützen; mit einem Teufel selbst nehm ich's auf. Ich drehe das ganze Spiel um. Nichts Modernes; wir leben nach dem 30jährigen Kriege, tief im Waldgebirge. Ein frommer Einsiedler ist mir erschienen. Die weiße Rose schützt gegen den höllischen Jäger. Die Unschuld hält den wankenden Schwachen aufrecht. Der Orkus liegt unter, der Himmel triumphiert". Vor allem hielten Dichter und Komponist mit Recht den überlieferten Ausgang der Erzählung für allzu tragisch, da sich die Unschuld nicht mit der Schuld aufopfern und nicht beide Liebende untergehen dürften.

So hat denn Kind in der That, von außerordentlichem Interesse für den Stoff beseelt, innerhalb des Zeitraumes einer Woche alles zur äußeren Darstellung, also vornehmlich der Scenerie Gehörige, d. h. das Sternschießen, die Wolfsschlucht und das Jagdmahl ersonnen und die meisten Charaktere, namentlich Kaspar, Ännchen, Kilian, den Eremiten und Samiel erst neugestaltet, bez. erst recht geschaffen. Bei Apel erscheint Ännchen lediglich als ein tänzelndes Zöschen, bei Kind bildet sie den Gegensatz zur sanften Agathe, indem sie als mutiges Förstermädchen erscheint, welches im Notfalle sogar die Flinte zu gebrauchen weiß. Kind strich, bevor er den zweiten Aufzug begann, zwei Scenen, aber nicht die sogenannten zwei Eremitenscenen, welche man in allen ersten Druckausgaben der Oper findet, obwohl Weber und seine Braut dieselben im Widerspruch mit Kind stets für überflüssig hielten und ersterer sie auch wirklich nie komponiert hat, wie Berichterstatter entgegen anderen Angaben jetzt festgestellt hat. Übrigens ist nicht zu leugnen, daß die beiden Scenen, obwohl sie für den Gang des Stückes nicht durchaus notwendig sind, ja füglich ganz entbehrt werden können, doch nicht wenig dazu beitragen, der Handlung ein feierliches Gepräge aufzudrücken.

Was die erste Aufführung des „Freischütz" betrifft, so muß man Friedrich Wilhelm Jähns, der in seiner Schrift: „Carl Maria von Weber in seinen Werken", Berlin 1871, in Übereinstimmung mit der Angabe des Berliner Theaterzettels und den Akten des Berliner Hoftheaters, die urkundlichen Wert haben, als Tag derselben den 18. Juni 1821 feststellt, gegen Kind recht geben, welcher in seinem Leipzig 1843 erschienenen Freischützbuch den 15. Juni 1821 als solchen bezeichnet. Hier muß mindestens ein Druckfehler, wahrscheinlich aber eine Flüchtigkeit des Verfassers bei der Korrektur vorliegen. Das fertige ursprüngliche Manuskript des Freischütz, der diesen Titel übrigens erst kurz vor der oben erwähnten ersten Aufführung und zwar, wie bekannt, auf Vorschlag des Intendanten der Berliner Hofbühne, des Grafen Brühl, bekam, enthielt übrigens die später ebenfalls auf Wunsch des letzteren hinzugefügte Arie: „Einst träumte meiner sel'gen Base" noch nicht, auch hieß die Oper zuerst: „Der Probeschuß", dann „Die Jägerbraut".

Aber auch in neuerer Zeit wiederholt sich die Erscheinung, daß man nicht leicht ein geeignetes Libretto für eine Oper oder Operette erhalten kann und, wenn man es mit Mühe und Not erhalten hat, der Verlag auf Schwierigkeiten stößt oder die Musik sich dem Texte nicht anschmiegen will. So schrieb Johann Strauß auf das Angebot eines Librettos:

Was soll ich beginnen? Mein Verleger hat sich bedungen, das zu bearbeitende Buch kennen zu lernen, um es seiner Beurteilung unterziehen zu können. Er will nur Eigentümer meines Buches werden — wenn es seinen Wünschen entspricht. Zu diesem Zwecke aber ist es notwendig, ihm das fertige Buch vorzulegen. Diese Bedingungen stellen in neuerer Zeit alle ersten Verleger. Cranz hat Abstand genommen, ein neues Bühnenwerk von mir zu verlegen — weil ihm das Buch nicht gefallen. In dieser Beziehung hängen die Komponisten nunmehr einzig allein vom Verleger ab, dessen Vorsicht durch viele traurige Erfahrungen wachgerufen ist. Wenn Sie mich also nicht in die Lage versetzen, ein fertiges Buch dem Editeur vorlegen zu können — so muß ich nolens volens auf die Freude, mit Ihnen ein Bühnenwerk zu schaffen, Verzicht leisten. Mit vorzüglicher Wertschätzung grüßt Sie herzlichst ergebenst

Johann Strauß.

Zuweilen ist es vorgekommen, daß der Verleger das Libretto einer von ihm herausgegebenen Operette nicht kennt, ja es hat sich einmal sogar der Fall zugetragen, daß selbst der Komponist dasselbe nicht kannte. So schrieb Suppé einmal:

Vom April bis Oktober, gerade in der dringendsten Zeit, habe ich von meinem Librettisten weder etwas gehört noch gesehen. — Mein ewiges Lamento um eine Idee zum 2. Finale, überhaupt um ein fertiges Buch, blieb gänzlich ignoriert.

Und somit arbeite ich rastlos fort, in meiner ewigen Dunkelheit, ohne zu wissen, ob es hinein paßt oder nicht. Endlich war ich mit allem fertig, sogar mit der Ouverture, und stand nun sehr gespannt da, auch endlich einmal das Buch kennen zu lernen. Und richtig! Knapp vor der Einreichung bekomme ich das Buch zu lesen. Begossener kann kein Pudel dastehen als ich; nach Durchlesung des Buches sehe ich zu meinem größten Entsetzen, daß die Musik nicht zur Prosa, die Prosa nicht zur Musik paßt. Außer mir, schreibe ich nach Wien den Auftrag, Buch und Partitur sofort zurückzuziehen. Ist Buch und Partitur nicht zurückverlangt worden und an der Wien (d. h. am Theater an der Wien) bereits gelesen — dann machen wir über das Ganze ein Kreuz. Ist es aber noch ungelesen in unseren Händen, dann ist Rettung möglich. In letzterem Falle werde ich mich beeilen, nach Wien zu kommen und Ihnen einen heilsamen Vorschlag zu machen.

Um umgehende Antwort bittet Ihr ergebenster

Suppé.

Bekannter ist, daß die Generalprobe eines Stückes, selbst der klassischen Dramen von Schiller und Goethe, oft einen ganz anderen Eindruck gemacht hat als die erste Aufführung derselben. So äußert sich Millöcker über die Generalprobe einer seiner erfolgreichsten Operetten, des „Armen Jonathan", die bei der Generalprobe mißfallen, aber bei der ersten Aufführung einen ausgezeichneten Erfolg errungen hatte, in folgender, recht drastischer Weise:

Wien, den 7. 1. 1890.

Hochgeehrter Herr!

Gestatten Sie mir, Ihnen für die gütige Aufrichtung nach der Generalprobe, wo ich, total vernichtet, die Ehre hatte, Sie im Kaffeehause zu treffen, meinen innigsten und tiefgefühltesten Dank auszusprechen, und genehmigen Sie die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung Ihres dankbar ergebenen

Millöcker.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

2.

Ein neuaufgefundener Brief Schillers an Gottfried Körner.

Ein Württemberger Namens Landauer hat in einer Auktion zu London einen seit Jahrzehnten verschwundenen Brief Schillers angekauft und dem Marbacher Schillerarchiv geschenkt. Das verhältnismäßig recht umfangreiche und inhaltlich sehr wichtige Schreiben vom 10. März 1789 mit einem Nachwort vom 12. März 1789 ist an Gottfried Körner gerichtet und enthält eine ausführliche Darlegung eines Planes Schillers zu einem Epos über Friedrich den Großen, dessen Größe und Bedeutung für Deutschland der Dichter vollständig erkannte. Leider kam der Plan nicht zur Ausführung, da Schiller sich nach einigen Jahren immer mehr dem Drama zuwandte.

Der Brief ist allerdings schon einmal, aber sehr ungenau und zwar nur nach Goedekes Ausgabe, da das Original nicht zu ermitteln war, in dem großen Werk von Fritz Jonas „Schillers Briefe", Bd. II, S. 252 abgedruckt, doch wird diese Veröffentlichung durch den neuen Fund jetzt wertlos. Sehr beachtenswert erscheint die auch aus diesem Briefe ersichtliche Gründlichkeit, mit welcher Schiller bei den Vorstudien zu seinen geschichtlichen Werken zu Wege ging.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

3.

Zur Frage über die Zeit des ersten selbständigen Auftretens des Germanentums.

Nachdem der Geheime Archivrat Dr. Ludwig Keller in Charlottenburg an mehreren Stellen der von ihm herausgegebenen „Monatshefte

der Comenius-Gesellschaft", z. B. 1896, S. 249 flg.; 1897, S. 128; 1900, S. 62 mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die in den üblichen Geschichtslehrbüchern herrschende Periodenteilung der deutschen Geschichte falsch sei, da die ältere Zeit bis etwa 1300, die mittlere dagegen von da an bis 1650 und die neuere von 1650 bis 1850 angesetzt werden müsse, findet er dieselbe Ansicht vielfach und namentlich von Alexander Wernicke in seinem auf der Philologen-Versammlung von 1899 gehaltenen sehr gediegenen Vortrage: „Weltwirtschaft und Nationalerziehung" bestätigt, wie er „Monatshefte 1901", S. 321 zutreffend bemerkt. Der genannte Vortrag, welcher für eine richtigere Auffassung der ganzen deutschen Litteratur und Geschichte, also auch für den deutschen Unterricht überaus wichtig ist, ist in den „Neuen Jahrbüchern für Pädagogik" 1900 abgedruckt und auch als besondere Schrift bei B. G. Teubner erschienen. U. a. sagt Wernicke, S. 26, sehr richtig: „Hier (d. h. im 13. Jahrhundert) kommt das Germanentum, das bis dahin als Kind unter dem Schutze der Kirche geträumt hatte, allerorten zum Bewußtsein seiner selbst, es tritt in sein Jünglingsalter ein". Ähnliche Gedanken werden auch bei H. Stewart Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, München 1900, ausgesprochen.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

4.

Klangworte. (Zu Ztschr. 16, 186 flg.)

Zur Vervollständigung der Beispiele volkstümlicher Onomatopoesie teile ich noch folgende mit, die vornehmlich im Thüringischen gebräuchlich sind:

Klimper(klamper)klein (von klimpern, zusammenziehen).
klipperklein (von klieben, spalten).
Mippelmappel, der Stotterer (von mappeln, kauen).
Dimsterdamster, Schnaps (altenburgisch).
wibelwabelig, schwankend bewegt (von webeln, wibeln, in unruhiger Bewegung sein).
Larum farum, etwas Unbedeutendes.
rambamsen, gerambamste(voll), gestopft.
Schwababchennest, Häufchen Menschenkot.
Schlampampe, liederliches Weibsbild.
klabastern, herumhantieren.
Hackemack, allerhand Kleinkram, Durcheinander.
Hahnepampel, täppischer Mensch.
Habchen und Babchen, Hab und Gut.
Huckepack, Traglast, Habe.
Huttchenbuttchen (altenburgisch), Hutzelputzel, Geld.
Kuttelmuttel, Mischmasch, Wirrwarr.
Runkunkel, Schimpfwort für ein Weibsbild.
Bumberdunk, große Pauke.
Rumpuff, eigentlich der frühere Nationaltanz der altenburgischen Bauern; Herumtreiber.
Tullstrunk, Springinsfeld.

Menkenke (zu Gemenge), Durcheinander; heimliches Liebesverhältnis, vergl. Techtelmechtel.
gebeschnäppig (gabschnebsch), freigebig.
nippernepsch, lippernäckisch, übel.
schipperscheckig, gefleckt.
Ziepfiez, verzärtelter Mensch.
Strippstrilchen, altes kränkliches Mädchen.
Firlefix (Ferlefix), flinker Mensch (Firle — Kreisel), vergl. Firlefanz.
Trillerlitzchen, kleiner Kreisel.
Kinkerlitzchen, Tand.
Holderdiepolder, Holdergepolder, wildes Durcheinander.[1])
Heiderlumptei, Possen(reißer).
Heinzewunzchen, Kätzchen an Weiden.
Himmelhund, durchtriebener Mensch.

Dresden. Dr. **Karl Müller.**

Frau Treue. Geschichten aus der Geschichte von Johannes Dose. Leipzig, Sächsischer Volksschriftenverlag. 5 Mark ungebunden, 6 Mark in schönem Leinwandband.

Neben dem Wunsche, die Vertreter des deutschen Unterrichts mit Neuerscheinungen auf dem Büchermarkte vertraut zu machen, die ihnen zur Weiterbildung und zur Vorbereitung auf ihre Unterrichtsstunden von Vorteil sein können, hat die Leitung unserer Zeitschrift immer ihre Aufgabe darin gesehen, bedeutungsvolle Werke der schönen Litteratur, die unserer Jugend einen edlen Lesestoff bieten und sich darum zur Aufnahme in die Schulbüchereien eignen, im kritischen Teile dieses Fachblattes würdigen zu lassen. Unter den jüngst herausgekommenen Erzählungen, denen mit Fug und Recht ein Platz in unseren Schülerbibliotheken gehört, nimmt Doses „Frau Treue" eine Ehrenstellung ein. Es ist echte Heimatkunst, die der Verfasser pflegt. Der sittliche Ernst, der diese Geschichten aus Holstein durchzieht, die heilige Begeisterung für Religion und Vaterland, die Ehrfurcht vor dem historisch Gewordenen, die meisterhafte Darstellung einer Folge äußerst spannender Begebenheiten müssen auf die reifere Jugend im besten Sinne veredelnd einwirken. Eine herrliche deutsche Frauengestalt steht im Mittelpunkte; um sie drehen sich im Wirbel die Schicksale, die eine der nördlichsten Städte deutschen Bodens während und nach dem Dreißigjährigen Kriege heimsuchen; mit Mut, Gottvertrauen, Würde und nicht ohne Humor weiß die wackere Apothekerstochter Eleonore von Eisenberg sich und die Ihrigen vor den Sturzwellen der kriegerischen Ereignisse zu retten. Johannes Doses hohes Lied der Treue nötigt dem reifen Manne Bewunderung ab und

---

1) Vergl. Voß, Die drei Diebe (1760): Wild durchs Holz Entfliehn sie hulter pulter.

erbaut das heranwachsende Geschlecht. Der Unterzeichnete hat die tiefen Eindrücke, die das Buch hervorruft, an Lesern verschiedener Lebenskreise beobachtet und empfiehlt das wunderschön ausgestattete Werk aus innerster Überzeugung.

Dresden. **Karl Reuschel.**

Dr. Hermann Tardel, Studien zur Lyrik Chamissos. Beilage zum Programme der Handelsschule (Oberrealschule) zu Bremen, Ostern 1902. 64 S. 8°.

Der Verfasser hat schon früher durch große Sachkenntnis ausgezeichnete Quellenuntersuchungen zu Chamissos Gedichten veröffentlicht (Programm der Realschule zu Graudenz 1896, Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, N. F., XIII, 113 flg.). Er setzt diese Arbeiten in der neuen Abhandlung fort. Der Begriff Lyrik wird dabei sehr weit, meines Erachtens zu weit gefaßt, denn auch rein epische Gedichte zieht Tardel in seinen Bereich. Er unterscheidet zwischen subjektiver und objektiver Lyrik bei Chamisso. Bei der zweiten Art „geht der Dichter von einem ihm von außen zukommenden Stoff aus, durchdringt ihn mit seinem eigenen Wesen und bearbeitet ihn mit den Mitteln der Kunst wie ein Bildhauer seinen Marmorblock". In diesem Sinne wäre jede dichterisch eigenartige Gestaltung eines Erzählungsstoffes der Lyrik zuzurechnen, und bei Chamisso bliebe recht wenig Episches übrig. Aber nicht umsonst ist die erste Abteilung der Gedichte des zum Deutschen gewordenen Franzosen „Lieder und lyrisch-epische Gedichte" überschrieben. Wenn auch Karl Weitbrecht in seinem gehaltvollen Aufsatze über Schillers Lyrik an zwei Jahrhundertwenden (im vierten Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins 1900) die „landläufige" Ansicht verwirft, daß die Ballade „auf der Grenze zwischen lyrischer und epischer Dichtung steht", und sie als ein wesentlich lyrisches Erzeugnis betrachtet, so muß doch von Fall zu Fall ermittelt werden, ob der lyrische oder der epische Gehalt vorwiegt, und es will mir unberechtigt erscheinen, diese Dichtungsgattung ohne weiteres für die Lyrik in Anspruch zu nehmen. In einer bereits angefangenen Studie über Chamissos Lyrik, die ein Heft der Lyonschen Sammlung „Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts" bilden soll, gedenke ich der Frage näherzutreten.

Tardel behandelt I. Gedichte nach deutschen Sagen, II. Bearbeitungen von Volksliedern, III. Napoleongedichte, IV. Die Griechenlyrik, V. Das Gebet der Witwe, VI. Die Korsikagedichte, VII. Die Ahasverdichtungen, VIII. Die Sage von Alexandern, IX. Vetter Anselmo und druckt im Anhange Auszüge aus dem 15. Bande der Revue de Paris ab, wo sich die Quelle zur „Versöhnung" findet.

Feinsinnig weiß er darzustellen, wie Chamisso mit den Berichten seiner Vorlagen schaltet, und auch andere Bearbeitungen der Stoffe zieht er heran, um die Eigenart des Dichters ins rechte Licht zu rücken. Neu erwiesen werden die Quellen für folgende Dichtungen: „Das Burgfräulein von Windeck" (nach Aloys Wilhelm Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen" [1819 und 1829]), „Korsische Gastfreiheit" (? Robert Bensons Sketches of Corsica. London 1825, S. 47 flg.), „Die Versöhnung" (nach Saint-Hilaire, s. oben), „Abba Glosk Leczeka" (nach Friedrich Nicolai in der „Neuen Berlinischen Monatsschrift", Band 22, Julius 2), „Ein Baal Teschuba" (nach David Friedländer am selben Orte, Septembernummer), „Sage von Alexandern" (nach der Revue de Paris, 40. Band, S. 103 flg.), und ausführlich geht er dem stofflichen Zusammenhange der Geschichte von „Vetter Anselmo" nach, ohne freilich zu einem ganz befriedigenden Ergebnisse zu gelangen. Kurz erwähnt er die wahrscheinliche Abhängigkeit des „vortrefflichen Mantels" von Johannes Paulis „Schimpf und Ernst" Nr. 10 und die der „Quelle" von Fauriel II, 412.

Nur einige Anmerkungen mögen zu der gründlichen Arbeit gestattet sein. Das Gedicht „Das Riesenspielzeug" von Arthur v. Nordstern (G. A. E. v. Nostitz und Jänckendorf), das Tardel nicht erreichen konnte, steht z. B. in Ignaz Hubs Sammlung „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter"[4], Band 1, S. 161. Meine Vermutung, daß die „Jungfrau von Stubbenkammer" auf Lothars Volkssagen und Märchen zurückgehe, habe ich selbst im letzten, noch immer nicht herausgegebenen Hefte der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte zurückgenommen und dabei den Nachweis geliefert, daß Chamisso Karl Lappes „Mitgabe nach Rügen", Stralsund 1818, benutzt hat. Dort ist auch bereits die Ichform der Erzählung angewendet; das Verdienst, die Sage lyrisch-subjektiv behandelt zu haben, gebührt also unserem Dichter nicht. Zu den Gedichten über das Ende des großen Korsen kann man jetzt auch die Schrift von Holzhausen: Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung, Frankfurt a. M. 1902, vergleichen. Wie Walzel in seiner vorzüglichen Chamisso-Ausgabe, macht auch Tardel darauf aufmerksam, daß der Bearbeitung des litauischen Volksliedes vom Sohne der Witwe ein Schluß angefügt ist, der sich in der Quelle nicht findet. Gerade dieser Schluß ist für das feine Verständnis des Volkstümlichen bezeichnend: die Braut trauert drei Wochen um den Geliebten, die Schwester drei Jahre, die Mutter, bis sie ihm ins Grab nachfolgt. Es braucht nur an die 1825 erschienenen Volkslieder der Serben von Talvj erinnert zu werden, mit denen Goethe so höchlich zufrieden war und in denen eine Strophe (Band I, S. 66) lautet:

„Welches ist's, die unaufhörlich schreiet?
S' ist die arme Mutter des Johannes.
Welches morgens früh und spät am Abend?
Die betrübte Schwester des Johannes.
Welches schreiet, wenn's ihm eben einfällt?
S' ist die junge Gattin des Johannes."

Für das 1828 entstandene Gedicht „Der Gemsenjäger und die Sennerin" ist, glaube ich, das im zweiten Teile der Ditfurthschen „Fränkischen Volkslieder" unter Nr. 155 abgedruckte „Der Jäger und die Sennerin" die Vorlage. Ditfurth wie Chamisso werden die nämliche Volksliedersammlung benutzt haben. Die Beweisführung behalte ich mir für meine kleine Studie über Chamissos Lyrik vor.

Möchte es den Bemühungen des fleißigen und mit dem besten Rüstzeug ausgestatteten Gelehrten möglich sein, noch vorhandene Zweifel über Chamissos Quellen zu lösen!

Dresden. **Karl Reuschel.**

Aschendorffs Ausgaben für den deutschen Unterricht. Bis jetzt 22 Bände. Münster i. W. Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. 1901/02. Sämtlich klein 8° und in Leinwand gebunden.

Die heutzutage unbezweifelbare Thatsache, daß auf den verschiedensten Gebieten des kaufmännischen Lebens und Gewerbebetriebes der Kampf ums Dasein einen derartigen Wettlauf — „Konkurrenz" — um die Gunst der fraglichen Käuferschaft entfesselt hat, daß das Angebot die Nachfrage und den Bedarf bei weitem übersteigt, gilt auf dem Gebiete des pädagogischen Buchwesens beinahe von Tag zu Tag in höherem Grade, und da insbesondere von der Rubrik der sogenannten Schulausgaben. Wenn es aber ja wahr ist, daß die neu erstehenden Teilnehmer an diesem Wettbewerbe, den man in Anbetracht des ursprünglichen idealen Hauptzweckes, Bildung und Veredelung des Geistes zu pflegen, kaum als „unlauter" im Sinne des Reichsgesetzes tadeln dürfte, wirklich ihre Vorgänger und nunmehrigen Nebenbuhler nach Kräften zu überbieten suchend, in der Regel Neues, Eigenartiges, Vollkommneres liefern, so soll man diese — einen volkswirtschaftlichen terminus technicus zu gebrauchen — Überproduktion keineswegs beklagen, vielmehr alle dadurch gebotenen Vorteile zum Besten des Unterrichts ausnutzen. Die Abwechselung und Abweichung in der Anlage der vielen vorhandenen Schulausgaben deutschsprachlicher Schultexte ist nun noch größer geworden, als es schon vor $1^1/_2$ Jahrzehnten bei der griechisch-lateinischen Lektüre war und seit etlichen Jahren bei der französisch-englischen eingetreten ist. Und in der That, wir besitzen jetzt ganz ausgezeichnete Schulausgaben für fast alle nur irgend in

Betracht kommenden Litteraturwerke. Da die meisten dieser „deutschen Schulausgaben", wie sie, mehr prägnant als richtig, heißen, neue Auflagen, einige sogar eine Reihe solcher erleben, scheint es kaum von nöten, die Berechtigung solcher Ausgaben zu erstreiten wider die Anhänger der Benutzung „reiner Textausgaben". Zu einer methodischen Auseinandersetzung über Beschaffenheit der Schulausgaben, worüber ja in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" öfters Meinungsaustausch und belehrende Winke zu finden waren (in längerer Aussprache z. B. einmal von Aug. Mühlhausen), ist diesmal kein Anlaß; das soll in einiger Frist unter anderm Zusammenhange nachgeholt werden, wobei wohl auch die Frage, ob Fußnoten oder Anmerkungen hinter dem Text vorzuziehen sind, gestreift werden muß. Eins aber sei trotz meiner sonstigen allgemeinen Neigung zu Fußnoten schon hier ausgesprochen: die neuen Aschendorffschen Schulausgaben mit ihrem überaus gründlichen Kommentar, der die sogenannte innere Erklärung der Dichtwerke mit einer die Wortauslegung nicht vernachlässigenden Hingabe in Angriff nimmt, sind nicht nur geeignet, die Gegner des, bis zu einem gewissen Grade unbequemen „Hinten-Nachschlagens" zu versöhnen, sondern auch die unverkennbaren pädagogischen Vorzüge dieser Anordnung zum Ausdruck zu bringen. Und die Nützlichkeit der betreffenden Schulausgabe im praktischen Gebrauche muß ja doch im Vordergrunde stehen. Ja, ich scheue mich nicht, von manchem als Banause verketzert zu werden, wenn ich diesen Gesichtspunkt über die wissenschaftliche Reichhaltigkeit derartiger Veranstaltungen für den Unterricht stelle. Weiß ich doch zur Genüge, daß eine ganze Anzahl überaus gediegener, nicht nur an gelehrten Einzelbeobachtungen, sondern auch an höchst fördersamen neuen Erklärungen übervoller Klassikerausgaben, weil sie den Bedürfnissen der Lehrstunde nicht genug Rechnung trugen, vor den Augen der Praktiker keine Gnade fanden und demgemäß leider fast totes Material geblieben sind. Als typisch nenne ich dafür Gustav Wustmanns Ausgabe von „Götz von Berlichingen" (1871), der die für den Fall des Einschlagens verheißenen Seitenstücke nie gefolgt sind, und die von dem bekannten feinen Litteraturkenner Gymnasialdirektor K. H. Keck Anfang der achtziger Jahre begründete Sammlung „Klassische deutsche Dichtungen mit kurzen Erklärungen für Schule und Haus", von der mir acht Bände, sämtlich sehr tüchtig, durch die Hände gegangen sind[1]): der Verlag, Frd. Andr. Perthes in Gotha, teilte mir 1900

1) Es sind dies wohl alle erschienenen: 1. „Hermann und Dorothea", herausgegeben von K. H. Keck; 2. „Wilhelm Tell", herausgegeben von O. Kallsen; 3. „Goethes Gedichte", herausgegeben von Frdr. Zimmermann; 4. Klopstocks „Messias" in ausgewählten Stücken, herausgegeben von R. Weitbrecht; 5. „Iphigenie auf Tauris", herausgegeben von K. H. Keck; 6. „Götz von

und 1902 auf Anfrage mit, daß diese Sammlung eingegangen sei, da sie „keinen Anklang gefunden“ habe. Übrigens nebenbei: sowohl diese Sammlung als Wustmanns „Götz von Berlichingen“ haben Fußnoten!

Gar mancherlei, was vorstehender Absatz im allgemeinen ausspricht, möge auf die neue Sammlung von Schulausgaben, die seit Frühjahr 1901 in Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung zu Münster i. W. erscheint, gemünzt sein. Wie mir, ist es gewiß auch andern Kollegen etwas schwül zu Mute geworden, als sie Februar vor Jahresfrist den rosenroten Prospekt zu Gesicht bekamen, der diese neuen „Ausgaben für den deutschen Unterricht“ ankündigte, wonach die, buchhändlerisch gerade in Volks-, Jugend- und Schulschriften sehr thätige Firma diese „der Sammlung lateinischer und griechischer Klassiker folgen zu lassen, auf mehrfache Anregung hin beschlossen habe“:

„Eine Reihe bewährter Schulmänner hat unserm Plane zugestimmt und ihre Mitwirkung zugesagt. Die Sammlung wird möglichst alle an höheren Schulen gelesenen Werke unserer Litteratur, sowie Dramen der griechischen Tragiker und Shakespeares in mustergültigen Übersetzungen enthalten. Ferner soll sie für einen gründlichen und planmäßigen Betrieb der Privatlektüre Stoff liefern und deshalb auch die Litteratur des 19. Jahrhunderts berücksichtigen. ... Die einzelnen Dichtungen werden, soweit es die Rücksicht auf die Schule erlaubt, unverkürzt wiedergegeben. Wo bei größeren Prosawerken Auslassungen zweckmäßig erscheinen, wird der Zusammenhang durch einen verbindenden Text hergestellt. Eine kurz gehaltene Einleitung bringt die das Verständnis des Werkes anbahnenden Mitteilungen geschichtlicher oder litterargeschichtlicher Art. Der Text wird nach den besten Quellen gegeben. Für den Gang der Handlung wichtige Stellen und Sentenzen sind besonders gekennzeichnet. Der erklärende Teil soll den Schüler sowohl bei der Vorbereitung auf den Unterricht als auch bei der Privatlektüre beraten. Er erläutert in knapper Form schwierige Stellen, erörtert bei Dichtungen in einer der Eigenart des betreffenden Werkes und der Klassenstufe, für die es bestimmt, angepaßten Weise die Idee und den Aufbau der Handlung und giebt ebenso eine Anleitung zur Charakterisierung der Hauptpersonen. Wo es zweckmäßig erscheint, bilden Fingerzeige auf Stoffe zu mündlichen Vorträgen und schriftlichen Ausarbeitungen den Schluß. Auf eine vorzügliche Ausstattung sowie großen und klaren Druck ist sorgsamst Bedacht genommen.“

Man giebt ohne weiteres zu, daß dies Programm allen billigen Ansprüchen, die man an ein wirklich schulmäßiges Unternehmen stellen darf, entgegenkommt; es bemüht sich, den Grundsatz, der als § 1 dem

---

Berlichingen“, herausgegeben von L. Bauer; 7. „Emilia Galotti“, herausgegeben von E. R. Gast; 8. „Wallensteins Tod“, herausgegeben von G. Kern. Ich benutze gern die Gelegenheit, auf diese, auch äußerlich erfreulich sorgfältigen Ausgaben, deren Preis den durchschnittlichen der Schulausgaben nicht übersteigt, hinzuweisen, umsomehr als der Verlag sie, im Gegensatze zu seinen altklassischen und modern-fremdsprachlichen, arg stiefmütterlich behandelt, ja fast geradezu ableugnet und im Verlagskatalog sogar seit längerem übergeht.

Programme der Aschendorffschen Sammlung lateinischer und griechischer Klassiker vorgesetzt ist, zu bewahrheiten: „Die Ausgaben sollen lediglich den Zwecken der Schule dienen, es sollen Schulausgaben im eigentlichen Sinne des Wortes sein". So lege man denn an die Glieder dieser seit über Jahresfrist so rasch anwachsenden Kette in erster Linie nur diesen Maßstab und prüfe, inwieweit sie diesen selbst aufgestellten Erforderniſsen gerecht werden. Die kundgegebenen Grundsätze decken sich mit denjenigen, die neuerdings für die Ergebnisse der zusammenhängenden deutschen Lektüre amtlich und seitens angesehener Schulmänner vorausgesetzt werden. Danach wird auf die äußere litterarhistorische Grundlage kein erheblicher Nachdruck, der Schwerpunkt des Eindringens und der Erklärung vielmehr in das innere Verständnis des Dichtwerkes selbst verlegt. Natürlich schließt das ein Einordnen des letzteren in die Gesamtheit der Zeitlitteratur und in die Entwickelung seines Verfassers keineswegs aus. Der Aufbau der Dichtung, insbesondere die wohlbedachte Ökonomie eines Dramas, die Entfaltung der Charaktere, die Gründe der Anwesenheit von Nebenfiguren sowie des Einschubs poetischer Episoden werden in diesen neuen Aschendorffschen Ausgaben sehr klar und mit wohlthuender Übersichtlichkeit angedeutet, ohne daß dem Schüler das eigene Nachdenken (dies in doppeltem Sinne) überflüssig gemacht oder der Lehrer durch gedruckte Vorwegnahme der anzuknüpfenden Erwägungen behindert würde, sich über die Eindrücke und den Grad der Aufnahmefähigkeit seiner Klasse zu vergewissern. Übrigens schickt beispielsweise der Herausgeber der sehr sorgsamen „Hermann und Dorothea"-Bearbeitung vor seinen knappen Andeutungen über „Die Charaktere" die Notiz voraus: „Dem Schüler bleibt es überlassen, ein wohl disponiertes, ausführliches Lebensbild zu entwerfen".

Schüchtern steht ein vielumstrittenes Prinzip mitten unter den andern Thesen, die die Richtschnur der Sammlung abgeben: „Die einzelnen Dichtungen werden, soweit es die Rücksicht auf die Schule erlaubt, unverkürzt wiedergegeben". Diese heikle Angelegenheit habe ich schon im Jahre 1900 an dieser selben Stelle berührt, als ich, „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" XIV S. 481—484, das bis 1899 73bändige ältere Unternehmen des Aschendorffschen Verlags in Duodez, „Meisterwerke unserer Dichter. Neue Auswahl für Volk und Schule, mit Erläuterungen von F. Hülskamp, J. Scheuffgen und O. Hellinghaus", summarisch und mit Rücksicht auf verbesserte Auflagen einiger vielbenutzten Bändchen jener überaus wohlfeilen Bibliothek warm empfahl. Ich möchte mich heute ebensowenig wie damals (S. 482) auf ein scharfes Für und Wider in dieser Sache einlassen, weil diese Bedenken doch nicht übers Knie gebrochen werden dürfen und die erforderliche

Ausführlichkeit hier zu weit führen, auch eine Polemik über Tagesgegensätze heraufbeschwören dürfte, wie sie doch auf dem neutralen Boden der Schule und des Genusses unserer klassischen Poesie vermieden werden sollte. Das aber kann ich nach der Probe, die ich an vier bekannten markanten Stellen in „Götz von Berlichingen", „Hermann und Dorothea", „Wallensteins Lager" und „Maria Stuart" angestellt habe, getrost behaupten: die aus Ursachen der etwaigen Mißdeutung durch nicht ganz lautere Elemente, wie sie ja doch beinahe unter jedem Schülercötus darunterstecken, vorgenommenen winzigen Streichungen sind ebenso unmerklich geschehen wie die gleichzielenden geringfügigen Änderungen eines Wortes schonend. Nur wer die betreffenden, übrigens zu zählenden Stellen direkt auswendig kann oder sie eigens vergleicht, stößt auf diese zarten pädagogischen Eingriffe, die man jedenfalls nicht einer außerhalb der Schule liegenden Tendenz in die Schuhe schieben darf.

Nachdem sich nun diese schier unauffällige leise Beschneidung des Textes nur auf verschwindende Stellen erstreckt, die übrigen methodischen Gesichtspunkte aber zweifellos durchgängiger Billigung begegnen, bedarf es eigentlich nur noch des Lobes der äußern tadellosen Darbietung in Typenart und Sauberkeit des Drucks, des Papiers und festen gefälligen Einbandes — in dem alle fertigen Bändchen geliefert werden —, um den neuen wagemutigen Versuch als gelungen zu bezeichnen, zu den vielen mit Eifer und Opfern gehegten Sammlungen von Schulausgaben deutscher Litteraturerzeugnisse eine frische von vielen Nummern hinzuzufügen. Ich habe mit längerem oder kürzerem Verweilen alle dreizehn Bändchen, die von Februar 1901 bis Herbst 1902 herausgekommen sind, durchgegangen und mich über viele lehrreiche Einzelheiten gefreut, die da den vieldurchsiebten Texten in ernster Arbeit abgewonnen worden sind, habe auch überall die Fortschritte, die unsere Klassikererläuterung heutzutage im Einklange mit den jungen, auf lebensvolle Anschaulichkeit dringenden Reformforderungen heischt, nach Gebühr beachtet. Als solche vermerke ich zunächst namentlich jene schon erwähnte Darlegung des Zusammenhanges, die Winke zur dichterischen Technik und zur Dramaturgie, die in dieser Regelmäßigkeit und Systematik bisher noch keine Sammlung vorgetragen hat — wobei eben freilich der Plan und der vorwaltende Standpunkt der einheitlichen Anlage, wie sie allen beteiligten Herausgebern vorschweben müssen, vorausgesetzt sind. Vier weitverbreitete und an vielen ausgezeichneten Gliedern reiche Sammlungen, die aus den Verlagen Velhagen und Klasing, G. Freytag-F. Tempsky, C. C. Buchner, Karl Gräser, schließen gerade fast alle Ansätze eines solchen inneren und überschauenden Kommentars von vornherein aus, absichtlich, um den unbeeinflußten

Niederschlag der Lektüre auf das jugendliche Gemüt, das noch wenig im Banne einer Regelpoetik steht, nicht hintanzuhalten oder zu ersticken. Die eigene Gedankenarbeit ist beim Verfolgen letzterer Theorie stärker, welche aber zeitlich längere Hingabe und härteres Anpacken von Lehrenden und Lernenden verlangt. Anderseits lassen die mannigfachen Hilfsmittel und Handweiser der Aschendorffschen Sammlung in begrenzterer Frist den gewählten Stoff bewältigen und allerlei Richtungen fruchtbar gestalten, wozu noch die häufig angeschlossenen Gruppen von Fragen, Aufsatzthemen und (besonders freier Rede zugedachten) Besprechungsgegenständen kommen: erstere, die Fragen, fand man bisher nur in den Ausgaben des Verlags Heinr. Stephanus in Trier und den vielgebrauchten des Ferd. Schöninghschen Verlags, die beiden andern weiterführenden Ergebnisse und Prüfsteine beendigter Lektüre und Durchnahme bloß in diesen Schöninghschen Schulausgaben. Eine hervorragende Neuerung der Aschendorffschen Ausgaben sind, neben den angehängten Kärtchen des Schauplatzes („Jungfrau von Orleans", „Wilhelm Tell", „Macbeth"), wie sie hier und da schon frühere Ausgaben enthielten, die wahrhaft wundervoll ausgeführten und — die Erfahrung bei einer gut auf Anschauung erzogenen Klasse bestätigte es mir schon — höchst eindrucksvollen Vollbilder: zu „Laokoon" Wiedergaben der Originalarbeit der rhodischen Meister und der modelnden Ergänzung, zu „Hermann und Dorothea" sechs Nachbildungen ebenbürtiger Widerspiegelungen Goethescher Situationen in der bildenden Kunst, zu „Tell" sechs Textbilder nach einschlägigen Naturscenen (Das Telldenkmal in Altorf; Treib und die beiden Mythen; Das Rütli; Die Tellskapelle auf der Tellsplatte, Die hohle Gasse mit der Tellskapelle; Die Teufelsbrücke). Obschon z. B. die letzteren auf photographischen Aufnahmen beruhen, kommt doch der großartige schweizerische Hintergrund der angezogenen Örtlichkeiten sehr lebendig und der dramatischen Illusion förderlich zur Geltung.

Teils beim Unterrichte, teils in privatem Studium habe ich diese Ausgaben von „Hermann und Dorothea", „Wallenstein", „Wilhelm Tell" näherer Prüfung unterzogen und bei ihnen so verschiedentliche neue Hinweise davongetragen, daß ich trotz wiederholtem Gebrauche anderer Ausgaben und vielfacher Durchnahme dieser drei Dichtungen hier nicht etwa bloß in obenbesprochener Hinsicht, nämlich in dramaturgischen, ästhetischen und anderen Problemen, allerlei diesen neuen Ausgaben eigentümliche Andeutungen gefunden habe, sondern auch viele sprachliche und sachliche Einzelaufklärung. Insbesondere scheint mir Direktor Dr. Vockeradts allseitige Erläuterung des „Wallenstein", dieser schwersten Unterlage des üblichen Schullektüre-Kanons, eine Leistung reifster Frucht zu sein, die auch reife Frucht hervorbringen kann; originell

ist dabei auch das schön entlastende zusammenfassende vollständige Namenregister nebst seinen Erklärungen. Im Anhange der „Tell“-Ausgabe ist die, schon in deren Einleitung angedeutete Dreiteilung der Handlung einleuchtend durchgeführt; eine Menge bedacht färbender mundartlicher wie volkstümlicher Wörter und Wendungen sind herausgehoben, die zumeist den Analogieschlüssen der Leser anheimgestellt blieben. Bei „Hermann und Dorothea“ fällt die vorsichtige Verwebung der weitschichtigen Forschungen der Goethe-Philologie, die auch für Weitersuchende zitiert sind, auf.

Zum Schluß seien, in chronologischer Reihenfolge, die bisher erschienenen Dichtungen genannt, die Namen der Herausgeber in Parenthese beigefügt: Klopstocks Messias und Oden (Oberlehrer Dr. Paul Verres); Lessings Laokoon (Oberl. L. Schunck); Lessings Emilia Galotti (Oberl. Dr. Walther Böhme); Goethe, Götz von Berlichingen (Professor Dr. M. Schmitz-Mancy); Goethe, Hermann und Dorothea (Oberl. Dr. Herm. Leppermann); Schillers Wallenstein (Direktor Dr. Heinr. Bockeradt); Schiller, Maria Stuart (Oberl. Dr. Jos. Arns); Schiller, Jungfrau von Orleans (Direktor Dr. Karl Menge); Kleist, Prinz Friedrich von Homburg (Oberl. Dr. Ed. Arens); Körner, Zriny (Direktor Dr. Heinr. Bockeradt); Uhland, Ernst von Schwaben (Direktor Dr. J. Löhrer); Shakespeare, Julius Cäsar (Oberl. Dr. Fr. Zurbonsen); Shakespeare, Coriolanus, Der Kaufmann von Venedig, Hamlet, Macbeth. In Bearbeitung in festen Händen sind folgende Werke und zwar durch namhafte Fachleute, deren Namen ein Anfang 1902, also nach Ablauf nur eines Jahres seit Beginn, ausgegebener neuer Prospekt dazu anführt: Lessing, Hamburgische Dramaturgie, Minna von Barnhelm, Nathan der Weise; Herder, Der Cid; Goethe, Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit (Auswahl), Faust, Iphigenie auf Tauris, Reineke Fuchs, Egmont, Tasso [diese zwei erschienen]; Schiller, Ästhetisch-philosophische Schriften, Demetrius, Braut von Messina [soeben gedruckt]; Kleist, Die Hermannsschlacht; Uhland, Balladen, Ludwig der Bayer; Grillparzer, Ahnfrau, Das goldene Vließ, König Ottokars Glück und Ende, Sappho, Der Traum ein Leben; Hebbel, Nibelungen; O. Ludwig, Erbförster, Die Makkabäer; Sophokles, Ajas, König Ödipus, Antigone. — Man sieht, wie thatkräftig und nachhaltig die Aschendorffsche Buchhandlung daran gegangen ist, die Versprechen ihres Programms zu erfüllen, nicht zuletzt auch damit, hinlänglichen Stoff zur Privatlektüre zu liefern. Neu ist die Einreihung von Grillparzer und Sophokles (Euripides, Iphigenie auf Tauris) in diesem Umfange, überhaupt die Hebbels und Otto Ludwigs, eben mit Grillparzer der mächtigsten Epigonen unseres klassischen Dramas, der jüngsten Bühnendichter, auf die die Schullektüre sich einlassen kann. So

weitet sich der Horizont unserer Schüler zwischen dem 14. und dem 19. Jahre durch die Erkenntnis der Stoff- und Ideenkreise der nachklassischen Meister, die bis in den Lärm und Meinungsstreit der Gegenwart hineingreifen. Ich bin überzeugt, daß die älteren Genossinnen der Aschendorff-Sammlung ebenfalls das Bezugsgebiet ausdehnen werden, um dem Wettbewerbe die Stange zu halten. Und letzteres hält keineswegs, scheint es, so leicht; denn der kühne Verlag zu Münster i. W., der zudem über eine rührige, modern versehene Druckerei verfügt, sucht allen nur denkbaren Ansprüchen zu genügen, wie die ungemein handlichen, angenehm lesbaren Bändchen deutlich bekunden, deren Preis ja auch niedrig genannt werden muß. Man höre: „Tell" mit den aufgezählten sechs Bilderbeigaben 1 Mark, „Hermann und Dorothea" mit jenen sechs Scenengemälden 85 Pfennige u. s. w., sämtlich ja gebunden. So stehen wir denn wieder da, von wo unsere Betrachtungen ausgegangen sind: der Wettkampf in der Warenproduktion unserer Zeit fördert Gediegeneres und Wohlfeileres ans Licht, und das Publikum, von dem die Aufnahme abhängt, hat den Nutzen davon. Die Geisteskinder unserer Dichterfürsten in immer angemessenerer Verfassung der Jugend zugänglich zu machen, wie sich's auch die neue Aschendorffsche Sammlung mit Erfolg vorsetzt, das ist, mit dem ältesten der sechs großen Klassiker, dem ersten deutschen Dichter, der die Poesie als Lebenszweck und Lebensinhalt auserkor, zu reden, „des Schweißes der Edeln wert".

Aschaffenburg. **Ludwig Fränkel.**

Kleine Mitteilungen.

Eine interessante litterarische Neuigkeit erscheint binnen kurzem: Das **„Dresdner Dichterbuch"**, herausgegeben von Dr. Kurt Warmuth. Zu der Sammlung haben Ferdinand Avenarius, Georg Freiherr von Ompteda, Wilhelm von Polenz und Adolf Stern Originalbeiträge lyrischer und novellistischer Art geliefert. Außerdem sind mit Dichtungen vertreten: Franz Freiherr von Königsbrun-Schaup, Johannes Proelß, Geheimrat Rumpelt, Johannes Freiherr von Wagner (Joh. Renatus), Robert Waldmüller, Geheimrat Woermann, Prof. Lyon, Karl Söhle, Prof. Fritz Schulze, Frida Schanz, Alice Freiin von Gaudy und noch eine stattliche Reihe heimischer Poeten. Auch einige Tote kommen zu Wort: König Johann von Sachsen, Otto Ludwig, Albert Moeser und Ernst Eckstein. Die Sammlung bietet zugleich Biographisches und Bibliographisches über die einzelnen Dichter. Die Dresdner Verlagshandlung von Wilhelm Baensch hat dem Werk, das dem litterarischen Leben der sächsischen Residenz dienen will, eine vornehme, geschmackvolle Ausstattung gegeben.

Zeitschriften.

Leipziger Lehrerzeitung. 9. Jahrgang. Nr. 40. Inhalt: Der Daseinszweck im Lichte des Goetheschen Faust. Vortrag von Ernst Beyer.

Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte. 2. Band, Heft 3. Inhalt: Felix Lindner, Über die Beziehungen des Ortnit zu Huon von Bordeaux. — Erich Petzet, Goethe und Macco. Mit Briefen von Alexander Macco und Friedrich von Müller. — Heinrich Heidenheimer, Uhlands „Des Sängers Fluch" und „Reuchlins Triumph". Eine Frage an die schwäbischen Litterarhistoriker. — Max Weyrauch, Eine Umbildung des Motives vom Entzauberungskuß.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Litteratur und für Pädagogik. 5. Jahrgang 1902. IX. und X. Bandes 6. und 7. (Doppel-)Heft. Inhalt: I. Abteilung (9. Band): Die Anfänge der griechischen Komödie. Von Privatdozent Dr. Georg Thiele in Marburg i. H. — August Böckh (1785—1867). Von Prof. Dr. Siegfried Reiter in Prag. — Aus den Zeiten holländischer Größe und ihres Verfalles. Von Prof. Dr. Karl Lamprecht in Leipzig. — Deutsche Handwerkspoesie. Von Gymnasiallehrer Dr. Otto Ladendorf in Leipzig. — II. Abteilung (10. Band): Der höhere Lehrer und seine wissenschaftliche Thätigkeit. Von Prof. Paul Worms in Meldorf. — Das Fortleben von Cäsars Schriften in der deutschen Litteratur und Schule seit der Humanistenzeit. Von Prof. Dr. Ernst Schwabe in Meißen. — Leonhard Hutters Compendium locorum theologicorum. Von Seminaroberlehrer Dr. Paul Rebel in Dresden. — Zwerge und Riesen. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und ihrer Behandlung in der Schule. Von Oberlehrer Dr. Georg Siefert in Jena. — Bericht über die 39. Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner in Köln, Dienstag, den 1. April 1902. Von Oberlehrer Dr. Paul Brandt in Bonn. — Bericht über die 11. Jahresversammlung des Deutschen Gymnasialvereins in Bonn, Mittwoch, den 21. Mai 1902. Von demselben.

Neu erschienene Bücher.

Dr. Alfred Goetze, Sebastian Lotzers Schriften. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 86 S.

Festschrift des germanistischen Vereins in Breslau. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 225 S.

Dr. Joh. Heydtmann, Deutsches Lesebuch für Lehrerinnen-Seminarien. I. Teil, 1. Hälfte. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 316 S.

E. Wilke und Fr. Herbst, Sprachhefte für einfache Schulverhältnisse. Ausg. D. 1. Heft. Halle a. S., Herm. Schroedel, 1902. 56 S.

P. Tesch, Deutsche Sprachgeschichte und Sprachlehre. 1. Teil: Rechtschreibung, Wort-, Wortbildungs- und Satzlehre. 2. Aufl. Halle a. S., Herm. Schroedel, 1902. 272 S. Preis 2 M. 70 Pf.

G. Pennewitz, Neuer Leitfaden für den Rechtschreib-Unterricht. 11. Aufl. Halle a. S., Herm. Schroedel, 1902. 32 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42 I.

Wie vergeistigt Goethe in seinen Dramen die der griechischen Mythologie entlehnten Motive?

Vortrag, gehalten vor der Versammlung des sächs. Gymnasiallehrervereins in Grimma, Ostern 1902.

Von H. Steuding in Wurzen.

Wie der Ton eines Saiteninstruments um so stärker klingt und einen um so mächtigeren Eindruck macht, je kräftiger das Instrument selbst in Schwingungen versetzt ist, und wie er die ganze Umgebung zum Mittönen zwingt, so übt auch eine Dichtung dann die gewaltigste Wirkung aus, wenn Empfindung und Phantasie des Dichters selbst durch den behandelten Vorgang stark erregt worden sind. Aus diesem Grunde stellte Herder an den jungen Goethe die Forderung, nur Selbsterlebtes zu dichten, denn Selbsterlebtes regt uns naturgemäß tiefer auf als Anempfundenes, und die Darstellung desselben ruft daher im Leser oder Hörer auch eine kräftigere Resonanz hervor. Um solchen Erfolg zu erzielen, muß freilich außerdem die Brust des Dichters noch leicht und tief erregbar sein, wie dies bei jedem Menschen in der Jugendzeit der Fall zu sein pflegt. Je größer dagegen die innere Ruhe und Abklärung wird, je weniger die Leidenschaft einen Verstand und Willen beherrschenden Einfluß ausübt, desto mehr tritt die natürliche Wirkung der Dichterkraft zurück, und Verstand und Wille müssen dann ihrerseits durch Kunst ersetzen, was an jener verloren gegangen ist. Da nun aber der echte Dichter, nach Goethes Ausspruch, nimmer wirklich kalt wird, so entwickelt sich auf dieser Stufe eine Mischung von Empfindungs- und Verstandespoesie, wie sie uns in den Dichtungen Goethes aus seiner sogenannten klassischen Periode entgegentritt.

Wie kommt es nun, daß Goethe auf diesem Standpunkte seine Stoffe mit Vorliebe gerade der griechischen Mythologie entlehnt? Seine Begeisterung für die griechische Poesie erklärt diese Thatsache nicht hinreichend, da er an dieser in erster Linie die vollkommene Form bewunderte, die mit dem behandelten Stoff an sich wenig zu thun hat.

Er schließt sich jetzt an die Mythen der Griechen in ganz derselben Weise an, wie er sich während des Hochstandes seines Gefühlslebens die

Volkspoesie zum Vorbilde genommen hatte. Der hohe Wert der letzteren beruht offenbar nicht nur darauf, daß sie die Empfindung tief und rein zum Ausdruck bringt, vor allem ist sie durch unendlich oft seitens der Hörer bereits vor der Niederschrift geübte Kritik auf ihre Wirkungsfähigkeit erprobt, so daß sich nur das Beste und Kräftigste hat erhalten können, nämlich dasjenige, was auf das Volk wirklich Eindruck gemacht hat. Nicht viel anders steht es nun mit den Mythen, nur entsprechen sie ihrem Wesen nach mehr den Forderungen der soeben charakterisierten Mischpoesie, da hier neben dem Gefühlselemente auch die Verstandesthätigkeit stark beteiligt ist. Um dies einzusehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, wie mythische Vorstellungen und die Mythen selbst entstehen. Für die Erfinder ist der Mythos durchaus eine äußere oder innere Erfahrungsthatsache, nicht ein Vergleich oder ein Bild, wie man früher wohl angenommen hat. Wenn man z. B. bemerkt, daß der Bergstrom brüllt, die Erde aufreißt und in wildem Ansturm alles vor sich niederwirft oder mit sich fortschleppt, so vergleicht man diese Thätigkeit nicht mit dem Wüten eines Stieres, sondern glaubt, daß im Strom selbst wirklich ein Stier wohne und thätig sei. Da die Machtwirkung größer ist, als daß man sie einem gewöhnlichen Stier zuschreiben könnte, so wird der Flußstier entsprechend größer vorgestellt; da seine Thätigkeit immerzu fortwährt, so legt man ihm ewige Dauer bei. Da endlich ein so mächtiges Wesen dem Menschen geistig nicht nachstehen darf, so erhält der Flußstier ein menschliches Antlitz und wird so zum Flußgott. Bei Bildung dieser mythischen Gestalt wirkt die verstandesgemäße Schlußfolge gewiß mindestens ebenso kräftig als die schöpferische Phantasie, bis die im Glauben fortlebende Vorstellung „Flußgott" entsteht, welchem man nun weitere menschliche, aber gleichfalls ins Unendliche gesteigerte Eigenschaften beilegt. Diese mythenbildende Thätigkeit des Volkes ist dem Schaffen des Dichters nahe verwandt, denn auch er legt Naturgegenständen, wie z. B. dem Heideröslein oder dem Veilchen menschliche Empfindung und Stimmung bei; der Unterschied ist nur der, daß letzterer sich der Nichtwirklichkeit seiner Schöpfungen bewußt ist, während das mythenbildende Volk fest an deren Vorhandensein glaubt. Die Gestalten der Sage werden aber eben durch diesen Glauben zu bestimmten Persönlichkeiten eingebildeter Wirklichkeit, an deren Thaten und Schicksalen man gemütlich Anteil nehmen kann. Wenn der Dichter diese dann darstellt, so hat er nicht erst nötig, seine Hörer für sie zu interessieren und ihr Bild vor ihnen entstehen zu lassen; sind es doch alte, liebe Bekannte, von deren Schicksal man gern Genaueres erfährt. Aber auch in anderer Hinsicht stehen die Gestalten des Mythos den Hervorbringungen des Volksgesangs nahe. Wie diese ihre Vorzüglichkeit der gefühlsmäßig

kritisierenden Gesamtthätigkeit des Volkes, welche den dichterisch-produktiven Talenten Maß und Richtung gegeben hat, zum großen Teil verdanken, so sind auch die Schöpfungen des Mythos, ehe sie zu glaubensmäßig fest überlieferten Gestalten und Thatsachen wurden, zweifellos lange Zeit dem kritisch bessernden Urteil der Gesamtheit unterworfen gewesen; denn die Erfindung des einzelnen kann nur dann zu deren Gemeingut werden, wenn sie dasjenige bestimmt und klar ausdrückt, was vorher schon dunkel und formlos im Bewußtsein der großen Menge vorhanden war. Entsprach eine solche mythische Begründung von jedermann beobachteter Vorgänge im Natur- und Menschenleben nicht der allgemeinen Anschauung, so verschwand sie wieder mit ihrem Urheber. Erhob sie aber nur das von der Mehrzahl bereits dunkel Geahnte über die Schwelle des Bewußtseins zur klaren Anschauung, so fand sie bei allen Anerkennung, wurde weiter erzählt, dabei verschönert und verbessert, und schließlich gelangte sie so zur Geltung einer Glaubensthatsache. In diesem Sinne verdanken nicht nur die mythischen Gestalten selbst, sondern auch die sie untereinander verbindenden Sagen ebenso wie die Volksdichtungen wirklich ihr Dasein der Gesamtthätigkeit des Volkes. Kein Wunder also, wenn sie aus diesem Grunde des Volksinteresses an sich schon gewiß sind. Dabei ist freilich notwendige Voraussetzung, daß die Mythen im Bewußtsein des Volkes noch fortleben, wie das im Zeitalter Homers in Griechenland der Fall war, und daß sich der Dichter, der sie weiter ausgestaltet, an eben dasjenige Volk wendet, welches sie geschaffen hat.

Bei einer Übertragung zu einem fremden Volke fehlt natürlich diese Hauptwirkung. Nur insofern sie als Volksschöpfungen sicher auch volkstümlich sind, können sie bei der Ähnlichkeit der Menschen untereinander auch in fremdem Lande auf Aufnahme und Interesse rechnen. Dies wird aber um so stärker verringert werden, je weiter die beiden Völker durch ihren Hauptcharakter, ihren Glauben und ihre Bildungsstufe voneinander getrennt sind. Hier lag nun für Goethe die große Schwierigkeit, als er es versuchte, die Sagen der heidnischen alten Griechen bei den christlichen modernen Deutschen einzuführen. Ehe wir jedoch zur Besprechung der Kunstmittel übergehen, durch welche er jene seinen Zeitgenossen näher zu bringen suchte, müssen wir die mythischen Gestalten noch unter einem anderen Gesichtspunkt betrachten und zwar unter demjenigen, der sie Goethe in seiner klassischen Zeit ganz besonders zur dichterischen Verwendung geeignet erscheinen ließ.

Die mythische Persönlichkeit wird also, wie wir gesehen haben, von der Gesamtheit geschaffen; und zwar gestaltet sie diese, da sie nichts Höheres kennt, nach sich selbst, d. h. dem mythischen Wesen, welches sie als Urheber ihr sonst unerklärlicher Vorgänge im Natur- und Menschen-

leben vorausgesetzt hat, legt sie solche menschliche Eigenschaften bei, wie sie dem durch seinen Ursprung bestimmten Grundcharakter zu entsprechen scheinen. Dem Wesen z. B., das den Tod eines Menschen herbeiführt, verleiht man die Eigenschaften eines bösen, gefürchteten Feindes. So gelangt man zunächst zu einer Art Personifikation des Todes, die sich von der eigentlichen Allegorie nur dadurch unterscheidet, daß ihre Schöpfer fest an ihre persönliche und thatsächliche Existenz glauben. Dieser Unterschied ist freilich sehr wesentlich und bewirkt, daß die mythische Person weit mehr Körper, d. h. mehr zufällige Eigenschaften, die nicht lediglich verstandesgemäß aus ihrem Grundbegriff entwickelt sind, als eine eigentliche Allegorie erhält, weil eben jede wirkliche Person zahlreiche Eigenschaften besitzt, die mit ihrem Hauptcharakter nicht notwendig verbunden sind. So stehen die mythischen Gestalten in der Mitte zwischen Individuen und Begriffspersonifikationen und sind daher in ihrem Wesen einerseits durchsichtiger als erstere und doch anderseits nicht so körperlos schattenhaft wie diese. Die mythische Person besitzt einen Gattungscharakter, sie ist ein Typus, der uns selbst in seiner Denk- und Empfindungsweise aber doch noch so nahe steht, daß wir uns mit ihm gleichzusetzen und so für sein Geschick zu interessieren vermögen; sie ist dabei doch wieder so einfach angelegt, daß man leicht erschließen kann, wie sie in jeder Lage ihrem Wesen nach sich entscheiden und handeln muß. Es sind Gestalten gleich denen, welche die Griechen des 5. Jahrhunderts v. Chr. zur Zeit des hohen Stils ihrer Kunst in ihren Götterbildern für die Ewigkeit geschaffen haben, und die wir in den Nachbildungen der Werke des Phidias und Polyklet noch heute bewundern. Gerade diese Unabhängigkeit von der zufälligen Stimmung des Augenblicks, diese plastische Ruhe ließ sie Goethe für seine Dramen verwendbar erscheinen, als er selbst zu innerer Ruhe und zu dem erhöhten Standpunkt gelangt war, von dem aus er das kleine Menschengetriebe und alle unklare Leidenschaft ihrem wahren Wert oder Unwert nach abschätzen und seinen Blick ungetrübt auf die höchsten Fragen unseres Daseins richten konnte. Entsprachen die Göttergestalten der Griechen bei dieser Auffassung doch vollkommen denjenigen Forderungen, die er in seiner Kunstnovelle „Der Sammler und die Seinigen“ 1798 selbst in Bezug auf die Darstellung des Typischen in der Kunst gestellt hat. Weder der Gattungsbegriff noch das Individuum ist nach seiner Meinung darzustellen, sondern beides in einem: das Bedeutende, Erhabene und Schöne, was in der ganzen Gattung enthalten ist, muß im Kunstindividuum gemildert und ausgeglichen zur Anschauung kommen. Die griechischen Götter und Helden verkörpern aber alles Große und Bedeutende, was die griechische Welt jemals hervorgebracht hat, und sind doch zugleich

Einzelpersonen und deren Beschränktheit unterworfen, so daß sie sich mit menschlichen Mitteln künstlerisch formen lassen.

In den Zeiten seines eigenen Sturms und Drangs hatte Goethe das Große und Bedeutende an diesen Gestalten freilich mit ganz anderen Augen betrachtet. In einem Briefe an den Konsul Schönborn in Algier vom 1. Juni 1774 stellt er geradezu die „Riesengestalten einer markigen Fabelwelt" zu moderner Mattherzigkeit in Gegensatz. Damals waren es eben nur diese Eigenschaften des Übermenschlichen und Gewaltigen, die dem jugendlichen Dichter die Götter und Helden brauchbar erscheinen ließen, um seinen eigenen kraftstrotzenden, gegen einschränkende Gesetze ankämpfenden Gedanken und Bestrebungen Gestalt und Ausdruck zu geben. Auch dazu waren sie geeignet, weil sie wirklich ein Naturzustand ähnlich demjenigen, von dem Rousseau und Goethe träumten und schwärmten, einst hervorgebracht und geschaffen hat, als Kraft und Wille des Starken selbst noch einziges Gesetz war und als diese Gewalten noch nicht unter die Gebote des Rechts und der Sitte gebeugt wurden.

Doch hiermit wenden wir uns bereits zu der Frage: „Wie hat Goethe in seinen Dramen die der griechischen Mythologie entlehnten Motive vergeistigt?" oder „Wie hat er die altgriechisch heidnischen Mythen bei Übertragung in die deutsche christlich moderne Dichtung von ihrer nationalen und zeitlichen Bedingtheit losgelöst und zu Trägern ewig gültiger Gedanken gemacht?" Die Stufen, welche sich für die in Betracht kommende Zeit in der Gesamtentwickelung Goethes zeigen, sind auch für unsere Aufgabe entscheidend: In seiner Jugendperiode ist die Entlehnung im wesentlichen auf den mythischen Stoff beschränkt, der meist unmittelbar dem speziellen Zweck dienstbar gemacht und auf die vom Dichter behandelten modernen Verhältnisse, im Spott oder auch im Ernst, bezogen wird. Es gehören hierher die beiden auf Herder und Wieland gemünzten Satiren Satyros und Götter, Helden und Wieland, sowie das die höchsten Fragen des Daseins behandelnde Fragment Prometheus aus den Jahren 1773 und 1774, dann noch 1777 das Monodrama Proserpina.

In der Zeit, in welcher es Goethe am vollkommensten gelungen ist, die Schönheit antiker Form mit der tiefen Innerlichkeit des deutschen Gemüts zu verbinden, erhebt er die Iphigenie des Euripides auf die Höhe seines Menschheitsideals (1779—1786) und schafft im leider unvollendeten Elpenor (1781—1783) ein modernes Gegenstück zur Tragik der Atridensage; die homerische Dichtung aber sucht er uns in seiner gleichfalls Bruchstück gebliebenen Nausikaa (1787) gemütlich nahe zu bringen.

Als ihm dann an die Stelle plastisch geformter, edler Idealgestalten bedeutungsvolle Symbole traten, wertet er die Götter und Helden der

antiken Sage vollständig um und verwandelt die von dieser gebotenen Schöpfungen eines kindlichen Glaubens in verstandesmäßig geschaffene Vertreter von Ideen und Zuständen, die man geradezu als Personifikationen oder Allegorien bezeichnen darf, wenn sie uns auch nicht ohne individuelles Wesen und Leben entgegentreten.

Hier kommen in Betracht Helena 1800, Was wir bringen 1802, Pandora 1807—1809, Das Erwachen des Epimenides 1814 und die mythischen Motive in den seit 1827 entstandenen Abschnitten des Faust. Alle diese Dramen in Rücksicht auf unsere Frage eingehend zu untersuchen ist bei der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit unmöglich. Ich werde mich daher begnügen, den Gegensatz der im wesentlichen realistischen zu der rein idealistischen Behandlungsweise an zwei stofflich eng zusammenhängenden und ihrem Inhalt nach hochbedeutenden Fragmenten, an dem 1773—1774 entstandenen Prometheus und an der erst 1807—1809 gedichteten Pandora in etwas eingehenderer Besprechung klarzustellen. Freilich bleibt dabei diejenige Periode, die zwischen diesen beiden Extremen liegt und deshalb unserer gegenwärtigen Schätzung nach die Höhe dieser ganzen Gattung bezeichnet, unbesprochen. Es ist dies aber deshalb nicht bedenklich, weil sie eben in beiden behandelten Perioden gewissermaßen mit enthalten ist und selbst nur in einer Vereinigung der Vorzüge beider Arten besteht. Zudem ist es ja auch allgemein bekannt, wie es Goethe besonders in seiner Iphigenie gelungen ist, ebensowohl den antiken Stoff, wie die Form beizubehalten und ihnen beiden doch ein so individuell-modernes Leben einzuhauchen, daß sie uns durchaus nicht fremd anmuten. Er hat dies, im allgemeinen gesagt, dadurch erreicht, daß er nur dasjenige darstellt, was zu allen Zeiten, im Altertum so gut wie in der Gegenwart, schön, wahr und gut gewesen ist und dies immer sein wird. Dieser ideale Kern beider Zeitalter besitzt also ebensowohl in den tiefsten Empfindungen unseres eigenen Herzens seine Heimstätte und wirkt ebenso frisch und kräftig auf uns ein, wie er die Zeitgenossen des Euripides erfüllt und bewegt hat. Hier ist es Goethe gelungen, aus der vom Volke geschaffenen Sage und aus der daraus hervorgegangenen antiken Dichtung nur den durch die Zeit nicht zerstörbaren, unveränderlichen Keim herauszuschälen und ihn durch die Glut seiner eigenen Dichterkraft zu wirklichem, frischem, neuem Leben zu erwecken. Gerade weil aber die Verbindung des Alten und Neuen bei seiner Iphigenie durchaus organisch und unauflöslich ist, will es auch dem kritischen Verstande nicht gelingen, völlig in ihr eigentliches Wesen einzudringen und ihr Kompositionsgeheimnis im einzelnen klar begreiflich zu enthüllen. Es bleibt uns nichts übrig, als durch möglichst vollkommene Aufhellung der vorausgehenden und der nachfolgenden Form

Goethescher Dichtungsart auf diese erhabenste Höhe seines Wirkens wenigstens einen Lichtschimmer fallen zu lassen, wie ich es jetzt zu thun versuchen will.

In dem seiner Sturm- und Drangzeit angehörenden Prometheus schließt sich Goethe noch eng an die alte Überlieferung an. Bei den Griechen war Prometheus ein, wie es scheint, ursprünglich in Argos heimischer Vertreter der im Feuer wirkenden Kraft, eine lokale Nebenform des Hephaistos; er verkörperte einerseits die kulturbringende und die Menschen zu allen möglichen Erfindungen anregende Eigenschaft des Feuers, anderseits dessen seelenartig alle lebenden Wesen durchdringende Macht. Denn die Beobachtung, daß der lebende Mensch von Wärme erfüllt ist und beim Eintritt des Todes erkaltet, muß seit Urzeiten zu der Vorstellung vom feuerartigen Wesen der Seele geführt haben, wenn sie für uns auch erst später nachweisbar wird. Daneben erhält Prometheus in der Sage die Geschicklichkeit, Klugheit und List, die sich beim Feuer benutzenden Handwerker naturgemäß entwickelt. Das antike Drama gestaltete diese Grundzüge bereits zu dem alle Kräfte der Natur sich dienstbar machenden Erkenntnisstreben des menschlichen Geistes um, welches dann leicht zu übermütigem Selbstvertrauen, zu Überhebung und Auflehnung gegen den Willen der Gottheit führt, wie sie uns in der vollentwickelten Prometheussage schließlich entgegentritt.

Alle diese Züge nimmt Goethe unverändert auf, und wenn einzelne Stellen seiner Dichtung auch eine subjektivistisch-spinozistische Färbung erhalten, was bei der Erklärung gewöhnlich als das Wichtigste betrachtet wird, so bleibt doch meiner Überzeugung nach der Prometheus trotzdem in der Hauptsache rein titanisch, wie er es in Griechenland war, nämlich: die Verkörperung der menschlichen ewig wiederkehrenden Selbstüberhebung, der aus dem persönlichen Kraft- und Machtgefühl entspringenden Hybris.

Geradezu im Gegensatz zu Spinoza steht die starke Betonung des eigenen freien menschlichen Willens, wie sie mit dem Wesen des Prometheus untrennbar verschmolzen ist und sich gleich in dessen ersten auf die Götter bezüglichen Reden ausspricht:

„Ich will nicht, sag' es ihnen!
Und kurz und gut, ich will nicht!
Ihr Wille gegen meinen!
Eins gegen Eins!
Mich dünkt, es hebt sich!"

Nach Spinoza ist der Mensch nur ein modus, eine Erscheinungsform der Substanz, die wie alles andere in der endlosen Reihe bedingender Ursachen steht. Der Willensentschluß, der ja nach seiner Ansicht nur eine Modifikation, eine Veränderung des Körpers ist, muß

also von etwas anderem bestimmt sein. Für frei hält sich hiernach der Mensch, ohne es wirklich zu sein, nur deshalb, weil er sich zwar seiner Handlungen, nicht aber der bestimmenden Ursachen bewußt ist. Somit beruhten diese Worte des Prometheus, wenn sie aus Spinozas Sinne gesprochen wären, auf einem Irrtum. Das ist aber schwerlich Goethes Meinung. Der Gang der Handlung schließt sich vielmehr im ganzen an Äschylus an und nimmt keine Rücksicht auf Spinozas Lehre, die Goethe damals überhaupt noch nicht tiefer erkannt hatte.

Zeus hat durch gütliche Unterhandlung Unterwerfung des Prometheus unter seinen Willen und Anerkennung seiner Macht herbeiführen wollen. Im Gefühl seiner Kraft und Selbständigkeit, die niemand Dank schuldig zu sein glaubt, weist der Titan aber seinerseits sogar das Anerbieten der Herrschaft über die Erde und die Belebung seiner aus Thon geformten Menschen durch Zeus zurück, da er sich nicht unter dessen Joch beugen will. Er erkennt seine Allmacht nicht an, weil auch die Götter der Gewalt des Schicksals unterworfen seien. Durch Streben und Wirken, durch Fleiß und Thätigkeit bildet der Mensch sich selbst zum Menschen aus. Streben ist also mit seinem Wesen untrennbar verbunden; das können ihm nach des Prometheus Meinung deshalb auch die Götter nicht rauben, denn sie vermögen nicht ihn von sich selbst zu scheiden. Zur Liebe Gottes und der Welt, zum Allgefühl, das sein Bruder Epimetheus unbewußt bereits empfindet, ist der bewußt erkennende Prometheus noch nicht vorgedrungen. Er denkt und fühlt nur selbstsüchtig und hat nur Freude daran, seinen Gedanken und Wünschen durch schaffende Thätigkeit Wirklichkeit zu geben.

Mit Minerva, die aber bei Goethe lediglich eine Personifikation des menschlichen Verstandes ist, überlegt Prometheus (eigentlich also im Selbstgespräch) nochmals sein Verhältnis zu den Göttern. Der Zustand des kindlichen Glaubens, in dem er freudigen Herzens den Überirdischen diente, weil er von ihrer uneigennützigen Liebe und Weisheit voll überzeugt war, ist ihm geschwunden, seitdem seine zersetzende Denkkraft ihn in diesem Glauben Irrtum und Widerspruch hat erkennen lassen. Er ist infolgedessen in die Stufe des Gegensatzes eingetreten; er ist nicht nur ungläubig geworden, sondern er haßt die Götter und betrachtet sie nicht mehr als freundliche Beschützer, sondern als mißgünstige Gegner. Bei dem Vergleich derselben mit sich selbst findet er, daß auch in seiner Brust etwas Göttliches lebt, daß auch er ihre Vorzüge, nämlich Dauer, Macht, Weisheit und Liebe besitzt. Die Liebe insbesondere hat er — und hier tritt Goethe in Widerspruch zur antiken Überlieferung — in seiner Schöpfung Pandora verkörpert, der er alles verliehen, was ihn selbst je mit Wonne erfüllt hat.

Die schließliche Belebung der von ihm geschaffenen Menschen wird in der Sage verschieden erzählt; Goethe schließt sich an eine späte Darstellung an, nach der Prometheus mit Hilfe der Athene zum Himmel emporsteigt, um da verstohlen seine Fackel am feurigen Rade des Sonnenwagens anzuzünden. In unserer Dichtung wird dies in folgender Art gewendet: Prometheus erfährt durch Minerva, d. h. er erkennt durch eigene Überlegung, daß die Verleihung des Lebens Gabe des Schicksals, nicht der Götter sei. Er gelangt zum Quell alles Lebens, welchen Jupiter den übrigen Göttern und den Menschen nicht verschließen kann, und gewinnt da Belebung für seine Geschöpfe. Der Quell alles Lebens auf der Erde ist aber zunächst eben die Sonne, besonders wenn man sich auch die menschliche Seele als ein feuerartiges Wesen vorstellt. Eine Anschauung Spinozas liegt hier entschieden nicht zu Grunde, da sich seine Substanz, die ihm zugleich Gott ist, hiermit schlechterdings nicht vereinigen läßt. Vielmehr ist die antike Sage vom Feuerraub mit der von der Belebung der Menschen sehr glücklich in eins verschmolzen worden.

Bei Beginn des zweiten Aktes wird uns im Gegensatz zu dieser menschlichen Überhebung die göttliche Weisheit und Güte vor Augen geführt, welche die freie That des Menschen in die Reihe ihrer eigenen höheren Zwecke einordnet, indem sie die Fortdauer der Geschöpfe des Prometheus gestattet, deren Leitung aber ihrerseits übernimmt, um sie allmählich ihrer wahren Bestimmung entgegenzuführen. Dabei überläßt Gott die Menschen zunächst sich selbst, weil sie in jugendlicher Anmaßung, ebenso wie ihr Urheber Prometheus, sich jetzt noch selbst für göttergleich halten, bis sie einst durch die Not des Lebens enttäuscht und über die eigene Unzulänglichkeit durch Leiden belehrt, Gott suchen und dann unter Führung seines Sohnes auch finden werden. Das ist natürlich eine durchaus christlich-moderne Auffassung der Gottheit, die einen Ausblick auf die geplante, leider aber nicht ausgeführte Lösung des dramatischen Gegensatzes gestattet. Dementsprechend würde die von der alten Sage erzählte Befreiung des an den Kaukasus gefesselten Prometheus durch Herakles, den Lieblingssohn des Zeus, und der außerdem dazu erforderliche stellvertretende Tod des Halbgottes Cheiron in christlichem Sinne umgedeutet worden sein, wenn Goethe das Drama vollendet hätte. Zunächst folgt nun aber die Schilderung der allmählichen Kulturentwickelung unter den Menschen. Sie lernen Wohnstätten errichten; dabei bildet sich der Begriff des Besitzes aus, Wünsche und Bedürfnisse entstehen, die nur durch Arbeit befriedigt werden können. Diese schafft Werte und mit ihnen das Eigentumsrecht, dessen Verletzung Rechtsschutz des Schwächeren durch die Gesamtheit nötig erscheinen läßt.

Da kommt Pandora in tiefer Erregung zu Prometheus. Sie hat die Liebe ihrer Schwester Mira beobachtet und ist selbst, ohne sich des Gefühls klar bewußt zu sein und es in seinem wahren Wesen zu erkennen, von Liebessehnsucht erfüllt worden. Prometheus erklärt ihr gegenüber ihre Erregung auffälligerweise als — „den Tod". Das heißt aber nur: durch die Fortpflanzung des Menschengeschlechts wird der Untergang des Einzelwesens bedingt, weil es nunmehr mit seinen Eigenschaften und Fortschritten in der Gattung weiter lebt. Die Liebe bildet den Höhepunkt in der Entwickelung des Einzelwesens, sie führt es aber auch zu seinem natürlichen Ziel und damit zu seinem persönlichen Ende. Der Mensch selbst stirbt, er lebt jedoch in seinen Kindern in frischer Jugendkraft wieder auf, um den Kreislauf so gewissermaßen immer von neuem zu beginnen.

Nach einer Goethe jedenfalls bekannten Form der antiken Sage war Pandora Gattin des Prometheus und Mutter des Deukalion, des griechischen Noah. Daß der Dichter diese bei Weiterführung seines Werkes zu benutzen beabsichtigte, deuten die letzten Worte des Fragments an. Nachdem nämlich Prometheus der Pandora die Liebe mit all ihrer Wonne geschildert, sie aber vorbedeutend „Tod" genannt hat, umarmt sie ihn mit den Worten: „O Vater, laß uns sterben!" Prometheus aber erwidert: „Noch nicht!" und weist damit auf ihre spätere Vereinigung als Gatten hin. Der weitere Gang der Handlung bleibt unklar, doch verraten diese letzten Worte die Absicht des Dichters, daß Prometheus am Ende durch Liebe zu seinen Geschöpfen veranlaßt selbst zum Menschen werden und sein Streben und Wesen so in seinen Nachkommen fortpflanzen und verewigen sollte. Das gleiche thut Faust am Ziele seines Lebens durch Schaffung seines Neulandes, auf welchem die Bewohner zu dauernder, angestrengter Thätigkeit durch den ewigen Kampf mit dem andringenden Meere gezwungen sind, so daß sie ihm selbst ähnlich werden müssen. Sicherlich schwebte aber bei der Planung dieses Schlusses seines die Menschheitsentwickelung schildernden Dramas Prometheus dem Dichter auch das Vorbild Christi vor Augen, der gleichfalls aus Liebe zur Menschheit seiner Göttlichkeit entsagt hat und selbst wahrhaftiger Mensch geworden ist, um die Menschen mit seinem eigenen Wesen zu erfüllen und so an seiner Göttlichkeit Anteil nehmen zu lassen.

Wie wir gesehen, hat hier die antike Sage und Dichtung selbst bereits den mythischen Stoff symbolisch verwandt, so daß Goethe den Übermenschen Prometheus in seinem Wesen unverändert in seine Dichtung aufnehmen konnte. In christlich-modernem Sinne vergeistigt hat er dagegen die Gottesvorstellung, indem er alle Mängel und Schwächen, welche dem antiken Zeus anhaften, zu menschlich-irrtümlichen Vorstellungen seines

Gegners Prometheus macht. Dieser schafft sich eben, wie dies in Wirklichkeit bei den Menschen immer geschieht, selbst seinen Gott nach seinem eigenen Bilde und legt ihm deshalb auch die eigenen Schwächen und Leidenschaften, sowie den eigenen Hochmut bei. Gerade die Veredelung der antiken Gottesvorstellung ist es aber wahrscheinlich gewesen, welche die Vollendung der Dichtung im Anschluß an das Vorbild des Äschylus unausführbar machte. Weder der Feuerraub, der doch in Wirklichkeit die höhere Kultur der Menschen erst ermöglichte, noch der für uns sinnlose Betrug der Götter beim Opfer, den die alte Sage dem Prometheus zum Vorwurf machte, kann von dem wahrhaft göttlich und gnädig gesinnten Jupiter Goethes mit der Fesselung des Prometheus an den Kaukasus bestraft werden; daß diese aber ursprünglich beabsichtigt war, bezeugt die Erwähnung „des finstern Kaukasus" durch Prometheus in der Mitte des ersten Aktes. Die Katastrophe hätte also eine völlig neue Erfindung nötig gemacht, die sich schwerlich mit dem gegebenen Alten stilgerecht verbunden haben würde. Deshalb bleibt Prometheus Fragment, und der Grundgedanke, daß der durch sein Kraftgefühl zu Übermut und Selbstüberhebung verleitete Mensch von Gott abfällt, bei redlichem Streben aber unter dessen liebevoller Leitung sich doch zuletzt des rechten Weges wieder bewußt zu werden und Gnade zu finden vermag, wird im Faust neu gestaltet. Freilich kann dieser zunächst ebensowenig vollendet werden, weil der Dichter damals, in seinem 25. Lebensjahre, selbst noch nicht zur Vollendung und zur Klarheit über die höchsten Fragen des Daseins mit sich gelangt war.

In den Jahren 1806 bis 1808 nimmt Goethe die Behandlung der Prometheussage in seiner Pandora von neuem auf; da er aber inzwischen längst alles Stürmen und Drängen, sowie alle titanische Überhebung in sich überwunden hatte und überhaupt ein ganz anderer geworden war, so werden jetzt auch die von der antiken Sage gebotenen Motive in wesentlich verändertem Sinne verwandt und ihnen bei der Vergeistigung eine andere Bedeutung beigelegt, als dies in der früheren Dichtung der Fall war. Schon die Beschreibung der Scenerie zu Eingang des Stückes lehrt, in welcher Art der Dichter nunmehr die beiden Gestalten des Mythos, den Prometheus und Epimetheus, welche hier die Hauptrollen spielen, zu Trägern kulturhistorischer Ideen gemacht hat. Auf der Seite des Prometheus ist alles roh und derb, ohne alle Symmetrie; als menschliche Wohnung dient noch die Höhle, und Urwald bildet den Abschluß. Dagegen zeigt die Seite des Epimetheus bereits künstlich gefügte Holzgebäude mit Säulen, Gebälken und Gesimsen, eine Ruhestätte mit Fellen und Teppichen, umfriedigten Hofraum und Gärten mit Fruchtbäumen.

Prometheus ist demnach Vertreter des ersten nur auf das Nützliche und Notwendige Rücksicht nehmenden Kulturzustandes, während Epimetheus schon auf der zweiten Stufe der Entwickelung steht, wo man auch dem Schönen und Angenehmen Wert beilegt. Das Ziel seiner Sehnsucht ist bereits etwas Ideales, während sein Bruder lediglich dem realen Vorteil nachstrebt. Aus diesem Grunde wünscht sich Epimetheus seine Jugend zurück, weil er als Jüngling das Schöne und Angenehme frisch genießen konnte; jetzt aber quält ihn, den Nachdenkenden, ebenso wie den alternden Dichter selbst, die unvergängliche Erinnerung an alle die Freuden, die er einst genossen, nun als Greis aber nicht mehr genießen kann. Ihm gegenüber findet Prometheus, der ruhelos Thätige, voller Ungeduld zu wirken nur in der neue Werte schaffenden Arbeit seine Freude. Zwischen ihnen beiden steht der feurig thatkräftige Sohn des Prometheus, der von Liebe zur Tochter des Epimetheus und der Pandora ergriffen ist, und so die Thatkraft seines Vaters mit der von Epimetheus vertretenen Sehnsucht nach dem Ideal und dem Genuß des Schönen in sich vereinigt. Die Liebe macht ihn zum Sänger und Dichter; er preist die Schönheit, nach welcher Epimetheus, trotzdem er durch den Verlust seiner Geliebten unglücklich geworden ist, Zeit seines Lebens schmachtet. Epimetheus hatte nämlich Pandora, welche — der antiken Sage entsprechend, aber im Gegensatz zu der Annahme im vorher behandelten Fragment Prometheus — von den Göttern auf die Erde herabgesandt worden war, als Gattin aufgenommen, nachdem sie Prometheus seinerseits ohne Verständnis für ihre überirdische Schönheit kalt von sich gewiesen. Nach kurzen Tagen des Glückes ist sie ihm jedoch wieder entschwunden und in ihre himmlische Heimat zurückgekehrt. Sie bildet nun das Ziel all seines Strebens und seiner ewigen, unstillbaren Sehnsucht.

In der griechischen Sage ist Pandora ursprünglich die erste Frau mit ihren Reizen und ihren Fehlern. Sie führt ein thönernes Faß mit sich, welches ihre Mitgift enthält; als es aber geöffnet wird, entsteigen demselben lediglich Bedürfnisse und Leiden, weil diese für den Menschen eben das ihm schon von Mutterleib an überkommene unvermeidliche Erbteil seiner Gattung bilden. Bei Goethe dagegen vertritt Pandora samt ihrer in jenem irdenen Fasse verschlossenen Mitgift die göttlichen, d. h. die geistigen Gaben, welche dem staubgeborenen Menschen Gottähnlichkeit verleihen und ihn von der Stufe des tierischen Lebens zu höherer Kultur und zum Genuß der Schönheit emporheben. Genauer betrachtet bildet freilich die Empfindung von Bedürfnissen und das Streben des Menschen, diese zu befriedigen, sowie die Notwendigkeit, die Ursache von Leiden und Unannehmlichkeiten zu beseitigen, am Ende selbst erst die Veranlassung zur Anwendung und Ausbildung seiner geistigen Kräfte, so daß also

schon nach antiker Anschauung auch diese Gaben gewissermaßen im Fasse der Pandora mit enthalten waren. Einzelne jener göttlichen Eigenschaften des Menschen werden vom Dichter in deutlich erkennbaren Bildern vorgeführt, wenn er den Epimetheus bei Schilderung der Faßöffnung sagen läßt:

Da schwoll gedrängt ein leichter Dampf aus ihm hervor,
Als wollt' ein Weihrauch danken den Uraniern,
Und fröhlich fuhr ein Sternblitz aus dem Dampf heraus,
Sogleich ein andrer; andre folgten heftig nach.
Da blickt' ich auf, und auf der Wolke schwebten, schon
Im Gaukeln lieblich, Götterbilder, buntgedrängt;
Pandora zeigt' und nannte mir die Schwebenden.
„Dort siehst du", sprach sie, „glänzet Liebesglück empor".
„Wie", rief ich, „droben schwebt es? Hab' ich's doch in dir!"
„Daneben zieht", so sprach sie fort, „Schmucklustiges
Des Vollgewandes wellenhafte Schleppe nach.
Doch höher steigt, bedächtig ernstes Herrscherblicks,
Ein immer vorwärts dringendes Gewaltgebild.
Dagegen, gunsterregend, strebt, mit Freundlichkeit
Sich selbst gefallend, süß zudringlich, reges Blicks,
Ein artig Bild, dein Auge suchend, emsig her,
Noch andre schmelzen kreisend ineinander hin,
Dem Rauch gehorchend, wie er hin und wider wogt,
Doch alle pflichtig, deiner Tage Lust zu sein."

Hier schildert Goethe diejenigen Triebe, welche den Menschen in erster Linie zu zweckmäßiger Thätigkeit und Schaffung nützlicher Einrichtungen drängten: 1. den Liebestrieb, der die Vereinigung der Menschen zu Familien veranlaßt; 2. den Putztrieb, der sie nach dem Schönen streben läßt und Kunstfertigkeiten entwickelt; 3. den Herrschtrieb und 4. den Geselligkeitstrieb, welche die Grundlage des staatlichen Lebens bilden. Die Befriedigung dieser Triebe macht das Leben erst lebenswert; stärker aber als alle übrigen wirkt der Liebestrieb. Daher eignet sich Epimetheus sofort die Pandora als seine Gattin zu, und die Liebe zu ihr bildet nunmehr den Hauptinhalt seines ganzen Lebens, denn auch nach ihrem Entschwinden lebt er nur in der Erinnerung an sie; er sieht dann den Abglanz ihrer göttlichen Schönheit überall in der Natur verbreitet:

Jener Kranz, Pandorens Locken
Eingedrückt von Götterhänden,
Wie er ihre Stirn umschattet,
Ihrer Augen Glut gedämpfet,
Schwebt mir noch vor Seel' und Sinnen,
Schwebt, da sie sich längst entzogen,
Wie ein Sternbild über mir.

Doch er hält nicht mehr zusammen;
Er zerfließt, zerfällt und streuet
Über alle frischen Fluren
Reichlich seine Gaben aus.

Ganz anders empfindet Prometheus, denn dieser schätzt nur den Fleiß, der Nützliches hervorbringt; Feuer, Wasser, Erde und Luft macht er zu diesem Zwecke sich und seinem Geschlechte dienstbar. Als Vertreter des starren irdischen Realismus verachtet er diejenigen, welche gleich seinem Bruder nach der unerreichbaren himmlischen Schönheit des Ideals streben, immer auf endliche Erfüllung ihrer Sehnsucht hoffen und inzwischen, ohne selbst äußerlich Nutzbares zu schaffen, im Anblick der gleichfalls Gott entsprossenen Naturschönheit Genuß und Zufriedenheit finden. Auf der Seite des Prometheus tritt dagegen allmählich mit der Entwickelung des Handwerks in der entstehenden menschlichen Gesellschaft Arbeitsteilung und damit die Ausbildung verschiedener Stände ein. Die Hirten kaufen Werkzeuge, Waffen und Musikinstrumente von den Handwerkern; ein Stamm, der an Übervölkerung leidet, entsendet mit Waffen ausgerüstete Auswanderer in die Fremde.

Wie nun neben Prometheus sein Sohn Phileros steht, so erscheint neben Epimetheus seine Tochter Epimeleia, die Geliebte des Phileros. Epimeleia bedeutet die sinnende Sorgfalt, die künstlerische oder wissenschaftliche Beschäftigung, welche nicht auf den äußeren Nutzen gerichtet ist. Sie bildet gleichfalls ein Mittelglied zwischen ihrem idealistisch gesinnten Vater und ihrem Oheim, dem Realisten Prometheus, da sie das Streben verkörpert, das Ideal in die Wirklichkeit überzuführen. Ihre Schwester ist Elpore, die Hoffnung. Nach der alten Sage blieb die Hoffnung allein im Fasse der Pandora zurück; es ist aber unklar, ob sie die Griechen als gute oder schlimme Gabe der Götter haben betrachtet wissen wollen. Hier bei Goethe dagegen entschwindet sie dem Epimetheus zusammen mit ihrer göttlichen Mutter Pandora, während Epimeleia bei ihrem menschlichen Vater ausharrt und ihn in seiner Sehnsucht nach der einmal erschauten und genossenen himmlischen Schönheit, die in Pandora verkörpert ist, liebreich tröstet, wie die in ihr personifizierte künstlerische und wissenschaftliche Arbeit Goethe selbst bekanntlich in Wirklichkeit über vergebliche Sehnsucht und alle andere Not des Lebens gar oft hinweghalf. Phileros liebt diese seine Verlobte, wie sein Name es andeutet, mit wilder Leidenschaft, und als er sie infolge eines Mißverständnisses für untreu hält, tötet er den vermeintlichen Nebenbuhler und verwundet die Geliebte, trotzdem sie sich in den Schutz ihres Vaters geflüchtet hat. Nur der gewaltige Prometheus vermag sie im letzten Augenblick noch seinem Zorne zu entreißen. Da sein Sohn somit das von ihm zum Nutzen der Gesamtheit aufgestellte und patriarchalisch geübte Recht und Gesetz verletzt hat, belegt er ihn, ohne sich von seiner Vaterliebe hindern zu lassen, mit der Acht; auch nimmt er keine Rücksicht darauf, daß sein Sohn nur von Leidenschaft verblendet zum Verbrecher geworden ist.

In der Verzweiflung über den Verlust seiner Liebe und seines Glückes wirft sich Phileros von einer Klippe ins Meer hinab. Als gleich darauf die Verwandten des von ihm erschlagenen Hirten, um Blutrache zu üben, die Ansiedelung des Epimetheus in Brand stecken, stürzt sich Epimeleia, von Liebe und Reue getrieben, in die Flammen, weil sie sich selbst einen Teil der Schuld am Tode ihres Geliebten zuschreibt. Die Väter bemühen sich vergeblich ihre Kinder zu retten, Phileros aber arbeitet sich mit eigener Kraft, zugleich freilich durch die Hilfe der Götter unterstützt, aus den Wellen wieder empor und wird dann, nachdem er so antiker Anschauung entsprechend durch die Meereswogen von Blutschuld gereinigt ist, durch Delphine ans Land getragen, wo er von Winzern und Fischern empfangen und wie ein Gott gefeiert wird. Auch Epimeleia schreitet, von der Götter Macht geschützt, unverletzt und gleichsam neugeboren aus den Flammen heraus, um nun mit dem Geliebten vereinigt — nach dem Vorbild des Dionysos und der Ariadne — eine neue ihnen von der Gottheit offenbarte Religion der Liebe und der Schönheit zu stiften.

„Gleich vom Himmel
Senket Wort und That sich segnend nieder,
Gabe senkt sich, ungeahnet vormals.“ —

„Wort und That“ ist, ganz ebenso wie bei dem Bibelübersetzungsversuch Fausts, eine Umschreibung des λόγος τοῦ θεοῦ, des Person gewordenen göttlichen Wortes, da eben die ganze Scenenreihe die Verkündigung des Evangeliums der Liebe und Schönheit unter den Menschen schildert. Das ist auch in den Worten der Eos, der das neue Zeitalter heraufführenden Morgenröte, mit denen das Fragment schließt, klar ausgesprochen:

„Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren!“

Das heißt: Die Menschen sind sich des erstrebenswerten Ideals wohl bewußt, die Gottheit giebt ihnen davon aber nur, was für sie taugt. Großes kann die titanische Menschenkraft leisten, den Weg zur wirklichen Erreichung der Ideale und den Eingang zur Seligkeit finden die Menschen jedoch nur unter der Leitung Gottes.

Aus dem Schema der beabsichtigten Fortsetzung geht hervor, daß Prometheus und sein Anhang, die dem äußeren Nutzen nachstrebenden Realisten und Rationalisten, der Aufnahme der göttlichen Offenbarung Widerstand entgegensetzen, bis das abermalige Erscheinen der Pandora — gleich der Wiederkunft Christi — den Streit entscheidet.

Phileros und Epimeleia werden nun — wie Deukalion und Pyrrha oder auch ebenso wie Noah nach der Sintflut — die Begründer eines neuen besseren Menschengeschlechts, welches die Gaben der Gottheit, die idealen Güter: Religion, Wissenschaft und Kunst, das Gute, Wahre und Schöne, in seinem Wert erkennt und ihm nachstrebt.

Der im idealen Reich des Gedankens und des Sehnens nach der himmlischen Schönheit lebende Epimetheus wird zuletzt verjüngt und mit Pandora, dem Ziel seiner Sehnsucht und aller seiner Wünsche, im Himmel vereinigt, wie Faust schließlich die erste Jugendkraft und Schönheit wieder erhält und sich mit Gretchen im Jenseits verbindet.

Den Epilog spricht die 'Ελπωρὴ θρασεῖα, die kühne Hoffnung, d. h. es beginnt von jetzt ab das Reich des sicheren zuversichtlichen Glaubens; die ideale Weltanschauung gewinnt den Sieg über den kalt verstandesmäßig alles zersetzenden, selbstsüchtigen Realismus.

So schildert Goethe also in der Pandora die gesamte Entwickelung der Menschheit von ihrem Anfang an, wo alles Streben nur auf das äußerlich Nützliche und unmittelbar Notwendige gerichtet war, durch den Zwiespalt der idealistischen und realistischen Lebensanschauung hindurch, in welchem wir jetzt stehen, bis zu einem zukünftigen, noch zu erwartenden Zustand hinüber, in dem der feste Glaube an das Schöne, Wahre und Gute alle Menschen zu einem idealen Reiche der Seligkeit und Befriedigung einst vereinigen wird.

Ganz wie im zweiten Teil des Faust sind hier freilich die Motive der antiken Sage mit durchaus neuem, modernem Inhalt erfüllt; es ist nicht mehr, wie im Prometheus, im wesentlichen eine bloße Vertiefung der antiken Gedanken, sondern eine vollkommene Neuschöpfung durch Umwertung des Alten, welche nur die antike Form benutzt, soweit der neue Inhalt in ihr Raum findet, andernfalls aber, gleich der Kunst der Renaissance, sich auch selbst aus den alten Elementen neue Formen zu bilden wagt. Inwiefern sich Goethe damit freilich gerade der wesentlichsten Vorteile, welche die Benutzung mythischer Gestalten dem Dichter bietet, selbst beraubt hat, ist vorher auseinandergesetzt worden. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Dichtungen dieser Richtung trotz ihres tiefen Gedankeninhalts und trotz vieler Schönheiten im einzelnen sowohl, wie in der ganzen Form der Darstellung doch im Volke kein Verständnis gefunden und keine Teilnahme erregt haben. Die handelnden Personen sind eben allzusehr zu Allegorien geworden, so daß ihnen die unverwüstliche frische Lebenskraft des echten, alten Mythos, der sie geschaffen hat, völlig entschwunden ist.

Ein Beitrag zu G. A. Bürgers akademischer Lehrthätigkeit in Göttingen.

Mitgeteilt von **Erich Ebstein** in Göttingen.

Julius Sahr war der erste, der in seiner trefflichen Arbeit über „G. A. Bürger als Lehrer der deutschen Sprache“[1]) einen wesentlichen Beitrag zu Bürgers akademischer Lehrthätigkeit lieferte.

Ich möchte zu Sahrs Arbeit, in der er „eine lebensvolle und warme Schilderung von Bürger als Professor und Dichter-Menschen“ giebt, im folgenden noch etwas bisher unbeachtet gebliebenes Material beibringen, das im wesentlichen den Göttinger Vorlesungsverzeichnissen entnommen ist.

Die in deutscher Sprache abgefaßten Vorlesungsverzeichnisse, die jedes Semester erschienen (in kl. 8°), und vermutlich — wie heute noch — einzeln verkauft und vertrieben wurden, führten folgenden Titel: „Verzeichnis der Vorlesungen, welche[2]) ... von den ordentlichen und außerordentlichen Herren Professoren, als von Privatlehrern auf der Universität zu Göttingen gehalten werden“.

Um nun einen möglichst genauen und vollständigen Einblick in Bürgers zehnjährige akademische Lehrthätigkeit 1784—1794 zu gewinnen, werde ich für jedes einzelne Semester aus diesem Verzeichnis die Titel aller Vorlesungen genau zum Abdruck bringen, welche Bürger zu halten beabsichtigte; es ist wohl nicht anzunehmen, daß alle von Bürger angekündigten Vorlesungen auch wirklich gehalten worden sind, was in jedem einzelnen Falle hier nicht untersucht werden soll. Man darf aber wohl vermuten, daß Bürger eigenhändig seine Vorlesungen so angekündigt hat, wie sie das Vorlesungsverzeichnis bringt.

Bürger widmete sich an der Georgia Augusta „theoretischen und praktischen Vorlesungen über Gegenstände der Philosophie und der schönen Wissenschaften“, wie man sich damals ausdrückte. G. C. Lichtenberg, der, neben Kästner und Heyne, seinem Freunde Bürger besonders die Wege zur Promotion in der philosophischen Fakultät geebnet hatte, schrieb an den damaligen Cand. theol. G. F. Benecke am 15. August 1784 (Zeitschrift für deutsches Altertum, Anzeiger S. 125, Berlin 1896, dann:

1) Drittes Ergänzungsheft der Zeitschrift für den deutschen Unterricht (Festschrift zum Geburtstage R. Hildebrands), Leipzig 1894, S. 310—354.

2) Hier steht die jedesmalige Angabe des betreffenden Semesters.

Lichtenbergs Briefe, herausgegeben von A. Leitzmann und C. Schüddekopf. II, 141): „Künfftigen Michaelis wird Amtmann Bürger Magister und fängt in meinem Auditorio an zu lesen, Sie werden also Gelegenheit haben, diesen vortrefflichen Mann, dessen Dichter-Talent, wo nicht ganz sein geringstes, doch gewiß nicht sein vorzüglichstes ist, näher kennen zu lernen".

Für den Winter 1784/85 kündigt Bürger in dem betreffenden Vorlesungsverzeichnis (S. 14) seine Vorlesungen und Übungen so an: „Die Ästhetik wird Herr G. A. Bürger, welcher, nach niedergelegtem bisherigen Amte, sich hinfort lediglich den Wissenschaften und einem akademischen Leben zu widmen beschlossen hat, um 10 Uhr in 5 Stunden, und um 4 Uhr ebenso oft eine Philosophie des Stils, besonders auf die deutsche Sprache angewendet, vortragen. In der Freytagsstunde, welche praktisch seyn soll, wird er Aufsätze jeglicher Art, welche seine Zuhörer ihm beliebig vorlegen werden, gründlich zu beurtheilen suchen".

Für den Sommer 1785 (S. 8) heißt es: „Die praktische Logik trägt Herr Amtmann Bürger um 9 Uhr privatissime vor und verbindet die Theorie mit schriftlichen Übungen. (S. 13.) Die Philosophie des gesammten Styls erläutert Herr Amtmann Bürger um 4 Uhr in 5 Stunden, wovon er eine der Beurtheilung der ihm gelieferten Ausarbeitungen jeglicher Art widmet. Auch ist er zu praktischem Unterrichte im deutschen Geschäftstyl in seinem weitesten Umfange erbötig". — Es ist aber bekannt, daß Bürger seiner Gesundheit wegen im Sommer 1785 seine akademische Lehrthätigkeit aussetzen mußte; daher las in diesem Semester Professor Meiners die Ästhetik, wohl in Vertretung für Bürger; die von Bürger für dieses Semester zu haltenden Übungen wollte der in Göttingen studierende ungarische Edelmann G. v. Berzeviczy[1]) mitnehmen, er schreibt wenigstens am Ende seines ersten Göttinger Semesters (Frühjahr 1785) nach seiner Heimat, daß er neben anderen Vorlesungen „Übungen in der deutschen Sprache im feinen Styl bei Bürger" belegen wolle.

Wenn ich für den Winter 1785/86 keine Vorlesung von Bürger angekündigt finde, so liegt das wohl daran, daß Bürger während seiner Abwesenheit von Göttingen (war damals in Meinberg und in Pyrmont) nicht aufgefordert wurde, die Titel seiner Vorlesungen einzuschicken.

In dem Verzeichnis für den Sommer 1786 heißt es (S. 13): „Die Ästhetik trägt Herr Amtmann Bürger in 5 Stunden der Woche um 9 Uhr vor. Die allgemeine Theorie des Stils, besonders des

1) Aus den Lehr- und Wanderjahren eines ungarischen Edelmanns im vorigen Jahrhunderte. Briefe G. v. Berzeviczys an seine Mutter u. s. w. Herausgegeben und eingeleitet von A. v. Berzeviczy. Leipzig 1897. S. 23.

Hochdeutschen trägt ebenderselbe um 7 Uhr, auch in 5 Stunden die Woche vor". „Auch wird derselbe Montag und Donnerstag um 5 Uhr Nachmittag, nach vorangeschickten allgemeinen Grundsätzen des Geschäftstils, zu Ausarbeitungen in jeder beträchtlichen Art desselben anleiten; Dienstag und Freytag aber einer auserlesenen Anzahl fähiger Zuhörer, wenn sich solche findet, in ästhetisch-kritischen Aufsätzen über deutsche Werke des Geschmackes, oder merkwürdige Bruchstücke daraus, in gebundner sowohl als ungebundner Rede, zugleich auch in richtiger und schöner Deklamation derselben üben. Auch wird er zwischen durch sehr gern der Herren Zuhörer eigne selbstbeliebige Aufsätze dieser Art beurtheilen, und darzu, wenn die Zeit nicht hinreichen sollte, allenfalls noch die Mittwochsstunde nehmen."

Für den Winter 1786/87 steht keine Vorlesung Bürgers angezeigt.

Für den Sommer 1787 (S. 13): „Die Ästhetik, d. h. die Grundsätze und die Geschichte der schönen Wissenschaften" lehrt in diesem Semester wiederum Professor Meiners, während Bürger ankündigt: „Logik und Ästhetik zusammen, als gemeinschaftlich überall ineinander greifendes Organon zur Erkenntnis des Wahren und Schönen, trägt Herr Amtmann Bürger nach eignen Aphorismen in 6 Stunden die Woche um 9 Uhr vor. Die allgemeine Theorie des Stils, besonders des deutschen, lehrt auch Herr Amtmann Bürger in 5 Stunden die Woche um 4 Uhr. Eine praktische Anleitung zu vorzüglichern Geschäftsaufsätzen giebt ebenderselbe in einer demnächst anzuzeigenden Stunde".[1])

Im September 1787 war Bürger durch den berühmten Orientalisten J. D. Michaelis (zusammen mit Dorothea Schlözer) bei der Jubelfeier der Göttinger Universität zum Ehrendoktor gewählt.[2]) In seinem Aufsatze „Über Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten. Einladungsblätter zu seinen Vorlesungen von Gottfried August Bürger, Doktor der Philosophie. Erstes Blatt, Göttingen bey Johann Christian Dieterich 48 pp. in 8°", — datiert „Göttingen, den 1. October 1787" schreibt Bürger zum Schluß: „Meinen hiesigen Freunden mache ich hierdurch nur noch bekannt, daß ich künftigen Winter (1787/88) die allgemeine Theorie der Schreibart Nachmittags um 4 Uhr wöchentlich in 5 Stunden, Mittwochens und Sonnabends aber

1) Die letzten drei Titel der Bürgerschen Vorlesungen habe ich bereits in meiner Bemerkung „Zur Geschichte des Göttinger Theaters" (in den Hannoverschen Geschichtsblättern, 4. Jahrg. [1901] S. 571f.) aus demselben Verzeichnis zum Abdruck gebracht, wo ich auch ausgesprochen habe, daß Sahr diese gedruckten Vorlesungsverzeichnisse offenbar unbekannt geblieben sind.

2) Vergl. hierzu auch Sahr a. a. O. S. 319, wo auf Zeile 11 von unten „Festrede" in „Festode" zu verbessern ist.

Vormittags um 10 Uhr einige Haupt-Momente der Kantischen Philosophie, und zwar letztere unentgeldlich vortragen werde. Auch bin ich zu praktischem Unterricht der Style privatissime erbötig".

Das Göttinger Vorlesungsverzeichnis kündigt für dasselbe Semester, den Winter 1787/88 (S. 9), folgendermaßen an: „Einige Hauptmomente der Kantschen Philosophie aus der Kritik der reinen Vernunft wird Herr M. Bürger Mittwoch und Sonnabend um 9 Uhr unentgeldlich auf möglichst populäre Art zu erklären suchen. — Die Theorie der deutschen Sprache und Schreibart trägt Herr M. Bürger um 4 Uhr in 5 Stunden die Woche vor; ist auch zu practischer Anleitung zum Stil privatissime erbötig" (S. 15).[1])

Bürgers Kantkolleg, zu dem ihn vor allem Lichtenberg ermuntert hatte, erregte allgemeine Aufmerksamkeit; denn Bürger war neben Reinhold in Jena und Born in Leipzig einer der ersten, der über Kantsche Philosophie akademische Vorlesungen hielt; so schreibt Schiller am 6. Oktober 1787 aus Weimar an Körner[2]): „Bürger will über den Kant lesen". Ich kann hier nicht näher auf das eingehen, was ein Zuhörer Bürgers C. G. Lenz an Schlichtegroll über das Kantkolleg berichtet.[3]) (Vergl. Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte XII [1884] S. 61 flg.) Es sei nur hervorgehoben, daß Bürger das Publikum mit 24 Hörern zu lesen begann, in der dritten Stunde waren es deren 70; darunter einige Prinzenhofmeister, Repetenten, Dr. Althof u. a.; noch im Februar 1788 kann Bürger berichten, daß „der Zuspruch der Hörer, trotz der hiesigen Anti-Kantianischen Katheder, über alle meine und jedes Anderen Erwartung, zahlreich und anhaltend gewesen ist"[4]); daß aber Bürger, wie W. v. Wurzbach[5]) berichtet, im „folgenden Jahre" seine Vorlesungen über Kant fortgesetzt habe, darüber habe ich nichts gefunden. Dagegen schreibt der Schweizer Ungenannte [C. F. A. Hochheimer][6]) in seinem Büchlein „Göttingen. Nach einer eigentlichen Beschaffenheit zum Nutzen derer, die daselbst studieren wollen, dargestellt

1) Das Bürgersche Kolleg kam am 4. November 1787 mit 12 Hörern zustande, während Heynes Deutsches Privatissimum zu jener Zeit nur zwei Hörer hörten. (Vergl. Sahr a. a. O. S. 324.)

2) Aus Schillers Briefwechsel mit Körner. Zweite verm. Auflage. Herausgegeben von K. Goedeke. Leipzig 1878.

3) Vergl. Sahr a. a. O. S. 324 flg.

4) Strodtmann, Briefe von und an Bürger, Berlin 1874, III, 198 und auch Althof, Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürgers u. s. w. Göttingen 1798, in gr. 8°. S. 67.

5) W. v. Wurzbach, G. A. Bürger, Leipzig 1900, S. 240.

6) Vergl. meine Notiz in den Hannoverschen Geschichtsblättern. 3. Jahrg. (1900) S. 57.

von einem Unparteyischen. Lausanne 1791" (S. 39): „Bürger, der bekannte Dichter, fing vor einiger Zeit an, über Kants Philosophie zu lesen, er konnte aber nicht aufkommen" (dann folgen 25 Gedankenstriche!); auch Boie schrieb am 14. Januar 1790[1]) an Bürger: „Ist Kant noch immer in eurem Musensitz proscribiert?"

Hier mag auch noch die Stelle aus Lichtenbergs Brief an Forster vom 24. Dezember 1787 (Briefe II, 319 flg.) hervorgehoben werden, wo es heißt: „Es hat hier jemand, dessen Nahmen ich nicht behalten habe, den mir aber Herr von Arnswaldt als einen Mann von Kopf gerühmt hat, und der mehrere Universitäten besucht hat, gesagt, er habe überhaupt noch niemanden gehört, dessen Vortrag auch außer der Gründlichkeit der Darstellung der Sachen so vielen aesthetischen Wert hätte als Bürgers ... Mich schmerzt es nur, daß man glaubt, er lege sich jetzt erst auf die Philosophie. Nein, ein gewisser Grübelgeist, der sich nichts weiß machen läßt, ruht schon auf ihm, solange ich ihn kenne, und er war seit jeher ein Feind der geschmelzten Wassersuppenphilosophie, die hier fast allgemein gespeißt zu werden anfieng".

Der Lektionskatalog vom Sommer 1788 bringt folgende Notizen über die von Bürger angekündigten Vorlesungen (S. 13): „Über die allgemeine Theorie des deutschen Stils giebt Herr M. Bürger um 7 Uhr Morgens Unterricht. Die Ästhetik[2]) lehrt ebenderselbe nach Eberhards Theorie der schönen Wissenschaften um 4 Uhr in 5 Stunden die Woche. Auch ist derselbe zu practischen Anleitungen, entweder in mehreren Gattungen der Schreibart, oder auch besonders im Geschäftsstile, in 2 demnächst anzuzeigenden Stunden wöchentlich erbötig".

Das Büchelchen von Johann August Eberhard (1739—1809), nach dem Bürger seine Ästhetik[3]) las — ich habe diese interessante Thatsache noch nirgends erwähnt gefunden — hatte Eberhard „zum Gebrauche seiner

---

1) Strodtmann, a. a. O. IV, 6.

2) „Die Geschichte und Litteratur der schönen Wissenschaften" las in diesem Semester Prof. Heeren. — Es wäre interessant zu erfahren, ob Wilhelm von Humboldt, der von Ostern 1788—89 in Göttingen war, bei Bürger Ästhetik gehört hat; einen positiven Beleg kann ich dafür nicht beibringen, aber wahrscheinlich ist es wohl, denn Wilhelm studierte in Göttingen Rechte, Altertumswissenschaft, Ästhetik und Kantsche Philosophie, war mit Bürger persönlich bekannt, schreibt nach seiner Pariser Reise am 6. 9. 89 von Mainz aus einen Brief an Bürger (Strodtmann III, 250 flg.), in dem er von seiner Freundschaft zu Bürger redet.

3) Eberhards Handbuch der Ästhetik (4 Bände) erschien erst 1803—05 in Halle; es ist bekannt, daß der Wolfianer Eberhard eine eigene Zeitschrift zum Zweck der Bekämpfung der Kantschen Philosophie gründete (Philosoph. Magazin und Archiv (1788—1795).

Vorlesungen herausgegeben" (Halle 1783, 282 Seiten). Eberhard, den Biester einen unserer allertieffsinnigsten Philosophen nennt, dabei von unermeßlicher erstaunlicher Gelehrsamkeit, von edlem liebens- und schätzenswürdigen Herzen, war ein aufrichtiger Bewunderer der Bürgerschen Muse.[1]) Wenn Eberhard in seinem kleinen Lehrbuch in dem ersten Teile von der Ästhetik spricht — der zweite handelt von der Dichtkunst — und er dort erstens von der ästhetischen Vollkommenheit und Schönheit überhaupt, dann von der ästhetischen Vollkommenheit der Gedanken, dann von der ästhetischen Vollkommenheit der Gedanken an sich selbst spricht, worunter er ästhetischen Reichtum, Größe, Klarheit, Wahrheit, Gewißheit und Leben rechnet, dann weiter von der ästhetischen Ordnung, vom ästhetisch vollkommenen Ausdrucke und von dem Genie u. s. w., so sieht man schon rein äußerlich, daß Bürger durch ihn offenbar beeinflußt ist; denn betrachtet man Bürgers ästhetische Schriften (herausgegeben von Karl v. Reinhard, Berlin 1832), so findet man dort die gleichen Themata über ästhetische Kunst und Größe, Klarheit und Deutlichkeit und über ästhetischen Reichtum abgehandelt. Ich glaube, wir haben in dieser Reinhardschen Nachlese zu Bürgers ästhetischen Schriften vom Jahre 1832 vielleicht hauptsächlich Entwürfe vor uns, die sich Bürger für seine Vorlesungen gemacht hat. Dagegen ist nach Reinhard Bürgers zweibändiges „Lehrbuch der Ästhetik" (Berlin 1825) „der Inhalt der Vorlesungen über die Ästhetik, welche Bürger vom Jahre 1784 an bis zu seinem Tode im Jahre 1794 auf der Universität zu Göttingen mit Beifall wiederholt, die er immerfort berichtigt und erweitert, und zuletzt fast ganz umgearbeitet hat".[2])

Für den Winter 1788/89 sehe ich von Bürger keine Vorlesungen verzeichnet, ebenso keine für den Sommer 1789, in welchem Heeren die Theorie der deutschen Sprache, verbunden mit praktischen Übungen im deutschen Stil, las.

Winter 1789/90. Während Heeren wiederum das Kolleg über Ästhetik (vergl. Sommer 1788) liest, indes so, daß er mit der Theorie unserer Muttersprache auch praktische Übungen zu verbinden sucht, kündigt Bürger wieder „die Ästhetik über Eberhards Theorie der schönen Wissenschaften" an, die er „um 2 Uhr in 5 Stunden die Woche" vortragen wird. (S. 13.) „Allgemeine Theorie des Stils trägt Herr M. Bürger um 11 Uhr in 5 Stunden vor. Auch ist er zu theoretischem sowohl als praktischem Unterricht in deutscher Sprache erbötig" (S. 14).

1) Strodtmann II, 273 flg. und Ebstein, Bürger-Bilder, Zeitschrift für Bücherfreunde (Juni 1901), S. 96.

2) Man vergl. aber über Reinhards Zuverlässigkeit Sahr a. a. O. S. 312.

Sommer 1790. Im Herbst 1789 war Bürger zum Titularprofessor ohne Gehalt ernannt worden. „Die Ästhetik lehren, mit praktischen Übungen in deutschen Aufsätzen, Herr Professor Heeren um 7 Uhr, Herr Professor Bürger um 8 Uhr Morgens in 5 Stunden die Woche. Die Grundsätze des gesamten deutschen Stils, Herr Professor Bürger um 11 Uhr, welcher seine übrigen theoretischen und praktischen Vorlesungen über den Stil demnächst weiter anzeigen wird" (S. 13).

Winter 1790/91 (S. 13). „Die Ästhetik lehrt Herr Professor Bürger in 5 Stunden die Woche um 10 Uhr. Die Geschichte der schönen Wissenschaften in Deutschland, in 4 Stunden die Woche, ebenderselbe. Die Theorie des deutschen Stils trägt Herr Professor Bürger um 3 Uhr vor."

Sommer 1791 (S. 13). „Die Ästhetik lehrt Herr Professor Bürger in 5 Stunden die Woche um 7 Uhr. Die Grundsätze des gesamten deutschen Stils, wie er sich für öffentliche und Privatgeschäfte schickt, verbunden mit Übungen im Schreiben, auch Herr Professor Bürger in ebensoviel Stunden um 5 Uhr. Von der Zierde des deutschen Ausdrucks wird ebenderselbe öffentlich in einer demnächst anzuzeigenden Stunde handeln.

Winter 1791/92 (S. 8). „Die Lehre von den Quellen, dem Umfange und Gebrauche der menschlichen Erkenntniß nach Kant und andern neuern Reformatoren der philosophischen Wissenschaften, Herr Professor Bürger in 5 Stunden die Woche um 10 Uhr, kritisch.[1]) Die empirische Psychologie Herr Professor Bürger um 3 Uhr. (S. 13) Die Ästhetik lehren Herr Professor Buhle um 3 Uhr und Herr Professor Bürger um 11 Uhr. (S. 15) Die Theorie des deutschen Stils, besonders für Führung der Geschäfte trägt Herr Professor Bürger um 5 Uhr vor, verbunden mit praktischen Übungen."

Sommer 1792. „Einen Versuch des Unterrichts zur Hannoverschen Dienstverwaltung wird Herr Professor Bürger anstellen, und sich anderswo über Ort und Zeit erklären."[2]) (S. 13)

1) Aus dieser Vorlesung und der des Winters 1787/88 scheint der Band „Hauptmomente der kritischen Philosophie. Eine Reihe von Vorlesungen, vor gebildeten Zuhörern gehalten. Münster. Bei Peter Waldeck. 1803. (366 Seiten)" hervorgegangen zu sein, welche allgemein als Vorlesungen Bürgers angesehen werden, ohne daß ich sagen kann, wer es zuerst nachgewiesen hat; der Herausgeber hat sich nicht genannt. (Vergl. dagegen E. Grisebach, Bürgers Werke 5. Aufl. [1894] S. XXXVII; der Neudruck von 1825, den W. v. Wurzbach zitiert, war mir leider nicht zugänglich.)

2) F. Frensdorff gedenkt dieser kleinen und kaum wohl je beobachteten Notiz in seiner Arbeit über „die Vertretung der ökonomischen Wissenschaften in Göttingen vornehmlich im 18. Jahrhundert. (Festschrift zur Feier des 150jährigen

„Die Ästhetik lehrt Herr Professor Bürger um 11 Uhr; Herr Magister Reinhard in 4 Stunden die Woche auch um 11 Uhr. Die Theorie des deutschen Stils liest Reinhard, und Bouterwek eine Anleitung zu eignen Aufsätzen und Übungen in deutscher Prose."

Bürger hatte damals recht zu schreiben, Reinhard gedenke ihm die ästhetischen und stilistischen Brotkrumen auf der daran so ergiebigen Georgia Augusta vor dem Maule wegzuschnappen; Reinhard las nämlich im Winter 1792/93 „nach seinem bald erscheinenden Grundzug der Ästhetik nach Kants Prinzip u. s. w. und über den deutschen Stil u. s. w."; auch Bouterwek las „eine möglichst populäre Darstellung des echten Kantschen Systems der Kritik der reinen und praktischen Vernunft" und Ästhetik; für Bürger blieb „die Geschichte der schönen Wissenschaften in Deutschland" übrig, die er um 5 Uhr vortrug, ebenso las er Ästhetik „5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr", und hielt „über den deutschen Stil, besonders den Geschäftsstil" um 3 Uhr Vorlesung, verbunden mit praktischen Übungen.

Sommer 1793. Bouterwek behält sein Kantkolleg, liest wieder über Ästhetik, auch Reinhard liest dieselben Sachen. Bürger las wieder „die Geschichte der schönen Wissenschaften in Deutschland", die er um 7 Uhr vortrug; auch „über den deutschen Stil, besonders den Geschäftsstil", hielt Bürger um 5 Uhr Vorlesung, verbunden mit praktischen Übungen.

Winter 1793/94. Bouterwek liest wieder über Kant. Bürger über empirische Psychologie. „Die Ästhetik lehrt Herr Professor Bürger um 11 Uhr; über den deutschen Stil, besonders den Geschäftsstil, hält Professor Bürger um 3 Uhr Vorlesung, verbunden mit praktischen Übungen"; ähnliche Vorlesungen hält Reinhard.

Sommer 1794. Am 8. Juni starb Bürger; die Vorlesungen begannen am 5. Mai. Bürger wird wohl seine angekündigten Vorlesungen kaum mehr begonnen haben[1]); es war seine Ästhetik um

---

Bestehens der Königl. Ges. der Wissenschaften zu Göttingen. Beiträge zur Gelehrtengeschichte Göttingens. Berlin 1901. S. 560), und bemerkt dabei mit vollem Recht: „Es ist der letzte Name in der ganzen Reihe; und doch wird der Sänger der Lenore noch fortleben, wenn die Namen aller derer, die ihm voranstehen, längst vergessen sind. — Es erscheint recht zweifelhaft, ob Bürger diese Vorlesung gehalten hat, jedenfalls wollte er die in seiner 12jährigen Praxis als Amtmann erworbenen Erfahrungen darin niederlegen und verwerten."

1) Reinhard bemerkt in der Vorerinnerung zu den ästhetischen Schriften Bürgers, Berlin 1832, daß die ersten Blätter „Über ästhetische Kunst" (S. 3—12) einen Teil der Anrede an seine Zuhörer ausmachen, mit welcher Bürger seine Vorlesungen über die Ästhetik auf der Universität in Göttingen zum letztenmal (wann?) eröffnete. (Zuerst im „Gesellschafter" oder „Blätter für Geist und Herz", 1. Juni 1825, Bl. 87, S. 429—461 von K. v. Reinhard veröffentlicht.)

10 Uhr und die Theorie des deutschen Stils[1]), besonders des Geschäftsstils, verbunden mit praktischen Übungen, um 5 Uhr angezeigt; Reinhard las über den letztgenannten Gegenstand gleichfalls um 5 Uhr.

Wenn Bürger aus Göttingen am 14. März 1790 an Fr. L. W. Meyer (Strodtmann IV, 30) schreibt: „daß ich vorigen Sommer hier ein Herr Professor geworden bin und wie die Horazische Scabies jetzt extremum locum im Lections-Katalogus occupire . . .“, so bezieht sich diese Stelle auf den „Catalogus Praelectionum publice et privatim in Academia Georgia Augusta per aestivum semestre CIƆIƆCCLXXXX a die inde XIX Aprilis habendarum. Gottingae. Typis Joh. Christian. Dieterich“. [o. J.]. S. VIII, wo Bürger wirklich „jetzt“ erst unter den „Recitationes extraordinariae ordinis philosophorum“ erscheint, und zwar an letzter Stelle. Es heißt dort: „M. Gottfr. Aug. Bürger, Prof. P. hor. matut. VIII quinquies praelectiones Aestheticas habebit. Hor. XI Praecepta styli universi theodisci tradet. Praeterea scholas tam theorethicas quam practicas styli, quo negotia tractanda, aperiet, quarum rationem in libello singulari, alioque loco, una cum horis, iusto tempore indicabit“.

Ehe ich über das Verhältnis dieses lateinischen Lektionskatalogus zu dem deutschen Vorlesungsverzeichnis ein Wort sage, will ich die Eintragungen über Bürgers Vorlesungen aus dem ersteren noch vollständig zum Abdruck bringen.

Winter 1790/91. (S. VIII) „Gottfr. Aug. Bürger horam X quinquies per hebd. praelectionibus Aestheticis, totiesque hor. III theoreticis styli universi theodisci destinat. Quaternis diebus, loco solito tempestive indicandis, historiam litterarum elegantiorum in Germania enarrabit.“

Sommer 1791 („inde ab ipso die IX Maii sine ulla feriarum prolatione“ heißt es auf dem Titelblatt.) S. VIII. „Gottfr. Aug. Bürger privatim hor. matut. VII quinquies per hebd. Aestheticam tradet; totiesque hor. vesp. V. stylum theodiscum, negotiis tam publice, quam privatim gerendis, idoneum, adiunctis scribendis exercitationibus, docebit. Publice locum rhetoricum de ornatu dictionis tractabit, diem horamque alio loco indicaturus.

---

1) K. v. Reinhard sagt in der Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen „Lehrbuch des deutschen Stiles“ von Bürger (Berlin 1826. 572 Seiten!): „Die vorliegende Theorie der deutschen Sprache und Schreibart macht den wesentlichen Inhalt der Vorlesungen über diese Wissenschaft aus, welche Bürger seit dem Antritte seines Lehramtes auf der Universität zu Göttingen bis zu seinem Tode nicht ohne fortgesetzte Berichtigungen in jedem halben Jahre erneuert hat“.

Winter 1791/92. (S. VIII.) Gottfr. Aug. Bürger privatim quinis diebus hor. X. Doctrinam de cognitionis humanae fontibus, ambitu, usu, a summo Viro Kantio, aliisque post eum disciplinarum philosophicarum reformatoribus, egregie constitutam, illustratam, auctam, critice tradet. Hor. XI. Aestheticam, hor. III. Psychologiam empiricam, hor. V. stylum Theodiscum, negotiis gerendis idoneum, adiunctis scribendi exercitationibus, docebit. Publicas praelectiones alio loco indicabit.

Sommer 1792. (S. VIII.) Gottfr. Aug. Bürger hor. XI Aestheticam tradet. Hor. pom. V. scholas styli theodisci theoretico-practicas denuo aperiet. Praeterea periculum faciet institutionis ad munerum publicorum in terris Hannoveranis administrationem (Hannöverische Dienstverwaltung), cuius rationem ac horam alio loco largius indicabit.

Winter 1792/93. (S. VIII.) Gottfr. Aug. Bürger quinquies hor. XI Aestheticam tradet. Hora III Scholas styli theodisci, praesertim negotiis gerendis idonei, tam theoreticas quam practicas, denuo aperiet, Hora V. Historiam litterarum elegantiorum Germaniae enarrabit.

Sommer 1793. (S. VIII.) Gottfr. Aug. Bürger. Hor. mat. VII Historiam litterarum elegantiorum Germaniae enarrabit. Hora X Aestheticas praelectiones habebit. Hor. pom. V Scholas styli Theodisci, negotiis gerendis praesertim idonei, tam theoreticas quam practicas, more solito denuo aperiet.

Winter 1793/94. Gottfr. Aug. Bürger quinis diebus hora X Psychologiam empiricam; hor. XI. Aestheticam; hor. III praecepta styli theodisci, negotiis gerendis idonei, adiunctis scribendi exercitationibus, tradet.

Sommer 1794. Gottfr. Aug. Bürger hor. X Aestheticam; hor. pomer. V praecepta styli Theodisci, negotiis gerendis praesertim idonei, tradet, simulque auditores scribendo excercebit.

Das lateinische Vorlesungsverzeichnis (4°) verzeichnet also Bürgers Collegia erst vom Sommersemester 1790 ab, was darin seinen Grund hat, weil dasselbe nur die Vorlesungen der ordentlichen und außerordentlichen Herren Professoren bringt, während das deutsche Verzeichnis auch die Vorlesungen der „Privatlehrer“ mitteilt. Ich habe in dieser Arbeit durchgehends das deutsche Verzeichnis der Vorlesungen benutzt, erstens, weil es Bürgers Vorlesungen von Anfang an — von Michaelis 1784 an — bringt, zweitens scheint es mir, daß dieses deutsche Verzeichnis nicht weniger offiziell gewesen ist, als das lateinische; die Verzeichnisse in deutscher Sprache (8°) waren „zu haben in der Zeitungsexpedition“, von der aus sie wohl auch im Buchhandel vertrieben sein werden.

Zuletzt will ich noch der bisher wohl kaum beachteten Stelle aus dem Büchelchen eines Ungenannten[1]) „Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer", Leipzig 1791, gedenken, die immerhin interessant genug ist, um hier bekannt gemacht zu werden. (S. 69.) „Sie sind neugierig, was ich Ihnen von Bürgern sagen werde. Ich werde Ihnen nur wenig von ihm sagen können.

Von seinen Vorlesungen hab' ich, leider! keine hören können. Ich hospitierte einst in seinen ästhetischen Vorlesungen, als er gerade das Schöne[2]) abhandelte, worüber er viel tief Gedachtes oder tief Empfundenes sagte, auch eine weitläuftigte Belesenheit in den ästhetischen und philosophischen Schriftstellern zeigte. Doch scheint er mir wohl mehr der Mann zu seyn, der andern über seine Schriften zu räsonnieren, und Regeln daraus herzunehmen geben kann, als der selbst ein Vergnügen an dem Fleiße finden könnte, mit dem man dem Gange der Kunst in den Produkten (S. 70) anderer nachspürt. In seinem Gefühle des Guten und Schönen liegt alles beisammen, was der subtilste Scharfsinn aus ihnen zu entwickeln vermag. Nur gefiel mir die Art nicht, mit der er sich über die Gleichgültigkeit gegen die schöne Litteratur ausließ. In der That, als er sich hier der Amphibolie des Wortes Geschmack bediente, schien es mir, als ob ich selbst einen reinen Geschmack[3]) in ihm vermißte. Bürger bedenkt nicht, wie viel er sich vergiebt, wenn er sich zu solchen Klagen, die man nur zu oft von ihm hört, herunter läßt. Im Vertrauen gesagt, ist er wohl zu wenig delikat, und pocht zu viel auf Genie. Welche Invektiven erlaubt er sich nicht gegen die, welche weniger warm von der Dichtkunst denken und sprechen, welche Schmähungen gegen die Gelehrten![4]) Er bedenkt nicht, daß jedes Zeitalter seine eigentümlichen Gefühle, seine eigentümlichen Bedürfnisse habe. Poesie war einmal Bedürfnis, jetzt ist sie's nicht mehr. Sie will ein hohes und freies Gemüt, und wir sind eingezwängte Menschen, die selten an etwas Weiteres als daran denken können, wie sie ihre Existenz sichern sollen.[5]) Die Gefühle der Dichtkunst liegen uns daher zu weit aus den Augen, Gelehrsamkeit liegt uns schon näher. Daher wird diese schon in den

---

1) Vergl. meine Notiz in den Hannoverschen Geschichtsblättern, 8. Jahrg. (S. 58); der Anonymus schreibt (S. 7), daß er sich drei Jahre lang in Göttingen aufgehalten habe.

2) Vergl. G. A. Bürgers Ästhetik, Bd. 1 (1825), wo auf S. 138—182 vom Gefühle des Schönen gehandelt wird.

3) Vergl. Schillers Rezension „über Bürgers Gedichte"; zuerst in: „Allgemeine Litteratur=Zeitung" vom 15. u. 17. Januar 1791.

4) Vergl. Sahr a. a. O. S. 336, Z. 16flg. v. oben.

5) Vergl. Sahr a. a. O., S. 336, Z. 16flg. von oben.

Zeiten mehr geehrt, die wir jenen Empfindungen näher glauben sollten, weil sie entfernter von uns sind. Schon Pindar klagt so häufig darüber, und Bürger sollte von diesem lernen, wie man sich mit würdigem Schmerz hierüber ausdrücken sollte. Was ist das größte Genie, ohne die Weisheit, die σωφροσυνη, die von einer größeren Stärke des Dichters (S. 71) urteilen läßt, weil er durch sie zeigte, daß er sich seinem stürmischen Genius selbst entgegen zu stemmen wußte, und stark genug war, mit einem Gotte zu ringen. Damals war das goldenste Zeitalter der Dichtkunst, als die Dichter noch σοφοι, oder die σοφοι Dichter waren.

Bürger thäte wohl, wenn er sich jetzt von der Dichtkunst ganz lossagte. Für seinen Hannoveraner ist sowas zu gut, dieser will nur Abhandlungen von der Stallfütterung und vom Kartoffelbau.[1]) Lyrische Dichtkunst ist aus der Mode gekommen, unser Zeitalter ist auf Kantische Kategorien erpicht. Da Herr Bürger diese so gut kennt, so sollte er mehr davon Gebrauch machen, und von der Mode profitieren.

Jetzt ist es so ziemlich à son aise in Göttingen. Man hat ihm das Professorwerden sehr schwer gemacht. Eine hohe, aber ein wenig zu fromme Person[2]), hatte vorzüglich Ärgernis an diesem Sinngedicht von Bürger genommen[3]):

> Vergieb, o Vater, den neun Schwestern,
> Die unter deinem Lorbeer ruhn,
> Vergieb es denen, die dich nun
> Und immerdar durch Schofelwerke lästern,
> Sie wissen ja nicht was sie thun. —

Soviel ich ihn sonst kenne, ist er ganz so der hombre a la macacona[4]) wie der Dichter beim Cervantes. (S. 72.) Es ist Ihnen bekannt, daß

---

1) Ob diese Äußerung auf Bürgers Sommerkolleg 1792 irgendwie Bezug nimmt?

2) Zimmermann wird wohl gemeint sein. (Vergl. Lichtenbergs Briefe II, 356 und 416.)

3) Es erschien zuerst im Göttinger Musenalmanach von 1789 (S. 104), mit „Dietrich Schofelschreck" unterzeichnet; zum zweiten Male wurde es hier von dem Ungenannten abgedruckt; in Bürgers Gedichtausgaben von 1789 und 1796 fehlt es. Die Überschrift lautete beim ersten Druck: „Fürbitte eines ans peinliche Kreuz der Verlegenheit genagelten Herausgebers eines Musenalmanaches". Nach dem Erscheinen dieses Musenalmanaches hatte Bürger ein tadelndes Reskript der Kgl. Regierung in Hannover erhalten; dieses Epigramm wird den Ärger der Regierung hervorgerufen haben. Strodtmann (a. a. O. III, 201) wußte das betreffende Gedicht nicht zu ermitteln. (Vergl. auch Lichtenbergs Briefe II, 356 flg., Nr. 550.) — Wegen der Unterschrift „Dietrich Schofelschreck" mußte Dieterich vor den Prorektor kommen; auch „wird Bürger vor müssen", schreibt Lichtenberg (II, 359). „Mit Bürgern ist es also nun vorbey in saecula saeculorum."

4) Die betreffende Stelle vermochte ich nicht aufzufinden.

er sich eine Frau angesungen — diese Frau ist auch Bellettristin[1]), und soll sich in jeder Gesellschaft nur gar zu sehr als solche zeigen. Sie spricht immer in dem gesuchtesten Deutsch und in den geründetsten Perioden. Für junge schwatzhafte Mädchen, die es mit der Grammatik so genau nicht nehmen, oder wohl gar an den Unterschied zwischen mir und mich nicht glauben können, ist sie daher ein fürchterlicher Gegenstand. Sie soll sogar Sprachunrichtigkeiten öffentlich aufmutzen, und sie korrigieren. Herr Bürger, als Haupt, sollte billig dieser Pedanterie seiner Molly oder Laura ernstlich steuern."

Wenn ich versucht habe, hier einen kleinen Beitrag zu Bürgers akademischer Lehrthätigkeit zu geben, so mag bemerkt werden, daß man sich über diese Epoche in Bürgers Leben erst volle Rechenschaft wird geben können, wenn seine Vorlesungen neu und sorgfältig herausgegeben sein werden. Sahr hat bereits 1894 ausgesprochen, daß „eine kritische Gesamtausgabe von Bürgers Prosaschriften" wirklich not thäte. Ich glaube aber, die Herausgabe der Prosaschriften Bürgers wird die Veranlassung geben, endlich eine kritisch-historische Gesamtausgabe der Bürgerschen Werke — auch der Briefe — anzufangen oder anzubahnen, wodurch die Ehrenschuld des deutschen Volkes an einem seiner größten Dichter und Denker weit besser abgetragen würde als durch das Errichten von Denkmälern[2]); Herder hatte recht zu schreiben[3]): „Bürgers Leben ist in seinen Gedichten; diese blühen als Blumen auf seinem Grabe; weiter bedarf er, dem in seinem Leben Brod versagt ward, keines steinernen Denkmals".

---

1) Vergl. E. Ebstein, Acht ungedruckte Briefe von Bürgers Schwabenmädchen, Elise Hahn, an den Reichsgrafen von Soden. Deutsche Thalia, Bd. I (1902, S. 42—64).

2) Vergl. E. Ebstein, Geschichte des ersten Denkmals für Gottfried August Bürger in Göttingen. Hannov. Geschichtsblätter, 4. Jahrg. (1901) S. 442—447 und meinen Aufsatz in der „Gegenwart" vom 20. September 1902 („Wie man den Sänger der Lenore geehrt hat. Ein Wort über Dichter-Denkmäler"). S. 183—187.

3) Herders Werke, herausgeg. von Suphan, XX. Band, S. 377—379.

Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1901—1902.

Von Professor Dr. **Hermann Unbescheid** in Dresden.

Braun. Christophine, Schillers Lieblingsschwester. Ein Lebensbild. 192 S. Preis 2 M. Berlin, Verlag v. Friedrich Hahn, 1902.

An Wert würde das Lebensbild, das die Verfasserin, die Witwe des Mannes, der der Litteratur das große Kritikenwerk „Schiller, Goethe, Lessing im Urteil ihrer Zeitgenossen" schenkte, entworfen hat, bedeutend gewonnen haben, wenn sie zugleich zu zeigen unternommen hätte, wieviel aus dem Charakter dieser Lieblingsschwester des Dichters in Schillers Dichtungen übergegangen ist. Schon in frühester Zeit zeigt sich dieser Einfluß. Nicht nur die im Elternhause herrschende Fröhlichkeit, vielmehr in erster Linie „Jenes" inbrünstiger Glaube mag dem Bruder die Anregung gegeben haben, ein Drama „Die Christen" auszuarbeiten. Es ist bekannt, daß die fünfzigjährige Frau nach dem Empfang der Jungfrau von Orleans im Halbschlafe sich bis zur Ermattung damit beschäftigte, die Heldin des Stückes vorzustellen; passen doch einzelne Züge aus Johannas Charakter so ganz auf ihr Leben an der Seite ihres Gatten, des kranken und griesgrämigen, ungeselligen und selbstsüchtigen Reinwald. An wen anders als an die Schwester mag der Bruder gedacht haben, als er die Mutter Gottes zu Johanna sprechen läßt: „Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden, das harte Dulden ist ihr schweres Los, durch strengen Dienst muß sie geläutert werden, die hier gedienet, ist dort oben groß". Bei der Stelle aus dem S. 117 mitgeteilten Briefe an den Bruder (vom 21. November 1786) „was mich glücklich macht, Beschäftigung! ohne diese wünscht' ich nicht zu leben!" könnte man an die Worte in Schillers Gedicht: „Die Ideale" denken: „Beschäftigung, die nie ermattet u. s. w." S. 168 erwähnt die Verfasserin, daß Christophine unter das Bild des verklärten Bruders die Worte des Marquis Posa schrieb: „Du warst so reich, so warm, so reich! Ein ganzer Weltkreis hatte in deinem weiten Busen Raum, das alles ist nun dahin!" Aber ebenso bezeichnend für das gefühlvolle Schwesterherz ist die Umsetzung von des Bruders Gedicht: „Sehnsucht" durch Christophine zu einem Nachruf: „Fort aus dieses Thales Gründen, das der kalte Nebel drückt, wünscht' ich einst das Ziel zu finden, das mein Glaube froh erblickt. Mich umgeben schöne Hügel, Ewig jung und ewig grün, Und die Hoff-

nung trug mit Flügel Mich zu diesen Hügeln hin" u. s. w. Dafür bietet aber dieses Lebensbild eine anziehende Schilderung der rein menschlichen Züge von Christophinens Persönlichkeit; in feinfühliger Weise zeigt die Verfasserin, wie die an Heroismus dem Bruder ebenbürtige Schwester in dem Kampf zwischen Neigung und Pflicht, in welchem sich Schiller auf die Seite der ersteren stellte, den Pflichtbegriff förmlich zu einem Kultus erhob, seitdem sie es unternommen hatte, geleitet von dem Glaubenssatz, daß jeder Mensch Gott eine besondere Leistung als Beitrag zum Weltganzen schuldig sei, ein armes Menschenleben — in ihrer Ehe mit Reinwald — zu verschönern.

Goethe und Schiller im Werden ihrer Kraft. Von Julius Burggraf. 1. bis 5. Tausend. 468 S. Preis geh. 5 M., in Leinen geb. 6 M., in Halbfranz 7 M. Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe, 1902.

Schopenhauer hat einmal den Ausspruch gethan: „Man kann sagen, es gebe dreierlei Autoren; erstlich solche, welche schreiben, ohne zu denken. Sie schreiben aus Gedächtnis, aus Reminiscenzen oder gar unmittelbar aus fremden Büchern. Diese Klasse ist die zahlreichste. Zweitens solche, die während des Schreibens denken. Sie denken, um zu schreiben. Sind sehr häufig. Drittens solche, die gedacht haben, ehe sie ans Schreiben gingen. Sie schreiben bloß, weil sie gedacht haben. Sind selten". Wer „Goethe und Schiller im Werden ihrer Kraft" gelesen hat, der wird inne geworden sein, daß er die Bekanntschaft eines Autors gemacht hat, der zu der erwähnten dritten Gruppe gehört. Der Zeitraum von fünf Jahren, der seit Erscheinen von Burggrafs Werk: „Schillers Frauengestalten" verflossen ist, muß für den Verfasser des vorliegenden Buches eine Periode eingehendster Studien und innigster Hingebung an den Gegenstand gewesen sein, ehe dieses mit jedem Abschnitt sich reicher und voller entwickelnde Gemälde des deutschen Idealismus auch nur erst im Entwurfe fertiggestellt werden konnte. Der durchgehende Gegensatz Goethes und Schillers, aber auch die ursprüngliche Verwandtschaft ihres Grundwesens in dem Zeitraume der Entwickelung, „im Werden der Kraft", werden von Burggraf in genialer Auffassung, mit durchdringendem Verstande und mit innerer Herzenswärme behandelt, die seinem Werke einen doppelten Wert geben: das Große nämlich auf das Kleine angewendet, muß jede deutsche Jünglingsseele — und für das junge Deutschland ist dieses Werk, an das der Verfasser offenbar „die Blüte höchsten Strebens" gewendet, in erster Linie bestimmt — in einer dieser großen Naturen sich wiederfinden. Aber auch der wissenschaftliche Wert für die Pädagogik ist nicht geringer anzuschlagen; denn aus dem hier erschlossenen Werdegange der beiden

einzigen Menschen wird der denkende Erzieher den leitenden Grundsatz für seine Thätigkeit herausfinden, nach welchem er zu verfahren hat, wenn er der Eigenart seiner Zöglinge gerecht werden will: diese Eigenart muß die pädagogische Kunst sorgsam prüfen, ob dieselbe nämlich nach der einen oder andern Seite neigt wie im großen bei Goethe und Schiller Daß keinem der zehn Kapitel (Konfirmation, das Erwachen des Genies Ein reicher Fund, In Not und Gefahr, Titanisches Fühlen und Sehnen, des Jugendtraumes Erfüllung, Spiel und Lust, Heiligtümer des Herzens, Im Lenz der Liebe, Lebensreife und Berufsfreude) nicht wenigstens eine besondere Art der Anziehungskraft innewohnt, entweder nach der stofflichen Seite oder bezüglich der seltenen Gabe der Darstellung oder endlich, aber nicht zuletzt, dadurch, daß in vollendetster Form ein tiefgründiger geistiger Gehalt erschlossen wird, kann nur den überraschen, der Burggrafs „Frauengestalten" noch nicht gelesen hat. Wegen dieser großen Vorzüge wird, selbst wenn in Einzelheiten die bessernde Hand bei einer zweiten Auflage notwendig werden sollte, auch dieses neue Werk seinen sieghaften Einzug halten in die Stätte, für die es bestimmt ist, ins deutsche Haus.

Schiller und der Herzog Karl August von Weimar. II. Teil: Schiller und Karl August in ihren Beziehungen zu einander seit Dezember 1799. Von Dr. Oskar Linn-Linsenbarth, Professor. Beilage zu dem Programm des Königl. Gymnasiums zu Kreuznach, Ostern 1902. 44 S.

Für Goethe war Karl August der Freund, für Schiller der Gönner. Mit Goethe hatte die Wahlverwandtschaft der Seelen das Band geknüpft, mit Schiller der Genius des Geistes. Aus diesem Grundgedanken leitet der Verfasser seine Beleuchtung von Schillers Verhältnis zum Herzoge in litterarischer Hinsicht ab. Bei der Vorliebe Karl Augusts für das französische Theaterwesen traut der Herzog nicht recht der prudentia mimica externa des großen Dramatikers, so daß bei der zweiten Aufführung der Maria Stuart Verschiedenes gestrichen werden mußte. Persönliche Bedenken des Herzogs, nämlich sein Verhältnis zur Jagemann, verschlossen der Jungfrau von Orleans die Weimarische Bühne: auch mit dem Plane, Lessings Nathan in Weimar aufzuführen, hatte Schiller bei Karl August kein Glück. Trotzdem verkannte der letztere niemals Schillers Verdienst um das deutsche Geistesleben, und der äußere Verkehr am Hofe wurde durch die Meinungsverschiedenheit auf ästhetischem Gebiete, auf dem sich Schiller durchaus die Selbständigkeit seines Urteils bewahrte, in keiner Weise beeinträchtigt. Manches Streiflicht fällt bei der Untersuchung dieses Verhältnisses auch auf die Beziehungen zu Goethe.

Von einer schriftstellerischen Eifersucht zwischen beiden Dichtern will der Verfasser ebensowenig etwas wissen, wie die interessanten Ausführungen Th. Vogels in dessen Aufsatze: Zu Goethes Urteilen über Schiller. (Goethe-Jahrbuch 1902, S. 99 flg.)

Schillersche Einflüsse bei Heinrich von Kleist. Von Oberlehrer Dr. Wilhelm Holzgraefe. Wissenschaftliche Beilage zum Bericht über das Schuljahr 1901/1902, Höhere Staatsschule in Cuxhaven, 1902. 32 S.

Nachdem der Verfasser der Ähnlichkeit beider Dichter in gewissen äußeren Lebensschicksalen und in ihrer Geistesentwickelung gedacht — besonders hervorgehoben wird ihr Verhältnis zu Rousseau und zu Goethe — wird zunächst der Einfluß Schillers auf Kleist aus Briefstellen des letzteren mit ihren Anklängen an Balladen, Dramen und aus den philosophischen Untersuchungen des zuerst Genannten nachgewiesen. Das reichste Material zu diesem Nachweise liefern aber die Dramen: unverkennbar ist der Einfluß von Schillers Wallenstein auf die „Familie von Schroffenstein", auf den „Prinzen von Homburg", selbst auf den Torso „Robert Guiscard", ferner der Einfluß der Jungfrau von Orleans auf die „Penthesilea" und auf das „Käthchen von Heilbronn"; für die „Hermannschlacht" ist weniger Wilhelm Tell trotz der Stoffverwandtschaft beider Stücke, sondern in erster Linie die Verschwörung des Fiesko vorbildlich gewesen. Das Verdienstvolle der Abhandlung von Holzgraefe liegt besonders darin, daß er nicht wie O. Brahm in seiner Biographie Kleists zu jedem Kleistschen Drama in den Werken Schillers das „Pendant" sucht, vielmehr stets die tiefe Originalität des jüngeren Dramatikers anerkennt, und daß er nicht, wie Mauerhoff (Schiller und Kleist 1898) dies gethan hat, eine Ehrenrettung Kleists auf Kosten des großen Vorgängers versucht.

Schillers Entwickelungsgang und die Bedeutung der Kenntnis desselben für das Verständnis seiner Werke. Beilage zum Jahresbericht des Königl. Gymnasiums zu Friedeberg Nm. 1902. Von Direktor Ferdinand Schneider. II. Teil.

Auch in dem II. Teile ist Schneider seinem Grundsatz treu geblieben, in erster Linie für seine Schüler zu schreiben. Unter den kleineren Arbeiten dieser Art darf die vorliegende den Anspruch erheben, mit Erfolg aus dem Lebenskampf und dem Entwickelungsgange Schillers dessen Dichtung, besonders die Dramen erklärt zu haben. In der Beurteilung der letzteren zeigt der Verfasser mehrfach eine selbständige Auf-

fassung, und dieser Vorzug stellt seine Biographie in eine höhere Sphäre. Schon im I. Teile — bei der Besprechung der Jugenddramen — findet sich kritische Beleuchtung. So heißt es z. B. (S. 14) von den Räubern: „Wenn der junge Dichter es schon in dem Erstlingswerk verstanden hätte, seine Grundidee klar festzuhalten und durchzuführen, so hätte er die verrotteten Zustände und die Schurken triumphieren, denjenigen aber, der es unternahm, die beleidigte Menschheit an ihnen zu rächen, im Kampfe mit ihnen den Untergang finden lassen. Wenn sich statt dessen Karl Moor am Schlusse der Behörde stellt und damit das bestehende Recht gewissermaßen anerkennt, so ist das eine Inkonsequenz des Dichters gegen seine theoretische Überzeugung, zu der er durch das ihm innewohnende Gefühl der Sittlichkeit und Gerechtigkeit gebracht wurde. Weit folgerichtiger hat er diese Anschauung im Fiesko durchgeführt!" Den Entschluß Fieskos: „Ich gehe zum Andreas!" begründet Schneider folgendermaßen: „Also nicht um Fürsten zu schmeicheln, wie namhafte Litterarhistoriker in Verkennung des aus Schillers Entwickelungsgange sich ergebenden Grundgedankens des Dramas behaupten, noch um der historischen Wahrheit Rechnung zu tragen, wie andere gerade im Gegensatze dazu sagen, hat Schiller diesen Ausgang gewählt, sondern lediglich weil es seinen damaligen Ideen entspricht, daß unter den Menschen, wie sie eben sind, eine ideale Staatsform unmöglich ist, daß auch ein Mann wie Verrina mit seinen Freiheitsgedanken Verhältnissen unterliegen muß, die eine Folge der ganzen Kulturentwickelung sind, welche dem Menschen die sittliche Freiheit genommen und damit unmöglich gemacht hat, sich selbst zu beherrschen. Eine Staatsform, welche dem einzelnen die Selbstentwickelung sichert, ist also auch nicht möglich, weil es an geeigneten Bürgern für eine solche fehlt. Da demnach auch die Republik nicht helfen kann, weil sie unmöglich ist, bleibt keine Hoffnung, daß der Zustand der Menschheit sich zum Bessern wenden könnte" (S. 14 flg.). Die verneinende Tendenz des Stückes ist in Schneiders Worten bezeichnend ausgesprochen. Von dem Bemühen, die Grundidee in Schillers Dramen unbeeinflußt von doktrinären Theorien zu erkennen und klarzustellen, legt auch die im II. Teile enthaltene Besprechung der Braut von Messina Zeugnis ab. Schneider widerspricht S. 41 flg. der Ansicht, daß die Braut von Messina eine antike Schicksalstragödie sei: „Er (Schiller) glaubte an die Willensfreiheit des Menschen. In der Freiheit des Gemüts, in der harmonischen Herrschaft des Geistes über die Sinne sah er, wie gezeigt ist, das Menschheitsideal. Damit schien ihm ein unverstandenes Schicksal, das den Menschen gegen seinen Willen zu schrecklichen Thaten bringt, ganz unvereinbar. Wohl aber sah er, daß die Menschen gar leicht geneigt sind, die Verantwortlichkeit für ihr schlimmes Thun von sich abzuwälzen

und den Umständen und dem Schicksale aufzubürden, daß sie in Schuld geraten, weil es ihnen an Freiheit des Gemütes fehlt, weil sie sich nicht zu der Höhe der Anschauung emporgebildet haben, welche er selbst als die Summe seiner Lebensweisheit hingestellt hat".

Schiller von Ludwig Bellermann. Leipzig, Berlin und Wien, Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie, 1901. Mit 115 Abbildungen. 259 S. Preis 4 M.

Das Erscheinen neuer Schillerbiographien ist heutzutage nicht mehr die Folge davon, daß die vorhandenen veraltet wären — nicht einmal hinsichtlich des Gewandes und der Ausstattung, worin sie sich ziemlich gleichen, ist dies der Fall —, sondern die Unternehmungslust und Gründe rein äußerlicher Natur haben daran hervorragenden Anteil. In der Sammlung „Dichter und Darsteller", herausgegeben von Dr. Rudolph Lothar, durfte Schillers Lebensbeschreibung, die den 7. Band der genannten Sammlung bildet, selbstverständlich nicht fehlen. Mit dieser aus vorwiegend geschäftlichen Rücksichten hervorgegangenen Produktion, die allerdings geeignet ist, das vorhandene Gute, bevor dieses sich recht ans Tageslicht emporgearbeitet hat, zu verdrängen und zu unterdrücken, söhnt man sich aber gern aus, wenn die Verwirklichung solcher Pläne einer so berufenen Feder anvertraut ist, wie in diesem Falle der des obengenannten Verfassers. Die einzelnen, Schiller behandelnden Abschnitte, die mit charakteristischen, meist aus den Werken des Dichters entnommenen Überschriften versehen sind, sind stimmungsvoll und bringen die elementare Anziehungskraft von Schillers Eigenart in wohldurchdachter und zum Herzen sprechender Rede für den Leser zum Ausdruck; besonders sind die Ausführungen über die einzelnen Dramen zu kleinen Meisterstücken der Darstellungskunst ausgestaltet worden.

Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild von Hermann Mosapp. Mit 2 Lichtdruckbeilagen und 21 Textbildern. Zweite vermehrte Auflage. 268 S. Brosch. 4 M., eleg. geb. 5 M. Stuttgart, Verlag von Kielmann, 1902.

Die günstige Voraussage beim Erscheinen der 1. Auflage von Mosapps Charlotte von Schiller (s. die Anz. aus der Schillerlitteratur 1895—1896 Ztschr. X, S. 656 flg.), daß dieses Buch den Weg ins deutsche Haus finden werde, hat sich vollkommen erfüllt, wie die schon nach 5 Jahren notwendig gewordene 2. Auflage beweist. Es bedarf kaum eines Hinweises, daß Mosapp sein verdienstliches Werk, ehe er es auf die zweite Reise schickte, einer gründlichen Durchsicht unterzogen hat, indem er kleine Unrichtigkeiten verbesserte, einzelne Daten genauer gab oder erstmalig hinzu-

fügte und einzelne Abschnitte ausführlicher und abgerundeter behandelte; aber auch der bildnerische Schmuck ist wesentlich vermehrt worden. Der Verfasser hat seine Schrift dem hochsinnigen Gründer und erhabenen Protektor des Schwäbischen Schillervereins, König Wilhelm II. von Württemberg, gewidmet; dem schwungvollen Widmungssonett aus dem Jahre 1896 konnte Mosapp jetzt ein zweites folgen lassen im Hinblick auf das durch fürstliche Gunst rasch geförderte Werk des genannten Vereins, auf das Schiller-Archiv und -Museum in Marbach a. N.

Schiller-Büchlein. Hilfsbuch für Schule und Haus. Von Dr. Ernst Müller in Tübingen. Mit 12 Abbildungen und einem Handschriftfaksimile. 164 S. Preis geb. 2 M. Prag, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag, Wien, F. Tempsky, 1901.

Ein für Unterrichtszwecke besonders bei Wiederholungen höchst nützliches Werkchen, Ernst Müllers Schillerbüchlein! Nicht der gelehrte Litterarhistoriker, obwohl auch nur ein solcher den umfangreichen Stoff in so gehaltvoller Kürze wiederzugeben vermochte, kommt hier zu Worte, sondern der erfahrene Pädagoge, der mit sicherem Blick erkannt hat, was dem Schüler geistiges Eigentum werden muß. Kein ähnliches Erzeugnis kann sich, wie der Berichterstatter aus eigener Erfahrung bestätigt, hinsichtlich der Brauchbarkeit beim Unterrichte mit diesem Hilfsbüchlein, besonders mit dessen litterargeschichtlichen Teile (S. 76—164) messen.

Schillers Braut von Messina und ihr Verhältnis zu Sophokles' Ödipus Tyrannos. Von Dr. Josef Kohn, k. k. Gymnasialprofessor in Wien. 202 S. Preis 2.40 M. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1901.

Nach einer kurzen Übersicht über die bis auf den heutigen Tag sich feindlich gegenüberstehenden Anschauungen bezüglich des Wertes der Braut von Messina und angezogen durch deren sphinxartigen Charakter, unternimmt es der Verfasser, die Verwandtschaft des obengenannten Stückes mit Schillers Vorbild, Sophokles' Ödipus Tyrannos, besonders nach der stofflichen Seite, gegen welche sich die Kritik der Braut von Messina vornehmlich gerichtet hat, aus der Entwickelung der Gedanken und der Handlung von Schillers Werk klarzulegen: die treibende Kraft in diesem Stücke ist nach des Verfassers Meinung der Fluch des Ahnherrn. Auf ungezwungene Weise ist anders der Haß der Brüder nicht zu erklären. Es ist nicht richtig, wenn behauptet worden ist, daß nach Ausschaltung einer solchen feindlichen, übernatürlichen Kraft die Handlung nach den Gesetzen der Außen- und Innenwelt ihre natürliche Entwickelung nehmen würde. Durch das Walten dieser Kraft hat der Dichter ein Moment in

das Drama gebracht, das wohl vor dem Forum der Vernunft nicht Stich hält, aber im Glauben der Menschen zu allen Zeiten gewurzelt hat. Auf der anderen Seite schürt eine andere Macht: Liebe und Versöhnung. Diese beiden Mächte stehen, wie es vorerst den Anschein hat, miteinander im Widerstreit, streben aber in Wirklichkeit, wie der Ausgang der Handlung lehrt, demselben Ziele zu. Wie in Ödipus Tyrannos die Charakterfestigkeit des Königs auf die Probe gestellt wird, so wird in der Braut von Messina der soeben geschlossene Bund nach dem Grade seiner Stärke geprüft. Indem aber Schiller auf jene unnatürliche und dem Geiste des Christentums widersprechende Voraussetzung, den Fluch des Ahnherrn, sein Drama aufbaut, ist er in der Nachahmung der Antike zu weit gegangen; er wird dadurch seinem Stoff gegenüber und dessen Voraussetzungen, und in Bezug auf den Aufbau der Charaktere häufig in eine Zwangslage versetzt. Es entsteht ein geistvoller Kommentar zu diesem Drama, indem der Verfasser diese Zwangslage an der Handlung und den Hauptpersonen der Braut von Messina nachweist. Auf der einen Seite haben durch dieselbe die innere Wahrheit und der einheitliche Charakter des Dramas Schaden gelitten, so daß dasselbe gerade in diesen Punkten wesentlich hinter dem griechischen Muster zurückbleibt, anderseits fordert diese Zwangslage die ganze große dramatische Kunst des Dichters heraus, die gefährlichen Klippen zu umschiffen. Denn mehr als einmal scheint es, als ob der ganze Plan des Dramas scheitern sollte — ja, eine ganze Reihe wundervoller dramatischer Effekte werden in bewundernswerter Weise gerade hierdurch hervorgerufen. Indem ferner Schiller, dem Beispiel des Sophokles folgend, in der Braut von Messina sich mit Vorliebe in Antithesen bewegt, gelingt es ihm, den Ödipus Tyrannos in einer Reihe von Erkennungsscenen, deren Zahl er verdoppelt, zu übertreffen. Um diese successive ἀναγνώρισις zu entwickeln, weist Schiller dem Zufall eine ähnliche Stelle zu, die dieser im Leben des Ödipus gespielt hat. An einer Fülle von Einzelheiten weist der Verfasser in scharfsinniger Weise nach, wo und aus welchem Grunde die Braut von Messina zum Ödipus Tyrannos in Parallele gestellt werden kann, und wo und weshalb diese Parallele nicht mehr zulässig erscheint. Muß er auch in Bezug auf Aufbau, natürliche, ungekünstelte Entwickelung, Einheit der Darstellung und Charakteristik der Personen dem Ödipus Tyrannos die Palme zuerkennen, so ist er doch weit entfernt, die Braut von Messina in ihrem Werte zu unterschätzen. „Sie nimmt als weithin leuchtendes Denkmal jener Periode des deutschen Volkes, in der die Antike die hervorragendsten Geister in Bann gehalten und seine Litteratur in neue Bahnen gelenkt hat, neben Goethes Iphigenie in dieser den ersten Platz ein.“

Entwickelung allgemeiner Begriffe im Anschluß an Schillersche Gedichte. (Ein Beitrag zur philosophischen Propädeutik.) Von Dr. Gerhard Heine, Oberlehrer. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte des Herzogl. Karlsgymnasiums in Bernburg, Ostern 1902. 31 S.

Gegenüber der Klage, daß Erziehung und Unterricht ihre Methode gegenwärtig überwiegend auf die Verstandesbildung zuspitzen, die Gemütsbildung aber vernachlässigen, hat für den ersten Augenblick Heines Forderung, im Anschluß an die poetische Lektüre allgemeine Begriffe zu entwickeln, etwas Befremdendes, denn Phantasie und Gemüt des Lernenden durch Eindringen in den Geist und die Stimmung der Dichtung zu beleben, bleibt das unverrückbare Ziel aller poetischen Lektüre. Aber an eine einseitige Kultur des Verstandes hat wohl auch Heine bei seinen Erörterungen nicht gedacht: er will nur, nachdem die Gedichte vorher gelesen und erklärt worden sind, durch eine rückblickende Besprechung ein gemeinsames Band darum schlingen, das Zusammengehörige zusammenfassen und wichtige Gebiete geistigen Lebens beleuchten. Insofern Heine auf eine größere Konzentration des Unterrichtsstoffes dringt, hat seine Forderung volle Berechtigung. Ohne Bedenken kann man daher den Satz unterschreiben: „Das Ziel jedes wissenschaftlichen Unterrichts muß sein, den Geist vom Besonderen und Einzelnen zum Gesetz und zur Idee fortzuführen". Daß gerade der Erklärer Schillerscher Gedichte die in der vorliegenden Abhandlung erörterten Begriffe Glauben und Wissen, Natur, Freiheit, Kunst und Genie sich gedrängt fühlt in ihrer Bedeutung zu würdigen, kann nicht geleugnet werden. Nur hüte man sich bei der Klarstellung dieser Begriffe, sich zu sehr in abstrakten Erörterungen zu bewegen, man beschränke sich auf die Hauptmerkmale und verzichte auf philosophische Begründung. Dann kann man auch noch einen Schritt weiter gehen, indem man — natürlich nur gelegentlich — die Merkmale einiger anderer Begriffe, z. B. des Schönen, Wahren, Guten, Angenehmen und Erhabenen an ausgewählten Stellen der gelesenen Dichtungen einer Besprechung unterzieht.

Über Schillers Gedicht: Das Ideal und das Leben. Von Oberlehrer Hönicke. 16 S. 35. Jahresbericht des Königl. Gymnasiums zu Dramburg. 1902.

Die vorliegende Arbeit ist aus einem Vortrag entstanden, durch welchen Hönicke Schillers Gedicht: „Das Ideal und das Leben" einem großen Kreise von Gebildeten näher bringen wollte. Einige Gedanken aus der Einleitung, die bei der Erklärung des Gedichtes in der Schule willkommen sein werden, mögen hier Platz finden: Die Ausbildung der

Lehre von der Idee, die wir den Griechen verdanken, entwickelt sich im Gegensatz zu dem materialistischen System und dem Sensualismus der Sophisten. Nachdem diese Systeme nur zu ganz negativen Ergebnissen gelangt waren, rang Sokrates danach, von dem einzelnen einfachsten Gedanken induktiv, in streng logischer Folge ausgehend, zu festen, allgemeinen Begriffen zu kommen, und der große Prophet seiner Lehre, Plato, nennt diese durch den Denkprozeß gewonnenen, allgemeinen Begriffe das eigentlich Seiende, die Ideen, d. h. die wirklichen Gestalten, die das Wesen enthalten, die in einem überirdischen Reiche wohnhaften Urbilder, nach denen durch Verbindung mit der Materie die Dinge dieser Welt geformt sind, zu denen sie sich verhalten wie die wirkliche Gestalt zu ihrem Schatten. Diesen platonischen Begriff der Idee preist der Dichter in seinem Hymnus: „Das Ideal und das Leben". Hier faßt er die Idee in ästhetischem Sinne als die künstlerische Form, die den Stoff, die Materie bemeistert, oder auf moralischem Gebiete als die aus der Vernunft geborene Freiheit und Herrschaft über die Forderungen der Materie der Sinnenwelt. Denn das, was den Menschen vor der gesamten übrigen Natur auszeichnet, sein unterscheidendes Merkmal ist der Wille, die Freiheit des Entschlusses. Umgeben von zahllosen Kräften, die ihm überlegen sind, muß er jedoch beständig die Schranken seiner irdischen Natur fühlen. Es wäre um seine Freiheit gethan, wenn der Mensch nur der physischen Natur fähig, nur ein sinnliches, körperlich empfindendes Wesen wäre. Der Mensch kann aber, aus seiner körperlichen Natur heraustretend, eine Gewalt, die er physisch thatsächlich erleidet, dem Begriffe nach vernichten, dadurch nämlich, daß er im richtigen Verständnis der Naturnotwendigkeit sich freiwillig dieser Gewalt unterwirft. Die moralische Natur des Menschen, die Vernunft, zerbricht die physische Schranke. Auch auf dem Gebiete der Kunst können wir uns in Freiheit über die Schranken der Materie erheben. In der schönen Form, die der Künstler dem Stoffe giebt, in der ästhetischen Gestaltung, ist er ebenfalls frei von allen Schranken, kann er frei sein eigenstes Wesen ausprägen. Wir sehen und empfinden nur immer in einem Kunstwerk die Verschmelzung der Materie, des Stoffes mit der Idee des Künstlers, mit der Form. Man kann nun aber in Gedanken diese künstlerische Form, die Gestalt, die das Werk erst zum Kunstwerk macht, gleichsam abziehen, für sich allein denken und ihr selbständige Existenz in Gedanken geben, ganz wie Plato es mit seiner Idee macht. Das thut Schiller in seinem Gedicht: „Das Ideal und das Leben", und es ist nun zu verstehen, wenn er das Reich der Kunst kennt: Die heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen, warum er die künstlerische Idee Gestalt nennt, oder im Gegensatz zum Stoff

denselben Begriff als „Schein“ oder endlich als „Schatten“ bezeichnet, welch letzterer Ausdruck insofern nicht treffend gewählt ist, als man unter dem Begriff „Schatten“ vor allem etwas Vergängliches, Nichtiges, Zufälliges versteht; der Begriff Idee aber, den er damit übersetzen will, ist gerade das Ewige, Sichgleichbleibende. — Auf die Wiedergabe von Hönickes Erläuterung des Gedichts, die sich dem Zwecke eines Vortrags anzupassen hatte, kann hier verzichtet werden. In dem von Ellissen aus dem Nachlaß von F. A. Lange 1897 herausgegebenen Kommentar besitzen wir einen unübertroffenen Führer durch die Schwierigkeiten der Schillerschen Dichtung.

Schiller als Herausgeber der Memoirensammlung. Von Prof. Dr. Gustav Lücking, Direktor. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der dritten Realschule zu Berlin. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, Hermann Heyfelder. I. Teil. 1901. 37 S. II. Teil. 1902. 30. S.

Durch das Erscheinen einer Sammlung französischer Memoiren angeregt, begann Schiller 1788 den Ende 1787 gefaßten Plan zu einem litterarischen Unternehmen zu verwirklichen, an dessen Gelingen er sanguinische Hoffnungen in Bezug auf Besserung seiner traurigen ökonomischen Lage knüpfte. Daß dieses Unternehmen eine Geldspekulation war, erhellt deutlich aus den im I. Teile ausführlich gegebenen Verhandlungen Schillers mit seinem Mitarbeiter, mit Körner, von dem er die englischen Memoiren bearbeitet wünschte, mit seinem Schwager Reinwald, mit von Funk u. a. In neue Beleuchtung rückt der Verfasser Schillers redaktionelle Thätigkeit, besonders dessen Verhältnis zu seinem „Vertreter“ Paulus, an dessen Stelle seit Oktober 1795 Woltmann trat. Aber um diese Zeit war das Interesse Schillers bereits erkaltet; der Verleger Mauke in Jena, mit dem durch Bertuchs Vermittelung der Kontrakt abgeschlossen worden war, wurde insolvent, die Reise in die schwäbische Heimat führte zu einer Verbindung mit Cotta und wurde die Veranlassung zu einem neuen litterarischen Unternehmen, der Herausgabe der Horen. — Dem II. Teile, der sich in eingehender Kritik mit Kapilupi, welchen Schiller als Quelle nennt, und zwar in der französischen Ausgabe von 1574, und mit Anquetiel beschäftigt, dürfte wohl noch ein dritter folgen, indem u. a. der nähere Nachweis des Verhältnisses von Schillers Abhandlungen zu den von ihm benutzten Quellen erbracht wird. Nach der 1885 von Otto Schanzenbach herausgegebenen Programmabhandlung „Französische Einflüsse bei Schiller“ ist die vorliegende die erste, welche sich mit Schillers Verhältnis zu den französischen Memoiren eingehend beschäftigt.

Goethe und Schiller vor dem Amtsvorsteher Wehrhahn. Parodistische Scene von S. Heinzel, Großh. Bad. Hofschauspieler. Preis 0,55 M. Karlsruhe, J. Linck.

Das vorliegende Werkchen enthält eine Satire gegen den Erfinder des Überbrett'l, dem die Herren Goethe und Schiller mit ihren Dramen Konkurrenz machen, und deren bluttriefende Werke den Geschmack des Publikums verderben. Diese für Dilettantenbühnen geeignete Scene, in der Frauenrollen nicht vorkommen, erlebte ihre erste Aufführung in Karlsruhe i. B. 1901.

Philosophische Bibliothek. Band 103. Schillers philosophische Schriften und Gedichte (Auswahl). Zur Einführung in seine Weltanschauung. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von Eugen Kühnemann. 328 S. Preis 2 M. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 1902.

Wer des Verfassers früher erschienene Schriften kennt, die Kantischen Studien Schillers und die Komposition des „Wallenstein" 1889 (s. die Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1890—91, Bd. V, S. 497), Kants und Schillers Begründung der Ästhetik, 1895 (s. die Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1895—96, Bd. X, S. 627), wird nicht überrascht sein, in dieser Einleitung (S. 5—94) einer Arbeit von gleich gediegenem wissenschaftlichem Werte zu begegnen. Es darf wohl als eine zeitgemäße Forderung angesehen werden, daß sich der Lehrer des Deutschen mit den philosophischen Schriften Schillers, wenigstens in der hier gebotenen Auswahl, vertraut macht; nur dann kann er behaupten, die Weltanschauung des Dichters und Denkers zu kennen, wenn er durch dieses Studium inne geworden ist, warum Schiller mit Recht der genialste Vertreter des gesunden Idealismus — denn es giebt auch einen ungesunden — genannt wird, und zwar im Gegensatz zu Goethe als dem Vertreter des echten Realismus; wenn ihm klar geworden ist, in welch hohem Grade für Schiller das Reich des Schönen, das für Goethe mehr Selbstzweck ist, immer nur das Mittel ist zu einem höheren Zwecke. Welch nachhaltigen Einfluß auf die sittliche Anschauung des Schülers kann derjenige Lehrer üben, der, durchdrungen vom Schillerschen Geiste, ihm zu zeigen vermag, daß der Mensch nicht in sich allein die Kraft besitzt, die in der diesseitigen Welt vorhandenen Gegensätze zu überwinden, daß er vielmehr den festen Glauben an eine höhere ideale Welt besitzen muß, die in Wirklichkeit eine wahrhaft reale ist, und daß ihm aus dieser Welt die fehlende Kraft zufließt in seiner Abhängigkeit von den irdischen Dingen. Es sind goldene Worte, die Kühnemann S. 9 äußert: „Diese Welt (des Idealismus) bedeutet den Typus einer in sich

geschlossenen und reichen Bildung, einer Bildung, die zugleich philosophisch, ästhetisch und historisch ist, und die das natürliche Gegengewicht bildet gegen die mathematisch-naturwissenschaftlich-technische Richtung, die heute überwiegt. Die Bildung der Nation verarmt, wenn eine der beiden fehlt, oder wenn eine der andern ihre Form aufzudrücken sucht. Jede will in ihrem eigenen und originalen Geiste gepflegt werden". Mögen diese Worte für viele, insbesondere für die Lehrer des Deutschen ein Ansporn werden, an der Hand des vorliegenden sicheren Führers in diese unsichtbare Welt einzudringen! Die von Kühnemann gegebene sorgfältige Entwickelung der Schillerschen Grundbegriffe wird über entgegenstehende Schwierigkeiten dem, der einige Mühe nicht scheut, hinweghelfen.

Der Glockenguß. Materialien zur Besprechung des Schillerschen Liedes von der Glocke. Mit 8 Abbildungen und 1 Skizze. Für den Gebrauch in höheren Lehranstalten bearbeitet und herausgegeben von J. Geisel, Königl. Seminarlehrer in Usingen. 2. vermehrte Auflage. 44 S. Preis 0,90 M. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 1903.

Im Gegensatz zu den weitschweifigen Kommentaren, die dem Lehrer die Arbeit mehr erschweren als erleichtern und dem Schüler nimmermehr in die Hand gegeben werden können, ist die vorliegende Arbeit Geisels eine mit weiser Beschränkung auf das Wissenswerte verfaßte, aber gleichwohl gehaltvolle Erläuterung von Schillers Glocke.

Erläuterungen und Ausgaben.

Schillers Braut von Messina. I. Teil: Textausgabe. II. Teil: Erläuterungen (155 S.) von Rudolf Peters. Leipzig, Verlag von Heinrich Bredt, 1902.

Schillers „Glocke". Neue Textausgabe mit veranschaulichender Erklärung, eingehender Erläuterung und umfassender Würdigung von Prof. M. Evers, Direktor des Gymnasiums zu Barmen. 2. verbesserte Auflage, 240 S. Leipzig, Verlag von Heinrich Bredt, 1902.

Aufgaben aus klassischen Dramen, Epen und Romanen, zusammengestellt von Dr. H. Heinze, Direktor, und Dr. W. Schröder, Professor. 1901. 1. Bändchen: Aufgaben aus „Wilhelm Tell" von Dr. Heinze. 3. durchgesehene Auflage. 3. Bändchen: Aufgaben aus „Wallenstein" von Dr. Heinze. 3. durchgesehene Auflage. 1902. 2. Bändchen: Aufgaben aus „Die Jungfrau

von Orleans" von Dr. Schröder. 3. durchgesehene Auflage. 8. Bändchen: Aufgaben aus „Die Braut von Messina" von Dr. Schröder. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage. 10. Bändchen: Aufgaben aus „Maria Stuart" von Dr. Heinze. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage. 16. Bändchen: Aufgaben aus Schillers Jugenddramen („Die Räuber", „Fiesko", „Kabale und Liebe"), „Don Carlos" und „Demetrius" von Dr. Schröder. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.[1])

Aus Zeitschriften.

Allgemeine Zeitung. Beilage 1901, Nr. 164/175: Heinrich Funke, Ein Brief Schillers an Lavater und Lavaters Antwortschreiben. Nr. 288/299: R. Weltrich, Neu aufgefundene Briefe Herzfelds an Schiller. 1902. Nr. 192/203: Ernst Müller, Über Schillers religiöses Jugendleben bis 1780.

Bühne und Welt. 4. Jahrgang, Nr. 21. M. Schlesinger, Dramaturgisches aus Schillers Briefen.

Echo, Das litterarische. 3. Jahrgang, Nr. 20: Karl Berger, Schiller und wir. — 4. Jahrgang, Nr. 17: Rudolf Krauß, Schillerlitteratur.

Euphorion. 8. Band, 1. Heft, 1901: Schillers Werke in italienischer Übersetzung von E. Fasola in Florenz. 9. Band, 1. Heft: Einiges von und über Schiller von R. Steig in Berlin-Friedenau. 1. Von einer verschollenen Handschrift des Fiesko.[2]) 2. Schillers Weidspruch.

---

1) In der Engelmannschen Sammlung, die sich für die vertiefende Behandlung der Schullektüre überaus brauchbar erwiesen hat, sind neuerdings erschienen: 1. Aufgaben aus Goethes Prosa. 2. Aufgaben aus „Hermann und Dorothea". 3. Aufgaben aus Grillparzers „Sappho" und „Goldnem Vließ". 4. Aufgaben aus „Macbeth" und „Hamlet". 5. Aufgaben aus „Uhlands Gedichten", 3 Teile (für untere, mittlere und obere Klassen). 6. Aufgaben aus Homers „Odyssee". 7. Aufgaben aus Homers „Ilias".

2) „In den Jahren 1810 und 1811 erschien in Berlin und Leipzig ein „Journal für Kunst und Kunstsachen, Künsteleien und Mode", wie der etwas langatmige Titel lautete. Dieses „Journal" erschien im Saalfeldschen Verlage, und sein Herausgeber war Dr. H. Rockstroh, seit Neujahr 1811 Hofrat Dr. Wilhelm Römer. Das Februarheft von 1811 bringt nun Mitteilungen zum „Fiesko", die bisher nicht bekannt waren. Es handelt sich dabei um den von Schiller für die Mannheimer Bühne abgeänderten Schluß des „Fiesko" und um die „Erinnerung an das Publikum", die Schiller deswegen auf den Theaterzettel der ersten Mannheimer Aufführung von 1784 drucken ließ. Beide Stücke, so erklärt Römer, habe er von Iffland erhalten, der ja auch bekanntlich von Anfang an

Gartenlaube. 1901. Nr. 40: R. v. Gottschall, Schillers Jungfrau von Orleans.

Jahresbericht für neuere deutsche Litteratur IV, 9. Schiller. Ernst Müller. Schwäbischer Schillerverein Nr. 1. — Schillerverehrung Nr. 4. — Bedeutung für die Gegenwart Nr. 13. — Biographien Nr. 16. — Wohnstätten Nr. 26. — Angehörige und Zeitgenossen Nr. 32. — Briefe Nr. 42. — Quellenschriften Nr. 47. — Werke: Gesamtausgaben Nr. 50. — Prosaschriften, philosophische Nr. 54, historische Nr. 62. — Gedichte Nr. 63; Lied von der Glocke Nr. 74. — Dramen: Allgemeines Nr. 88. — Jugenddramen Nr. 92; Don Carlos Nr. 96; Wallenstein Nr. 100; Maria Stuart Nr. 128; Jungfrau von Orleans Nr. 134; Braut von Messina Nr. 141; Wilhelm Tell Nr. 144; Dramatischer Nachlaß (Malteser, Polizey, Demetrius) Nr. 160. — Übersetzungen Nr. 167. — Sprache und Stil Nr. 169. — Einwirkung auf andere Dichter Nr. 171. — V, 9. Schiller. Ernst Müller. Schwäbischer Schillerverein, Goethe- und Schiller-Archiv Nr. 1. — Schillerverehrung Nr. 5. — Bedeutung für die Gegenwart Nr. 11. — Biographie Nr. 16. — Wohnstätten Nr. 32. — Angehörige und Zeitgenossen Nr. 35. — Briefe Nr. 44. — Quellenschriften Nr. 50. — Werke: Gesamtausgaben Nr. 52. — Philosophisch-ästhetische Schriften Nr. 59. — Gedichte: Allgemeines Nr. 64; Kraniche des Ibykus Nr. 72; Gang nach dem Eisenhammer Nr. 74; Lied von der Glocke Nr. 76. — Dramen: Allgemeines Nr. 81; Kabale und Liebe Nr. 91; Don Carlos Nr. 95; Wallenstein Nr. 103; Maria Stuart Nr. 122; Jungfrau von Orleans Nr. 128; Braut von Messina Nr. 140; Wilhelm Tell Nr. 142; Dramatischer Nachlaß Nr. 150. — Sprache und Stil Nr. 155. — Vorbilder Nr. 157. — Einwirkung auf andere Dichter Nr. 160.

Kunstwart, Der. 14. Jahrgang. Ad. Bartels, Schiller.

---

mit dem „Fiesko" befaßt war. Schillers Änderungen am „Fiesko" gingen mit auf die Anregungen Ifflands zurück, verblieben in seinen Händen und gelangten zuletzt an Römer. Hierdurch wird nun eine bisher verborgene neue Handschrift Schillers vom „Fiesko" bekannt, die sich allerdings nur auf den Schluß des Dramas bezieht. In den Hauptzügen stimmt sie mit dem Mannheimer Bühnenexemplar überein', in vielen Einzelheiten weicht sie aber ab. So erwähnt sie u. a. in der Schlußscene die Galeerensklaven nicht. Das Exemplar des erwähnten „Journals für Kunst u. s. w.", das Steig für seine Mitteilungen benutzte, befindet sich in der Königl. Bibliothek zu Berlin, wo es ein neunzigjähriges Stillleben geführt zu haben scheint. Denn obwohl in altem festen Einbande, war es doch bisher vielfach unaufgeschnitten geblieben."

Litteratur für germanische und romanische Philologie. 22. Jahrgang. 1901. Nr. 6: Kettner, Schillers dramatische Entwürfe und Fragmente, besprochen von Woerner.

Litterarische Warte. 3. Jahrgang, 11. Heft: Heß, Schiller und das jüngste Deutschland.

Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 15. Jahrgang, 6. Heft: Schiller und Molière von Wülfing in Bonn. 8. Heft: Schillers Balladen als Vorbereitung für die Lektüre der Dramen von R. Röbel in Großenhain. Zu Schillers Gedicht: „Der Ring des Polykrates" von Karl Löschhorn in Wollstein. 11. und 12. Heft: Ehrgeiz und Liebe in Schillers Dramen. Eine Schillerstudie von Adolf Strack in Gießen. — 16. Jahrgang, 1. Heft: Zu Schillers politischen Ansichten von Karl Löschhorn in Wollstein. 3. Heft: Zu Schillers Gedicht „Der Ring des Polykrates" von G. Scheil in Bernburg. „Munter fördert seine Schritte" u. s. w. von Fr. Söhns in Gandersheim. 4. Heft: Zu Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande von R. Sprenger in Northeim. 5. und 6. (Doppel-) Heft: Zur Betonung einiger Stellen in Schillers Prolog zum Wallenstein von H. Schuller in Plauen i. V. Burggraf, Goethe und Schiller von K. Löschhorn in Wollstein. 7. Heft: Martin Greifs Ergänzung des Demetrius von Schiller von Julius Sahr in Gohrisch bei Königstein. 8. Heft: Goethes Verhältnis zu Schiller von Otto Lyon in Dresden. (Theodor Vogel, Zu Goethes Urteilen über Schiller. Sonderabdruck aus dem Goethe-Jahrbuch. 23. Band, 1902.) Schillers Persönlichkeit und Auftreten nach Dekan Göritz von Karl Löschhorn in Wollstein. Noch ein Wort zum Buttlerbrief, hoffentlich das letzte, von P. Weizsäcker in Calw. 9. Heft: Schillers Siegesfest von Georg Siefert in Jena. Zu Schillers Gang nach dem Eisenhammer von R. Sprenger in Northeim. 10. Heft: Ein neuaufgefundener Brief Schillers an Gottfried Körner von Dir. Dr. Karl Löschhorn in Wollstein.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 4. Jahrgang. 9. und 10. Band. 2. Heft: E. Bergmann, Das dramatische und das tragische Problem in Schillers Braut von Messina.

Türmer, Der. 4. Jahrgang, Heft 2: E. Schlaikjer, Modernes im Lichte Schillerscher Gedanken.

Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte. 46. Jahrgang. Juli (Nr. 550): R. Krauß, Danneckers Schillerbüste.

Zeitschrift für Bücherfreunde. 1901, 3. Schillers Jungfrau von Orleans, die Erstaufführung (am 17. September 1801).

Schwäbischer Schillerverein.

Die sechste ordentliche Mitgliederversammlung des Schwäbischen Schillervereins wurde am 26. April 1902 abgehalten, und zwar diesmal in Schillers Geburtsstadt in Marbach a. N. Stadtschultheiß Haffner begrüßte die Versammlung namens der Stadt und teilte dann als stellvertretender Vorsitzender des Vereins mit, daß der seitherige verdiente Vorsitzende, Se. Excellenz der Herr Staatsminister Freiherr von Soden, aus dienstlichen Gründen den Vorsitz im Verein niedergelegt habe, und daß an seiner Stelle vom Ausschuß einstimmig der Geh. Legationsrat und Königl. Kammerherr Freiherr von Gemmingen-Sattenberg, Kabinettchef Sr. Majestät des Königs, gewählt worden sei. Nach dem sechsten Rechenschaftsbericht betrug das Vermögen im vorigen Jahre 225 814,17 M., dazu Einnahmen im letzten Jahre 22 004,84 M., zusammen 247 819,01 M.; hiervon ab Ausgaben (Bauaufwand für das im Bau begriffene Schillermuseum u.s.w.) 124 914,21 M. Somit beträgt das Geldvermögen am 15. April 1902 (neben dem Wert des Museums und der Archiv-Gegenstände) 122 904,80 M. — Die Zahl der Stifter beträgt am 15. April 1902: 322 (295 im Vorjahre), der ordentlichen Mitglieder 1022 (im Vorjahre 978). Der Rechenschaftsbericht giebt ferner eine Zusammenstellung der litterarischen Schätze des Schillermuseums (von Dr. R. Krauß), einen „Vorbericht" über Berthold Auerbachs litterarischen Nachlaß (von Dr. A. Bettelheim) und einen Aufsatz von Dr. A. Müller, Justinus Kerners litterarischer Nachlaß. Schon jetzt zählt die Handschriftensammlung 15 000 Nummern. Die Handschriften Schillers selbst und seiner Familie umfassen gegen 1000 Nummern. Dann ist außerordentlich wertvoll der Nachlaß Ludwig Uhlands, der sich zur Zeit in feuerfesten Schränken des statistischen Landesamts in Stuttgart befindet, wo der Oberstudienrat Dr. Hartmann mit seiner Ordnung betraut ist. Dieser Nachlaß, den zwei Vereinsmitglieder von den Erben Uhlands erwarben und dem Schillermuseum schenken wollen, enthält neben den Handschriften des Dichters eine Sammlung von Briefen an Uhland mit 1468 Nummern, Mitteilungen von fast allen hervorragenden Dichtern und Schriftstellern seiner Zeit. Bedeutend ist auch der Nachlaß Berthold Auerbachs, der durch einen Freund Auerbachs von dessen Familie erworben und dem Schillermuseum geschenkt worden ist. Dieser umfassende Nachlaß befindet

sich zur Zeit bei Dr. Bettelheim in Wien, der mit der Ordnung betraut worden ist. Neben dem Nachlaß Uhlands kommt für das 19. Jahrhundert der erst unlängst durch den Verein vom Sohne Justinus Kerners, dem 85jährigen Hofrat Theobald Kerner in Weinberg, erworbene Nachlaß Justinus Kerners in Betracht, dessen Briefsammlung allein über 3000 Nummern umfaßt. Ferner kommen in Betracht die nachgelassenen Sammlungen Friedrich Notters, Gustav Schwabs, Karl Gerots, J. G. Fischers, während in sicherer Aussicht stehen die ungemein reichen Sammlungen des langjährigen Redakteurs des „Morgenblattes", Hermann Hauff, und des Geheimrats Kille. Diese Sammlungen mit 13 000 Manuskripten und 2500 Briefen werden im Hause des Kommerzienrats Dr. Steiner in Stuttgart geordnet. Auch der Nachlaß Ottilie Wildermuths und eine Reihe von Einzelstiftungen stehen dem Schillermuseum in sicherer Aussicht.

In einigen Monaten kann mit der Einräumung der Sammlungen, die jetzt noch an verschiedenen Orten untergebracht sind, und deren systematischen Ordnung, Auf- und Ausstellung begonnen werden. Ob, wann und inwieweit Einweihungsfeierlichkeiten veranstaltet werden sollen, darüber wird der Ausschuß sich in nächster Zeit schlüssig machen.

Sprechzimmer.

1.

Zu Ztschr. XVI, 58.

In der Entscheidung, ob es sprachrichtiger ist zu sagen „in die (der) Prima u.s.w." oder „in Prima" ohne Artikel, kann ich die Ansicht der Leitung der Ztschr. nicht teilen. Nach meinem Dafürhalten ist es nicht angängig anzunehmen, in den Wörtern Prima, Sekunda u.s.w. sei der Artikel infolge ihrer Herkunft aus dem Lateinischen schon enthalten. Ein solcher Vorgang stünde erstens ohne jede Analogie da, denn wir setzen doch bei allen aus dem Lateinischen direkt übernommenen Wörtern den Artikel (z. B. die Oratio obliqua; in der Oratio obliqua stehen die Aussagesätze im Acc. c. Inf. u. ähnl. m.); zweitens sagt man auch allgemein: die Prima ist vorzüglich; die diesjährige Sekunda taugt rein gar nichts u.s.w. Ich bin demnach auch der Ansicht, daß es dem deutschen Sprachgebrauch entsprechender ist, den Artikel zu setzen, wie das nicht nur in Deutsch-Österreich, sondern in ganz Süddeutschland geschieht (abgesehen von Bayern und, soviel ich weiß, auch Württemberg, die erste, zweite u.s.w. Lateinklasse sagen). Die norddeutsche Aus-

drucksweise mag wohl aus dem amtlichen Stil stammen, vielleicht ist sie auch beeinflußt von dem Bestreben, sich knapper und präziser auszudrücken, während der Süddeutsche, seinem Temperament entsprechend, mehr die behagliche Breite des Ausdrucks liebt. Ich vergleiche mit dem Gebrauche „in Prima“ das in kaufmännischen Briefen und im Zeitungsstil nicht seltene „in 1902“ statt „im Jahre 1902“, eine freilich nicht zu billigende Abkürzung, die aber wohl demselben Bestreben ihren Ursprung verdankt (oder auch dem Englischen entlehnt ist).

Mainz. Dr. **Feist.**

2.

Zu Schillers Gedicht: „Pompeji und Herculanum“.

„Welches Wunder begiebt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf!“

Nach diesen Eingangsworten des Gedichtes sollte man annehmen, daß die Anlage eines Brunnens zur ersten Entdeckung der verschütteten Stadt geführt habe. Das scheint aber ein Irrtum des Dichters zu sein. Denn in einer Anzeige der deutschen Ausgabe des Werkes von August Mau, Pompeji in Leben und Kunst, Leipzig 1900, in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum“ u.s.w. (IV. Jahrgang 1901, VII. und VIII. Bandes 2. Heft, S. 160) lese ich die Notiz, daß S. 23 des gedachten Werkes im Interesse der deutschen Leser eine Erwähnung des Schillerschen Gedichtes „Pompeji und Herculanum“ eingeflochten und dazu bemerkt ist, dort finde sich gleich im ersten Verse ein vielverbreiteter Irrtum: nicht „trinkbare Quellen“ suchten im Jahre 1709 (gewöhnlich wird das Jahr 1711 genannt) die Arbeiter des Fürsten Elbeuf, die durch einen Schacht hinter die Bühne des Theaters von Herculaneum gelangten, sondern Altertümer; das Mißverständnis sei durch den Doppelsinn des Wortes pozzo, Schacht oder Brunnen, hervorgerufen.

Remscheid. **R. Eickhoff.**

3.

Friedrich der Große und Otto von Schönaich.

Unter den Gottschedianern, die zu Friedrich dem Großen in Beziehungen getreten sind, vermisse ich in Paul Ssymanks Aufsatz (S. 324 flg. dieses Jahrgs.) einen Dichter, der sich wie Gottsched und dessen Halberstädter Anhänger Lichtwer[1]) gleichfalls eines königlichen Handschreibens rühmen durfte. Es ist Gottscheds erklärter Vorkämpfer in der Lausitz,

1) Lichtwer und nicht Lichtwehr, wie leider versehentlich in meinem Aufsatz Ztschr. XVI, S. 361 flg. steht, lautet die authentische Schreibung des Namens.

der Freiherr Otto von Schönaich. Er scheint im Gegensatz zu Lichtwer, der sich erst durch Gottscheds Hinweis auf die bereits erfolgte mündliche wie schriftliche Ankündigung seines philosophischen Lehrgedichtes vom „Recht der Vernunft" zur Widmung an die preußische Majestät umstimmen ließ, aus eigener Initiative eine Annäherung versucht zu haben. Aus seinen Sympathien für den Preußenkönig hatte von Schönaich schon in seinem Heldengedichte „Hermann oder das befreyte Deutschland" kein Hehl gemacht. Gleichwohl steht auch er durchaus unter dem imponierenden Eindruck, den die mannigfachen Huldbeweise des Königs, die dem Leipziger Meister zu teil geworden waren, überall bei seinen Getreuen erweckten. Die Vorrede der übersandten Schrift zeigt es deutlich.

Allerdings wählte von Schönaich für seinen Zweck den denkbar ungünstigsten Zeitpunkt, insofern sich Friedrich gerade im Lager von Bunzelwitz in sehr kritischer Situation befand. Der König war dennoch höflich genug, für die Aufmerksamkeit in einem Handschreiben zu danken, das ein Kurier an den Baron nach Crossen bestellte. Die Antwort konnte nichts anderes als eine Absage sein, was aber von Schönaich nicht abhielt, sie umgehend an Gottsched zu übermitteln, der sie triumphierend in seinem „Neuesten" nebst deutscher Übersetzung publizierte (1761, 780).[1]) Er ist in Anbetracht der Umstände mit dem Erfolge durchaus zufrieden. Es berührt aber geradezu tragikomisch, wenn er in seinem Übereifer weiter jubelt: „Nehmen wir aber noch die mündliche Unterredung Sr. Maj. mit unsern Hrn. Prof. Gellert dazu, so haben wir vier deutsche Dichter von der vernünftigen Art aufzuweisen, die sich einer so gnädigen Aufmerksamkeit dieses gekrönten Kunstrichters rühmen können. Mögen sich doch die seraphischen, ätherischen, empyräischen, mitzraimischen, cyklopischen Dichter unseres Vaterlandes auch gleicher Trophäen rühmen". Der Arme ahnte also noch nicht, daß gerade die Audienz Gellerts ihm den König endgültig entfremdete und dazu beitrug, daß dieser das ehemalige Widmungsgedicht vom „Cygne Saxon" später „Au Sieur Gellert" umadressierte.

Eine andere Frage ist es, ob von Schönaich wirklich von seinem Annäherungsversuch befriedigt war. Im Grunde doch wohl nicht. Er konnte nämlich um so eher von der dem König nebst einem französischen Begleitschreiben zugeschickten Sammlung von „Oden, Satiren, Briefen

---

1) Der Wortlaut ist: „J'ai reçû, Monsieur le Baron de Schönaich, l'ouvrage de Poesie, que Vous m'avez envoyé. Je Vous remercie de Votre Attention; mais il sera difficile, de saisir des Jnstants, dans les Circonstances présentes, pour lire des Odes et des Satires! Sur ce, je prie Dieu, qu'il Vous ait dans sa sainte et digne garde.

Bunzelwitz, ce 24. septembre 1761. Frederic."

und Nachahmungen", die eben erst erschienen war, eine tiefere Wirkung erwarten, als sich allein drei größere Gedichte darin mit der Persönlichkeit Friedrichs des Großen befassen und zum Teil eine ganz bestimmte Tendenz erkennen lassen, nämlich den König für die deutsche Sprache zu interessieren. Der erste Brief an den König von Preußen, bereits 1752 gedichtet (S. 222 flg.), scheidet aus in der Beziehung. Er giebt im wesentlichen ein Bild des Staatsmannes und Feldherrn, wobei persönliche Erinnerungen des Verfassers aus der Kesselsdorfer Schlacht und der nachfolgenden Gefangenschaft hereinspielen. Dagegen gipfelt die im selben Jahre gedichtete umfängliche Ode auf Friedrich den Großen (S. 16 flg.) in dem warmen Appell:

> O wären Dir die deutschen Lieder,
> Dir, deutscher Weise! nicht zuwider!
> So klingt des Vaterlandes Ruf.
> Mir zwar wird es so gut nicht glücken;
> Dein Blick wird nicht dieß Lied erblicken.
> Du Wahrheit! heischtest den Gesang,
> Und diese giebt den reinsten Dank.

Die gleichen Wünsche legt er in einem zweiten poetischen Briefe vom Jahre 1753 der deutschen Sprache selbst in den Mund (S. 226 flg.), die er zwar gegen den „Donnerspruch", daß sie „barbarisch" sei, protestieren, zuletzt aber sich doch damit bescheiden läßt, daß ihr die Thaten angehören. Darin aber sei er ein deutscher König „wenn gleich sein weiser Mund nur Fremdes spricht und lißt". Otto von Schönaich zeigt sich also in diesen nationalen Bestrebungen durchaus als Gottscheds getreuen Schüler. Glück hatte er freilich damit ebensowenig wie sein Meister. Das schmälert beider Verdienst nach dieser Richtung nicht. Ob Friedrich der Große von Schönaichs Büchlein später doch noch eingesehen hat, läßt sich nicht sagen. Seine berühmte Streitschrift De la litterature allemande verrät nichts davon.

Leipzig. Dr. Otto Ladendorf.

4.

Zu Ztschr. XV, 732.

Daran kann kein Zweifel sein, daß die von Julius Sahr gegebene Erklärung von „Sprokenkreuz" richtig ist. Schon Schade Wörterbuch II, 859 führt das nnld. sprokkel an. Es ist ein ganz gebräuchliches Wort und bedeutet „dürrer Zweig". Davon das Zeitwort sprokkelen „dürre Zweige auflesen". Sprokkelmaand „Holzlesemonat", rein holländischer Name für Februarij, stammverwandt mit sprechen „in seiner ursprünglichen Bedeutung". Schade a. a. O. Mehr bei Franck, Etymologisch woordenboek der Nederlandsche Taal. s. v.

Kassel. Wilh. Kohlschmidt.

5.

Stilprobe des Kurfürsten Moritz.[1])

„Man höret an der Rede wohl, wie es um das Herze steht."
(Walter von der Vogelweide.)

Außer Lesen und Schreiben hatte der jugendliche Held von Sievershausen herzlich wenig gelernt.[2 u. 3]) Nun, „dem Genie ist es erlaubt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß" (Lessing). Doch, wie klingt seine Sprache? Man lese den folgenden, nur orthographisch veränderten Brief an seine Gemahlin Agnes, geborene Landgräfin zu Hessen[4]), d. d. Colditz, 13. November [1548]: ein ganzer Mann steht darin.

„Herzliebes Weib,

Daß sich Deine Beschwerung zur Besserung geschickt, ist mir eine sondere Freude zu erfahren, daß ich aber in dem Argwohn gegen Dir stehe, als sollt' ich lieber bei den wilden Sauen sein, auch dieselben lieber haben, als Dich, ist mir seltsam zu hören. Und, dieweil ich wohl achten kann, daß Dir Solchs durch verlogene Mäuler muß angezeigt sein, verseh' ich mich, Du würdest, zu meiner Ankunft, mir dasselbe anzeigen und mittler Weile denen das anzeigen, die das, wie oben gemeldet, von mir sagen: ist es ein Mann, daß er Solchs lüge, als ein Bösewicht, ist es ein Weib, daß sie Solchs lüge, wie eine Hure, und will hiemit weder groß noch klein Hans ausgenommen haben. Ich bin, Gott hab' Lob, so alt worden, daß ich die Zeit meines Lebens nie wider Ehre gehandelt. So weiß ich mich auch gegen männiglich frei, daß ich billig dieser Dinge verschont bliebe. Daß ich so heiß schreibe, ist meine Nothdurft und kann mein Gemüt nicht zufrieden stellen, ich erfahre denn die verlogenen Mäuler . . ." (Drei Tage später klingt es — in dieser Angelegenheit — aus demselben Herzen und Kopfe also: „. . . Da es nun von Dir und nicht von Anderer Anregen geschehen, so hat es wohl seinen Weg . . .")

Blasewitz. Theodor Distel.

1) Zu meiner früheren Mitteilung „Moritz und das Spanische" verbessere ich „los manos" in „las m.".

2) Georg Arnold († 1588) — man vergl. Mencken „Script." II, 1252 — schreibt: „Mauritius praeterquam quod legere et scribere posset, nullum litterarum usum habebat".

3) Wie klassisch war z. B. der zweite, nur an acht Jahre jüngere (als M.) Gemahl der Agnes gebildet! Man vergl. Beck: „Johann Friedrich der Mittlere, Herzog zu Sachsen" I. (1858), 5 flg.

4) Zu den auf uns gekommenen Ehebriefen Moritz' vergl. man mich in von Webers „Archive für die sächsische Geschichte" N. F. VI. (1880), 133[54] u. 138[56].

E. Göpfert, Die Bergmannssprache in der Sarepta des Johann Mathesius. Zeitschrift für Deutsche Wortforschung, Beiheft zum 3. Bande. Straßburg, Karl J. Trübner, 1902. 107 S. Preis 3 Mark.

Eine sehr dankenswerte und mit lebhaftem Beifall zu begrüßende Neuerung ist es, daß der Herausgeber der Zeitschrift für Deutsche Wortforschung, deren treffliche Publikationen von gleich hervorragender Bedeutung für den Sprachforscher wie für den Kulturhistoriker sind, sich entschlossen hat, nach dem bewährten Vorbilde anderer wissenschaftlicher Zeitschriften umfangreiche und in sich abgeschlossene Arbeiten als besondere Beihefte auszugeben, die gleichwohl einen Bestandteil der Zeitschrift bilden.

Vor uns liegt heute als Beiheft zum 3. Bande eine Abhandlung von E. Göpfert: Die Bergmannssprache in der Sarepta des Johann Mathesius. Der Verfasser, unter den Fachgenossen als einer der tüchtigsten Kenner der erzgebirgischen Mundart bekannt, hat in dieser Monographie einen neuen Beweis gewissenhaftester, mit aller nur wünschenswerten philologischen Akribie geleisteter Arbeit gegeben. Mit Recht betont er, daß unter den Standes- und Berufssprachen, deren Erforschung sich auch die genannte Zeitschrift zur Aufgabe stellt, die Bergmannssprache wegen ihres deutschen Ursprungs und ihres echt deutschen Charakters eine besondere Beachtung beanspruchen darf. Schon im 10. Jahrhundert erblühte, so führt Professor Göpfert aus, im Harz der Silberbergbau, und bereits im frühen Mittelalter haben deutsche Bergleute in den verschiedenen europäischen Ländern dem Innern der Erde die wertvollen Mineralschätze abgewonnen und die deutsche Bergmannssprache weithin in die Ferne getragen, so daß die ihr eigentümlichen Ausdrücke, Bezeichnungen und Sprachformen in die verschiedensten Sprachen übergegangen sind, während fremdes Sprachgut nur in verhältnismäßig geringem Umfange von ihr aufgenommen worden ist.

Nächst dem Freiberger Stadtrecht gebührt nun der Sarepta des Johann Mathesius — einem Cyklus von 16 Predigten, die der Pfarrer Mathesius während seiner dreißigjährigen Wirksamkeit in der böhmischen Bergstadt Joachimsthal gehalten hat — der Ruhm, das erste Werk zu sein, das die reichen Schätze der Bergmannssprache in lebendigem Zusammenhange verwendet zeigt.[1]) Die reichlichen gelehrten Beigaben geschichtlichen, geographischen und kulturhistorischen Inhalts wie die häufigen grammatischen und etymologischen Erörterungen, die dem Leser

1) Näheres vergl. in der Monographie von Dr. Georg Loesche, Johann Mathesius. Ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit. 2 Bde. Gotha 1895.

der Sarepta allenthalben entgegentreten und die eine tiefe Gelehrsamkeit und eine ungewöhnliche Belesenheit bekunden, sind als spätere für den Druck bestimmte Zuthaten anzusehen.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen macht sich Göpfert an die Aufgabe, den Wortschatz der Sarepta in alphabetischer Anordnung uns vorzuführen, eine lexikographische Arbeit, welche mit großem Fleiß und außerordentlicher Gewissenhaftigkeit unter Benutzung der einschlägigen Litteratur durchgeführt ist. An der Hand des Verfassers machen wir hier eine Fülle interessanter sprachlicher Beobachtungen, und wir sind überrascht über den Reichtum charakteristischer Bezeichnungen und Sprachformen, treffender Wendungen und anschaulicher, plastischer Bilder, über die das Bergmannsdeutsch verfügt.

Wir müssen es uns aus begreiflichen Gründen versagen, an dieser Stelle auf Einzelheiten der Göpfertschen Schrift einzugehen; es mag genügen, die treffliche Untersuchung des verdienten Gelehrten der Kenntnisnahme aller Fachgenossen, die sich an der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit deutscher Berufssprachen erquicken wollen, aufs wärmste zu empfehlen.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Deutsche Heldensage nebst Einleitung und Erläuterungen. Von Dr. M. Gorges, Gymnasialoberlehrer zu Münster i. W. Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker. 28. Band. Paderborn, Schöningh, 1902. 8° (VI und 172 S.). 1,60 M.

In fernes Altertum hinauf reicht nicht die Entstehung, aber doch der Ursprung der deutschen Heldensage. Ihre Träger waren in der ältesten Zeit deutscher Vergangenheit Gestalten der heidnischen Götterwelt, später auch sterbliche Helden, deren Thaten und Namen allmählich in die mythischen Beziehungen eindrangen und mit ihnen verschmolzen. In diese Kunde der deutschen Vorzeit will das vorliegende Buch einführen, und zwar will es nicht nur die schönsten Sagen des deutschen Heldenzeitalters selbst in übersichtlicher Form mitteilen, sondern auch in Zusätzen und Erläuterungen den historischen Kern aus der mythischen Einfassung herausschälen. Plan und Anlage des Buches sind daher ohne Zweifel zu billigen.

Nach einer ziemlich ausführlichen Einleitung über Begriff, Umfang und Entwickelung der Heldensage folgen in Auszügen neuhochdeutscher Bearbeitungen die wichtigsten Partien aus der Nibelungen-, Amelungen-, Hegelingen-, Walter- und Hartungensage, sodann die Sage vom König Roter und von Wieland dem Schmiede, dazu in einem Anhange eine Zusammenstellung solcher Sagen, die mittelbar

in den Zusammenhang der deutschen Heldensage hineinpassen. Der Unterzeichnete hält die Anfügung dieser Sagen von Beowulf, Oswald, Orendel, Artus, dem hl. Gral, von Parzival, Lohengrin und Tannhäuser für außerordentlich erwünscht und erkennt in ihrer bequemen und übersichtlichen Darbietung ein wesentliches Verdienst des Herausgebers.

Die Erläuterungen bieten die Hauptquellen und erörtern den Ursprung der Sagenstoffe und ihre Entwickelung zur Heldensage. Diese Arbeit beruht auf einer umfassenden Sammlung und didaktischen Sichtung des angeführten wissenschaftlichen Materials und bietet für jeden, der Deutschlands Vorzeit mit Interesse nachspürt, so viel des Anregenden, daß der wirklich wißbegierige Leser gerade in diesem Teile des Buches das Hauptsächlichste — freilich in kleinem Drucke — vorfinden wird. Dem Westfalen wird die Arbeit des Herausgebers besonders dadurch wertvoll gemacht, daß die Beziehungen der Heldensage zum westfälischen Lande (zu Münster, Soest, Paderborn, Arnsberg, Balve, zur Weser, zum Sauerland und Osning u.s.w.) besonders betont und gebührend hervorgehoben werden.

Ein Inhalts- und Namenverzeichnis dient der Übersichtlichkeit und dem leichteren Gebrauche des Buches, dem wir namentlich bei der deutschen Jugend die beste Verbreitung wünschen.

Münster i. W. Dr. Faßbaender.

Die wunderbaren Abenteuer des Ritters Hugo von Burdigal, Herzogs von Aquitanien, und der schönen Klarmunde, sowie des Elfenkönigs Oberon. Nach dem alten Sang und dessen Erneuerung durch Gaston Paris dem deutschen Volke wiedererzählt von Richard von Kralik. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft, 1902. 148 S. 4°.

Die französischen Schulmänner sind schon seit längerer Zeit bemüht, die ältere Litteratur ihrer Muttersprache in der Erziehung und im Unterrichte nutzbringend anzuwenden. In dieser Hinsicht war es mit der französischen Schullektüre ziemlich armselig bestellt. Daher machten sich nun einige Pädagogen an Erneuerungen alter Stoffe. So erfuhr das Rolandslied durch Maurice Bouchor eine recht anerkennenswerte Bearbeitung. In die Reihe dieser Werke stellt sich nun würdig auch die jüngste Erscheinung auf diesem Gebiete, die von Gaston Paris veranstaltete Neubearbeitung der bekannten chanson de geste. Dieses Buch ist mit seinem farbenreichen und modern gehaltenen Bilderschmuck von Manuel Orazi als Jugendschrift gedacht und darf auch als solches wohl die weitgehendste Würdigung für sich beanspruchen. Um dies all-

gemein zu begründen, genügt es, die mittelalterliche Epik mit ihrer kindlichen Romantik ins Auge zu fassen und ihren erzieherischen Wert abzuschätzen. So wird das Buch[1]) in Frankreich seinen Weg machen.

Diese neufranzösische Bearbeitung hat nun sofort einen deutschen Übersetzer in Richard von Kralik gefunden, einem Manne, der als Kenner der älteren deutschen Litteratur in dieser Oberonsage deutsches Geistesgut erblickte und beschloß, das Buch Gaston Paris' nicht nur zu übersetzen, sondern die Sage von Huon von Bordeaux für die deutsche Litteratur zurückzuerobern. Kralik ist in manchen Gründen auch wirklich recht zu geben.

Die Geschichtsbücher aus der Karolingerzeit berichten von Huon von Bordeaux, dem Sohne des Herzogs von Aquitanien, der zur Zeit Kaiser Karls des Kahlen nach Italien in die Verbannung geschickt wurde, weil er einen Paladin im kaiserlichen Palaste getötet hatte. Diese historisch verbrieften Ereignisse bilden die Grundlage für einen besonderen Sagenkreis, der sich an den bedeutendsten des fränkischen Mittelalters, an den Karls des Großen anschloß. Und da dieser Herrscher freundschaftliche Beziehungen zu dem Kalifen Harun al Raschid unterhielt, dessen Gestalt auch im orientalischen Märchen fortlebte, so nimmt es wahrhaft nicht wunder, daß sich in der Chanson von Huon und Esclarmonde das Morgenland mit seiner ganzen verschwenderischen Pracht und seinem dekorativen Duft wiederspiegelt. Gerade dieses Moment paßte zu dem Rüstzeug der Romantik. Wie innig sich aber französische und deutsche Motive in dieser Sage berühren, beweist einzig und allein schon die Gestalt des Elfenkönigs Oberon, der Huon ebenso zum Schutzgeist wird wie dem Heldenkönig Ortnit der Nibelungenzwerg Alberich. Kralik hat auch auf die Überzeugung, daß die Sage deutschen (wohl fränkischen) Ursprungs sei, gestützt, das Buch übersetzt. Der große nationale Zug ist übrigens schon Wieland aufgefallen, als er den 1516 erschienenen Prosaroman „Huon de Bordeaux“ aus einem in der Gräflich Tressanschen „Bibliothèque universelle des Romans“ enthaltenen Auszuge kennen lernte. Auch Wieland war schon bemüht, gallische Namen durch deutsche zu ersetzen (vergl. Scherasmin und Géraume). Aber er ist nicht konsequent, als hätte er diesen nationalen Standpunkt unter der Arbeit wieder aufgegeben. Obwohl Kralik in dieser Hinsicht noch viel weiter geht, so erkennen wir doch in dieser deutschen Wiedergabe so recht deutlich das Urbild des Oberon, das in

---

1) Aventures merveilleuses de Huon de Bordeaux, pair de France et de la belle Esclarmonde ainsi que du petit roi de féerie Auberon, mises en nouveau langage par Gaston Paris de l'Académie française. Se trouve à la Maison Didot, Paris.

dem altfranzösischen Epos, wohl neben dem Rolandslied dem schönsten Sprachdenkmal jener Zeit, erhalten ist.

Kralik hat nun seine Arbeit mit der Absicht in Angriff genommen, die Sage des fremden französischen Gepräges zu entledigen und sie durchaus deutsch zu gestalten. Das Gewaltsame dieses Vorhabens hat seine deutlichen Spuren, nämlich in mancher Hinsicht Inkonsequenz hinterlassen. Kraliks Verdeutschung erstreckt sich im allgemeinen doch nur auf Äußerlichkeiten. Wenn auch zugegeben werden muß, daß eine große Zahl der am Hofe Karls des Großen lebenden Fürsten deutschen Geblüts waren, so darf doch nicht angenommen werden, daß Hugo selbst ein Deutscher gewesen sei. Das scheint nun Kralik zu behaupten, wenn er den Namen dieses Helden gleich andern verdeutscht. So ist Huon von Bordeaux, der Sohn des Herzogs von Aquitanien, in Kraliks deutscher Ausgabe Hugo von Burdigal. Hierbei ließe es sich mit der Ansicht des Übersetzers rechtfertigen, daß die letzte Form des Namens von jedem Deutschen ohne Schwierigkeit gelesen werden kann. Dessenungeachtet beläßt auch Kralik den Namen des Elfenkönigs Oberon, wiewohl er selbst in seinen Anmerkungen ausdrücklich darauf hinweist, daß französisches Auberon (Auberi) mit deutschem Alberich verwandt ist. Wohl läßt sich aus der Sage, daß Oberon ein Sohn Julius Cäsars und der Fee Fata Morgana gewesen sei, ein ungenügender Anhaltspunkt gewinnen, um an den romanischen Ursprung dieser Mythe zu glauben. Sonst hätte aber Kralik auch konsequent sein müssen, wenn er seinem Werke ein durchaus germanisches Gepräge hätte geben wollen. Zwar finden wir für Gérard Gerhard, für Géraume Gerhelm, für Amauri Amalrich, für Gautier Walter, für Hondré Hundrat, für Traugemund Estrumont, der bei Tressan Moufflet heißt, bei Wieland aber ganz verschwiegen ist. Auch die deutsche Sprache ist es, in der nicht nur die am Hofe Karls lebenden Fürsten reden, sondern auch jene Sibylle in der Burg des Riesen Orgelus am Roten Meere. So weit ist Wieland nicht gegangen, der die Helden in der langue d'oc sprechen läßt, die „in der süßen Musik am Ufer der Garonne" dahinfließt. Gründe, daß Kralik auch da mit Recht für den Anteil, den die Deutschen an der Huon-Sage haben, eingetreten ist, lassen sich allerdings auch ins Treffen führen. Vor allem verlegt er die Entstehung der gesamten Karolingersagen in jene Zeit, da diesseits wie jenseits des Rheins durchweg deutsch gesprochen wurde, die Überlieferung aber nicht dafür sorgte, daß uns diese Sagen auch erhalten blieben. Da zudem später, als man an die Aufzeichnung der Traditionen dachte, an die Stelle der deutschen Hofsprache die französische getreten war, wurden auch die herrlichen Epen, wie das Rolandslied, die chanson de

geste u. m. a., in dieser neuen Sprache niedergeschrieben. Nicht unwichtig ist es wohl, daß gerade deutsche Fürstengestalten, so z. B. die Gestalt des Herzogs Naimes von Bayern, recht sorgfältig ausgeführt erscheinen. Nicht die Identität zwischen französischem Auberon und deutschem Oberon allein genügt Kralik, um die Huon-Sage, wie sie in dem altfranzösischen Epos vorliegt, für eine durchaus deutsche Dichtung zu halten, die zuerst im 10. Jahrhundert in lateinischer Sprache aufgezeichnet worden und sodann von den Ost- zu den Westfranken gewandert sei, wo sie erst die Grundlage zu der altfranzösischen Chanson lieferte.

So will der Übersetzer seiner deutschen Ausgabe ebendenselben Wert für seine Landsleute verleihen, den das altfranzösische Epos nach Ansicht Gaston Paris' für die Franzosen hat. Der erziehliche Wert der Neubearbeitung beruhe auf dem mächtigen Gehalt französischen Nationalgeistes. Wenn wir dem französischen Gelehrten Glauben schenken, und das müssen wir, so ergiebt sich eine ganz merkwürdige Stellung, die der Übersetzer zu dem Verfasser des Originals einnimmt. Fast scheint es da, als hätten wir damit die Achillesferse berührt. Was uns bei aller Anerkennung, die wir Kraliks Übersetzungskunst zollen müssen, an dem reich ausgestatteten Buche nicht gefällt, das sind die Bilder Orazis, denen wir den erziehlichen Wert absprechen müssen. Der Illustrator wird nämlich den einfachsten Proportionen des normal gewachsenen menschlichen Körpers nicht gerecht. Auf dem Bilde, wo Hugo mit dem Riesen Agrapart kämpft, sind die Zuschauer im perspektivischen Verhältnis mindestens ebenso groß wie der Riese; indes sollen sie Menschen in der Größe Hugos sein. Den deutschen Verlag hätte es nicht verdrießen sollen, einen deutschen Künstler zur Illustration des Werkes zu berufen und nicht die französischen Klischees zu verwenden. Mit Bildern im deutschen Geiste und in wahrhaft kunstgerechter Ausführung würde erst das Buch zu dem Schatze deutscher Jugendlitteratur so ganz und gar zählen.

Wien. **W. A. Hammer.**

Übersicht der deutschen Litteraturgeschichte. Als Hilfsbuch für Wiederholungen bearbeitet von Karl Hähnel, k. k. Gymnasialdirektor. 3. verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, Manzsche k. u. k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung, 1902.

Die in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum notwendig gewordene 3. Auflage von Hähnels „Übersicht der deutschen Litteraturgeschichte" zeigt mehrfache Verbesserungen im einzelnen, aber auch eine nicht ganz unbedeutende Vermehrung des Inhalts, ohne dem Hauptzweck, den Lernenden bei Wiederholungen durch eine möglichst knappe Darstellung des

Lehrstoffes zu unterstützen, Abbruch zu thun. Die vorzügliche Anordnung, die Ernst Müllers Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Wirken auszeichnet, findet sich, dem Bedürfnis der Schule angepaßt, in Hähnels Hilfsbüchlein bei der Behandlung sämtlicher Klassiker, über die 8 Spalten in sorgfältiger Auswahl des Wissenswerten zuverlässige Auskunft geben.

Dresden. H. Unbescheid.

Die Hohenzollern im Glanze der Dichtung. Für die deutsche Jugend und das deutsche Volk in Schule, Haus und Heer gesammelt und herausgegeben von J. Rießen. 8°. 460 S. Leipzig, Adolf Fickenhaus. Ohne Jahreszahl. Preis brosch. Mark 3.60; geb. Mark 4.50.

Das beachtenswerte Buch, welches sich hauptsächlich zur Benutzung bei patriotischen Festfeiern eignen dürfte, enthält 385 Hohenzollerndichtungen, darunter meist weniger oder gar nicht allgemein bekannte, von Friedrichs I. Belehnung an bis Wilhelm II. Morgenlandfahrt; vorausgeschickt sind sechs Gedichte allgemeinen Inhalts über das Haus und Geschlecht Hohenzollern. Berücksichtigt sind von den Kurfürsten nur Friedrich I., Johann Cicero, Joachim I. und der Große Kurfürst, die preußischen Könige und deutschen Kaiser dagegen sämtlich, so jedoch, daß bei Kaiser Wilhelm I. der überreiche Stoff in die acht Gruppen: 1. Wilhelm, Prinz von Preußen; 2. Bei der Thronbesteigung; 3. Krieg und Sieg (1864, 1866, 1870/71); 4. Friedensgrüße; 5. Geburtstagsgrüße; 6. Freudenvolle und leidenvolle Tage; 7. Letzte Lebenstage und Tod; 8. Centenarfeier zerlegt, erscheint. Wenn nun auch die meisten Gedichte den ersten Heldenkaiser, den wiedererwachten Barbarossa, der die langersehnte Einigung Deutschlands herbeiführte, feiern, so behandeln doch auch schon viele und oft recht gediegene Wilhelms II. große Friedensthaten.

In den beiden ersten Hauptabschnitten, welche zusammen 180 Seiten umfassen und mit dem Gedicht: „Des Königs Friedrich Wilhelm IV. Tod" von Georg Hesekiel abschließen, findet man vorwiegend Gedichte von Kleist, Körner, Schenkendorf, Arndt, Kopisch, Gruppe, Klette, Holtei, Geibel, Hesekiel und Fontane, im dritten von Bartsch, Hesekiel, Franz Jahn, Geibel, Dieffenbach, Oskar v. Redwitz, F. Dahn, Max Remy, Gerok, Rittershaus, Scherenberg, Ernst v. Wildenbruch, Gerhard v. Amyntor, R. v. Gottschall, Leo Fischer, H. H. Mönch, Cüppers, Kiesgen, Wattendorf, v. Roell u. a., so daß, was mit Freuden zu begrüßen ist, auch katholische Dichter nicht ausgeschlossen sind. Manches Minderwertige trifft man selbstverständlich unter einer so ausgedehnten Sammlung an, doch ist zu berücksichtigen, daß der Herausgeber, von dem

auch einige nicht üble Gedichte aufgenommen sind, lediglich den edlen Zweck erfüllt, Treue und Liebe zu unserem Herrscherhause und ruhmgekrönten Vaterlande zu wecken und zu pflegen.

Das Werk ist auch in drei Teilen zu beziehen. Teil I reicht bis Friedrich Wilhelm IV.; II umfaßt Wilhelm I. und Friedrich III. — beide einzeln zu Mark 1.50 —; III beschäftigt sich nur mit Wilhelm II. und kostet Mark 0.80.

Wollstein. Dir. Dr. Karl Löschhorn.

Graphische Darstellung der deutschen Satzlehre nebst einer Interpunktionslehre von Dr. Adolf Stamm, Oberlehrer am Realgymnasium zu Iserlohn. Leipzig, Julius Bädeker, 1899. Preis 1 M.

Welcher Lehrer des Deutschen hätte noch nicht versucht, eine Methode zu erfinden, mit der man den Aufbau eines Satzganzen recht anschaulich darstellen könnte! Die Satzbilder, zu denen schon der alte Bauer, dessen Buch jetzt Duden in wohlverdienter neuer Brauchbarkeit erhält, anleitet, schienen den Weg zu ebnen. Nach Franz Kerns selbständigem Vorgehen war eine neue Etappe zu verzeichnen. Nun hat Dr. Stamm, zur Zeit Gymnasialdirektor in Anklam, zum Teil in Anlehnung an Kerns Symbolik eine recht brauchbare Anleitung gegeben, wie man dem Auge leicht übersehbar sowohl die Anordnung und Zusammensetzung der Satzteile als auch die Art, Reihenfolge und die Unterordnungsverhältnisse der Nebensätze, aus Deutlichkeitsgründen beides nicht in einem Bilde freilich, darstellen kann. Mit oberflächlichem Durchlesen ist's bei dem Werkchen nicht gethan; es muß studiert werden, und mancher, der nicht gerne Zeit auf neue Dinge verwendet, wird mißmutig das Büchlein als eine Spielerei abthun. Mit Unrecht! Klarheit über die einschlägigen Verhältnisse muß der Unterricht anstreben; Stamms Symbolik giebt uns ein Mittel in die Hand, kurz und bestimmt durch einfache Symbole die Struktur des Satzgefüges und jedes einfachen Satzes oder Nebensatzes zu kennzeichnen. Niemand wird beispielsweise den Nutzen bestreiten, den Otto Hesses geniale Symbolisierungskunst für die analytische Geometrie hatte. Wie fruchtbar erwies sich seine Methode! Möge auch Stamms Versuch Beachtung und Nachfolger finden! An Klarheit der Kennzeichnung läßt Stamms Methode fast nichts zu wünschen übrig. Vielleicht findet eine spätere Zeit den neuen Reiz hinzu, daß es gelingt, die Konstruktionsbedingungen, die Art des organischen Zusammenhanges zwischen den Teilen der einzelnen Satzglieder und zwischen den Satzgliedern selbst, ferner zwischen den Nebensätzen untereinander noch besser zum bildlichen Ausdruck zu

bringen, als schon zur Zeit erreicht ist. Es ist denkbar und wünschenswert, daß schließlich der Grammatiker ähnliche Konstruktionsbilder aufstellen kann, wie sie zur Zeit schon der Chemiker in seinen graphischen Substitutionsformeln besitzt. Wenn es gelänge, ebenso die jeweilige „Wertigkeit" des Substantivs, des Adjektivs und des Verbums, das Gesättigtsein und den grammatischen Molekularzusammenhang z. B. im einzelnen adverbialen Ausdruck unzweideutig zu bezeichnen, so wäre für den Grammatikunterricht viel erreicht, ähnlich wie das Verständnis der Chemie durch die richtig gewählte Bezeichnungsmethode sehr gefördert wurde. Wie sehr wir in Bezug auf Grammatik immer noch in den Anfängen stecken, geht wohl daraus hervor, daß bei Stamm ebenso wie bei Franz Kern das Attributverhältnis und die Stellung des Artikels, ferner das Fehlen des Artikels beim Substantiv unbezeichnet bleibt, wodurch ein wichtiges Charakteristikum der deutschen Sprache — man denke nur an das Lateinische und Schwedische — bei der Symbolisierung vorläufig gar nicht zum Bewußtsein gebracht wird. — Der Einführung der Stammschen Symbolisierung ist die Richtung des gegenwärtigen Unterrichtsbetriebes im Deutschen, die an einen Irrtum Grimms anknüpft (der sich aus dem lateinfesten Unterricht früherer Zeit unschwer erklären läßt und in seiner Formulierung zu seiner Zeit sogar nützlich gewirkt haben mag) nicht eben günstig. Die Zeiten werden kommen, in der man wieder der Grammatik mehr Recht einräumt als jetzt, der Grammatik der Heimatsprache. Sogar jetzt noch ist, was deutsche Grammatik heißt, vielfach mehr eine Abstraktion und Anpassung an die lateinische Sprachlehre. Von brauchbaren Büchern in einem neueren Geiste ist in dieser Beziehung Sütterlins Lehrbuch, das aus der Praxis an lateinloser Schule, das ist das Entscheidende, hervorging, rühmend zu erwähnen. Stamms Büchlein kann sicher dem Unterrichte große Dienste leisten. Es wird sich aber empfehlen, daß der Verlag zwei sorgfältig ausgeführte Wandtafeln mit einer Übersicht der Bezeichnungen für Satzteile einerseits, für Neben- und Hauptsätze anderseits herstellen läßt.

Kaiserslautern. **O. Steinel.**

Zeitschriften.

Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1902. Heft 9. Inhalt: F. W. Schmidt, Pestalozzi und Herbart. — Gruhn, Das Temperament in der Schule. I.

—— Heft 10. Inhalt: Schwertfeger, Zur Seelenfrage. — Gruhn, Das Temperament in der Schule. II.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1902. Heft 8. Inhalt: Regener, Baco und der Realismus.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1902. Heft 10. Inhalt: Andreae, Was können die Volksschulseminare thun, um die künftigen Lehrer hygienisch auszubilden?

— Heft 11. Inhalt: Franke, Der deutsche Satzbau.

Das litterarische Echo. 4. Jahrgang. Nr. 20. Zweites Juli-Heft. Inhalt: K. W. Goldschmidt, Zur Psychologie des Kritikers. — Stefan Zweig, Johannes Schlaf. — Johannes Schlaf, Im Spiegel. — Ernst Ziel, Lyrisches. — Eduard Höber, Tschechoff als Dramatiker. — Hermann Jantzen, Neues über Gutzkow. — Max Grad, Schlimmer Adebar.

—— Nr. 21. Erstes August-Heft. Inhalt: Hans Landsberg, Deutsche Litteraturkomödien. — Karl Bienenstein, Knut Hamsun. — Oskar F. Walzel, Schweizerische Bücher. — Karl Berger, Deutsche Dichtung in Hessen. — Käthe Schirmacher, Neues von Ellen Key. — Knut Hamsun, Sklaven der Liebe.

—— Nr. 22. Inhalt: Victor Blüthgen, Hausbibliotheken. — Reinhold Schoener, Italienische Belletristik. — Max Koch, Eine neue Schillerbiographie. — Willy Rath, Allerhand Komödien. — Eduard Bertz, Sozialethische Litteratur.

—— Nr. 23. Erstes September-Heft. Inhalt: Wolfgang Kirchbach, Das Pseudonym. — Wilhelm Holzamer, Cäsar Flaischlen. — Georg Polonsky, Aus der russischen Belletristik. — Karl Berger, Erzähler aus deutschen Gauen. — Kurt Aram, Tolstoi als Aesthetiker. — Th. Poppe, L. Katscher, Psychologisches. — Cäsar Flaischlen, Aus „Martin Lehnhardt".

——, Nr. 24: Erich Schlaikjer, Der Weg zum Ruhm. — Anna Brunnemann, Olive Schreiner. — Ernst Consentius, Kostüm-Dramen. — M. Osborn, W. Fred, Aus der Kunstlitteratur. — Helene Stöcker, Bücher zur Frauenfrage. — Karl Strecker, Die Kränze im Meer.

——, 5. Jahrgang. Nr. 1: Wilhelm Bölsche, Weltstadtpoesie. — Hans Benzmann, Emil Schoenaich-Carolath. — Prinz E. Schoenaich-Carolath, Im Spiegel. — Felix Hollaender, Von und über Maeterlinck. — W. von Scholz, Neue Gedichtbücher. — Georg Brandes, Weichenwechsel.

—— Nr. 3. Erstes November-Heft. Inhalt: Eugen Kühnemann, Friedrich Nietzsches Nachlaß. — Wilhelm Holzamer, Wilhelm Weigand. — Ed. Platzhoff-Lejeune, Westschweizerische Litteratur. — Anselm Heine, Neues von Selma Lagerlöf. — Maurice Maeterlinck, Aus „Monna Vanna".

Bühne und Welt. 4. Jahrgang. Nr. 20. Inhalt: Aus Richard Wagners Züricher Zeit. Von Erich Kloß. (Illustriert.) — Titel, Benennung und Widmung in Richard Wagners Werken. Von Wolfgang Golther. — Richard Wagner und die deutsche Schule. Von Karl Pagenstecher.

Die Deutsche Schule. 6. Jahrgang. 6. Heft. Juni 1902. Inhalt: Ein Wort über Bedeutung und Geschichte der Fröbelschen Pädagogik. Von Dr. F. A. Steglich. — Gefühlswerte im Menschenleben. Von Otto Schulze. — Über den Idealismus als Grundlage der Methode Pestalozzis. Von Prof. Dr. Natorp. (Schluß).

—— 7. Heft. Juli 1902. Inhalt: Universität und Volksschullehrer. Von Prof. Dr. W. Rein. — Pestalozzi über Kriminalgesetzgebung. Von J. Walter.

—— 8. Heft. August 1902. Inhalt: Zur philosophischen Grundlegung der Elementarpädagogik. Von Dr. Hermann Walsemann.

Die Deutsche Schule. 6. Jahrgang. 9. Heft. September 1902. Inhalt: Läßt sich Religion durch Unterricht fortpflanzen? Von A. Prall. — Zur philosophischen Grundlegung der Elementarpädagogik. Von Dr. Hermann Walsemann. (Schluß.) — Über Stimmung und Stimmungen. Von Ernst Linde.

—— 10. Heft. Oktober 1902. Inhalt: Läßt sich Religion durch Unterricht fortpflanzen? Von A. Prall. (Schluß.) — Über Stimmung und Stimmungen. Von Ernst Linde. (Schluß.) — Wandschmuck in der Schule. Von C. L. A. Pretzel.

Die Gesellschaft. Herausgeber Dr. Arthur Seidl, München. 18. Jahrgang. Heft 11 und 12. Inhalt: Else Hasse, Spaltungen und Wandlungen im Sozialismus. — Grete Meisel-Heß, Erziehung und Familienleben. — Ida Hänh-Lux, Pädagogische Plauderei. — Kurt Piper, Die weibliche Kunstseele. — Anna Bernau, Emmy von Egidy. — Baronesse Falke, Klingers „Beethoven" in Wien.

—— Heft 13. Inhalt: Carl Schneider, Zur Kritik der Abstammungslehre. — Münchner Nekrologe. K. H. Döscher: 5. Dr. Joh. B. Sigl. — Moderne „Orestien": Felix Weingartners „Orestes" von Prof. Martin Krause. — Aeschylos' „Orestie" nach Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf und Max Schillings. Vom Herausgeber. — Richard Braungart, Dichtungen. — Derselbe, Der Schatten. — Ludwig Deinhard, Das Shakespeare-Geheimnis.

—— Heft 17/18. Inhalt: Albert Lamm, Das moderne Leben und die moderne Kunst. — Coßmann, Aphoristisches aus Fritz Mauthners „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache". — Richard Schark, Gedichte. — Carl Schultes, Victor Eltrudis. — Alberta von Puttkammer, Gabriele d'Annunzio.

Blätter für Volksgesundheitspflege. 2. Jahrgang. 12. Heft. Inhalt: Brustorgane und Berufswahl. Von Privatdozent Dr. Hans Neumayer, München. — Sport und Gesundheit. Von Dr. Julian Marcuse, Mannheim.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Litteratur und für Pädagogik. 5. Jahrgang 1902. IX. und X. Bandes 8. Heft. Inhalt: I. Abteilung (9. Band): Studien zu Platons Idealstaat (Kynismus und Platonismus). Von Professor Dr. Moritz Guggenheim in Zürich. — Eine neue Auffassung der deutschen Geschichte im Zeitraume vom XVI. bis zum XVIII. Jahrhundert. Von Professor Dr. Felix Rachfahl in Halle a. S. — Karl Immermann. Eine psychologische Studie. Von Oberlehrer Dr. Johannes Geffcken in Hamburg. — II. Abteilung (10. Band): Die ästhetische Erklärung der Schriftsteller. Von Oberschulrat Gymnasialrektor Dr. Martin Wohlrab in Dresden. — Die Bedeutung der antiken Sprachen im Gymnasialunterricht. Vortrag, gehalten vor der Versammlung des sächs. Gymnasiallehrervereins in Grimma von Professor Dr. Hermann Steuding in Wurzen. — Zwerge und Riesen. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und ihrer Behandlung in der Schule. Von Oberlehrer Dr. Georg Siefert in Jena (Fortsetzung). — Klassische Studien und klassischer Unterricht in den Vereinigten Staaten. Von Professor Dr. Ernst Sihler in Neuyork. I.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 13. Jahrgang. 12. Heft. Inhalt: Rückblick und Ausblick. Von Professor Dr. Schmitz-Mancy in Krefeld. — Statistisches über die sächsischen Realschulen. Von Dr. Hörnig in Chemnitz.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. München, 1900. Nr. 286. Inhalt: E. Nestle, Zur Geschichte des Wortes Kirche.

Neu erschienene Bücher.

Prof. Dr. O. Brenner, Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 68 S.

Knepper-Bitsch, Ein elsässischer Arzt der Humanistenzeit als deutscher Poet. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsaß-Lothringens.

Dr. E. Martinak, Zur Psychologie des Sprachlebens. Separatabdruck aus der „Zeitschrift für die österr. Gymnasien". 49. Jahrgang, 1898. 1. Heft.

Christian Petzet, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. 1. Lieferung. München, J. F. Lehmann, 1902. 98 S.

Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1902. XXXIV. Antrittsrede des Herrn Burdach und Antwort des Herrn Vahlen.

Franz Ullsperger, Schillers Wallenstein. 2. Aufl. Leipzig, G. Freytag, 1902. 336 S. Preis 1 M. 25 Pf.

Aug. Sauer, Adalbert Stifter als Stilkünstler. Sonderabdruck aus der Festschrift des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Prag, Verlag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1902.

Schwäbischer Schillerverein. 6. Rechenschaftsbericht. Marbach, 1902.

H. Rosin, Diesterwegs parlamentarische Thätigkeit und sein Einfluß auf die Schulgesetzgebung. Berlin W., Gerdes u. Hödel, 1902. 81 S.

Otto Schulze, Von deutscher Bildung. Ein Beitrag zur Frage der Fortbildungsschule. Berlin W., Gerdes u. Hödel, 1902. 76 S.

E. Cremer, Die poetischen Formen der deutschen Sprache. 1. Lieferung Berlin W., Gerdes u. Hödel, 1902. 64 S.

Joh. Meyer, Deutsche Sprachübungen. Ausg. B in 2 Heften. 1. Heft. Berlin SW., Carl Meyer, 1902. 40 S.

Joh. Meyer, Kleines deutsches Sprachbuch. Ausg. B in 3 Heften. 1. Heft Berlin SW., Carl Meyer, 1902. 40 S.

Joh. Meyer, Deutsches Sprachbuch. Ausg. B in 4 Heften. 1. Heft. Berlin SW., Carl Meyer, 1902. 40 S.

Margarete Henschke, Zur Einführung in die Theorie und die Praxis der Mädchen-Fortbildungsschule. Leipzig, Th. Hofmann, 1902. 172 S.

Dr. Richard Hesse, Abstammungslehre und Darwinismus Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 123 S.

Christian Petzet, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. 2. Lieferung. München, J. F. Lehmann, 1902.

O. Kuntz und L. Wohlrabe, Lesebuch für Mädchenfortbildungsschulen und ähnliche Anstalten. Halle a. S., H. Schroedel, 1902. 400 S.

Prof. O. E. Schmidt, Kursächsische Streifzüge. Leipzig, F. W. Grunow, 1902. 351 S.

G. Christ. Lichtenbergs Aphorismen. Herausgegeben von Alb. Leitzmann. 1. Heft: 1764—1771. Berlin W. 35, B. Behr, 1902. 276 S.

Dr. Fritz Hofmann, Kleines Handbuch für den deutschen Unterricht. Leipzig, B. G. Teubner, 1902.

Dr. Kurt Warmuth, Wissen und Glauben bei Pascal. Berlin, Georg Reimer, 1902. 56 S.

Dr. Phil. Keiper, Neue urkundliche Beiträge zur Geschichte des gelehrten Schulwesens im früheren Herzogtum Zweibrücken. IV. Teil. Zweibrücken, Aug. Kranzbühler, 1902. 52 S.

Dr. Joh. Boock, Deutsche Elementarstilistik. Berlin, R. Gaertner (Herm. Heyfelder), 1903. 192 S.

Dr. Karl Krause, Deutsche Grammatik für Ausländer. Auszug für Schüler, bearbeitet von Dr. Karl Nerger. 2. verb. Aufl. Breslau, J. U. Kern (Max Müller), 1902. 200 S.

Dr. Raimund Müller, Der Tod als Erzieher. Separatabdruck aus dem Deutsch-mährischen Schulblatte vom 22. Juni und 8. Juli 1902. Brünn, 1902. 24 S.

Prof. Wilh. Vietor, Deutsches Lesebuch in Lautschrift. 2. Teil: Zweites Lesebuch. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 189 S.

Prof. Dr. Emil Grosse, Übersicht über Lessings Laokoon und Schillers Abhandlung über das Erhabene. Berlin, Weidmann, 1902. 27 S.

——, Zur Erklärung von Goethes Gedicht „Das Göttliche". Berlin, Weidmann, 1902. 28 S.

——, Wilhelm von Humboldt, Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung. Berlin, Weidmann, 1902. 42 S.

——, Kallias oder über die Schönheit, aus Schillers Briefen an Körner. Berlin, Weidmann, 1902. 31 S.

W. Schaare und K. Blasse, Die Bilderschriftmethode. Leipzig, Dürr, 1903. 110 S.

M. Evers u. H. Walz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Bearbeitung des Döbelner Lesebuchs für Mittel- und Norddeutschland. 5. Teil: Obertertia. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 382 S.

Dr. Wilh. Moestue, Uhlands nordische Studien. Berlin, W. Süsserott, 1902. 64 S.

Prof. Dr. Bräutigam, Übersicht über die neuere deutsche Litteratur 1880—1900. Kassel, Georg Weiß, 1903. 73 S.

Dr. Jul. Stiefel, Poesie und Schule. Zürich, Alb. Müller, 1902. 36 S.

Otto Oertel, Der Volksgraf. Drama in vier Aufzügen. Dresden-Blasewitz, R. v. Grumbkow, 1903. 79 S.

Otto Lyon, Handbuch der deutschen Sprache. I. Teil: Sexta bis Tertia. 8. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 294 S.

Prof. Godfried E. Frieß, Die Personen- oder Taufnamen des Erzherzogtums Österreich unter der Enns. 1. Heft. Linz, Verlag: Gymnasium Seitenstetten, 1902. 26 S.

Dr. Georg Vogel, Erzählungen zu Aufsatzübungen. Bamberg, C. C. Buchner (R. Koch), 1901. 62 S.

Friedrich Schleiermachers Monologen. Kritische Ausgabe von Fr. Mich. Schiele. Leipzig, Dürr, 1902. 130 S. Preis 1 M. 40 Pf.

Dr. Karl Vorländer, Geschichte der Philosophie. 2 Bände. Leipzig, Dürr, 1903.

H. Hildebrandt, Rechtschreibschule für Unter- und Mittelklassen. 2. Aufl. Leipzig, Th. Hofmann, 1902. 162 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42 I.



